Gott will es!

Katholische Zeitschrift

für die

Antisklaverei-Bewegung deutscher Zunge

zugleich

Afrika-Missions-Blätter

Organ des

Afrika-Vereins deutscher Katholiken

Herausgegeben

von

Walther Helmes

Deutsche Kolonialgesellschaft BERLIN

2. Jahrgang

1890

M. Gladbach

Druck und Verlag von A. Riffarth

Zs 1606

Inhalts-Verzeichnis.

I. Kundgebungen des Afrika-Vereins deutscher Katholiken.

Seite

Bericht über die 2. Sitzung des Central-Vorstandes 3
Bericht über die Kassenverhältnisse des Vereins 3, 4
Bericht über Zuwendungen an Missionen 8, 10, 11, 77
Quittungen über eingegangene Beiträge und Gaben 20, 88, 125, 218, 279, 340, 408, 470, 567, 600, 660, 718
Anmeldung neuer Zweig-Vereine 89, 156, 219, 280, 341, 410
Mitteilungen von Diözesanvereinen 89, 219, 280, 281, 341, 501, 568, 698, 761
Abrechnung pro 1. Halbjahr 1890 409, 410
Bericht über die 3. Sitzung des Central-Vorstandes 417

II. Aufsätze, betreffend Sklaverei und Missionsthätigkeit.

Zu Beginn des 2. Jahrganges . . 1
Der Brüsseler Kongreß 10
Neujahrsgruß der St. Benediktus-Schwestern 33
Ein Bild aus dem Sklavenleben 41—45
Eine Frage 51
Eine Bitte 65
Denkschrift der Weißen Väter an den Afrika-Verein . . . . . 74—77
Die Feier der Einkleidung in St. Ottilien . . . . . 82—85
Das Leben des Missionars 106
Die Quellen der Sklaverei 170—174
Aus Österreich 180
Zur Frage der Religionsfreiheit in den Kolonieen 226
Aus St. Ottilien 239
Eine hochwichtige Nachricht 258
Hand in Hand 289
Der deutsche Reichstag 321
Der Islam und die Civilisation . 223
Die Brüsseler Antisklavereikonferenz 326
Aus Ostafrika 338
Die französ. Missionen am Gabun 358
Ein ernstes Wort 370
Die afrikanische Bewegung 386
Wichtige Abmachungen 389
Aus St. Ottilien 390
Der Brüsseler Antisklaverei-Kongreß 426
Major v. Wißmann über die Missionen 426
Die belgische Expedition nach dem Tanganjika-See 429
Die deutsche Kolonial-Gesellschaft 429
Aus St. Ottilien 433, 586
Unser Harmonium für Dar-es-Salaam 437, 495
Rastlos vorwärts 449
Generalakte der Brüsseler Antisklaverei-Konferenz 457
Schreiben Sr. Heiligkeit 482
Ein neuer Antisklaverei-Kongreß . 494
Aus der Jesuiten-Mission am Zambesi 499
Die kath. Missionsthätigkeit in Afrika 514
Der Afrika-Verein auf der Katholiken-Versammlung in Coblenz 546
Ein neues Arbeitsfeld 610
Der Antisklaverei-Kongreß zu Paris 615
Ein neues deutsches Missionshaus für Afrika 617
Noch einmal die kath. Missionsthätigkeit 641
Bedingungen zur Aufnahme in die Missions-Anstalt Marienthal . . 660

III. Berichte aus den Missionen.

Briefe aus Uganda 14, 15
Brief des Bischofs de Courmont in Zanzibar . . . . . 45—49
Afrikanische Post 13, 45, 78, 107, 149, 176, 213, 248, 275, 297, 360, 391, 489, 554, 650, 684, 715, 748
Sklaverei in Dahomey 79
Westafrikanisches 110, 135
Briefe des Bischofs Livinhac 150—155
Briefe aus Zanzibar 176, 213, 248, 251, 297, 303, 306, 360, 391, 489, 554, 715, 748
Briefe aus Dar-es-Salaam 275, 684
Brief aus Maison-Carrée 277
Brief aus Mrogoro 262
Brief aus Westafrika 650
Brief aus Angola 752

IV. Unterhaltendes und Belehrendes.

P. Schynse 11
Die Katholischen Missionen Afrikas 34, 66, 97, 162, 194, 230, 243, 260, 292, 353, 450, 483, 577, 673, 738
Unter deutscher Flagge 53
Geld in Afrika 115
P. Geyer über die Sklavenfrage 130
Der Neger als Soldat 142
Was P. Baur von dem Häuptling Simbambili und den Bewohnern von Udoë erzählt 146
Aus dem Leben eines Negerpriesters 211
Eine Verbrüderung in Afrika . . . 209
Drei junge Afrikaner am Tische des Herrn 274
Aus dem Tagebuche des P. Schynse 326
Der Schwur 347, 379, 412, 446, 478, 507, 572, 605, 638, 667, 701, 733, 765
Religiöse Ideen der Neger 396
Ein Abenteuer im Sudan . 398, 464
Major Hermann von Wißmann . 431
Das Wesen des Islam 547, 583, 706
Militärisches aus Ostafrika 551
Über die Menschenfresserei am Kongo 588
Erlebnisse des Dr. Peters 619
Tippu-Tib 645
Die Menschenfresserei in der Niederung am Ubanghi 678
Das erste Jahrhundert einer afrikanischen Kolonie 741

V. Gedichte.

Ein Freiheitsruf 40
Die Kreuzzugsfahne 130
Und Licht wird sein nach dunkler Nacht 174
Afrikas Klage 194
Kunde aus Afrika 258
Zerstörung von Pugu 463
Die Mutter des Martyrers . . . 738

VI. Mitteilungen aus dem Vereinsleben 21, 56, 85, 182, 219, 313

VII. Mannigfaltiges.

Seite

Kleinere Mitteilungen 24, 58, 90, 120, 157, 184, 219, 252, 282, 314, 341, 373, 440, 472, 502, 560, 600, 631, 661, 718, 755

VIII. Sammlungen des „Gottwill es!"

Quittungen 62, 125, 188, 317, 375, 405, 443, 501, 568, 698, 761

IX. Illustrationen.

P. Daniel Sorur Pharim Den . . 17
Mission von Bagamoyo 46
Major von Wißmann 55, 431
Der erste Tag einer Mission . . . 145
Zwei Monate später 146
Ein Sklaventransport 206
Ceremonie der Verbrüderung . . . 209
Missions-Karawane auf dem Marsche 240
Lagernde Missions-Karawane . . . 241
Begegnung mit einem Häuptlinge 272
Begegnung mit dem Könige der Wildnis 273
Zanzibar vom Meere aus 304
Ostafrikanische Volkstypen 305
Missions-Gruppen . . . 336, 337, 338
Ruhende Missions-Karawane . . . 368
Ein unfreiwilliges Bad 369
Ein Wüstendrama, Einschaltbild, Heft 13
Missionskirche in Bagamoyo . . . 400
Straße nach Bagamoyo 401
Hospital in Zanzibar 419
Landschaft bei Bagamoyo 461
Dar-es-Salaam 465
Bagamoyo vom Meere aus 491
Harmonium für Dar-es-Salaam 496
Der Kirangosi 563
Henry Stanley 560
Stanleys Zug durch Usukuma . . 562
Stanleys Zusammentreffen mit der Nachhut 571
Die Kathedrale in Karthago . . . 598
Schwarzes Elfenbein 624
Beschlagnahme einer Dhau 655
Kampf deutscher Matrosen mit Sklavenhändlern 688
Transport gefangener Sklaven . . 720
Die beiden Vorsteherinnen des Hospitals von Zanzibar 753
Die neue deutsche Kolonialmünze 757

Stadt- u. Univ.-Bibl. Frankfurt/Main

481570 v1

2. Jahrg. **Gott will es!** 1. Heft.

Katholische Zeitschrift
für
die Antisclaverei-Bewegung deutscher Zunge.

Inhalt: Zum Beginn des 2. Jahrganges. — Afrika-Verein deutscher Katholiken (Bericht über die zweite Sitzung des Central-Vorstandes). — Der Brüsseler Congreß. — P. Schynse. — Afrikanische Post. — Afrika-Verein deutscher Katholiken (12. Liste der eingegangenen Gaben). — Afrika-Verein Salzburg. — Mittheilungen aus dem Vereinsleben. — Mannigfaltiges. — Herzlichen Dank. — Bücherschau. — Briefkasten. — Inserate. — Abonnementseinladung. — Illustrationen: P. Schynse. — P. Daniel Sorur Pharim Den.

Zum Beginn des 2. Jahrganges

sind wir unseren neu erworbenen Freunden eine Erklärung schuldig. Sie soll kurz und bündig sein.

„Gott will es!" verfolgt keinen anderen Zweck, als eine unglückliche Menschenrasse, welche noch in körperlichen und geistigen Fesseln schmachtet, daraus zu erlösen und ihr dieselben Wohlthaten der Civilisation und des Christenthums zugänglich zu machen, welche wir — ohne unser persönliches Verdienst, lediglich durch die Gnade Gottes — bereits im vollsten Maße genießen.

Wie dies geschehen soll, welcher Mittel sich die Vorsehung bedienen wird, darüber werden uns die Ereignisse der Zeit belehren. Was wir heute sehen, ist, daß der Statthalter Christi auf St. Petri Stuhle, als erster Streiter für die Sache Gottes und die Rechte des freigeborenen Menschengeschlechtes, die christliche Welt nachdrücklichst an ihre Pflicht erinnert hat, daß in Folge dieses Mahnrufes Regierungen und Völker der Sache näher getreten sind, zahlreiche Vereinigungen edel denkender Menschen sich gebildet haben, daß die Vertreter fast aller Regierungen ernstlich Rath pflegen, wie dem Unwesen mit seinem Anhang: Menschenraub, Menschenmord, Brandstiftung, Verwüstung ganzer Landstriche, beizukommen ist.

Ferner sehen wir, wie jene Heldenschaar von gottgeweihten Männern und Jungfrauen, welche auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichten,

um selbst mit Gefahr für Gesundheit und Leben dem armen Neger zu dienen und ihm das Licht des Glaubens zu bringen, sich täglich vergrößert, wie die Anstalten zur Ausbildung derselben zu klein, die Mittel zu ihrem Unterhalte längst ungenügend geworden sind.

Aus allem dem schließen wir — und jeder unserer verehrten Leser wird uns beipflichten —, daß der Zeitpunkt gekommen ist, den die göttliche Vorsehung erwählt hat, um auch dem dunklen Erdtheile die Sonne christlicher Cultur und Gesittung aufgehen zu lassen.

Aber Gott, welcher uns das Gebot gegeben: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, verlangt, daß wir mithelfen an dem Werke; nicht einem Wunder seiner Allmacht, sondern unserer Bruderliebe, unserem Eifer für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden soll Afrika, soll die bedauernswerthe schwarze Rasse die Wiedergeburt verdanken.

Diesem Rufe Gottes, seines Stellvertreters und des eigenen Herzens folgend, ist „Gott will es!" ins Leben getreten, es will seiner Aufgabe auch ferner treu bleiben. Es wird den Mitgliedern des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, sowie aller Afrika-Vereine, welche mit ihm auf echt katholischem Boden stehen, als ein Mittel der Verständigung und der Anregung zum gegenseitigen Wetteifer dienen, es wird ferner ein Organ für die Missionsthätigkeit sein. In den Grenzen der Möglichkeit stellen wir — unter Ausschluß jeder Polemik — unser Blatt Allen zur Verfügung, welche durch anregende, belehrende oder unterhaltende Beiträge im Stande sind, das Interesse an der heiligen Sache zu fördern. Soweit unsere Mittel es erlauben, werden wir Sorge tragen, durch bildliche Darstellungen den Text zu beleben und dem Leser einen Einblick in afrikanische Verhältnisse zu geben.

Wir rechnen bei Erfüllung der übernommenen schweren Aufgabe auf die Hülfe von oben, gewährleistet durch den apostolischen Segen des hl. Vaters, auf den Schutz der hl. Patrone unseres Blattes, U. L. Frau von Afrika und des hl. Negerapostels Petrus Claver, nicht an letzter Stelle auch auf eine ausgiebige Unterstützung unserer Freunde, vor Allem der Organe der Afrika-Vereine Deutschlands und Oesterreichs.

Münster, am hl. Christabend 1889.

Der Herausgeber.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

Bericht über die zweite Sitzung des Central-Vorstandes,

gehalten am 19. December im Erzbischöflichen Palais zu Köln.

Köln, 19. December 1889.

Die statutengemäße halbjährliche Versammlung des Central-Vorstandes des Afrika-Vereins deutscher Katholiken fand heute unter dem Vorsitze des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs statt. Zugegen waren die Mitglieder des Verwaltungsausschusses: Justizrath Sieger, Religions- und Oberlehrer Hespers, Landgerichtsrath Reichensperger, Rechtsanwalt Wirtz, Kaufmann Horten; dann als Vertreter der Diöcesan-Vereine: Domdecan und Generalvicar Walter (Limburg), Domcapitular Rüping (Münster), Rechtsanwalt Müller (Trier), Bergwerksdirector Büllers (Paderborn). Es hatten sich wegen Krankheit oder dringender Amtspflichten entschuldigen lassen von den übrigen Vertretern der Diöcesan-Vereine: Der hochw. Herr Bischof von Hefele (Rottenburg), Domstiftssenior Kutschank (Sachsen), Professor Albrecht (Hildesheim), Domkapitular Engel (Fulda).

Der Herr Erzbischof eröffnete die Sitzung mit einem kurzen Rückblick auf die Zeit seit der letzten Sitzung des Centralvorstandes. Darauf erstattete Justizrath Sieger Bericht über die jetzige Lage und Ausbreitung des Vereins. Derselbe zähle 9 Diöcesanvereine und im Ganzen gegen 1400 Zweigvereine. Bei der letzten Sitzung des Centralvorstandes beliefen sich die Einnahmen auf ca. 280 000 Mark, nunmehr schon auf ca. 350 000 Mark.

Zum Schlusse erinnerte der Redner daran, daß Cardinal Lavigerie beabsichtige, nach Schluß der Brüsseler Staaten-Conferenz vielleicht im Frühjahr nächsten Jahres eine Versammlung der Delegirten der Antisclaverei-Gesellschaften zu berufen. Domkapitular Rüping wünscht, daß die nächste Sitzung des Centralvorstandes vor dieser Delegirten-Conferenz stattfinde. Der Antrag wurde einstimmig angenommen.

Darauf erstattete Herr Horten Bericht über die Cassenverhältnisse.

Geschenk Sr. Eminenz Cardinal Lavigerie Francs 50 000.—			Mk.	40 249.45
Erzdiöcese Köln			„	84 858.21
Münster:	Diöcesan-Verein . .	Mk. 63 600.75		
	Aus der Diözese . .	„ 2 125.10	„	65 725.85
Trier:	Diöcesan-Verein . .	Mk. 33 393.05		
	Aus der Diöcese . .	„ 2 310.80	„	35 703.85
Paderborn:	Diöcesan-Verein . .	Mk. 26 700.—		
	Aus der Diöcese . .	„ 2 355.61	„	29 055.61
			Mk.	255 592.97

		Uebertrag		Mk. 255 592.97
Rottenburg:	Diöcesan-Verein . .	Mk. 28 000.—		
	Aus Württemberg .	„ 246.—	„	28 246.—
Fulda:	Diöcesan-Verein . .	Mk. 8 451.70		
	Aus der Diöcese . .	„ 170.80	„	8 622.50
Freiburg i. Br.:	. . . . .	Mk. 6 700.—		
	Aus Baden . . .	„ 1 610.83	„	8 310.83
Hildesheim:	Diöcesan-Verein . .	Mk. 7 200.—		
	Aus Hannover . .	„ 800.—	„	8 000.—
Limburg a. d. Lahn:	Diöcesan-Verein . .	Mk. 6 200.—		
	Aus der Diöcese . .	„ 633.70	„	6 833.70
Ostpreußen			„	4 808.25
Breslau:		Mk. 3 550.—		
	Aus Schlesien . .	„ 830.50	„	4 380.50
Apostolisches Vicariat in Sachsen . . .		„ 2 355.50		
	Dresden	Mk. 904.50	„	3 260.—
Bayern:	Diöcese Bamberg .	Mk. 906.15		
	Aus Bayern . . .	„ 1 717.90	„	2 624.05
Westpreußen:	Diöces.-Verein Culm	Mk. 565.—		
	Aus Westpreußen .	„ 881.10	„	1 446.10
Großherzogthum Oldenburg, Diöcese Münster			„	1 270.32
Osnabrück, aus der Diöcese			„	1 116.15
Elsaß-Lothringen			„	773.—
Charlottenburg Mk. 240.—; Hessen Mk. 113.—; Amerika Mk. 82.—; Luwigslust Mk. 65.—; Schweiz Mk. 34.78; Maestricht Mk. 15.—; zusammen			„	549.78
	Total der eingegangenen Gaben		Mk.	335,834.15
	Zinsen		„	4 497.50
	Ristorno		„	200.—
	Total der Einnahmen . . .		Mk.	340 531.65

Vermögen: { Mk. 200 000.— N.-W. 3½ % Deutsche Reichsanleihe.
„ 105 079.26 Guthaben zu 3% Zinsen jährlich.]

Die beiden in der letzten Sitzung des Centralvorstandes gewählten Revisoren, Landgerichtsrath Reichensperger und Banquier Pistorius, beantragten nach eingehender Berichterstattung die Decharge, welche einstimmig ertheilt wurde.

Herr Hespers sprach die Erwartung aus, daß die Zweigvereine in einigen Diöcesen, welche noch keinen Diöcesan-Verein bilden, doch möglichst bald zu einem solchen sich zusammenschließen möchten, damit sie auch im

Central-Vorstande vertreten sein könnten. Die Versammlung stimmte lebhaft zu und beauftragte den Verwaltungsausschuß, mit den in Betracht kommenden Diöcesen zu diesem Zwecke Verhandlungen anzuknüpfen.

Es wurde ferner gewünscht, daß die Beiträge der Diöcesan-Vereine nicht nur im Ganzen, sondern nach Zweigvereinen geordnet in „Gott will es!“ veröffentlicht würden.

Hierauf erhielt Herr Religionslehrer Hespers das Wort und berichtete über die Vereinsthätigkeit und Verwendung der Mittel folgendermaßen:

„Die Vereinsthätigkeit ist gleich im ersten Jahre auf große Schwierigkeiten gestoßen. Die eine derselben lag in Europa, die andere in Afrika. In unserer letzten Sitzung des Centralvorstandes vom 13. Juni hatten wir große Hoffnungen an den vom Cardinal Lavigerie nach Luzern berufenen internationalen Congreß geknüpft. Wir hatten insbesondere erwartet, daß in Luzern die Mittel zur Bekämpfung des Sclavenhandels und der Sclavenjagden festgestellt, insbesondere die Arbeiten für die einzelnen nationalen Comités, entsprechend den von den europäischen Staaten besetzten Gebieten vereinbart würden. Bei der gewaltigen Ausdehnung des Uebels durch fast ganz Inner-Afrika ist von vornherein einleuchtend, daß ein gegenseitiges Einvernehmen höchst wünschenswerth ist. Wie Sie wissen, m. H., haben sich Antisclaverei-Vereine gebildet in Portugal, Spanien, Italien, Frankreich, England, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Deutschland. Es liegt nun in der Natur der Sache, m. H., daß die einzelnen Vereine gerade diejenigen Gebiete zum Felde ihrer Thätigkeit wählen, welche die Interessensphären der betreffenden Länder bilden, daß ferner die Vereine in denjenigen Staaten, welche keine Interessensphären in Afrika besitzen, wie Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Holland, sich der Thätigkeit der andern Vereine in entsprechender Weise anschließen. Bei aller Freiheit, welche die einzelnen Vereine für ihre Thätigkeit und für die Verwendung ihrer Mtttel bewahren müssen, ist ein solches internationales Einvernehmen dringend wünschenswerth.

Leider ist diese wichtige Angelegenheit, die eine Hauptaufgabe des Congresses der Vereine bilden müßte, durch die Hinausschiebung des Luzerner Congresses bis jetzt nicht erledigt worden.

Inzwischen ist in Brüssel die Antisclavereiconferenz der Mächte zusammengetreten. Es unterliegt keinem Zweifel, m. H., daß die großartige Volks-Bewegung in ganz Europa wesentlich dazu beigetragen hat, daß eine solche Conferenz überhaupt möglich wurde. Insofern hat die Antisclaverei-Bewegung, die Gründung der Vereine u. s. w., schon einen namhaften Erfolg zu verzeichnen.

Möchten die Beschlüsse der Conferenz so ausfallen, daß sie zu einer wirksamen Bekämpfung des Sclavenhandels und der Sclavenjagden beitragen. Denn, m. H., darüber dürfen wir uns keinen Illusionen hingeben, daß die Thätigkeit der Antisclaverei-Vereine allein nicht im Stande ist, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Es gehört dazu vor allem, daß die muhamedanischen Mächte durch den vereinigten Einfluß sämmtlicher europäischen Regierungen gezwungen werden, die Artikel 6 und 9 der Generalacte der Berliner Conferenz vom 26. Februar 1885 nicht nur anzunehmen und anzuerkennen, sondern auch auszuführen.

In diesem Sinne, m. H., lauten auch die ersten Paragraphen unserer Vereinssatzungen. § 1: Der Verein bezweckt die Förderung der in Artikel 6 und 9 der Generalacte der Berliner Conferenz von den Signatarmächten übernommenen Aufgaben zur Erhaltung und Hebung der Bevölkerung Afrikas durch Unterdrückung des Sclavenhandels und der Sclaverei.

Zu diesem Zwecke soll der Verein nach § 2, Absatz 1, sowohl durch die Presse, wie durch Abhaltung von Versammlungen, und wenn erforderlich, durch Petitionen an die maßgebenden Stellen das Interesse an den Zielen des Vereins in weitern Kreisen Deutschlands nachzuweisen und fruchtbar zu machen suchen.

Diese Aufgabe des Vereins haben wir erfüllt, einerseits durch zahlreiche, zum Theil imposante Versammlungen, die auf unsere Anregung an vielen Orten im Laufe des Vereinsjahres gehalten wurden, andererseits durch Veröffentlichungen in der Tagespresse wie in Zeitschriften. Vor allem hat die Zeitschrift „Gott will es!" dazu beigetragen, das Interesse an den Zielen des Vereines wach zu halten und zu fördern. Der Einwirkung auf die öffentliche Meinung diente auch die letzte große Gürzenich-Versammlung vom 25. November in Köln, deren Resolutionen durch den Staatssecretair Grafen Bismarck der Brüsseler Antisclaverei-Conferenz der Mächte übermittelt wurden.

Da nach den oben aufgestellten Grundsätzen, die auch von Cardinal Lavigerie gebilligt werden, die Thätigkeit unseres Vereins in erster Linie sich auf die deutsche Interessensphäre in Afrika beziehen soll, so ergab sich für uns eine zweite Schwierigkeit durch die so lange andauernden Wirren in Ostafrika und durch die kriegerischen Verwickelungen. Wenn es im § 2, Abs. 2, unserer Satzungen heißt, daß der Verein Mittel beschaffen soll zur Unterstützung von Expeditionen, die sich die Bekämpfung des Sclavenhandels zum Ziele setzen, so hat für uns das deutsche Reich selbst durch die Expedition Wißmann's diese Aufgabe übernommen.

Von welcher Bedeutung dies ist, bestätigen uns die Briefe eines Augenzeugen aus dem Innern, des P. Schynse, der die Verhältnisse genau kennt. In einem Briefe aus Kipalapala bei Tabora vom 4. Juni 1889 sagt er: „Entweder muß Deutschland das Treiben der Araber dulden, Sclavenjagd und Handel mit eingeschlossen, dann sind ihm dieselben günstig gestimmt, oder Deutschland setzt christliche Civilisation in sein Programm im Gegensatz zum Islam, dann kann es nur durch Gewalt in Ostafrika sich behaupten, bis die Araber, in ihrem Treiben gehindert, sich verzogen haben oder sich, wenn auch murrend, unterwerfen. Von Seiten der Eingeborenen ist nur so weit Widerstand zu erwarten, als dieselben unter arabischem Einfluß stehen, bezw. muhamedanisirt sind."

Der zweite Zweck unseres Vereins, so führte Herr Hespers weiter aus, ist die Civilisirung der Neger durch Bekehrung zum Christenthum. Das Mittel hierzu ist die thatkräftige Unterstützung der Missionen. Daß wir hier uns zunächst auf die Unterstützung der Väter vom h. Geist und ihrer Missionen beschränken mußten, war wieder durch die Lage der Dinge in Deutsch-Ostafrika geboten. Die deutsche St. Benedictus-Genossenschaft hatte ja schon seit Januar dieses Jahres nach der Zerstörung von Pugu ihre Thätigkeit in Ostafrika aufgeben müssen. Nichtsdestoweniger blieben wir in Verbindung mit der Genossen-

schaft, um sie in den Stand zu setzen, gleich nach Beruhigung der Küstenregionen ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen. Dieser Zeitpunkt ist jetzt gekommen. In Folge dessen hat der General-Obere der St. Benedictus-Missions-Genossenschaft, P. Andreas Amrhein, einen Antrag um Beihülfe aus den Mitteln des Afrika-Vereins gestellt. Er begründet den Antrag in folgender Weise:

„Die genannte Genossenschaft wurde zu dem Zwecke gegründet, um die vor Alters durch ihre apostolische Wirksamkeit (namentlich unter civilisations- und culturlosen Heidenvölkern) so hochverdiente Ordensfamilie des h. Benedict wieder in ähnlicher Weise missionsthätig zu machen und derselben ein entsprechendes Arbeitsfeld in den deutschen Colonien Afrika's zu eröffnen. Durch eine höhere Fügung fiel dies mit dem allgemein erwachenden Eifer Europa's und namentlich auch unseres eigenen Vaterlandes zusammen, Afrika der Cultur und dem Evangelium zu erwerben, was für die Entwickelung der Missionsgenossenschaft sehr förderlich war, so daß ihr der hl. Stuhl unter Verleihung des Titels „Congregatio Germanica Ordinis Sti. Benedicti pro missionibus exteris" schon im vierten Jahre ihres Bestandes eine apostolische Präfectur übergeben und sie die erste Expedition von zehn Missionaren und vier Missionsschwestern dahin aussenden konnte.

In kurzer Zeit erhoben sich auf der urbar gemachten Anhöhe zu Pugu in Deutsch-Ostafrika ein Missionskloster für Missionare, ein zweites für Schwestern, ein geräumiges Kinder-Asyl nebst Werkstätten und Oekonomie-Gebäuden und kleine Häuser für befreite Sclaven. Das Bekehrungswerk blühte mit sichtbarem Segen, und eine große Anzahl schwarzer Kinder und Erwachsener, Männer und Frauen, erfreuten sich bereits auf der Missionsstation ihrer wiedergewonnenen Freiheit, arbeiteten und bereiteten sich auf die hl. Taufe vor — einige waren bereits getauft —, als der bekannte Schicksalsschlag am 13. Januar d. J. (der Ueberfall durch eine Bande Buschiri's) das ganze Werk mit einem Schlage vernichtete. Nebst dem Verluste dreier Menschenleben erlitt die Mission den Verlust all' ihrer Habe, alles dessen, was sie mit vielen Kosten und Mühen aufgebaut hatte, etwa 50 000 Mark an Werth, was zum Theil noch jetzt abzuzahlen bleibt.

Als im Herbst d. J. die Genossenschaft in Erfahrung brachte, daß die Verhältnisse die Wiederaufnahme der Missionsthätigkeit an der Küste erlaubten und namentlich Dar-es-Salaam sich hierzu empfehle, glaubte P. Amrhein nicht länger warten zu dürfen. Am 30. November erhielt er die Draht-Meldung von der glücklichen Ankunft der am 8. November nach Süd-Zanzibar abgereisten Missionare. Heute werden sie bereits am Werke sein. Im nächsten Frühjahr sollen ihnen noch sechs Brüder und eben so viele Schwestern nachfolgen, sobald die zu ihrer Aufnahme und Wirksamkeit nöthigen Gebäude mit Hülfe schwarzer Lohnarbeiter hergestellt sein werden. Die erprobte Thatkraft des Obern der neuen Mission, P. Bonifatius, läßt erwarten, daß unter dem Schutze der deutschen Truppen sich sehr rasch Kloster, Spital und Kinder-Asyl erheben und darin zum Heile namentlich der befreiten Sclaven-Kinder, eine reich gesegnete Wirksamkeit entfalten wird.

Hierzu aber bedarf es bedeutender Mittel. Das Mutterhaus der Genossenschaft in St. Ottilien hat schon für die Erhaltung ihrer 120 (meist

unbemittelten) Mitglieder und Candidaten und für ihre zahlreichen Werkstätten, Besoldung einiger Lehrer und Meister u. s. w. sehr viele Mittel nöthig; es hat überdies jährlich 5000 Mark Zinsen zu entrichten, hat an Frhrn. v. Gravenreuth eine in Ostafrika von P. Bonifatius aufgenommene Schuld von nahezu 8000 Mark abzuzahlen, und schuldet noch einem Bankhaus in München 11 000 Mark, worunter mehrere Tausend Mark, welche den für das an Buschiri bezahlte Lösegeld eingegangenen Liebesgaben zugesetzt werden mußten. Ferner ist zur Ausrüstung der neuen Expedition und zu den ersten Mitteln der Neugründung wieder die bedeutende Ausgabe von etwa 6000 Mark nöthig gewesen. Hierzu kommt nun noch die unabweisbare Nothwendigkeit, für die Schwesternschaft, deren in Afrika eine so große Aufgabe als Erzieherinnen der Negerknaben und Mädchen und als Krankenpflegerinnen wartet, ein neues Mutterhaus mit Spital und Waisenhaus zu kaufen oder zu bauen; seit vielen Monaten ist sie keine Candidatin mehr aufzunehmen im Stande, da die vorhandenen wegen Mangels eines Hospitals und Waisenhauses sich noch nicht berufsmäßig vorbilden können. Hierzu allein würden 45- bis 50 000 Mark nöthig sein.

Angesichts dieser Sachlage glaubte die Genossenschaft, beim Afrika-Verein werkthätiger Beihülfe sich versehen zu dürfen, in der Erwägung, daß der Zweck solcher Hülfsgelder kaum besser erfüllt werden könne, als durch die bessere Instandsetzung des katholischen Missionswerkes, theils zu Hause, damit um so mehr Missions-Stationen davon ausgehen können, theils in Afrika, damit daselbst rascher und umfassender das geistige und leibliche Befreiungswerk betrieben werden könne. Ueber hundert junge Männer und Jungfrauen in Ottilien sehnen sich, nach Afrika zu kommen, um dort ihr Leben für die armen Neger einzusetzen."

Herr Hespers theilte noch ein Schreiben des Cardinal-Staatssecretairs Rampolla mit, in welchem die Erwartung des hl. Vaters ausgesprochen ist, daß die Caritas der deutschen Katholiken die Mission wieder aus den Ruinen erstehen lassen und die Missions-Genossenschaft unterstützen werde.

Unter diesen Umständen kam der Central-Vorstand des Afrika-Vereins, dem Vorschlag des Kölner Vorstandes gemäß, zu dem Beschluß, dem Herrn P. Amrhein für die Zwecke seiner Mission die Summe von **100 000** Mark zu überweisen.

Der zweite Antrag bezog sich auf die Unterstützung der Väter vom hl. Geist in Deutsch-Ostafrika. Herr Hespers begründete den Antrag in folgender Weise:

„Die zweite Missionsgenossenschaft, welcher das Apostolische Vicariat Nord-Zanzibar anvertraut ist, ist die Congregation der Väter vom hl. Geist, oder wie man sie nach ihrer Hauptstation nennt, der Väter von Bagamoyo, zu zwei Dritteln Rheinländer, Westfalen, Elsässer. Ueber die großartigen Leistungen dieser Genossenschaft ist nur eine Stimme des Lobes. Sir Bartle Frere, der englische General-Bevollmächtigte, nannte die Anstalten der Patres in einem officiellen Berichte an seine Regierung Muster-Anstalten für die Civilisirung Afrika's und beantragte eine namhafte Unterstützung, die auch bewilligt wurde. P. Horner, der

Gründer von Bagamoyo, wurde von der berühmten königlichen Geographischen Gesellschaft in London wegen seiner Verdienste um die Civilisirung Ostafrika's zum Ehrenmitglied ernannt. Noch kürzlich hat Premierlieutenant Giese auf der Gürzenich-Versammlung die Thätigkeit der Missionare in Deutsch-Ostafrika mit den höchsten Lobsprüchen erhoben. Ebenso der Weltreisende Hugo Zöller, der in seinem Berichte in der ‚Kölnischen Zeitung' sagt:

„Die Mission von Bagamoyo loben, hieße oft Gesagtes wiederholen. Thatsächlich sind mir keine anderen Missionare, gleichviel welcher Nationalität und welchen Glaubens, bekannt, über die mit gleicher Einstimmigkeit Lobendes und nur Lobendes ausgesagt würde. Die Leitung dieser Missionen ist eine musterhafte. Die Missionare sind hochgebildete Leute, ebenso liebenswürdig wie duldsam, ebenso frei von Dünkel wie von Vorurtheilen. Die vielen hundert Sklaven- und Waisenkinder beiderlei Geschlechts, die in Bagamoyo und anderen Missionsstationen erzogen und in Handwerken, Ackerbau und Haushalt unterrichtet werden, gehen bei ihrer Verheirathung als wackere und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft in's Innere, wo sie von den Missionaren in besonderen rein christlichen Dörfern angesiedelt werden."

Zwar haben wir bereits im verflossenen Jahre mit Rücksicht auf den dringenden Nothstand der Mission, die Tausende von befreiten Sklaven und Flüchtlingen ernähren mußte, dem Apostolischen Vicar 20 000 Mark zur Verfügung gestellt; indessen bedürfen die Missionen der Väter vom h. Geist, wie aus der vorliegenden Denkschrift das Apostolischen Vicars hervorgeht, einer neuen Unterstützung. Die Hauptpunkte der Denkschrift sind folgende: 1) berichtet sie über den Kampf des Barons v. Gravenreuth gegen die Mafiti, der am 19. October bei Myombo, in unmittelbarer Nähe von Bagamoyo, stattfand. Eine Anzahl von Verwundeten wurden in die Mission gebracht, um dort verpflegt zu werden; 2) berichtet sie über die Missions-Stationen im Innern. Da nach der Niederlage Buschiri's am 8. Mai bei Bomani zu befürchten stand, daß der Rebellenführer unsere Stationen im Innern überfallen werde, beschlossen die Vorsteher der Stationen, die ihnen anvertrauten Christen in einer Station, in Mhonda, zu concentriren, wo sie nothwendigen Falles sich vertheidigen konnten. Inzwischen hatte der Apostolische Vicar eine große Karawane ausgerüstet, um mit den aufständischn Häuptlingen, womöglich mit Buschiri selbst, in Unterhandlung zu treten, damit die bis dahin gegen die Missionare geübte Neutralität aufrecht erhalten würde. Diese Unterhandlungen hatten Erfolg. In Folge dessen kehrten die Missionare auf ihre Stationen zurück; aber sie fanden dieselben geplündert und verwüstet. Der Schaden an einer Station belief sich auf 10 000 Francs. Wie viele Ausgaben in diesem Jahr, schreibt der Bischof, wie viele unvorhergesehene Kosten belasten das bescheidene Budget unserer Stationen im Innern! Nicht bloß eine Station hatte zu leiden, sondern alle waren mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen. Dazu kamen die Kosten der Expedition zu den aufständischen Häuptlingen, die sich auf 4000 Francs belaufen. Zum Schluß richtet der Bischof einen warmen Appell an unsern Afrika-Verein und an die Katholiken Deutschlands."

Der Central-Vorstand bewilligte den Vätern vom h. Geist einstimmig als zweite Gabe 30 000 Mark.

Endlich wurde auf Antrag des Herrn Hespers der Beschluß der vorigen Sitzung des Central-Vorstandes erneuert, den apostolischen Vicaren des Victoria-Nyanza- und des Tanganjika-Gebietes im Falle des Bedürfnisses, welches insbesondere durch den Umschwung der Verhältnisse in Uganda eintreten könnte, eine Summe bis zu 20 000 Mark zur Verfügung zu stellen.

Herr L.-G.-Rath Reichensperger erörtert die Mittel, wodurch das Interesse für die Ziele des Vereins lebendig erhalten und noch weiter geweckt werden könne, insbesondere durch Abhaltung von Versammlungen mit geeigneten Vorträgen und durch die Wirksamkeit der Presse. Im Anschlusse hieran berichtet Referent über die Zeitschrift „Gott will es!" und beantragt, der Central-Vorstand möge dem Redacteur der Zeitschrift, Herrn Helmes, für die eifrige und umsichtige Leitung seine Anerkennung aussprechen. Die Versammlung schließt sich diesem Antrage an und spricht den Wunsch aus, daß die Zeitschrift in den Zweigvereinen möglichst verbreitet werde. Auf Antrag des Herrn Rechtsanwalts Müller (Trier) genehmigt der Centralvorstand, daß es den einzelnen Zweig-Vereinen gestattet sei, aus Vereinsmitteln auf je 25 — 30 Mitglieder ein Exemplar des „Gott will es!" zu halten und circuliren zu lassen.

Die Verdienste der gesammten katholischen Presse um die Sache des Vereins werden lobend und dankend anerkannt.

Hierauf werden die Anträge des Diöcesanvereins Hildesheim verlesen; die Berathung über dieselben wird bis zur nächsten Sitzung vertagt, da ein Vertreter Hildesheims nicht anwesend und man der Ansicht war, daß die wichtigeren der Anträge durch die vorstehenden Beschlüsse schon ihre Erledigung gefunden hätten. Zum Schlusse wurde dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof der innige Dank der Versammlung für die freundliche Theilnahme ausgesprochen.

* * * *

Wir zweifeln nicht, daß unsere Leser vorstehenden Bericht mit hoher Freude lesen und den gefaßten Beschlüssen aus ganzem Herzen zustimmen. Wir knüpfen daran die Hoffnung, daß alle jene katholischen Gemeinden, welche dem Afrika-Vereine bisher noch nicht angehören, nunmehr nicht länger mit ihrem Anschlusse zögern werden.

Der Brüsseler Congreß

hat sich bis zum 18. Januar vertagt. Von dem in voriger Nummer skizzirten Gesetzentwurfe wurden die wesentlichsten Punkte bereits angenommen. Bisher verlaufen die Verhandlungen in befriedigender Weise, obwohl die französischen Delegirten etwas schwierig sein sollen. Ein von der Commission, welche über die Unterdrückung der Sclavenjagden berath, angenommener Paragraph besagt, daß innerhalb Jahresfrist alle betheiligten Staaten entsprechende Strafgesetze gegen die Menschenjäger und ihre Helfershelfer erlassen sollen.

P. Schynse.

Es wird unsere Leser gewiß interessiren, etwas Näheres über den in der letzten Zeit häufig genannten P. Schynse zu hören, um so mehr, als der Herr ein Mitarbeiter unserer Hefte ist, der uns noch oftmals durch interessante Berichte erfreuen wird.

August Wilhelm Schynse wurde am 21. Juni 1857 als ältester Sohn des von Dalberg'schen Domainen-Verwalters Schynse zu Wallhausen, Kreis

P. Schynse.

Kreuznach, geboren. Er besuchte die Gymnasien zu Kreuznach und Trier. Nach vorzüglich bestandenem Abiturienten-Examen studirte er drei Jahre Theologie an der Bonner Universität und trat im Herbst 1879 in das Priesterseminar zu Speyer. Am 21. August 1880 empfing er die Priesterweihe und wurde zunächst Hausgeistlicher bei Baron von Geyr auf Schloß Caen bei Geldern.

Doch schon von frühester Jugend an hatte der Wunsch in ihm gelebt, als Missionar in heidnischen Ländern, insbesondere in Afrika, wirken zu können. In einem Briefe, den er kurz vor der Priesterweihe aus dem Seminar zu

Speyer an seine Familie richtete, schreibt er: „Es wird allmählich Zeit, daß ich über diesen Jugendtraum etwas ernstlicher nachdenke; daß ich ihn verwirkliche, steht bei Gott. Ich darf aber über diesen Beruf nicht hinweggehen, der meine Jugend beseligte, der mich auf der Universität vor manchen Gefahren schützte und der jetzt mehr als je mir bei Schritt und Tritt vor Augen steht. Ich will eine anstrengende, aufreibende Arbeit, und die ist mir dann sicher." Mit gutem Humor sucht er die Seinigen über diese Ankündigung zu beruhigen, indem er fortfährt: „Uebrigens haben mich die Krokodile noch lange nicht, und das erste, das mir begegnet, wird sich sehr wundern über die Correspondenz, die ich mit ihm anknüpfe; es wird wohl keine Missionare mehr fressen. Seine Haut werde ich dem naturwissenschaftlichen Cabinet Jakobs (seines Bruders) widmen, und aus einem seiner hohlen Zähne sollst du eine Nähnadelbüchse bekommen. Wie du siehst, bin ich mit meinen Plänen schon ganz im Reinen. Ich werde nächstens aus Stanley's »Quer durch den dunklen Continent« die Beschaffenheit von Land und Leuten an den großen Seen Afrikas, dem Victoria-Nyanza, dem Tanganjika u. s. w., studiren und dann ein Promemoria ausarbeiten, wie man am besten Afrika von einem dieser Seen aus christianisiren kann; natürlich muß ich aber zu dem Zwecke mich auch in etwa selbst an Ort und Stelle umgeschaut haben. Also summa summarum: fort muß ich, sonst wird man noch lange auf diese epochemachende Schrift warten können."

Sein Jugendtraum sollte bald verwirklicht werden. Im August 1882 wandte er sich an Cardinal Lavigerie um Aufnahme in die Genossenschaft der algerischen Missionare, und schon am 17. September desselben Jahres schiffte er sich nach Algier ein. Im folgenden Jahre kehrte er nach Europa zurück, um besonders in Oesterreich und Holland Mittel für die afrikanischen Missionen zu sammeln. Hierauf war er an der apostolischen Schule thätig, welche Cardinal Lavigerie in Lille als Pflanzstätte von Missionspriestern gegründet hatte, half dann bei der Einrichtung einer ähnlichen Anstalt bei Brüssel. Hier erhielt er am 9. Juni 1885 die telegraphische Weisung, sich einer nach dem Congo bestimmten Missions-Expedition seiner Genossenschaft anzuschließen. Bereits am 6. Juli schiffte sich P. Schynse mit seinen Gefährten in Lissabon ein und landete am 27. Juli zu Banana an der Congomündung.

Am 19. Juni 1887 nach Algier zurückgekehrt, verweilte P. Schynse ein Jahr in dem kleinen Seminar seiner Congregation, St. Eugen bei Algier; dann erhielt er den Auftrag, mit einer neuen Missionskarawane, bestehend aus vier Priestern, zwei Brüdern und drei an der Universität zu Malta ausgebildeten schwarzen Aerzten in das Innere von Ostafrika zu gehen. Am 17. Juli 1888 schiffte er sich in Marseille nach Zanzibar ein und erreichte von Saadani aus nach 2½monatlichem Marsche die Missionsanstalt Kipalapala bei Tabora, von wo er neulich bekanntlich flüchten mußte. Näheres über seine Erlebnisse in Afrika berichtet das hochinteressante, von Herrn Carl Hespers, Vicepräsident des Afrika-Vereins, nach Aufzeichnungen P. Schynse's herausgegebene Werkchen: „Zwei Jahre am Congo" (Köln, J. P. Bachem), dem wir mit Erlaubniß der Görres-Gesellschaft unser Portrait und vorstehende Zeilen entnommen haben.

Afrikanische Post.

Buschiri ist gefangen — Buschiri ist hingerichtet — das ist die wichtigste Nachricht, welche aus Deutsch-Ostafrika vorliegt. Der alte Sclavenjäger, wie Tippo Tip ein Fürst unter den Menschenfleischhändlern, hat ein trauriges, aber wohl verdientes Ende gefunden. Ausführliche Berichte liegen noch nicht vor, doch erscheint es als wahrscheinlich, daß er bei einem Kampfe mit Lieutenant Dr. Schmidt verwundet wurde, aber noch fliehen konnte, daß er dann aber von Eingeborenen ergriffen und Dr. Schmidt ausgeliefert wurde. Diese letztere Thatsache ist von besonders großer Bedeutung; sie beweist, daß die Neger anfangen, sich gegen ihre Gewaltherrscher aufzulehnen, und daß sie Vertrauen zu den Europäern gewinnen. Anderenfalls würde es Niemand gewagt haben, Buschiri anzurühren, trotz des auf seinen Kopf gesetzten Preises von 10 000 Rupien. Buschiri war ein Scheusal, das eine große Blutschuld auf sich geladen hatte; eines müssen wir aber an ihm rühmen: die Brüder und Schwester Benedicta von Pugu sind durch seine Einmischung frei geworden; erst später, als er schon einen glühenden Haß gegen alle Europäer nährte, hat er auch die Patres vom hl. Geiste bedroht, glücklicherweise ohne einen von ihnen in seine Gewalt zu bekommen.

Daß der ganze ostafrikanische Aufstand damit zu Ende sei, wagen wir noch nicht zu hoffen, jedenfalls fehlt ihm aber die Seele, und das abschreckende Beispiel wird auf die noch Unbotmäßigen ernüchternd wirken.

Major Wißmann steht im Begriffe, einen zweiten Zug ins Innere des Küstenlandes zu unternehmen.

Dr. Peters Tod ist nach allen bisher eingelaufenen Meldungen doch nicht mehr zu bezweifeln. Wenn, wie es heißt, seine ganze Abtheilung umgekommen ist, so werden wir kaum Näheres über das traurige Ereigniß erfahren. Die zweite Abtheilung unter Lieutenant Borchers ist dem Unheil entronnen.

Emin Pascha hat sich von seinem Sturze bereits einigermaßen erholt und wird baldigst in Zanzibar erwartet.

Stanley wird als Vertreter der Congo-Regierung am Congreß in Brüssel theilnehmen, um bei den dortigen Berathungen sein Urtheil und seine Erfahrungen geltend zu machen.

Vom größten Interesse für uns sind die Ereignisse in **Uganda** Jene unserer verehrten Leser, welche sich über die Vorgeschichte näher unterrichten

wollen, verweisen wir auf unsere Berichte im vorigen Jahrgang,*) wo auch das Portrait des Bischofs Livinhac zu finden ist.

Wie heute die Sachen in jenem Negerkönigreiche stehen, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen, es liegen uns aber eine Anzahl Briefe vor, aus denen wir das Wichtigste entnehmen wollen.

Bischof Livinhac schreibt am 2. Mai 1889 an Se. Eminenz den Cardinal Lavigerie von N. D. de Kamoga (südlich vom Nyanza-See) aus:

„Ew. Eminenz wissen, wie wir aus dem Lande der Baganda vertrieben wurden, wie Muanga, anfänglich von den Arabern gefangen gehalten, endlich freigelassen wurde und mit etwa dreißig seiner Pagen**) im December sich zu uns flüchtete. Sie haben sich alle in unserer hl. Religion unterrichten lassen, und besonders bei dem Könige hat sich eine glückliche Umwandlung vollzogen. Während nun dieser unglückliche König für seine Fehler im Exil büßte, wurde das Volk der Baganda (Bewohner von Uganda) von den Arabern derart gequält, daß sie darüber selbst die Grausamkeiten Muangas vergaßen. Unsere Katholiken und die Protestanten hatten sich, gehetzt wie wilde Thiere, ins Busagara-Gebiet (im Osten von Buganda) zurückgezogen, an ihrer Spitze Honorat, der frühere Obergeneral Muangas. Wie diese hörten, daß ihr früherer Verfolger sich zu den Missionaren geflüchtet habe, vergaßen sie, was sie durch ihn gelitten, und berathschlagten, wie sie den Thronräuber vertreiben und den rechtmäßigen König wieder einsetzen könnten. Im März sandten sie eine aus Katholiken und Protestanten gebildete Abordnung an ihn. Der König ließ sich nicht lange bitten. Ein englischer Händler, Herr Stokes, erbot sich, Muanga und seine Begleiter auf seinem Schiffe an die Grenze von Buganda jenseits des Sees zu bringen. Am 29. April schifften sich alle ein. Welches wird der Erfolg sein? Gott allein weiß es. Wenn Muanga Sieger bleibt, so ist zu hoffen, daß wir in seinem Königreiche eine ziemliche Sicherheit finden und viele Seelen zum wahren Glauben führen können ...."

P. Lourdel, Missionar am Nyanza-See, schreibt aus N. D. des Exilés am 8. Juni 1889:

„.... Leider hat König Muanga seinen General Honorat nicht mehr lebend gefunden. Der junge christliche Truppenführer fiel, nachdem er die Muselmänner zweimal geschlagen, in einen Hinterhalt und fand den Tod. Das Land, der Araberherrschaft müde, hat Muanga übrigens mit Jubel empfangen. Von allen Seiten bringt man ihm Geschenke. Zweihundert Boote, geführt von dem treuen Djumba, haben ihn geholt und in die Nähe von

*) Derselbe ist gegen Einsendung von 2,40 Mk. (1 fl. 50) vom Herausgeber in Münster zu beziehen.

**) Eine auswärtige „Antisclaverei-Revue" berichtete neulich den Unsinn, christliche Pagen hätten den König abgesetzt, während es in Wirklichkeit seine arabische Leibgarde war.

Mugnugnu gebracht. Bei einem Gefechte behielten die Araber die Oberhand, weil sie so reichlich Waffen und Schießbedarf haben und weil der Tod Honorats die Christen verwirrte. Was wird geschehen? Hätten wir nur fünfzig tapfere Europäer und genug Pulver und Blei, die Muselmänner würden bald zum Lande hinausgetrieben sein.

Wenn die Araber Sieger bleiben und ungehindert Gewehre und Munition von der Küste erhalten, so werden, ehe ein Jahr vergeht, alle Missionen zerstört und vielleicht alle Europäer ermordet sein. Es ist traurig, daß es habgierige Europäer giebt, welche diesen Mördern Waffen liefern!! Noch in den letzten Tagen kamen zwei große Karawanen von Magu mit viel Pulver hier an.

Vor einigen Tagen langten bei uns sieben junge Bagandas an; es war ihnen gelungen, auf dem Sclaventransport nächtlicher Weile die Zwinge am Halse zu zerbrechen und zu entkommen. Halbnackt, sterbend vor Hunger, kamen sie hierher; einer von ihnen liegt noch krank darnieder. Der Sclavenraub herrscht hier in erschreckender Weise. Das schöne Land von Buganda wird zum großen Theile bald nur mehr eine menschenleere Wüste sein. Und doch wäre es so leicht, dieses Unheil zu verhindern. Aber man muß den Arabern nicht bloß die Möglichkeit nehmen, Waffen und Munition zu bekommen, der ganze Handel von der Küste nach dem Innern muß ihnen verboten werden, denn überall, wo sie hinkommen, finden sie Gelegenheit zum Sclavenhandel. Angesichts einer so drohenden Gefahr sollten doch die europäischen Mächte ihre nationalen Empfindlichkeiten bei Seite lassen. Uns ist es ganz gleichgültig, wer den schrecklichen, sich immer mehr ausdehnenden Brand auslöscht ....." —

Am 21. Juli schreibt Msgr. Livinhac abermals an Cardinal Lavigerie:

„Wenn die gegenwärtigen Zustände noch einige Monate andauern, werden wir am Nothwendigsten Mangel haben. Am 7. Juli kaufte ich von Herrn Stokes einen guten Vorrath von Tauschartikeln, aber sehr theuer: das Ganze kostet mich fast 40 000 Francs (32 000 Mark). Mit diesen Gegenständen können wir lange für uns und unsere Waisenkinder Lebensmittel einkaufen.

In den letzten Tagen haben wir Nachrichten vom König Muanga erhalten. Das Land steht auf seiner Seite, aber die zum Muhamedanismus übergetretenen Bagandas, an ihrer Spitze die Araber, unterstützen Karema, den Bruder Muanga's. Muanga war gezwungen, sich auf eine Insel an der Küste zu flüchten. Vielleicht setzt er sich auf den Sese-Inseln fest, die ihm huldigen. Wenn er getödtet oder gezwungen würde, sich auf die südliche Seite des Sees zurückzuziehen, würden unsere Missionen und unser Leben in schwere Gefahr kommen. Doch wir stehen in Gottes Hut!" —

Weiterer Brief Msgr. Livinhacs vom 26. Juli:

König Muanga sendet uns eben drei Boote, um uns Nachricht von seinem Kriegszuge zu geben und uns zu bitten, ihm Missionare zu senden. Er läßt mir sagen, wenn ich ihm und seinen Christen den Trost der Religion ver-

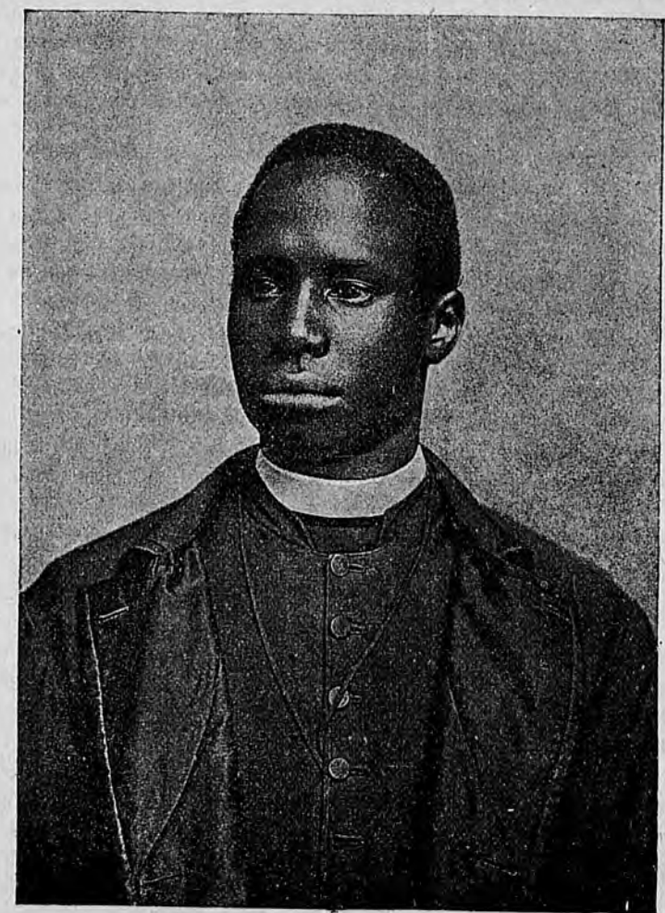
weigere, würde er sein Königreich im Stich lassen und zu uns auf die Südseite des Sees kommen.

Der Thronräuber Karema, oder vielmehr die herrschenden Araber, haben seit unserer Vertreibung so entsetzlich gehaust, daß alle Bewohner des Landes, welche keine Muselmänner sind, den rechtmäßigen König mit einer wahren Begeisterung aufgenommen haben, trotz seiner früheren Grausamkeiten. Alle Inseln des Sees und die an ihm gelegenen Provinzen erkennen seine Oberhoheit an. Leider haben die Araber und Wangwanas (dies sind professionelle Räuberbanden) mit den muselmanisirten Bagandas, welche Karema umgeben, fast 2000 Gewehre und viel Pulver und Blei, während Muanga nur 300 Gewehre und wenig Munition besitzt. Auch sind viele seiner Freunde gefallen oder zerstreut. Man versichert uns indessen, daß wir ohne Gefahr nach der großen Insel Sese gelangen und dort bessere Tage abwarten können. Hunderte von Neugetauften und noch im Unterrichte Befindlichen werden sich uns dort anschließen. Weigern wir uns, der Einladung zu folgen, so gelten wir für Feiglinge, welche wohl Hingebung predigen, aber nicht selbst üben, und wir entfremden viele Neger unserer hl. Religion. Ich habe deshalb die Missionare von N. D. de Kamoga und N. D. des Exilés befragt, und alle sind der Meinung: daß wir den unglücklichen Christen den Trost der Religion bringen müssen; der Missionar darf selbst den Tod nicht fürchten, wenn es gilt, das Reich Gottes auszubreiten. Herr Stokes läßt mir sagen, er werde sich ein Vergnügen machen, die Missionare über den See zu fahren.

Die Ankunft einer starken englischen Karawane hat großen Schrecken unter Muanga's Feinden verbreitet. Sie sprechen bereits davon, zu den Muselmännern des Sudan zu fliehen. Um weniger Mitbewerber zu haben, hat Karema alle Prinzen und Prinzessinnen königlichen Blutes verbrennen lassen. Von der ganzen großen Familie leben nur noch Karema, Muanga und zwei Schwestern, von denen die eine in Bukumbi an einen unserer Neugetauften verheirathet ist, die andere sich bei den nach Busagara geflohenen Christen aufhält.

Um dem Abfall seiner Leute möglichst vorzubeugen, läßt der Tyrann Hunderte von Einwohnern gewaltsam beschneiden (die Muhamedaner haben die Beschneidung dem Judenthume entnommen), obgleich sie oft kein Wort vom Islam verstehen. Wer verdächtig erscheint, stirbt auf dem Scheiterhaufen. Wenn dieses Scheusal und seine teuflischen Rathgeber zwei Jahre lang Herren des Landes sind, machen sie daraus eine Einöde.

Mehr als je begreifen wir es jetzt, daß die muhamedanischen Negerjäger die schlimmste Geißel von Mittel-Afrika sind, und wir neigen der Ansicht zu, daß man den Menschenfleischhändlern überhaupt jeden Handel in Afrika verbieten muß. Denn so lange sie Handel treiben, so lange haben sie Einfluß, und sie bedienen sich desselben gegen die Europäer. Es mag Ausnahmen von dieser Regel geben, aber sie sind sehr selten." —



P. Daniel Sorur Pharim Den.

In diesen Briefen ist Manches enthalten, was Zeugniß giebt von der Erregung, welche sich der Araber bemächtigt hat, seit die Deutschen an der Küste vorgehen. Andere Mittheilungen beziehen sich auf die Lage der einzelnen Missionsstationen, wie Kipalapala. Wir haben darüber bereits berichtet. Der folgende Brief aber ist hochinteressant, weil er zeigt, wie die Araber es sich anscheinend zum Ziele gesetzt haben, den tapferen Capitain Joubert zu unterdrücken, der ihnen schon längst ein Hinderniß beim Menschenraub geworden ist

Mpala (westlich vom Tanganjika-See), 20. März 1889.

„ . . . . Lassen Sie mich Ihnen meine Ansicht sagen über unsere Missionen am Tanganjika. Ich habe die Mission von Kibanga von allen Seiten eingeschlossen gesehen durch die Wangwanas des Häuptlings Rumaliza, sie haben einen möglichst engen Ring um die Station gebildet. Aus Karema schreibt mir P. Josset, seine Mission sei ganz umgeben von Muselmännern, anscheinend, um ihn zu überwachen. Dieser Tage passirten Rumaliza's Leute Mpala; sie gehen zu Katele, dessen Land doch unter Jouberts Schutz steht, um sich dort niederzulassen, unter dem Vorwande, einen Weg vorzubereiten, auf dem sie ins Uawa-Gebiet eindringen könnten. Mit diesem Vorwande mögen sie andere Leute täuschen; wir erkennen recht gut, was sie wollen. Sie kommen lediglich, um mit dem Hauptmann (Joubert) Händel anzufangen. Indem sie sich an den ihm unterworfenen Stämmen vergreifen, wollen sie ihn zwingen, die Feindseligkeiten zu beginnen. Der Hauptmann täuscht sich auch nicht über die kritische Lage seines kleinen Königreiches, er erkennt sehr gut die Verschwörung der Muselmänner, welche ihm seine Oberhoheit nehmen wollen. Man sollte eigentlich diese Eindringlinge sich von vorn herein vom Leibe halten und sie nöthigenfalls mit Gewalt vertreiben. Rumaliza hat, wie es heißt, 200 Personen etwa 20 Stunden nördlich von uns gelassen; es sind meistens Frauen, anscheinend in der Umgegend von Kibanga gefangen. Man will also offenbar bei uns eine arabische Niederlassung gründen . . . . . .

Die Araber sind unruhiger als je. Die ganze Küste von Udschidschi (deutsches Gebiet), ist nordwärts besäet mit Wangwana-Posten des Araberhäuptlings Munge Hassani; die erste Hälfte des Urondi-Gebietes, also von Udschidschi bis Rumunge einschließlich, ist von Salimus Wangwanas besetzt. Nördlich vom Urondi-Gebiete befindet sich u. A. Rusavia in der Hand Rumalizas. Seine Leute haben alle mir bekannten Dörfer des Uwira, des Massanze und des Seeufers von Kibanga bis nach Ugoma einschließlich geplündert. Der ganze Norden des Sees ist also von den Muselmännern eingeschlossen. Ebenso wollen sie es im Süden machen, wo sie zahlreich vertreten sind. „Beginnen wir in der Umgegend von Mpala", sagen sie; „messen wir unsere Kraft mit jener dieser Station; das Uebrige wird sich finden." Wenn wir uns nicht zum Widerstande entschließen, so kann der Hauptmann unmöglich die Herrschaft behaupten, und doch ist es von der allergrößten Wichtigkeit, daß er seine Stellung

festhält, die allein einer etwa kommenden Freiwilligenschaar als ernsthafte Operationsbasis dienen kann. Wenn es aber so fortgeht, so wird bis Ende dieses Jahres 1889 an den Ufern des Sees kein einziger Platz bleiben, welchen die Araber nicht besetzt hätten; in Zwischenräumen von fünf zu fünf Meilen wird man überall Banden von Arabern begegnen.

Der hochw. Herr Bischof Bridoux schrieb mir von Kibanga und theilte mir mit, daß die Gerüchte von einer bevorstehenden Besetzung unseres Landes durch Rumaliza ihm von dessen Leuten selbst bestätigt worden sein. Er schrieb mir: „ . . . . Mschika und Fungolo sind von Rumaliza beauftragt, nach dem Marungu zu gehen und dort eine Niederlassung zu errichten. Ihr würdet also wohl thun, wenn Ihr ihnen zuvorkämet und Euch selbst bei Katele und vielleicht auch bei Manda anbauetet; die Patres Coulbois und Guillemé sind dieser Ansicht; es wäre wirklich ärgerlich, wenn es den Wangwanas gelänge, sich auf Eurem Gebiete festzusetzen."

Nun kam aber das Boot Rumalizas kaum einige Tage später an, als wir. Die Wangwanas sind also da, und wir befinden uns in einer leicht begreiflichen Verlegenheit. Verweigert ihnen Joubert die Genehmigung zur Niederlassung, so beginnen die Feindseligkeiten; gestattet er ihnen die Ansiedelung, so läuft er Gefahr, seine Herrschaft an die Araber zu verlieren.

Doch, wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns? Seit den vier Jahren, daß ich dem Aufblühen Mpalas beiwohne, habe ich wiederholt gesehen, wie die Vorsehung Alles zum Besten lenkt. In diesem Augenblicke entfesselt die Hölle alle Ihre Dämonen gegen uns, aber noch einmal: „Si Deus pro nobis, quis contra nos?" Wir haben eine 9tägige Andacht gehalten, damit der hl. Joseph sein Mpala schütze, und wir vertrauen auf seine Hülfe . . ." P. Moinet.

Zu obigen Nachrichten aus Uganda ist Mitte Dezember eine Nachricht über England eingetroffen, welche kurz besagt, König Muanga habe sein Land wieder in Besitz genommen. Nähere Angaben fehlen; wir müssen uns also gedulden. Hoffnung auf Wiederherstellung des christlichen Einflusses und eine segensvolle Thätigkeit der Missionare in Uganda haben wir immerhin.

Schwieriger scheint die Lage am Tanganjika-See. Man wird wohl nicht fehlgehen mit der Annahme, daß die Araber in Central-Afrika von dem Vorhaben Cardinal Lavigerie's, zur Verhinderung der Sclavenjagden eine Abtheilung Freiwilliger eben in das Gebiet auf der westlichen Seite des Tanganjika-Sees zu senden, Nachricht erhalten haben, und daß sie nun uns zuvorkommen, sich dort in Massen festsetzen und den tapferen Hauptmann Joubert, ihren Hauptgegner, erdrücken wollen. Angesichts dieser Sachlage kann man es nur bedauern, daß die geplante Expedition noch immer auf sich warten läßt. Wir sind im Ganzen nicht für dergleichen Unternehmungen, weil sie zu unsicher in ihren Erfolgen, zu kostspielig in ihrer Ausführung sind; es wäre das eigentlich Sache jener Staaten, welche jene Gegenden für sich beanspruchen oder ihnen zunächst Besitzungen haben. Ob auf der Brüsseler Conferenz ein

entsprechender Beschluß gefaßt werden wird, wissen wir heute noch nicht, aber eine Schande wäre es für Europa, wenn Capitän Joubert dem Andrängen der Araber unterliegen und zu Grunde gehen sollte. Mit nur 100 Gewehren hat er Jahre lang sein Gebiet von den Teufeln in Menschengestalt freigehalten; an ergebenen Negern fehlt es ihm nicht, wohl aber an Waffen und Munition, um sie auszurüsten. Ist es nicht ein beschämendes Gefühl, daß dieser Mann gerade hieran Mangel leidet, wo doch den Arabern von Europa selbst reichlich Kriegsbedarf zugeführt wird?

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

12. Liste der eingegangenen Gaben:

Bis zum Schlusse des ersten Geschäftsjahres sind eingegangen:

	Mark		Mark
Uebertrag	332 361.52	Uebertrag	333 583.17
Diöces.-V. Trier, Paulinus-Druckerei . .	1 000.—	Zw.-V. Ederen bei Linnich .	132.—
Zw.-V. Ueberruhr, Kr. Essen	140.—	„ Rellinghousen b. Essen	—.90
„ Frehlenberg b. Geilenkirchen . . .	78.—	„ Eschweiler, Kr. Düren	88.—
„ Hoch-Neukirch, Reg.-Bez. Düsseldorf	3.65	Anna Stauber, Regensburg .	6.—
		Phil. Meyenberg in Baar, Canton Zug, Schweiz	
		Frcs. 34.15 =	34.78
Summe	333 583.17	Summe	333 844.85

Köln, 19. December 1889.

Heinrich Horten,
Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken.

Afrika-Verein Salzburg.

Die Zeitschrift „Gott will es!", welche, wir erkennen es mit Dank an, uns bisher schon eine werthvolle Stütze war und sehr Vieles für die Anti-sclaverei-Bewegung auch in Oesterreich gethan hat, zeigt durch ihren neuen Titel, daß sie ihre Thätigkeit auf alle Afrika-Vereine deutscher Zunge mit katholischer Richtung ausdehnt.*) Wir begrüßen diesen Entschluß sehr sympathisch und wünschen, daß das Blatt in allen katholischen Kreisen Oesterreich-Ungarns die freundlichste Aufnahme finden möge. Unseren Mitgliedern und jenen der uns affiliirten Vereine empfehlen wir dasselbe angelegentlichst.

Die Bekämpfung des Sclavenhandels ist eine allen Katholiken heilige, gemeinsame Sache, nicht minder ist es die hehre Aufgabe, unseren schwarzen Brüdern christliche Cultur und Gesittung zu bringen.

Auch Oesterreichs Katholiken werden sich freudigen Herzens diesen Bestrebungen anschließen.

*) Unbeschadet der Rechte des „Echo aus Afrika." Die Red.

Deshalb fordern wir alle Mitbürger unseres weiten Vaterlandes auf, überall zusammenzutreten zu festen Verbänden, damit die Kenntniß der edlen Aufgabe, die Begeisterung für dieselbe immer weitere Kreise erfasse; — zur Sammlung von Liebesgaben, damit dieselben den Bahnbrechern der religiös-moralischen Wiedergeburt Afrikas ihre schwere aufopferungsvolle Aufgabe ermöglichen und erleichtern!

Das unterzeichnete Präsidium des Salzburger Afrika-Vereins wird sich immer glücklich schätzen, der Ausbreitung des hohen Zieles dienen zu können, und Jedem gern mit Rath und That beistehen, der sich an dasselbe wenden wird.

Das Kreuz ist das Zeichen der menschlichen Wiedergeburt! Ihm wollen wir folgen und es hoch halten, damit es leuchte auch im fernen dunklen Welttheile!

Das Präsidium des Salzburger Afrika-Vereins.

Mittheilungen aus dem Vereinsleben.

Köln. Im Anschluß an die Sitzung des Centralvorstandes des Afrika-Vereins deutscher Katholiken fand am 19. December eine Versammlung der Kölner Zweigvereine statt. In derselben waren der hochwürdigste Herr Erzbischof, die Mitglieder des Verwaltungsausschusses, der Generaloberе der Benediktus-Genossenschaft, P. Amrhein, Mitglieder des Domcapitels und des Pfarrclerus, Appellationsgerichtsrath a. D. Dr. Aug. Reichensperger, mehrere Reichstags- und Landtags-Abgeordnete erschienen. Den Vorsitz führte Herr Justizrath Sieger, welcher zur Eröffnung der Versammlung über die Thätigkeit des Vereins seit dessen Bestehen berichtete. Derselbe hat im vergangenen Jahre eine Einnahme von 350000 Mark erzielt, von denen im April dieses Jahres der Niederlassung der Väter vom h. Geiste in Bagamoyo 20000 Mk. angewiesen wurden. Mit lebhaftem Bravo wurde die Mittheilung aufgenommen, daß der Central-Vorstand des Vereins in seiner Sitzung einstimmig beschlossen hat, der Benedictus-Genossenschaft auf Antrag ihres Obern P. Amrhein 100000 Mark zu überweisen, desgleichen den Vätern vom h. Geiste in Bagamoyo 30000 Mark. Herr Religions- und Ober-Lehrer Hespers führte den Zuhörern in einstündigem, fesselndem Vortrage den Stand der afrikanischen Angelegenheiten vor Augen. Herr Landgerichtsrath Reichensperger ermahnte in eindringlichen Worten, das Vereinsleben auch weiter zu pflegen, damit die jährlichen Einnahmen entsprechend den zunehmenden Anforderungen sich noch erhöhen. Herr P. Amrhein sprach seinen tiefen und innigen Dank für die hochherzige Schenkung an seine Genossenschaft aus im Namen der armen Afrikaner, jener Blinden, zu welchen die Missionare gesandt worden, um ihnen die Augen zu öffnen, im Namen der Sclaven, welche die doppelte Kette des Geistes und Leibes tragen, im Namen der Heiden, welche dem Christenthum noch fern stehen, im Namen Jener, deren Beruf es ist, daß sie alle ihre Kräfte

Leibes und der Seele den Mitmenschen zum Opfer bringen, im Namen des hl. Vaters, der so lebhaft die Wiederaufrichtung der zerstörten Mission von Pugu gewünscht, sowie im Namen Gottes, dessen Gehülfen alle edeln Geber seien bei der Rettung der Seelen. Redner schloß mit den Worten: Betet, daß die Früchte, welche diesen Dank lebendig machen sollen, reichlich fließen. An unserm Willen soll es nicht fehlen. — Zum Schluß flehte der hochw. Herr Erzbischof in einer überaus warmen Ansprache Gottes reichen Segen auf das begonnene Werk herab. Der Eindruck der Versammlung war ein feierlicher und wahrhaft erhebender.

Wir richten die dringende Bitte an sämmtliche Zweig-Vereinsvorstände, überall solche Versammlungen in nächster Zeit abzuhalten.

Aus Westfalen. Ein wie großes Interesse im katholischen Volke für die afrikanische Mission herrscht, davon haben wir in der letzten Zeit zahlreiche Beweise erhalten. Der hochw. Herr P. Geyer, begleitet von einem schwarzen Pater, dem hochw. Herrn Daniel Sorur Pharim Den, dessen Portrait wir heute, seine Erlebnisse hoffentlich später bringen werden, machte eine Reise durch unsere Gegenden und schilderte in Predigten und Vorträgen die Zustände in Suakin, wo der Mahdi haust und die Araber die Köpfe noch so hoch tragen, daß sie sogar christliche Missionare mit den Ehrentiteln „Hunde" und „Holz fürs Höllenfeuer" belegen. Auf die Vorträge selbst wollen wir nicht eingehen, da Herr P. Geyer uns in liebenswürdigster Weise seine Feder zur Verfügung stellt, aber mit großer Genugthuung können wir es sagen, seine Vorträge waren überall außerordentlich stark besucht, die Herzen wurden weich, und die Börsen öffneten sich wie von selbst. Wir hatten die Ehre, nähere Bekanntschaft mit dem hochw. Herrn P. Daniel zu machen, und gestehen es gern, daß dieser Herr, einer der Wenigen seiner unglücklichen Rasse, welche bisher das Glück hatten, zur hohen Würde des Priesterthumes zu steigen, auf uns einen sehr vortheilhaften Eindruck machte. Welcher Segen für die Missionen Afrikas, wenn wir viele solcher schwarzen Priester hätten! Das erreichen wir aber nur durch reichliche Unterstützung der Missionen und des Afrika-Vereins deutscher Katholiken.

Aus Bayern schreibt man uns: Die Bildung eines Afrika-Zweig-Vereins in unserem Lande ist eine so große Seltenheit, daß nachstehende Notiz für die Leser des „Gott will es!" wohl Interesse haben dürfte. Am ersten Advent-Sonntag hat sich im Pfarrbezirke Rehrosbach-Rinnenthal ein Männer-Verein gebildet, welcher jeden dritten Sonn- oder Feiertag Versammlung abhält und sich zum Zwecke setzt, 1) seinen Mitgliedern Belehrung und Unterhaltung zu bieten; 2) deren Interesse ganz besonders auf Afrika hinzulenken. Der genannte Verein wird baldigst beim Central-Ausschusse in Köln als Afrika-Zweig-Verein angemeldet werden; seine Mitgliederzahl wird etwa 36 erreichen. Auch ist Hoffnung vorhanden, daß aus dem Schoße des hier bestehenden Vereins christlicher Frauen und Mütter ein zweiter Afrika-Verein hervorgehe, ohne daß deshalb die bisherigen Spenden für den Ludwigs-Missions-, den Bonifatius- und den Kindheit-Jesu-Verein verringert werden. (Bravo! Zur Nachahmung empfohlen.)

Oesterreich. Die Bildung weiterer Afrika-Vereine in Oesterreich dürfte nun endlich in das flotte und vor Allem katholische Fahrwasser kommen, das wir

der Sache unlängst wünschten. Grund zu dieser Voraussetzung gibt die Thatsache, daß sämmtliche Kirchenfürsten sich erst kürzlich sehr günstig über die Antisclaverei-Bewegung ausgesprochen haben und wie es scheint, nun selbst werkthätig auftreten wollen. Als einer der Ersten hat Se. Exellenz Dr. Matthäus Binder, Bischof von St. Pölten, sich an die Baronin Hammerstein gewendet und selbe offiziell zur Gründung eines Afrika-Vereins für die ganze Diözese St. Pölten aufgefordert. Es wurde ihm deshalb auch bereits von dieser Dame ein Statuten-Entwurf für Afrika-Vereine vorgelegt (derselbe ist in Nr. 1 und 2 des „Echo aus Afrika" in den Hauptgrundzügen erklärt) und alle näheren Einzelheiten mit ihm festgestellt. Die Gründung eines Afrika-Vereins der Diözese St. Pölten steht also, Dank sei's ihrem eifrigen Oberhirten, dieser Tage bevor. Auch in Prag, Brünn, Klagenfurt, Graz, Linz, Innsbruck ꝛc. wird im Auftrage des Cardinals Lavigerie der Boden für Afrika-Vereine vorbereitet und überall um den Schutz und die gnädige Mitwirkung der kirchlichen Autorität angehalten. In Ungarn ist Se. Exellenz Dr. Lorenz Schlauch, Bischof von Großwardein, der Antisclaverei-Bewegung ein warmer Fürsprecher. Davon gab er durch die am 14. Dezember in Budapest gehaltene Rede über die Nothwendigkeit der Sclavenbefreiung herrliches Zeugniß. Hoffentlich werden also auch jenseits der Leitha bald viele Afrika-Vereine aufblühen.

Salzburg. Am 4. Dezember fand eine Vorstandssitzung des Afrika-Vereins statt, welche durch die Anwesenheit des hochw. Herrn Fürsterzbischofs Dr. Eder eine besondere Bedeutung erhielt. Nach der Begrüßung und Eröffnung der Versammlung Seitens der Präsidentin Prinzessin Rohan ergriff der hochw. Herr das Wort:

„Gelobt sei Jesus Christus!

Es ist mir sehr angenehm, daß ich einer Ausschuß-Sitzung dieses Vereins beiwohnen konnte, denn ich habe mich bereit erklärt, das Protectorat desselben zu übernehmen. Der eigentliche Protector aber ist Gott; Gott selbst ist es ja, der den ersten Schritt zur Sclavenbefreiung gethan hat. Ausgedrückt ist dieser erste Schritt in den Worten: „Es wird Eine kommen, welche der Schlange den Kopf zertreten wird; diese wird aber bemüht sein, sie in die Ferse zu stechen." Das geschah durch die Erlösung. Die schlimmste Sclaverei ist nämlich nicht so sehr jene des Leibes als die der Seele; sie wird beseitigt durch die Befreiung der Seele aus der Sündenschuld, durch ihre Versetzung aus dem Zustande des Mißfallens in jenen des Wohlgefallens Gottes. Der Satan wußte gut, daß der Mensch durch den Abfall von Gott ihm angehöre, und nicht nur der Mensch, sondern auch alles, was mit dem Menschen in Verbindung steht: die ganze sichtbare Welt. Und wie hat der Satan sich darüber ausgesprochen? Er nahm Christus mit sich auf einen Berg und sagte: „Das Alles will ich Dir geben, wenn Du mich anbetest." Mit diesen Worten hat er klar ausgesprochen, ihm, dem Teufel, gehöre Alles. — Eine Folge der geistigen Sclaverei ist die körperliche. Ich sehe aber von der Zerrüttung in der menschlichen Natur, vom Kampfe zwischen dem besseren Wissen und dem schlechteren Wollen ab; es ist auch die gesellschaftliche Ordnung zerrüttet worden. Nicht die Liebe der Menschen zu einander, sondern die gegenseitige Befehdung wurde zur Regel. Der Mächtige unterdrückte den

Schwächeren, und endlich ist es so weit gekommen, daß Mächtigere, Reichere ihre Mitmenschen gleich einer Waare behandelten. Das eben ist thatsächlich der Fall bei dem Sclavenhandel in Afrika. — Cardinal Lavigerie hat sich zur Aufgabe gestellt, diesem wüsten Treiben einen Damm entgegen zu setzen, und er hat, bevollmächtigt vom Oberhaupte unserer heiligen Kirche, dieses Werk begonnen. Dasselbe fand empfängliche Herzen. Besonders sind es die christlichen Frauen, welche am lebhaftesten fühlen, was es heißt: ein Sclave zu sein, das eigene Kind für den Verkauf heranzuziehen. — Ich kann nicht umhin, meine dankbarste Anerkennung auszusprechen für das wirklich eifervolle Wirken, welches unser Verein hier in Salzburg bethätigt hat, und wünsche, daß er mit Gottes Segen immer mehr und mehr Wurzel fasse. Ich gebe das Versprechen, für diesen Verein, was von meiner Seite möglich ist, auch fernerhin zu thun."

Aus den nun folgenden geschäftlichen Mittheilungen ist das Wichtigste Ihren Lesern bereits bekannt. Erwähnen wollen wir noch, daß nach Mittheilung der Frau Präsidentin Msgr. Brincat, Stellvertreter des Cardinals Lavigerie, Ende Januar nach Salzburg kommen wird, und daß beabsichtigt ist, dann eine General-Versammlung abzuhalten und die Lotterieziehung vorzunehmen. — Der Verein Salzburg mit Einschluß der beiden Zweige Thiersee (34) und Hintersee (21) zählt z. Z. 319 Mitglieder. Die Mitgliederzahl von Kufstein war nicht bekannt. Die Einnahme beträgt 2009 Gulden 59 Kreuzer. — Schließlich sprach der hochw. Oberhirte den anwesenden Damen nochmals seinen Dank aus für ihren in dieser edlen Sache bewiesenen Eifer und forderte sie zu weiterer ernster Thätigkeit auf. Diese so wohlwollende Stellungnahme des Diöcesan-Oberhauptes wird nicht verfehlen, dem Ausschusse seine Aufgabe zu erleichtern.

Aus Amerika schreibt uns Herr Prälat Dr. Schröder, früher in Köln, jetzt an der dortigen kath. Universität, daß in Amerika der Boden für die Antisclaverei-Bewegung noch nicht vorbereitet sei. Der hochw. Herr wollte am 26. Dezember, dem zweiten Weihnachtstage, in Allentown (Pa.) einen Vortrag halten über den Sclavenhandel in Afrika und die Anstrengungen der christlichen Welt zu seiner Unterdrückung. Daß Herr Dr. Schröder, nach seinem Ausscheiden aus dem Verwaltungsausschusse des Afrika-Vereins auch in seinem neuen Wirkungskreise sich der armen Neger erinnert, wollen wir ihm hoch anrechnen. Möge der Himmel seine Anstrengungen segnen.

Mannigfaltiges.

Ueber die Ergebnisse der Expedition Stanley's urtheilen „Dr. A. Petermanns Mittheilungen" in folgender Weise:

„Die geographischen Resultate der Stanley'schen Expedition sind sehr bedeutend: er hat das unbekannte Gebiet zwischen Kongo und Albert-See enthüllt, die Nilquellenfrage endgültig gelöst, ein neues Schneegebirge, in welchem Stanley das Mondgebirge der alten Geographen erkennt, nahe dem Aequator entdeckt und die Länder im Westen des Victoria-Sees genauer erforscht. In seiner Hauptaufgabe war er weniger glücklich: wohl hat er Emin und die abgeschnittenen

Europäer den Händen der Mahdisten entrissen, den Zusammenbruch seiner Herrschaft hat auch er nicht verhindern können. Mit voller Berechtigung wird jeder Menschenfreund beklagen, daß die Früchte jahrzehntelanger Bemühungen, die Anfänge europäischer Kultur und Gesittung im zentralen Afrika rettungslos verloren sind, daß die aufopferungsvolle Wirksamkeit so vieler tapferer Männer keine bleibenden Spuren hinterlassen soll; wohl darf der Geograph bedauern, daß weite Gebiete, deren Entschleierung durch Forschungsreisende aller Nationen wesentlich gefördert worden ist, in denen aber noch manche Fragen der Lösung harren, für Jahre, wohl Jahrzehnte hinaus verschlossen bleiben werden. Die Aufrechthaltung der Emin'schen Provinz konnte nur Aufgabe einer großen europäischen Macht sein; eine derartige Unterstützung, wozu in erster Linie die Eröffnung einer guten, durch zahlreiche Stationen geschützten Karawanenstraße nach der Küste gehören mußte, konnte oder wollte unter den politischen Verhältnissen der Gegenwart keine Macht übernehmen, und so mußte die Räumung der Aequatorialprovinz und ihre Ueberlieferung an die Madhisten als das geringere Uebel angesehen werden. Nach 14jährigem Aufenthalte in Central-Afrika kehrt Dr. Emin Pascha zurück, nachdem er seine Provinz am längsten von allen ehemaligen ägyptischen Besitzungen gegen den Ansturm des Mahdismus vertheidigt hatte. Seinem Ruhmeskranze hat Stanley, der Retter Livingstone's, ein neues Blatt eingefügt durch seine neueste That, die Errettung Emin Paschas und die abermalige Durchquerung des Continents."

Furchtbare Leiden hat die Stanleysche Expedition in Afrika zu erdulden gehabt. Stanley selbst schreibt darüber: „Nicht ein Officier, welcher bei mir war, wird das Elend je vergessen, welches er durchgemacht hat. Lieutenant Stairs wurde wie die anderen von einem vergifteten Pfeile durchbohrt. Die anderen starben, er lebt. Die vergiftete Spitze kam 18 Monate, nachdem er verwundet worden war, unter dem Herzen heraus. Jephson war 4 Monate gefangen. Die Soldaten, welche ihn bewachten, hatten geladene Gewehre. Daß er nicht ermordet wurde, das habe ich nicht verhindert. Diese Officiere hatten 16 Bäche und breite Moore an einem Tage zu durchwaten. Sie hatten eine Sonne auszuhalten, welche alles versengte, worauf ihre Strahlen fielen. Alle Arten Hindernisse drangen auf ihr Gemüth ein und quälten ihr Herz. Die furchtbaren Fieber machten sie halb wahnsinnig. Vier Monate lebten sie in einer nach Ansicht der Aerzte todtbringenden Atmosphäre. Jeden Tag hatten sie Gefahren zu bestehen, und die Nahrung war die ganze Zeit hindurch so schlecht, daß Sclaven sie für ungenießbar erklärt haben würden. Und dennoch sind sie am Leben. Mir gebührt kein Verdienst dabei, und ebenso wenig habe ich zu ihrem Muthe, mit welchem sie alle die Lage getragen haben, oder zu ihrer freudigen Energie, mit welcher sie sich ihrer Aufgabe widmeten, oder den hoffnungsreichen Klängen, welche den tauben Schwarzen in die Ohren drangen und die armen Kerls bis zum äußersten anspornten, beigetragen. Die gemeine Menge wird es Glück nennen, Ungläubige Zufall. Aber in der Tiefe meines Herzens verbleibt das Gefühl, daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden giebt, als wovon sich die Schulweisheit träumen läßt. Ich muß kurz sein. Groß

ist die Zahl der Scenen, welche im meinem Gedächtniß haftet. Könnte Jemand sie zu einem Bilde vereinigen, so würde es gewiß ungemeines Interesse bieten. Der niemals klagende Heldenmuth unserer schwarzen Begleiter, die männliche Tapferkeit, welche sich in so unscheinbarer Hülle barg, die Beweise zarter Gesinnung, welche wir in namenlosen Gemeinwesen erfuhren, das Gefühl der Menschenliebe, welches auch Unedle bewegt, die Pietät, welche wir selbst bei Barbaren antrafen, die gleich uns von edlen Beweggründen und dem Gebote der Pflicht angeregt wurden, von allem dem könnten wir reden, wenn wir wollten." ... Diese letzte Expedition ist sicherlich die merkwürdigste gewesen, welche ich jemals ins Innere Afrikas geführt habe. Die Gottheit selbst scheint uns sichtlich auf unserer Reise behütet zu haben. Sie hat uns dort hingeführt, wohin sie wollte, und ihren eigenen Willen durchgeführt, dessen ungeachtet aber uns bewahrt und beschützt." ... „Erst als Emin und Jephson in meinem Lager waren, begann ich einzusehen, daß ich einen höheren Plan als den meinigen ausführte. Meine eigenen Absichten wurden fortwährend durch unglückliche Umstände zu nichte gemacht. Ich bemühte mich, meinen Curs möglichst direct zu steuern, aber ein unberechenbarer Einfluß war am Steuer. Mein Glaube, daß die Reinheit meiner Beweggründe Erfolg verdiene, war fest. Aber ich gelangte zu dem Bewußtsein, daß der Ausgang meiner Anstrengungen in anderen Händen liege."

Katholiken, rührt Euch! Die Christianisirung Afrikas steht nun einmal auf der Tagesordnung; sie wird vor sich gehen, die Frage ist nur, welche Confession daran den größten Antheil nimmt, und welcher damit auch der größere Theile des friedlich eroberten Bodens zufallen wird. In dieser Beziehung können wir sagen, daß die Protestanten aller Schattirungen sehr rührig sind und nicht übel Lust zu haben scheinen, mit großen Opfern an Geld den katholischen Missionaren eine ernsthafte Concurrenz zu machen. Wir dürfen deshalb um so weniger schlafen, als gerade wir Katholiken die besten Kräfte in unseren Missionaren besitzen und es nur an deren nachhaltiger Unterstützung liegt, wirklich großartige Erfolge zu erzielen. Wenn wir nur halb jene Summen aufbrächten, welche z. B. die englischen Bibelgesellschaften jährlich aufbringen, so würden unsere Missionare damit weit mehr leisten als die anglikanischen. Aber wir dürfen uns nicht überflügeln lassen. Am Congo z. B. finden wir zur Zeit folgende acht protestantische Missionsgesellschaften, nämlich: 1) American Baptist Missionary Union; 2) Baptist Missionary Society; 3) Bishops Taylor Mission; 4) Swedish Missionary Society; 5) Congo Balolo Mission; 6) Missionary Evangelical Alliance; 7) London Missionary Society und 8) Plymouth Breathering, denen drei katholische gegenüberstehen: jene der Patres von Scheut (bei Brüssel), der Väter vom hl. Geiste und der „Weißen Väter." Diese 11 Missions-Gesellschaften haben im Ganzen 28 Niederlassungen errichtet und (soweit bekannt) 95 Missionare in jenen Gebieten Afrikas. Am stärksten vertreten sind die American Baptist Union mit 6 Stationen und 24

Missionaren, die Baptist Missionary Society mit 6 Stationen und 18 Missionaren und Bishops Taylor Mission mit 5 Stationen und 12 Missionaren. Die protestantischen Missionen haben ausnahmslos keine Kirche oder Kapelle, der Gottesdienst wird gewöhnlich im Speisesaale des Missionshauses oder, wo eine Schule vorhanden ist, in dem Schulgebäude gehalten. Zu Boma besitzen die katholischen Missionare eine hölzerne Kapelle; außerdem ist man daselbst gegenwärtig mit dem Aufbau einer Kirche aus Eisen beschäftigt. Die protestantischen Missionare versichern, wenn die Congo-Eisenbahn erst gebaut wäre, würde sich noch eine Menge englischer und amerikanischer Missionare am Congo ansiedeln. Also, noch einmal, Katholiken rührt Euch, der Boden ist noch frei; er gehört dem, der ihn zuerst in Besitz nimmt.

Ein Prachtexemplar von einem Diener nennt Prlt. Giese seinen Neger Farhani. Farhani, so erzählt Giese, war neben einem guten Koch und Bäcker ein guter Schneider und besohlte und flickte mir meine Stiefeln, nachdem ich es ihm ein einziges Mal nur gezeigt, zu meiner vollkommensten Zufriedenheit. Farhani war stets mein ärztlicher Assistent; er bekümmerte sich mit mir um die Kranken der Station, gab ihnen die vorgeschriebene Arznei und besorgte bei leichtern Wunden das tägliche Waschen und Verbinden. Bei mehreren Gelegenheiten war mir der Beistand Farhani's von ganz außerordentlichem Werthe. Zwei Mal hat er aus Schußwunden die Geschosse entfernt, an denen wir Beide, mein Genosse Nielson und ich, uns lange vergeblich abgemüht hatten. Außerdem hatte Farhani die Sorge für alle meine Sammlungen, er präparirte Vogelbälge auf das allersauberste und vorzüglichste, verpackte dieselben, wie auch andere Sammlungen auf das sorgfältigste für den Transport. Ueberhaupt, wenn ich etwas Besonderes wollte, so brauchte ich mich nur an Farhani zu wenden. Neben allen diesen Eigenschaften war Farhani ein Pracht-Exemplar von Diener und als solcher geradezu unbezahlbar. Fleißig, ehrlich, tactvoll, still, bescheiden, reinlich und ordnungsliebend stand er in keiner Beziehung den besten meiner frühern Militärburschen irgendwie nach. Farhani allein hat mich niemals verlassen, er war stets für mich besorgt, und wenn ihn die Gefahr auch zuweilen kleinmüthig und an nahen Tod denken machte und zu Dummheiten veranlaßte, so wich er doch selbst in den bösesten Stunden nicht von meiner Seite. Als ich nach dem Angriff Buschiri's auf der Station Mpwapwa krank und hülflos mit verwundeten Füßen in einem Stalle mich verborgen hielt und Buschiri jeden Tag zurückkehren konnte, um auch mir den Garaus zu machen, da war Farhani der Einzige, der Nachts mit mir zusammen zu schlafen wagte. Auf meine Frage, ob er nicht auch davonlaufen und mich ganz allein lassen wolle, antwortete er mir ein Mal, daß er den besten Willen habe, mich nicht zu verlassen, ob er aber im Momente der Gefahr die Kraft besitzen werde, seinem Vorsatze treu zu bleiben, das wüßte er nicht und könne er gar nicht sagen; so weit kenne er sich noch nicht. Ich glaube, diese Antwort läßt nichts zu wünschen übrig. — Farhani und ein anderer mir damals

außerordentlich treu ergebener Schwarzer trafen mit mir am 24. Juli, Abends, nach einem einundzwanzigtägigen außerordentlich aufreibenden und gefährlichen Marsche durch Feindesland wohlbehalten in Bagamoyo an. Beide Leute sind von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft glänzend belohnt worden und befinden sich gegenwärtig im Dienste des Barons v. Gravenreuth, bis ich selber wieder nach Ostafrika zurückkehre.

Kauft Sclavenkinder los! Aus dem Briefe eines Luxemburger Missionars entnehmen wir folgende Stellen: „Die letzten, vor einigen Wochen hier angelangten Kisten brachten das schöne blaue Kleidchen meines Primiz-Schutzengels. Welche angenehme Erinnerungen das kleine Gewand in meinem Herzen wachrief, könnt ihr euch leicht denken. Am hl. Christfeste taufte ich ein fünfjähriges, losgekauftes, ungemein artiges Knäblein und legte demselben die Namen Johann Peter bei. Den Pathen habt ihr schon errathen. Wie schön der kleine Täufling im blauen Kleidchen aussah, wie froh er war! Aller Augen waren auf das glückliche Kind gerichtet. Nach der hl. Taufe begann die Musterung. Jeder der kleinen Männer mußte das Kleid berühren, jeder hat ein ähnliches sich gewünscht; endlos waren die „o Tata" der Bewunderung des kindlichen Staunens. Arme Kinder! Wie man sich so glücklich fühlt bei diesen lieben Kleinen! Gestern noch so unglücklich vor dem Loskaufe, heute im vollsten Glücke dem Leibe und der Seele nach. Könnten doch einmal unsere Wohlthäter ähnlichen Scenen anwohnen! . . ."

Daß die Türkei gegen die Abschaffung der Sclaverei Widerspruch erhebt, haben wir schon gemeldet. Der Muselmann behauptet nun einmal, der Schwarze sei für die Sclaverei von Gott bestimmt, er kenne den Werth der Freiheit gar nicht und fühle sich als ein seiner Manneskraft beraubter Wächter türkischer Weiber wohler wie als Freier in seiner afrikanischen Wildniß. Das ist grundfalsch. Der Neger sehnt sich, wie wir, nach seiner Heimath, seiner Mutter, seinen Geschwistern. Herr v. Abbadie, Freund und Begleiter des seligen Cardinals Massaia in Abessinien, berichtet folgende Antwort, welche ein Schwarzer einem Araber, der ihn soeben gekauft hatte, gab. Auch er war schrecklich verstümmelt worden: er war für die Harems bestimmt. Dieser Neger verfluchte seinen Käufer, daß er ihn in diesen schmachvollen Zustand gebracht habe. Der Muselmann erwiderte, daß er ihn ja heute zum ersten Male sehe, aber der Neger antwortete zornig: „Du allein bist der Schuldige, denn wenn Jene, welche mich so behandelt, nicht gewußt hätten, daß du mich eines Tages als Wächter deiner Frauen kaufen würdest, so hätte das Eisen niemals meinen Körper berührt.

Muselmännische Scheußlichkeiten berichtet man der „Revue française" aus Zanzibar: „Zwei Jahre sind es her, daß eine Karawane von 300 Personen, lauter Araber und muhamedanische Neger, von der Küste sich in das Innere Afrikas begab, um „Handel" zu treiben. Wie gewöhnlich befragte man, bevor man bei den „Ungläubigen" eindrang, die Orakel. Diese sagten, es müsse Blut fließen; unverzüglich steuerte man zusammen, um einen Sclaven zu kaufen, führte ihn des Abends auf den Weg, welchen die Karawane nehmen sollte, schnitt

ihm den Hals ab und begoß den Weg mit seinem Blute, dabei geheiligte Formeln hersagend. In Kavirondo am Victoria-Nyanza-See bemerkten diese Händler, daß die Ungläubigen Elfenbein haben und keine Waffen besitzen. Eine so vortreffliche Gelegenheit ließ man sich nicht entgehen. Man griff sie an und die Gewehre gewannen bald die Oberhand bei dieser eingeschüchterten Bevölkerung. Endlich kamen die Häuptlinge des Landes, um zu unterhandeln. Man einigte sich dahin: die angegriffenen oder bedrohten Dörfer liefern hundert Elefantenzähne und 200 junge Mädchen. Mit dieser Beute zieht die Karawane ab. Unglücklicherweise mangelte es beim Durchzuge durch das Land der Massaï an Wasser, die Nahrungsmittel gingen aus und bald hatten die Sclavinnen ihre Vorräthe aufgezehrt. Was machen? In einer Nacht massakrirten die Muselmänner diese 200 Mädchen, nachdem sie dieselben vorher entehrt hatten. Diese Thatsache wurde von den Chefs der Expedition selbst erzählt, um einen Begriff zu geben von dem Nutzen, der ihnen entging. Sie gehen in die Moschee, um sich loszusprechen, aus Noth Ratten verspeist zu haben; sie denken aber nicht daran, Gott um Vergebung zu bitten, solch schreckliche Missethaten begangen zu haben. Warum auch? diese Mädchen waren in ihren Augen ja nur Thiere."

Herzlichen Dank

Allen, welche uns in letzter Zeit so vielfach Beweise der Anerkennung gegeben haben, doppelt herzlichen Dank Allen, welche uns nicht bloß durch eigenes Abonnement, sondern auch durch Verbreitung und Empfehlung unserer Hefte unter die Arme griffen.

Bei einem Blatte, dessen Preis kaum die Kosten deckt und das trotzdem noch etwas für gute Zwecke erübrigen will, ist es absolut nothwendig, daß jeder Leser sein Möglichstes zur Verbreitung thue. Ein jeder hat ja Verwandte, Freunde, Bekannte, denen man eine Nummer zum Lesen geben oder dem man die Anbestellung empfehlen kann. Viele Herren und Damen aus allen Ständen unterstützen uns in dieser Weise — wir könnten hochgestellte Personen nennen, welche selbst die Hefte vertheilen — wenn ein Jeder so handelte in seinem nächstliegenden Kreise, so würde „Gott will es!" bald die verbreitetste kath. Zeitschrift Deutschlands sein. Besonders richten wir diese Bitte an die Herren Geistlichen und Lehrer, aber auch jede andere Person kann uns von Nutzen sein. Die Mühewaltung ist so gering, jedes Kind kann unsere Hefte besorgen, und einer behördlichen Erlaubniß bedarf diese Art des Vertriebes nicht. Unser Wunsch ist, in jeder Pfarrei mindestens eine Person zu haben, welche sich der Mühe unterzieht, die Bestellungen anzunehmen und die Hefte zu besorgen, besonders sollte in jedem Afrika-Verein Jemand diese Aufgabe übernehmen. Wer auf irdischen Lohn hierfür keinen Anspruch macht, dem wird das Gebet der Neger, die Fürsprache unserer Missionare und guten Schwestern sicher ein reicher Ersatz sein — wer nicht in der Lage ist, seine Zeit ohne Entschädigung opfern zu können, dem kommen wir gern entgegen, indem wir bei Abnahme von 25 — 50 Exemplaren jedes Heft zu 7 Pfg., bei Abnahme von mehr als 50 Exemplaren das Heft zu 6 Pfg. liefern. Allerdings kann dann von einem Reinertrage zu Gunsten der Missionswerke keine Rede mehr sein, der Sache der Negerbefreiung wird aber trotzdem damit gedient.

Ebenso bitten wir wiederholt, uns freundlichst genaue Adressen solcher Personen einsenden zu wollen, an welche Probenummern nebst Einladung zur Bestellung mit Aussicht auf Erfolg versandt werden können.

Die verehrlichen Vorstände der Zweigvereine

machen wir besonders auf den Beschluß des Central-Vorstandes (S. 10) aufmerksam, wonach jeder Verein auf je 25 bis 30 Mitglieder ein Exemplar von „Gott will es!" aus Vereinsmitteln bestellen und circuliren lassen kann. Wir bitten, die entsprechenden Bestellungen recht bald zu machen. Die besser gestellten Mitglieder werden in Folge dieses Beschlusses wohl um so mehr geneigt sein, uns durch eigenes Abonnement zu unterstützen. Dem verehrlichen Centralvorstande sprechen wir unsern herzlichsten Dank aus.

Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß der Abonnementsbetrag 1.20 M. sich **ohne** Portokosten versteht. Für Zusendung unter Kreuzband (12 3-Pfg. Freimarken) werden 30 Pfg. extra berechnet. Bei Bezug mehrerer Exemplare berechnet sich das Porto für 2—6 Ex. auf 1.20, für 7—12 Ex. auf 2.40, für 13—25 Ex. auf 3.60 Pfg.; über 25 Ex. tritt Packetporto ein.

☛ Die bei der Redaction eingehenden **milden Gaben** werden wir in Zukunft allmonatlich **1mal** und zwar in der am **15.** erscheinenden Nummer, quittiren.

In der nächsten Nummer bringen wir auch das Ergebniß der **Pathen-Ausloosung.**

Bücherschau.

Zur Verbreitung der Kenntniß afrikanischer Zustände und **Förderung der Afrika-Vereine** empfiehlt sich die weiteste Verbreitung folgender Schriften:

Humanus. **Der Sclavenhandel und seine Greuel.** 5 Bogen mit Porträt des Cardinals Lavigerie. 60 Pfg. (36 Kreuzer). 13 Ex. 6 Mk.

Gott will es! **Wer bleibt zurück** im hl. Kampfe für Christenthum und Menschenrechte! Mit einer Karte der centralafrikanischen Sclavereigebiete. 18 Pfg. (12 Kr.). In Partien bedeutend billiger.

P. Le Roy. **Mehr Licht in die Zustände des dunklen Erdtheils.** Denkschrift, bestimmt für den Luzerner Congreß. 50 Pfg. (30 Kr.).

Sämmtlich im Verlage von Heinrich Schöningh in Münster und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Auf hoher See. Erzählung von Ernst Lingen. Verlag von Ferd. Schöningh in Paderborn. 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk. — „Auf hoher See" ist eine jener aus der Gegenwart gegriffenen Erzählungen, die, weil ihre Gestalten

uns so nahe stehen und so lebenswahr erscheinen, den Leser von der ersten bis zur letzten Seite fesseln und seine Theilnahme für das Schicksal der Hauptheldeu in fieberhafter Spannung halten. Auch nach der formellen Seite ist das Werk als ein sorgsam gefeiltes zu begrüßen. Das Buch eignet sich ganz besonders als Festgeschenk und nimmt sich als solches in dem farbenprächtigen Einbande ganz herrlich aus.

Briefkasten.

Allen unseren Freunden wünschen wir zum Jahreswechsel von Herzen, daß ihnen Gott tausendfach vergelten möge, was sie an den ärmsten seiner Brüder thun. — **Unsere Mitarbeiter** bitten wir um Entschuldigung, wenn wir häufig ihre Arbeiten etwas kürzen oder gar zurückstellen müssen. Ueber den verfügbaren Raum können wir nicht hinausgehen, und wir wollen auch die Augen unserer Leser nicht durch zu engen Druck schädigen. Kurze Mittheilungen über Versammlungen, Entwicklung der Zweig-Vereine u. s. w., sind uns für die Rubrik „Mittheilungen aus dem Vereinsleben" sehr erwünscht. — Herrn **W.** in **C.**: Die afrikanischen Weine erfreuen sich wirklich eines sehr guten Rufes; der Karthago-Muskatwein wird als Meßwein angepriesen. Wir rathen Ihnen, einen Versuch zu machen. — Frau **M. R., Berlin**: Ihr Eifer ist wirklich lobenswerth, hätten Sie nur viele Nachahmer! — Herrn Vicar **V.**: Die drei hl. Messen werden in der Meinung unserer Abonnenten gelesen; es genügt, wenn Jeder sie in der Stille seines Herzens Gott aufopfert. — **Nach Belgien:** Für uns hat die Colonialpolitik nur soweit Werth, als wir sie als Bundesgenossen im Kampfe betrachten. — **Nach Wien:** Das ist Geschmackssache; wir haben keinen Raum zur Beweihräucherung des eigenen Ich. Thaten, nicht Wortschwall!! — **G. J.** in **M.**: Für Ihre Kleinen empfehle ich Ihnen „Das Heidenkind", eine kleine Monatsschrift, welche in St Ottilien erscheint und durch jede Buchhandlung zu beziehen ist. Halbjährlich 50 Pfg. — **Nach Düsseldorf**: Besten Dank für die Aufmerksamkeit. Hatten bereits von Dr. S. erhalten.

Schluß der Redaction am 23. December.

Verantwortlicher Redacteur: W. Helmes in Münster.

Kreuz „Pro Ecclesia et Pontifice".
Diözesan-Karte von W.- und H.-Deutschland.
Lobende Anerkennungen Sr. Durchlaucht des Fürsten Reichskanzlers, Sr. Eminenz des Kardinals Lavigerie:

Deutscher Erwerb bei Teilung der Erde.

1 polit. Erd- und 1 deutsche Kolonial-Karte nebst Text; unentbehrlich für Zeitungsleser. Preis 75 Pf.
Vorzugspreise für Afrika-Vereine:
Einzelne Ex. 50 Pf., 7 Ex. 3 Mk., 60 Ex. 25 Mk. portofrei gegen freie Einsendung des Betrages, auch in Marken.
An 200 ausstehende Ansichts-Exemplare bittet zu regeln der Verfasser und Verleger
Köln, Domstr. 23. **Joh. Ludw. Algermissen.**

Größtes kathol. Unterhaltungsblatt.

Wochennummernausgabe Quartal 1 ℳ 80 ₰.
Heftausgabe 18 Hefte à 40 ₰.

Gediegener und reichhaltiger Inhalt, bestehend aus anziehenden Romanen und Novellen von namhaften Schriftstellern, belehrenden Artikeln aus allen Gebieten des Wissens und Könnens, Gedichten, Porträts und Biographien berühmter Zeitgenossen, Räthseln &c., sowie auch künstlerisch ausgeführten Illustrationen.

☞ Abonnements auf den „Deutschen Hausschatz" nehmen alle Buchhandlungen, sämmtliche Postanstalten und die Verlagshandlung jederzeit entgegen.

Friedrich Pustet in Regensburg.

Verlag der **St. Norbertus** Buch- und Kunstdruckerei in Wien:

Das Apostolat der christl. Tochter
oder
„St. Angela-Blatt".

Monatsschrift
für die christliche, gebildete Damenwelt.

Erscheint als Frucht des II. allgemeinen österreichischen Katholikentages seit dem 31. Mai d. J.

Redacteur:
Kirchendirector **Anton Schöpfleuthner.**

Der Abonnementspreis ist jährlich 76 kr., per Post 90 kr. — Für Deutschland unter Kreuzband 2 Mark.

Diese Monatsschrift ist bestimmt für die heranwachsende weibliche Jugend, besonders für jene Töchter, die sich gerne mit Lectüre beschäftigen. — Das Blatt erhebt einerseits eine warnende Stimme gegen die gefährlichen Erzeugnisse moderner Literatur und empfiehlt anderseits die vortrefflichen Werke moderner christlicher Schriftsteller. — Die **„Fragen mit und ohne Antworten"** verdienen das größte Interesse aller Derer, die sich in der Welt bewegen und geben richtigen Stoff nicht blos zu einer geistreichen Conversation, sondern auch zu einer sehr nützlichen Polemik, resp. Apologetik, im Verkehr mit Freigeistern und Halbwissern.

Die Weinhandlung von Carl Müller

in **Elape, Station Altenhundem** (Westfalen),
empfiehlt nachstehend verzeichnete

Afrikanische Missionsweine.

Goldene Medaillen: Antwerpen 1885; Hannover 1885; Liverpool 1886.
Großer Preis der letzten **Pariser Weltausstellung.**

Die Weine werden von der Gesellschaft der katholischen Missionare von Algier gezogen und bereitet und dient der Erlös aus den großen Weinbergen ausschließlich zur Verbreitung des heil. Evangeliums am Aequator. Sie eignen sich besonders für Schwache, Kranke und Genesende; verdünnt bieten sie ein angenehmes Getränk für Gesellschaften.

Charthago Muskat-Wein,
ein süßer und lieblicher Wein.

per Flasche incl. Glas . . . . . Mark 2,—
Bei Abnahme von 50 Flaschen . à „ 1.80
In Gebinden von 18 Liter an . à „ 2.—

Afrikaner Rothwein,
ein etwas herber Wein; vorzüglicher Tischwein.

per Flasche incl. Glas . . . . . Mark 1.20
Bei Abnahme von 50 Flaschen . à „ 1.10
In Gebinden von 18 Liter an . à „ 1,20

Unter 10 Flaschen beliebiger Sorte können nicht versandt werden. **Beim Flaschenbezuge Flaschen und Kiste frei.** Die Weine vertragen den Versandt bei **jeder Witterung.** Bei Angabe guter Referenzen 3 Monat Ziel oder per comptant mit 2% Sconto, sonst nur gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages. Fässer berechne ich zum Selbstkostenpreise und nehme sie, wenn selbige innerhalb 6 Wochen franco retournirt werden, zum berechneten Preise zurück. Bei Abnahme **von 50 Litern beliebiger Sorte franco** nach allen Eisenbahnstationen **Deutschlands. Empfehlungen von der hochw. Ortsgeistlichkeit sowie vieler hochw. Geistlichen** stehen gerne zu Diensten.

☞ Die Weine der Missionare S. E. des Cardinals Lavigerie bilden die Haupteinnahmequelle der Missionen und Anstalten des verdienten Kirchenfürsten.

Druck der Coppenrath'schen Buchdruckerei in Münster.

2. Jahrg. **Gott will es!** 2. Heft.

Katholische Zeitschrift
für
die Antisclaverei-Bewegung deutscher Zunge.

Inhalt: Neujahrsgruß an alle verehrten Wohlthäter und Wohlthäterinnen, von den St. Benedictus-Missionsschwestern. — Die katholischen Missionen Afrikas. — Ein Freiheitsruf. — Ein Bild aus dem Sclavenleben — Afrikanische Post. — Eine Frage. — „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost." — Mittheilungen aus dem Vereinsleben. — Mannigfaltiges. — Drei hl. Messen. — Als Pathe resp. Pathin ꝛc. — Milde Gaben. — Besondere Anliegen. — Bücherschau. — Briefkasten. — Inserate. — Illustrationen: Mission von Bagamoyo. — Major Wißmann.

Neujahrsgruß

an alle verehrten Wohlthäter und Wohlthäterinnen,

von den St. Benedictus-Missionsschwestern.

Beim Wechsel des Jahres, wo das Herz pocht und sich sehnt, Freunden und Freundinnen, Gönnern und Wohlthätern und sich selbst alles Gute zu wünschen, können auch die St. Benedictus-Misionsschwestern nicht umhin, ihrer tiefgefühlten Dankespflicht Ausdruck zu geben und allen ihren verehrten Wohlthätern und Wohlthäterinnen ein recht glückseliges neues Jahr, sowie alles erdenkliche Gute für Leib und Seele zu wünschen. Möge der liebe Gott allen werthen Gönnern, welche es sich angelegen sein ließen, die Missionsschwestern nach Kräften zu unterstützen, seinen reichsten Segen spenden und ihnen die Erfüllung ihrer Herzenswünsche gewähren. Die Missionsschwestern werden in unablässigem Gebete die Erhörung all dieser Wünsche vom lieben Gott erflehen; ganz besonders aber gedenken diejenigen Schwestern, welchen die Unterstützung der Leser dieser Hefte zu Theil wurde und deren Namen hier folgen: „Schw. Maria Afra, Schw. M. Angelika, leibliche Geschwister, aus dem Rheinland; Schw. M. Tekla, Schw. M. Philomena, aus Westfalen; Schw. M. Rosa v. Lima, Schw. M. Margaretha, aus Bayern" täglich ihrer Wohlthäter und Wohlthäterinnen im Gebete. Sie sind ernstlich bemüht, dieses Wohlwollen ihrer verehrten Gönner zu rechtfertigen und sich die Ausbildung, welche die Anstalt durch die frommen Spenden nun in der Lage ist, ihnen an-

gedeihen zu lassen, recht zu Nutzen zu machen. Die Schwestern versprechen den werthen Wohlthätern und Wohlthäterinnen, ihrer stets dankbarst eingedenk sein zu wollen, und wenn sie einst nach bestandener Probezeit hier im Mutterhause das Glück haben, nach Ostafrika zu kommen, dann werden sie gewiß nicht unterlassen, recht interessante Berichte zu schicken und auch so ihre Schuld abzutragen. Zugleich hoffen die Missionsschwestern, daß die verehrten Wohlthäter und Wohlthäterinnen auch im neuen Jahre ihnen ihr gütiges Wohlwollen bewahren und ferner durch milde Gaben sie unterstützen; sie alle sind für jede, auch die kleinste Gabe von Herzen dankbar. Unsere Wünsche und Gebete zum neuen Jahre nochmals wiederholend, verharren mit innigem Danke

die Benedictus-Missionsschwestern von St. Ottilien.

Die katholischen Missionen Afrikas.

Von Baron Leo de Bethune.

[Nachdruck untersagt.]

I. Nord-Afrika.

1. Geschichtlicher Rückblick auf die Schicksale des Katholicismus in den Barbaresken-Staaten.

Wohl wenige Gegenden können einer Vergangenheit so voller glänzender religiöser Erinnerungen sich rühmen, als jene schönen Bezirke Algeriens und Aegyptens. Vor noch nicht langer Zeit Europa unbekannt oder feindselig, sind sie sozusagen erst unter unseren Augen, durch Napoleon I., Bugeaud und Lamoricière wenigstens moralisch unter die Herrschaft der abendländischen Civilisation gebracht.

Bald nach der Predigt des hl. Evangelisten Marcus erstanden überall im Lande der Pharaonen, in Aegypten, blühende Kirchen, und bald wurden die Felsenhöhlen von Thebens Einsamkeit Zufluchtsorte der Patriarchen unter den christlichen Eremiten. Vom vierten Jahrhundert an zogen die ägyptischen Mönche nilaufwärts und streuten auf den Hochebenen Aethiopiens jenen fruchtbaren Samen des Christenthums aus, der, obwohl er vom Unkraute der Irrlehre des Eutychius überwuchert wurde, bis heute nicht mehr auszurotten war. Leider vereinten sich bald Schisma und Irrlehre zur Verheerung der blühenden alexandrinischen Kirchenprovinz; sie waren es, welche dem Heidenthume und dem muselmännischen Halbmond den Boden vorbereiteten.

Dieselben Geißeln: Irrlehre und Islam, verbreiteten sich auch über das Küstenland am Mittelmeere und geboten dem Fortschritte und der Entwicklung des christlichen Geistes Halt, um die Völker in die Greuel und Abgeschiedenheit der Barbarei zurückzuwerfen. In welcher Blüthe standen nicht die Diöcesen Afrikas im 4. Jahrhundert! Man zählte die Bischofssitze nach Hunderten. Von Karthago aus, der römischen Hauptstadt Afrikas, verbreiteten sich bis nach dem Atlas, bis in die Wüste und bis zum großen Ocean Schaaren eifriger Priester unter zahlreichen Bischöfen, welche den Numidiern, den unbezwingbaren Mauren den Frieden Christi und mit ihm die Güter des Himmels und der Erde brachten. „O, ruft P. Baesten aus, wenn diese Kirchen sich hätten allmählich entwickeln können unter dem Schutze des römischen Stuhles, wie jene Galliens und Germaniens, wie ganz anders würde sich heute die sittliche und materielle Lage jener reichen Landstriche darbieten!“

Aber auch hier sollten sich die schönen Hoffnungen nicht verwirklichen. Im 4. Jahrhundert fiel die Irrlehre der Donatisten wie ein kalter Reif auf die aufblühenden Christengemeinden; im 5. Jahrhundert wütheten die Anhänger der Irrlehre des Arius mit Feuer und Schwert. Trotzdem schien der Katholicismus im 6. Jahrhundert, nach den Siegen Belisars, noch einmal zur Blüthe kommen zu sollen, aber nur einen Augenblick, denn bald, im folgenden Jahrhundert, erschien eine andere, weit schlimmere Geißel, der Einbruch der muhamedanischen Araber.

Man darf indessen nicht glauben, daß die afrikanischen Christen das Joch der Muselmänner ohne Kampf hinnahmen. Vierzehn Mal warfen die Berberstämme des Atlasgebirges die ihnen aufgezwungene Religion Muhameds ab und nahmen ihre christlichen Uebungen wieder auf. Erdrückt durch die Uebermacht, mußten die Bergbewohner sich schließlich beugen, aber die Ueberreste von Christenthum, welche man heute noch in ihren Sitten und Gebräuchen findet, geben Zeugniß von der Zähigkeit, mit welcher sie an der Religion des hl. Cyprianus und des hl. Augustinus hingen.

Wenn die Provinzen Nordafrikas den Muhamedanismus im Mittelalter nicht abgeschworen haben, so hat es ihnen wenigstens an Martyrern nicht gefehlt. 1261 wurden mehr als 200 Brüder aus dem Predigerorden, welche in Damietta und im Nildelta das Evangelium predigten, ihres Glaubens wegen umgebracht. Zu gleicher Zeit gründeten die Franciskaner unter dem Schutze der Könige von Aragonien arabische Collegien, wo ihre Missionare sich in Menge verbreiteten, um die Mauren

Afrikas zu evangelisiren. Die Trinitarier und die Patres de la Merci durchzogen die christlichen Länder Europas, sammelten Gelder und schifften dann über den Ocean, um die christlichen Gefangenen in Algier und Tunis aus den Kerkern und aus der Gewalt ihrer muselmännischen Herren zu erlösen. Und wenn diese Mönche ihre in Sclavenketten schmachtenden Brüder nicht zu befreien vermochten, so theilten sie nicht selten freiwillig ihre Gefangenschaft, um sie in ihren Leiden trösten und sie auf einen christlichen Tod vorbereiten zu können. Heute, wo die Frage der Sclavenbefreiung abermals in so hervorragendem Maße an uns herantritt, ist es uns eine tröstliche und erhebende Erinnerung, daß in den Jahren von 1218 bis 1632 der Orden der Patres de la Merci allein die Ketten von 490 736 christlichen Gefangenen zerbrach.

Die normannischen Fürsten von Sicilien, der hl. Ludwig, König von Frankreich, ebenso die spanischen Monarchen, unternahmen es der Reihe nach, dem Islam die Küsten des Mittelländischen Meeres zu entreißen. An dem Kreuzzuge des hl. Ludwig und dem Friedensschlusse, welcher den tunesischen Christen die Freiheit ihrer Religionsübung gewährleistete, nahmen mehrere belgische Großen Theil, wie Balduin II., Kaiser von Konstantinopel, die Grafen Guy von Flandern und Heinrich von Luxemburg. Später begannen die Könige von Portugal ihre maritimen Entdeckungen damit, daß sie die Kreuzfahne auf dem maroccanischen Küstenlande aufpflanzten.

Man kennt die ruhmvollen Züge Kaisers Karl V. bis unter die Mauern von Tunis, indessen andere europäische Fürsten sich nicht schämten, mit den Sclavenhaltern der Barbareskenstaaten sich zu verbünden und so die Erfolge jener hochherzigen Unternehmung in Frage zu stellen. Endlich, von der Regierung Ludwig's XIII. ab, gefiel es der französischen Politik, mehr beeinflußt von christlichen Gesinnungen, die katholischen Missionen zu begünstigen. Unter ihrem Schutze ließen sich die Jesuiten und die Kinder des hl. Vinzenz von Paul in Tunis und Aegypten nieder und gründeten im Verein mit den Franciskanern und Capucinern feste Christengemeinden, welche sich bis heutigen Tages erhalten haben.

2. Maroccanische Missionen.

(Spanischer Bischofssitz von Ceuta und Apostolische Präfectur von Marocco.)

Die Provinzen des Maghreb-el-Aksa oder des äußersten Westens, in Europa gewöhnlich mit dem Namen Marocco bezeichnet, entbehren des politischen Zusammenhanges. Die Oberhoheit Seiner Majestät des

Scheriffs besteht in den ungeheuren Gebieten, welche ihm auf unseren Karten zugewiesen sind, vielfach nur dem Namen nach. Indessen eint ein mächtiges Bindemittel, jenes der Religion, alle Bewohner des westlichen Atlas und verleiht ihnen einen gewissen Zusammenhalt gegenüber dem Auslande. Während die Muselmänner des Ostens für den Khalifen von Stambul (Konstantinopel) beten, rufen jene des Westens, einschließlich des Tuat, den Segen Allahs auf das Haupt des Sultans von Marocco herab, dem sie übrigens nicht die geringsten politischen Rechte über sie zuerkennen.

Der blindeste Fanatismus beseelt die Araber- und Berberstämme, welche sich in jene schöne Gegenden theilen, wo man Europäer kaum außerhalb der Häfen antrifft.

Indessen besitzen die Berber von Marocco nur wenig Kenntniß in der Lehre Muhamed's, und was die Araber des Küstenlandes angeht, so haben Manche sogar einige Gebräuche von den verhaßten Rumis (Christen) bewahrt. Manche Frauen z. B. tragen das Zeichen des Kreuzes auf der Haut, und bei schweren Entbindungen rufen sie die Hülfe der allerseligsten Jungfrau an. Auch haben sich lateinische Worte in ihrer Sprache erhalten. Der römische Kalender ist überall neben dem arabischen im Gebrauche, und wenn man Zeitabschnitte im Ackerbau bezeichnen will, so bedienen sie sich immer zunächst des ersteren.

Die Bewahrung dieser christlichen Ueberlieferungen verdankt man ohne Zweifel den alten portugiesischen und spanischen Niederlassungen in jenen Gegenden. Nachdem die Fürsten aus dem Hause Lusitanien den Muhamedanern ihr eigenes Land Schritt für Schritt abgerungen hatten, zögerten sie nicht, den Feind in Afrika selbst anzugreifen, im Herzen von Marocco, von dem so viele für die Iberische Halbinsel verhängnißvolle Kriegszüge ausgegangen waren. 1425, unter Johann I., dem berühmten Gründer einer neuen Dynastie, ward der Zug nach Afrika beschlossen; in dieser Unternehmung, die P. Baesten einen wahren Kreuzzug nennt, ward gleichzeitig der Grund gelegt zu der portugiesischen Marine. Der kühne Versuch wurde von Erfolg gekrönt, und Ceuta, die Hauptburg des Islam, fiel ohne Schwertstreich Johann I. in die Hände. Die große Moschee ward in eine christliche Kathedrale umgewandelt und erhielt sechs Jahre später von Papst Martin V. ihren ersten Bischof.

Die Bedeutung dieser Eroberung war eine ungeheuer große; sie markirt sich als die erste Etappe zur Besitzergreifung Afrikas durch die

christlichen Völker, deren weitere Entwicklung sich heute vor unseren Augen abrollt. Nach dem Zeugniß des Professors Schaeffer wurde die Einnahme von Ceuta für die Portugiesen der Ausgangspunkt neuer Eroberungen an der afrikanischen Küste. Ein neues Ziel, eine neue Richtung war dem Geiste und der Thätigkeit der Nation gegeben.

Weitere Siege reihten sich an diese ersten Erfolge, und es gab eine Zeit, wo die Ocean-Küste von Marocco bis zu den ersten Vorgebirgen des Atlas mit kleinen Festungen und europäischen Handelsniederlassungen besäet war. Ganz Marocco würde ohne Zweifel dasselbe Loos getroffen haben, wenn nicht die Thätigkeit der Portugiesen sich bald auf die Gestade aller Meere zerstreut hätte. Die Interessen-Eifersucht zwischen Portugal und Spanien, welche Länder kurze Zeit lang unter demselben Scepter vereinigt waren, brach auf immer die Begeisterung für die Kreuzzüge in Mauretanien.

Während der portugiesischen Revolution von 1640 ging Ceuta in spanischen Besitz über. Der Bischofsstuhl des marocanischen Gibraltar wurde zunächst der Kirchenprovinz von Sevilla und seit einem Jahrhundert jener von Cadix zugetheilt. Die spanische Diöcese des nördlichen Afrika zählt etwa 12 216 Katholiken.

Diese Besitzungen würden, ohne die Einmischung Englands, eine Vergrößerung erfahren haben, als in Folge der Expedition von 1859 auf 1860 General O'Donnel Tanger bedrohte, nachdem er auf den Mauern von Tetuan bereits die spanische Fahne gehißt hatte. In Folge langer, durch England herbeigeführter diplomatischer Unterhandlungen wurde Tetuan an Marocco zurückgegeben; doch erzielte die spanische Regierung einige Vortheile bei Ceuta, sowie die Genehmigung einer Niederlassung zu Santa Cruz an der Küste des Atlantischen Oceans.

Den genauen Ort einer alten Colonie Spaniens aus den Jahren 1507—1527 haben 20jährige Studien und Nachforschungen nicht feststellen können, aber die spanische Regierung hat, im Einverständniß mit den marocanischen Behörden, Anspruch auf den Hafenplatz Ifni erhoben, welcher ohnehin außerhalb der wirklichen politischen Machtsphäre des Sultans liegt. Dieser Ort, welcher durch die Nähe des canarischen Archipels sehr gute Aussichten für rasche Colonisirung bietet, hat eine große Bedeutung für den Handel; er ist in Wirklichkeit der natürliche Absatzweg für den bedeutenden Sclavenmarkt von Ogulmin und die Völkerschaften von Wed Sus. Hoffen wir, daß Ifni bald ein Heerd für die Ausbreitung des Christenthums werde.

Erwähnen wir noch, daß Spanien einen Theil des Sahara-Küstenstriches, südlich von Ifni, in Besitz genommen hat; bereits sind Handelsniederlassungen gegründet in Villa-Cineros, am Rio do Ouro, in Angra de Cintra und in der Bahia de Oeste. Auch dort werden die Fischer von den canarischen Inseln den spanischen Ueberlieferungen nicht untreu werden, die Fahne ihres Vaterlandes und das Kreuzesbanner werden sie gleichzeitig wehen lassen. Die vollständig spanisch gewordene Bevölkerung der Fortunaten-Inseln, welche der Rasse nach wahrscheinlich mit den Berberstämmen des Atlas und der Sahara-Steppe verwandt ist, kann bei der fortschreitenden Christianisirung jener Stämme eine große Rolle spielen.

Was die Staaten Sr. Maj. des Scheriffs angeht, so ist es allen Anstrengungen des muselmännischen Fanatismus nicht gelungen, die katholischen Missionare zu verdrängen. Freilich ist der Bischofsstuhl von Marocco, den die Söhne des hl. Franciskus im 13. Jahrhundert um den Preis ihres Blutes gegründet, seit 1566 nicht mehr besetzt, aber die Ordensmänner derselben religiösen Familie haben ihre Missionsthätigkeit dort niemals eingestellt.

Als nach der napoleonischen Gewaltherrschaft die revolutionären Wirren in Spanien ausbrachen und den religiösen Orden einen harten Schlag versetzten, war die Franciskanerprovinz von San Diego oder Andalusien nicht mehr im Stande, alle Missionsstellen des marocanischen Kaiserreiches zu besetzen. Aber bereits 1858 ist die Mission unter der Form einer Apostolischen Präfectur wieder hergestellt und den im Franciskaner-Colleg von Compostella ausgebildeten Missionaren anvertraut. Die Freiheit des Apostolats besteht zu Recht seit der spanischen Expedition von 1860, aber die Schärfe der religiösen Leidenschaft bei den islamitischen Eingeborenen nöthigt die Missionare zu Vorsichtsmaßregeln aller Art. Trotz aller aus dieser unsicheren Lage erwachsenden Schwierigkeiten findet man in den Städten Tetuan, Tanger, Casablanca, Larache, Mazagan und Mogador katholische Gemeinden mit ansässigen Priestern, welche auch die auswärtigen Christengemeinden von Alcazar, Rabat und Saffi pastoriren; man schätzt die Zahl der in diesen Orten zerstreuten Katholiken auf mindestens 5000. Das Personal der Mission umfaßt 36 Franciskaner-Mönche und 6 Franciskanessen. Die Missionare widmen sich besonders dem Dienste der Hospitäler, der unentgeltlichen Apotheken und der Schulen, welch letztere, 10 an der Zahl, auf die verschiedenen Stationen vertheilt sind. Die Genfer Revue: „L'Afrique explorée et

civilisée“ sprach vor Kurzem in sehr anerkennender Weise von diesen Unterrichtsanstalten. Die ausdauernde Arbeit und die erprobte christliche Liebesthätigkeit jener Ordensleute haben ihnen sogar die Sympathien der maroccanischen Regierung eingetragen.

Gelegentlich des Priesterjubiläums Leo's XIII. entsandte Kaiser Muley Hassan seinen Minister für auswärtige Angelegenheiten nach Rom, begleitet von dem apostolischen Präfecten P. Lerchundi. Bekanntlich haben auch die beiden anderen großen Souveräne des Islam, der Sultan von Konstantinopel und der Schah von Persien, dem Oberhaupte der katholischen Kirche in derselben Weise ihre Ehrerbietung kundgegeben. Welch geheimnißvoller Zug ist es doch, welcher sogar die Gesandten der modernen Kalifen zu den Füßen des Gefangenen im Vatican führt!

(Forts. folgt.)

Ein Freiheitsruf.

Der Ruf erscholl — des Hirten Stimme
Gab von der Wacht das Nothsignal.
Der Wolf zerfleischt in seinem Grimme
Die Schäflein, die ihm Gott befahl:
Die Schäflein, welche bannt noch immer
In dunkle Nacht ein alter Fluch,
Als längst der Sonne Strahlenschimmer
Den Tag durch alle Länder trug.

Wo sein Erwachen lächelnd grüßte,
Des Weltheilandes lichte Spur,
Da ward der Menschheit öde Wüste
Ein schöner Garten der Cultur.
In friedlich stille Hütten kehret
Ein freies, glückliches Geschlecht,
Das eigne Blut erkennt und ehret
Der Fürst im Volk, der Herr im Knecht.

Im edlen Ringkampf freier Geister
Mißt sich die angeborne Kraft,
Und ruhmgekrönt erstehn die Meister
In jeder Kunst und Wissenschaft.
Und Glaubenshelden, wie Titanen
In grauer Vorzeit dunkler Fern',
Ersteigen kühn des Himmels Bahnen
Und leuchten oben Stern an Stern.

Doch wo die Nacht die langen Schatten
Noch grauend wirft in weites Land,
Da schlafen noch die grünen Matten,
Da schafft des Todes kalte Hand.
Der Mensch wird da zum feilen Wilde,
Das schnöde Habsucht jagend hetzt
Und fort vom heimischen Gefilde
Als Waare auf die Märkte setzt.

Zum Himmel steigen da die Flammen,
Die prasselnd aus der Hütte loh'n,
Und mit dem Schakalruf zusammen
Der armen Opfer Klageton.
Dort blüht im dürren Wüstensande
Verbleichend menschliches Gebein.
Zu fluchen der entmenschten Bande
Der Wand'rer hält die Schritte ein.

Als Sclave, ohne Menschenrechte,
Erschachert um ein Judasgeld,
Dient dem entsittlichten Geschlechte
Der Mensch, dem Thiere gleichgestellt.
Was mag die Menschen*seele* werden?
Zertreten wird der Menschen*leib*.
Was nach dem Schreckenlos auf Erden
Mag sein ihr ewiger Verbleib?

Europa trägt auf seiner Fahne
Geschrieben manches stolze Wort.
Steh auf! Zum „dunklen Erdtheil“ bahne
Der Freiheit ihre Wege fort.
Europa hat auf seinem Herde
Des heil'gen Feuers lichte Gluth.
O, trag' es fort, daß Licht dort werde,
Wo noch der Todesschatten ruht!

B. Stroband.

Ein Bild aus dem Sclavenleben.

Zanzibar, im November 1889.

Vor einiger Zeit ward durch Beamte der Ostafrikanischen Gesellschaft von Dar-es-Salaam ein französisches Schiff beschlagnahmt. Die Sache machte damals einigen Lärm, das Schiff wurde an den französischen Consul, Herrn

Lacan, ausgeliefert, welcher die auf demselben gefundenen Sclaven befreite. Unter den Letzteren befand sich auch ein junger Mann mit Namen Mambo, verheirathet an eine junge Negerin, Franziska. Aus ihrer Ehe war ein Kind entsprossen, das heute 7 — 8 Monate alt und auf den Namen Louise getauft ist. Alle drei befinden sich zur Zeit im katholischen Hospiz von Zanzibar.

Die Geschichte dieser Leute ist nicht ohne Interesse. Gegen Ende 1888 wurde Mambo oder Louis, wie wir ihn hier nennen, von seinem Herrn nach Zanzibar verkauft. Sein neuer Eigenthümer wollte aber, bevor er absegelte, seine Sclavenladung vervollständigen und fuhr mit seinem Boote nach Kondutschi, wo ein ergiebiger Sclavenhandel betrieben wurde. Dort legten die Beamten der deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft Beschlag auf Schiff und Waare, und Mambo wurde frei.

Oft sprach er zu mir von Frau und Kind, welche bei seinem früheren Herrn zurückgeblieben waren; kein größeres Glück auf dieser Welt wünschte er sich, als sie noch einmal wieder zu sehen und mit ihnen leben zu dürfen. Besonders sein Töchterchen lag ihm am Herzen. „Oh, wenn ich doch nur noch einmal mein Kind wiedersehen dürfte!“ sagte er oft zu mir. „Sei beruhigt, Louis, antwortete ich ihm; lerne fleißig den Katechismus und bete eifrig zum lieben Gott; er ist groß und vermag Alles.

Eines Abends um 9 Uhr wurde ans Thor geklopft. Eine Frau, ihr Kind auf dem Rücken, wünschte Mambo zu sehen. „Kennst du Mambo denn?“ fragte man sie. „Führet mich zu ihm, und ihr werdet sehen.“ Man rief also Louis herbei, und die beiderseitige Ueberraschung und Bewegung kann sich ein Jeder leicht selbst ausmalen.

Seit jenem Tage ist die ganze Familie vereint und glücklich im Hospital. Louis und seine Frau bereiten sich auf die Taufe vor, und die kleine Louise ist die Freude der Kranken. Aber jetzt kommt die traurigste Seite der Geschichte, welche so recht eine der abscheulichsten Seiten des Sclavenhandels veranschaulicht.

Was Louis anbetraf, so machte er uns keine Sorgen; der Consul hatte ihn von Amtswegen frei gegeben, und jede Beschwerde seines früheren Herrn würde vergeblich gewesen sein. Aber Franziska und ihr Kind wurden im Lande als „Watoros“ oder Flüchtlinge betrachtet.

So lange die Sclaverei nicht gesetzlich abgeschafft ist, dürfen wir keine flüchtigen Sclaven aufnehmen. Die englische Mission von Mombas, einem ohne Zweifel lobwürdigen, menschenfreundlichen Gefühle nachgebend, hat es einmal gethan, aber es sehr bald bereuen müssen, denn daraus wäre fast ein Aufruhr in den englischen Besitzungen entstanden, ähnlich jenem gegen die Deutschen. Glücklicherweise gaben die Engländer bei Zeiten nach; Herr Mackenzie streute das Geld mit vollen Händen aus, und die Eigenthümer der in die Mission geflüchteten Sclaven wurden mehr als reichlich entschädigt. Die Europäer haben in den Augen der Araber bei dieser Angelegenheit entschieden den

Kürzeren gezogen, denn sie mußten nachgeben, und solche erzwungene Nachgiebigkeit schadet sehr dem Ansehen und Einfluß der Europäer.

Wir haben es also zum Grundsatze genommen, so lange keine flüchtigen Sclaven aufzunehmen, als die europäischen Mächte die Sclaverei dulden. Aber wie könnte man einer Frau verwehren, zu ihrem Gatten zu gehen, wie einen Vater hindern, seine kleine Tochter in die Arme zu schließen! Wie könnte man eine so glückliche Familie mit rauher Hand trennen? Unmöglich; ich sagte also zu Franziska, sie möge bleiben, ich wolle versuchen, ihre Stellung gegenüber ihrem Herrn zu regeln.

Da ich wußte, daß Letzterer alsbald Klage führen werde, benachrichtigte ich sofort den Sultan Seid Khalifa, und dieser ließ mir antworten, ich möge das Weib einstweilen behalten.

Franziska blieb also im Hospize, und sechs Monate lang schwebte über Louis das Damoklesschwert, daß man ihm eines Tages sein Weib und Kind wieder nehmen könnte. „Fürchte doch nichts, Louis“, sagte ich öfter zu ihm, „ich weiche nur der Gewalt und die Deinen kommen nicht von hier fort; aber wir werden uns wohl dazu verstehen müssen, sie zu kaufen.“ — „So kaufe sie, mein Vater“, war seine Antwort; „ich will gern mein ganzes Leben lang bei euch bleiben und für euch arbeiten.“

Nach sechs Monaten endlich — es war am 6. September 1889 — erschien der Eigenthümer. Seine ersten Worte waren: „Ich habe drei Sclaven bei dir: Louis, Franziska und Louise. Louis ist mir entflohen, und der Eigenthümer fordert sein Gut zurück, überall, wo er es findet; ich verlange also zunächst, daß du mir Louis herausgiebst.“ — Ich unterbrach ihn und sah ihn scharf an. „Deine Wünsche sind sehr groß, aber gieb acht, du redest nicht mit einem Fremdling, dem die Dinge des Landes unbekannt sind. Louis ist vom Consul für frei erklärt, und dieser nimmt sein Wort nicht zurück. Ob Louis dir entflohen ist, ob du ihn verkauft hast, ob man ihn dir gestohlen hat — was kümmert das mich? Er ist frei und soll frei bleiben.“ — „Aber ist denn das recht?“ fragte mich der Sohn des Propheten entrüstet. — „Recht oder nicht recht, darüber will ich mit dir nicht streiten; nach unserem Gesetze ist es recht, und Louis ist frei. Gieb dir also keine Mühe; es ist Alles unnütz.

„Was nun Franziska und Luise angeht, so würde ich sie sofort zurückgegeben haben, wenn sie gewöhnliche Ausreißer wären. Mein Gesetz aber verbietet mir, das Weib vom Manne zu trennen, dem Vater das Kind zu entreißen — deshalb habe ich sie hier behalten. Indessen, da du Franziska mit Geld bezahlt hast, so bin ich ganz bereit, dich zu entschädigen. Wie viel verlangst du?“

„Ich verlange 100 Piaster (350 Mk.) für Franziska und ebensoviel für ihr Kind. Ich setze dir zu Liebe den Preis so niedrig, denn in Wirklichkeit....“

„Höre“, antwortete ich ihm, „nicht ich bin es, der diese Frau kaufen will; es ist Louis. Ich will wohl gestatten, daß er eine gewisse Summe für die Freiheit seiner Frau zahlt, aber nie werde ich zugeben, daß ein Vater gezwungen

werde, sein eigenes Kind loszukaufen. Lassen wir also das Kind aus der Rechnung und reden wir nur von der Frau. Nun wird aber ein Weib wie Franziska an der Küste etwa 40 Piaster werth sein, und in Zanzibar vielleicht 60 Piaster."

„Das ist ein lächerlich niedriger Preis; aber was wirst du denn thun, wenn ich mich weigere, sie zu verkaufen?" antwortete der Araber.

„Wenn du dich weigerst, bleibt Franziska hier."

„Der Sultan kann euch freilich nicht mit Gewalt zwingen; wir wollen uns also verständigen. Wenn du das kleine Mädchen nicht mit auf die Rechnung setzen willst, so gieb es mir heraus und kaufe bloß die Frau."

Bei diesen Worten wallte mir das Blut auf, und mit scharfer Stimme erwiderte ich ihm: „Wie kannst du mir einen solchen Vorschlag machen? Du magst im Stande sein, ein sechsmonatliches Kind von der Mutterbrust zu reißen, aber mein Gott verbietet mir so etwas; ich würde schweres Unrecht thun, wenn ich das gestattete!"

„Bei mir ist das keine Sünde, das kommt alle Tage vor. Im Gegentheile, dies Kind ist mein Eigenthum, und du willst es mir stehlen."

Ich mußte mir Zwang anthun, um den Menschen nicht einfach vor die Thüre zu setzen. Indessen, so lange die Europäer nicht Herren des Landes sind, muß man wohl oder übel diesen Schurken ein höfliches Gesicht zeigen. Ich antwortete also lächelnd: „Du kennst die Missionare schlecht. Sie handeln nach den Geboten Gottes, und der sagt: Du sollst nicht stehlen. Wenn dein Koran dir erlaubt, der Mutter das Kind zu nehmen, mein Gott verbietet es mir. Ich sage dir also noch einmal: das Mädchen bleibt bei seiner Mutter und du erhältst nichts für dasselbe. Ich wiederhole es dir: Ich bin kein Mgeni (Fremder im Lande). Seit 16 Jahren kenne ich das Land und weiß, wie viel Kinder von 6 Monaten wir für ein oder zwei Rupien (1 Rupie = 1,5 M.) gekauft haben. Wie kannst du mir nun 100 Piaster für dieses Mädchen fordern?"

„Wenn du nicht willst," antwortete er, „wenn du sie mir mit Gewalt nehmen willst, so halte sie, ich gebe sie dir umsonst, ich bringe dir sogar noch andere, drei oder vier, so viel du wünschest. Hier vor dir bin ich klein, und du bist groß; du bist ein Sultan, aber draußen, da bin ich auch groß."

Mein Araber wollte offenbar darauf anspielen, daß sein Bruder Gefängnißdirector in Zanzibar und also ein Freund des Sultans ist. „Groß oder klein," antwortete ich ihm, „darauf kommt es hier nicht an. Höre mein letztes Wort: Ich war gewillt, dir bis zu 60 Piaster zu bieten, aber da du mich einen Dieb schiltst, so bekommst du nur 40, und damit bin ich fertig. Wenn ich mich bei dem Sultan beklagen wollte, könnte ich deine Sclavin für nichts haben." — Damit verließ mich der Besucher.

Am andern Morgen kam ein Sclave des Gefängniß-Directors mich ersuchen, bei seinem Herrn vorzusprechen. „Sage deinem Herrn, wenn der

Sultan mich rufe, so würde ich alles liegen und stehen lassen, um mich zu ihm zu begeben. Den Gefängnißbeamten aber kenne ich nicht. Um 7 Uhr sei ich zu sprechen, wenn er Verlangen darnach trage." Diesen Bescheid gab ich dem Neger.

Es war übrigens Zeit, mit dem Consul von Frankreich ein Wort über die Sache zu reden. Herr Lacan sprühte Feuer und Flamme vor Entrüstung und schrieb sofort ein wenig freundschaftliches Billet an den Gefängnißdirector. Tags darauf schickte mir dieser abermals seinen Diener mit der Botschaft: er sei des Sultans, des Consuls und mein Sclave. Er bat mich um Verzeihung und hielt an, man möge doch seinem Herrn, dem Sultan, nichts sagen. Kurz, von diesem Augenblicke an war von Franziska keine Rede mehr. P. A.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 1. November 1889.*)

Hochwürdigster Herr Erzbischof!

Als ich vor einigen Monaten die Ehre hatte, Ihnen für die Unterstützung von 25 000 Francs, welche der von Ew. Erzbischöfl. Gnaden präsidirte Anti-sclaverei-Verein der Mission von Bagamoyo zugewandt, zu danken, theilte ich Ihnen meine Besorgniß mit betreffs der fünf Missionsstationen und ihrer Nebenniederlassungen, welche wir im deutschen Theile des Vicariats besitzen.

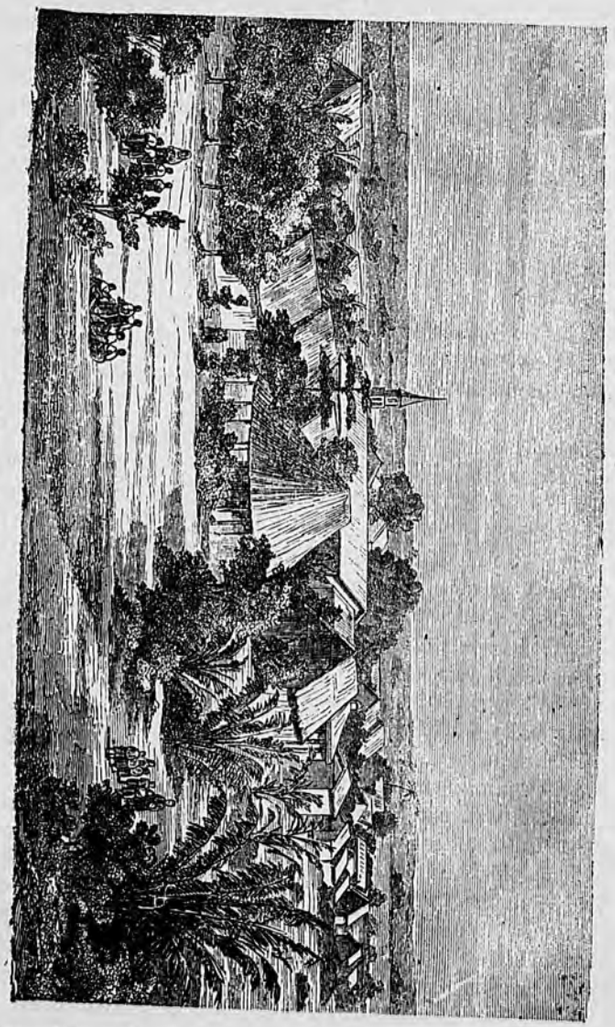
Erlauben Sie mir, hochw. Herr Erzbischof, daß ich Sie über die Ereignisse in diesen verschiedenen Mittelpunkten der Mission, welche ohne Zweifel des vollen Interesses der deutschen Katholiken würdig sind, auf dem Laufenden erhalte.

Um mit Bagamoyo zu beginnen, so hat im August das ungeheure Lager der Flüchtlinge auf Befehl des Commandirenden Wißmann aus der Mission, wo es seit September 1888 bestand, in die Stadt verlegt werden müssen. Es war nothwendig, Bagamoyo seine früheren Bewohner zurückzugeben und für uns selbst wie für unsere Werke war diese Rückkehr zu der lang entbehrten Einsamkeit ein Vortheil. Die Flüchtlinge haben somit ungefähr 11 Monate bei uns gewohnt; die ärmeren, fast alle Kranken und Schwachen und eine gewisse Anzahl Kinder erhielten ihren Unterhalt von uns.

Herr Wißmann und Herr Baron von Gravenreuth, Gouverneur von Bagamoyo, haben übrigens diese Rückkehr der Bevölkerung in die Stadt nicht eher verlangt, als bis Maßregeln getroffen waren, um die Stadt gegen Buschiri und seine Räuberbanden zu schützen. Kaum war Herr Wißmann mit seiner Expedition ins Usagara-Gebiet abmarschirt, als sich der Führer der Rebellen auch schon an der Spitze von 5000 Mafiti zeigte, um die den Deutschen freundlich gesinnte Provinz Usaramo zu verwüsten. Wahre Greuelthaten sind dort gegen friedliche Bewohner verbrochen, zahlreiche Leute wurden zu Sclaven ge-

*) Dieses Schreiben ist an den hochw. Herrn Erzbischof von Köln als Ehrenpräsident des Afrika-Vereins gerichtet und uns gütigst zum Abdruck überlassen worden.

macht; von schauderhaften Niedermetzelungen berichtet man. Man erzählt, daß die Unholde Kinder lebendig verbrannt oder lebend mit den Füßen an Bäumen aufgehängt haben.



Mission von Bagamoyo.

Bald erschienen die Rebellen in kleinen Banden in den Feldern um Bagamoyo. Am 17. October gab es einen ersten Alarm, welcher die Stadt und

die Mission in Aufregung versetzte. Am Samstag, 19., schienen die Mafiti geneigt, einen Angriff zu wagen. Wir mußten einen Tag und eine Nacht hindurch unsere Kinder und die mit der Erziehung der Mädchen betrauten 10 Schwestern an einem sicheren Orte unterbringen, während unsere Christen, mit Schnellfeuergewehren bewaffnet, unter dem Commando der Patres und Brüder auf Wache zogen, welche selbst Waffen genommen, bereit, das Leben der 300 jungen Freigekauften zu beschützen.

Inzwischen hatte Herr Baron von Gravenreuth bereits seinen Plan fertig. Sobald er Nachricht von den Niedermetzelungen im Usaramo erhalten hatte, war er abmarschirt und griff am 19. October das feindliche Lager von Myombo an, als eben 2000 Mafiti sich unter Führung Buschiris vorbereiteten, Bagamoyo zu überfallen und Alles zu verheeren.

Der Kampf war sehr heiß. Nach dem eigenen Geständnisse der deutschen Offiziere legten die Mafiti großen Muth an den Tag. Zu drei verschiedenen Malen warfen sie sich, nur mit Lanzen bewaffnet, auf die Reihen der Zulus und Sudanesen; endlich gelang es der kleinen Truppe des Baron von Gravenreuth, dank ihrem wohlgenährten Gewehrfeuer, sie in die Flucht zu schlagen. Die Mafiti, welche 2- bis 300 der Ihrigen verloren hatten, lösten sich auf, warfen ihre Waffen weg und versuchten schwimmend das jenseitige Ufer des Kingani zu erreichen.

Die Erfolge dieses Gefechtes bestanden in dem Rückzuge Buschiri's, der Erbeutung seines Lagers und einer großen Menge Pulvers, sowie der Befreiung von etwa 100 durch die Mafiti gemachten Sclaven.

Wie immer hat die Mission ihre Rolle der christlichen Liebe zu erfüllen gehabt. Kaum war die Nachricht von dem Siege von Myombo angelangt, als der Obere, Pater Stephan Baur, sich beeilte, seine Leute zu beruhigen und sich mit der Aufnahme und Pflege von etwa zehn aus der Umgebung herbeigeschafften Verwundeten zu beschäftigen.

Was unsere Stationen im Innern angeht, so ist Folgendes darüber zu melden: Ich habe Ew. Gnaden bereits berichtet, daß Buschiri nach seiner Niederlage vom 8. Mai bei Bomani plötzlich Haltung und Sprache uns gegenüber geändert hatte. Dieser Mensch hatte Geld nöthig und er ließ durchblicken, daß er unsere Missionare und deren Christen gefangen nehmen wolle, um Lösegeld zu erpressen. Indessen war er nicht stark genug, um unsere Stationen anzugreifen.

Auf diese Nachrichten hin entsandte ich einen Araber an der Spitze einer großen Karawane in das Innere. Er sollte die gegen uns vorgebrachten Anschuldigungen widerlegen, den einflußreichsten Häuptlingen Geschenke überbringen und Buschiri bestimmen, daß er uns wie bisher als unbetheiligt an dem Kampfe zwischen ihm und den Deutschen betrachten möge. Dieser Araber wurde Anfangs als ein Spion angesehen, arretirt, mit dem Tode bedroht und endlich lange Zeit zwei oder drei Tagereisen von Bagamoyo zurückgehalten.

Unsere Patres, von der Abreise des Abgesandten benachrichtigt, verlebten Tage der peinlichsten Erwartung. Buschiri zog indessen Soldaten zusammen, überfiel bald darauf Mpwapwa, plünderte die englische Mission, deren Bewohner sich zu einem benachbarten Chef geflüchtet hatten, und nichts blieb ihm mehr zu thun, als die Ausführung des geplanten Angriffs auf unsere Stationen.

Jetzt entschlossen sich unsere Patres, zum wirksameren Schutze ihrer Personen und ihrer Christen, sich in der Station Mhonda zu vereinigen, weil dort eine Gegenwehr mit bewaffneter Hand ernste Aussicht auf Erfolg bot. So wurde denn eine unserer Niederlassungen vollständig geräumt und unter den Schutz eines Arabers und seiner Leute gestellt; zwei andere Missionsstationen wurden theilweise verlassen. Welch peinlicher Anblick, diese lange Karawane, bestehend aus neun Missionaren und ihren Christen! Im Marsche organisirten sie sich für den Kampf und außer einigen Lebensmittelvorräthen nahmen sie alles mit, was sie an Waffen besaßen, ebenso den geringen Rest ihrer Munition. Was nicht mitgenommen werden konnte, wurde von jenen Leuten geraubt, die man zu Wächtern bestellt, oder es verdarb in den Löchern, in welchen man es verscharrt, durch die Feuchtigkeit des Bodens und die Thätigkeit der Ameisen.

Mittlerweile kam der Araber, unser Bote, bei der ihm bezeichneten Station an. Seine Sendung war ziemlich erfolgreich gewesen; er brachte sogar Briefe von aufständischen Führern mit, in welchen diese uns ihrer Freundschaft versicherten und erklärten, der Krieg gelte nicht den Patres, welche dem Lande stets nur Gutes gethan hätten. Buschiri selbst, an welchen ich geschrieben hatte (unter Beifügung von Geschenken), ließ uns sagen, wir sollten nichts fürchten, uns würde nichts Böses gethan werden. Man konnte natürlich diesen Worten nicht blinden Glauben schenken, aber hätten wir Buschiri dadurch Mißtrauen gezeigt, daß wir in bewaffnetem Vertheidigungszustande blieben, so würde das seinen Zorn erregt und vielleicht einen offenen Bruch herbeigeführt haben.

Auf unseren Rath hin verließen also die Patres Mhonda und kehrten mit ihren Christen zu den verschiedenen Missionsanstalten zurück.

Am 3. October war auch La Longa, die entfernteste liegende Station, wieder bezogen. „Wie glücklich war ich," schrieb mir der Superior dieser Mission, „diese theure Station wieder zu sehen, deren Verlassen mir so schmerzlich gewesen ist. Aber welche Traurigkeit mischte sich in diese Freude, als ich Verwüstung überall fand! Die Eingeborenen, welche zum Schutze der Station zurückgelassen worden, hatten sie behandelt, als ob wir nie wiederkehren sollten. Alles war gestohlen und verdorben. Vorher hatten unsere Christen hier Lebensmittel genug für ein Jahr, jetzt ist nichts mehr vorhanden. In den 2 Monaten unserer Abwesenheit haben wir einen Verlust von 10 000 Frcs. Werth erlitten.

Das ist der Nothschrei, hochwürdigster Herr Erzbischof, den der Superior von La Longa nach Leiden aller Art zu mir sendet. Ist es mir erlaubt, diesen selben Nothruf an Ew. Erzbischöflichen Gnaden zu richten? Wie viele Ausgaben, wie viele unvorhergesehene Kosten belasten in diesem Jahre den bescheidenen Haushaltsetat unserer Stationen im Innern? Denn La Longa, wenn auch am schwersten betroffen, hat nicht allein gelitten, auch die beiden anderen Stationen haben schwere Verluste. Dazu kommen die Kosten der oben erwähnten Karawane zu den aufrührerischen Häuptlingen, welche allein sich auf nahezu 4000 Francs belaufen.

Nach der großmüthigen Gabe, welche Sie, hochwürdigster Herr, uns zuwandten, wage ich nichts zu fordern. Aber Ew. Erzbischöflichen Gnaden und durch Sie den Mitgliedern des Vorstandes des Afrika-Vereins und allen deutschen Katholiken sage ich: „Sehet da die Schläge, welche uns dieser schon so lange dauernde Krieg beigebracht hat, dieser Kampf, welcher das Werk von zwanzig Jahren Apostolats im Küstenlande von Zanzibar zu zerstören droht; sehet da unsere Leiden, die Schwierigkeiten unserer jetzigen Lage, unsere Beängstigungen in Betreff der Zukunft.

Möge das göttliche Herz Jesu und die Mildthätigkeit Jener, welchen die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden am Herzen liegt, uns zu Hülfe kommen.

Genehmigen Sie, hochwürdigster Herr u. s. w.

† R. de Courmont,
Bischof von Bodona,
Apost. Vicar von Zanzibar.

Die letzten Tage brachten **neue Kämpfe** in Ostafrika. Ein ziemlich mächtiger Araber, Bana Heri, welcher Major Wißmann wiederholt zu schaffen machte, scheint nach Buschiri's Tode dessen Rolle übernommen zu haben. Er zog Araber und Neger zusammen und marschirte gegen die deutschen Truppen. Am Samstag, 4. Januar, kam es zum Kampfe, indem Major Wißmann Bana Heri in seinem Lager angriff. Dieses Lager befand sich nach Meldungen der Zeitungen auf einer Anhöhe, zehn Kilometer von Saadani, und war mit Wellblech-Pallisaden stark befestigt, mit 3000 Mann besetzt und wurde anfänglich tapfer vertheidigt. Bei der Eröffnung des Gefechtes beteten die Feinde fanatisch. Major Wißmann begann den Kampf mit Kanonade und Salvenfeuer. Die Feinde hielten anfänglich tapfer Stand. Als aber 170 Granaten ins Lager geschleudert und 75 Salven abgegeben waren, ließ der Reichskommissar stürmen. Da zog die gesammte Besatzung des Lagers unter Bana Heris Führung ab, die Todten und Verwundeten mitnehmend. Nur vier Todte der Aufständischen wurden im Lager gefunden. Eine im Geschütz krepirte Granate tödtete den Unteroffizier Tanner. Der Feind ward nicht verfolgt, tauchte vielmehr, als die deutschen Truppen abzogen, wieder auf und beschoß die Letzteren heftig. Der Arzt Dr. Stuhlmann bekam dabei einen Schuß durch den Schenkel. Am Abend des Kampftages tauchten die Feinde bereits

wieder vor Saadani auf und gaben vereinzelte Schüsse ab. Hoffentlich wird man auch dieses Rebellen bald Herr werden; im Allgemeinen sind die Eingeborenen froh, wenn es endlich Ruhe wird, und die Arbeiten des Friedens wieder beginnen können.

Das Befinden **Emin Paschas** soll befriedigend sein. Ueber **Dr. Peters** wird noch immer gestritten, ob er todt ist oder ob er noch lebt. Wir wünschen ihm, daß er noch lebt und glücklich zurückkehrt, müssen aber vorläufig noch ein Fragezeichen hinter alle Nachrichten stellen, welche ihn betreffen.

Eine Frage.

Ich will heute die Leser des „Gott will es!" nach dem Missionshaus St. Ottilien führen, doch nicht, um eine Beschreibung desselben zu geben, welche in Nr. 10 des vorigen Jahrganges unserer Monatsschrift eine gewandte Feder bereits geliefert hat. Ehe ich aber den Zweck meines Besuches vorführe, will ich zuvor der wohlthuenden Gastfreundschaft erwähnen, welche mir dort zu Theil wurde und zugleich hier nochmals meinen innigsten Dank für die Bereitwilligkeit aussprechen, mit der mir, in Abwesenheit des hochw. Pater General, die liebenswürdige Mutter Oberin entgegenkam und im Verein mit dem hochw. Pater Präfect meine Neugierde zu befriedigen sich bestrebte. Mir war es hauptsächlich darum zu thun, in Erfahrung zu bringen, wie Oesterreich sich zu dem Missionshause verhalte und ob meine Landsleute ein zahlreiches Contingent an Priestern und Schwestern für afrikanische Missionen liefern. Ferner wünschte ich einen Ueberblick zu gewinnen über die Mittel, welche nicht nur jetzt nach 3—4jährigem Bestehen des Hauses dem Kloster gesichert seien, sondern auch mit welchem Capital man begonnen, in welcher Weise der Grundstein zu dem nun so schön blühenden Werke gelegt worden ist. Frage drängte sich an Frage, und so vergingen wohl einige Stunden des anregendsten Gespräches mit dem würdigen Pater Präfect, einem liebenswürdigen alten Mann, aus dessen feinen Zügen Geist und Scharfsinn leuchten, und der in den vielen Jahren seiner Missionsthätigkeit in Amerika die reichsten Erfahrungen gesammelt hat.

Wie war ich erstaunt, als auf meine Frage, wie hoch sich das Gründungskapital belaufen habe, mir die Antwort wurde: „Nichts!" Mit Nichts also hat P. Amrhein es fertig gebracht, ein Haus mit Kirche und 5 Nebengebäuden zu erwerben, alle Werkstätten einzurichten, in denen die jungen Missionare die verschiedenen Handwerke erlernen; ihr Haus so auszustatten, daß die vielen eintretenden Brüder und Schwestern dem nöthigen Studium obliegen können, und vor Allem die kleine Kirche hübsch auszuschmücken! Und welcher hohe, echt klösterliche Sinn herrscht in diesen Räumen! Es war ein ergreifender Anblick, die jungen Nonnen in der Kirche versammelt zu sehen und ihrem

Gebete zu lauschen. So kraftvoll klangen ihre Stimmen, als wollten sie durch die Klarheit ihrer Worte und durch die Energie sich selbst und — Eine der Anderen — in's Gedächtniß einprägen, daß sie nichts Anderes seien noch sein wollten, als lebendige Opfer ihres Gottes, der sie berufen, Alles zu verlassen um ihm zu folgen.

Als ich eine junge Schwester fragte, was das rothe Band bedeute, welches ihre Hüften umgürte, flog ein Freudestrahl über ihre Züge und mit einer Entschiedenheit, als wollte sie schon hier irgend welche Sclavenketten sprengen, erwiderte sie: „es sei dies das Zeichen, daß sie stets bereit sein müßte, ihr Blut für Jesus Christus zu vergießen!" Wie reich an Gnaden muß doch eine solche Seele sein, und welch' verborgene Glücksgüter erfüllen wohl diese Herzen, von denen wir in der Welt keine Ahnung haben! Und doch, wer weiß, wie Viele den Beruf zu solchem Opferleben in sich tragen und zu denen unser lieber Heiland sprechen würde, wollten sie nur vom Geräusche der Welt sich zurückziehen, um dieser Stimme zu lauschen!

Nach unserer Unterredung, auf die ich noch zurückkommen werde, führte man mich in die Schlafsäle, Werkstätten, endlich in Stall und Garten und zuletzt in die Küche. Ueberall Ordnung und Fleiß und fröhliche Gesichter. Ein großer Gartentheil war von den Schwestern allein bearbeitet worden, nette Kieswege durchkreuzten die Wiesenflächen, führten zu Blumenbeeten und an einer Ecke des Weges war eine Grotte aufgeführt, in der eine kleine Bernadette zu Füßen U. L. Frau von Lourdes kniete. — Näher dem Hause zu waren eben einige Brüder damit beschäftigt, einen Weg auszumessen. Einer derselben folgte freundlich unserem Rufe, um mir mit dem freudigsten Eifer seine Pläne zur Verschönerung der noch im Entstehen begriffenen Anlagen aus einander zu setzen, mir den Stall zu zeigen und alle von ihm entworfenen Pläne zur leichteren praktischen Ueberführung des Heues ꝛc. zu erklären. Welcher Friede, welcher Muth sprach aus seinen Zügen! Dieser Bruder Paulus wird gewiß ein guter Nachahmer des großen Heidenapostels werden. — Als ich in die Küche kam, stand eine etwas bleiche Schwester, klein von Gestalt, mit energischem Ausdruck, am Herd und wandte sich freundlich auf den Ruf: „Schwester Benedikta" uns zu. Ja, sie war es, die wochenlang in Gefangenschaft gewesen, die bei der Zerstörung von Pugu anwesend, auf fast wunderbare Weise erhalten blieb. Zwei Monate schmachtete sie in Gefangenschaft, in dumpfen Höhlen eingekerkert, nur so viel ernährt, um nicht zu sterben, und als ich sie fragte, ob sie nochmals nach Afrika gehen wolle, sagte sie mit sanftem Lächeln: „Ach, kaum kann ich den Tag erwarten, der mich dahin zurückführt, was auch immer mir bevorstehen möge!"

Ja, alle ersehnen Nichts so sehr, als die Stunde des Opfers, für das sie sich hier unter der liebevoll leitenden Hand ihrer Oberin in Arbeit, Gebet und Abtödtung vorbereiten.

Und so beherbergt nun das friedliche, weltabgeschiedene St. Ottilien 50 Schwestern, 4 Negerknaben, wovon einer als Priester und Apostel zu den Seinen zurückzukehren beabsichtigt, während ein anderer sich begnügt, für die Fußbekleidung zu sorgen und in dieser Arbeit schon recht große Gewandtheit sich erwarb. Auch er schien mir zufrieden und heiter und spielte mir eine afrikanische Weise auf seinem geliebten Ariston vor; beim Abschied schüttelte er mir kräftig die Hand.

Die größere Anzahl der Schwestern liefert das echt katholische Westfalen und haben sich nun 90 zum Eintritt gemeldet, die wegen Raummangels nicht mehr aufgenommen werden können. Priester sind verhältnißmäßig wenige in der Anstalt. Im Frühjahr hofft P. Amrhein wieder eine Expedition an die Ostküste Afrika's absenden zu können, um mit neuem Muth die zerstörte Station von Pugu wieder aufzurichten. (P. Fleschütz befindet sich bereits dort.)

Doch kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück, betrachten wir das Gesagte vom österreichischen Standpunkte aus, und ziehen wir den für uns practischen Schluß!

Giebt es vor Allem solche Missionsanstalten bei uns? Nein. — In Verona besteht zwar ein Missionshaus, aus welchem jährlich ca. 5—6 Priester und ebenso viele Schwestern nach Afrika geschickt werden, und welches, wie wir in unserem Artikel (Nr. 11, Jahrgang 1889) sagten, gewissermaßen als ein österreichisches Institut zu betrachten, größtentheils von österreichischem Gelde erhalten ist und in welchem sich auch österreichische Priester und Nonnen befinden. Aber in unserer Monarchie auf österreichischem Boden steht kein Missionshaus, in welchem sich eifrige Seelen und rüstige Arme vorbereiten, den armen Schwarzen in Afrika geistige und physische Pflege angedeihen zu lassen; auch in St. Ottilien befinden sich keine Oesterreicher! —

Richten wir nun die Frage an uns selbst, indem wir mit uns zu Gerichte gehen: ist in Oesterreich der lebendige Glaube, jener Glaube, der in Handlungen sich zu bethätigen sucht, der Opfersinn, der Muth, das Verständniß für ein großes, selbstloses Wirken erstorben?

Nein! und tausendmal nein! Es giebt gute und eifrige Katholiken, es giebt begeisterungsfähige Seelen, solche, die danach dürsten, Großes, Gottgefälliges zu vollbringen — nur Eines fehlte vielleicht bisher: der nach dieser Richtung gewandte Blick, der Entschluß — und wohl auch das Geld! —

Aber seitdem wir wissen, daß der hochwürdige Herr Pater Amrhein vollständig mittellos, nur mit seinem großen Plane und seiner Begeisterung im Herzen, ein so großes Werk kühn begonnen und mit Gottes Hülfe zur glänzenden Entwicklung gebracht hat, wissen wir, daß auch in Oesterreich vom Geiste Gottes beseelte Männer und Frauen Aehnliches zu Stande bringen können.

Möchte sich doch ein Priester durch diese kurze Schilderung von St. Ottilien angeregt fühlen, das Gleiche in Oesterreich zu thun, was Pater Amrhein gethan, dessen Werke allein seinem unermüdlichen Fleiße, seiner Energie, seiner

Ausdauer, seiner völligen Selbstentäußerung und Gottes Segen zu danken sind. Ich selbst kenne Priester, vielleicht auch Frauen, welche nur auf das „Es werde!" warten, um sich solchem Unternehmen anzuschließen, und wo rührige Hände vom Geiste Gottes bewegt werden, da ist wohl an dem Gelingen nicht zu zweifeln. —

Wie glücklich wäre Schreiberin dieser Zeilen, wenn dieselben Anlaß geben würden, die obgenannte Frage in nähere Erwägung zu ziehen! Wie gerne stellte sie ihre schwachen Kräfte zur Verfügung, wenn es ihr vergönnt wäre, auch nur einen Stein beizutragen zum stolzen Bau, den ihr geistiges Auge in der Zukunft erstehen sieht!

Salzburg. M. R.

„Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost."

Mit Porträt: Major Wißmann.

Unter diesem Titel hat Major Wißmann die Beschreibung der von dem verstorbenen Dr. Pogge und ihm in den Jahren 1881 und 1882 vollbrachten ersten Durchquerung Afrikas von West nach Ost, von Loando nach Zanzibar, veröffentlicht. Wir wollen aus dem Werke*) einige Beobachtungen Wißmanns erwähnen, welche gegenwärtig von besonderem Interesse sind.

Was das Land betrifft, so hatte es auf dem ersten Drittel der Reise, von der Westküste bis Lubuku — wo Pogge eine geographische Beobachtungsstation errichtete und zurückblieb — auf Wißmann den am wenigsten günstigen Eindruck gemacht; er nennt es „das Land der eintönigen, mit Krüppelbäumen bestandene Savanne, die nur hier und da von einem Galleriewald unterbrochen ist." Je weiter die Reise dann in's Innere ging, um so mannigfaltiger wurde das Bild trotz des völlig schmucklosen Berichtes. Auf weiten Strecken traf der Reisende das Land parkartig, wohlangebaut, große Städte und Dörfer mit einer friedlichen, in ihrer Weise kunstfertigen Bevölkerung. Dies ist hauptsächlich der Charakter des mittleren Theils der durchzogenen Strecke, bis dahin, wo das zerstörende Eingreifen der Araber von der Ostküste her beginnt. „Wir betraten", so heißt es bei der Beschreibung dieses Theils der Reise, „jetzt das offene, wellige Land der Bene-Ki, eines Bassonge-Stammes, der in mächtig großen, alten Städten ein so glückliches Leben zu führen scheint, wie dies überhaupt nur für Wesen, die im Kampfe um's Dasein unseren Planeten bevölkern, möglich ist." Aber als der Reisende 1886 wiederkehrte, hatte er zu berichten: „Heute sind sie durch rohe Habgier der Araber und deren Folgen von der Erde verschwunden, wie ich zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen, schmerzlichen Bedauern und mit berechtigtem Gefühl der tiefsten Empörung gegen die Vernichter von hunderttausenden glücklicher Menschen im Jahre 1886 feststellte." Und hier handelt es sich nicht etwa um Wirkungen

*) Verlag von Walther und Apolant in Berlin.

des religiösen Fanatismus, wie bei der mahdistischen Bewegung im Sudan, sondern ausschließlich der Sclavenjagd halber ruiniren die von der Ostküste ihre Stationen immer weiter vorschiebenden Araber Land und Leute.

In der Gegend des Lualaba traf Wißmann auf den ersten Araber, den er nach der Beschreibung zuerst für einen Europäer gehalten hatte. „Da aber erschien die Visitenkarte des Erwarteten, eine lange Sclavenkette, die in ihren massiven Halsringen 15 Weiber und 5 Männer von jenseits des Somani einer dunklen Zukunft entgegenführte, und bald darauf der Beglücker Afrikas, der Araber selbst.“ „Wie lange“, ruft der Reisende aus, „wird Europa diese Schmach noch mit ansehen, sich verspotten lassen von einigen Individuen!“

Den berüchtigten Tippo Tip, in dessen Gesellschaft Wißmann die Reise von Tabora zur Ostküste machte, beschreibt er wie folgt: „Er ist ein Mann von circa 45 Jahren und ganz schwarzer Hautfärbung, obwohl sein Vater ein reiner Araber war. Ein wenig stark, ist er in seinen Bewegungen sehr lebhaft, gewandt und höflich, bestimmt in seinen Gesten, hat jedoch, wie sein Sohn, oft etwas Beobachtendes und Lauerndes, und scheint gern zu spötteln.“

Was die Möglichkeit der dortigen Existenz für Europäer betrifft, so werden oberflächliche Afrikakenner von Wißmanns Urtheil und den damit übereinstimmenden Bemerkungen in Pogge's hinterlassenen Aufzeichnungen einigermaßen überrascht werden. Wißmann leugnet nicht, daß die klimatischen Verhältnisse dem Europäer Feldarbeiten sehr erschweren. Doch er sagt an anderer Stelle: „Die Behauptung, ein Europäer könne im Klima des äquatorialen Afrika nicht arbeiten, ist besonders für Centralafrika nicht anzunehmen. Von $5^1/_2$ bis $8^1/_2$ Uhr Morgens und von 4 bis 6 Uhr Abends kann jeder Europäer im Freien arbeiten, und an vielen bedeckten Tagen länger, und wie die Arbeit unter Dach schädlich sein sollte, wüßte ich nicht.“ Und Pogge ergänzt dies mit den Worten: „Der Ansicht vieler Reisenden, daß ein

Europäer hier keine Handarbeit dauernd vornehmen könne, widerstreite ich auf das Entschiedenste. Ein europäischer Arbeiter wird gewiß nicht im Stande sein, ohne gesundheitsschädliche Folgen hier ebenso lange und schwer zu arbeiten wie in Europa, aber ebenso zweifellos wird er vermögen, ohne erhebliche und der Gesundheit nachtheilige Körperanstrengung des Morgens und während des späteren Nachmittags einige Stunden leichte landwirthschaftliche Arbeiten, etwa mit dem Pfluge, zu verrichten — und eine Arbeitsstunde bringt in landwirthschaftlicher Beziehung hier in Afrika vielleicht zehnmal mehr Resultate als in Norddeutschland. Hausarbeiten, d. h. Arbeiten im Schatten eines Hauses vollzogen, werden hier von Europäern ebenso lange vorgenommen werden können, wie in Europa.“ Beide Reisende, Pogge wie Wißmann, waren während ihres Aufenthaltes in Afrika fast beständig gesund.

Wißmann's Urtheil über die Culturfähigkeit der schwarzen Race ist ein günstiges, wenn er auch selbstverständlich betont, daß sie der Vormundschaft bedarf. „Nachdem ich jetzt sieben Jahre lang mit und unter der auf socialem Kindesstadium stehenden Race gelebt habe, würde es, so schreibt er, mein höchstes Ziel sein, meine Erfahrungen für diese wichtige Mission verwenden zu können.“ Die von falschen Beurtheilern Afrikas bestrittene Arbeitsneigung und Arbeitsfähigkeit der Neger ergiebt sich nicht nur aus den Erfahrungen in Nordamerika seit der Abschaffung der Sclaverei, sondern beispielsweise aus der freiwillig übernommenen harten Arbeit, welche sie als Träger bei allen afrikanischen Reisen, des Erwerbs halber, leisten. Wißmann erzählt gelegentlich, wie erstaunt er über die Sparsamkeit war, mit der seine Träger den Lohn aufbewahrt hatten, bis es zur Heimath zurückging. Natürlich sind die Neger auch in diesen Beziehungen verschieden; sie bedürfen vielfach der Erziehung.

„Man muß den Eingeborenen, sagt Wißmann, gewissermaßen zwingen zu seinem späteren Glück. Dies kann nur geschehen durch Zwang zur Arbeit, wie es in anderen Continenten mit Erfolg geschah, ohne daß dabei die persönliche Freiheit des Einzelnen beeinträchtigt ward. Die Arbeit aber soll dem Neger nicht nur die Mittel geben zur Unterhaltung der für sein späteres Wohlergehen nöthigen Vormundschaft Europas, sondern soll gleichzeitig ein Mittel sein der Erziehung, der Erhebung aus dem zum großen Theil unverschuldeten jetzigen tiefen Standpunkte. Das wird naturgemäß nur so lange dauern, bis der Eingeborene den Standpunkt erreicht hat, auf dem er einer Vormundschaft nicht mehr bedarf. Der erste Schritt zu diesem schönen Ziele ist die Vernichtung der Vernichter und Verderber der afrikanischen Race, der sich von Tag zu Tag stärkenden Freibeuter, der Araber. Die freche Nichtachtung der einfachsten Völkergesetze scheint das sonst den Weltball überwachende Europa hier nicht zu alteriren. Rücksichtslose Verhinderung jeder Concurrenz durch den Europäer, sogar innerhalb der seit Kurzem gezogenen internationalen Grenzen des Freihandels, wird übersehen.

Was haben bis zum heutigen Tage Erforschungsreisen zur Eröffnung Afrikas für civilisatorische und humane Zwecke erreicht? Sie haben zum großen Theile den Arabern in die Hand gearbeitet, ohne es zu wollen, denn sie konnten nicht verhindern, daß von ihnen eröffnete Gebiete auch von den Arabern als neue reiche Länder zum Raub und Verwüsten geöffnet wurden. So lange Europa nicht stark genug ist, um das, was es durch Erforschungsreisen einleitet, zu verfolgen, kann der Erforscher nicht mit Befriedigung auf seine Arbeit, die mehr zum Nachtheil, als zum Gedeihen der schwarzen Race ausfällt, zurückblicken. Man schreckt vielfach vor großen Mitteln zurück, ohne sich jedoch darüber klar zu sein, daß, wenn man die Opfer, die schon seit Jahrzehnten der Mission in Afrika gebracht sind, auf die brennendsten Punkte concentriren und in einheitlicher Leitung zusammenfassen würde, auf einen Schlag mehr zur Eröffnung Afrikas gethan werden würde, als in der Weise bisher in Jahrzehnten, ja vielleicht Jahrhunderten gethan worden ist. Und von Tag zu Tag wachsen die Schwierigkeiten, stärkt sich der Araber!"

Mittheilungen aus dem Vereinsleben.

Münster. Mit hoher Befriedigung kann unsere stets durch ihre Opferwilligkeit hervorleuchtende Diöcese auf die Einnahmen des letzten Jahres zurückblicken. Laut dem in letzter Nummer veröffentlichten Berichte des Centralausschusses waren aus Münster eingegangen 65 725,85 Mk., aus Oldenburg, Antheil Münster, außerdem noch 1270,32 Mk., zusammen also 66 996,17 Mk., wozu noch die mit Jahresschluß in den verschiedenen Kassen befindlichen Beiträge kommen, so daß wir wohl rund 75000 Mk. sagen können. Möchten es im nächsten Jahre 100000 Mk. werden. Dazu ist aber nothwendig, daß die Agitation nicht vernachlässigt wird, daß man besonders durch Local-Versammlungen neue Anregung giebt. Nur wenige Gemeinden fehlen noch in der Liste der Zweigvereine; mögen auch diese sich nunmehr anschließen. In den nächsten Tagen wird der hochselige Bischof Dr. Brinkmann einen würdigen Nachfolger erhalten in der Person des hochw. Herrn Dr. Hermann Dingelstad. Wir zweifeln nicht, daß er wie sein Vorgänger dem Afrika-Verein ein warmer Freund und Protector sein wird, und rufen deshalb dem neuen Oberhirten ein herzliches Willkommen entgegen.

Vechta. In dem Referat über die Sitzung des Vorstandes des Afrika-Vereins zu Köln in vor. Nr. d. Ztg. sind die Beiträge aus Oldenburg auf 1270 Mk. 32 Pfg. angegeben. Da uns von zuständiger Seite mitgetheilt wird, daß allein durch Vermittelung des Bischöflichen Officialats 2525 Mk. 50 Pfg. für den Afrika-Verein nach Münster befördert sind, so kann sich die oben angegebene Summe nur auf jene Beiträge beziehen, welche aus einzelnen Gemeinden direkt nach Köln eingeschickt sind. Es läßt sich annehmen, daß auch aus den meisten derjenigen 22 Gemeinden, welche die Vermittelung des Officialats

nicht in Anspruch genommen haben, die gesammelten Beiträge nach Münster geflossen und nur aus einigen wenigen direkt nach Köln gelangt sind. — Wir möchten hieran den Wunsch knüpfen, daß sämmtliche Zweig-Vereine sich an den Diöcesan-Vorstand wenden; das erleichtert bedeutend die Geschäftsführung.

Crefeld. Ausgang Dezember. Der Afrika-Verein des Dekanates Crefeld hat für 1889 eine Einnahme von 5376 Mk. 22 Pfg. zu verzeichnen, eine nicht unerhebliche Anzahl von Beiträgen ist noch einzuziehen. Die Mitgliederzahl beläuft auf etwa 6000; genau läßt sie sich noch nicht angeben, da theils neue Mitglieder hinzukommen, theis eingeschriebene Mitglieder infolge Nichtzahlung des Beitrages ausscheiden. Im ganzen zählt unser Zweigverein zu den größten und blühendsten der Erzdiözese. Möge es so bleiben.

Aus Oesterreich. Wesentlich Neues haben wir nicht zu berichten. Unsere Vereinsthätigkeit macht Fortschritte, wenn auch langsame. Unsere größte Hoffnung beruht darauf, daß die österreichisch-ungarischen Kirchenfürsten nun wohl bald allgemein das Werk der Sclavenbefreiung und Civilisirung Afrikas unter ihren Schutz nehmen werden, und daß damit die Thätigkeit der einzelnen Vereine einen festen Halt und ausgiebige Unterstützung des Clerus finden wird. Alle österreichischen Vereine mit Ausnahme des Wiener, als dessen Gründer sich ein Herr Dr. Nauß bezeichnet (wir glaubten bisher, Fürst Friedrich Wrede sei der eigentliche Gründer) stehen auf katholischem Boden, und es erscheint uns deshalb nur förderlich, wenn alle diese Vereine sich über ein einträchtiges Zusammengehen und über ein möglichst einheitliches Statut einigten. Ließe sich die Organisation des Afrika-Vereins deutscher Katholiken auch hier einführen, so zwar, daß der hervorragendste österreichische Kirchenfürst die Führung, jeder Oberhirte das Präsidium in seiner Diöcese übernähme, so würde Alles viel rascher in Fluß kommen. Hoffen wir, daß das begonnene Jahr diesen Fortschritt bringt.

Nicolsburg in Mähren. Unser Afrika-Verein hielt am 28. Dezember seine letzte Ausschußsitzung pro 1889 mit Wahl des Vorstandes. Durch Acclamation wurden einstimmig gewählt: Als Vorsitzender: der hochw. Herr Karl Landsteiner, infulirter Probst und mährischer Landesprälat; als Stellvertreter Herr Rudolf Berger, Obmann des Ortsschulrathes; als Kassenverwalter Herr Oberlehrer Karl Prinz; als Schriftführer Herr Lehrer Paul Grzybeck. Es ward beschlossen, die nächste General-Versammlung in der Osterzeit abzuhalten. Für Se. Eminenz Cardinal Lavigerie und Se. Durchlaucht Fürst Friedrich Wrede wurden Ehrendiplome ausgefertigt. Eine besondere Anerkennung wurde der Zeitschrift „Gott will es!" dadurch zu Theil, daß man beschloß, auf Vereinskosten 10 Exemplare zu bestellen. Sodann entspann sich in Folge einer Auseinandersetzung des Vorsitzenden eine Besprechung über die bestehenden Afrika-Vereine und kam die allgemeine Ansicht zur Geltung, daß ein einträchtiges Zusammengehen aller Afrika-Vereine nicht allein wünschenswerth, sondern im Interesse der hl. Sache geboten sei.

Mannigfaltiges.

Buschiris Gefangennahme durch die Usambara-Leute ist ein Gefecht vorausgegangen, in welchem die Abtheilung des Lieutenants Dr. Schmidt den Buschirischen Haufen schlug. Damit ist es den Eingeborenen wieder einmal so recht vor Augen geführt worden, daß auch die Anwesenheit des Oberhauptes im Aufstande ihnen nichts nützen kann. Offenbar ist ihr ganzes Vertrauen zu Ende gewesen; sie nahmen deshalb den Urheber aller ihrer Leiden und Beunruhigung gefangen und lieferten ihn an seine Gegner aus.

Die deutsche Schutztruppe in Ostafrika. In der „Straßb. Post" giebt ein „Wißmann-Offizier" eine Schilderung der ostafrikanischen Schutztruppe: „Der größte Theil derselben besteht aus Zulus, einem Menschenschlage von ziemlich gleichmäßiger Größe. Da dieselben mit Europäern bis jetzt wenig zusammengekommen sind (sie stammen aus dem portugiesischen Ostafrika, aus dem Hinterlande von Inhambane), so sind sie auch natürlich noch in keiner Weise von der europäischen Kultur beleckt worden und zeigen noch alle die angenehmen und unangenehmen Eigenschaften eines echten Naturvolkes. Zu letzteren gehört in erster Linie ihre Grausamkeit, vor allem gegen Gefangene und Verwundete. Das Verstümmeln derselben ist eine allgemein unter den Zulus (wie auch unter Somalis, Gallas, Abessyniern und anderen Bewohnern Afrikas) verbreitete Gewohnheit. Es wird Jedem einleuchten, daß die weißen Offiziere und Unteroffiziere der Zulukompagnieen kein leichtes Amt haben, nicht nur solche Vorkommnisse zu verhüten, sondern auch die Zulus von der Ungehörigkeit derselben zu überzeugen. Es ist merkwürdig, daß diese grausamen Leute den weißen Vorgesetzten eine fast kindliche Zutraulichkeit entgegentragen. Da sie für ihr Leben gern rauchen, so passirt es wohl, daß der Weiße von einem Zulu in halb kameradschaftlichem, halb schmeichelndem Tone um eine Cigarre oder Cigarette angebettelt wird. Hat er eine „Giftnudel" erhalten, dann wird sie auch sofort angezündet und verkehrt, das heißt mit dem brennenden Ende in den Mund gesteckt. Ich beschreibe damit nicht etwa eine Ausnahme, sondern thatsächlich eine Stammesangewohnheit. Nach ihrer Angabe ist diese Art Rauchen sparsamer. Eine gleiche Vorliebe lassen sie dem Trinken zu Theil werden. Allerdings war Bagamoyo bisher nicht gerade der Ort, wo sie den zur Befriedigung ihres „äquatorialen" Durstes nöthigen Stoff stets in genügender Menge erhalten konnten. Allein ein „kleines Tröpfchen" war doch meistens vorhanden. Die Zulus sind Meister des Gesanges, zu einer wirklich melodischen Stimme gesellt sich eine ganz hervorragende technische Fertigkeit. Bei ihren Gesängen, welche sämmtlich Canons sind, überspringt wohl eine der Gesangsabtheilungen einen halben oder Viertelтact und setzt dann den Canon, mit diesem veränderten klappenden Tact, mit großer Sicherheit bis zu Ende fort. Ueberaus komisch wirken ihre Kriegstänze. Wird auf dem Marsche eine kleine Rast gemacht, dann springt plötzlich der Vortänzer der Kompagnie mit blankem Messer

auf einen der Offiziere, am liebsten den Kompagniechef zu und stößt, von einem Bein auf das andere hüpfend und dem betreffenden Herrn mit dem Messer dicht unter der Nase herumfuchtelnd, mehrmals schnell hintereinander die Worte aus: „Soll ich ihn tödten, soll ich ihn tödten?" Unterdessen hat auch die übrige Kompagnie angefangen zu hüpfen und antwortet prompt: „Ja du mußt ihn tödten, ja du mußt ihn tödten!" Dieses harmlose Spiel wird fortgesetzt, bis das Signal zum Weitermarsch ertönt. Entschieden der vornehmste Theil der Truppe sind die Somalis. Bei einer chokoladebraunen Hautfarbe zeigen dieselben einen herrlich gebauten, sehnigen und schlanken Körper. Die Nase ist klein und spitz, die Augen blicken feurig und stolz und die Lippen, zwischen denen zwei Reihen blendend weißer Zähne erscheinen, sind schmal und fein gebaut und nicht wulstig und unförmlich, wie die Negerlippen. Die Somalis sind ein ungewöhnlich schöner Menschenschlag. Ein Bootsmann aus Dar-es-Salaam, der achtzehnjährige Ali, war das Ideal eines schönen Jünglings. Die Somalis sind fanatische Muhamedaner; dazu kommt ein ausgeprägtes Selbstgefühl, ein herrischer Stolz und eine ungezähmte Wildheit. Diese Eigenschaften erschweren den Verkehr mit den Somalis in großem Maße, und es war ihnen gegenüber die höchste Vorsicht geboten. Die Nichtachtung ihrer religiösen Gefühle, die geringste körperliche Züchtigung würde meiner Ansicht nach die sofortige Ermordung des betreffenden Europäers zur Folge haben.

Der große Sclavenjäger Tippu-Tip, dessen Name so oft in Stanley's Briefen vorkommt, ist ein außerordentlich interessanter alter Herr. Herbert Ward, welcher den Anfang der letzten Stanley'schen Expedition mitmachte, weiß viele drollige Geschichten über ihn zu erzählen. Sein wirklicher Name ist Hamid ben Mohammed, während Tippu-Tip nur eine von den Eingeborenen gebildete Onomatopöie ist. Tippu hatte nämlich die angenehme Gepflogenheit, in der Frühe friedliche Dörfer, in denen Elfenbein angehäuft worden ist, zu überrumpeln und mit seinem Gewehr zur Auslieferung des werthvollen Materials zu zwingen. Die Eingeborenen pflegten zu sagen, daß der Schuß seiner Flinte wie „Tip, Tip, Tip" klänge und deshalb nannten sie ihn „Tip Tip", woraus die Europäer Tippu Tip gemacht haben. Tippu ist ebenso reich als habgierig. Ward besitzt eine Photographie von ihm, auf welcher er vor seiner Hütte steht, umgeben von seinen Braven, welche 30 Tonnen Elfenbein (75000 Pfund Sterl. werth) bewachen. Da sein Schatz nahe ist, trägt das Gesicht Tippu's einen liebenswürdigen, fast engelhaften Ausdruck. — Seitdem der König von Belgien als Souverän des Congo seine Freundschaft theuer bezahlt, soll Tippu-Tip den Sclavenraub nicht mehr so grausam betreiben. Indeß die Katze läßt das Mausen nicht, und wenn der Mann nicht einen so großen Einfluß hätte, würden wir ihn am liebsten baumeln sehen. Diese Matadoren des Sclavenhandels haben alle den Strick tausendfach verdient. Wie wahr dies bezüglich Tippu-Tip's ist, erhellt aus einem Prozesse, den das englische Emin Pascha-Comité vor dem Consular-Gerichts-

hofe in Zanzibar angestrengt hat. Durch die Vernehmung der Zeugen, nämlich Stanley's und Bonny's, wurde dargethan, daß Tippu-Tip seinem Vertrage mit der Expedition, nach welchem letztere alle Lebensmittel und Munition erhalten sollte, nicht nachgekommen war. Außerdem erklärten die Zeugen, daß der Neffe Tippu-Tip's, Salim Mohammed, befohlen habe, die Eingeborenen, welche Lebensmittel für die Expedition bringen würden, niederzumachen, auch die Zanzibariten verhindert habe, mit Denjenigen zusammenkommen, welche ihnen Lebensmittel brachten, und so eine große Sterblichkeit bei der Expedition hervorgerufen habe. Die Expedition verlangt deshalb 10 000 Pfund Sterling und dem Agenten Tippu-Tip's in Zanzibar ist darauf verboten worden, diese Summe, welche gegenwärtig für Tipu-Tip in seinen Händen ist, an Letzteren auszuzahlen. Dem alten Sclavenjäger wird also vorgeworfen, daß er alles Erdenkliche gethan habe, um der Stanley'schen Expedition die Lebensmittel abzuschneiden und sie auszuhungern. Die von Tippu-Tip gestellten 430 Manyema-Träger waren von ihm selbst beauftragt, zu desertiren. Die Ermordung des Majors Barttelot und dessen Nachhut soll gleichfalls Tippu-Tip's Werk gewesen sein.

In **Belgien** herrscht ein großer Trieb, Kapitalien in afrikanischen Unternehmungen anzulegen: fortwährend bilden sich neue Gesellschaften und in der That scheint es, daß sie gut fortkommen. Dafür ein Beispiel: Am 16. December hielt die „Compagnie du Congo pour le commerce et l'industrie", welche 1887 mit einem Kapital von 620 000 Frcs. errichtet wurde, in Brüssel ihre General-Versammlung ab und der Geschäftsbericht wurde verlesen und vertheilt. Darin wird mitgetheilt, daß die Compagnie im verflossenen Jahre einen Gewinn von 539 762 Frcs. gemacht habe und daß die Aussichten auf eine weitere ebenso günstige Thätigkeit vorhanden wären. Afrika biete, so heißt es, ein Feld unvergleichlicher Thätigkeit. Aus der Compagnie sind am Congo vier besondere Gesellschaften hervorgegangen: 1) Die Magasins généraux, gegründet mit einem Kapitale von 1 200 000 Frcs., welches aber jetzt bereits verdoppelt worden ist. Sie hat ein Magazin in Boma für alle Bedürfnisse und ein Hotel errichtet, welches für 25 000 Frcs. jährlich vermiethet ist. Jetzt beabsichtigt sie, ein neues Hotel in Matadi zu bauen, wo die Beamten untergebracht und verpflegt werden sollen, welche beim dort beginnenden Eisenbahnbau beschäftigt werden. 2) Die Société belge du Haut Congo, welche bereits auf dem Markte von Antwerpen für 1 350 000 Frcs. Elfenbein verkauft hat. 3) Die Compagnie du chemin de fer du Congo mit einem Kapital von 25 000 000 Frcs. Schon sind die ersten Techniker abgereist, sagt der Bericht, die Vorarbeiten zur Errichtung eines Ladequis in Matadi haben begonnen, ein Dampfer ist angekauft, welcher bereits ausgelaufen ist, um Arbeiter an der Seeküste anzuwerben. Jeder nach dem Congo abgehende Dampfer, so heißt es weiter, nimmt Baumaterial, Maschinen, Techniker und Arbeiter mit. Der Eisenbahnbau wird an zwei Stellen zugleich in Angriff genommen. 4) Die Compagnie des produits du Congo, welche erst

am vorigen 29. November errichtet worden ist, deren Actien aber nach dem Berichte außerordentlich gesucht sind. Die Compagnie pour le commerce vertheilt dies Jahr eine erste Dividende von 5 pCt., dann eine zweite von 10 pCt., ferner 25 pCt. vom Nominalwerthe der Actien oder 50 pCt. des eingezahlten Kapitals. Sie hat 150 000 Hektar Land erworben.

Drei hl. Messen

werden seit Beginn dieses Jahrganges allmonatlich im Namen unserer Abonnenten gelesen und zwar in folgender Reihenfolge:

Die erste am 3. in Maison-Carrée, dem Mutterhause der „Weißen Väter," durch den hochw. P. Procurator des Ordens, für die Bekehrung der Ungläubigen und den Fortgang des Missionswerkes;

die zweite am 13. im Missionshause St. Ottilien durch den hochw. Herrn P. General der St. Benedictus-Missions-Genossenschaft oder einen anderen Ordenspriester, für die besonderen Anliegen unserer Abonnenten;

die dritte am 23. im Großen Scholasticate der Patres vom hl. Geiste zu N. D. de Langonnet durch den hochw. Herrn P. Director Kraemer für die Seelenruhe unserer Verstorbenen und zum Troste von deren Hinterbliebenen.

Diesen hl. Messen werden die Angehörigen der betreffenden Anstalten beiwohnen, besonders haben uns die guten Schwestern von St. Ottilien versprochen, recht innig für uns zu beten. Wir bitten deshalb unsere Abonnenten, sich diese Tage zu merken und wenigstens geistiger Weise an dem hl. Opfer Antheil zu nehmen.

Auch außerhalb dieser drei hl. Messen sind die hochw. Herren Patres, denen unsere Zeitschrift zugeht — es sind mehr als dreißig — gern bereit, unsere Anliegen bei Gott zu unterstützen, ebenso die Schwestern, und bitten wir, uns diese mittheilen zu wollen. Wir werden sie dann unter der Ueberschrift: „Besondere Anliegen, dem Gebete der hochw. Patres und Schwestern empfohlen," veröffentlichen.

Solche Zuschriften sind zu richten an die Redaction des „Gott will es!" in Münster i. W.

Als Pathe resp. Pathin

wurden durch das Loos folgende Personen bestimmt:

1. August Dommers in Dülken und Frau Magdalena Settele in Rehrosbach, P. Friedberg, Bayern.
   Name des Kindes: August oder Magdalena.
2. H. Beyer, Gerichtssecretär in Nippes bei Köln und Anna Pape in Bonn.
   Name: Aloys oder Regina.

3. Frl. Carolina Seidel in Mogwitz und Vicar Vincke in Schwege bei Glandorf.

Name: Carolina oder Joseph.

4. Paula Gaßmann in Warendorf und Robert Petsch in Liegnitz.

Name: Paula oder Robert.

Vorstehend genannte Personen wurden sofort benachrichtigt.

Wir bemerken nochmals, daß folgende Bedingungen erfüllt sein müssen, will man an einer Ausloosung theilnehmen: 1. Abonnent sein; 2. seine Adresse sowie einen männlichen und einen weiblichen Taufnamen einsenden; 3. eine 10 Pfg.-Marke für ein Benachrichtigungsschreiben beilegen. **Nächste Ausloosung am 1. April.**

Bei unserer Redaction gingen folgende milde Gaben ein:

(vom 8. November bis 31. Dec. 1889.)

1. Für den Afrika-Verein: Prof. Scheidt, Hildesheim, 10 Mk. — Wwe. Dauffenbach, 3 Mk. — Ung., Münster, zu Ehren des Jesukindleins 6 M. — Zusammen 19 Mk.

2. Für die Missionsschwestern: J. B. in C., 4 Mk. — Ung., Münster, 35 Pfg. — Joh. Thönies, Scherfede, 1 Mk. — M. Ph., Münster, 50 Pfg. — Schäfer Haupt, Heinrichswalde, 2 Mk. — Domdecan Schmid, Solothurn, 24,09 Mk. — Frau F. Bille, Schöndelt, 1 Mk. — Baron von Schönberg-Thammenhain, 30 Mk. — Aus Leiberg 1 Mk. — J. Hartmann, Dahlausen, 1 Mk. — Rector Bottermann, Höhr, 2 Mk. — Zusammen 66,94 Mk.

3. Für den Wiederaufbau der in Pugu zerstörten Mission: Pfarrer Settele, Rehrosbach, 11 Mk.

4. Für Freistellen für Schüler bei den Paters vom hl. Geiste: H. in W., 2 Mk. — Schäfer Haupt, Heinrichswalde, 3 Mk. — Frl. Math. Sch., 50 Pfg. — Frau F. Bille, Schöndelt, 1 Mk. — Baron von Schönberg-Thammenhain, 40 Mk. — J. Hartmann, Dahlhausen, 1 Mk. — Rud. Braune, B., 86 Pfg. Joh. Müthing, Bruchhausen, 1 Mk. Zusammen 49,36 Mk.

5. Für den Loskauf von Sclavenkindern: Vicar V. in Sch. 50 Pfg. — Dr. B., D., 50 Pfg. — J. Hartmann, Dahlhausen, 1 Mk. — Durch Lehrer H. in Kallm. 6 Mk. — Wessel ter Horn, Bremen, 5 Mk. — Wilh. H., Rinkscheid, 40 Pfg. — Aus der Sparkasse der Kinder 2 Mk. — Jack Dilkrath, Boisheimer Nette, 1 Mk. — Maurer Peter Jacobs, Losheim, 10 Mk. — M. G. 30 Pfg. — Ein Dienstbote aus Montabaur 50 Pfg. — Frau Math. Richter, Berlin 3 Mk. — Deren Kinder: Leo 1 Mk., Willibald 1 Mk., Maria ($5^3/_4$ Jahr alt), gespartes Naschgeld, 85 Pfg. — Ein altes Fräulein 50 Pfg. — Jungfrau Johanna Roski 3 Mk. — Frau Bäckermeister Keil 90 Pfg. — Baron v. Schönberg-Thammenhain 32 Mk. — Gräfin M. Th. L., S., 1 fl. — Durch Alb. Dörr, Vilsbiburg, 5,50 Mk. — Anna Pape, Bonn, 50 Pfg. — M. Ph., Münster, 50 Pfg. — Wilh. Wolf, Niederaubt, 3 Mk. — Lüttkemeyer 1,50 Mk. — Peter Thuseck 70 Pfg. — J. Thielen, Losheim, 9,40 Mk. — Schäfer Haupt, Heinrichswalde, 5 Mk. — Tagel. Poeplau, Heinrichswalde 2 Mk. — Pfr. Hackert, Heinrichswalde, 3,40 Mk. Zusammen 101,10 Mk.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen:

Die Seelenruhe aller seit Gründung des Afrika-Vereins verstorbenen Mitglieder und deren Angehörige. — Die Seelenruhe der Mutter, Großeltern und des Schwiegervaters des Herausgebers. — Daß Gott Sr. Eminenz Cardinal Lavigerie die Gesundheit wiedergeben möge. — Mehrere Kranke. — Mehrere junge Mädchen, welche den Ruf Gottes erwarten, um sich dem Missionswerke zu widmen. — Ein Student, um Fortschritt in den Studien. — Daß Gott viele junge Leute für den Missionsberuf erwecken wolle. — Eine Leserin um Erfolg in ihrem Berufe. — Alle, welche uns bei der Verbreitung dieser Zeitschrift hülfreiche Hand leisten, möge U. L. Frau von Afrika unter ihren besonderen Schutz nehmen.

Bücherschau.

Der Rosenkranz, eine Fundgrube für Prediger und Katecheten, ein Erbauungsbuch für katholische Christen, von Dr. phil. Hammer, Paderborn. 1890. Bonifacius-Druckerei. — Der Verfasser ist auf literarischem Felde längst bekannt. Zu Anfang des Culturkampfes waren seine politischen Schriften geradezu epochemachend. Aber bald erging es dem Verfasser wie so Vielen auf dem Felde der Politik: Die Diplomatie in des Wortes schlechtester Bedeutung ekelte ihn an. Daher zog er sich auf ein anderes Gebiet zurück, worauf er mit glücklicherem Erfolge wirkt, und schrieb Werke von „bleibendem Werthe". Ein solches Werk ist das vorliegende — „der Rosenkranz," ein vortreffliches, eminentes Werk, das dem katholischen Büchermarkt zu besonderer Ehre gereicht. Dem Leser wird schon gleich Anfangs zu Muthe, als trete er in einen geistigen Urwald. Die großartigsten Gedanken stehen da wie himmelhohe Bäume vor dem Auge seines Geistes; dazwischen frisches Immergrün, saftiges Laubwerk, würzige Kräuter und prachtvolle Blumen. Dabei wechselt Stil und Rede wie das sanfte Rieseln der Waldquelle mit dem Rauschen und Tosen eines über Felsen herabstürzenden Waldbaches. Die tiefsten Fragen der Philosophie, die heiligsten Geheimnisse der Theologie, die schönsten Erzeugnisse der Poesie, die herrlichsten Züge aus der Welt- und Kirchengeschichte, die feinste psychologische Einschau ins Menschenherz — all das zieht in überraschend heller Beleuchtung am Geistesblick des Lesers vorüber, um ihn zu fesseln und für die liebe Mutter Gottes zu begeistern, um dem Rosenkranz Anhänger und Beter zu gewinnen.

Auf zwei interessante Werke belehrenden Inhaltes wollen wir heute hinweisen, beide aus dem Verlage von Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig: 1. **Ausländische Handels- und Nährpflanzen.** Zur Belehrung für das Haus und zum Selbstunterrichte. Von Herm. Zippel. Wie mancherlei ausländische Früchte und Gewürze verbrauchen wir nicht in Küche, Fabrik und Apotheke, und nur Wenige interessiren sich dafür, woher diese Dinge wohl stammen, wie sie wachsen, aussehen, welches ihre besonderen Eigenschaften sind. Man trinkt Kaffee, Thee, Kakao, Wein, raucht Tabak, verarbeitet Baumwolle, Jute u. s. w. und fragt nicht weiter. Es dürfte deshalb für manchen Kaufmann, für manche Hausfrau, überhaupt für jeden Gebildeten, sich der Mühe lohnen, obiges Werk zu

lesen. Es ist allgemein verständlich geschrieben und giebt auch Methoden an die Hand, wie man die Beimischungen und Fälschungen von Handelswaare leicht und sicher erkennen kann. Auf 60 Tafeln in Farbendruck mit über 300 Abbildungen werden sämmtliche Gewächse dem Leser naturgetreu vorgeführt. — 2. **Urkundliche Volksbücher,** allen Freunden der Natur gewidmet, von L. Busemann. In volksthümlicher, für jedes Kind reiferen Alters verständlichen Weise behandelt dies Werk auf ca. 1600 Seiten alle Erscheinungen und Wunder der Natur. Mehr als 500 Abbildungen erläutern den Text. Die einfachsten und ganz unbemerkten Vorgänge im Organismus der lebenden Wesen, in der Pflanzen- und Mineralwelt stellen sich dem Leser im interessantesten Lichte dar; er kann sich in diesem Werke Belehrung holen über alle Kräfte der Natur, welche in der heutigen Technik eine so große Rolle spielen, und Alles ist so anziehend und unterhaltend im Plauderton geschrieben, daß man beim Lesen nicht leicht ermüdet. Dabei steht der Verfasser auf dem Boden des positiven Christenthums, ein Grund mehr für uns, das Werk angelegentlichst zu empfehlen. Besonders wird es sich ganz vorzüglich als Geschenk für die heranwachsende, lernbegierige Jugend eignen. Der Preis von 10 Mark ist für den Umfang und die gute Ausstattung des Werkes ein wirklich außerordentlich billiger zu nennen.

Von **Dr. Joh. Bapt. Weiß Weltgeschichte** ist soeben die 4. Lieferung erschienen, behandelnd die Geschichte von „Babel und Assur." Ein gutes Geschichtswerk, das objektiv gehalten ist, hat in unseren Tagen große Bedeutung und kann nicht genug empfohlen werden. Weiß' Weltgeschichte sollte in keiner christlichen, besser situirten Familie fehlen und wer ein Werk von bleibendem Werte haben will, der subscribire auf dieses Werk. (Erscheint in der Verlagshandlung „Styria" in Graz und Leipzig in 145 Lieferungen à 50 kr. = 85 Pf.)

Briefkasten der Redaction.

Wir bitten unsere Leser, es mit der vorliegenden Nummer nicht zu genau zu nehmen, denn gerade in den entscheidenden Tagen machte uns die Influenza einen eben so lästigen als langen Neujahrsbesuch. Wir mußten also alles neue Material liegen lassen.

Hochw. Herr P. G. — Bitten dringend um das Versprochene.

Vielfach werden uns zu geringe Abonnementsbeträge eingesandt. Versendung unter Kreuzband kostet 30 Pfg. Porto extra (eigentlich 36 Pfg.). Unter 10 Exemplaren kann kein Rabatt an Vereine oder Privatpersonen gegeben werden. 5 Exempl. kosten also z. B. $5 \times 1{,}20 = 6{,}00 + 12 \times 10$ Pfg. = 1,20, d. i. 7 Mk. 20 Pfg., wie bei Franco-Versendung durch jede Buchhandlung. Die Preisermäßigungen des vorigen Jahrganges haben keine Gültigkeit mehr, da die Leistungen fast um das Doppelte gesteigert sind. Wir bitten um gütige Einsendung des Fehlenden.

Berichtigung. Im letzten Verzeichniß der in Köln eingegangenen Gaben, S. 20, 1. Heft, heißt es in der 2. Spalte: Frcs. 34,15 = 34,78. Es muß heißen: Frcs. **43**,15 = 34,78.

Verantwortlicher Redacteur: W. Helmes in Münster.
Schluß der Redaction am 7. Januar.

2. Jahrg. **Gott will es!** 3. Heft.

Katholische Zeitschrift
für
die Antisclaverei-Bewegung deutscher Zunge.

Inhalt: Eine Bitte. — Die katholischen Missionen Afrikas. (Fortsetzung.) — Denkschrift der Weißen Väter an den Afrika-Verein deutscher Katholiken. — Afrikanische Post. — Die Feier der Einkleidung in St. Ottilien. — Mittheilungen aus dem Vereinsleben. — Afrika-Verein deutscher Katholiken. (1. Liste für 1890 der eingegangenen Gaben. Neu angemeldete Zweig-Vereine.) — Mannigfaltiges. — Besondere Anliegen. — Bücherschau. Briefkasten der Redaction. — Letzte Nachrichten. — Inserate.

Eine Bitte.

Nur nicht erschrecken, lieber Leser, ich will keinen neuen Sturm auf Deine Börse machen, keine Gelder fordern für neue Zwecke. Aber in diesen Tagen haben überall in den Zweigvereinen die Sammler ihren Rundgang begonnen, um die Jahresbeiträge für 1890 einzuziehen, und diesen möchte ich eine Empfehlung mit auf den Weg geben.

Ein jeder unserer geehrten Leser und fleißigen Leserinnen weiß ja, wie große Ziele der Afrika-Verein deutscher Katholiken sich gesteckt hat, wie große Summen erforderlich sind, um das Culturwerk in Afrika recht in Fluß zu bringen. Ich brauche darüber kein Wort zu verlieren; nur die eine dringende Bitte möchte ich aussprechen: lasset Eure christliche Wohlthätigkeit angemessen sein dem Bedürfnisse, bemesset Eure Gabe nicht nach der Mindestforderung der Statuten, sondern nach der Größe des Elends, welches Ihr lindern wollet, nach dem Maße der Wohlthaten, welche Euch Gott erwiesen und für welche der Christ sich dankbar zeigen soll durch Uebung guter Werke. Ungeheuer groß ist das Elend jener unglücklichen Völker, welche, der Wohlthaten des Christenthums entbehrend, weder Besitz, noch Leib und Leben ihr eigen nennen können und in ihrem Unglücke überdies des Trostes der Religion beraubt sind — vergessen wir das nicht, wenn wir in Ruhe und Frieden die Früchte unseres Strebens, unseres Wohlstandes, unserer Hände Arbeit, wenn wir im Schooße der Familie reiner Freuden genießen, welche nur die von Christus gebrachte Weltordnung uns sichert.

Gedenken wir auch jener Missionare und Schwestern, die auf unsere Hülfe und die Casse des Afrika-Vereins angewiesen sind; — sie opfern alle irdischen Genüsse und Freuden, ihre Gesundheit, ihr Leben; o wie klein, wie armselig würden wir neben ihnen dastehen, wenn wir Angesichts solcher Beispiele von Edelmuth und Opferwilligkeit es nicht einmal über uns vermöchten, von dem Entbehrlichen zu geben, was in unseren Kräften steht!

Also, lieber Leser und freundliche Leserin, wenn der Bote des Afrika-Vereins kommt, um für unsere schwarzen Brüder zu betteln, überlege nicht lange: wie viel muß ich geben? — sondern frage Dich kurz: Wie viel kann ich entbehren? und dann greife kurz entschlossen in Deine Casse und gieb mit gutem Herzen. Gott lohnt's tausendfach.

[Nachdruck untersagt.]

Die katholischen Missionen Afrikas.

[2. Fortsetzung.]

Von Baron Leo de Bethune.

3. Algerien. — Erzbistum Algier, Bisthümer Oran und Constantine-Hippone.

Die letzte große That der alten französischen Monarchie ist die Eroberung Algiers. Indem König Karl X. jenes Seeräubernest unter die Herrschaft eines christlichen Volkes brachte, hat er der Civilisirung Afrikas einen unvergleichlichen Dienst erwiesen. Unendlich größer aber würde dieser Dienst gewesen sein, wenn mit der politischen Eroberung die kräftige und nachhaltige Einführung des Christenthums Hand in Hand gegangen wäre. Daß dies nicht geschah, darf man indeß nicht der Regierung der Restauration zum Vorwurf machen. Der Kriegsminister Karls X., Herr von Clermont-Tonnerre, trug sich mit der Absicht, die Araberstämme allmählich zu christianisiren. In seinem Berichte, durch welchen er den König zu dem Feldzuge nach Afrika bestimmte, sagte er: „Vielleicht werden wir mit der Zeit das Glück haben, die Araber zu Christen zu machen, indem wir sie civilisiren; und wenn diese Erwägung auch nicht genügt, um daraufhin einen Krieg zu unternehmen, so ist sie doch nach Beginn eines solchen wenigstens ein Grund, mit größerem Vertrauen einem ruhmreichen Ziele zuzustreben, welches die Vorsehung uns vorbehalten zu haben scheint."

Die Eingeborenen selbst waren übrigens darauf gefaßt gewesen, daß man ihre Bekehrung zum Christenthume verlangen werde; bei der Einnahme von Algier baten die erschreckten Leute händeringend, man

solle ihnen das Leben lassen, sie wollten ja gern die Religion der Franzosen annehmen. Es hätte in den ersten Jahren der Besitzergreifung gar nicht der Anwendung von Gewalt bedurft, eine kräftige Unterstützung des Katholicismus hätte genügt, um die Bewohner Algeriens in Massen der katholischen Kirche zuzuführen.

Der Einfluß, welchen die christliche Kirche in der neuen französischen Colonie hätte ausüben können, wurde unglücklicherweise fast sofort durch die Verirrungen der Pariser Politik gelähmt. Freilich hatte Louis Philipp unterm 19. Dezember 1831 einen Apostolischen Präfekten in der Person des Abbé Colin ernannt, aber die Zahl von dessen Mitarbeitern war so klein, daß sieben Jahre später Bischof Dupuch bei seiner Landung in Algier im Ganzen nur vier Priester in den ganzen weiten französischen Besitzungen vorfand. Zu gleicher Zeit hatte in die bürgerliche und militärische Verwaltung jener eigenthümliche Grundsatz Eingang gefunden, den Napoleon III. später in seinem Briefe an den Marschall Herzog von Malakoff mit folgenden Worten sanctionirte: „Algerien ist nicht so sehr eine Colonie, als vielmehr ein arabisches Königreich." Die Anhänger dieses schimmernden Trugbildes erträumten nichts Geringeres, als in Afrika eine Art von Khalifenthum wieder aufzurichten, dessen Sultane die Monarchen von Frankreich sein sollten; sie richteten zwischen den Europäern und den Eingeborenen eine wahre chinesische Mauer auf und betrachteten jeden Versuch, die Berbervölker oder Araber den Sitten, Gebräuchen und vor Allem der Religion des europäischen Mutterlandes zuzuführen, als ein Verbrechen.

Jene hervorragenden Staatsmänner und Beamten, welche als Vorläufer oder Erfinder des „arabischen Königreiches" anzusehen sind, bemühten sich, dem algerischen Islam eine offizielle Weihe zu geben und streng Alles zu unterdrücken, was sie einen „Angriff auf die Gewissensfreiheit der Eingeborenen" nannten; also auch den Versuch, einen Muhamedaner über seinen Irrthum zu belehren und ihn für die katholische Kirche zu gewinnen. Sogar die heldenmüthigen Schwestern der christlichen Liebe mußten sich Maßregelungen gefallen lassen, weil sie es gewagt hatten, in ihren Krankensälen das Bild des Gekreuzigten aufzuhängen — der Anblick des Crucifixes hätte ja einen Araber beleidigen können!!

Anstatt an der allmählichen Schwächung des islamitischen Fanatismus zu arbeiten, hielten es die in der Umgebung Napoleons einflußreichen araberfreundlichen Generäle für gute Politik, der Religion des Propheten eine kräftige Organisation zu geben. Frankreich trieb die

Unvorsichtigkeit so weit, daß es auf seine Kosten Lehrstühle für die muhamedanische Religion errichtete und alljährlich den algerischen Muselmännern die Reise nach Mekka zahlte, damit sie dort für ihren Fanatismus neue Nahrung holen konnten. Als der hochselige Cardinal Massaia sich 1846 als Missionsbischof in die abessynische Mission begab, wurde er eben von diesen Schützlingen Frankreichs beschimpft und bedroht, und als er, um sich zu schützen, die französische Fahne entrollte, wurde auch diese beschimpft. Wie wahr ist das Urtheil, welches der Bischof aus Anlaß jenes Vorfalles über die französische Politik fällte: „Frankreich, beschimpft in unseren Personen und in seiner Fahne durch dieselben Völkerschaften, welchen es materielle Erleichterungen verschaffte, und denen es seine Wohlthaten zuwandte, würde ganz andere Früchte erzielt haben, wenn es den Aposteln des Evangeliums mehr Freiheit gegeben hätte, damit sie unter diesen eroberten Völkern das wohlthätige Licht der katholischen Religion hätten verbreiten können. Es würde sich so nicht allein die Leiber, sondern auch die Herzen der Muselmänner Algeriens erobert haben!"

Wir haben aber noch nicht Alles gesagt: Franzosen, getaufte Christen, schämten sich nicht, öffentlich zur Religion des Propheten überzugehen; ihren Titel als Renegat betrachteten sie als eine Empfehlung für hohe Verwaltungsposten. Heute noch, belehrt uns Herr Reclus, giebt es mehr Franzosen, als man glauben möchte, welche Araber oder Kabylen werden. Nach ihrem Abfall zum Islam machen sie sich zu Marabuts (muhamedanische Priester) und führen von den Opfergaben der „Gläubigen" ein flottes Leben. Unter solchen Umständen kann man es begreifen, daß der General Desvaux 1860 in Tuggurt von der Tribüne einer Moschee herab seine Zuhörer ermahnen konnte, „Gott und dem Propheten Dank zu sagen für die Wohlthaten, welche ihnen Frankreich gebracht!"

Haben nun diese Schonung und diese Dummheiten Frankreich wenigstens die Sympathien der Araber gesichert? Es wäre albern, das zu glauben; hatten doch 1871 die Eingeborenen nichts Eiligeres zu thun, als die Verlegenheit Frankreichs zu einem großen Aufruhr zu benutzen. „Wie immer", sagt der Geschichtsforscher Nolte, „waren es die Marabuts, welche an der Spitze der Bewegung standen und den Aufruhr predigten." Und diese liebenswürdigen Marabuts waren ehemalige Freischüler der auf Kosten des französischen Staatsschatzes gegründeten und unterhaltenen muhamedanischen Seminare!! Der Islam, gekräftigt durch die Politik der französischen Verwaltung, ist so mächtig

geworden, daß nach dem Zeugnisse von Louis Rinn, einem oberen Beamten der inneren Angelegenheiten, die Zahl der Khuans (Mitglieder der wegen ihres wilden Fanatismus berüchtigten muhamedanischen Orden) sich allein in Algerien auf die phantastische Ziffer von 170 000 beläuft, von denen mehr als die Hälfte, 96 000, dem Orden der Rahmaniya angehören, welcher stets in alle aufrührerischen Umtriebe verwickelt ist. Von 15 Eingeborenen gehört mindestens einer dieser Miliz des Islam an, welche nur den günstigen Moment abwartet, um sich auf die europäischen Colonien zu werfen.

Fügen wir noch hinzu, daß in den ersten Zeiten der Eroberung die französischen Beamten und Soldaten den Arabern und Berbern nur zu oft durch ihre zur Schau getragene Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit Aergerniß gaben; erst das energische Einschreiten von Männern wie Bugeaud brachte einigen Wandel in diese traurigen Zustände. Trotzdem war die Lage Msgrs. Dupuch und seines Nachfolgers Msgr. Pavy eine so traurige, daß der erste Erzbischof von Algier, der hochverdiente Cardinal Lavigerie, unter dem Beifall der katholischen Welt folgende Sätze schrieb: „Der erste Bischof von Algier wurde von der Regierung im Stiche gelassen und gezwungen, diesen Boden zu fliehen, den er mit seinen Thränen und seinem Schweiße benetzte, und ohne den großmüthigen Beistand des heutigen Souverains von Frankreich würde er hinter Schloß und Riegel gestorben sein. Sein Nachfolger, Msgr. Pavy, ist nicht glücklicher gewesen als er. Jeder Verkehr mit den Arabern war ihm verboten. Der ehrwürdige Obere seines Seminars wurde öffentlich mit Gefängniß und Galeeren bedroht, weil er aus dem Straßenschmutze der Stadt Algier einige kleine Waisenknaben aufgelesen, um Menschen aus ihnen zu machen. Und während man meinen beiden ehrwürdigen Vorgängern so jede Freiheit weigerte, mußten sie sehen, wie auf Staatskosten große Moscheen, meistens unnütz, errichtet wurden; wie man durch Geld-Unterstützung Schulen und religiöse Vereinigungen begünstigte, in denen der Fanatismus der Eingeborenen angefeuert wurde; wie man den Muselmännern die Pilgerfahrt nach Mekka auf Staatskosten erleichterte, endlich — man sollte es nicht glauben! — wie im Namen des katholischen Frankreich der Koran sogar Jenen gelehrt wurde, welche ihn niemals kannten, wie z. B. den Bewohnern der Kabylie."

Kaum hatte Frankreich begonnen, seine Verwaltung in Algier einzuführen, als man auch erkannte, daß die eingeborene Bevölkerung

sich in zwei ethnographisch ganz verschiedene Elemente theilte: die Araber, Nachkommen der muselmannischen Eroberer, einerseits, die Berber oder Kabylen, Abkömmlinge der alten Christen aus der römischen und byzantinischen Zeit, anderseits. Naturgemäß schienen die Kabylen bestimmt, die Verbündeten der Christen zu werden. Sie sind arbeitsam, nüchtern, muthig, keine fanatischen Anhänger einer Religion, die ihnen gewaltsam aufgezwungen wurde und die sie vierzehnmal von sich stießen, getrennt von den Arabern durch jenes Gefühl, welches der Unterdrückte dem Unterdrücker gegenüber fühlt; dem Gesetze der Türken nimmermehr unterwürfig, bewahren sie noch in einigen Stämmen das hl. Zeichen des Kreuzes, überall aber ihre eigene bürgerliche Gesetzgebung. Von einem ihrer Häuptlinge berichtet Bedeau folgende bemerkenswerthe Aeußerung: „Unsere Vorfahren haben die Christen gekannt; mehrere davon waren Söhne von Christen, und wir stehen den Franzosen näher als den Arabern."

Sollte man es glauben, daß Frankreich es unternahm, diese dem Islam und den Sitten der Araber abgeneigten Stämme, welche sich weit lieber dem Christenthume genähert hätten, mit Gewalt dem arabischen Barbarenthume zuzuführen! Mehrere Jahre hindurch hatte die kirchliche Behörde einen harten Kampf mit der Verwaltung zu führen, um dem Jesuitenpater Creusat die Ermächtigung zu erwirken, jenen Söhnen von Christen das Evangelium Christi predigen zu dürfen. Aber, so belehrt uns Msgr. Gruffenmeyer, der Eifer dieses Missionars, offen bekämpft durch die Beamten, trug so lange keine Früchte, als man ihm untersagte, frei die Kabylendörfer zu besuchen. Diese Freiheit erhielt er erst 1868 infolge des Streites des Erzbischofs mit dem Marschall Gouverneur. Msgr. Lavigerie selbst schrieb 1868: „Angesichts eines eigensinnigen Widerstandes war es mir bisher unmöglich, im Kabylenlande neben den Schulen einfache Zufluchtshäuser oder Spitäler zu errichten, obwohl ich mich anheischig machte, sie auf meine eigenen Kosten zu gründen, und zwar nur dort, wo die einheimischen Ortsbehörden sie verlangten oder gern annahmen; obwohl ich mich ferner verpflichtete, die Brüder oder Schwestern keine directe Propaganda treiben zu lassen, da ich diese ohnehin selbst für verfrüht hielt, und mich damit begnügte, das Vertrauen und die Herzen der Eingeborenen durch gutes Beispiel und Werke der christlichen Liebe zu gewinnen. Mehrere Djemaas (Kabylengemeinden) haben mich um die Gunst gebeten oder bitten lassen, solche Anstalten bei ihnen zu errichten, indeß der Widerstand der algerischen Behörden war unbesieglich."

An Kundgebungen der Entrüstung gegen diese antinationale und antichristliche Politik fehlte es nicht. Die algerischen Colonisten verlangten laut, daß man der proconsulären Gewalt der Araber-Bureaus (Behörden, zusammengesetzt aus französischen Offizieren und Arabern) ein Ziel setze, indem sie eine wahre militärische Paschawirthschaft führten und allen Aufschwung der Colonisirung und Landwirthschaft hinderten. Die Katholiken reclamirten nachdrücklichst die Freiheit des Apostolats und geeignete Maßregeln, um die Eingeborenen den Europäern näher zu bringen. Ein hervorragender Franzose schrieb 1864 aus Constantine der Pariser Zeitung „Le Monde": „Man will nun einmal nicht verstehen, daß das unbesiegbare, das einzige Hinderniß, dieses Volk zu unterwerfen, seine Religion ist, daß es so lange sich nicht ändern wird, als es dem Islam angehört, daß seine Devise stets dieselbe sein wird wie jene seines Propheten: Werde Muselmann oder stirb! . . . . Die Araber werden nicht eher Freunde Frankreichs sein, als bis sie sich in unseren Kirchen, statt in ihren Moscheen, versammeln; es wird Euch nie gelingen, aus ihnen Ungläubige oder Gottlose zu machen, dazu sind sie nicht zu haben. Sie bedürfen einer Religion, und da die ihrige, der Islam, eine Ungeheuerlichkeit ist, warum ihnen nicht die unsrige lehren, die doch so schön und die einzig wahre ist!"

Indessen ging Napoleon III., bei dem die arabophilen Träume eine gewisse persönliche Sympathie für den Katholicismus nicht ausschlossen, dazu über, neue Bischofssitze in der französischen Colonie zu gründen; er errichtete, gemeinsam mit dem hl. Stuhle, die Metropole Algier und die beiden Suffraganstitze Oran und Constantine-Hippone. Die Wahl der Regierung, in Rom gutgeheißen, berief am 12. Januar 1867 eines der hervorragendsten Mitglieder des französischen Episkopats auf den erzbischöflichen Stuhl von Algier: Msgr. Lavigerie, damals Bischof von Nancy, früher Auditor der Rota in Rom.

Es gehörte eine große Selbstverleugnung dazu, den Posten anzunehmen, aber Lavigerie that es ohne Zögern, wiewohl er wußte, daß er in Algier mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen haben würde; er that es mit der Hingebung eines Apostels, der Alles verläßt, um sich der Ausbreitung des Reiches Gottes zu widmen. Was anders konnte jetzt das Ziel des neuen Erzbischofs sein, als sein Leben Algerien zu widmen, die verderblichen Einflüsse, welche seit 37 Jahren alle Anstrengungen des Katholicismus auf der Erde des hl. Augustinus lähmten, zum Schweigen zu bringen. Als Franzose und Katholik sah er vor

sich die Erfüllung einer großen religiösen und patriotischen Pflicht; er mußte es versuchen, jene ehemals christlichen Nationen wieder mit dem Geiste des Christenthums zu durchdringen. „Ich denke", schrieb er damals, „es ist nothwendig, daß man endlich einmal durch ein männliches Wort und durch eigenes Beispiel gegen so unheilvolle Vorurtheile auftrete. Sache eines Bischofs ist es, das zu versuchen, und ich fühle in mir den Muth dazu und auch die Gnade Gottes. Allerdings will auch ich keine Mittel anwenden, welche die Klugheit verbietet. Wenn ich auch nicht an einen hochgradigen Fanatismus der Berberstämme glaube, so begreife ich doch, daß wir Alles unterlassen müssen, was als eine Herausforderung angesehen werden und den unbotmäßigen Stämmen Vorwand zu Ruhestörungen geben könnte. Aber ich glaube auch, daß zwei sehr praktische und wirksame Mittel zur Gewinnung der Eingeborenen jetzt am Platze sind: christliche Liebesthätigkeit für Alle, und französische Schulen für die Kinder. Das Werk der Umbildung, auf diese Weise unternommen, wird ohne Zweifel langer Zeit bedürfen, aber es wird doch endlich einmal begonnen sein, während bei dem heutigen Systeme man in einem Jahrtausend nicht weiter sein wird, als heute. Nach dieser Zeit wird im ganzen nördlichen Afrika noch jeder Eingeborene Muselmann und jeder Muselmann im Herzen ein Feind Frankreichs sein."

Ob der Prälat damals, 1867, mit Seherblick die jetzige große afrikanische Bewegung voraussah? Man könnte es glauben, wenn man ihn weiter hört: „Das ist nicht Alles. Algerien ist nur eine von der Vorsehung geöffnete große Pforte, die uns auf ein barbarisches Festland von 200 Millionen Seelen führt. Dorthin vor Allem muß man das Apostolat der katholischen Kirche tragen. Man hat dabei weder die Politik der Araber-Büreaus noch die heftige Opposition der Freidenker zu fürchten. Alles hängt von der Gnade Gottes ab und von dem Eifer der Missionare. Das zu versuchen, halte ich für den Beruf des algerischen Clerus."

Kaum war Msgr. Lavigerie in seiner neuen Diöcese eingetroffen, als er schon eine überaus günstige Gelegenheit zur Uebung christlicher Liebe fand. Zwei Jahre Dürre und eine große Heuschreckenplage hatten Hungersnoth mit all ihren Schrecken ins Land gebracht. Die Eingeborenen starben massenweise dahin; eine halbe Million Menschen erlag nach amtlicher Feststellung dem Hunger und dem Typhus. Die algerische Verwaltung suchte diese schreckliche Katastrophe möglichst geheim zu halten, sie sammelte die kranken Araber in Lagern fern von den Städten und

Dörfern, in der vergeblichen Hoffnung, daß die Weherufe der Unglücklichen so nicht nach Europa gelangen würden. Der Erzbischof machte einen Strich durch diese Rechnung; er zerriß den Schleier, mit welchem das Elend in Algier verdeckt werden sollte und richtete einen lauten Hülferuf an Frankreich und die christlichen Völker. Bald flossen die Gaben reichlich, und der Prälat, unterstützt von seinen beiden Suffraganbischöfen, konnte viele Schmerzen stillen und viele Menschenleben retten.

Was dem Erzbischof besonders auffiel, war die ungeheure Menge von arabischen Waisenkindern, von ihren Eltern ohne Existenzmittel zurückgelassen, und nun dem Hunger, dem Elend und dem Laster anheimgefallen. Sofort faßte er den Plan, all diese Unglücklichen zu sammeln und ihnen ein Vater zu werden. Zwei große Waisenhäuser wurden geschaffen, eines für die Knaben in Ben Aknoun, später im Maison-Carrée, das zweite für Mädchen in Kouba. 1800 Kinder fanden vom November 1867 bis zum Juni 1868 Aufnahme in diesen Anstalten; mehr als 500 davon fielen der Typhus-Epidemie zum Opfer, andere wurden von ihren Familien zurückverlangt, reichlich Tausend verblieben dem Erzbischof, der sie erzog und sie körperlich wie geistig rettete. Diese Waisenhäuser forderten bald ihre Opfer christlicher Hingebung; 22 Schwestern, denen die Pflege der Kinder oblag, starben am Typhus.

Dieses hochherzige Unternehmen, welches sich von Anfang an der Sympathien der Eingeborenen und selbst der fanatischsten Marabuts erfreute, war unbegreiflicherweise der Bureaukratie ein Dorn im Auge. Die Partei der falschen Arabophilen wußte eine Regierungsentscheidung zu Wege zu bringen, nach welcher alle Waisen ihren Stämmen zurückgegeben werden sollten, sobald die Hungersnoth aufgehört habe. Solch unglaubliche Forderung empörte das Apostelherz Lavigeries und veranlaßte ihn zu einem feierlichen Protest, der, wie später ein französischer Bischof schrieb, ein Monument bischöflicher Festigkeit geblieben ist. Nach einem ersten Briefe an den Marschall Mac Mahon, den unfreiwilligen Ausführer jenes barbarischen Befehles, wendete sich der Prälat geraden Weges an den Kaiser Napoleon und verlangte von ihm kühn „dieselbe Freiheit wie in der Türkei". Die Festigkeit des Erzbischofs besiegte den Einfluß der Umgebung des Kaisers, und von da ab wurde der christlichen Liebesthätigkeit ein freierer Spielraum gewährt. — Besser berathen als die früheren Gouvernements, hat die Republik begriffen, wie wichtig es ist, allmählich die eingeborenen Völkerschaften mit dem europäischen und christlichen Elemente zu verschmelzen, und wenn sie auch die officielle,

staatliche Organisation des muselmännischen Cultus nicht unterdrückt hat, so läßt sie doch dem christlichen Apostolate eine ziemlich unbeschränkte Freiheit. Die Liebäugelei mit dem Islam ist mit dem Kaiserreiche verschwunden. (Forts. folgt.)

Denkschrift der Weißen Väter an den Afrika-Verein deutscher Katholiken.

Maison-Carrée (Algier), den 2. Januar 1890.

Hochgeehrter Herr Präsident!

Das Ziel der eifrigen Beförderer der Antisclavereivereine Deutschlands ist die Abschaffung des Sclavenhandels auf afrikanischem Boden. Diesen Zweck erreichen dieselben ganz besonders dadurch, daß sie Missionsgesellschaften, welche sich mit der Evangelisirung jener beklagenswerthen Gegenden beschäftigen, um denselben die Wohlthaten der christlichen Civilisation zu bringen, mit ihrem ganzen Einflusse und den bedeutenden Hülfsmitteln, über die sie verfügen, unterstützen.

Ich bin, wiewohl unwürdig, General-Oberer einer religiösen Gesellschaft, die in ihrer Mitte eine ansehnliche Zahl deutscher Missionen zählt und der, nach den Vorschriften eines berühmten Kirchenfürsten, ihres hochwürdigsten Gründers, und nach dem Willen des hl. Stuhles, als Arbeitsfeld der bedeutendste Theil Aequatorial- und Ostafrikas angewiesen ist, Gebiete, welche dem deutschen Reiche unterworfen sind. Ich würde es als eine Vernachlässigung meiner Pflicht ansehen, wenn ich unsere Missionen nicht dem Wohlwollen des Centralcomités zur Unterdrückung des abscheulichen Sclavenhandels dringend empfehlen wollte.

Dieses Gefühl, hochgeehrter Herr Präsident, bestimmt mich heute, Ihnen die gegenwärtige Lage und die Bedürfnisse der verschiedenen Missionen, die unserer kleinen Gesellschaft anvertraut sind, bekannt zu machen. Unsere Missionen bilden fünf apostolische Vicariate: Victoria-Nyanza, Tanganjika, Unyaniembe einerseits (diese beiden letzten und ein bedeutender Theil des Victoria-Njanza-Vicariats liegen auf deutschem Gebiete), anderseits Ober-Congo und das neugegründete Nyassa-Vicariat. Sie erlauben mir wohl, zu erwähnen, daß mehrere der dort thätigen Missionare deutscher Nationalität sind, unter andern P. Schynse, der Laienbruder Hieronymus Baumeister aus Bayern und der gegenwärtige apostolische Vicar des Victoria-Njanza, Msgr. Hirth, den der Apost. Stuhl zum Nachfolger des hochw. Msgr. Livinhac mit dem Titel „Bischof von Tevesta" ernannt hat. Jedes dieser apost. Vicariate zählt mehrere Hauptniederlassungen, in denen unsere Missionare außer mit dem christlichen Unterrichte, den sie den heidnischen

Stämmen ertheilen, sich mit dem Loskaufe armer Kinder beiderlei Geschlechtes beschäftigen, welche sie so der Knechtschaft der Seele und des Leibes entreißen. Nach einer vierjährigen Vorbereitung erhalten diese Kinder die heilige Taufe; wenn sie dann das nöthige Alter erreicht haben, werden sie verheirathet und bilden in der Nähe der Missionsstationen christliche Dörfer, deren Anzahl leider nur zu sehr beschränkt wird durch die allzu schwachen Hülfsmittel der Missionare. So geschah es früher in Europa. Es bildeten sich Colonien um die Klöster herum, dehnten sich nach und nach aus, bis sie alle Ueberreste der Barbarei ausrotteten. Auf diese Weise entstanden mehrere Dörfer in unseren Missionen von Kibanga, Mpala, Karema, Ufipa, von U. L. Fr. von Kamoga im Bukumbi-Gebiete. Mit Recht versprechen sich unsere Missionare die glücklichsten Erfolge; sie bitten uns, leider nur zu oft umsonst, ihnen neue Arbeiter und Hülfsmittel zu schicken. Die Schwarzen, einmal ihren Henkern entgangen, fliehen unter den Schutz der Missionare, um ihr Leben und ihre Familie zu sichern. Viele, aus Furcht vor dem Säbel, dem Feuer oder der Giftprobe, wenn sie, wie es sehr oft der Fall ist, der Zauberei beschuldigt worden, schätzen sich sehr glücklich, das Licht unserer heiligen Religion zu finden. Schwache Negergreise, von ihren Herrn als unbrauchbar fortgejagt, verleben ihre Tage ruhig in unseren bescheidenen Spitälern.

Alle diese Unternehmungen entsprechen, wie Sie sehen, hochverehrter Präsident, dem edlen Ziele, welches die Antisclaverei-Vereine Deutschlands und das Central-Comité von Köln verfolgen. Mit Hülfsmitteln, wenn dieselben reichlich wären, könnte man nicht nur das begonnene Werk unter günstigen Bedingungen fortsetzen, sondern auch bedeutend ausdehnen. Um Ihnen einen schwachen Begriff von den Schwierigkeiten zu geben, mit denen die Missionsgesellschaft wegen ihrer Entfernung von allem Verkehr zu kämpfen hat, erlauben Sie mir, Ihnen an einigen charakteristischen Details zu zeigen, welch ungeheuerer Unterschied zwischen den Missionen der Küstenstriche und dem Innern Afrikas besteht. Während es in den ersteren ein Leichtes ist, das Nöthige per Schiff an Ort und Stelle zu bringen, fangen im Gegentheil die Unkosten für unsere Missionare so zu sagen erst in Zanzibar und an der Küste an. So zum Beispiel erfordert die Reise eines einzigen Missionars nach dem Tanganjika- oder dem Victoria-Njanza-See die Summe von acht- bis zehntausend Franken. Die Ueberbringung einer Ladung von 32 Klgr., die sich nur durch Eingeborene ausführen läßt, kostet durchschnittlich 150 Franken; um 20 Centner Waaren an die großen Seen zu transportiren, was sechs Monate dauert, bezahlt man bis fünftausend Franken. Zudem sind die Preise, welche beim ersten Anblicke ungeheuer erscheinen, noch gestiegen wegen der Unruhen an der ostafrikanischen Küste, wodurch die Zahl der Träger sehr vermindert, der Verkehr erschwert und gefährdet wurde, so daß heute eine Last 250 Franken, die Sendung von 200 Lasten, die wir kürzlich abschickten, fünfzigtausend Franken kostet.

Sie werden nicht erstaunt sein, hochverehrter Herr Präsident, wenn ich Ihnen sage, daß unsere Missionare des Nöthigsten entbehren; sie essen nie Brod, haben kaum Wein für die hl. Messe, und erliegen fast alle einem frühzeitigen Tode, welchen die fortwährenden Entbehrungen und das für Europäer verderbliche Klima herbeiführen. Sie sehen aber dem Tode freudig entgegen, begnügen sich gerne mit der kargen Nahrung der Eingeborenen und sind bereit, Allen alles zu werden und Alle für Christus zu gewinnen.

Die üble Lage der Missionen an den großen Seeen war die Folge der Ereignisse, deren Schauplatz Zanzibar seit mehr als einem Jahre ist. Die Kämpfe und Arbeiten, deren Zweck es ist, in jenen Gegenden der deutschen Civilisation einen festen Grund zu geben, haben, wie man erwarten durfte, einen Rückschlag gehabt, der sich bis zu den arabischen Muselmännern oder Mestizen des Innern fühlbar machte. Infolge dessen wurden mehrere unserer Niederlassungen geplündert und zerstört, unter andern die von St. Joseph von Kipalapala. Der muthige P. Schynse, Ihr Landsmann, mußte mit dem ganzen Personal in fortwährender Lebensgefahr nach Bukumbi flüchten. Verrathen von ihren Führern, von ihren Trägern verlassen, dazu noch grausam durch die Wilden mißhandelt, wurde unseren Missionaren alles geraubt; ihre Pflanzungen, ihre Bauten, welche ihnen so viel Schweiß gekostet, wurden verwüstet und mit vieler Mühe gelang es ihnen, ihr Leben und das der armen Waisen zu retten.

Ein ähnlicher Schlag traf schon früher die ehedem blühende Mission von St. Marie von Rubaga im Uganda-Reiche, wo Se. Hochw. der deutsche Bischof Hirth arbeitet, und die ersten schwarzen Martyrer ihr Blut für den christlichen Glauben vergossen. — Die letzten Nachrichten, betreffend die Mission vom Tanganjika, datiren vom Monat März 1889. Auch hier befürchteten unsere Missionare einen Angriff der muselmännischen Sclavenhändler; sie baten uns daher um Mittel, die Mission von Karema zu befestigen und zu schützen, weil das Leben des eifrigen Bruders Hieronymus Baumeister und seiner Mitbrüder Gefahr liefe.

Wie Sie sehen, geehrter Herr Präsident, haben wir viele Ruinen wieder aufzubauen, wenn wir nicht für lange Zeit die Frucht einer zehnjährigen mühseligen Arbeit verlieren wollen, wodurch so viele Menschen dem tödtlichen Klima, den Anstrengungen und den beschwerlichen Reisen zum Opfer gefallen sind.

Aus dem Gesagten können Sie ersehen, welch schwere Lasten uns obliegen; ich muß aber hinzufügen, daß die fünf Apostolischen Vicariate in Aequatorial-Afrika nur ein Theil des Werkes sind, das wir zu unterhalten haben. Alles hier aufzählen, was wir zu unterhalten haben, würde mich zu weit führen. Sie erlauben mir aber, von jenen Anstalten zu sprechen, welche so zu sagen die Grundlage unserer Gesellschaft sind. Das Noviziat der Patres und Brüder zählt mehr als fünfzig Novizen im Mutterhause von Maison-Carrée bei Algier; im Scholastikat in Karthago, auf dem Hügel, wo der hl. König Ludwig an der

Pest starb, studiren achtundfünfzig junge Leute Philosophie und Theologie; in der apostolischen Schule von St. Eugène und drei Apostolaten machen an 140 aus allen Staaten Europas kommende Schüler ihre klassischen Studien, um sich durch Erwerbung von Wissenschaft und Tugend vorzubereiten, einst tüchtige Missionare zu werden. Deutschland allein gab uns außer mehreren Priestern und Laienbrüdern etwa fünfzig Zöglinge.

Ich möchte Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit noch auf eins der interessantesten Institute lenken, welches wir zum Besten der jungen Neger auf der Insel Malta gründeten. Sclavenkinder, die wir im Innern Afrikas loskauften, werden dort aufgenommen, in Sprachen, in den mathematischen sowie naturwissenschaftlichen Fächern unterrichtet und dann zum Studium der Medicin auf die Universität geschickt. Einmal Aerzte, begleiten sie die Missionare nach Central-Afrika, verheirathen sich dortselbst und benutzen ihre Kenntnisse bei den Wilden. Diejenigen, welche den außerordentlichen Einfluß kennen, den solche Aerzte auf die schwarzen Stämme ausüben, erklären sich leicht, welchen Nutzen für die christliche Bildung Afrikas man aus dieser Einrichtung ziehen kann. Die drei ersten Aerzte, die wir auf solche Weise herangebildet haben, sind in den Missionen des Tanganjika thätig. Msgr. Bridoux, der im vorigen Jahre das Glück hatte, diese Missionare neuer Art mitzuführen, spricht sich sehr lobend über ihre Dienste aus.

Wir müssen unser Werk erhalten und vergrößern, um einen Erfolg zu erlangen; wir müssen die früher so blühenden Vicariate in Unyaniembe und am Victoria-Njanza, welche auf deutschem Gebiete liegen, wieder aufrichten. Es gilt die Sache des Christenthums und die Sache Deutschlands zu fördern. Ich nehme mir also die Freiheit, geehrter Herr Präsident, mich an das Central-Comité des Afrika-Vereins deutscher Katholiken und an das edle deutsche Volk zu wenden. Ich zähle fest auf unsere Brüder Deutschlands; sie werden uns ihren Beistand in den schmerzlichen Prüfungen, die uns die göttliche Vorsehung geschickt, gewiß nicht versagen; sie werden uns durch ihre Liebesgaben in den Stand setzen, den guten Kampf weiter zu kämpfen gegen den Sclavenhandel in jenen Ländern, wo derselbe unzählige Opfer fordert.

Seien Sie versichert, geehrter Herr Präsident, von der vorzüglichen Hochachtung Ihres ganz ergebenen

P. Deguerry,
Generaloberer der Genossenschaft der Missionare
U. L. Frau von Afrika.

* * *

Der Central-Vorstand des Afrika-Vereins hatte in seiner Sitzung am 19. December v. J. den Verwaltungsausschuß ermächtigt, den vom h. Vater ernannten apostolischen Vicaren der Vicariate Victoria-Njanza und Tanganjika im Falle des Bedürfnisses die Summe von je 20 000 Mark zur Verfügung zu stellen. Wie aus vorstehender Denkschrift des Generaloberen der Genossen-

schaft, welcher die Missionare jener Vicariate angehören, hervorgeht, bedürfen die Missionen am Victoria-Njanza wie am Tanganjika-See dringend der Unterstützung. Daher beschloß der Verwaltungsausschuß einstimmig, von der ihm gegebenen Befugniß Gebrauch zu machen, und bewilligte in seiner Sitzung vom 14. Januar d. J. dem apostolischen Vicar am Victoria-See 20 000 Mark und ebenso 20 000 Mk. dem apostolischen Vicar am Tanganjika.

Unsere Leser werden diese Nachricht sicher mit Befriedigung vernehmen. Wir unserseits bedauern nur Eines: daß der Centralausschuß angesichts einer so großen Nothlage nicht das Zehnfache bewilligen konnte. Ungeheuer groß sind die Schwierigkeiten und Kosten der Christianisirung Afrikas, mögen die Christen sich deshalb eben so groß zeigen in der Bereitwilligkeit zu helfen.

Afrikanische Post.

Aus **Ostafrika** ist kein Ereigniß von Bedeutung zu melden; seitdem Wißmann den Bana Heri geschlagen hat, scheint dieser sich vorläufig zu einem neuen Angriffe nicht stark genug zu fühlen. Auf die eingeborene Bevölkerung macht das schneidige Vorgehen des Reichscommissars den besten Eindruck; jene Völker beugen sich am leichtesten vor dem Stärkeren, und Wißmann ist eben der Mächtigste jetzt. Danach ist zu hoffen, daß die Beruhigung des Küstenlandes sich ohne weitere erhebliche Störung vollziehen wird. Die Handeltreibenden fassen wieder Muth und auf den großen Karawanenstraßen herrscht wieder Leben und Bewegung.

Ueber **Emin Pascha** wechseln die Nachrichten; bald heißt es, er sei fast wiederhergestellt, bald soll sein Zustand bedenklicher sein. Nicht minder zweifelhaft ist Alles, was über **Dr. Peters** verlautet; es ist bisher weder eine sichere Nachricht von seiner Ermordung, noch eine zweifellose Meldung vom Gegentheil eingelaufen. Nach der neuesten Nachricht trafen französische Missionare Dr. Peters, wie er im Begriffe stand, wieder der Küste zu zu marschiren. Die Lebensmittel waren ihm angeblich ausgegangen. Der Rückmarsch ist entschieden das Beste, was er thun kann, falls er noch am Leben ist.

Aus **Uganda** liegen keine Nachrichten vor. Ist König Leo (Muanga) wieder im Besitze des ganzen Landes, beschränkt sich seine Herrschaft nur erst auf einen Theil? darüber müssen wir die Briefe der Missionare abwarten. Jedenfalls werden wir von diesem Negerkönigreiche, welches in Afrika unser nördlicher Nachbar ist, noch oft zu berichten haben. Aus einem Briefe Stanley's ersehen wir, daß er von einer Deputation der Eingeborenen eingeladen war, Muanga wieder auf den Thron zu setzen. Stanley glaubte aber nicht an die Bekehrung des alten Wütherichs und zog seitwärts vorbei. Wenn er die Verhältnisse genauer gekannt hätte, würde er seine Hülfe vielleicht nicht versagt haben. „Das Merkwürdigste an der Sache ist", sagt Stanley selbst, „daß ein zum Christenthum bekehrter Stamm im Herzen Afrikas trotz aller grausamen

Christenverfolgungen in zwölf Jahren so zahlreich und stark geworden, daß er den mächtigsten und absolutesten König Centralafrikas stürzen, seinem Nachfolger, der sich zum Christenthum nicht bekehren wollte, die Anerkennung verweigern und allen Feinden trotzen konnte. Welch bessern Beweis kann man verlangen, daß das Christenthum in Afrika möglich ist!"

Zu diesen Sätzen müssen wir eine Bemerkung machen. Stanley spricht, als ob die Christen Muanga gestürzt hätten; in einem anderen Schreiben sagt er, die Araber und Christen vereint hätten es gethan. Stanley war da offenbar nicht ganz genau unterrichtet, soweit es die Revolution vom September 1888 angeht; er urtheilte nach den Worten Jener, welche ihn auf ihre Seite ziehen wollten, und diese werden natürlich die Christen vorgeschoben haben. Ein Wiener Blatt behauptet aber sogar steif und fest, die christlichen Pagen Muangas hätten ihn gestürzt, weil er sie morden wollte. Das Blatt beruft sich auf ein Telegramm des P. Jamet aus Zanzibar, welches der Cardinal Lavigerie im Januar veröffentlichte. In diesem Blatte brachten wir aber auf S. 127—130 im April einen Brief des Cardinals vom 4. März 1889 und einen zweiten des apostolischen Vicars Livinhac vom 6. November 1888, in welchen die Araber und muselmannisirten Einwohner von Uganda ganz allein für die Revolution verantwortlich gemacht werden. Hohes Lob wird darin den christlichen Pagen, ihrem Oberst Honorat und überhaupt den Christen gespendet, daß sie, allen Lockungen und Verführungen der Araber zum Trotz, ihrem Todfeinde, dem König, treu blieben, wenn sie auch seinen Sturz nicht verhindern konnten. Wir haben ausführliche Berichte über jene, für die Christen so schlimmen Tage und werden sie im Laufe dieses Jahres veröffentlichen. Für heute begnügen wir uns, auf Heft 3 und 4 des Jahrgangs 1889 zu verweisen, und die Christen Ugandas, besonders aber ihre Führer, die Missionare, gegen Jeden in Schutz zu nehmen, der sie zu Revolutionären stempeln möchte.

Von der **Westküste Afrikas** haben wir ein Ereigniß zu verzeichnen, das hoffentlich ein glückliches zu nennen ist. Der König von Dahomey, Glele oder Dschlele, ist gestorben, und mit ihm tritt wohl der gräulichste Menschenschlächter vom Schauplatze ab, den Afrika je gesehen.

Das Negerkönigreich Dahomey (nach anderer Lesart Dahomeh) zählt etwa 180000 Einwohner und liegt an der Küste von Oberguinea. Unter allen Barbarenländern ist es das barbarischste; der König gebietet absolut über Leib und Leben, er besitzt ein mit Geschützen und Gewehren ausgerüstetes Heer von 10000 Köpfen, dessen Kerntruppe aus Weibern gebildet wird. Der crasse Götzendienst ist herrschend, doch haben in den letzten Jahren die christlichen Missionare gute Fortschritte gemacht.

Nachdem die Patres vom hl. Geiste nach einem ersten Ansiedelungsversuche dem Franzosenhaß des Königs hatten weichen müssen, haben sie sich 1884 zum zweiten Mal in Weida eingerichtet. Ihre Hoffnung gründete sich auf den jetzt zur Regierung gelangenden Thronfolger, von dem sie mit Recht oder Unrecht behaupteten, daß er dem Christenthum geneigt sei. Mit Deutschland hat Dahomey, abgesehen von der Thatsache, daß mehrere Hamburger Firmen in Weida Factoreien unterhalten, keine Verbindung gehabt. 1883 fand die vor Weida erscheinende „Elisabeth" nur wenig Geneigtheit vor, für die Beleidigung zweier deutschen Kaufleute Genugthuung zu geben. Es kann aber, da ein Streifen des Hinterlandes unserer Colonie Togo auch von Dahomey beansprucht wird, keinem Zweifel unterliegen, daß wir über kurz oder lang mit diesem Negerstaate zu rechnen haben werden, dessen Freundschaft uns, sofern die Menschenschlächtereien aufhören, immerhin von Nutzen sein könnte. Obwohl sich von der Küste bis zum 9. Breitegrad der langgestreckte aber winzig schmale (höchstens 35 km breite) Streifen der französischen Colonie Groß-Popo zwischen Deutsch-Togoland und Dahomey einschiebt, so haben doch die Reisen des Hauptmanns v. François, des kürzlich verstorbenen Stabsarztes Dr. Wolf und des Premierlieutenants Kling den Beweis geliefert, daß einzelne auf der deutschen Seite der Grenzlinie gelegene Ortschaften wie z. B. Atakfemme, sich als zu Dahomey gehörig betrachten. Hoffen wir, daß der neue König Kondo, von den europäischen Mächten beeinflußt, in seinem Staate den Menschenjagden und der Menschenfresserei ein Ende macht.

Ueber die Sclaverei in Dahomey hat Herr Baron d'Avril, französischer Minister a. D., Mitglied des Directionsrathes des französischen Antisclaverei-Vereins, folgendermaßen berichtet:

Wir werden, sagt Baron d'Avril, die Lage des Sclaven in Dahomey untersuchen gegenüber seinem Privatbesitzer und gegenüber dem Beherrscher seines Landes. Beginnen wir mit der häuslichen Sclaverei.

Ganz abgesehen von der Menschenjagd und dem Menschenhandel, welche die einzigen Mittel sind, um der Sclaverei und den Harems die Zufuhr zu verschaffen, muß, um gerecht zu sein, doch anerkannt werden, daß in den meisten muhamedanischen Gebieten Asiens und des nördlichen Afrika die Lage des Sclaven, falls derselbe im Hause seines Herrn geboren ist, oder wenn er die schrecklichen Leiden, unter welchen er dahin gebracht wurde, überlebt hat, verhältnißmäßig keine harte ist. Im oberen Theile Guineas jedoch wird selbst dieser bittere und magere Trost oder der trügerische Vorwand, zu sagen, daß die Sclaverei eine milde sei, nicht gefunden werden. Ich überlasse Herrn

Pierre Bouche das Wort: „Es hat immer Sclaven gegeben, sagt der Bewohner jener Gegenden; es ist also gerecht und billig, solche zu halten. Zu jeder Zeit, fügt er hinzu, hat man die Sclaven in ganz willkürlicher Weise behandelt; man kann das also thun, ohne einen Tadel zu verdienen. Er besitzt auch Sclaven und hält sie mit Strenge. Der Sclave ist nicht Herr seiner selbst; er hat nicht die Freiheit zu gehen, wohin er will, zu arbeiten nach seiner Einsicht, sich seinem Weibe und seinen Kindern zu widmen. Einem launenhaften Herrn preisgegeben, welchen die Gewalt, Alles fordern zu können, reizbar, hart und grausam macht, ist er jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, sich den Armen der Gattin, den Liebkosungen des Kindes gewaltsam entrissen zu sehen; denn immer muß er fürchten, daß Verkauf oder Entfernung ihn zu einer grausamen Trennung zwingen können ... Der Herr fordert, daß man sich ihm auf Gnade und Ungnade überliefere, daß man Freude und Schmerz mit derselben Gleichgiltigkeit ertrage; das Recht, eine in Sicherheit lebende Familie zu haben, gesteht er dem Sclaven nicht zu, indem der herrschende Gebrauch, das einzige Gesetz in dieser Hinsicht, ihn ermächtigt, das Weib dem Gatten, die Mutter dem Kinde zu entreißen. Um alles zu sagen, den Sclaven gehört weder ihre eigene Schamhaftigkeit, noch diejenige ihrer Kinder."

So ist die häusliche Sclaverei im oberen Guinea beschaffen. Wir wollen nun nach dem Berichte eines Augenzeugen mittheilen, auf welche Weise der König und die Fetischpriester die Gefangenen oder die sogenannten öffentlichen Sclaven behandeln. Herr Lartigue, Agent des französischen Hauses Régis, erzählt Folgendes:

Am 13. Juli 1860 erhalte ich in Toffo den Besuch einer Rotte, welche einen Cabecere (Chef) nach Whyda begleiten soll; derselbe ist dazu bestimmt, an der Mündung des Flusses ertränkt zu werden, damit der Götze fortfahren möge, die Handelsschiffe heranzulocken, und damit dem verstorbenen Könige (Ghezo) Nachricht gebracht werde von den Ereignissen in Dahomey. Am 23. wohne ich der Ernennung von drei Cabeceres und Musikern bei, welche geopfert werden sollen, um in den Dienst des verstorbenen Königs einzutreten. Am 28. Opferung von 14 Gefangenen, deren Köpfe unter dem Läuten einer schweren Handglocke auf verschiedene Punkte der Stadt gebracht werden. Am 29. trifft man die Vorbereitungen, um dem Andenken des Königs Ghezo die üblichen Opfer darzubringen. Die Gefangenen haben im Munde einen Knebel in Form eines Kreuzes, welcher ihnen entsetzliche Schmerzen verursachen muß. Das zugespitzte Ende wird ihnen in den Mund gesteckt, so daß es sich an die Zunge anlegt und sie am schreien hindert. Fast allen diesen Unglücklichen treten die Augen aus dem Kopfe. ... Die Gesänge, ebenso die Gemetzel werden nicht unterbrochen..... Der Platz vor dem Palaste ist von Modergeruch erfüllt..... Am 30. und 31. bringen die Mulatten von Whydah ihre Opfer dar, welche dreimal um den Platz geführt werden, von einer höllischen Musik begleitet.

Wenn der dritte Rundgang beendet ist, nähert sich der König der Deputation, und während er jeden der Geber beglückwünscht, wird die Abschlachtung vollzogen.

Während der zwei letzten Nächte sind mehr als 500 Köpfe gefallen; sie wurden in Körben aus dem Palaste geschafft. . . . Dieselben Metzeleien werden in den nächsten Tagen fortgesetzt. Das Grab des letzten Königs ist eine weitläufige unterirdische Gruft. Ghezo liegt hier inmitten aller seiner Frauen, welche sich, ehe sie das Gift genommen, je nach dem Range, den sie an seinem Hofe bekleideten, rund um ihn aufgestellt hatten. Die Zahl derselben dürfte sich auf 600 belaufen. Am 15. August, dem für die Opferungen des Königs bestimmten Tage, werden 15 Weiber und 35 Männer, geknebelt und gefesselt, die Knie zum Kinn aufgezogen und die Hände an die Fußsohlen gebunden, einzeln in Körbe verpackt, auf den Köpfen herbeigetragen. Hinter mir waren vier prächtige Schwarze als Kutscher um einen kleinen Wagen beschäftigt, welcher sammt ihnen dazu bestimmt ist, dem verstorbenen Könige geschickt zu werden. Als sie vorgerufen wurden, näherten sie sich traurig und ohne ein Wort zu sprechen; dem einen von ihnen flossen zwei große Thränen die Wangen herunter. So wie man Hühner abschlachtet, wurden diese vier Unglücklichen von dem Könige mit eigener Hand getödtet. Die Opferungen mußten auf einer dazu aufgerichteten Bühne vollzogen werden. Se. Majestät nahm auf derselben Platz, begleitet von dem Justizminister, dem Gouverneur von Whydah und allen hohen Persönlichkeiten des Königreiches, welche zu diesen Henkersdiensten bestimmt sind. Nachdem einige Worte gewechselt, brennt der König seine Pfeife an, gibt ein Signal, und sofort werden alle Säbel gezogen und die Köpfe fallen. Diese Ceremonien dauern noch durch einen und einen halben Monat; dann wird der König wieder in's Feld ziehen, um neue Gefangene zu machen und das herkömmliche Fest gegen Ende October von Neuem zu beginnen. Man wird noch 700 bis 800 abgeschlagene Köpfe zählen können. . . . .

Glele's Vorgänger Ghezo, dessen Bestattung Glele im Jahre 1860 auf solche Weise feierte, hatte die Absicht bekannt gegeben, die Opferungen, wenn auch nicht ganz abzuschaffen, so doch wenigstens ihre Grausamkeiten zu vermindern; er wurde wegen dieser „Anwandlung der Schwäche" im Jahre 1858 vergiftet. Glele wurde nun gewählt, nachdem er den Fetischpriestern versprochen hatte, den alten Sitten neuen Aufschwung zu geben. Man sieht, daß er seine Verpflichtungen eingehalten hat.

Die Feier der Einkleidung in St. Ottilien.

Bei den Frauenklöstern finden wir im Allgemeinen dieselbe Entstehungsweise und dieselben Entwickelungsstufen, wie bei den Klöstern der Männer. Schon in den ältesten christlichen Gemeinden fanden sich Jungfrauen, welche kraft freiwilliger Gelübde ein von der Welt abgeschlossenes Leben führten, um ihren Geist so viel als möglich durch Beten, Arbeiten, Abtödtung und Selbstverläugnung von dem irdischen Leben unabhängig zu machen und ihn in größerer Vollkommenheit göttlichen Dingen zuzuwenden. Sie entäußerten sich jeden Besitzes und lebten in strenger Zucht und Sittenreinheit. Auch erschienen sie nicht mehr in ihrem weltlichen Kleiderputz, sondern in langen, wollenen, dunkelfarbigen Kleidern, die mit einem einfachen Gürtel gehalten wurden. Diese ernste Tracht wurde auch später noch beibehalten, als sich die Einigungen der geistlichen Schwestern zu fest gegliederten Ordensgesellschaften bildeten, die unter Befolgung kirchlich approbirter Regeln sich ganz Gott und bei eigner Vervollkommnung auch dem Heile der Mitmenschen widmeten.

Da die Klöster recht eigentlich die Pflanzstätten der Religion, der Sitte, der Bildung und Ordnung wurden, erkannte man mit Recht das Leben in einer solchen Anstalt als ein hohes Glück, und es war daher nicht zu verwundern, wenn selbst Eltern aus den höchsten Ständen ihre Kinder mit Freuden den klösterlichen Beruf erwählen sahen und gern ihr Liebstes Gott zum Opfer brachten.

Bald gewannen diese blühenden Anstalten an Umfang und Verbreitung. Jedes Kloster hatte seine Verfassung, seine besondere Aufgabe seinen Hauptzweck. Es entstanden Schwestern-Genossenschaften, die sich ausschließlich mit der Krankenpflege beschäftigten, andere, welche sich der Erziehung der Jugend widmeten, wieder andere, die sich der Verwahrlosten und Waisen annahmen, ferner solche, die alle genannten Zwecke in sich vereinigten, und im In- und Auslande ihre segensreiche Thätigkeit entfalteten. Wie die Mönche auf dem Gebiete der Mission unter Heiden und Ungläubigen an der Bekehrung der männlichen Bevölkerung arbeiteten, so waren Nonnen daselbst um die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts bemüht. Wie viele Tausende von Jungfrauen haben in diesen Schulen des geistlichen Lebens ihre Heiligung vollendet und für das Wohl der Mitmenschen sich aufgeopfert. Auch noch heute giebt es zahlreiche Seelen, die mit dem Psalmensänger von Herzen sagen: Um Eines habe ich den Herrn gebeten, das ist es, was ich suche: daß ich wohne im Hause Gottes alle Tage meines Lebens . . . . Lieber will ich im Hause des Herrn die Letzte sein, als in den Häusern leben, wo die Sünde wohnt. (Ps. 26 und 83.) Der Tag, an welchem sie in die Reihe der Mägde Christi aufgenommen werden, gehört zu den schönsten Festtagen ihres Lebens.

Am letzten Feste Allerheiligen erlangten auch im Kloster St. Ottilien 10 Schwestern und 10 Brüder die große Gnade der Einkleidung. Dieses schöne Fest recht feierlich zu begehen, wurde am Vorabende in der Ausschmückung der Kirche und namentlich der reichen Verzierung der Altäre alles Mögliche aufgeboten. Der Hochaltar in seinem frischen Grün, den Guirlanden und Blumen und den vielen Kerzen gewährte ein gar anmuthiges Bild. Die zu weihenden Kleider lagen schön geordnet auf den dazu aufgestellten Tischen in der Nähe des Hochaltars. Für die Postulanten und Postulantinnen, die in der Probezeit und in dreitägigen Exercitien auf ihren hohen Beruf sich vorbereitet, brach nun endlich der große Tag an, an welchem sie durch die Anlegung des gesegneten Ordenskleides feierlich Zeugniß ablegen durften, daß sie nichts Anderes wünschten und wollten, als was der hl. Vater Benedict allen, die unter seine Fahne treten wollen, zur unabänderlichen Pflicht macht.

Jetzt schlägt die wichtige Stunde. Das Glöcklein ruft zur hl. Handlung und zum feierlichen Hochamt. Es ist 8 Uhr Morgens. Der ganze Convent begiebt sich in's schmucke Kirchlein und die einzukleidenden Brüder und die Schwestern nehmen vorn die für sie bereiteten Plätze ein. Noch einige Minuten lautloser Ruhe — da ertönt das Harmonium und gleichzeitig tritt der hochwst. P. Superior, der geistliche Vater, mit dem Chormantel bekleidet, ihm voran vier Brüder mit brennenden Kerzen, an den Hauptaltar, das Veni Creator Spiritus anstimmend, welches vom Sängerchor der Brüder vollendet wird. Unter Gebeten und Gesängen werden dann die Talare und roten Gürtel der Brüder, die schwarzen Habite, die weißen Schleier, die roten Gürtel und die Rosenkränze der Schwestern gesegnet. Nach diesem hl. Act beginnt das Hochamt. Bei der Opferung richtete der hochwst. Vater an die Einzukleidenden die Frage: „Was ist Euer Begehr?" Worauf dieselben mit den ergreifenden Worten antworteten: „Gottes Barmherzigkeit und die Gnade des hl. Kleides." Dieser Bitte folgten Segensworte des geistlichen Vaters und anschließend daran eine erhebende Ansprache, welche den Geist hinführte in die seligen Wohnungen der jubelnden Scharen vor dem ewigen Throne und dem Lamme, wie es die Epistel des Festes besingt, und dann die Pflichten der gottgeweihten auserwählten Seelen auseinandersetzte, die im Glauben, in der Hoffnung und Liebe unter Befolgung der hl. Ordensregel den „Berg des Herrn" hinansteigen wollen, um den Siegespreis zu erkämpfen.

Diese bevorzugten Streiter unter dem Kreuzesbanner Christi empfangen am Tage der Einkleidung auch einen neuen Namen, welcher den 10 Brüdern und 10 Schwestern am Schlusse der Ansprache beigelegt wurde. Hierauf zogen sich die neuen Schwestern in einen neben der Kirche befindlichen Raum zurück, und wechselten ihre Weltkleider mit der schlichten Ordenstracht, welche ihnen die ehrwürdige Mutter zum ersten Male anlegte, während die Brüder ihr Kleid an der Stufe des Altars vom hochwst. Vater erhielten. In die Kirche zurückgekehrt, legte dann der hochwst. Vater einer jeden der 10 Schwestern ein zartweißes Blüthenkränzlein auf's Haupt und gab ihr eine brennende Kerze in die Hand, zum Zeichen, daß sie als „kluge Jungfrau" mit brennender Lampe und Oel im Gefäße allezeit sich auf die Ankunft des himmlischen Bräutigams bereit halten solle. Das hl. Opfer wurde hierauf fortgesetzt und bei der Kommunion des Priesters traten die neuen Brüder und Schwestern zum Tische des Herrn, dem sie sich ganz geweiht, und der sich ihnen nun im Sakramente der Liebe als kostbares Unterpfand schenkte.

Nach Beendigung der kirchlichen Feier verließen alle das Gotteshaus. Die Schwestern begaben sich in's festlich geschmückte Refectorium, wo sie von ihren geistlichen Eltern und in einem Gedichte von ihren Mitschwestern auf's herzlichste beglückwünscht wurden. Der gesegnete Tag aber wird den auserwählten, glücklichen Seelen unvergeßlich sein. Gebe Gott, daß sich an ihnen allen der Segenswunsch der verehrten geistlichen Oberen erfülle: „Möge der Herr mit seiner Gnade vollenden, was er in seiner Erbarmung in euch begonnen hat."

Eine Missionsschwester.

Mittheilungen aus dem Vereinsleben.

Lüdinghausen (Westfalen). Am 19. Januar hielt unser Afrika-Zweigverein seine erste General-Versammlung ab, welche recht stark besucht war. Herr Dr. Baumhauer eröffnete die Versammlung und ertheilte das Wort dem Rechnungsführer des Vereins, Herrn Kaufmann H. Hovestadt. Dieser wies nach, daß der Verein jetzt schon, nach erst einjährigem Bestehen, 935 Mitglieder zählt. Außer den jährlichen Beiträgen von 1 Mark à Person waren noch einzelne freiwillige Beiträge gespendet worden (vom hiesigen Gesellen-Verein allein 110,30 Mk.) so daß im Ganzen eingenommen sind 1096,05 Mk. Davon sind 1000 Mk. abgeschickt an die Diöcesancasse in Münster, an Unkosten sind verausgabt 10,90 Mk., mithin bleibt noch ein Cassenbestand von 35,15 Mk., welche auch bald abgeschickt werden sollen. Darauf nahm Herr Pfarrer Römstedt

aus Venne das Wort zu einem längeren Vortrage über die Zustände in Afrika. Er betonte in seinem Vortrage, daß nicht allein die Lage vieler Volksstämme in Afrika so bedauernswerth sei wegen ihrer körperlichen Mißhandlung als Sclaven, sondern daß sie auch geistig immer tiefer sänken und sittlich verkämen. Er suchte dann die Frage zu beantworten: Wie ist diesen Uebelständen abzuhelfen? und glaubte, daß dieses nicht geschehen könne durch die Macht des Schwertes, sondern nur durch die Verkündigung des Evangeliums bei jenen Völkern und fordert, daß auch den katholischen Missionaren freie Ausübung ihres Amtes dort gestattet werde. Auch zeigte er, wie recht gute Erfolge die katholischen Missionen in den letzten 30 Jahren dort gehabt. Nachdem dann noch Herr Pfarrer Rave die Anwesenden ermahnt, doch nach Kräften für die gute Sache einzutreten, schloß die Versammlung.

Straßburg i. Elsaß. Das Elsaß nimmt an der Christianisirung des schwarzen Erdtheils einen hervorragenden Antheil — die Patres vom hl. Geiste sind bekanntlich die geistlichen Söhne des ehrw. Paters Libermann, eines Elsässers, und gerade das Elsaß stellt diesem so hochverdienten Orden zahlreiche seiner besten Söhne: der neuernannte hochw. Herr Bischof Hirth, apostolischer Vicar am Nyassa in Centralafrika, ist ein Elsässer. Um so mehr freut es uns, melden zu können, daß auch hier der Afrika-Verein Wurzel gefaßt hat und lustig emporschießt. Bereits ist die Zahl der Mitglieder auf 200 angewachsen, und der eifrigen Thätigkeit des Vorstandes, besonders des Herrn Gymnasiallehrers Dr. Barth, wird es sicher gelingen, für eine so edle Sache immer mehr Theilnehmer zu gewinnen. Der Hauptzweck unseres Vereins ist natürlich die Unterstützung der kath. Missionen, und die Zuwendung der zweiten Gabe von 30 000 Mark an die Mission von Bagamoyo seitens des Kölner Central-Vorstandes hat hier dem Vereine viel Sympathie verschafft. Am Mittwoch, 15. Januar, fand eine Versammlung des Vereins statt, welche sehr zahlreich besucht war. Nachdem der Vorsitzende, Herr Hoflieferant Mertz, die Anwesenden begrüßt und geschäftliche Angelegenheiten erledigt hatte, ergriff Herr Dr. Barth das Wort zu einem hoch interessanten Vortrag über die Missionsstationen der Väter vom hl. Geiste in Ostafrika. In anderthalbstündiger Rede schilderte er deren außerordentliche, großartige Missionsthätigkeit seit Gründung der ersten katholischen Missionen von Zanzibar und Bagamoyo bis zum Ausbruch der ostafrikanischen Wirren. An der Hand einer vortrefflichen, von ihm selbst entworfenen Kartenskizze, führte der Redner seine willige Zuhörerschaft von dem uralten Sklavenmarkt Zanzibar über das Meer nach dem freundlich gelegenen Bagamoyo und dessen unübertroffenen Missionsanstalten mit dem christlichen Negerdorf St. Joseph, bei dessen Schilderung er längere Zeit verweilte; er ließ sie den kühnen P. Horner auf seinen, an Abenteuern reichen Reisen ins Innere begleiten durch Udoe und Ukami zum gichtbrüchigen Häuptling Kingaru; er führte ihr in zahlreichen, herrlichen Illustrationen die Wunder und Herrlichkeiten des afrikanischen Continents vor, vor Allem die vielgepriesene Gebirgslandschaft Nguru mit der blühenden Missionsstation Mhonda, Flußbilder und Waldpartien aus der Umgebung der Flüsse Wami, Kulula, Kingani; hier begegnete uns eine Sclavenkarawane, dort sahen wir die glückstrahlenden Missionare inmitten ihrer lpsgekauften Kinder. Da helfen sie mit ihrer Axt den Wald lichten, Hütten, Häuser, Kapelle und Vorrathsräume herrichten. Dann erschreckt uns das Bild einer brennenden Mission, Mrogoro, welche in der Nähe der reizend gelegenen Residenz Muahele liegt, deren Bau und Befestigung die Reisenden Stanley und Cameron in Staunen und Verwunderung setzte; wir lernen den friedlichen Häuptling vgn Mandera kennen, der seine Liebe für die christlichen Missionare mit dem Tode büßte; wir fühlen die Armuth, Einsamkeit und Verlassenheit der Missionare herzlich mit, wenn sie oft mit einem Schlag alles verlieren; aber beim Anblick einer festungsartigen Station wie Tunungo, die wie ein Vorwerk den feindlichen Mafiti zum Trutz, den friedlichen Wakami zum Schutz ins Land hineinragt, schöpfen wir wieder Muth und hegen die Zuversicht, daß das Werk der Väter vom hl. Geist von Dauer sein werde und bleibe und endlich auch die Stürme des jüngsten Araberaufstandes unversehrt überstehen werde, welche mehrmals die Stationen Mrogoro und Mandera zu vernichten drohten. Der Redner erntete für seinen anstrengenden und bis zum Ende fesselnden Vortrag reichen Beifall. Der Erfolg desselben zeigte sich in zahlreichen Neuanmeldungen von Mitgliedern und in der Zeichnung beträchtlicher Geldbeiträge.

Ein zweiter angekündigter Vortrag des Herrn Gymnasiallehrers Schorn, „Quer durch Afrika“, fand wegen vorgerückter Stunde nicht statt. Der Katholische Afrika-Verein gedenkt jedoch, wenn die Influenza nachgelassen haben oder erloschen sein wird, wieder eine Versammlung zu berufen, in welcher Herr Schorn mit einem ebenso interessanten Vortrag dem Verein sicherlich neue Freunde und Förderer seiner edlen Sache zuführen wird.

Oesterreich. In Wien, wo im besonderen Auftrage Sr. Eminenz des Cardinals Lavigerie die Gründung eines neuen Antisclavereiverbandes angestrebt wird, rückt man einem glücklichen Resultate immer näher. Einige einflußreiche geistliche Herren sind voll Eifer für die Sache und auf ihre warme Empfehlung hin haben sich denn auch bereits verschiedene, in kath. Kreisen wohlbekannte Damen des hohen Adels bereit erklärt, zu einem Comité zusammenzutreten. Dessen Bildung dürfte also nicht mehr lange auf sich warten lassen. Von bestem Erfolge für die Antisclaverei-Bewegung in der österreichischen Hauptstadt waren auch mehrere Vorträge und Predigten, welche P. Czimermann, Missionar der Zambesi-Mission, dort hielt. — Ferner steht in der Diöcese St. Pölten (Nieder-Oesterreich) die Bildung eines Vereins in diesen Tagen bevor. Die Statuten wurden bereits von Sr. Exellenz Dr. Matthäus Binder, Bischof von St. Pölten, gemeinsam mit dem von ihm dazu ernannten geistl. Vereinsdirector, dem hochw. Herrn Dr. Rößler, und mit Baronin Hammerstein endgiltig festgesetzt und der Statthalterei zur Genehmigung ein-

geschickt. Das leitende Comité wird aus den ersten Damen der Adels- und Bürgerwelt von St. Pölten und Umgegend gebildet sein. Auf Wunsch des hochw. Herrn Bischofs wird dieser Verein den Titel „Antisclavereiverein der Diöcese St. Pölten" führen, und es wurde von maßgebender Seite beschlossen, auch alle anderen zu gründenden Vereine als „Antisclaverei-vereine" zu bezeichnen. Und zwar kam man deshalb von der bisher gebrauchten Bezeichnung „Afrikaverein" ab, weil diese auch ein in Wien bestehender Verein gebraucht, mit welchem jede Verwechselung aus guten Gründen unerwünscht wäre. Es ist zu hoffen, daß die bereits bestehenden Vereine in ihrem eigenen Interesse und behufs einheitlichen Vorgehens dieser Bestimmung sich anschließen werden. (Unseres Erachtens nach ist es nothwendig, daß die ganze Afrika-Bewegung in Oesterreich eine möglichst einheitliche Führung erhält. D. Red.) — In Ungarn scheinen die begeisterten Worte Sr. Excellenz des Bischofs Dr. Lorenz Schlauch nicht ungehört verhallen zu sollen. Im Frühjahr will man dort die Bildung eines großen Antisclaverei-Verbandes versuchen. Ein neuer Antisclavereiverein hat sich soeben in Nikolsburg (Mähren) constituirt und zwar wurde der hochw. Probst Landsteiner zum Präsidenten gewählt. (Hier ist unser Correspondent im Irrthum. Der Verein in Nikolsburg ist unseren Lesern schon seit fast einem Jahre bekannt. D. Red.)

Krakau. Da man im Februar c. den hochw. Herrn General-Director des Werkes, Weihbischof Brincat, in Wien erwartet, wo er mit den leitenden Kreisen in Angelegenheit der Antisclaverei Berathungen halten wird, so erging an den Verein Krakau die Aufforderung, sich dabei vertreten zu lassen. Daraufhin hat der Krakauer Verein Frau Baronin Hammerstein zu seiner Bevollmächtigten bei den Wiener Berathungen ernannt. Am 27. Januar findet in Krakau die erste jährliche General-Versammlung des Vereins statt. Ein Bericht über deren Verlauf ist uns für die nächste Nummer in Aussicht gestellt.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

1. Liste für 1890 der eingegangenen Gaben.

		Mark
Zw.-V.	Pfarre St. Johann-Baptiste, Köln	125.—
„	Aachen	424.40
„	Balthausen, Kr. Bergheim	5.20
„	Pfarren St. Maria im Capitol u. St. Alban, Köln	426.50
„	Mettmann	51.—
	Summe	1032.10

		Mark
	Uebertrag	1032.10
Zw.-V.	Mechernich	90.—
„	Wald, Post Weyer, Rheinland	14.—
„	Blatzheim bei Buir	54.50
„	Schoenau, Wiesenthal, Baden	50.—
„	Werden a. d. Ruhr	190.—
„	Königswinter	400.—
	Summe	1830.60

		Mark
	Uebertrag	1830.60
Zw.-V.	Derichsweiler, Kreis Düren	37.50
„	Commern, Kreis Euskirchen	31.30
„	Bonn	800.—
„	Bessenich bei Zülpich	46.—
„	Roevenich b. Euskirchen	11.30
„	Klein-Zöllnig, Schlesien	14.—
„	Barmen bei Linnich	36.85
„	Hersel bei Bonn	103.50
„	Kelz bei Vettweiß	40.75
Diöcesan-Verein Trier		1227.—
Zw.-V.	Liegnitz, Schlesien	24.—
„	Merkstein b. Herzogenrath	34.25
„	Bergstein bei Hürtgen	31.—
„	Lisdorf bei Saarlouis	88.80
„	Essen	300.—
Ungenannt		10.—
Zw.-V.	Rehrosbach b. Augsburg	40.—
„	Fürstenau, Hannover	42.—
„	Borgloh, Kreis Iburg, Bez. Osnabrück	162.—
Carl Kreuser, Bonn		10.—
Zw.-V.	Mehlem	25.—
„	Herkenrath, Post Bensberg	36.25
Zw.-V.	Inden, Decanat Aldenhoven	93.50
Caplan G. Kirstein, Darmstadt		15.—
Zw.-V.	Berzdorf bei Brühl	80.—
„	Angermund, Post Großenbaum	40.—
„	Beinig, Post Cornelymünster	25.—
„	Lommersum, Post Euskirchen	167.—
	Summe	5402.60

		Mark
	Uebertrag	5402.60
Zw.-V.	Görlitz, Schlesien	27.60
Diöcesan-Verein Culm, Westpreußen		261.50
Zw.-V.	Immendorf, Post Geilenkirchen	88.62
„	Roerdorf, Post Linnich	21.—
„	Rurich bei Baal	46.95
„	Altendorf, Rheinland	45.—
„	Wenau b. Langerwehe	13.—
„	Mintard b. Kettwig	3.80
„	Grevenbroich	46.—
Diöcesan-Verein Münster, Westfalen		3599.25
Zw.-V.	Hollerath bei Call	8.80
„	Urfeld, Post Wesseling	83.—
„	Heidelberg, Baden	40.—
„	Kesternich b. Montjoie	28.80
„	Bergheim a. d. Sieg	113.—
„	Damme bei Vechta, Oldenburg	360.—
„	Setterich, Post Alsdorf	55.50
Für Loskauf von 17 Heidenkindern, Pf. Jos. Havermann in Setterich bei Alsdorf		490.—
Zw.-V.	Raeren bei Aachen	116.—
„	Boslar bei Jülich	140.—
„	Weyer bei Eiserfey	23.—
„	Delhoven b. Dormagen	32.—
„	Dottel bei Call	19.—
„	Glehn bei Commern	89.15
„	Gevelsdorf bei Ameln	40.50
„	Rommerskirchen, Reg.-Bezirk Düsseldorf	100.—
„	Jacobwüllesheim bei Vettweiß	69.—
	Summe	11363.07

Köln, den 23. Januar 1890.

Heinrich Horten,
Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken.

Folgende Zweig-Vereine sind neuerdings zur Anmeldung gekommen:

I Beim Verwaltungs-Ausschusse:

557. Heppendorf, Pfarrer Lamberts. — 558. Homberg, Pfarrverw. Mühlen. 559. Königswinter. — 560. Rehrosbach-Rinnenthal, Pfarrer Settele b. Friedberg. 561. Fürstenau i. H.

II. Beim Diöcesan-Verein Paderborn:
seit 21. März 1889:

106. Neuenkirchen, Caplan Obermeier. — 107. Bödefeld, Pfarrer Tewes. — 108. Wormbach, Vicar Meyer. — 109. Geseke, Amtsrichter Predeek. —

110. Albaxen, Pfarrer Johannesmann. — 111. Germete, Pfarrer Grawe. — 112. Arnstadt, Missionspfarrer Pottgüter. — 113. Hagen bei Allendorf, Pfarrer Schwickardi. — 114. Elsen, Pfarrer Dißen. — 115. Stahle bei Holzminden, Pfarrer Wasmuth. — 116. Herford, Pfarrer Dettmer. — 117. Oeynhausen, Bad, Missionspfarrer Balkenhol. — 118. Oestinghausen, Pfarrer Butterweck. — 119. Ottbergen, Pfarrer Pieper. — 120. Wattenscheid, Pfarrer Hausmann. — 121. Kirchhunden, Pfarrer Hoppe. — 122. Iserlohn, Vicar Heinekamp. — 123. Bausenhagen, Pfarrer Dr. Schulte. — 124. Reite bei Meschede, Caplan Werner. — 125. Niedermarsberg, Probst Schroeder. — 126. Gr. Ammensleben, Pfarrer Amediek. — 127. Magdeburg, Druckereibesitzer Zureck. — 128. Hegensdorf, Pfarrer Voß. — 129. Schönholthausen, Pfarrer Hövel. — 130. Warstein, Amtsgerichtsrath Schwickardi. — 131. Mellrich, Pfarrer Rummel. — 132. Hattingen, Pfarrer Haupt.

Manigfaltiges.

Der Sultan von Konstantinopel hat durch ein Gesetz den Handel mit Negersclaven in seinen Reichen für abgeschafft erklärt. Das wäre nun ein großer Erfolg, wenn dies Gesetz wirklich durchgeführt würde. Aber damit dies geschehe, müssen die europäischen Regierungen eine scharfe Controle durch ehrliche Beamten führen lassen. Der Türke braucht nothwendig Sclaven, und der Backschisch (Trinkgeld) spielt bei ihm eine so große Rolle, daß wir fürchten, daß das ganze Gesetz werthlos wird. Es soll uns lieb sein, wenn wir hierin Unrecht behalten.

Zwischen dem Sultan von Zanzibar und der Ostafrikanischen Gesellschaft ist ein neuer Vertrag abgeschlossen worden, über dessen Inhalt der Consul Bohsen Folgendes telegraphirte: „Die Berechnung der dem Sultan als Entgelt für die Zollabtretung zu zahlenden Rente findet nach der Durchschnittssumme der Nettozolleingänge des vergangenen, laufenden und nächsten Jahres statt. Wir erhalten als Ersatz der Unkosten 70 000 Rupien jährlich und verzichten auf Gewinnbetheiligung im Probejahr. Dagegen schenkt der Sultan uns zwei werthvolle Stationshäuser in Dar es Salaam und vermiethet uns für vierzehn Jahre die Zollstelle in Zanzibar mit Magazinen und Beamtenhäusern. Näheres brieflich. Wir beginnen die wirthschaftliche Organisation der Küste im Verein mit Major Wißmann.“ Ein anderes Telegramm meldet, daß die Vertreter der Gesellschaft, Konsul Bohsen und St. Paul Illaire, mit Major Wißmann am 15. Januar sich von Zanzibar an die Küste von Deutsch-Ostafrika begeben haben, um mit Unterstützung des Reichskommissars die handelspolitische und wirthschaftliche Thätigkeit wieder aufzunehmen. Nach Abschluß des neuen Vertrages hat der Sultan von Zanzibar zum Zeichen seiner Befriedigung dem ersten Vorsitzenden der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Herrn Karl v. d. Heydt, den Orden vom Strahlenden Stern, ferner dem zweiten Vorsitzenden Herrn Hugo Oppenheim, sowie Herrn Bohsen das Kreuz desselben Ordens verliehen.

Ueber Afrikas Zukunft äußerte sich Stanley bei einem Festessen in Zanzibar etwa folgendermaßen: „Wie es mit Afrika werden wird, das weiß

Gott allein. Was mich angeht, der ich seit zwanzig Jahren reise, so bin ich sieben Mal aus dem Innern zurückgekehrt, und stets habe ich einen Fortschritt zum Bessern bemerkt. Man kann also sagen, daß die Civilisation in Afrika Früchte trägt. Im Innern sah ich die schneebedeckten Berge, wie sie sich unendlich hoch im blauen Himmel verlieren; ich sah die üppigen Thäler im reizendsten Grün. Die Schwarzen sind ungefähr die Gleichen geblieben; aber das Innere ist schön, und denjenigen, welche das nicht glauben wollen, kann ich nur sagen: „Geht hin und seht.“ An der Küste jedoch und in Europa ist der Fortschritt entschieden merklicher. Als ich vor 20 Jahren zum ersten Mal aus Afrika nach England heimkehrte, fragte man mich neugierig: „Zanzibar, was ist das doch? Ist das eine Insel oder gehört es zum Festlande?“ Und heute — wer kennt Zanzibar nicht? Bekannt zu sein, ist schon ein Fortschritt. Hier an der Küste und auf der Insel mehrt sich die Zahl der Europäer ja augenscheinlich, und die Bewegung ist im Gange. Welche Veränderung sehe ich jetzt seit jenen ersten Tagen! Ja wohl, werden Sie mir sagen — was aber nachher? — Nachher? Der Schöpfer hat mich das künftige Geschick Afrika's noch nicht mit meinen Augen sehen lassen; indessen meine Ueberzeugung ist, daß der schwarze Continent eine Zukunft hat; mag seine Blüthe in 20, 50 oder 100 Jahren eintreten, ich weiß es nicht, aber eintreten wird sie.“

Ueber die Gefangennahme Buschiri's wird der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft berichtet: Buschiri hatte sich, nachdem er mit seinen Begleitern in einem Dorfe landeinwärts von Pangani durch die Truppe des Dr. Schmidt überrascht worden, allein und mit Zurücklassung aller seiner Habe, darunter auch seiner Papiere, durch schleunige Flucht gerettet und trieb sich dann einige Tage hindurch, bloß von unreifen Früchten lebend, in Useguha umher. Dabei kam er zu einem drei Tagereisen den Panganifluß aufwärts gelegenen Dorfe, und, vom Hunger getrieben, meldete er sich daselbst als ein Flüchtling der versprengten Macht Buschiri's, ohne sich selbst als Buschiri zu erkennen zu geben. Von den Eingeborenen wurde er aber erkannt, die Leute nahmen ihn fest und schickten sofort Boten an den Chef Dr. Schmidt, der ihn hierauf mit einer Escorte nach Pangani bringen ließ, wo er am Sonntag, den 15. Dezember, Nachmittags 4 Uhr, durch den Strang vom Leben zum Tode befördert wurde. Interessant ist die Thatsache, daß Buschiri kurz vor dem Ueberfalle, dem er sich noch durch die Flucht entziehen konnte, plötzlich aufwachte und seine Genossen aufforderte, so schnell als möglich sich davon zu machen, da er zufolge einer Erscheinung im Traume überzeugt sei, daß die Deutschen sich in ihrer nächsten Nähe befänden. Thatsächlich erfolgte auch gleich darauf der Ueberfall durch die letzteren, welche auf einem verborgenen Pfade von den Eingeborenen durch die Verschanzung des Dorfes eingelassen worden waren. Natürlich wurde die für seine Gefangennahme ausgesetzte Belohnung sofort vertheilt. Buschiri sagte angeblich zu Wißmann: „Wenn du mich zum Officier machst, will ich Dein treuester Anhänger sein.“ Wißmann antwortete ihm

aber, er sähe ihn lieber gehängt. Es wäre vielleicht gar nicht so verkehrt gewesen, Buschiri zu willfahren, aber nach allem, was vorgefallen war, hielt man es nicht für gut möglich, anders zu handeln. Buschiri hat seine Anhänger alle verrathen und auch deren Aufenthalt angegeben, so daß dieselben nicht mehr entkommen können. Bereits wurden mehrere gehängt. — Aus Buschiri's letzten Augenblicken wird erzählt, daß, als er schon den Strick um den Hals hatte, er auf den gegenwärtigen Wali von Pangani, welcher hauptsächlich die Schuld an der Gefangennahme Buschiri's trug, zeigte und sagte: „Hängt den auch auf; wenn ich schuldig bin, so ist er es eben so sehr wie ich."

Zum Befehlshaber der neuerrichteten Station Mpwapwa ist der Lieutenant R. Schmidt (zuletzt beim Artillerie-Regiment Nr. 1 in Königsberg) vom Reichscommissar ernannt, ihm waren der inzwischen verstorbene Lieutenant v. Medem und 100 Mann beigegeben. Lieutenant Schmidt, welcher vor dem Abgange des Wißmann'schen Zuges nach Mpwapwa Anfang September Stationschef in Dar es Salaam war und diesen Ort befestigt hat, ist jetzt ebenfalls damit beschäftigt, Mpwapwa in eine befestigte Station umzuwandeln. Die Befestigungen sollen ihrer Vollendung nahe sein, so daß jetzt im Innern an dem Kreuzungspunkte der großen Karawanenstraße nach dem Tanganjika, sowie dem Victoria Njanza deutscherseits ein fester Punkt gewonnen ist. Ferner ist die Absicht, in Saadani ein Fort anzulegen, aufgegeben, die Befestigungen sollen etwas nordwärts davon an dem hochgelegenen Küstenplatze Mkwaja errichtet werden.

Ueber Bagamoyo schreibt ein Amerikaner: Zwei Dinge fielen mir besonders in Bagamoyo auf: die Höflichkeit, welche die Eingeborenen jeder Klasse und jeden Herkommens gegen die Europäer zeigen, und die bewundernswerthe Art, in welcher Major Wißmann und seine Offiziere für ihre Soldaten sorgen. Die letzteren sind gut bezahlt, gut genährt, gut bewaffnet, gut gekleidet und gut einexerciert. Große Ansprüche werden im Marschiren und Fechten an sie gemacht, und sie thun das freudig. Eine Bemerkung, welche einige Offiziere Stanleys machten, als wir mit denselben in Msua zusammentrafen, ging dahin, daß sie niemals schwarze Männer in einer Weise in das Lager maschiren sahen, als es die Truppe Gravenreuths that nach einem so gewaltigen Marsch, wie wir ihn gemacht hatten. Nächst dem Zollhause am Strande sind die Hürden, in welche die zweitausend Kühe und Rinder zählende Heerde Wißmanns Nachts getrieben wird; am Tage weidet sie in der Nähe Bagamoyos. Dahinter ist das, was man das Fort nennt; ein wunderliches Mauerwerk, nach und nach je nach Bedürfniß vergrößert, seit die Deutschen im Lande sind. Es wird durch eine kleine Garnison Sudanesen mit vier Kruppschen Geschützen vertheidigt, hat in seinen Mauern Quartiere für die Garnison, Schlafzimmer für die Offiziere, die beständig kommen und gehen, Gefängnisse für die Araber, die in Major Wißmanns Hand fallen, und eine sehr einfache Art von Galgen, an welchen mancher Araber schon gehängt wurde. Ueber all dem weht die blutrothe Flagge des Sultans von Zanzibar. Etwas weiter rechts vom Fort ist die Station oder das Hauptquartier. Ursprünglich ein arabisches Haus, die Residenz des Wali, ist es durch die Deutschen sehr verbessert worden. In dem Erdgeschoß sind Ställe für Esel und Magazine für Waaren. Eine Treppe hoch sind mehrere Schlafzimmer für höhere Offiziere mit der Aussicht auf die See, ein langer Speisesaal, Küche und Dienerzimmer. Hier ist der Offiziertisch. Das Speisezimmer öffnet sich nach einer freundlichen Terrasse, auf der immer eine frische Brise weht, wenn es nicht geradezu kalt ist. Die Terrasse hat ein Dach von Eisengespärre mit Wellenüberzug, sie ist mit jenen bequemen Sesseln und Lagern ausgestattet, in denen der Luxus des fernen Ostens gipfelt, ist nach Süden, Osten und Westen offen mit Aussicht auf Meer und Haide, und hier werden die empfangen, welche das Glück haben, die Gäste des tapferen Majors zu sein. Dann haben die Deutschen in Bagamoyo ein kleines, aber sehr sauberes und wohlausgestattetes Krankenhaus mit zwei Armeeärzten und Pflegerinnen. Hier wurde Emin Pascha nach dem traurigen Unfall, der ihn betroffen hat, gepflegt. An der Außenseite von Bagamoyo besitzen Missionare (Patres vom hl. Geiste) einen weit ausgedehnten Grundbesitz, den sie durch schwere Arbeit als Ackerland dem Busch abgewonnen haben, dasselbe ist mit mehreren tausend Kokanußbäumen bepflanzt. Sie unterrichten hier und sorgen für zwei- bis dreihundert Schwarze, Erwachsene und Kinder, die bei verschiedenen Gelegenheiten aus der Hand der Sclavenhändler befreit wurden. Die Niederlassung ist sehr ausgedehnt, sie besteht aus einem gemauerten Haupthause mit vielen Anbauten, Quartieren für Männer und für Frauen, einer Kapelle, Schulzimmer, Werkräumen, Spielplätzen, Schmiede, Zimmerplatz, wo vortreffliche Arbeit geliefert wird. Die Missionare besitzen große Rindviehheerden und einen großen Küchengarten, in dem sich Jeder durch eigenen Augenschein überzeugen kann, wie europäisches Gemüse in Ostafrika gedeiht.

Ueber den Unglücksfall Emin Pascha's nach dem Festmahl bei seinem Eintreffen in Bagamoyo liegt jetzt die erste ausführlichere Meldung in einem Briefe aus Zanzibar an die „Köln. Volksztg." vor. In demselben heißt es: „Emin Pascha nahm bei der Festtafel Gelegenheit, den dort anwesenden fünf Missionaren, darunter den Patres Girault, Schynse und Etienne, seine vollste Bewunderung für die katholischen Missionen in Ostafrika auszudrücken, deren stille, entsagungsvolle, dabei so fruchtreiche Thätigkeit in der Welt ja nicht von jenem Glanze umgeben ist, wie die Unternehmungen eines Stanley. Alle die Trinksprüche brachten es mit sich, daß häufiger getrunken werden mußte. Nach Aufhebung der Tafel sagte nun Emin Pascha zu P. Girault: „Man hat mich heute Abend ganz aus meiner Gewohnheit gebracht, seit 15 Jahren habe ich keinen Wein mehr getrunken, ich bin gar nicht mehr an dieses Getränk gewöhnt und fühle mich darum gar nicht behaglich." Hierauf empfahl er sich, nicht ohne noch dem P. Girault zu versprechen, daß er den größten Theil des folgenden Tages in der katholischen Mission zu Bagamoyo zubringen werde.

Emin Pascha trat dann in ein Nebenzimmer, und da er sehr kurzsichtig ist, hielt er eine bis zum Fußboden reichende Oeffnung in der Wand für eine Thür; es war aber ein Fenster, aus welchem er mit voller Wucht auf ein Zinkdach stürzte; von dort rollte sein Körper auf den Boden. Die ganze Höhe des Sturzes betrug an fünf Meter."

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen:

Die Seelenruhe von drei Verstorbenen. — Der Erfolg einer Mission. — Eine Befreiung vom Militärdienste. — Drei Bitten um Wiederherstellung der Gesundheit. — Die Bekehrung eines Ungerathenen. — Die Ausbreitung des Afrika-Vereins. — Erleuchtung in der Standeswahl. — Bewahrung der Reinheit.

Bücherschau.

Der Roman eines Jesuiten. Von G. de Beugny d'Hagerue. Autorisirte Uebersetzung von E. M. Höfler. Münster, 1889. Aschendorff'sche Buchhandlung. 458 Seiten. Der Held dieses Romanes läßt sich von einem französischen Minister als Werkzeug brauchen, um hinter die Schliche der Verschwörer in der schwarzen Kutte zu kommen; er läßt sich zum Schein als Novize aufnehmen, um ein Verbrechen zu erspüren, das die Jesuiten an's Messer liefern soll; er nimmt zur niedrigsten Heuchelei seine Zuflucht, um die angeblichen Heuchler zu entlarven; er trägt sich sogar mit dem Plan, allerlei Schandthaten zu erdichten, um seiner Sendung gerecht zu werden — aber das Ende vom Liede ist, daß er nichts findet, daß er Liebe und Stellung opfert, um in den verschrieenen Orden aufgenommen zu werden, daß er schließlich sein Leben hingibt, um die Seele seines schlimmsten Feindes, der ihm Vater und Vermögen geraubt, vom ewigen Verderben zu erretten. Es ist eine mit Verstand und Herzenswärme geschriebene Erzählung, sehr geeignet, eingerostete Vorurtheile zu zerstören.

Armen-Seelen-Buch. Enthaltend: Gebete und Andachten zum Troste der Seelen im Fegfeuer. Von P. Jos. Alois Krebs, C. Ss. R. Dülmen. Laumann'scher Verlag. — Den armen Seelen zum Trost, und Denen, welche nach Anleitung dieses Büchleins für sie bitten, zu nicht minderer Tröstung, wird vorstehendes Büchlein eine jedem frommen Katholiken recht willkommene Gabe sein. Der Glaube an das Fegfeuer ist hier klar bewiesen; die Hülfsmittel, wie wir den Verstorbenen zu Hülfe kommen können, sind so verschiedenartig und gut angegeben, daß man dem Büchlein die weiteste Verbreitung wünschen muß. Schöne, mit reichen Ablässen versehene Gebete und fromme Anmuthungen helfen hier der andächtigen Seele ihre Fürbitte für die Verstorbenen gern und oft üben und werden auch für das eigene Heil die besten Wirkungen hervorbringen. So sei denn dieses Büchlein in der Hand Vieler ihr treuer Begleiter zum Troste der armen Seelen. Die Ausstattung des Buches ist gut, nur sollte es gebunden nicht bloß cartonnirt sein.

Beuron, Bilder und Erinnerungen aus dem Mönchsleben der Jetztzeit. Von P. Wolf. Reich illustrirt und mit dem in Lichtdruck gut ausgeführten Bilde des Erzabts Dr. Maurus Wolter versehen. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung. Preis 2 Mk. Der Verfasser genannten Werkes, ein Mönch der Gegenwart, zeigt uns klar und deutlich die innere Geschichte des in gegenwärtiger Zeit so oft genannten Klosters Beuron, im oberen Donauthal. Außer persönlichen Erlebnissen wird auch die sehr interessante Geschichte der Ordensgemeinde von der Gründung ab bis heute uns vor Augen geführt und hieran tiefe, religiöse Betrachtungen angeknüpft. Die Sprache ist eine edle, die Darstellungsweise meisterhaft und durch Schönheit bezaubernd. Auch die vielfach eingeflochtenen Gedichte und Mottos zeichnen sich durch hohe und echte Poesie aus und können nicht mit gewöhnlichen Reimprodukten verglichen werden. Mit einem Wort gesagt, das ganze Werk entspricht eben der Würde und dem Ruf des Beuroner Klosters. —N—

Briefkasten der Redaction.

G. J. in **H.:** Der Zweck ist nicht übel; aber es gehören dazu Sammelstellen, denn die Gegenstände des Einzelnen werden kaum das Porto werth sein. — Pfr. **Sch.:** Allerdings ist es gleichgültig, wo unsere Jungfrauen ihrem Wunsche nach dem Ordensberufe genügen, aber ich glaube, auch in Wyk wird kaum Platz sein. Die Anstalt ist noch so jung. Die erwähnten Schriften sind uns bekannt. — **Rosa T., Innsbruck:** Alles erhalten. Besten Dank. — **Th. Br., N.:** Fragen Sie den nächsten Buchbinder. — Pfr. **K.:** Gute Karten von Afrika sind die in unseren Heften angekündigten von Algermissen, ferner in größerem Maßstabe die Handtke'sche Generalkarte. Jeder Buchhändler liefert sie. — **Dr. Jos. Kl., Prag:** Jedenfalls nach Salzburg. — **G. H., Crefeld:** Wegen des Werthes von Freimarken fragen Sie wohl am besten bei Zechmeyer in Nürnberg an. — Benef. **K. G. Kr.:** Die Freiheit, den Afrika-Verein zu unterstützen, ist doch wohl bereits unbeschränkt, und daß diese sich besonders den Mitgliedern vom 3. Orden empfiehlt, ist auch unsere Ansicht. — Nach **Wien:** Werden uns hüten; wer Pech angreift, besudelt sich; lange dauert die Herrlichkeit ohnehin nicht. Es ist zu viel Humbug und persönliche Eitelkeit dabei. — An **Mehrere:** Unsere Hefte erscheinen pünktlich und werden an den auf dem Titel angegebenen Tagen von der Post und unserer Expedition versandt. Für Verzögerungen im Zwischenhandel können wir nicht verantwortlich sein. — Nach **Mürlenbach:** Sie haben wahrscheinlich das 1. Heft nicht gefordert. Jede Post liefert die erschienenen Hefte nach. — Nach der Diöceje **Trier:** Die Preisermäßigungen vom Vorjahre sind nicht mehr in Kraft; wir bitten die 2. Seite des Umschlags 1. Heftes nochmals zu lesen, ebenso S. 30. — **L.** in **E.:** Für 21 Mk. kann man wohl einem **Heiden**kinde seinen Namen geben, aber kein **Sclaven**kind **loskaufen.** Unsere Paters nehmen auch 21 Mk. mit Dank an und geben dann einem zur Taufe gelangenden Kinde den Namen des Wohlthäters, aber sie übernehmen nicht die Verpflichtung, für diesen Betrag ein Kind dem Araber abzukaufen, denn Letztere geben ihre Waare selten so billig, es sei denn, daß sie dem Tode nahe ist. 50 Mk. ist das Geringste, was wir den Weißen Vätern für jedes Kind zahlen.

Letzte Nachrichten.

Bei Schluß des Blattes erhalten wir noch folgende Nachricht aus **St. Ottilien:** „Unsere Missionsthätigkeit in Ostafrika ist nun wieder aufgenommen und folgt unsern Missionaren, so Gott will, baldigst von hier aus Verstärkung nach. Ein provisorisches neues Missionshaus steht bereits unter Dach." — Möge Gott das Werk segnen.

Verantwortlicher Redacteur: W. Helmes in Münster.
Schluß der Redaction am 25. Januar.

Verlag von Heinrich Schöningh, Münster i. W.

Aus allen Erdteilen.

Neue geographische Charakterbilder für Schule und Haus.

Zusammengestellt und herausgegeben von

Dr. **Otto Hellinghaus** und **Julius Treuge.**

Lehrer am Realgymnasium zu Münster i. W.

656 Seiten gr. 8° mit 22 Vollbildern und 75 kleineren Illustrationen im Text.
Preis in eleg. Original-Einbanddecke geb. Mk. 10,80.

Daran anschließend erschien zum letzten Weihnachten neu:

Aus allen Jahrhunderten.

Historische Charakterbilder für Schule und Haus.

Zusammengestellt und herausgegeben von

Dr. **Werra** und Dr. **Wacker.**

Gymnasiallehrer in Münster i. W. Gymnasiallehrer in Aachen.

I. Altertum.

230 S. gr. 8° mit 8 Vollbildern und 35 Illustrationen im Text.
Preis in eleg. Originalleinenband Mk. 4,50.

Bd. II. (das Mittelalter) erscheint zu Ostern dieses Jahres. Bd. III. (Neuzeit) bringt das Werk gegen Herbst zum Abschluß. Dasselbe ist im Laufe dieses Jahres auch zu beziehen in 24 reich illustrierten Lieferungen à **45 Pfg.** und empfiehlt sich dieser Bezug erfahrungsgemäß namentlich da, wo man der heranwachsenden Jugend eine nützliche und anregende Lektüre neben dem eigentlichen Geschichtsunterricht in die Hand geben möchte.

Die geschichtlichen und geographischen Charakterbilder eines Grube sind in zahlreichen Auflagen und in vielen Tausenden von Exemplaren über ganz Deutschland verbreitet und selbst in manch' katholisches Haus haben sie ihren Einzug gehalten. Und doch enthalten sie so manches was das konfessionelle Gefühl verletzen oder den jungen unerfahrenen Lesern eine absolut falsche Auffassung einprägen muß. Mit den vorstehenden beiden Büchern ist etwas geschaffen, das nach dem Urteile hoher Schulbehörden und dem Zugeständnisse selbst der akatholischen Presse den älteren Erscheinungen auf diesem Gebiete nicht nur ebenbürtig, sondern meistens überlegen ist.

Aufgabe des kath. Hauses, der kath. Schule wird es sein, dafür zu sorgen, daß die vortrefflichen Werke mehr und mehr in die Massen der Bevölkerung eindringen, und so der Verlagshandlung die Möglichkeit geboten ist, die Bücher nicht nur auf der Höhe zu halten, sondern ihnen auch bald weitere Bände an die Seite zu stellen. Keine katholische Volks-, Lehrer- oder Schüler-Bibliothek sollte auf die Anschaffung verzichten.

Zur Schonung der Hefte empfehlen wir

Leinwandmappen in hübscher Ausstattung,

25 Pfg. das Stück, portofrei 35 Pfg.

Die Expedition.

Druck der Coppenrath'schen Buchdruckerei in Münster.

2. Jahrg. **Gott will es!** 4. Heft.

Katholische Zeitschrift
für
die Antisclaverei-Bewegung deutscher Zunge.

Inhalt: Die katholischen Missionen Afrikas. (Fortsetzung.) — Das Leben des Missionars. — Afrikanische Post. — Westafrikanisches. — Geld in Afrika. — Mannigfaltiges. — Bei der Redaction eingegangene milde Gaben. — Besondere Anliegen. — Bücherschau. — Briefkasten der Redaction. — Letzte Nachrichten. — Inserate. — Illustrationen: Cardinal Msgr. Lavigerie.

[Nachdruck untersagt.]

Die katholischen Missionen Afrikas.

[3. Fortsetzung.]

Von Baron Leo de Bethune.

Inzwischen fuhr Msgr. Lavigerie fort, sein gesegnetes Wirken auf ganz Algerien auszudehnen. Der erste Bischof von Constantine mußte in Folge einer schmerzhaften Krankheit sein Amt niederlegen, die Verwaltung der Diöcese befand sich in äußerst schwieriger finanzieller Lage; Msgr. Lavigerie nahm mehrere Jahre hindurch auch diese Bürde noch auf seine Schultern. Trotz dieser neuen Sorgen konnte er seine Adoptivkinder, die Waisen aus der Hungersnoth, nicht vergessen. Mehrere aus ihnen, herangewachsen, ehelichten junge Mädchen aus dem Waisenhause der Schwestern, und diese Paare bildeten den Kern eines ersten christlichen Dorfes. Hören wir den Bericht des „Akbar", eines Journals von Algier: „Am letzten Donnerstag (6. November 1873) hat in der Ebene von Chelif die Ceremonie der Einweihung eines neuen Dorfes stattgefunden, genannt St. Cyprian von Tighzell. Der Erzbischof von Algier leitete die Feier, er installirte in dieser neuen Ortschaft die Haushaltungen der arabischen Waisen, welche er 1868 bei der Hungersnoth aufgenommen hatte. Die Ortschaft zählt 32 Feuerstellen; sie ist versehen mit 2 Schulen, einer Apotheke, einer Kirche und besitzt 1500 Hektar Land. Jedem der neuen Colonisten wurde durch das Loos sein Haus und sein Landbesitz als vollständig freies Eigenthum zugetheilt. Jeder erhielt außerdem eine Pflugschar, 4 Stück Rindvieh und das

nothwendige Mobiliar. Mfgr. Lavigerie, als der Adoptiv-Vater der Waisen, hat alle Kosten dieser Einrichtung getragen." — Kurze Zeit darauf wurde ein zweites Dorf in ähnlicher Weise gegründet mit dem Namen St. Monika. Die Zöglinge Lavigeries haben sich die erhaltenen Lehren zu Nutze gemacht; ihre Treue gegen den Katholicismus hat sich bewährt und ihr Beispiel macht einen heilsamen Eindruck auf die Araber und Berber der Umgebung.

Wie in allen islamitischen Ländern beginnt auch in Algier die apostolische Thätigkeit mit Ausübung von Werken christlicher Liebe, mit der Pflege der Kranken und Hülflosen. Aber welcher Muth, welche Selbstverleugnung gehört dazu, sich diesen Werken zu weihen, angesichts der angeborenen Unsauberkeit der Araber und ihrer oft ekelhaften Krankheiten! Betrachten wir einen Augenblick die Missionare in ihrer Beschäftigung als freiwillige Krankenpfleger: Ein abgelegenes Haus ist zur Aufnahme der mittellosen Kranken eingerichtet. Darin befindet sich eine Apotheke. Die Gutherzigkeit der Missionare, so einfach und geduldig, nicht minder auch der Umstand, daß Arznei und Pflege nichts kosten, locken die Araber aus der ganzen Umgegend heran. Man bringt die Kranken oft aus großer Entfernung herbei, und alle werden behandelt. An Tagen, wo die Kranken überaus zahlreich sind, stellen die Patres sie vor der Hütte in Reihen auf, und vor ihnen knieend, reinigen und verbinden sie ihre Wunden. Wahrlich, ein erhebendes Schauspiel! Die Eingeborenen selbst bewundern die jungen Missionare, allerdings ohne sie zu verstehen. „Warum thun sie das?" fragen sie einander; „unsere eigenen Väter und Mütter würden so etwas nicht gethan haben."

Unsere Schilderung der religiösen Verhältnisse Algeriens würde unvollständig sein, wollten wir nicht noch kurz des bewundernswerthen Aufblühens des Klosterlebens erwähnen, wie es sich bald nach der Eroberung Algiers in der Trappistenabtei von Staoueli ꝛc. kundgab. Nicht allein, daß diese unerreichten Colonisatoren ungesunde Sümpfe in Weinberge, Gärten und Wiesen verwandelten, sie verbreiteten auch über das ganze Land mit dem Wohlgeruche ihrer Tugenden den Ueberfluß ihrer königlichen Almosen und wirkten durch das Beispiel eines Lebens der Arbeit, Abtödtung und Armuth. Ein anderes bemerkenswerthes Unternehmen katholischer Colonisation war die 1875 erfolgte Gründung eines Dorfes von unirten Griechen in Sidi-Merouan, in der Nähe des alten Mileva, berühmt durch zwei Concile, besonders jenes vom Jahre 416, auf welchem die Irrlehre des Pelagius verurtheilt wurde.

Die Duldsamkeit der Republik erlaubte gleichzeitig, die Missionsposten im Kabylenlande zu vermehren. Der Zweck, den diese Priester unter den Berberstämmen verfolgen, besteht weniger darin, einzelne Personen zu bekehren, als vielmehr durch Unterricht und Werke der christlichen Liebe in der ganzen Nation der Kabylen eine Bewegung hervorzurufen, welche sie eines Tages in Massen dem Christenthume zuführen könne.

Bei allen diesen Werken fand Cardinal Lavigerie eine kräftige Stütze in der Congregation der Missionare Unserer Lieben Frau von Afrika, welche er 1868 nach der Hungersnoth gestiftet hatte. Bescheiden in ihren Anfängen, nahm diese religiöse Familie, bald bekannt geworden unter dem Namen der Weißen Väter oder Patres von Algier, rasch einen bedeutenden Aufschwung; zur Zeit zählt sie mehrere hundert Mitglieder, welche die Kabylie, die Sahara, die Gebiete des Tanganjika- und Victoria-Nyanza-Sees, des belgischen Oberen Congo, des Unianiembe u. s. w. evangelisiren. Ganz abgesehen davon, daß eine große Zahl seiner Angehörigen dem ungesunden Klima zum Opfer fiel, darf dieser Orden sich rühmen, daß in weniger als 20 Jahren elf seiner Kinder ihr Blut für den Glauben vergossen haben. Außer seinen Anstalten in Algier besitzt derselbe Niederlassungen in Frankreich und Belgien, so in Woluwe St. Lambert bei Brüssel ein Seminar, dessen Zöglinge speziell für das Provicariat des belgischen Tanganjika-Gebietes bestimmt sind.

Um sein Werk zu vervollständigen, schuf der Cardinal 1878 auch eine Gesellschaft von Missionsschwestern, welche seit 1887 ein Postulat für Flandern, Holland und Deutschland in Wykh bei Mastricht (Holland) besitzt. Ebenfalls in Holland wurde im Jahre 1889 ein Postulat für Laienbrüder gegründet.

Man weiß, daß Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. vor wenigen Jahren den altehrwürdigen Metropolitansitz von Karthago von Neuem errichtet und die Sorge für diese neue und ausgedehnte Diöcese dem Erzbischof Lavigerie übertragen hat. Kraft eines besonderen Privilegiums behält Letzterer ebenfalls die Erzdiöcese Algier bei, mußte aber, ganz in Anspruch genommen durch die allgemeinen Interessen seiner Missionen, seine zahlreichen Schöpfungen und seine Propaganda gegen die Sclaverei, die innere Verwaltung der Erzdiöcese Algier in die Hände eines Coadjutors, Mfgr. Dussere, Erzbischofs von Damas, legen. Die letzten Jahre brachten überdies dem ehrwürdigen Prälaten, welcher

so Großes für sein Vaterland geleistet, zahlreiche Bekümmernisse. Die Regierung der Republik, ebenso die französischen Kammern, vom Religionshaß durchdrungen, vergessen mehr und mehr das Wort eines ihrer gefeiertsten Angehörigen, Gambettas: „Der Anticlericalismus ist keine Ausfuhrwaare"; große Summen, welche früher der Staat als Zuschuß für die Anstalten des Cardinals leistete, wurden gestrichen, und der Bestand der Seminare von Algier, Oran und Constantine-Hippone ward sogar in Frage gestellt. Glücklicherweise hat, wenigstens zeitweise, die Opferwilligkeit der französischen Katholiken den Ausfall ersetzt und damit eine Politik verurtheilt, welche mit den Interessen und den Ueberlieferungen der französischen Nation absolut unvereinbar erscheinen muß.

Die Fortschritte des Katholicismus in Algerien sind — besonders in Anbetracht der großen Schwierigkeiten — sehr tröstlich. 1839 fand Msgr. Dupuch in der ganzen großen Colonie 4 Priester vor; sieben Jahre später ließ er dort 91 Priester, 60 Kirchen und 120 Ordensfrauen zurück. Gegenwärtig zählen die drei algerischen Diöcesen mehr als 360 Priester im Pfarrdienste, nicht gezählt die Mitglieder der drei Domcapitel, sowie das Personal der drei Priesterseminare und zwei kleinen Seminaren (Convicte) zur Ausbildung des Clerus. In der einzigen Diöcese Algier hat die Thatkraft Msgr. Lavigeries innerhalb 20 Jahren 70 Kirchen erstehen lassen, darunter mehrere von monumentalem Bau. Zehn religiöse Männerorden sind in Algier vertreten, darunter der spanische vom hl. Herzen Mariä, den der Cardinal berufen hat, um unter den besonders im Departement Oran zahlreich vorhandenen eingewanderten Spaniern den kath. Glauben lebendig zu erhalten. — 24 Frauenorden, theils dem Hospitaldienste, theils dem Unterrichte geweiht, vertheilen sich in 120 Klöstern über das ganze Land, sind aber besonders in der Diöcese Algier stark vertreten. Vielleicht hat in den Diöcesen Oran und Constantine-Hippone der zu häufige Wechsel in der Person des Oberhirten die Entwickelung der kirchlichen Werke etwas gehemmt.

Fügen wir zum Schlusse noch hinzu, daß Algerien gegenwärtig etwa 400,000 Katholiken zählt, also ein Siebentel der Muhamedaner, deren Zahl man auf 2,800,000 schätzt. Hoffen wir, daß mit Gottes Hülfe der Tag nicht mehr fern ist, an dem die Berber in Schaaren kommen, um in die katholische Kirche, zur Religion ihrer Vorfahren zurückzukehren. Das wird der beste Lohn für die opferfreudigen Missionare sein, und dann erst wird Algier seinen Namen als afrikanisches Frankreich verdienen.

4. Apostolische Präfectur der Sahara.

Dieselbe wurde auf Bitten des Cardinals Lavigerie 1868 gegründet, hat aber bisher der Kirche kaum etwas Anderes gegeben, als Martyrer.

Nachdem die junge Congregation der Weißen Väter sich in der französischen Sahara, in Geryville, Laghouat, Metlili niedergelassen hatte, gab der Obere 1875 drei Missionaren die Erlaubniß, den Weg zur Wüste einzuschlagen und das Kreuz am oberen Niger aufzupflanzen. Ihr nächstes Ziel war Timbuktu, Hauptmittelpunkt des Islam im westlichen Sudan. Die Tapferen errangen die Palme der Martyrer, ehe sie ans Ziel ihrer weiten Reise gelangten.

Dasselbe Loos sollte den Missionaren zu Theil werden, welche von der Station Ghadames (im südwestlichen Theile von Tripolis) aus sich über die Oasis von R'at und Kano nach dem See Tschad wandten. Nach kaum einem Tagemarsche fielen die unerschrockenen Kinder Lavigeries als Opfer des Verraths ihrer Führer (Tuaregs), Fanatiker wie alle Angehörigen der muhamedanischen geheimen Gesellschaften. Der Aufstand im Sudan, welcher sein Echo bis in diese entlegenen Gegenden fand, ließ die Wiederholung ähnlicher Unternehmungen als zu gewagt erscheinen; die Weißen Väter mußten sich also vorläufig damit begnügen, ihre Stellungen im Süden von Algier und Tripolis festzuhalten, wo sie durch ihre Werke der Barmherzigkeit sich in hohem Grade die Achtung und Zuneigung der Sahara-Stämme erwarben. Diese langsame, aber sichere Arbeit verfehlt nicht, einen tiefen und heilsamen Eindruck auf die rauhen Söhne der Wüste zu machen.

Es ist übrigens zu bemerken, daß der französische Einfluß merkliche Fortschritte macht in den zwischen Algier und dem Niger gelegenen Gegenden, wo die Ingenieure bereits die Richtung festgestellt haben für eine Eisenbahn, welche Algier mit Timbuktu verbinden soll. Letztere dem Islamiten heilige Stadt fühlt mehr und mehr die Anziehungskraft des mächtigen Nachbars, dessen Armeen, von Nord und West gleichzeitig vordringend, eines Tages in seinen unverletzlichen Mauern erscheinen und neben der französischen Fahne das Kreuz aufpflanzen werden.

5. Tunis. Erzbisthum Karthago.

Trotz der blutigen Revolutionen, deren Schauplatz Tunis das ganze 18. Jahrhundert hindurch war, hatten die Patres Kapuziner unter wechselvollen Geschicken ihre Mission aufrecht erhalten. Sie wirkten

vorzugsweise in den Bagnos, um den Glauben der Gefangenen zu stärken und sie vor Abfall zu bewahren. Ist es nicht eine trostreiche Erinnerung, daß die unglücklichen Christensclaven in den ehrwürdigen Söhnen des hl. Franziscus freiwillige Genossen ihrer Gefangenschaft fanden, daß sogar innerhalb der Gefängnißmauern christliche Capellen und Hospitäler entstanden? Gegen Ende des Jahrhunderts nahm die Zahl der Gefangenen bedeutend ab; während man 1738 noch 7000 zählte, waren fünfzig Jahre später nur etwa 2000 vorhanden.

Zur gleichen Zeit gab die regierende Dynastie der Husseiniten ein schönes Beispiel von Duldsamkeit, indem sie erlaubte, in den Häfen des Küstenlandes eine gewisse Anzahl Pfarreien zu errichten. Und als die französische Regierung unter dem unheilvollen Einflusse der Schreckensmänner die Lazaristen vertrieb, ehrte sich die tunesische Regierung durch eine ganz besondere Generosität gegen diese Congregation und gewährte ihr Schutz. Eine katholische Kirche wurde in der Stadt Tunis eingeweiht; die Minister des Bey selbst hatten 16 000 Piaster zu den Kosten ihrer Erbauung beigesteuert.

Ein am 23. Februar 1802 durch den General-Consul der französischen Republik mit der Regierung des Bey geschlossener Vertrag bestimmte in Artikel 8, „daß ein jedes Individuum, welches einem, mit der französischen Republik durch Eroberung oder Vertrag vereinigten Lande angehöre und in Tunis gefangen gehalten werde, auf das erste Verlangen des Commissars der Republik hin freizugeben sei.“ Im Jahre 1812 bewirkten Lady Bentinck, die Frau des englischen Gouverneurs von Sicilien, und ein Mönch aus einem Orden für die Befreiung der Gefangenen die kostenlose Freilassung von 64 Sclaven; weiteren 394 erkauften sie die Freiheit zum Preise von ca. 1550 Mark pro Kopf; es verblieb nunmehr nur noch etwa ein halbes Tausend dieser Unglücklichen in den Bagnos.

Nichtsdestoweniger blieb die Seeräuberei auch während des französischen ersten Kaiserreiches und der ihm folgenden Restauration die Lieblingsindustrie der Bewohner von Tunis. Ein 1824 von Frankreich abgeschlossener Vertrag konnte ihr ebenfalls kein Ende machen; neue Verhandlungen, geführt durch den General-Consul Matth. de Lesseps wurden nothwendig. Der Vertrag vom 8. August 1830, unterzeichnet gleich nach der Besetzung Algiers, sprach endlich die vollständige Abschaffung der Sclaverei aus; ein geheimer Zusatzartikel gewährte dem König Karl X. ein Grundstück an demselben Orte, wo nach der Ueberlieferung Ludwig der Heilige seine Seele ausgehaucht; dort sollte ein Denkmal zur Erinnerung an diesen Fürsten errichtet werden. Hussein Bey konnte dem König kein ehrenderes Geschenk machen; denn niemals vorher hatte man erlebt, daß ein muhamedanischer Fürst freiwillig auch nur das geringste Stückchen Grund und Boden an einen christlichen Monarchen abgetreten hätte. Die Capelle, welche auf diesem Grundstücke von Louis-Philippe errichtet wurde, ist seit 1875 den Weißen Vätern übergeben und dient seit Wiedererrichtung des Erzbisthums Karthago Msgr. Lavigerie als provisorische Kathedrale.

Durch Breve vom 21. März 1843 erweiterte Gregor XVI. die frühere apostolische Präfectur von Tunis zu einem apostolischen Vicariat, dessen erster Titular Msgr. Sutter aus dem Kapuzinerorden, Bischof von Rosalia i. p., war. Während der 40 Jahre seines fruchtbaren Episcopates sah er die Zahl seiner Diöcesanen sich verdoppeln; er errichtete allmählich die Pfarreien von Gerba, Mehedia, Bizerta, Porto Farina und Monastir; er berief ferner die Schulbrüder von der christen Lehre, deren Schulen bald zu großer Blüthe gelangten.

Msgr. Sutter ließ es sich stets angelegen sein, mit den Beherrschern von Tunis die besten Beziehungen zu unterhalten, wogegen diese vielfach Beweise ihrer wohlwollendsten Gesinnungen gegen die katholische Mission gaben. 1845 schenkte ihr Bey Ahmed das frühere spanische Consulat, später gab er der katholischen Gemeinde ein ausgedehntes Grundstück zur Vergrößerung ihres Kirchhofes. Diese schöne Eintracht wurde selbst dann nicht gestört, als eine politische Erkältung zwischen Frankreich und Tunis eintrat, als die Regierung des Bey sich zunächst der Türkei und später Italien eng anschloß. Noch im Jahre 1874 sehen wir den Bey als Gönner der Schulbrüder, indem er zu den Kosten der Vergrößerung ihrer Anstalten beitrug. Man muß dem erleuchteten Geiste jener muselmännischen Fürsten Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie begriffen, daß sie durch Begünstigung der durch die Missionare angestrebten Volksbildung vor allem der Civilisation und ihren eigenen Interessen einen Dienst erwiesen.

Politische Zerwürfnisse zwischen Frankreich und Tunis führten 1881 zur Besetzung des Landes durch französische Truppen. Tunis wurde unter französische Schutzherrschaft gestellt durch die Verträge von Kasr-Said vom 12. Mai 1881 und 10. Juli 1882. Eine erste Schwierigkeit, welche der neuen Verwaltung begegnete, war die Ersetzung des bisherigen apostolischen Vicars; denn Msgr. Sutter hatte wegen hohen Alters den hl. Stuhl um Enthebung von seinem Posten gebeten.

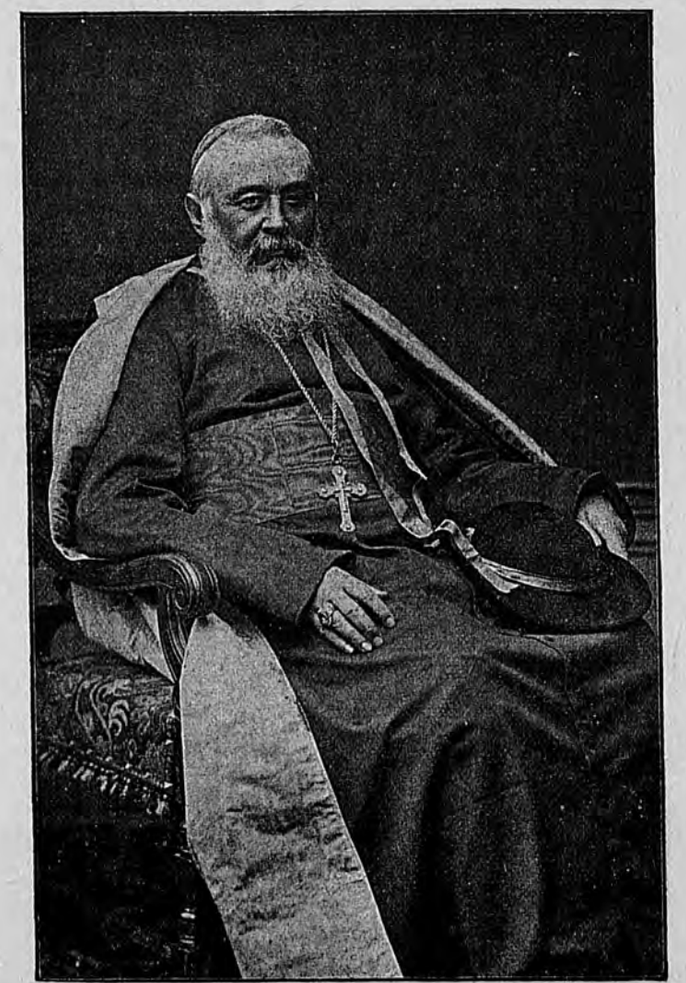
Angesichts der feindseligen Haltung Italiens in der tunesischen Frage war Frankreich daran gelegen, einen französischen Prälaten an die Spitze des tunesischen Clerus zu bringen. Diesen Wunsch erfüllte Leo XIII., indem er durch Breve vom 28. Juni 1881 Msgr. Lavigerie zum apostolischen Verwalter von Tunis ernannte.

Auch unter dem neuen Oberhirten blieben die Beziehungen zu den muselmännischen Behörden die denkbar besten. Sidi Sadok, der damalige Bey, behandelte den Erzbischof mit allen Zeichen tiefen Respectes und empfahl sich wiederholt in sein Gebet in Ausdrücken, die man heutzutage nicht oft auf den Lippen christlichen Souveräne findet. Der jetzige Bey Sidi Ali, am 28. October zum Throne gelangt, ist dem Katholicismus ebenso gewogen wie seine Vorgänger. Sein Sohn, Prinz Sidi Mustapha, brachte vor nicht langer Zeit einen Trinkspruch auf den Cardinal aus, in welchem folgender Satz Erwähnung verdient: „Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß die herzlichen Gefühle meines Vaters Ihnen gegenüber die aufrichtigsten sind. Wir sind Ew. Eminenz dankbar für die Beweise von Zuneigung, welche Sie ohne Unterlaß und bei jeder Gelegenheit gegen uns an den Tag legen. Die einfache Gerechtigkeit verlangt, daß wir Ihrer wohlthuenden Thätigkeit volle Freiheit gewähren."

Begünstigt von dieser weisen Duldsamkeit, entwickelt sich der Katholicismus in Tunis sichtlich. Wirkliche Pfarreien zählte man im Vorjahre 24, dazu noch 26 öffentliche Capellen; in Tunis und Karthago sind Kathedralen im Bau begriffen. Wohlthätige Frauen-Vereine, eine Conferenz des St. Vincenz-Vereins, italienische, malteser und französische Bruderschaften, ein katholischer Club u. s. w. gruppiren die Katholiken aller Stände zu gemeinsamen Streben. Zahlreiche Schulen für Knaben und Mädchen, Waisenhäuser und Bewahranstalten stehen unter der Leitung von 4 Männer- und 6 Frauen-Orden; die Hauptstadt besitzt, Dank der Sorge des Cardinals Lavigerie, eine blühende höhere Lehranstalt unter Leitung der Weißen Väter, welche Hunderte von Zöglingen zählt. Vergessen wir nicht das Priesterseminar von Karthago, welches an 50 Theologen zum hl. Priesterstande vorbereitet. Man rechnet bereits 50 000 Katholiken in den Staaten des Bey, pastorirt von mehr als 50 Missionaren, darunter 23 Weltpriester, 11 Kapuziner und 19 Weiße Väter.

Wem sind diese glänzenden Resultate zu verdanken? Nächst der göttlichen Vorsehung ohne Zweifel jenem berühmten Prälaten, den sie

auf den so hervorragenden Platz gestellt hat. Begabt mit rastloser Thätigkeit, einem außerordenlichen Organisationstalente, einer Energie, die nur in seinem Wohlthätigkeitssinne ein Seitenstück findet, wird Cardinal



Lavigerie in der Geschichte Afrikas eine unauslöschliche Spur hinterlassen. Und um diese in der zeitgenössischen Geschichte fast einzig dastehende Carrière zu krönen, unternimmt es der greise Kirchenfürst, als ein

zweiter Peter der Eremit, einen internationalen Kreuzzug gegen den Sclavenhandel zu predigen, gegen jene Pest, die einen ganzen Erdtheil ruinirt, deren Dasein eine Schmach für unsere Zeit ist. Möge der Himmel geben, daß der Cardinal in diesem Kampfe gegen den Sclavenhandel ebenso großartige Erfolge erziele, wie in seiner Missionsthätigkeit.

Wie schon erwähnt, hat Leo XIII. den Primatialsitz der alten römischen Kirchenprovinz von Afrika wieder errichtet und Cardinal Lavigerie mit dem erzbischöflichen Titel von Karthago geehrt. Ein Breve vom 31. März 1885 dehnte die Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Karthago vorläufig auf das ganze Gebiet von Tunis aus. Da aber eine spätere Eintheilung dieses weiten Gebietes in neue Sprengel vorhergesehen ist, so theilte der Erzbischof seine Erzdiöcese alsbald in drei Archidiakonien: Karthago nördlich, Tunis im Mittelpunkte und Ruspe südlich mit den Inseln des Golfes von Gabes. Der Tag ist nicht fern, an dem die Schöpfung dieser neuen Diöcesen der Evangelisirung jener Gegenden des alten Afrika neuen Aufschwung geben wird, in denen nach dem Zeugnisse des gelehrten Geschichtsforschers Moricelli ehemals mehrere hundert Bischofssitze bestanden. (Forts. folgt.)

Das Leben des Missionars.

Von P. Leroy.

Das Leben des Missionars characterisirt sich in folgenden Hauptzügen:

Der Missionar muß auf alles gefaßt sein, denn er ist berufen, alles zu sehen, alles zu thun und alles zu leiden. Heute muß er über Berge und durch Thäler eilen, muß öffentlich auftreten, sich mit den Leuten bekannt machen und, um einen kleinen Erfolg zu erzielen, seine Kräfte fast aufreiben; morgen muß er sich vielleicht verbergen. Bei Gelegenheit muß er den Philologen und Ethnographen spielen, denn er muß alles studiren, um aus allem seinen Nutzen zu ziehen und muß mit vieler Mühe versuchen, jenes Chaos von unbekannten Sprachen und ein anderes Chaos ihrer sonderbaren Sitten zu entwirren. Auch muß er auf diplomatischem Wege oft die peinlichsten Angelegenheiten in die Hand nehmen. Vorübergehend studirt er die Felsenformationen, nimmt Notiz von einigen Arzneipflanzen, indem er auch oft den Arzt spielen muß, sammelt Insecten und schießt Vögel zum Essen und zum Ausstopfen. Dann ist er wieder Holzhauer, Ziegelbrenner, Maurer, Zimmermann und Landmann.

Und alles dieses dient nur zu dem einen Zweck, nämlich zur Rettung der unsterblichen Seelen.

Afrikanische Post.

Ueber die Ereignisse der letzten zwei Monate in Ostafrika hat Major Wißmann eingehende Berichte an die Reichsregierung gerichtet, aus welchen wir Einiges hervorheben wollen. Unterm 27. December meldet er: Verschiedene mir zugegangene Nachrichten ließen vermuthen, daß Buschiri versuchen werde, westlich von Pangani und Tanga nach Norden gehend, Mombassa zu erreichen und von dort nach Pemba zu entkommen. Ich instruirte daher den Stationschef von Pangani, Maßnahmen zu treffen dieses zu vereiteln. Dr. Schmidt brach, sobald er von dem Lagerplatz Buschiris durch Meldung von Eingeborenen Kenntniß erhalten hatte, auf und überfiel denselben während der Nacht. Da trotz des strengsten Befehls, daß nicht geschossen werden dürfte, dies doch geschah, so gelang es Buschiri, von seinem Lager in einen dichten Busch zu entkommen, während fast alle seine Leute im Lager gefangen oder niedergemacht wurden. Dr. Schmidt marschirte nun, von Eingeborenen geführt, nach einem anderen Dorfe, in welchem sich drei aufständische Jumbes von Bagamoyo mit etwa 30 Mann und 200 Weibern und Kindern verschanzt hatten, in der Voraussicht, daß Buschiri sich dorthin flüchten werde, was, wie letzterer später aussagte, auch seine Absicht gewesen war. Die Jumbes mit ihrem ganzen Anhang wurden überrascht, überwältigt und gefangen. Es wurden nun von den Eingeborenen diejenigen Leute Buschiris, denen die Flucht vor dem nächtlichen Ueberfall gelungen war, gefangen eingebracht und ließ Dr. Schmidt sämmtlichen Eingeborenen in der Umgegend bekannt machen, daß, wer Buschiri aufnähme, bestraft, wer ihn finge, belohnt werden würde. Nachdem Buschiri sich zwei Tage im Gebüsch herumgetrieben hatte, kam er in ein Dorf des Häuptlings Mohamed Soa. Er wurde sofort von den Dorfbewohnern gebunden und an Dr. Schmidt ausgeliefert. Der einzige von Buschiris Anhang Entkommene ist der Gomore Jehasi, der sich bei allen Kämpfen Buschiris als dessen Unterführer betheiligt hatte. Von den vielen Aussagen, die Buschiri machte, war die interessanteste die, daß der Sultan Said Khalifa ihm, bevor ich ihn zum ersten Male bei Bagamoyo geschlagen hatte, habe sagen lassen, wenn er sich gegen uns halte, so würde er ihn später zum Vezier der ganzen Küste machen. Irgend welchen Beleg konnte er nicht vorbringen. Sein Todesurtheil überraschte ihn sehr, jedoch blieb er gefaßt. Zuletzt bat er mich noch um eine Unterredung, die ich ihm gewährte; er theilte mir mit, daß einer der gefangenen Jumbes die Hauptschuld trage an dem Erscheinen und den Greuelthaten der Masiti — es

war dies ein Jumbe, der ein ganzes Jahr hindurch treu zu Buschiri gehalten, überall mit ihm gefochten und einen Theil der Mafiti auf seinen Befehl herangezogen hatte. Das Urtheil wurde am 15. vollzogen und die Leiche Buschiris den in Pangani ansässigen Arabern auf ihre Bitte zur Bestattung übergeben.

In Tanga sind die Befestigungsarbeiten vollendet und wird zur Zeit noch an Unterkunftsräumen gearbeitet. Der Küstenort Tangata wurde von Tanga aus besetzt. In Pangani werden alle Arbeiten in nächster Zeit vollendet sein. Sämmtliche Häuptlinge des Hinterlandes aus Bondei, Usambara und Nord-Useguhha haben sich zu friedlichen Verhandlungen und zur Empfangnahme der nothwendigen Bestimmungen gestellt, besonders auch hat der mächtige Häuptling Simbodja seinen Sohn gesandt, um seine friedlichen Absichten zu documentiren. In Mkwadja sind die Befestigungsarbeiten beendigt, die Eingeborenen sind sämmtlich zurückgekehrt. Die Waseguhha-Chefs nordwestlich und nördlich des Ortes, auch die von Kipumbwe, dem im vorigen Monat bestraften großen Dörfercomplexe an der Küste, haben sich unterworfen. Das Gebiet Bana Heris, südwestlich und südlich von Mkwadja, zeigt noch keine Neigung zur Unterwerfung, weil sich Bana Heri dort noch aufhält.

In Bagamoyo ist ein sehr erfreuliches Aufblühen des Karawanenhandels zu constatiren. Allwöchentlich treffen Karawanen mit Elfenbein ein. Auf viele Anklagen hin mußte ich Bomboma und Malela, unsere erbitterten Gegner, und einen Mann, der einst einem meiner Leute im Lager Buschiris die Hände abgehauen hatte, mit dem Tode bestrafen, während alle übrigen Gefangenen entlassen und ihnen ihre Schambas zurückgegeben wurden. Frhr. v. Gravenreuth, den ich zu Anfang des Monats ins Innere geschickt hatte, um einige Reste der Rebellen, die sich durch Ausplündern kleiner Karawanen erhielten, aufzuheben, weilt noch im Innern. Er hat an mehreren Stellen die Rebellen, besonders in Ukami unter dem Führer Makanda, zersprengt, und zwar stets von 200 bis 300 Eingeborenen unterstützt. Ich erwarte Frhrn. von Gravenreuth in nächster Zeit zurück mit der Meldung, daß auch die Störungen der Sicherheit der Straßen durch diese Banden aufgehoben sind.

In Dar-es-Salaam sind die Priester der bayerischen Mission eingetroffen und richten Werkstätten zu Schiffsreparaturen ein. Eben dort wurde vom Proviantmeister Janke ein Löwe erlegt, der die ganze Gegend in Schrecken gesetzt hatte. Die Eingeborenen singen jetzt, daß die Deutschen sie von zwei- und vierbeinigen Menschenräubern befreien.

1. Januar. Der Verlauf der Rekognoszirung der Expedition des Chefs Lieutenants Schmidt von Mkwadja in das südliche Useguhha zur Aufklärung über den Verbleib und das Wirken des Bana Heri ist folgender: Lieutenant Schmidt fand die Dörfer während der ersten Tagereise verlassen und stieß während der zweiten auf Feindseligkeiten seitens der Eingeborenen, ein Zeichen, daß Bana Heri sich in der Gegend aufhalten müsse. Es wurde in Erfahrung gebracht, daß sich derselbe in einer Ortschaft Mlembule, nur 1½ Stunde von

der Küste, befinde. Eingeborene Führer führten Lieutenant Schmidt durch ein dicht bewachsenes Terrain, in dem es mehrfach zu kleinen Scharmützeln kam. Gegen Abend stieß die Tête der Truppe unter Lieutenant v. Bülow auf einen dichten Busch, aus dem einige Schüsse fielen. Lieutenant v. Bülow stürmte in eine Oeffnung des Busches hinein und befand sich plötzlich vor einer Pallisade, dem befestigten Zugang zu einer von mir schon früher beschriebenen Buschboma. Aus unmittelbarer Nähe erhielt er heftiges Feuer. Sergeant Ludwig, von zwei Kugeln getroffen, und sieben Sulus fielen. Die Abtheilung Schmidt hatte einen anderen Weg verfolgt und konnte nicht gleich zur Stelle sein. Ein rechts detachirter Trupp unter Lieutenant Johannes stand plötzlich vor einem anderen großen Dorfe. Ueberall entspann sich jetzt ein heftiges Feuergefecht, in dem auch ein Sudanese blieb und neun Mann verwundet wurden. Das dichte Gebüsch und das wegen der großen Zahl der Gegner, die das Terrain gut benutzten, nach allen Seiten zerstreute Feuer, sowie besonders die eintretende Dunkelheit, machten dem hitzigen Feuergefecht ein Ende und ließen über die Verluste des Feindes keine Schätzung zu. Die Sulus unter Lieutenant v. Bülow waren nicht vorwärts zu bringen gewesen, was übrigens in Anbetracht, daß sie unter einem neuen, ihnen unbekannten Führer fochten und daß sie die jüngsten Truppen sind, die ich habe, nicht erstaunen kann. Lieutenant Frhr. v. Bülow hatte auf seinen eigenen Schultern den todten Sergeanten Ludwig aus einem heftigen Kreuzfeuer zurückgetragen und wurde dabei mehrfach durch seine Kleider geschossen. Chef Lieutenant Schmidt zog schnell seine Truppen zusammen und marschirte, nur wenig durch Verfolger behelligt, zunächst nach Süden in ein freies Terrain. Lieutenant Fischer war vor dem Gefecht vom Sonnenstich befallen und mußte getragen werden, befindet sich jedoch zur Zeit besser. Die Sudanesen hatten sich bei den äußerst ungünstigen Verhältnissen sehr gut benommen. Wenn dieses Gefecht als für uns ungünstig verlaufen hingestellt werden muß, so kann man der Truppe, die einen kranken und einen todten Weißen und neun verwundete Soldaten aus dem Gefecht trug und sich bei Dunkelheit geordnet zunächst zur Küste hinab und am nächsten Tage nach Mkwadja zurückzog, in Berücksichtigung ihres erst kurzen Bestehens Anerkennung nicht versagen. Sobald ich Meldung über oben berichtetes Gefecht erhielt, traf ich Maßregeln zum nachhaltigen Angriff auf Bana Heri. (Dieser Angriff ist bekanntlich erfolgt und endete mit einer Niederlage Bana Heri's.)

Neueren Nachrichten zufolge trifft Wißmann Vorbereitungen, gegen die Aufständischen im südlichen Theile des Küstenlandes vorzugehen. Vor April wird er diese Absicht schwerlich ausführen, da er zuvor neue Mannschaften anwerben und exerciren muß.

Emin Pascha befindet sich in fortschreitender Besserung; er hat einen ihm vom Vicekönig von Aegypten angebotenen hohen Verwaltungsposten abgelehnt, um, wie es heißt, später wieder nach seiner eben verlassenen Provinz unterm Aequator zurückzukehren. Die Gelder dazu hofft er von Deutschland

zu erhalten. Er ist überhaupt nicht freiwillig zurückgekehrt, sondern gedrängt von Stanley, und es hat ganz den Anschein, als ob Stanley andere Ziele als nur die Rettung Emins dabei im Auge hatte.

Stanley wird im März in Europa erwartet; sein Besuch in Berlin ist bereits gemeldet.

Dr. Peters scheint nach den letzten Nachrichten doch dem grausigen Schicksale, abgeschlachtet und gegessen zu werden, entronnen zu sein. Emin Pascha kann er allerdings nicht mehr zu Hülfe kommen; die Rückkehr ist das einzig Mögliche für ihn; die großen auf das Unternehmen verwendeten Summen sind so gut wie verloren.

Westafrikanisches.

Onitsha am Niger, im November 1888.

Meine Mission liegt am Niger-Fluß in Afrika, oberhalb Kamerun, in Onitsha, einer 60 bis 70 Stunden im Innern des Landes gelegenen bedeutenden Handelsstadt der Schwarzen. Nur auf den neuesten geographischen Karten befindet sich der Name Onitsha, und noch immer steht dahinter, wie früher: „unerforscht!" An muthigen Naturforschern und Auskundschaftern hat es freilich nicht gefehlt. Mehrere sind auch an diese Stelle des schwarzen geheimnißvollen Continents mit großer Mühe vorgedrungen. Hinein sind sie gekommen, aber nicht mehr heraus; es sei denn, daß der schwarze Georges Barber von Sierra Leone wirklich bei den Ibo gewesen ist, wie er uns unlängst auf einem Besuch mittheilte. Das darf man jedoch sehr bezweifeln, denn einem Neger aus Sierra Leone glaubt kein Mensch, wenn er als einziger Zeuge auftritt und noch weniger, wenn er zu seinem Vortheil spricht. Die Ibo, die vom Golf von Benin ab das Land bis hundert Stunden in's Innere bewohnen, wie es die Einheit der Sprache beweist, haben gefährlichere Rachen und sind mehr auf Menschenfleisch bedacht, als die Leoparden, Krokodile, Riesenschlangen und anderen reißenden Thiere, die hier hausen. Befürchten Sie aber deßhalb nicht, daß auch ich schon aufgefressen sei! Obgleich manches Mal halb todt, bin ich doch noch immer munter da. — Zu meiner Reise von Paris nach Onitsha will ich Sie eben nicht einladen. Interessant war sie ja wohl, aber ihre Beschreibung würde mir zu lang. Am 22. September 1885, Nachts 10 Uhr verließ ich die in einem wahren Lichtmeer schwimmende Hauptstadt Frankreichs. Drei Brüder, alle Elsäßer, begleiteten mich, und in London erwartete uns noch ein anderer Pater, ebenfalls aus dem Elsaß, der ehrwürdige Herr Pater Lutz. Am 25. October landeten wir in Sierra Leone, feierten dort auf unserer so wirksamen Mission in Freetown Allerheiligen und Allerseelen und setzten dann unsere Reise auf dem englischen Dampfer „Lagos" fort. Wir waren unser nur noch vier, zwei Patres und zwei Brüder. Der jüngste Bruder war für Rio-Pongo bestimmt und blieb einstweilen in Sierra Leone zurück.

Der Eindruck, den der neue Ankömmling beim ersten Blick auf den Niger und dessen Umgebung empfängt, rechtfertigt und bestätigt auf eine sehr empfindliche Weise den Namen, den der Fluß trägt. Er ist wirklich schwarz. Die Natur erscheint dort wie in Trauer gekleidet. So weit das Auge reicht, entdeckt es nur sumpfige Urwälder, denen ihre einförmige, dunkelgrüne Farbe ein unheimliches Aussehen verleiht. Was in diesen finsteren Wäldern vor sich geht, weiß nur der liebe Gott. Die Grabesstille, die auf der ganzen Gegend ruht, wird nur vom Getöse des Meeres und vom Geschrei wilder Thiere unterbrochen.

Am 21. November fuhr unser Schiff über die Mündungslinie, während eines schrecklichen Gewitters. Die plötzliche Finsterniß am hellen Tage, die weitläufigen grellen Blitzstrahlen, die nur der heißen Zone eigenen furchtbar dröhnenden Donnerschläge, das Toben des Sturmes, der Ungestüm des Gußregens und der gepeitschten haushohen Wellen — das Alles sah aus, als ob die Hölle in Aufruhr wäre und ein ganzes Regiment Teufel gegen uns zu Felde zöge. Doch uns war es wohl zu Muthe. Wir hatten unser Vertrauen auf die göttliche Vorsehung gesetzt und uns dem Schutz der lieben Himmelsmutter empfohlen. Unsere frohen Herzen schlugen immer heftiger, je näher wir der gesegneten, noch unbekannten Stelle kamen, wo wir das Fundament zu einer neuen katholischen Mission legen sollten. Daß die göttliche Vorsehung unser Vorhaben begünstigte und so zu sagen das Siegel ihrer Gutheißung unserm bevorstehenden Werk aufdrückte, ergiebt sich augenscheinlich aus den Umständen, die unsere Ankunft begleiteten.

Der Niger hat vielfache Mündungen, aber nur an zwei derselben haben sich europäische Kaufleute niedergelassen, um den Fluß hinauf Handel zu treiben. Diese bedeutenden Handlungsplätze heißen Akassa und Braß. In Akassa besteht nur eine englische Gesellschaft, in Braß hingegen sind sechs; bis zum Jahre 1883 war auch eine französische Factorei daselbst, und Herr Flegel und seine Gefährten hatten ebenfalls in Braß einen Anhaltspunkt zur Ausführung der deutschen Expedition im Bénué. Ueber Akassa ist der Weg kürzer, weil dort der Niger in ziemlich gerader Richtung ausläuft; er ist auch bequemer, weil die Dampfschiffe dieser Gesellschaft viel zahlreicher und besonders viel größer sind, als jene, welche man in Braß finden kann. Wir waren also natürlicherweise, hauptsächlich aber noch bezüglich der Beförderung unserer zur Gründung der Mission unumgänglich nothwendigen Geräthschaften, auf Akassa hingewiesen. Dahin wollten wir auch, konnten aber nicht! Ich will mich hier auf die Erwähnung der leicht zu errathenden Gründe unserer Abweisung gar nicht einlassen. Katholische Ordenspriester aus Paris! Das Wort hat schon Manchem Schrecken eingejagt. Kurzum, da durften wir nicht hinauf. Doch blieb uns, Gott sei Dank, in dieser bedrängten Lage noch die Hoffnung einer Möglichkeit: Braß und seine zwei kleinen Dampfer. Unser See-Schiff „Lagos" sollte direct nach Braß und später zurück nach Akassa fahren. Aber der Kapitän veränderte seine Laufbahn und zwar in seinem Interesse. An der Sclaven-Küste hatten

sich zufällig 150 Neger vorgestellt, mit einem gültigen Einladungsbrief von der Factorei zu Akassa, die demselben das Fahrgeld, sowie täglichen oder monatlichen Lohn für die dort zu erhaltende Arbeit zusicherte. Der Kapitän hatte sie aufgenommen, wenn auch ungern, und um sich dieser schwarzen Ladung bald möglichst zu entledigen, fuhr er direct nach Akassa. Das war unser Glück! Wären wir zuerst nach Braß gefahren, so wäre uns nicht einmal der Gedanke gekommen, dort auszusteigen, wir konnten ja an einer freundschaftlichen Aufnahme in Akassa nicht zweifeln . . . und dann von da unverhofft zurückgewiesen, hätten wir uns nicht anders aus dieser schlimmen Lage herauszuhelfen gewußt, als durch Fortsetzung unserer Reise bis nach Kamerun, Gabon oder zum Congo. Davor hat uns nun der göttliche Heiland auf Fürsprache seiner liebreichen Mutter bewahrt. Nachdem wir am 21. November noch einmal das hl. Meßopfer auf dem Schiff dargebracht, stiegen wir in Braß an's Land. Hier wurde uns die liebenswürdigste Gastfreundschaft zu Theil. Zwei Kaufherren, Sohneke und Townsand, der erste ein Deutscher, der zweite ein Engländer, nahmen sich unserer besonders gern an. Herr Townsand, bei dem wir einstweilen wohnten, erbot sich, uns auf seinem kleinen Dampfer bis nach Onitsha zu bringen. Zuerst sollten nur der Pater Lutz und ich mit ihm fahren, um uns die Gegend zu betrachten und vorläufig einen guten Platz für die zukünftige Mission zu wählen. Später wollte er dann die zwei Brüder und unser Gepäck nachbringen. Die Reise dauerte 10 Tage. Der Maschinenführer war nämlich wegen Unwohlseins nicht recht bei der Hand — und dann ist der Niger selbst nicht leicht zu befahren. Zur Regenzeit steigt er wenigstens dreißig Fuß hoch, überschwemmt große Strecken Land, reißt alles, was ihm in den Weg kommt, nieder und führt eine große Anzahl entwurzelter Bäume mit Pfeilesschnelle dem Meere zu. Das Schiff, welches einem dieser riesenhaften Baumstämme in die Quere kommt, wird augenblicklich in den Grund gebohrt. Wenn das Wasser fällt, wird der Fluß noch gefährlicher. Es bilden sich viele seichte Stellen und frische Sandbänke, auf denen sich die Fahrzeuge leicht festsetzen; auch die gestürzten Riesen strecken noch aus der schlammigen Tiefe ihres nassen Grabes die gebrochenen Arme drohend empor.

Schon am vierten Tage bekam mein Begleiter das Fieber. Die furchtbar brennende Hitze des Tages, ganze Schwärme Moskitos des Nachts, das warme und trübe Flußwasser zum Trinken und der Mangel an Raum zu irgend welcher Bewegung: das Alles konnte keine andere Wirkung haben. Doch hielt ich noch immer Stand und wenn wir hier und da anhielten, benutzte ich die Zeit, die mein Amt als Krankenwärter nicht erheischte, um flüchtig einige Ortschaften zu besuchen. So kam ich auch eines Tages zu der Königin von Atanny, die für eine Freundin der Weißen gilt. Ihre Majestät schien sich wirklich über meinen Besuch sehr zu freuen, hauptsächlich weil sie sich dadurch geehrt fühlte, machte mir allerlei Versprechen und ließ mir ihren besten Palm-Wein vorsetzen. Sie selbst rauchte wie ein Türke, nahm zeitweise einen tüchtigen Schluck von dem

abscheulichen, aus England und Hamburg hierher beförderten Branntwein und spie nach allen Richtungen hin aus, ganz unbekümmert, ob ihre Waare auf der Erde verloren ging, oder noch eine halbe Stunde lang auf den Rücken ihrer um sie herum auf dem Boden sitzenden Diener und Dienerinnen feilgeboten wurde. Die schwarze Majestät trägt als Schmuck an Händen und Füßen gewaltige Stücke Elfenbeins, die ihr einen recht beschwerlichen und plumpen Gang verleihen. Alle ihre Unterthanen, ungefähr 30 000 an der Zahl, sind Heiden und noch etwas mehr: Menschenfresser. Ja, dieselben gehören zu den schlimmsten Kannibalen, die es am Niger giebt. Daher die zahlreichen Menschenopfer, die der Götzen halber oder bei Beerdigungen jährlich in dieser großen Ortschaft gebracht werden. Ueber hundert sollen es sein. Wir waren kaum zwölf Stunden fort, als schon wieder ein Mann verspeist wurde. Derselbe war aus Onitsha und hatte sich des Handels wegen mit Frau und Kindern dort niedergelassen. Der Frau gelang es glücklicherweise noch, sich zu retten mit ihren zwei Kleinen, die sie uns später anbot und taufen ließ. Doch auch in Atanny ist die Hoffnung auf Sittenveredelung und Einpflanzung des Christenthums bei weitem nicht verloren. Ich bin dieses Jahr mehrere Male hingereist. Die Königin hat mir eins ihrer Kinder zur Erziehung gegeben und der erste Häuptling deren zwei. Während diese Kinder auf unserer Mission langsam zu guten Christen herangebildet werden, gleite ich von Zeit zu Zeit in einem hohlen Baumstamm den Niger hinunter, um auch den Alten etwas von den Glaubenswahrheiten beizubringen und die Eltern zu bewegen, ihre sterbenden Kinder taufen und die gesunden unterrichten zu lassen.

Doch wir sind vorläufig noch auf der Reise. Auch ich sollte vom Fieber nicht ganz verschont bleiben. Die obengenannten Ursachen, dazu noch fünf schlaflose Nächte, die ich am Krankenlager meines Mitbruders zubrachte, warfen mich darnieder. Als er außer Gefahr war, befand ich mich darin, kaum einen Tag, bevor wir unser Ziel erreichten. Am 25. November hatten wir Braß verlassen, am 5. Dezember kamen wir vor Onitsha an. Trotz meines Fiebers machten wir uns am folgenden Morgen frühzeitig auf den Weg zum König. Die Hauptstadt liegt eine kleine Stunde vom Niger entfernt, ist in neun Kreise oder Dörfer eingetheilt und hat ungefähr 25 000 Einwohner. Der königliche Palast, wie die übrigen reichen Häuser der Gegend aus Lehm gebaut, besteht nur aus einem Erdgeschoß, das in drei Vierecke zerfällt, von denen Jedes mit einem Hof, Galerien und Wohnungen versehen ist. Die erste Abtheilung dient zum Empfang der Häuptlinge und des Volks, die zweite ist für die Bedienten des Hauses und die letzte die eigentliche Wohnung Sr. Majestät. Der König erschien vor uns in ein großes rothes Tuch gehüllt und mit einer Krone auf dem Haupte, reichte uns freundlich die Hand und lud uns ein, neben dem Throne auf leeren Kisten Platz zu nehmen. Er mag 35 Jahre alt sein. Seine Gestalt ist schlank und hager, sein Gesicht bleich, seine Gesichtszüge ziemlich regelmäßig. In seiner Linken hält er beständig als Fächer einen Pferdeschweif,

und in seiner Rechten eine mit einem zierlich geschnitzten Stiel versehene Schelle, die sein Herannahen kundgiebt und in den Versammlungen Schweigen gebietet. Sein Thron ist aus feinem Lehm gebildet und mit Leopardenfellen und künstlich geflochtenen Matten bekleidet. In gerader Richtung davor steht mitten im Hof der Opferbaum; im Hintergrund an der Wand, zwischen elfenbeinernen Jagdhörnern, Pfeilen, Messern, Federn, Zähnen wilder Thiere u. s. w. sieht man allerlei aus Holz geschnitzte Götzenbilder.

Da unser Besuch im Voraus angekündigt war, hatten sich die Häuptlinge zeitig eingefunden: der Sohn und der Bruder des Königs, die Häuptlinge des ersten und zweiten Ranges auf der einen Seite, die Königin und ihr Rath auf der andern. Die Königin ist nicht die Gemahlin des Königs, sondern gewissermaßen frei und unabhängig von ihm, nimmt sie, die einzige mächtige Frau des Landes, den ersten Rang unter den Häuptlingen ein. Sie steht nämlich an der Spitze der Industrie. Alle waren bei unserer Ankunft schon zugegen und ersparten uns so eine geraume Zeit.

Hier genügt es nicht, daß der eintretende Unterthan bescheiden den Hut abzieht und sich nach einer tiefen Verbeugung an seinen Platz begiebt. Hüte giebt es keine; nur selten begegnet man einer abgetragenen englischen Schlafmütze. Die meisten Neger stecken verschiedenartiges Gefieder an ihre dickwolligen Schwarzköpfe. Sobald einer derselben vor den König kommt, fällt er auf sein Angesicht nieder, küßt drei Mal die Erde, richtet sich dann halb auf, und so auf den Knieen liegend streckt er wiederholt und abwechselnd die geballten Fäuste dem König entgegen, den er unterdessen mit Lobsprüchen und Glückwünschen überhäuft. Darauf steht er vollständig auf und indem er sein Faustspiel noch mit einem Hopser-Walzer begleitet, läßt er den König über alle seine fürchterlich vermaledeiten Feinde hochleben. Selbst die Königin und der mächtigste Häuptling sind zu diesen Ceremonien verpflichtet. Der König treibt die Pünktlichkeit in der Sache bis zum Aeußersten, wohl aus dem Grund, weil er nur bei dieser Gelegenheit in persönliche Berührung mit seinen Untergebenen tritt. Das ganze liebe lange Jahr hindurch darf er nie vor die Thüre, mit Ausnahme eines einzigen Nachmittags im October, an welchem er in dem Haine, der seine und seiner dreißig Frauen verschiedene Wohnungen umgiebt, eigenhändig den Götzen große Opfer darbringt und dann ein paar Stunden mit seinen Häuptlingen vor dem beifallklatschenden Volke feierlich tanzt. Wenn er an einem andern Tage aus seiner gesetzlichen Zurückgezogenheit hervortritt, kann er sich nur im Blut eines Menschenopfers von seiner Schuld reinwaschen, was leider bei dem jetzigen König schon sieben Mal vorgekommen ist.

Der Zweck unseres Besuches gefiel Sr. Majestät und der Versammlung ungemein. Daß wir unsere liebe Heimath, dieses schöne, wundervolle Land der Weißen, verlassen hatten, um in ihren ungesunden, in jeder Hinsicht gefährlichen Wäldern, nicht wie die übrigen Europäer viel Geld zu gewinnen, sondern mit persönlicher Selbstverleugnung einzig ihnen an Leib und Seele Gutes zu thun,

ihre Kinder zu unterrichten, sie zu tauglichen Menschen und guten Christen heranzubilden: der Gedanke war ihrem wilden Sinn so fern gelegen und erschien ihrem eigensüchtigen, überraschten Herzen so neu, daß sie vor Erstaunen und Bewunderung kaum zu Athem kamen. Dazu schmeichelte es auch nicht wenig dem selbst bei den Schwarzen sehr entflammten Nationalstolz, das Land Onitsha den übrigen Ländern vorgezogen zu sehen. Mit Freuden versicherte uns der König seines Schutzes und versprach in Allem, zu unsern Gunsten zu handeln. Sogleich stellte er uns seinen Dolmetscher, der ein wenig Englisch versteht, zur Verfügung; der sollte uns noch am nämlichen Tage die Stadt zeigen, damit wir stehenden Fußes eine zur Gründung der Mission behagliche Stelle wählen konnten.

Die Stadt Onitsha liegt auf dem Abhang eines theilweise bewaldeten Hügels, wie in einem sehr ausgedehnten und in neun verschiedene Lauben eingetheilten Park. Diese Lage ist schön; sie wäre selbst, von der ungeheuren Hitze und der Entbehrung europäischer Nahrungsmittel abgesehen, angenehm, wenn es nicht an gutem Trinkwasser fehlte. Da gibt's aber keine Brunnen, nicht allein, weil das Wasser den zum Brunnengraben unbefähigten Schwarzen zu tief liegt, sondern auch aus Furcht vor Vergiftung, worauf sich die Wilden sehr verstehen. Der Niger ist eine Stunde entfernt und der N'kessi, ein schöner, heller Bach, fließt ebenfalls zwanzig Minuten davon. Uebrigens schwillt auch der zur Regenzeit gewaltig an, und dann verursacht sein trübes Wasser die Ruhr, welche häufig dreißig Opfer in einem Tage hinrafft. Morgens und Abends sieht man die Negerinnen schaarenweise aus der Stadt ziehen und mit selbst verfertigten irdenen Töpfen auf dem Kopf, dazu gewöhnlich noch einen Säugling auf den Rücken gebunden, den schmalen Pfad zum N'kessi hinuntereilen. Da darf natürlich an Begießen der Gartenpflanzen kein Gedanke sein. Es ist ein Glück dabei, wenn der Topf noch ganz nach Haus kommt. Die Menge Scherben, mit denen der Pfad gepflastert und eingesäumt ist, sind ein Beweis, daß auch die afrikanischen Töpfe des Einerleis bald müde werden.

Dieser trostlose Wassermangel und dann noch die große Entfernung vom Niger, unserm einzigen Weg zum Verkehr mit Europa und den übrigen am Fluß wohnenden Stämmen, hielten uns ab, des Königs und unserm eigenen Wunsche gemäß, in der Stadt unser Zelt aufzuschlagen. Wir verschoben also auf später die Auswahl einer günstigen Stelle, blieben jedoch entschlossen, uns auf dem Gebiet von Onitsha niederzulassen, was den bestürzten König so ziemlich beruhigte. (Schluß folgt.)

Geld in Afrika.

Ueber dieses interessante Thema lesen wir in Petermann's Mittheilungen, Bd. 35, VIII, einen Aufsatz des Afrika-Reisenden Gerh. Rohlfs, dem wir Nachstehendes entnehmen.

1. Großes Geld. — Merkwürdig genug hat sich das Gold, welches doch besonders häufig in Afrika gefunden wird, dort nicht den Rang des Geldes zu verschaffen gewußt. Weder an der West-, noch an der Ostküste, weder in Centralafrika, noch in Abessinien ist es Geld geworden. Allerdings wird Gold auf den Markt gebracht, aber wie jede andere Waare für Geld verkauft.

Als wichtigste große Münze haben wir dermalen den Mariatheresienthaler. Er gilt in ganz Afrika, wenn auch nicht überall als gesetzliches Zahlmittel. Wenn man aber weiß, daß er in Marokko so gut wie in Aegypten, in Zanzibar wie an der Westküste, in Bornu wie in Adamaua genommen wird, so kann man die weite Verbreitung diesem Thaler nicht absprechen. Der Mariatheresienthaler, Abu Thir (Vogelvater) genannt, hat in der That den Abu Medfa oder spanischen duro vollkommen verdrängt. Und dies alles ist erst im letzten Jahrhundert geschehen. Die Mariatheresienthaler müssen nämlich vom Jahre 1780 datirt sein, sonst werden sie unabänderlich von den Eingeborenen zurückgewiesen. Außerdem muß das Diadem auf der Schulter acht Punkte besitzen, die Krone auf dem Haupte der Maria Theresia sieben Punkte tragen.

Der Werth des Mariatheresienthalers, der auch Levantiner Thaler genannt wird, beträgt nach unserm Gelde 4,20 Mk., ist aber in Triest, je nach der Nachfrage und dem Angebot, Schwankungen unterworfen. Hauptmärkte für diesen Thaler sind Triest, Alexandrien und Zanzibar, doch kann man auch in Massaua und Tripolis immer bedeutende Summen davon haben, mitunter auch in Malta.

Natürlich hat nur Oesterreich das Recht, Mariatheresienthaler prägen zu lassen und macht ein gutes Geschäft dabei. Als die Engländer ihre Expedition gegen den König Theodor unternahmen, mußten sie vorher in Wien für mehrere Millionen Mariatheresienthaler prägen lassen. Ebenso die Italiener. Jedenfalls wird aber hier Aenderung eintreten müssen; Italien wird, um seine Herrschaft in commercieller Beziehung über Abessinien dokumentiren zu können, daran denken müssen, die Fünfliresstücke dort einzuführen, ebenso wie Deutschland daran gehen muß, in Zanzibar und an der deutschen Ostküste von Afrika die Fünfmarkstücke und das übrige deutsche Geld zur Geltung zu bringen. Denn man bedenke wohl, daß eine Kolonie desto enger mit dem Vaterlande verknüpft ist, je mehr wirthschaftliche Bande sie mit demselben vereinen. Und wenn jetzt in Zanzibar als große Münze der Mariatheresienthaler vorkommt, so sind die kleineren Münzen durchaus englisch. Daß dies nicht so bleiben kann, liegt auf der Hand.

2. Kleines Geld. — Das verbreitetste Kleingeld, die Scheidemünze Innerafrikas, ist die Kaurimuschel, wie sie genannt wird, während es eigentlich Kaurischnecke heißen sollte; sie bildet schon seit den ältesten Zeiten im afrikanischen Handel ein wichtiges Verkehrsmittel. Das Thierchen gehört zu den Gastropoden, heißt auf deutsch Porzellanschnecke, Otternköpfchen und wird besonders bei den Maladiven aus dem Meere gefischt. Man unterscheidet die

Cypraea moneta, welche kleiner ist, von der Cypraea annulus. Von ersterer sollen im Engrospreise 45 bis 48 000 Stück 8 bis 9 Dollars kosten; von letzterer, die größer ist, bekommt man für einen Mariatheresienthaler in Lagos 20 000 Stück.

Früher gab es nach Barth Kupfergeld in Bornu, daher noch jetzt die Benennung ein Mariatheresienthaler für 32 Kungena gang und gäbe ist. Das Werthverhältniß der Kauri zum Bu-Thir (Mariatheresienthaler) stellt sich an den verschiedenen Orten verschieden: es steigt, je tiefer man von der Küste in den Continent eindringt. Doch suchen auch die Herrscher und Großen des Landes den Curs, je nachdem es ihr Vortheil mit sich bringt, künstlich hinaufzutreiben oder herabzudrücken. Im allgemeinen schwankt der Werth eines Thalers zwischen 3- bis 4000 Muscheln.

Während man in Kuka beim Zählen immer vier Muscheln vom Haufen abwirft, so daß man mit acht Griffen 32 Kungena, d. h. einen Mariatheresienthaler hat, zählt man in Timbuktu nach Lenz fünf Stück ab und rechnet dann $16 \times 5 = 80$ u. s. w. u. s. w. In Keffi-Abd-es-Sanga fand ich den Thaler zu 5000 Muscheln; als ich eines Tages meine drei Pferde für 190 000 Muscheln — die Leute, mindestens waren es fünf Personen, hatten an einem Berg von Muscheln einen halben Tag zu zählen — weggab, galten diese Muscheln damals 38 Bu-Thir oder Mariatheresienthaler.

Von der Verbreitung der Muscheln sei noch erwähnt, daß Heinrich Barth sie nicht in Adamaua fand; hingegen sagt er: „Was Muscheln (Kemé-Kemé, wie sie hier genannt werden) betrifft, so haben sie keinen Umlauf auf dem Markte, sondern bilden eine Waare für sich als Ausfuhrartikel in die Gebiete der Heiden — wenigstens die Muscheln von größerem Umfang, welche bei den Einwohnern jener Gegenden sowohl, wie bei den Uëlad Raschid sehr gesucht sind, so daß man für 2000 derselben einen jungen Sclaven von der „chomassi“ (fünf Kopf hoch) und für 3000 einen von der „ssedassi“ (sechs Kopf hoch) genannten Gattung bekommt. Denn dieses einfache Volk trägt nicht allein diese Muscheln als Schmuck, vorzugsweise die Frauen, sondern sie machen auch Mützen daraus, mit welchen sie die Köpfe ihrer verstorbenen Verwandten schmücken, während die Uëlad Raschid vorzugsweise die Köpfe ihrer Kameele und Pferde mit diesen beliebten Kemé-Kemé (oder Kemti, wie sie in Wadai genannt werden) zieren.“

Nach Barth waren vor den Kaurimuscheln Baumwollenstreifen herrschend. Im ganzen sudanesischen Gebiet besteht die Eigenthümlichkeit, wie überhaupt früher in ganz Nordafrika, daß man wohl versteht, die Baumwolle zu verweben, aber nur in Streifen von etwa vier Finger breit, und dann diese Streifen unendlich lang herstellt. Schon die alten Aegypter brauchten auf diese Weise bei Einbalsamirung ihrer Todten jene vier Finger breiten Streifen, die sich manchmal in Länge von 100 bis 1000 Ellen um den menschlichen Leichnam wickelten. Diese Binden, die meistens aus Leinwand, einige aber auch aus Baumwolle gewebt waren, hießen Byssus. Als ich in Kuka war, war

die Baumwollenstreifen-Währung fast vollständig von der Muschelwährung verdrängt. Nur im Süden von Bornu wurde noch nach Baumwollenstreifen gehandelt. Man nahm dort die Spanne oder auch eine Elle, welche stets von der Spitze des längsten Fingers bis zum Ellenbogenbug gerechnet wird, als Maß, derart, daß ein Mann, mit Baumwollenstreifen versehen, sich für eine Spanne oder drei Ellen Baumwollenstreifen diesen oder jenen Gegenstand kaufte. Daß dies oft, wegen der Verschiedenheit der Länge einer Spanne oder einer Elle, zu langweiligen Erörterungen, ja zu Streitereien führte, braucht nicht erwähnt zu werden. Diese Baumwollstreifen, die zum Anfertigen von Toben, Hemden und Hosen dienen, haben den Namen Gábaga. Acht Kauri oder Kungena werden einer Spanne Baumwollstreifen gleich gerechnet, also einer Gábaga. Im eigentlichen Bornu entging Heinrich Barth, wie er erzählt, nur dadurch dem Verhungern, daß er sich vorher mit Reis und Mhamsa versehen hatte; auf dem Markte von Luschiri wollten die Leute absolut keine Kungena nehmen, sondern verlangten Gábaga.

In Bagermi besteht die gangbare Münze in Baumwollstreifen — farda — bald kürzer, bald länger, aber im allgemeinen von nur zwei „Dra“ (Elle) Länge und einer Hand Breite, von sehr verschiedener Güte. Größere Gegenstände werden gekauft und verkauft mit Hemden (welche eben aus diesen farda zusammengenäht sind), „bol‘, wie sie von den Eingeborenen genannt werden, deren Wert je nach ihrer Größe und Güte von 70 bis 150 farda wechselt. Auch in Adamaua fand Barth als stehenden Münzfuß einheimische Baumwolle in schmalen Streifen, „leppi“, von 2½ Zoll Breite. Das kleinste Maß war in Adamaua die Nanande; es enthält 10 „Dra“ (Ellen). Sieben Nanande machen eine Dora, d. h. ein kleines Hemd von sehr grober Arbeit und kaum als Kleidung zu gebrauchen; 2 bis 5 Dora machen wieder eine Tobe (großes hemdartiges Kleidungsstück) von sehr verschiedener Größe und Güte.

Scheinbar weit von einander getrennt, haben Schweinfurth, Baikie und ich selbst das Eisen als Geld vorkommend beobachtet. Es scheint, daß Eisen quer durch ganz Afrika Geltung hat.

In der Provinz Bulgua fand ich, daß das Kleingeld, das Eisen, aus etwa 1 dem langen und 1 cm Durchmesser haltenden runden Eisenstäbchen bestand, deren Ende abgerundet war. Diese Eisenstäbchen waren hufeisenförmig zusammengebogen. 50 — 60 Stück kamen auf einen Thaler, in manchen Fällen fielen die Eisenstäbe aber auch auf 200 herab. Es war immer ein Feilschen und Handeln, und alle Tage schwankte der Kurs des Kleingeldes, wie das schon Denham erwähnt: „Ehe der Sultan seinen Tribut an Ochsen oder Indigo erhält, macht der Delatoo gewöhnlich bekannt, daß die Münze unter Pari stehe; wenn er im Gegentheil für seine Haushaltung Einkäufe zu machen hat, Vorbereitungen zu einem Feste, so steigt der Werth des Metalls jedesmal. Die Bekanntmachung des Werthes des Metalls erregt immer eine auffallende Verwirrung, als ob einige bei diesem Wechsel gewännen, andere verlören.“

Baikie erzählt: „Eine sehr merkwürdige Courantmünze existirt in Doma, eine am nördlichen Ufer des Benuë gelegene Provinz, und ist bis nach Katschina verbreitet. Sie ist wie eine Hacke geformt, mit einer langen Spitze an der einen Seite. Sie werden in einem Dutzend oder so ungefähr zu einem Bündel zusammengebunden, und 36 sollen den ungefähren Werth eines Sclaven haben. Dieses sonderbare Geld heißt in Doma, Karórosa und bei den Mitschi Akika, auf Haussa Agelémа.“

Wir haben jetzt noch über das Salz als Kleingeld zu berichten, welches aber in der That den Namen des Kleingeldes eigentlich mit Unrecht führt, denn diese Stücke Salz wiegen ein jedes 750 Gramm, also genau 1½ Pfund. Die Stücke sind von ganz bestimmter Form. Ungefähr 3 dem lang, sind sie 5 cm dick, d. h. viereckig, mit nach den beiden Spitzen etwas abgeflachter Form. In dieser Weise werden sie in der bekannten Ebene Taltal, östlich der Provinz Enderta von Abessinien, aus den dort befindlichen Steinsalzlagern herausgesägt und dann so, mit Bast umwickelt, auf den Markt gebracht. Diese Stücke Salz, die in der amharischen Sprache den Namen Amole führen, auf tigrisch aber Galeb genannt werden, bezeichnen ganz bestimmte Werthe, die sich aber je nach der Agiotage, nach der Entfernung von der ursprünglichen Fundstätte, sehr verschieden gestalten. Aber während das Salz auf amharisch Schan heißt, bedeutet Amole eben dies Salzstück, das Geld oder die Münze, die doch auch eigentlich zum Konsum bestimmt sind.

Obgleich im Tigrischen die Amole noch keine Geltung haben, so konnte ich doch in der Hauptstadt von Tigre, in Adua, für einen Thaler 48 Stück kaufen; der Haupthandelsplatz für Salz ist aber Sokota. Selbst an kleinen Markttagen sieht man große Züge von Pferden, Maulthieren und Eseln anlangen und bald darauf schon bepackt wieder abziehen. Man beladet sie, indem man die Amole über ihren Rücken wölbt, 2—3 Gewölbe übereinander. Regnet es, dann pflegt man eine oder zwei getrocknete Häute oder sonstige, das Wasser nicht leicht durchlassende Stoffe darüber zu legen. Aber wehe, wenn ein Lastthier während eines Flußdurchgangs zu Falle kommt und die Ladung naß wird oder gar auseinandergeht. Dann ist wenig mehr zu retten, jedenfalls tritt durch das Schmelzen eine Gewichtsverminderung ein. Sonst ist der Salzhandel, trotz der vielen Zollstellen, ein sicherer und einträglicher. Je weiter von der Ursprungsstelle Taltal, desto mehr vertheuert sich die Amole. Während man z. B. an der Stelle, wo die Amole gearbeitet wird, für einen Thaler 80—100 Stück bekommt, also eine reichliche Maulthierladung, erhält man in Sokota, dem größten Salzhandelsplatz Abessiniens, 60—80 Stück, in Gondar in der Regel 20—30 Amole, in Debra Tabor nur noch 15—20, und je weiter nach dem Süden, desto seltener werden die Amole, bis es ganz im Süden nur noch vier Amole für einen Thaler giebt. So sagt Mateucci, daß man in Fadasi und Basi vier Stück Salz für einen Thaler bekäme.

Wir finden also in Centralafrika als großes Geld den Mariatheresienthaler, als Kleingeld oder Scheidemünze die Kaurimuschel, Baumwollstreifen, Eisenstücke und Salzstücke. Am verbreitetsten ist unzweifelhaft der Mariatheresienthaler und vom Kleingeld die Kaurimuschel. Und es ist eigenthümlich, daß beide eigentlich nur Werth haben als Schmuckgegenstände. Denn der Mariatheresienthaler wird ausschließlich zu Schmuck verarbeitet, ebenso wie die Kaurimuschel in letzter Linie nur als Schmuck dient. Die Eisenstücke, die Baumwollstreifen und das Salz haben eine mehr praktische Verwerthung. Das Eisen wird zu häuslichen Geräthschaften und Waffen verarbeitet; die Baumwollstreifen dienen dazu, Kleider herzustellen, während die Amole der menschlichen Nahrung das unentbehrliche Salz liefern.

Mannigfaltiges.

Der Antisclaverei-Congreß in Brüssel befindet sich wieder in Thätigkeit. Man meldet, daß betreffs der Maßregeln zum Schutze der Karawanenstraßen und zur Verhinderung des Sclaventransportes zu Lande in dem betreffenden Ausschusse eine Uebereinstimmung erreicht wurde. Bezüglich des Verbotes der Waffeneinfuhr und der Mittel, die Ausfuhr der Sclaven zur See zu hindern, scheinen sich Schwierigkeiten zu erheben, die aber hoffentlich noch beseitigt werden. Ein Urtheil über die Arbeiten des Congresses und den Werth ihrer Beschlüsse kann man natürlich heute noch nicht fällen.

Auszeichnungen für die Wißmann-Truppe. Einer Anzahl von Officieren und Mannschaften der Wißmannschen Schutztruppe sind Auszeichnungen verliehen worden; Major Wißmann selbst hat die Schwerter zum Kronenorden 3. Klasse und den Rothen Adler-Orden 3. Klasse mit Schwertern erhalten. Wir gönnen ihm diese kaiserliche Anerkennung von Herzen. Er läßt übrigens neben seiner kriegerischen Aufgabe auch die Wissenschaft nicht aus dem Auge. Eine besondere Wichtigkeit beansprucht in dieser Beziehung angesichts der fortschreitenden Colonisation des Landes das Gebiet der Klimatologie. Um zunächst für die Beurtheilung der klimatologischen Verhältnisse des Küstengürtels durch systematisch anzustellende Beobachtungen zuverlässiges Material zu gewinnen, werden dort gegenwärtig zwei meteorologische Stationen eingerichtet, für welche die erforderlichen Instrumente durch die Direction der Seewarte in Hamburg bereitwilligst zur Verfügung gestellt worden sind.

Die wahren Aerzte Afrika's sind nach dem Urtheile Stanley's die Eisenbahnen. Er sagt darüber: „Die häufigen Todesfälle in Afrika am Klimafieber und anderen Krankheiten wundern mich nicht. Da kommt einer aus Europa an, gewöhnt an allen Comfort, gewöhnt, Bier, Wein, Schnaps zu trinken. Nun soll er zu Fuß z. B. vom unteren nach dem oberen Congo reisen. Dabei hat er ununterbrochen hundert Tage auf- und abzusteigen, bald auf eine Anhöhe, bald durch tiefes Thal, bald über einen Berg, auf welchem man des

Morgens Reif findet, dann wieder durch Sumpfebenen. Das muß natürlich eine allgemeine Ermattung herbeiführen, aus welcher die Klimakrankheiten entstehen. Wenn man beim Verlassen des Schiffes wird den Eisenbahnzug besteigen können, um sich ins hochgelegene Innere zu begeben, dann werden diese Uebelstände gehoben sein. Die Eisenbahnen sind die wahren Aerzte Afrikas!"

Die Plantagen-Gesellschaften fangen an, sich zu regen. Major Wißmann hat der Plantage Lewa Schutz gegeben. Die deutsche Pflanzer-Gesellschaft beginnt jetzt in Tanga. Es fangen daselbst auch noch kleinere Gesellschaften an. So sollen in nächster Zeit Ananas im großen gebaut und in Blechbüchsen als Conserven nach Europa geschickt werden.

Siegestrophäen. Die bei Saadani genommenen Buschiri-Kanonen haben ihre Aufstellung im Garten der Marine-Academie zu Kiel erhalten, wo sie zwischen Kanonen verflossener Jahrzehnte als Trophäen aufbewahrt werden sollen. Neben alten 24pfündigen Schiffskanonen kleinster Art stehend, nehmen diese Negerkanonen sich immer noch zwerghaft aus; man kann sie höchstens Drei- und Sechspfünder nennen, wenn es überhaupt noch angängig wäre, das Kaliber genügend festzustellen. Keine von den vier Kanonen hat dieselbe Form wie eine der anderen, keine hat eine Vorrichtung zum Zielen und Richten, keine hat eine Lafette, welche einen Kugel- oder Granatschuß ausgehalten hätte, und zwei der Rohre wären wahrscheinlich beim ersten Schuß geplatzt. Interessant bleiben an den Kanonen die Lafetten, welche wohl von Negerhänden roh aus Holz geschnitten bez. geschnitzt sind, zumal die Blockräder, welche, aus einem massiven Stück gearbeitet, sogar nahezu rund geworden sind und mit langen eingerosteten Nägeln auf den Holzachsen gehalten werden. Da diese Kriegsinstrumente Nachahmungen der Schiffskanonen der früheren Jahrhunderte sind, so ist bei ihnen an eine feldmäßige Transportirbarkeit gar nicht zu denken gewesen.

Zur Ausrüstung der Wißmann-Expedition wird der „Magdb. Ztg." geschrieben, man sei von den Flanellanzügen abgekommen, weil die Eingeborenen, welche die Wäsche besorgen, damit nicht umgehen können und die Anzüge bald unansehnlich werden. Auch die wollene Leibwäsche hat sich in dem feuchten, tropischen Klima wenig bewährt; man wird sich auf leichte, gegitterte Baumwollgewebe beschränken müssen. Als ein Erforderniß, besonders für den Transport von Verwundeten, hat sich die Anbringung von Sonnensegeln über den Hängematten herausgestellt; auch ein besonderer Nackenschutz, auf den man zuerst verzichten zu können glaubte, da der Tropenhelm ziemlich tief nach hinten heruntergeht, scheint erforderlich zu sein.

Die belgische Expedition nach dem Tanganjika-See soll ihrer Verwirklichung nahe sein. Sie soll ungefähr hundert in mehrere Gruppen abgetheilte Freiwillige zählen, die, sobald sie an ihrem Bestimmungsorte an den Ufern des Tanganjika-Sees angelangt sind, mehrere kleine Truppencorps

bilden werden, deren Aufgabe es sein wird, den Sclavenhandel zu hintertreiben und die schwarzen Stämme vor den arabischen Räubern, den größten Scheusalen in Menschengestalt, deren Verfolgungen sie ausgesetzt sind, zu beschützen. Ihre Operationen sollen durch einen auf dem Tanganjika kreuzenden Dampfer unterstützt werden. Der Ankauf eines solchen ist unerläßlich und sollen durch eine eigens zu diesem Zwecke einzuleitende Subscription die Kosten desselben gedeckt werden, da die bisher gesammelten Gelder zur Ausrüstung und zum Unterhalte des Antisclavereicorps bestimmt sind.

Die Congo-Eisenbahn. Mit Kraft geht die belgische Gesellschaft an die Ausführung des Bahnbaues. Die Submission der Schienen für die ersten 30km erfolgte bereits am 30. Januar. Auch die Arbeiterfrage scheint gelöst zu sein. Der Director hat bereits 250 eingeborene Leute zur Verfügung, die sowohl am unteren Congo selbst, als in Monrovia und Sierra Leone angeworben sind. Weiter ist schon eine Schaar von 1200 Zanzibariten unterwegs. Diese Leute sind freie Leute, welche nach den Landesgesetzen und unter Aufsicht der Behörden angeworben wurden. Weitere Schaaren von Arbeitern werden erwartet, so daß man mit Beginn der guten Jahreszeit 2000 Mann beisammen zu haben hofft, welche von 40 bis 60 Weißen angeleitet werden.

Etwas über Emin Pascha. Da Dr. Schnitzer sich aller Welt gegenüber sehr zugeknöpft verhält, sobald man versucht, etwas über seine Vergangenheit, und speciell seine Confession von ihm zu erfahren, so ist es kein Wunder, daß hierüber die widersprechendsten Geschichten erzählt werden. Nach einem neuerdings veröffentlichten Auszuge aus dem protestantischen Kirchenbuche von Oppeln in Schlesien scheint es, daß er in seinem sechsten Jahre protestantisch getauft wurde, nachdem vorher seine Eltern vom Judenthum zum Christenthum übergetreten waren. Daß er jüdischer Abstammung sei, wurde wegen seiner Physiognomie und seiner Kenntniß orientalischer Sprachen vielfach vermuthet. Der Protestant konnte aber in ihm einen Protestanten vermuthen, der Katholik einen Katholiken, da Emin mit allen Einrichtungen der katholischen Kirche und den verschiedenen Obliegenheiten ihrer Priester vollkommen vertraut ist. Dem Moslem sagte er den Koran auf und dem Juden den Talmud. Mit all deren religiösen Uebungen und Gebräuchen zeigte er sich vollkommen vertraut. Emin hatte einen Israeliten als Apotheker in Lado. Er erzählte dem Schreiber dieser Zeilen, von diesem Apotheker habe er das Hebräische erlernt. Das konnte bei seinen großen Sprachkenntnissen und Studien nicht auffallen. Er besuchte den Gottesdienst der verschiedensten Culte und war überall zu Hause. Direct um seine religiöse Ueberzeugung befragt, antwortete er freundlich, dabei eigenthümlich den Mund verziehend: „Sie haben den Beweis, daß ich alle Religions-Genossenschaften achte und respectire und auch ihre inneren Einrichtungen kenne; was aber meine innerste Ueberzeugung ist, darüber befragen Sie mich lieber nicht." Selbst der intimste Freund, den Emin Pascha in Afrika hatte — Consul Hansal — hat nie erfahren, welcher Religion

Emin eigentlich huldige. Dr. Junker bezeichnet ihn geradezu als Muhamedaner. „Emin Bey hatte als „Mohammedaner" für seine Person weniger zu fürchten". Emin kam unter Gordon's Regierungsperiode nach Chartum. Er war gänzlich arm, verlassen und gedrückt. Hansal, österreich-ungarischer Consul und zugleich deutscher Consular-Agent, nahm sich seiner auf's wärmste an. Er ließ sich als Arzt nieder. Bald hatte er das Vertrauen der Kranken erworben, denn er war ein Arzt, wie Chartum einen brauchte. Gordon erkannte sehr bald Emin's administrative Fähigkeiten, betraute ihn mit der Verwaltung der Aequatorial-Provinz (Muderiah Chatt-el-Astoa) und beförderte ihn zum Bey mit dem Prädicate Excellenz. In Chartum war man mit dem liebenswürdigen europäischen Arzt sehr zufrieden, aber auch sehr neugierig; denn ein großes Geheimniß schien dahinter zu stecken, weil er über seine Vergangenheit und Herkunft nie und mit Niemandem sprach. Einem berühmten Hamburger Professor schrieb Emin, nachdem der betreffende Herr ihn um Mittheilung seiner Personalien ersucht hatte, noch 1882 u. a.: „Mein lieber Herr Professor, bekümmern Sie sich um die schönen Vögel, die ich Ihnen sende, aber nicht um meine Vergangenheit."

Was Emin's Sprachengabe betrifft, so spricht und schreibt er vollkommen Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Griechisch, ebenso die orientalischen Sprachen: Türkisch, Persisch, Arabisch und Amharisch mit ihren Dialekten. Dazu versteht er die verschiedenen Negerdialekte seiner früheren Provinz. Er ist in jedem Falle ein Mann von ungewöhnlichen Talenten. Auf Vorschlag Stanley's wollte der Vicekönig von Egypten Emin Pascha wieder in seine Dienste nehmen, sobald er wiederhergestellt sei, aber Emin weigert sich, wie es heißt.

Der Proceß gegen Tippu Tip. Ein Mitarbeiter der „Times" liefert dem Blatte eine Darlegung des Falles Tippu Tips: „Es ist schade, daß die Emin Pascha-Entsatz-Expedition oder der Congo-Freistaat jemals um die Gunst dieses Mannes nachsuchen mußten. Einige Zeit, bevor Stanley aufbrach, wurde bekanntlich die Stanley Falls-Station am oberen Congo von den „Arabern" überfallen. Dieses waren Leute Tippu Tips. Darauf brachte dann der britische Consul Holmwood in Zanzibar das Abkommen mit Tippu zum Abschluß, wonach er die Leitung der Station Stanley Falls gegen eine monatliche Entschädigung als Beamter des Congo-Staates übernehmen sollte. Tippu begleitete Stanley auf der „Madura" von Zanzibar nach dem Congo und hatte sich verpflichtet, mehrere hundert Leute für die Nachhut, um dieselbe von Yambuya nach dem Albert Nyanza zu geleiten, zu stellen. In der Ueberzeugung, daß Tippu sein Versprechen halten werde, brach Stanley darauf am 28. Juni 1887 von Yambuya auf. Monat auf Monat verstrich, Tippu brachte eine Entschuldigung nach der andern vor, weßhalb er seiner Verpflichtung nicht nachkam, und so mußte Major Barttelot im verschanzten Lager von Yambuya bleiben. Die Besorgniß Stanleys, seine Briefe an Major Barttelot, sein be-

schwerlicher Rückmarsch zur Aufsuchung der Nachhut und die traurige Kunde, welche Bonny ihm in Bonalya mitzutheilen hatte, alles dieses ist noch in frischer Erinnerung. Aus den Mittheilungen Werners auf Grund von Erkundigungen an Ort und Stelle ergibt sich, daß Tippu Tip den grausamen Manyemas, welche er endlich geschickt hatte, Befehl ertheilt hatte, den Major Barttelot zu tödten, falls er sie nicht nach ihrem Geschmack behandelte. Es besteht nicht der geringste Zweifel, daß viel von dem Unglück der Expedition direkt oder indirekt der Vertragsverletzung Tippu Tips zuzuschreiben ist. Es ist eine Frage, ob es klug ist, gegen einen solchen Mann offen vorzugehen, welcher der Gesittung und der Mission in Mittel-Afrika unendlichen Schaden zufügen kann. Jedenfalls würde es gut sein, wenn mit ihm nach Recht und Gerechtigkeit verfahren werden könnte. In dem gerichtlichen Verfahren muß die von Werner erhobene Anklage genauer geprüft und Tippu gestraft werden, falls er schuldig befunden wird. Daß Tippu den europäischen Unternehmungen friedlich gesinnt ist, läßt sich nicht erwarten. Jetzt, wo er eingekeilt ist zwischen Deutschland und England auf der einen, und dem Congo-Freistaat auf der andern Seite, kann er schon in die Enge getrieben werden. Man darf jedoch nicht übersehen, daß seine Anschauung und Moral eine andere ist als unsere, und daß er sich jedenfalls als gerechter und gemißbrauchter Mann betrachtet. Vielleicht gelingt es ihm, sich zu rechtfertigen. Jedenfalls muß sein Prozeß unparteiisch geführt werden. Tippu (Hamed ben Mohammed) ist ein angehender Fünfziger, mittelgroß und ziemlich beleibt. Er ist kein reiner Araber, sondern der Sohn eines Arabers von Zanzibar und einer Frau von Bagamoyo. Er sieht intelligent aus, ist voller Würde und besitzt feine Manieren. Er spricht lebhaft, wenig, aber energisch und entschieden. Sobald das Gespräch auf Elfenbein kommt, wird er lebhaft. Gewöhnlich trägt er die weiße Kleidung der Zanzibariten mit einem langen, grauen Ueberwurf und weiten, mit Silberbesatz eingefaßten Aermeln. Vor einiger Zeit äußerte er den Wunsch, Europa zu besuchen. Im Lande der Manyema, zwischen Tanganyka und dem Lualaba, ist er sehr populär. Unweit Nyangwe hat er ungeheure Plantagen, auf denen Tausende von Sklaven arbeiten. Trotz seines Reichthums führt er ein mäßiges Leben. Stanley blieb nichts anderes übrig, um Tippu so viel als möglich unschädlich zu machen, als ihn zum Bundesgenossen anzunehmen. Im Interesse der europäischen Gesittung wäre es jetzt gut, mit ihm zu brechen."

Ein deutsches Gasthaus in Zanzibar. Ein Westpreuße — so erzählt die „Thorner Zeitung" — ist augenblicklich Besitzer eines deutschen Hotels in Zanzibar, und unsere tapferen Marinetruppen werden nicht wenig überrascht gewesen sein, bei ihren Streifereien in der Stadt der Schwarzen plötzlich auf ein „Hotel zum Acker", wie sich das Gasthaus nennt, zu stoßen. Die Geschicke des Besitzers, dessen Name Julius Michelsen ist, sind ziemlich romanhaft. Als junger Maurer verließ er im Jahre 1860 seinen bei Strasburg i. W. belegenen Geburtsort und ging

nach Rumänien, arbeitete dort einige Jahre, begab sich dann nach Aegypten, wo er bis zum Jahre 1873 beim Bau des Suezkanals beschäftigt wurde. In Kairo verheirathete er sich mit einer Oesterreicherin. Als die Zeiten für Handwerker in Aegypten schlecht wurden, wandte sich Michelsen wieder nach Rumänien, später nach Odessa, erhielt eine Anstellung im Kaukasus bei der angloindischen Telegraphengesellschaft und mußte Anfangs 1887 diese einträgliche Stelle aufgeben, weil er das Klima nicht vertrug. Er ging abermals nach Aegypten und fuhr, als er hörte, daß zur Errichtung von Gebäuden in Dar-es-Salam Arbeiter gebraucht würden, nach Zanzibar. Hier eröffnete M. ein deutsches Gasthaus und es scheint ihm und seiner Familie dort ganz gut zu ergehen.

Bei unserer Redaction gingen folgende milde Gaben ein:

1. Für den Afrika-Verein: Cooper. J., Diebold in Altenstadt, 25 Mk. — C. R. u. Geschwister, Aachen (nicht abgeholter Jahresbeitrag pro 1889), 2 Mk. — H. Horster, Crefeld, 2 Mk. — Zwei Abonnentinnen aus Padua, Jahresbeitrag, 2 Mk. — Pfarrer und Gemeinde Bauerwitz in Oberschlesien 35 Mk. — Pfarrer und Gemeinde Menselen 32,50 Mk. — Pfarrei Rauenzell, Bayern, 70 Mk. — Caplan Rexh. (Ueberschuß) 1,65 Mk. — Rector N., Aachen, 2 Mk. — Durch Pfarrer John Maus, Allentown (gesammelt nach einem Vortrag des Prälaten Dr. Schröder), 60 Mk. — Durch W. Hecker, Münster, 6 Mk. — Pfr. Dittrich, Ziegenhals, 8,25 Mk. — Frfrl. v. H. (Ueberschuß) 2 Mk. — Zusammen 248,40 Mk.

2. Für St. Ottilien: Aus Hadamar, zu Ehren des hl. Christkindes, 1 Mk. — Ung., Münster, 1 Mk. — A. in Burtscheid 3 Mk. — A. P., Bonn, 1 Mk. — H. Lüttemeyer, Neuenbeken, 4 Mk. — Jos. Pf., Grasfilzing, 2 Mk. — X Y Z 50 Mk. — W. Baum, Aachen, 7 Mk. — P. C. Sch. 0,30 Mk. — Rud. Brehm, Enger (Westf.), 1 Mk. — Aus Niederzerf (Ueberschuß) 0,30 Mk. — Ein Student 0,30 Mk. — J. Voß, Crefeld, 0,50 Mk. — Jos. Uhlenbrock, Börste, 0,50 Mk. — Zusammen 71,90 Mk.

3. Für Freistellen für Schüler bei den Patres vom hl. Geiste: Aus Hadamar, zu Ehren des hl. Christkindes, 1 Mk. — G. in Burtscheid 3 Mk. — H. Lüttemeyer, Neuenbeken, 5 Mk. — N. N., Rommerskirchen, 3 Mk. — X Y Z 40 Mk. — Rentm. B. (für eine hl. Messe) 1 Mk. — Ung., Eschweiler, 5 Mk. — Joh. Chr. Becker, Hörstel i. W., „zum Troste der armen Seelen", 3 Mk. — Ein Student 0,30 Mk. — Rud. Brehm, Enger i. W., 1,10 Mk. — Zusammen 62,40 Mk.

4. Für den Loskauf von Sclavenkindern: Aus Hadamar, zu Ehren des hl. Christkindes, 1 Mk. — Durch die Allg. Ztg. in Coesfeld 9,50 Mk. — 4 Kinder in Burtscheid 2 Mk. — C. R. u. Geschwister, Aachen, 50 Mk. — Pfr. Alfes, Kecken, 21 Mk. — H. Lüttemeyer, Neuenbeken, 3 Mk. — Lehrer D., Borg (Ueberschuß) 0,80 Mk. — Caroline S., Mogwitz, 1 Mk. — X Y Z 10 Mk. — A. S., Tirol (Ueberschuß) 2 Mk. — Rud. Brehm, Enger i. W., 1 Mk. — Rob. Petsch, Liegnitz, 1,01 Mk. — Capl. U., Münster, 1 Mk. — Kind Heinrich Brox, Gelsenkirchen, (aus meiner Sparbüchse) 0,50 Mk. — Joh. Chr. Becker,

Hörstel i. W., 25 Mk. — Ein Student 0,30 Mk. — Frl. L. Reinle, Hegenheim, 9,80 Mk. — Zusammen 138,91 Mk.

Ferner: Gemeinde Gauaschach, Bayern, für ein Kind mit Namen Sebastian, 50 Mk. — E. in W., für ein Kind mit Namen Maria Julia Franz Conrad, 50 Mk. — Franz Spring, Eltville im Rheingau, für zwei Kinder mit Namen Johann Baptist und Clemens Bernhard Maria, 100 Mk. — Zusammen 200 Mk.

5. Für zwei Heidenkinder: auf die Namen Maria Catharina und Franziska Maria zu taufen, von Rector Neumann in Aachen 42 Mk., eine arme Dienstmagd 21 Mk. — Zusammen 63 Mk.

Für die so reichlichen Gaben des Monats Januar, welche sich auf 784,61 Mk. belaufen, unseren herzlichsten Dank. Die Beträge für den Afrika-Verein wurden an die hiesige Diöcesanvereinscasse abgeliefert, die übrigen gehen quartalsweise an die zuständigen General-Oberen. Solche Beträge für Loskauf von Sclavenkindern oder Negerkindern, welche allein zur Befreiung ausreichen, werden stets sofort abgeschickt unter Beifügung der betreffenden Namen. Die oben aufgeführten Beträge gehen zum Theil an die Weißen Väter nach den großen Seen, zum Theil nach der Mission Onitsha der Patres vom hl. Geiste.

Wir empfehlen nochmals dringend die Unterstützung der Ausbildung von Ordensmännern und Ordensfrauen, welche für die Christianisirung Afrikas von der allergrößten Wichtigkeit ist. Für die Ausbildung und Unterhaltung einer Schwester in St. Ottilien werden jährlich nur 400 Mk. beansprucht, für die Ausbildung eines deutschen Jünglings bei den Patres vom hl. Geiste nur 500 Mk. Sollten sich unter den Tausenden, welche diese Zeilen lesen, nicht Einige befinden, welche im Stande sind, eine solche Ausgabe auf einige Jahre allein zu übernehmen! Zur Zeit werden von unseren Lesern 5 Schwestern und 2 Schüler unterhalten. Wir bitten, Sorge zu tragen, daß die Mittel dazu nicht ausgehen. Gottes Segen kann einem solchen Werke nicht fehlen.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen:

Wiedererlangung des verlorenen Gehörs. — Ein Student. — Heilung nach wiederholtem Blutsturz. — Ein krankes Kind und eine kranke Gattin. — Ein hochwichtiges Anliegen. — Rath in der Berufswahl für ein Kind. Um Segen in der Arbeit. — Genesung einer kranken Gattin. — Besonderes Anliegen des Herausgebers: Belohnung Aller, welche dieser Schrift zu nützen suchen durch Verbreitung und Empfehlung. — G. F. Mehrere besondere Anliegen.

Bücherschau.

Einer besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen wir nachstehend bezeichnete drei Werke, auf deren Besprechung wir noch zurückkommen werden:

Deutsch-Afrika und seine Nachbarn im schwarzen Erdtheil. Eine Rundreise in abgerundeten Naturschilderungen, Sittenscenen und ethnographischen Charakterbildern. Von Dr. Joh. Baumgarten. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag.

Deutschlands Colonien. Kurze Beschreibung von Land und Leuten unserer außereuropäischen Besitzungen. Von C. Frenzel und G. Wende. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Deutschlands Beruf in Ostafrika. Von Carl Hager. Aus demselben Verlage.

Die Heiligen Deutschlands, von Ferdinand Heitemeyer. Mit kirchlicher Approbation. Zweite Auflage. IV und 692 Seiten; gr. 8°. Broschirt Mk. 3,20. Gebunden in Halbleder mit Rückenpressung und Goldtitel Mk. 4,20. Prachtband mit farbigem Leder-Rücken Mk. 5,—. Paderborn, Bonifatius-Druckerei. — „Unter diesem Titel veröffentlicht der als Dichter wohlbekannte und geschätzte Heitemeyer eine knappe, volksthümliche „Germania sacra", eine Ruhmeshalle, um dem deutschen Volke seine „ruhmreichen Vorfahren in die Erinnerung zurückzurufen" und „die Verehrung der hochverdienten Männer und Frauen der heiligen Geschichte wieder aufzufrischen". Die Darstellung folgt dem Kalenderjahr: Adalhard, Abt von Corwei, macht (am 2. Januar) den Anfang; Harmann, Bischof von Brixen, den Schluß (am 23. December). Es sind 209 erlauchte Heilige, zum Theil hochgefeierte Namen der deutschen Geschichte, von deren Leben wir hier hören; namentlich begegnen wir einer stattlichen Schaar deutscher Bischöfe aus der Blütezeit des Deutschthums. Auch an großen Frauen fehlt es nicht: Die hl. Elisabeth und Hildegard sind von einem Kranze gleichgesinnter Seelen umgeben. Daß unter den germanischen Völkern nicht wenige Träger von irdischen Kronen und Sprossen aus fürstlichen Häusern sich mit dem Glanze der Heiligkeit umgeben, ist bekannt; dennoch überrascht uns die hier aufgeführte große Zahl derselben. Einen besonderen Werth erhält diese „Deutsche Legende" dadurch, daß je auf die Lebensbeschreibung ein Unterricht über irgend einen religiös-sittlichen Gegenstand folgt; z. B. Bedeutung der Klöster, Beschaffenheit des Gebetes, Dichtkunst im Dienste der Kirche, Eifer für das Missionswerk, Der erleuchtete Eifer. — H.'s Buch kann neben die besten neueren Heiligenleben ähnlicher Gattung gestellt werden. Preis so niedrig als die Ausstattung prächtig." (Literarische Rundschau.)

Die französische Revolution gelegentlich der 100jähr. Gedenkfeier von 1789. Von C. A. Freppel, Bischof von Angers. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung. Preis Mk. 1,50. Dieses neueste Werkchen des berühmten Bischofs von Angers zeigt uns in großen Zügen die französ. Revolution des vorigen Jahrhunderts und ihre Bedeutung, anknüpfend an die diesjährige Centennarfeier, des größten Ereignisses gegenwärtiger Zeiten. Verfasser stellt uns die Revolution in einem neuen und frappanten Licht vor, nach vorhergegangenen scharfen und tiefen Beobachtungen, wodurch das Interesse der kath. Welt in hohem Maße gefesselt wird. Das Büchlein hat in Frankreich bereits seit Jahresfrist die 19. Auflage erlebt und dürfte daher auch in Deutschland sich einer großen Verbreitung zu erfreuen haben. —N—

Die katholischen Missionen. Illustrirte Monatsschrift. Jahrgang 1890. 12 Nummern. Mk. 4. — Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. Durch die Post und den Buchhandel zu beziehen.

Inhalt von Nr. 2: Manoel da Nóbrega, der Begründer der Jesuitenmission in Brasilien. — Der selige Johann Gabriel Perboyre. (Fortsetzung.) —

Das Königreich Nepal. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen Norwegen (Uebersicht über die Mission); China (Grausamkeit der Heiden gegen Neubekehrte); Vorderindien (die Mission in Madras); Aequatorial-Afrika (praktische Bekämpfung der Sclaverei): Nordamerika (Mission Labrador [Schluß]). — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Illustrationen: Das Schiff des Columbus. — Kopfschmuck eines brasilianischen Indianers vom Stamme der Coreguanen. — Der selige Johann Gabriel Perboyre. — Urwald am Amazonas. — Nepalesische Prinzessinnen. — Nepalesen auf der Treppe vor dem königlichen Palast in Katmandu. — Kautschukwald in Nepal. — Kokoswald und Hütten von Eingeborenen in Nepal. Die Basilika in Quebec.

Ein sehr empfehlenswerthes Büchlein für die Jugend ist soeben bei Benziger & Co., Einsiedeln und Waldeshut, erschienen: **Das Leben Mariä,** den lieben Kindern erzählt. Hübsch gebunden.

Von Benziger's **Märchenbücher-Sammlung** liegt ein Bändchen vor, das folgende Märchen enthält: König Andorhart — Kunimund, der Hirtenknabe. Die drei Geschwister — Wechselbalg. Jedes Bändchen ist nett gebunden und mit Bildern ausgestattet.

Briefkasten der Redaction.

E. in **L.:** Sie haben per Post bestellt und Heft 1 nicht erhalten. Vermuthlich, weil Sie etwas spät bestellt haben. Die Post liefert auf Verlangen das Fehlende nach. — Pfr. **M.** in **Al.:** Besten Dank. Werde in nächster Nummer darüber berichten. — **An Viele:** Wir bitten, uns kurze Berichte zu senden über stattgehabte Versammlungen des Vereins u. s. w. Solche Notizen gehören in unser Blatt und wirken anregend auf Andere. — **Nach Tirol.:** Ihr Gedanke ist gut, ich wünschte, Capitän Joubert hätte nur 500 Stück davon. Aber der Ankauf ist das Wenigste, wenn nur erst die Transportmittel vorhanden wären. — **Nach Oesterreich.:** In dieser Form kann das Schriftstück nicht veröffentlicht werden; entweder officiell oder unter Vereinsmittheilungen. — **Fr. M., Freiburg:** Besten Dank, leider um einen Tag zu spät für diese Nummer; also für die nächste.

Aus dem Vorjahre sind noch eine Anzahl Abonnementsbeträge und Zahlungen für andere Sachen rückständig; wir bitten um Erledigung.

Letzte Nachrichten.

Die seit Langem geschwächte Gesundheit des hochw. Herrn **P. Amrhein** in St. Ottilien giebt zu ernsten Bedenken Anlaß. Am 5. Februar feierte er seinen 46. Geburtstag und empfing laut Kölnischer Volkszeitung die hl. Sterbesacramente. Indeß schwebt das Leben des verdienten Herrn nicht in unmittelbarer Gefahr. Möge Gott ihn seinem Werke und seinen Kindern erhalten.

Schluß der Redaction am 7. Februar.

Verantwortlicher Redacteur: W. Helmes in Münster.

2. Jahrg. **Gott will es!** 5. Heft.

Katholische Zeitschrift
für
die Antisclaverei-Bewegung deutscher Zunge.

Inhalt: Die Kreuzugsfahne. — P. Geyer über die Sclavenfrage. — Ein Wort für die Ausbildung von Missionaren. — Westafrikanisches. (Schluß.) — Der Neger als Soldat. — Was P. Baur von dem Häuptling Simbambili und den Bewohnern von Udoe erzählt. — Afrikanische Post. — Afrika-Verein deutscher Katholiken. (2. Liste der eingegangenen Gaben. Neu angemeldete Zweig-Vereine.) — Mannigfaltiges. — Besondere Anliegen. — Bücherschau. — Briefkasten der Redaction. — Illustrationen: Der erste Tag einer Mission. — Zwei Monate später.

Die Kreuzzugsfahne.

(Sr. Bischöfl. Gnaden Herrn Dr. Hermann Dingelstad im Namen der Diöcese Münster ehrfurchtsvoll überreicht.)

Hoch hat die Münsterstadt auf allen Wegen
Des Glaubens Fackel stets vorangetragen;
Der Menschheit, die zum Sterben wund geschlagen,
Trat sie als Samariterin entgegen.

Auf diesem Sprengel weilt Ludgeri' Segen,
Ein köstlich Erbgut aus vergangnen Tagen;
Gar herrlich sehen wir die Hirten ragen
Mit treuem Stab und kreuzgeschmücktem Degen.

Zum neuen Kreuzzug ist der Ruf ergangen,
In Afrika die Brüder zu befreien —
Vorn sah man Johann Bernards Fahne prangen.

Erlauchter Hermann! führe Du die Reihen
Wie Jener nun, daß, die im Dunkeln bangen,
Des Lichtes Träger ewig benedeien!

L. van Heemstede.

P. Geyer über die Sclavenfrage.

(Nach einem Vortrage.)

Die afrikanische Sclavenfrage steht und fällt mit dem unheilvollen Einflusse des Islam. Bereits ist auf afrikanischem Boden der Entscheidungskampf zwischen Islam und Christenthum entbrannt: sie kämpfen um den schwarzen Erdtheil und die Zukunft seiner Race. Jahrhunderte lang hat der Islam das Monopol über einen großen Theil Afrikas geübt; heute ist sein Einfluß vom Christenthum bedroht; daher sein Ansturm gegen dessen Vordringen. Es hat nicht an Solchen gefehlt, die dem Islam eine Rolle in der Civilisirung zugeschrieben: der Islam kann jedoch niemals ein bildendes Element für die Afrikaner sein, auf eine höhere Stufe sie erheben oder gar als Vorstufe zum Christenthum dienen. Weder in religiöser noch in sittlicher oder socialer Hinsicht bedeutet er für die Afrikaner einen Fortschritt, er gerade ist das größte Hinderniß, mit welchem das Christenthum zu kämpfen hat. Wo der Islam unter den Eingeborenen sich festgesetzt hat, ist die Propaganda der christlichen Missionare auf's äußerste erschwert, wo nicht unmöglich gemacht. Will man ihm aber trotzdem eine Mission unter der schwarzen Race zutheilen, so ist das lediglich die furchtbare Mission der Sclaverei mit ihrem Sclavenraub und Sclavenhandel. Diese Mission übt er heute noch wie vor Jahrhunderten, und allüberall, wo er vorgedrungen: so auch unter den freien Negerstämmen im Herzen des Continents. Man begegnet dem Sclavenraub und dem Sclavenhandel auch bei den einheimischen, einander bekriegenden Stämmen, gewerbsmäßig jedoch betreiben ihn fast nur Muhamedaner. Dem Muselmann gilt die Sclaverei als alte geheiligte Institution. Mag der Koran auch Manches gethan haben, das Loos der Sclaven zu mildern, so legalisirt er doch die Sclaverei; in einer Sure stellt er den Unterschied zwischen Sclaven und Freien gar gleich mit jenem zwischen Gott und Menschen. Dem Islam ist der Sclave an sich und von Natur aus ein Wesen niederer Art, vermöge der unedlen materiellen Natur von Gott oder dem Fatum zur Unfreiheit bestimmt. Eine Gleichberechtigung zwischen Sclaven und Freien erkennt der Muhamedaner niemals an — daran ändern auch nichts die heute in den türkischen Staaten bestehenden Conventionen gegen den Sclavenhandel oder Iraden des Sultans gegen Sclaveneinfuhr. Dieselben sind lediglich dem Drucke christlicher Mächte zu danken, die Anschauungen der Muselmänner bleiben davon unberührt: sie alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, würden öffentlichen Sclavenhandel treiben, wenn sie es nur ungestraft thun könnten.

Im Sudan, der größtentheils von fanatischen Muhamedanern bewohnt ist, wurde früher und wird heute der Menschenraub und Menschenhandel in einem Umfange betrieben, wie in keinem anderen Theile Afrikas. Die Djellabbs am Weißen Nil, die Danaklu am Blauen Nil, die Baggara und Arab Homr südlich von Kordofan, die Beni Fezarah und andere Araber in Darfur und

Wadai, die Djaalin und Kababisch im Sudan und Andere sind Sclavenjäger von Profession; diese sowie die Schaigieh, Robatat, Bischarin, Hadendoa, Amarar, Hadab, Beni Amer treiben den Sclavenhandel. Die ergiebigsten Gebiete für die Sclavenjagden sind die Gegenden des Weißen Nils und des Bahr el Arab, besonders die Stämme der Schilluk, Nuer, Shir, Djur, Bongo, Bari, Madi, Njam-Njam, Runga, Banda, Fertit, Nubr, Berta, Galla. Was den Sclaven handel betrifft, so steht derselbe vor Allem in dem ungeheuren Reiche des Mahdi in voller Blüthe. Die neue, Chartum gegenüber entstandene Hauptstadt Omdurman zählt mehrere Sclavenmärkte; ebenso El Obeid in Kordofan, Fazoyl und Berber am Nil. Von da werden die Sclaven nach Norden und Osten ausgeführt; besonders zahlreich ist die Ausfuhr nach dem Rothen Meere. Von Chartum führen die Karawanenstraßen über Kassala oder Berber nach der Küste. In der Gegend von Suakim, in Azig, Ranaiah, Kosseir wird die Waare in Sambuks (Segelbarken) verladen und nach Arabien verschifft. Den wenigen englischen und italienischen Kreuzern gelingt es selten, eine solche Barke abzufassen. Die Araber sind immer gut über den Kurs der Kreuzer unterrichtet und kennen genau die günstige Windrichtung. Ihre Segler legen in der Stunde 10 Seemeilen zurück. Die zahlreichen Korallenriffe gewähren ihnen Schutz und Zuflucht, und im äußersten Falle werden die Sclaven insgeheim in Jambo, Ruaz, Djedda, Uasta u. s. w. ausgeschifft und auf Geheimwegen direct nach Mekka und Medina geschafft.

An der Küste ist Djedda ein Haupt-Stapelplatz afrikanischer Menschenwaare. Im Jahre 1888 wurden hier allein an 7000 Sclaven eingeführt, theils Galla und Abyssinier aus Godjam, theils Sudanesen und Neger — trotz aller Verbote. Der Bakschisch (Trinkgeld) ist eben mächtiger als diese. Die Gouverneure und Zollbeamten nehmen alle Bakschisch und genehmigen schweigend die Einfuhr. Die Häuser, in denen die Sclaven zum Verkauf ausgestellt werden, sind allgemein bekannt. P. Geyer besuchte selber im letzten April ein solches in Djedda. In Medina geschieht der Verkauf ungescheut öffentlich. Der afrikanisch-arabische Sclavenverkehr ist gut organisirt. Die Händler der afrikanischen Küste bestellen je nach dem Gange des Geschäfts ihren Bedarf von den Sclavenjägern im Sudan und liefern ihre „Waare" an ihre Agenten in Arabien. Diese nehmen Bestellungen entgegen und übermitteln solche an ihre Prinzipale in Afrika, wie bei jedem anderen Handelsartikel. Man liefert das „schwarze Elfenbein" — so nennt man die Neger — fast anstandslos selbst nach Konstantinopel. Die türkischen Schiffe aus dem Rothen Meere haben regelmäßig Sclaven an Bord und fast ebenso regelmäßig wollen dieselben von der untersuchenden Commission an Bord nicht gesehen worden sein. Trotz eines englischen, französischen und holländischen Consulats blüht der Sclavenhandel in Djedda nach wie vor, nur daß er früher öffentlich war, jetzt aber geheim ist und die Taschen der Beamten mit Bakschisch füllt.

Die Sclaverei decimirt die schwarze Race. Nachweislich sind die inner-

afrikanischen, nach Arabien, Nordafrika, der Türkei ausgeführten Neger-Sclaven nicht mehr so fortpflanzungsfähig wie in der Heimath. Ueberdies ist ihre Sterblichkeit im Auslande, namentlich im Uebergangsalter, erschreckend groß. Sie sterben meist jung, vorwiegend an Lungenschwindsucht oder an den Folgen der Entbehrungen und Mißhandlungen. Alte Sclaven sind eine Seltenheit. Bei den Vätern vom hl. Geiste in Aegypten sterben durchschnittlich im Jahre von 100 Negern 10—15, manchmal 20, hauptsächlich an Lungenschwindsucht oder Entkräftung. Dabei ist der Bedarf an Sclaven in den Ländern des Islam so groß, daß beständig ein starker Nachschub aus dem Innern benöthigt wird. So ist der Sclavenhandel eine unvermeidliche Folge der Sclaverei und bedingt hinwiederum auch den Sclavenraub. An dem Tage, wo in den islamitischen Staaten kein Sclave mehr gekauft wird, verliert der Sclave seinen Werth, und Räuber und Händler sehen sich nach einem lohnenderen Erwerbszweige um. So lange aber eine Sclavin mit 200—300, ein Eunuche mit 500—1000 Theresienthaler bezahlt wird, werden auch Sclaven geraubt und auf welchem Wege immer ausgeführt werden. Man fange daher bei den türkischen Staaten an. Man zwinge die Muselmänner, die bestehenden Conventionen praktisch auszuführen, bestrafe die Zuwiderhandelnden streng, mit dem Tode, schaffe Gesetze zur Abschaffung des Haremwesens und wende die Gesetze zuerst bei den Großen des Islam an, dann werden die Afrikaner bald zur Ruhe kommen. Allerdings sind auch Expeditionen nach dem Inneren gegen die Räuber in Mittelafrika nicht zu verwerfen, aber deren Werth ist nur sehr problematisch, so lange im Bereiche des Islam die Sclaverei wie heute fortbesteht. Sie zu beseitigen, ist Sache der christlichen Mächte. Einfach mit der Türkei Conventionen schließen und dieser selbst die Ausführung anheimgeben, heißt den Fuchs zum Hüter des Hühnerstalls bestellen. Die Ausführung muß gewissenhaften Christen übertragen und deren Vorgehen von den Regierungen unterstützt werden. Gewissenhaften Christen, damit es nicht geht wie in Chartum, wo selbst europäische Consuln am Sclavenhandel betheiligt waren. P. Geyer kann Europäer nennen, die noch heute Sclaven kaufen und verkaufen. Durch längeren Aufenthalt unter Moslemin lebt sich mancher Europäer eben ganz in deren Anschauung ein; ja, Redner kennt solche, die in Zeitschriften und Zeitungen die Sclaverei im Islam als Wohlthat für die Neger gepriesen haben. Um vor solcher „Wohlthat" zu schaudern, muß man die Neger in der Sclaverei gesehen haben: es ist das ein ganz entsetzliches Dasein, das zur vollkommenen leiblichen und geistigen Degeneration führt.

Alle die angedeuteten Mittel zur Abhilfe treten entschieden zurück hinter dem Hauptfactor des Christenthums, der christlichen Mission; doch sie kann nur langsam, nicht mit einem Schlage wirken. Wie das Christenthum in den ersten Jahrhunderten durch eine kaum bemerkte Umwandelung im Geiste und in den Anschauungen der Völker des alten Europas aus der alten Sclaverei das christliche Dienstverhältniß herausgebildet hat, so kann auch nur allmählich durch

Ausbreitung christlicher Anschauungen das Loos der afrikanischen Sclaven geändert und die Ueberzeugung von der Gleichberechtigung aller Menschen hergestellt werden. Das aber ist nothwendig für die Herren wie für die Sclaven. Wenn diese nicht durch das Christenthum für die Freiheit erzogen werden, dann wird auch die Freiheit ihnen nichts helfen — sie würde für viele sogar schlimmer sein, als die Sclaverei. Zahlreiche freigewordene Sclaven zeigten sich unfähig, von der Freiheit Gebrauch zu machen. Erst wenn die Afrikaner innerlich frei geworden, nützt ihnen auch die äußere Freiheit. Auch für sie gilt das Wort: „Die Wahrheit wird Euch frei machen." Das eben ist die Aufgabe der christlichen Missionen; ohne ihre Mithülfe ist die afrikanische Sclavenfrage unlösbar.

Ein Wort für die Ausbildung von Missionaren.

Nachstehenden Brief empfehlen wir der Beachtung unserer Leser:

Sehr verehrter Herr! Mehrere Male haben Sie den frommen und dem verdienstlichen Zwecke, den Sie verfolgen, entsprechenden Gedanken gehabt, Ihre verehrten Leser auf unsre schlichte Congregation, ihre Missionen und besonders auf die von ihr gestifteten Bildungsanstalten für zukünftige Mitglieder aufmerksam zu machen und dieselben der christlichen Wohlthätigkeit, deren sie so sehr bedürfen, zu empfehlen.

Ihr Aufruf ist gehört worden und hat bereits ein Scherflein eingebracht. Dieses demüthige, aber deshalb doppelt werthe Scherflein ist ein Beweis, daß man sich um die verdienstlichen, aber auch so schwierigen Missionen Afrika's da begeistert, wo Güte, Wohlwollen und Mitwirken am kostbarsten sind, ich meine im Herzen derer, die viel thun, weil sie mehr thun möchten, wenn es ihnen gestattet wäre, und die ihre Wohlthat mit einem herzlichen Gebete für die Missionare begleiten.

Meine Pflicht, sehr verehrter Herr, ist, Ihnen und den frommen Gebern für ihre Mildthätigkeit herzlichst zu danken und alle aufzufordern, durch ihre, wenn auch noch so geringen Almosen die Verdienste der Verkündiger des heiligen Evangeliums an der Verbreitung des Reiches Gottes unter den Schwarzen zu theilen. Wie kann das aber auf die beste Art geschehen?

Durch eifrige und zweckmäßige Unterstützung der Pflanzschulen des Apostolates. Es ist nicht schwer zu verstehen, daß es kein vorzüglicheres und Gott wohlgefälligeres Werk geben kann, als durch materielle Beiträge an der Ausbildung zukünftiger Missionare mitzuwirken. Ist es schon etwas gar Erhabenes, einem jungen, unbemittelten, aber von Gott berufenen Manne den Weg zum Priesterthum zu öffnen, so wird dieses Verdienst und der mit ihm verbundene Segen doch unendlich größer, wenn es gilt, dem Jünglinge, der aus Gottes Antrieb nach dem Höchsten, nach dem Apostelberufe strebt, zur Verwirklichung seines Lebenszweckes behülflich zu sein. Manche andere Werke der

christlichen Barmherzigkeit, wie Loskauf armer Heidenkinder und Erziehung derselben, besitzen mit Recht die Gunst der christlichen Wohlthäter, aber es muß doch zugestanden werden, daß die Sendung eines einzigen Missionars mehr Früchte der Bekehrung und der Civilisirung trägt, als große für andere Zwecke verwandte Summen. Jedoch ist wohl das Eine zu thun und das Andre nicht zu unterlassen. In christlichen Gegenden, auch da, wo großer Priestermangel herrscht, wird doch wenigstens nothdürftig für das Heil der Seelen gesorgt, aber wie viele Seelen gehen in Afrika verloren, weil der Missionar fehlt, der diesen oder jenen Sterbenden noch unterrichten und taufen könnte. Tausende von bedauernswerthen Kindern sterben alljährlich dahin oder werden gemordet, und die Missionare sind glücklich, wenn sie auf ihren Reisen Gelegenheit haben, ihnen noch die hl. Taufe zu ertheilen und ihnen so die Pforten des Himmels eröffnen zu können.

Mehr als früher wird eine nachhaltige Unterstützung der Missionsgenossenschaften in Bezug auf die Ausbildung zukünftiger Missionare eine heilige Sache, an der man sich nicht eifrig genug beteiligen kann. Ueberall hat sich das apostolische Arbeitsfeld erweitert, damit tritt aber auch die Nothwendigkeit heran, neue und zahlreiche Arbeiter heranzuziehen. Die Bestrebungen der Missionare finden auch viel weniger Schwierigkeiten und alles kann, besonders in Afrika, da geschehen, wo man berechtigt ist, auf einige Unterstützung von Seiten der Katholiken und auf Nachwuchs apostolischer Arbeiter zu zählen. Die afrikanischen Missionen der Congregation vom heiligen Geiste allein umfassen den sechsten Teil des schwarzen Weltteils und nach fünfzig Jahren schwieriger Vorbereitung haben wir endlich den Trost, auf diesem unermeßlichen Gebiete eine stete und fortschreitende Verbreitung unseres heiligen Glaubens voraussehen zu können.

Die göttliche Vorsehung bereitet dazu auch die Kräfte, denn die Zahl der jungen Leute, die sich für die afrikanischen Missionen bestimmen und von dem Wunsche beseelt sind, sich wie ihre Vorgänger dem Heile der armen verlassenen Neger zu widmen, wächst von Jahr zu Jahr. Aus Deutschland kommen deren verhältnißmäßig sehr viele nach Frankreich, weil ihnen eben bis jetzt und vielleicht noch für längere Zeiten (wir hoffen das Gegentheil. D. Red.) im Vaterlande keine Aussicht geboten ist, ihrem Berufe zu entsprechen.

Möge der liebe Gott, dem es gefallen hat, seinen Ruf an so viele fromme Jünglinge ergehen zu lassen nach den Worten: „Ziehe hinweg aus deinem Vaterlande, aus deiner Verwandtschaft und aus dem Hause deines Vaters und gehe in das Land, das ich dir zeigen werde," auch recht viele wohlthätige Seelen erwecken, welche geneigt sind, durch fromme Gaben und durch ihr Gebet in dem großen Werke der Bekehrung und der Ausbreitung christlicher Civilisation auf erwähnte Weise Hülfe zu leisten. So kann der eifrige Christ auf die verdienstlichste, aber auch auf die leichteste Art seinem Herrn und Heiland, dessen Freund und Diener der Missionar ist und den durch das kostbare Blut Jesu Christi erlösten Seelen seine wahre Liebe beweisen. Denn wenn schon der, welcher einen Sünder von seinen Irrwegen zur Bekehrung führt, seine eigene Seele rettet, wie viel mehr der, der es sich angelegen sein läßt, die heilige Kirche mit tüchtigen Werkzeugen der Bekehrung derer, welche noch in Finsternis und im Schatten des Todes sitzen, zu bereichern.

Also nochmals herzlichen Dank Ihnen und allen, welche unsre Congregation bereits unterstützten. Möge das gute Beispiel immer mehr Nachahmung finden und uns dadurch in den Stand setzen, immer mehr eifrige Arbeiter in den Weinberg des Herrn zu senden zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen.

Wie immer

Ihr ergebenster P. K.

Westafrikanisches.

(Schluß.)

Am Fest der Unbefleckten Empfängniß, 8. December, nahm Pater Lutz Abschied von mir. Er sollte die beiden Brüder und unser Gepäck nach Onitsha holen, wo ich sie mit Sehnsucht erwartete. Mit meiner Gesundheit stand es schlecht. Das Fieber verließ mich keinen Augenblick und nahm immer mehr zu. Es war nicht nur mit dem Appetit vorbei, sondern selbst der Anblick der Speisen, auch der Früchte, reizte mich zum Erbrechen. So blieb ich bis Neujahr 1886 ganz allein unter diesen wilden Negern, die ich nicht verstand und die mich nicht verstanden, sondern anfangs vor mir davonliefen. Täglich ging ich einige Stunden in die Stadt, um die Leute an mich zu gewöhnen, oder besuchte die Umgegend. So fand ich eine kleine, anmuthige Quelle nicht weit von der Mündung des N'kessi in den Niger. Auf beiden Seiten erheben sich bewaldete Hügel und gegenüber, auf dem andern Ufer des Flusses, liegt eine große Sandbank, worauf der Sclavenmarkt gehalten wird. Eine bessere Stelle als den der Stadt am nächsten liegenden Hügel konnten wir für unsern Zweck nicht finden, zumal dort der Boden recht fruchtbar ist. Leider ging es mit mir bergab. Das Fieber, die Hitze, die Entbehrung aller gewohnten Nahrung setzten mir so zu, daß mein ganzer Körper anschwoll. Ich konnte zuletzt nicht mehr auf die Füße treten ohne Gefahr, die Haut zu zersprengen. Bei ihrer Ankunft fanden mich meine Mitbrüder in einer Ohnmacht, die schon zwei Tage dauerte und aus der mich nichts aufzuwecken vermochte. Das Fieber, wozu sich noch eine Herzkrankheit gesellt hatte, war zum höchsten Grad gestiegen. Vier und zwanzig Stunden konnte ich in wachendem Zustand und mit offenen Augen die Vorstellungen meiner überspannten Einbildungskraft nicht mehr von den mich umringenden Personen und Gegenständen unterscheiden. Das ist die peinlichste Lage, in der sich ein Mensch befinden kann. Wie mir Herr Flegel noch vier Tage vor seinem Tod erzählte, hat auch er diese schreckliche Verwirrung der

Sinne durchlebt. Leider wurde er darauf von der Ruhr heimgesucht, an der er starb. Der liebevollen Pflege meiner theuren Mitbrüder und unserer endlich angekommenen Arznei hab' ich's nach Gott zu verdanken, daß ich zur Genesung kam. Meine Stunde war noch nicht gekommen; ich war noch nicht reif für den Himmel. Doch, wie bei der Gründung der meisten Missionen unseres lieben Ordens, hatte sich auch unter uns der liebe Gott ein wohlgefälliges Opfer auserwählt. Kaum stand ich vom Krankenlager auf, da nahm es der ebenso wackere als fromme Bruder Johannes Gotto ein. Der ehemalige Liebling seiner Vorgesetzten als deutscher Soldat hatte auch bei uns in Afrika Jedermanns Achtung und Freundschaft gewonnen, sowohl durch Pünktlichkeit in Erfüllung seiner Pflichten, als durch sein fröhliches, offen- und treuherziges Betragen. Seine Aufopferungswilligkeit kannte keine Grenzen. Er blieb bis zu seinem Ende bei vollem Bewußtsein. Nach kaum dreitägigem Leiden entschlief er, mit den hl. Sacramenten versehen, sanft und selig in dem Herrn. Das war ein harter Schlag für unsere kleine, erst entstehende Mission, nicht allein, weil der Bruder Johannes das Maurer-Handwerk wohl verstand und uns gerade zu der Zeit die größten Dienste hätte leisten können, sondern auch weil sein trauriger Fall durchaus nicht zu ahnen war, da er sich nie über ein bestimmtes Leiden beklagte, noch an heftigem Fieber darniederlag. So stieg er in das Grab, das an der Stelle des Waldes, die jetzt unserm Kirchhof Platz gemacht hat, für mich bereitet worden war. Doch Gott verläßt die Seinen nicht.

Freudigst bewilligte der König den verlangten Theil des oben genannten Hügels. Der Vertrag wurde am Fest der Erscheinung des Herrn, 6. Januar 1886, gegenseitig unterzeichnet. Alsbald legten wir Hand an's Werk, um beim Eintreten der viermonatlichen Regenzeit unter eigenem und gesicherten Obdach zu sein. Was es heißt, unter dem Aequator eine dauerhafte Mission zu gründen, begreift nur der, welcher die Sache aus Erfahrung kennt. Ich war kaum dem Tod entronnen, Pater Lutz und Bruder Hermes waren ebenfalls leidend. Es fehlte uns also an Körperkraft, den Negern aber an Arbeitslust. Doch mit Willenskraft und Gottessegen schlägt sich ein Mann überall durch. Auch wir kamen mit Gottvertrauen, unerschrockenem und ausdauerndem Muth über alle Hindernisse hinweg. Am Ostersonntag wurde die neue Mission der allerheiligsten Dreifaltigkeit geweiht und am Ostermontag fing die Schule und der Katechismus an. Jetzt haben wir ein 75 Fuß langes und 25 Fuß breites Haus aus Lehm, ohne Stockwerk, sowie eine Kirche gleicher Größe und drei beträchtliche, an einander stoßende Hütten aus Bambusstöcken, die zur Küche, Schreinerei und Stallung dienen.

Der schnelle, regelmäßige Aufbau unseres Gebäudes, und die merkwürdige Umwandlung des seither vollständig wilden Hügels in einen üppigen Obst- und Gemüsegarten, brachte, mit Ausnahme des Königs und seiner eingesperrten Frauen, ganz Onitsha auf die Beine. Jedermann wollte das Werk der weißen Gottes-Gelehrten („uno nke onye otsa uko Tsuku") recht betrachten.

Der Altar unserer bescheidenen Kirche zog besonders aller Augen auf sich. Die schönen Gemälde der heil. Herzen Jesu und Mariä, die wie Gold glänzenden gedrehten Leuchter, die langen, ohne Rauch brennenden Kerzen, und zwei beinahe vier Fuß hohe, gefärbte Bildsäulen der Muttergottes und des heil. Joseph, beide mit dem Jesukind, ließen die armen Wilden vor Erstaunen kaum zu sich kommen. Das war ein unaufhörliches „O amaka, o amaka! o wie schön, wie schön!" Die Statuen schienen ihnen besonders geheimnißvoll. Keiner hätte den Muth gehabt, sie zu berühren. — „Man sollte sagen die lebten", hörte man einer dem andern zuflüstern. — „Ei freilich leben die", versetzte eine alte Negerin; „wie könnten die sonst so lieblich auf uns schauen. Seht ihr denn nicht, wie die uns betrachten und zulächeln?" — „Das glaub' ich aber nicht", erwiderte ein stämmiger Häuptling, der an der Thür geblieben war. „Die bewegen sich ja nicht und haben den ganzen Tag noch nichts gegessen. Wenn die einmal sich zu regen anfangen, dann glaub' ich's und mache mich aus dem Staube," . . . . . So folgte ein drolliger Einfall auf den andern, wie eine Schaar die andere verdrängte. Wir benutzten natürlich die vortreffliche Gelegenheit, um zum erstenmal in dieser umgestalteten Wildniß den noch verwilderten Seelen das Wort Gottes erschallen zu lassen.

Wir hatten von Paris ein Vergrößerungsglas mitgebracht, durch das man auf nach Belieben untergeschobenen Täfelchen den Himmel, die Hölle, Jerusalem, den Calvarienberg mit den Stationen, Rom u. s. w. wie in Wirklichkeit vor sich liegen sah. Dieser sinnbildliche Katechismus brachte die von seiner Schönheit ganz bezauberten Schwarzen fast außer Fassung. So von der Freude getrieben, kamen sie aus dem Hof in die Kirche, vom Bild zur Wirklichkeit, vom Reiz der Sinne zum Anhören der Glaubenswahrheiten, von der Neugierde zur ernstlichen Erkenntniß der Nothwendigkeit des Seelenheils. Viele haben in diesem neuen, ihren Gewohnheiten so entgegengesetzten Weg muthig ausgeharrt, ihre Anzahl nimmt fortwährend zu. Jeden Sonntag wohnen zwei- bis dreihundert morgens dem Hochamt und der Predigt und nachmittags dem Segen und der zweiten Predigt mit großer Aufmerksamkeit bei. Darauf beten alle mit einander: das Vater unser und Gegrüßet seist du Maria — das Glaubensbekenntniß — die Gebote Gottes und der Kirche — die Erweckung des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Reue u. s. w. mit dem Rosenkranz, dessen Eintheilungen mit einigen recht ergreifenden Gesängen abwechseln, die ich, wie die Gebete und den Katechismus, aus dem Deutschen, Französischen oder Englischen in die Onitsha-Sprache übertragen habe. Unsere Schulkinder singen nicht durch die Nase wie die Schwarzen an der Küste, sondern haben schöne Stimmen und lieben den Gesang. Selbst die Alten lassen sich nicht von dem wiederholten obgleich vergeblichen Versuch zu singen abschrecken. Leider hält es ihnen zu schwer, die eingerostete Gewohnheit, die ganze Singleiter auf zwei und einen halben Ton zu beschränken, bei Seite zu legen. Bei den Ibo wird nämlich Alles auf zwei Noten gesungen cg — cg — gc — gc.

Und das geht manchmal ganze Nächte durch, ohne daß sich auch nur einer in seiner schönen Melodie irre machen läßt!!

Wir haben jetzt über hundert Getaufte, von denen bereits mehrere Engel im Himmel sind. Zehn sind vor einigen Monaten zur ersten hl. Communion gegangen, und für den Sonntag nach hl. Drei Könige lade ich Sie hiermit zur Einsegnung unserer vierten katholischen Familie ein. Sie finden wahrscheinlich, daß wir langsam zu Werk gehen. Das ist auch so. Was ist aber da anders zu machen? taufen könnten wir ja fast alle; aber die Bedingungen? die Zukunft?! Da braucht man für die Erwachsenen nicht nur die nöthige Zeit zur Erlernung der verlangten Glaubenswahrheiten, sondern auch die genügende Bestätigung des für die Zukunft versprechenden christlichen Lebenswandels — und bei den Kindern, die nicht vollständig der Mission übergeben sind, große Vorsicht, wegen der Gefahr von Seiten ihrer heidnischen Familie.

Die Zahl unserer Schulkinder beträgt gewöhnlich fünfzig. Fünf und dreißig leben bei uns auf der Mission. In der Schule wird nur die englische Sprache gelehrt, weil die Deutschen und die Franzosen den Engländern diese bedeutende und ergiebige Gegend am Niger und Bénué überlassen haben. Es dient mir also meine Muttersprache zu gar nichts und französisch sprechen wir nur unter uns. Es wäre verlorene Zeit und Mühe, den Kindern Sprachen einzuprägen, wovon sie doch später keinen Gebrauch machen können. Ja hätten wir Auf- und Zugang in Kamerun, dann verhielte sich die Sache ganz anders. Da könnten wir jetzt schon in Onitsha eine junge deutsche Colonie heranbilden, die uns zur Gründung einer deutschen Mission große Dienste leisten würde. Leider sind wir anscheinend nur gut für die Franzosen und die Engländer; nicht für die Deutschen. Mein einziger Bruder hat im letzten Krieg sein Leben für Deutschland hingegeben. Er hat seine Pflicht erfüllt. Auch ich möchte gern meinem Beruf und Vermögen gemäß zum Wohl meines Vaterlandes beitragen. Das kann aber nicht sein. Die Neger in Kamerun darf ich nicht wie die hiesigen bekehren, d. h. zu braven Menschen und guten Christen heranbilden ..... weil ich ein Pater vom Orden des hl. Geistes und des Unbefleckten Herzens Mariä bin!! Freilich unbegreiflich ist und bleibt es, warum und wie das Jesuitengesetz, das auch uns aus Deutschland vertrieb, uns so auf einmal für den Dienst Gottes, der hl. Kirche und des Vaterlandes untauglich machen soll! Doch hält diese unbegründete Mißstimmung auf unsern Orden wohl hoffentlich nicht mehr lange an. Mit fester Zuversicht sehe ich dem freudigen Augenblick entgegen, der uns recht bald, zur segensreichen Wirkung am geistlichen und leiblichen Wohl der armen Schwarzen, den Eintritt in die deutsche Colonie Kamerun gestattet.

Die Verbreitung des hl. Glaubens ist ohne Zweifel das schönste, Gott wohlgefälligste, den verlassenen Seelen nothwendigste und denen sich daran Betheiligenden selbst nützlichste Werk der Barmherzigkeit. Das begreift und fühlt jeder gute Christ, ganz besonders aber derjenige, der sich schon mit Leib

und Seele, Hab und Gut Gott hingegeben, und als Nachahmer des hl. Apostels Paulus „omnibus omnia factus“ mit den Elendesten und Unglücklichsten der Welt, die noch dazu in der Todesfinsterniß der Seele trost- und hoffnungslos seufzen und weinen, in nächster Berührung steht. Für ein christliches Herz giebt es wohl keinen Anblick so schrecklich und jammervoll, als der zahlloser Sclaven jeden Alters und Geschlechtes, die ihr unsäglich qualvolles Leben mit einem gewaltsamen und grausamen Tod, und zwar ohne Erkenntniß Gottes und Hoffnung auf den Himmel, endigen. O, wie thut dieser Anblick weh!

Unserer Mission gegenüber, auf dem rechten Flußufer liegt eine große Sandbank, die Sclavenbank genannt, worauf der abscheuliche Menschenhandel getrieben wird. Von allen benachbarten Stämmen und oft aus weiter Ferne kommen zweimal die Woche zahlreiche Kaufleute dahin. Neben Ständen mit allerlei Waaren verschiedener Gegenden, mit Früchten und Thieren, stehen oder liegen die armen erbärmlichen Sclaven. Dieser Theil des Marktplatzes ist hauptsächlich besucht. Dorthin schleppen nicht nur unmenschliche Tyrannen die unglücklichen Opfer ihrer Habsucht, ihres Diebstahls, ihres Hasses und anderer schändlicher Leidenschaften, sondern jeder Sclavenbesitzer bringt Alles hin, was durch Körperschwäche, Krankheit oder Alter zur Arbeit untauglich oder mit einem vom Landesgesetz angedeuteten Unglückszeichen behaftet ist, wie z. B. zu schnellem oder unregelmäßigem Zahnwuchs bei kleinen Kindern. Diese zweite Gattung weiß im Voraus, was ihr bevorsteht: ein jämmerlicher Tod. Die Erwachsenen gedenken nur mit Schauder der gräulichen Stadt Asaba, die hinter der Sandbank im Walde liegt. Asaba zählt an 30 000 Einwohner und hat anstatt eines Königs, vierhundert! Die königliche Würde ist einem Jeden zugänglich, unter der einzigen Bedingung, durch zwei oder mehrere Menschenopfer der Götzen und besonders der Hexenmeister Gunst zu gewinnen. Sclavenmord ist der höchste Beweis von Reichthum und Macht. Leider wird bei diesen Wilden zu sehr auf die so schändlicherweise errungene Königsehre gehalten; die Zahl der Tyrannen nimmt noch immer zu, obgleich jährlich ein paar Dutzend mit Tod abgehen.

Bei Beerdigungen, Jahresgedächtnissen, Götzen- und Familienfesten der Reichen müssen ebenfalls Menschen geschlachtet werden. Auf die Qualität des Opfers wird keine Rücksicht genommen; die Zahl allein ist bestimmt. Daher kommt die Vorliebe der Einwohner von Asaba für die Sclavenbank, wo kranke, elende, halbverhungerte Kinder oder Greise für geringen Preis zu haben sind. Europäisches Geld hat hier natürlich keinen Gang; mit leichten Kleidungsstoffen, Salz, Tabak, Pulver, Branntwein u. s. w. wird Alles eingetauscht. Der Werth der Sclaven steigt von 15 bis 200 Mark. Der bloße Gedanke an Menschenopfer ruft unwillkürlich das traurige Andenken der grauenvollen Stadt Asaba im Gedächtniß hervor, weil dort das Blut in Strömen fließt. Doch hat das eben Gesagte, wenn auch in geringerem Maaß, seine Anwendung auf alle übrigen Ortschaften, mit Onitsha angefangen. Bei der Beerdigung des vor-

letzten hiesigen Königs wurden fünfzehn junge Leute mit der Leiche lebendig eingescharrt. In Abutshi sind die Neger nicht so uneigennützig. Da werden alle Opfer ohne Ausnahme aufgefressen. Die Fremdlinge sind selbst im Grabe nicht einmal vor diesen Kannibalen in Sicherheit. Trotz der hier so schnell eintretenden Verwesung mußten wir, auf die dringendste Bitte der uns zugethanen Schwarzen hin, drei Nächte am Grabe des Bruders Johannes Wache halten lassen.

Wenn nach langem Handeln Käufer und Verkäufer endlich mit einander übereinkommen, wohnt man oft Scenen bei, die selbst Steine erweichen könnten. Kinder klammern sich schreiend und verzweifelt an die ihnen entrissene Mutter. Vor Angst und Schmerz halbtodt, hält die unglückliche Mutter ihr armes Kind krampfhaft umschlungen und läßt sich im Sand herumschleifen. Der Mann rafft zum letzten Male alle seine erschöpften Kräfte zusammen, um der grausamen Trennung vorzubeugen. Da hilft keine Mißhandlung, Treten, Schlagen oder Schleifen. Nur mit roher Gewalt können die Unmenschen den rührenden Familienbund zerreißen, um gleichgültig die Einen einem gräßlichen Tod, und die Anderen einem vielleicht noch abscheulicheren Leben zu überliefern.

Häufig werfen sich diese Unglücklichen mir zu Füßen und flehen mich mit ausgebreiteten Armen und mit thränenvoller Stimme inständigst an, ich solle sie aus Erbarmen vor dem Tod bewahren oder der Gewalt ihres blutdürstigen Herrn entreißen, um sie mit mir auf die Mission zu nehmen, wo sie unsere zahlreichen Kinder froh und glücklich wissen. O wie gern wollte ich mein eigenes Leben hingeben, um damit diese armen Seelen einzutauschen und zu Kindern Gottes zu machen! Leider, so gering der Preis auch sein mag, fehlt es uns doch meistens an der geforderten Summe und mit thränenden Augen und blutendem Herzen sehe ich diese bedauernswerthen lieben Geschöpfe grausam fortgerissen und noch bis zum letzten Augenblick nach Hülfe ringend, am Saum des grauenvollen Waldes auf immer verschwinden. O, es ist herzzerreißend! Das ist mein größter Schmerz in Afrika. Unter dem Vorwande, die kleinen Kinder näher zu betrachten, mit einem Taschentuch zu bedecken oder mit Arznei und Nahrung zu stärken, gelingt es mir manchmal, dieselben bei Seite zu führen und zu taufen. Unseren sehr beschränkten Unterstützungen gemäß erlösen wir aus der Sclaverei nur solche verlassene Kinder und altersschwache, kranke Leute; denn die sind am meisten zu bedauern, lassen sich leichter unterrichten und kommen uns nicht so theuer. Ich bin arm wie Job! Was nicht nagelfest ist, geht gelegentlich drauf! Neulich kaufte ich mit unserm letzten Sack Salz zwei kleine Mädchen in furchtbarem Zustand. Auf dem langen Weg von ihrer Heimath hierher vollständig vernachlässigt, hatten sich Beide, vom Hunger getrieben, daran gewöhnt, Koth und Erde zu verschlingen und waren in Folge dessen am ganzen Körper aufgeschwollen. Mit großer Mühe und ärztlicher Pflege gelang es uns, die dreijährige Anna zu retten. Aber mit der fünfjährigen Theonie war es zu weit gekommen. Die Geschwulst brach überall auf und ihr

ganzer Körper bildete nur eine Wunde. So war das liebe Kind gerade noch zurecht gekommen, um den Himmel mit seiner Seligkeit für diese leidenvolle Erde und anstatt seiner heidnischen Eltern, denen es gestohlen worden war, Gott zum Vater und die allerseligste Jungfrau zur lieben Mutter zu erhalten. Unter den Knaben, die wir aufgenommen oder losgekauft haben, waren etliche noch sehr jung. Einer, dessen Mutter bei seiner Geburt gestorben, kam schon 24 Stunden darauf; ein zweiter konnte ein Jahr alt sein und war taubstumm, ohne daß wir es wußten; drei andere waren acht bis neun Monate alt. Die kamen aus weiter Ferne. Ihre Eltern hatten sie verkauft, weil ihnen die Zähne unregelmäßig hervorkamen, denn selbst ihre Kinder tödten, wollten sie nicht, und doch mußten diese sterben. Das Landesgesetz verurtheilt sie dazu als Unglückskinder, und die Götzenpriester sind da, um über die genaue Beobachtung dieses unvernünftigen Gesetzes zu wachen. Die armen Zwillinge haben das nämliche Loos. Gleich nach der Geburt muß sie die Familie zum Fraß der wilden Thiere im Walde aussetzen. Wir haben, Gott sei Dank, acht solcher unschuldigen Geschöpfe das Leben der Seele gerettet. Diese geistliche Ernte für den Himmel wird hoffentlich um so ergiebiger, je mehr die Mission in der Gegend bekannt wird. Denn auch die heidnische Zwillingsmutter unterwirft sich nur mit Grauen dem Gesetz, das sie ungerechter Weise ihrer Kinder beraubt, und bringt sie lieber zu uns.

Nach diesen kleinen Kindern sind im Allgemeinen die alten Negerinnen am unglücklichsten daran, und zwar nicht nur die Sclavinnen, sondern auch die freien Personen. Es ist allbekannt, daß die Schwarzen sehr abergläubisch sind. Dieser Aberglaube dient aber nicht allein zur Grundlage des Götzendienstes, sondern ist auch Vielen ein Vorwand zur Befriedigung der niederträchtigsten Leidenschaften. Wenn zum Beispiel eine reiche Familie von einem Todesfall oder von einer Krankheit heimgesucht wird, — wenn der Wohlstand, anstatt zuzunehmen, abnimmt, — wenn einem Häuptling Unglück passirt, — wenn eine erwünschte Verbindung nicht zu Stande kommt, oder eine reiche Frau ihren entarteten Kindern oder Erben zu lange lebt: dann wird im Geheimen die Gunst des Hexenmeisters gewonnen. Durch Geschenke und Versprechen läßt sich Mißhandlung und Mord der alten Mutter leicht erkaufen. Bald darauf wird der Hexenmeister vor das versammelte Volk gerufen. Nachdem er ein Huhn geopfert, beschwört derselbe die Götzen, ihm die Ursache des Unglücks zu offenbaren. Die Antwort, die nur für ihn allein verständlich ist, bezeichnet unfehlbar und verurtheilt zu schändlichem Tode diejenige Person, die aus dem Wege geräumt werden soll. Da kommen häufig Dinge vor, die man weder sagen noch schreiben, ja nicht einmal denken darf! Noch im verflossenen Monat wurde eine der bedeutendsten Frauen von Onitsha im Fluß ertränkt. Zwei andere flüchteten sich zu uns. Eine davon kehrte jedoch noch einmal in ihr Haus zurück, um ihr getauftes Enkelchen zu holen. Wir sahen sie nie mehr wieder. In derselben Nacht starb sie, vergiftet. Diejenige, welche

mit ihr gekommen war, ist eine Verwandte des Königs. Vor drei Jahren hatte man ihr schon als Unschuldsprobe Gift zu trinken gegeben, doch behielt ihre starke Natur die Oberhand und mit einer vierteljährigen Krankheit kam sie davon. Dieses Jahr sollte sie von Neuem dazu gezwungen werden. Schon eine Nacht lag sie in Fesseln, als es ihr endlich gelang, zu entrinnen. Der König selbst ließ um ihre Aufnahme bei uns bitten, die wir ihr gern bewilligten. Sie wohnt in einer kleinen Hütte, die sie sich selbst auf unserm Gebiet, nicht weit von der Mission, errichtet hat. Dort ist sie in Sicherheit. Dem Orte, an dem wir wohnen, haben die Wilden von jeher das Privilegium der Unverletzlichkeit zuerkannt. Daher würde es Keiner wagen, einen unserer Schützlinge hier anzugreifen. Die uralte Frau ist recht arbeitsam und fromm, wohnt täglich der hl. Messe, sowie dem Katechismus bei, und hegt nur den einzigen Wunsch, recht bald die hl. Taufe und die hl. Communion zu empfangen. Auf ihre Veranlassung sind auch zwei ihrer Enkelchen schon getauft und unserer Erziehung übergeben worden,

Selbst auf die Körper der Täuflinge übt häufig der Empfang des hl. Sacramentes der Wiedergeburt die überraschendsten, segensreichsten Wirkungen aus. Mehrere Kinder, die mir ihre trostlosen Eltern in verzweifeltem Zustande brachten, wurden plötzlich vollständig geheilt. Vor einem halben Jahre brachte man uns eine Negerin auf die Mission, die wenigstens achtzig Jahre alt ist. Sie kam aus dem Lande der Ibo, um in Asaba verkauft zu werden. Ganz hinfällig und krank schleppte sie sich nur mit Hülfe eines Stockes auf ihren geschwollenen Beinen mühsam weiter. Wir kauften sie los und unsere sorgfältige Pflege hatte sie bald für unsere hl. Religion gewonnen. Mit rührendem Eifer lernte sie die Gebete und den Katechismus und wurde neulich getauft. Wunderbar! der Empfang der hl. Taufe rief in ihr eine vollkommene Veränderung hervor. Sie warf ihren Stock bei Seite und ging allein. Die Geschwulst der Beine und Füße war verschwunden und die von eiternden Wunden verursachten Löcher an den Knieen schlossen sich allmählich. Freudig hat sie seither die Erziehung der kleinsten Kinder übernommen, welche sie ungemein liebt. O wie hab' ich diese Kleinen so gern! sagt sie manchmal, denn die erinnern mich an meine lieben Kinder, die mir mein grausamer Herr entrissen hat und die ich nie wiedergesehen. Jetzt entschädigt mich der liebe Gott und gibt mir seine kleinen Kinder, die später mit mir Engel im Himmel werden.

Doch genug damit. Auf ein andermal die Fortsetzung.

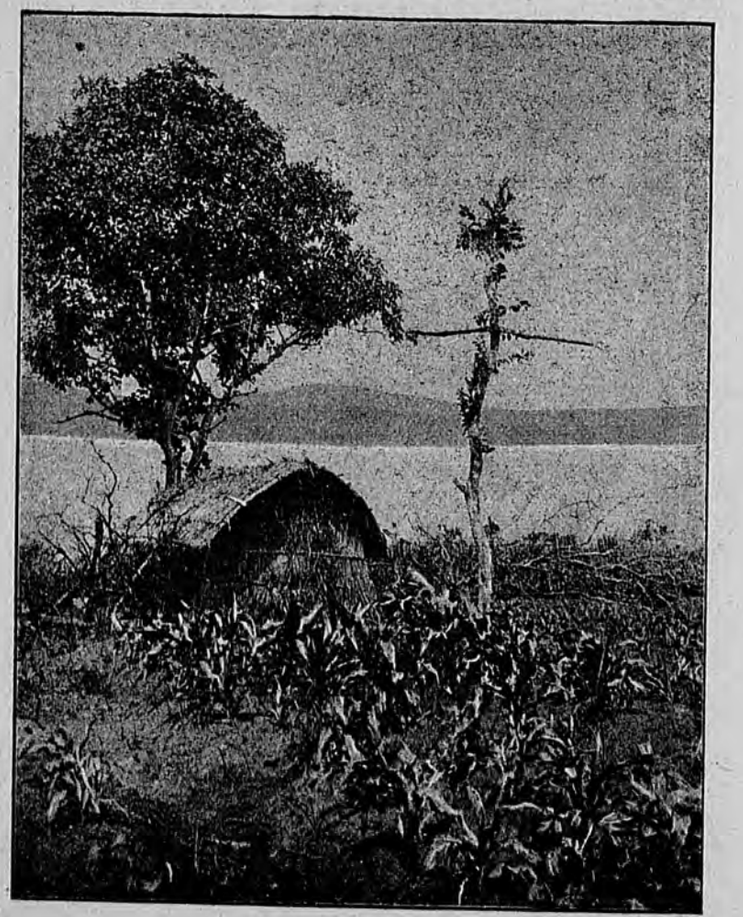
Pater Js. Horne,
apostolischer Missionar vom Orden des hl. Geistes.

Der Neger als Soldat.

In Fortnighty Review erzählt der englische General Lord Wolseley seine Feldzüge in Guinea, am Cap, an den Ufern des Nil; er kennt also besser als irgend Jemand in Europa die „schwarzen Soldaten", denn er hat sie unter

seinem Befehle gehabt, hat sie auch bekämpft und besiegt. Der Neger spielt in diesem Augenblicke keine kleine Rolle in den ostafrikanischen Wirren; einige Auszüge aus der Schrift des glorreichen englischen Generals dürften also an der Zeit sein, zumal sie gleichzeitig interessant sind. Wir übersetzen nicht, sondern folgen nur den Aeußerungen des Erzählers. Er sagt: Wenn früher die englischen Kreuzer im Atlantischen Meere ein Sclavenschiff auffingen, so suchte der Oberarzt des Geschwaders sofort sorgfältig die Kräftigsten unter der lebendigen Ladung aus; diese Leute wurden summarisch „getauft" und jeder erhielt den Namen irgend eines berühmten Kriegers: man nannte sie Wellington, Nelson, Marlborough, Napoleon ꝛc. Das war ihnen aber ganz gleichgültig, denn sie kannten die Verdienste des Mannes, dessen Namen sie fortan trugen, in keiner Weise. Dann wurden sie ohne Weiteres und ohne daß man sie um ihre Einwilligung gefragt hätte, unter die Fahnen Ihrer Britischen Majestät gebracht und auf diese Weise rekrutirten sich die westindischen Regimenter, welche in den Antillen und in den englischen Besitzungen in Gambien, Sierra Leone und Lagos in Garnison standen. Kaum steckten diese Neger in den Uniformen, so wurden sie vortreffliche Soldaten. Man sollte nicht glauben, welchen Einfluß ererbte Anlagen auf den Menschen im wilden Zustande üben. Wenn der schwarze Marlborough, oder Wellington, der erst wenige Tage zuvor unter die Soldaten gesteckt worden war, einem kriegerischen Volke entstammte, so machte er erstaunliche Fortschritte. Derselbe Marlborough oder Wellington wäre unfähig gewesen, eine gerade Linie zu ziehen, wenn man den Versuch gemacht hätte, ihm irgend ein Handwerk beizubringen, aber als Soldat war er in wenigen Wochen ausgebildet. Lord Wolseley steht keinen Augenblick an, zu erklären, daß ein Basuto oder ein Zulu die militärischen Exercitien rascher erlernt als ein europäischer Rekrut. Das hat mit der Intelligenz nichts zu thun, sondern der Instinkt der Rasse erwacht einfach mit unwiderstehlicher Macht; der Neger entstammt eben einem Tribu, in welchem alle Männer seit vielen Generationen Krieger waren. Giebt man ihm ein Gewehr in die Hand, so erregt das Erlernen der Handhabung der Waffe in seinem Herzen ein Gefühl der Bewunderung, des Enthusiasmus, von dem die Rekruten der europäischen Heere nicht immer in gleich hohem Grade beseelt sind. In Afrika giebt es ja wenige Tribus, wo die Männer als Soldaten geboren werden. Der Neger besitzt aber, selbst wenn er auch einer minder kriegerischen Rasse entstammt, die beiden Eigenschaften, welche die civilisirten Völker nur mit großer Mühe erlangen: wir meinen die Leichtigkeit im Ertragen von Entbehrungen und der Fetischismus des gegebenen Befehls. Was den jungen Rekruten, welche plötzlich hinter dem Pfluge oder aus der Werkstatt hervorgeholt worden sind, das Ertragen der Kriegsstrapazen so beschwerlich macht, ist nicht die Furcht vor der Gefahr, sondern die Ermüdung nach unter freiem Himmel verbrachten Nächten, sind die langen Märsche ohne Brot, sind die Enttäuschungen, beim Eintreffen auf der Etappe keine Lebensmittel vorzufinden. Der Wilde, der bei der Fahne eintritt,

ist dagegen daran gewöhnt, sich seine mehr oder weniger ungewisse Ernährung durch die Jagd zu verschaffen und damit ist seine Erziehung als Soldat schon zur Hälfte vollbracht. Er weiß nicht, was es heißt, zu bestimmter Stunde zu früh-



Der erste Tag einer Mission.

stücken und Mittag zu essen, und wenn er Abends mit leerem Magen zu Bett gehen muß, so beeinträchtigt dies weder seinen guten Willen noch seine Muskelkraft; ein oder zwei Tage gezwungenen Fastens sind für ihn eben zufällige Dinge, die er als normale Existenzbedingungen auffaßt und hinnimmt.

Ein anderer Zug im Charakter des Negers ist das Bedürfniß, einen Herrn

über sich zu haben. Der europäische Officier, welcher die schwarzen Soldaten nicht mit zu großer Härte behandelt, flößt ihnen eine unbegrenzte Anhänglichkeit ein. Sie begnügen sich nicht damit, ihm zu gehorchen; sie empfinden für ihn ein Gefühl der Erkenntlichkeit, der Bewunderung, das zum wahrhaften Cultus wird. Darum ist es auch nicht zu verwundern, wenn die Soldaten, welche ein solches Vertrauen zu der Unfehlbarkeit ihrer Anführer haben, einen ihnen gegebenen Befehl ausführen, als sei er ein von oben gekommenes Dogma, das keine Deutung zuläßt. Der Gouverneur des Cap machte eines Tages auf seine eigenen Kosten die Erfahrung von der Hartnäckigkeit schwarzer Schildwachen. Er hatte seine Küche nach europäischer Art eingerichtet und verfeinert; und die Köche versorgten ihre eigenen Taschen, als befänden sie sich bei einem vornehmen

Zwei Monate später.

Lord des vereinigten Königreichs im Dienst. Man versteht uns wohl. Um diesem Unfuge zu steuern, gab der Gouverneur den Schildwachen vor seiner Thür Befehl, keinen Menschen aus dem Palais herausgehen zu lassen, der ein Packet trage. Einige Zeit nach Erlaß dieses Befehls mußte er sich in aller Eile zu dem Chef der Colonialbehörde begeben, um eine sehr dringende Angelegenheit mit demselben zu besprechen. Die Schildwache hielt ihn aber an, denn er hatte ein Portefeuille unterm Arm. Wolseley hatte dem Soldaten gut begreiflich machen, daß Staatspapiere nicht zu verwechseln seien mit Lebensmitteln, die in der Küche gestohlen waren, und daß er als oberster Chef das Recht habe, einen von ihm erlassenen Befehl zurück zu nehmen; das ging dem schwarzen Krieger dennoch nicht in den Kopf. Der brave Mensch sah ein Packet unter dem Arme eines Mannes in Civilkleidung und er fällte das Bajonnet. So hatte es ihm sein „Corpral" befohlen und keine irdische Macht hätte ihn dazu gebracht, gegen diesen Befehl zu handeln.

Seit der definitiven Abschaffung des Sclavenhandels haben die von den Antillen gestellten Contingente in den englischen westindischen Regimentern die

einst auf dem Meere und auf Kosten der Sclavenhändler rekrutirten Schwarzen ersetzt. Lord Wolseley giebt zu, daß auch diese Colonialtruppen noch immer ziemlich zuverlässig sind, die alten Officiere vermissen aber doch die Schwarzen von früher. In Wahrheit sind die schwarzen Unterthanen der Königin Victoria viel intelligenter als die Eingeborenen an der Küste von Guinea. Diese lesen unter dem Zelte die Bibel, aber ihre Farbe hellt sich bereits auf, sie haben schon englisches Blut in den Adern und haben von der Civilisation nur die Krankheiten überkommen. Sie sind nur in geringer Zahl tauglich zum Kriegsdienste und widerstehen kaum besser als die Europäer dem Klima von Gambien oder Lagos. Sie haben auch die kriegerische Gewandtheit der Wilden eingebüßt, ohne dafür von dem Gefühl des Patriotismus, der Pflicht, der Fahnenehre beseelt worden zu sein.

Was P. Baur von dem Häuptling Simbambili und den Bewohnern von Udoë erzählt.*)

Simbambili, d. h. Zwei-Löwen, ist ein ziemlich einflußreicher Häuptling im Distrikte Udoë zwischen dem Kingani- und Wameflusse. Es ist ein alter Greis, der gewiß das hundertste Lebensjahr bereits zurückgelegt. Von seinen zwei Frauen besitzt er vierzig Kinder, die noch fast sämmtlich am Leben sind und die sich bereits in verschiedenen Dörfern des Districts als Häuptlinge niedergelassen haben. Auch sie haben schon Kinder, die auch ihrerseits bald wieder Väter sein werden. Die dreißig bis vierzig Hütten, welche die Residenz Simbambilis ausmachen, beherbergen fast nur alte Mütter und Greise — den Senat von Udoë.

Jener altehrwürdige Patriarch empfing uns (die Patres Baur und Le Roy) aufs freundlichste, lud uns zu sich ein und überhäufte uns mit Höflichkeiten, bedauerte aber, uns nur zwei Hühner und etwas Mais anbieten zu können, weil er dieses Jahr ganz arm sei.

Als ich ihm dann meinerseits den Rücken mit heißem Oel eingerieben, um den Rheumatismus zu vertreiben, an dem er viel litt, und ihm auch einen alten Pelzrock geschenkt hatte, da war er vor Freuden fast außer sich.

Die Bewohner von Udoë sind Leute von schönem kräftigen Körperwuchs und beschäftigen sich sämmtlich mit Landbau. Die hauptsächlichsten Producte ihres Landes bilden Kartoffeln, Mais und Sorgho. Obstbäume trifft man bei ihnen nicht; dagegen große Schaf- und Ziegenheerden

*) Aus „A travers le Zanguebar.“ Tours, Mame & Co., 1887.

Die Dörfer liegen in der Regel auf den Höhen der Berge, fast ganz versteckt in dichten Buschwäldern, und nur auf einem schmalen und versteckten Fußpfade gelangt man zu ihnen. Alle diese Dörfer sind durch Schling- und Strauchgewächse eingefriedigt, mehrere sogar durch Palissaden von Baumstämmen stark befestigt. Die Hütten haben eine runde Form und werden aus Stroh gebaut, so daß man sie von Weitem für große Korndiemen halten könnte.

Die Häuptlinge dieses Landes lassen Bart, Haupthaar und Fingernägel wachsen. Letztere schneiden sie spitz und geben ihnen so die Form der Löwenkrallen. Das Haupthaar flechten sie und fetten es mit Schaftalg und Cocusöl, um auf diese Weise einen Achtung gebietenden Anblick zu gewinnen und einen Wohlgeruch um sich zu verbreiten, der wohl ein echt afrikanischer genannt werden kann, aber bei einem Europäer als Brechmittel vortrefflich wirken würde. Wenn ein Fremder kommt, verbergen sie sich, und es hält schwer, daß man sie zu sehen bekommt und ein Wort mit ihnen sprechen kann.

Auch können die Häuptlinge untereinander sich nicht besuchen. Denn wenn der Blick eines Häuptlings auf einen anderen fällt, dann muß einer von ihnen, so glaubt man, noch in demselben Jahre sterben. Wenn sie deshalb etwas mit einander zu besprechen haben, dann bestimmen sie ein Dorf, wo sie die Konferenz abhalten wollen und treffen dann in einer Hütte mit vier getrennten Abtheilungen zusammen. Der Austausch der Worte vollzieht sich über die Mauern hinweg.

Wenn einer von ihnen stirbt, dann begräbt man mit ihm mehrere von seinen Frauen, damit sie ihm im anderen Leben dienen. Dabei werden Tänze aufgeführt und große Festlichkeiten veranstaltet. Aehnlich sind die Ceremonien bei der Wahl eines neuen Häuptlings.

Da sie nun von ihren eigenen Leuten Niemanden tödten und verzehren, man aber bei gewissen Anlässen doch Menschenopfer haben muß, so werden Menschenjagden veranstaltet. Das Fleisch ihrer Nachbarn, der Wakami, scheint ihnen köstlich und besser als jedes andere zu schmecken; darum machen sie sich zu gewissen Zeiten des Jahres auf Befehl ihres Häuptlings auf und stellen sich in den Buschwäldern in der Nähe des Fußpfades auf den Anstand. Kommt dann Jemand des Weges, dann fallen sie über ihn her und schleppen ihn fort. So geht es, bis sie die geforderte Zahl erreicht haben. Oft wurden auch Karawanenzüge, welche ihren Weg durch das Innere des Landes nahmen, von ihnen angefallen und sahen sich deshalb genöthigt, einen anderen viel schwierigeren Weg

einzuschlagen, weil ihre Gepäckträger besorgt waren, sie möchten von jenen Kannibalen zum Frühstück verspeist werden.

Als wir uns das erste Mal in diesem Gebiete aufhielten, waren die Bewohner aus den umliegenden Dörfern gleich zur Stelle, und bald sah sich unsere kleine Karawane von ihnen umringt. Anfangs fesselte die weiße Hautfarbe der Missionäre ihre Aufmerksamkeit, dann musterten sie unsere Führer und — „Ah, der da wäre gut für uns!“ riefen bald Mehrere, indem sie auf ihn zeigten. „Ich,“ meinte ein anderer, „verlange nicht nach ihm, denn er scheint mir ein Araber zu sein; aber jener Große da, welcher einer Giraffe ähnlich sieht, der muß vortrefflich schmecken.“

Bei diesen Worten zitterten unsere Leute wie Espenlaub und hielten sich die Ohren zu, um kein Wort zu hören. Bald aber wurden sie von ihrer Furcht befreit, denn da in dieser Zeit keine Ceremonien stattfanden, so brauchte man auch keine Menschenopfer, und ich glaube, daß sich die Bewohner auf unsere Kosten nur einen Scherz erlauben wollten. Sie unterhielten sich gern mit uns; wenn man dann aber das Gespräch auf den Menschenmord lenkte, dann nahmen sie plötzlich eine ganz unschuldige Miene an und suchten die Schuld einem benachbarten Dorfe in die Schuhe zu schieben.

Diese tief eingewurzelte Unsitte hat ihnen den Haß der umliegenden Völkerschaften und nicht selten Krieg zugezogen. Seid-Said, der Vater des Sultans von Zansibar, hatte sogar bei dem Barte des Propheten geschworen, sie mit Mann und Maus auszurotten. Man plünderte ihre Felder, verbrannte ihre Dörfer, und behandelte ihre Bewohner wie wilde Thiere. Diejenigen, welche man gefangen nahm, wurden um einen ganz geringen Preis als Sclaven verkauft. Einige Hände voll Mais war die gewöhnliche Kaufsumme. Dennoch ist es nicht gelungen, sie gänzlich auszurotten. Seit zwanzig Jahren läßt man sie in Ruhe. Die Araber haben sich zurückgezogen und die Bewohner von Udoë sind freie Menschenfresser geblieben.

Sittenstreng, wie sie sind, ahnden sie vor allem die eheliche Untreue; auf Diebstahl ist Todesstrafe gesetzt; dasselbe gilt vom Todtschlag unter ihresgleichen. Auf unserer Reise begegneten wir zwei Leichnamen, welche, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, mit den Füßen an einem Baum aufgeknüpft waren. Wir erfuhren, daß der eine bei einem Diebstahl in flagranti ertappt worden sei, weshalb man ihn gehängt und mit Kolbenschlägen getödtet habe; der andere habe seinen Kameraden, welcher ihm einen Theil von dem Diebstahl vorenthalten,

ermordet. Zur Strafe sei er neben jenen gehängt und von Weibern gesteinigt.

Bei diesem Volke, das fast noch ganz im Heidenthum steckt, spielen die Hexenmeister eine große Rolle. Man holt sich von ihnen Rath in wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten und wenn Jemand stirbt, so bezeichnen sie die Personen, welche die Ursache des Todes gewesen sind. Diese werden dann ohne Weiteres ergriffen und lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Kommt ein Kind an einem Unglückstage zur Welt oder ist es mißgestaltet, dann wird es auf Anordnung des Hexenmeisters ohne Erbarmen in das Gebüsch geworfen, wo es eine Beute der wilden Thiere wird.

Ach! daß wir nicht die nöthigen Mittel haben, um bei diesen armen Schwarzen eine Missionsstation zu errichten und ihnen einige Missionäre zu senden!“ schreibt P. Baur 1887. „Ich habe die feste Hoffnung, daß man bei ihnen mit weit mehr Erfolg das Evangelium predigen würde, als bei den Arabern; aber an Missionären und an Geldmitteln fehlt es uns!“

Afrikanische Post.

Aus Zanzibar liegen eine Reihe von Nachrichten vor, die wir kurz registriren wollen.

Der **Sultan** von **Zanzibar**, Seyid Khalifa, ist plötzlich gestorben, wahrscheinlich an Gift; sein Bruder Seyid Ali folgt ihm auf dem Throne. Eine politische Bedeutung ist diesem Ereignisse wohl nicht beizumessen, auch der neue Sultan wird sich vor der deutschen Macht beugen müssen, wie es sein Vorgänger gethan.

Major Wißmann hat einen erfolgreichen Zug nach Usambara gemacht. Die aufständischen Häuptlinge unterwarfen sich und gaben freiwillig das Dr. Meyer und anderen Reisenden geraubte Eigenthum zurück. Dagegen leistet Bana Heri noch Widerstand. Major Wißmann erwartet zur Zeit seine bereits von Europa abgegangene Verstärkung, ca. 50 deutsche Offiziere und Unteroffiziere, sowie 600 Sudanesen; nach Empfang derselben wird er imstande sein, mit dem Reste der Aufständischen aufzuräumen.

Ueber **Dr. Peters** verlautet noch immer nichts zuverlässiges. Die Meldung französischer Missionare, daß sie Dr. Peters bei Subakini am Tana getroffen hätten, hat sich als eine Verwechselung herausgestellt. Subakini liegt nur einige Tagereisen von der Küste entfernt; der Vermißte hätte also schon längst wieder in unserem Gesichtskreise erscheinen müssen. Anscheinend haben die Missionare auf ihrem Zuge den Tana aufwärts einen Teil der Peters'schen Expedition angetroffen und vielleicht den schwer kranken Kapitän-Leutnant Rust

mit Peters selbst verwechselt. Daraus, daß Dr. Peters sich nicht auf dem Rückwege zur Küste befindet, geht hervor, daß ihm die Meldungen von der Ankunft Emin Paschas an der Küste nicht zugegangen sind, er auch die Weisung des Berliner Comités zur Umkehr nicht erhalten hat. Er ist also unmittelbar nach dem Kenia zu gegangen und wahrscheinlich darüber hinaus in nordöstlicher Richtung weiter gezogen. Danach muß er sich gegenwärtig in der Nähe des Viktoria-Nyanza befinden. Man fragt sich aber, was er dort machen will. Bekanntlich haben ihn alle Expeditionen nicht erreicht, welche ihm nachgesandt wurden, um ihm allerhand fehlende Bedürfnisse nachzuführen. Es fehlt ihm nicht nur an Tauschwaare, sondern auch an Proviant. Schlunke, Borchert, Rust wurden von allerhand Hindernissen und Unglücksfällen betroffen und mußten umkehren und die Einholung der Hauptkarawane aufgeben. Dr. Peters hat daher nur einen sehr kleinen Zug von Mannschaften bei sich, etwa 25 Mann und einige Kameele; ihm fehlen außerdem noch die Waaren, welche man zu einer Reise in Afrika nöthig hat. Sollte er wirklich Uganda erreichen und dort bei dem wiedereingesetzten und den Europäern freundlich gesinnten König Muanga gute Aufnahme finden, so kann er von Glück sagen.

Ein in Cairo eingegangenes Telegramm aus Zanzibar meldet, daß **Emin Pascha** von den Folgen seines jüngsten Unfalles gänzlich genesen sei, aber sich nicht entschließen könne, Bagamoyo zu verlassen.

* * *

Endlich ist sichere Kunde in Europa eingetroffen über die Vorgänge im Negerkönigreiche **Uganda.** Und diese Kunde bestätigt den vollständigen Sieg des Königs Leo (Muanga) über seinen Bruder, den Thronräuber Karema (Kalema ist falsch). Das Königreich ist von der Herrschaft der Araber befreit, mit dem wiedereingesetzten bekehrten König haben die Christen die Oberhand behalten, und hoffentlich für immer.

Wir wollen diese für die Zukunft des Christenthums in Afrika hochwichtigen Ereignisse an der Hand der Missionsberichte verfolgen und deshalb die neuesten Briefe des dortigen apostolischen Vicars an Se. Eminenz den Cardinal Lavigerie abdrucken.

U. L. Frau von Kamoga (Bukumbi) 3. Nov. 1889.

Eminenz und hochverehrter Vater!

Wenn diese Zeilen zu Ihnen gelangen — vorausgesetzt, daß sie überhaupt ankommen —, wird Ihr Namensfest längst vorüber sein ..... Seit länger als einem Jahre ist uns keine einzige Druckschrift zugegangen, selbst unsere Briefe scheinen aufgefangen zu werden, und wir wissen nicht, ob ein einziger der zahlreichen Couriere, welche seit Januar von hier abgingen, an die Küste gelangte.

Ich beginne diesen Brief mit der Erzählung der letzten Ereignisse.

Die Christen von Buganda (Buganda = Uganda), von Kiwewa und seinem von den Arabern beschnittenen Nachfolger Karema unablässig wie wilde

Thiere gehetzt, hatten sich in Stärke von 2000 bis 3000 Köpfen ins Bussagora-Gebiet zurückgezogen. Ihr Anführer, Gnogni Ntono Honorat, sandte im April eine Deputation an uns, um sich Rath in mehreren Dingen zu erholen; er hatte gehört, der vertriebene König befinde sich in unserer Mitte, und bat deshalb, wir möchten denselben zu ihm kommen lassen. Die Christen wollten für seine Rechte eintreten und versuchen, Karema wieder abzusetzen, der ja lediglich durch die Araber und die muselmannisirten Bagandas (Eingeborene) auf den Thron gesetzt ist und dort gehalten wird.

Wir machten Muanga Mittheilung von diesem Wunsche der Christen, ohne ihm indeß einen bestimmten Rath zu geben; er nahm die Einladung an und reiste an Bord des „Rimi", eines dem englischen Karawanenhändler Stokes, unserem Freunde, gehörigen Segelbootes, nach Buganda ab. Das ganze Land erkannte seine Oberhoheit an, nur nicht Karema und die Muselmänner. Unglücklicherweise befanden sich aber die Gewehre größtentheils in den Händen der Letzteren; Muanga wagte deshalb nicht, auf dem Festlande zu bleiben, sondern ließ sich vorläufig auf einer kleinen Insel an der Küste, etwa 10 Kilometer von seiner früheren Hauptstadt entfernt, nieder. Von dort aus sandte er uns drei Boote unter dem Commando eines kühnen Neugetauften, Namens Louis, mit der Bitte, ihm und unseren Christen die Tröstungen und Hülfe der hl. Religion zu bringen. Er fügte hinzu, falls wir diesem Wunsche nicht nachkommen könnten, wolle er auf die Hoffnung, sein Königreich zurück zu erobern, verzichten und wieder zu uns kommen.

Wir glaubten dieser Bitte gegenüber nicht taub sein zu sollen, und so schifften sich denn Ende August die Patres Lourdel und Denoit (nicht Benoit, wie wir in Zeitungen gelesen) mit Herrn Stokes nach Buganda ein.

Vor einigen Tagen nun erhielten wir Nachricht von diesen theuren Mitbrüdern. Nach einer glücklichen Reise sind sie am 14. September, am Kreuzerhöhungsfeste, auf der Insel Bulingugué, Muanga's Residenz, eingetroffen. Der König und einige Hundert Christen seiner Umgebung haben sie mit unbeschreiblicher Freude und Begeisterung empfangen. In aller Eile wurden zwei bescheidene Hütten von Rosenholz gebaut, und dort sind die Missionare vom Morgen bis zum Abend beschäftigt mit Katechismusunterricht, Beichthören und anderen Obliegenheiten ihres heiligen Dienstes. Der heilige Ungestüm unserer Täuflinge und Katechismusschüler läßt ihnen kaum die Zeit, ihre Gebete zu verrichten und ein wenig Nahrung zu nehmen.

Zu Ende September hatten eine große Anzahl Christen Bussagara noch nicht verlassen können; andere befanden sich in der Provinz Budu, aus welcher sie die Muselmänner vertrieben hatten, wieder andere waren auf die Inseln nahe an der Küste geflohen, um vor der Wuth der Banden Karemas sich zu schützen. Dieser Tyrann hat alle Prinzen und Prinzessinnen königlichen Blutes, deren er habhaft werden konnte, verbrennen lassen und überhaupt so viele Scheußlichkeiten begangen, daß er ein Gegenstand des Abscheus für Alle ge-

worden ist, die nicht Muselmänner sind. Man versichert sogar, daß mehrere seiner Anführer, welche wahrscheinlich nur Muselmänner wurden, um ihr Leben zu retten, sich Muanga unterworfen haben. Trotzdem verfügt der Thronräuber, dank der Unterstützung der Araber von Zanzibar, noch über 1500 Gewehre und eine Menge Schießbedarf, ist also noch im Stande, sich in seiner Hauptstadt zu halten und die benachbarten Bezirke einzuschüchtern.

Vor einigen Monaten sandten die Araber von Magu zwei Segelboote mit einer starken Ladung an Pulver und Gewehren und 1500 Mann. Die Fracht war für Karema bestimmt und nebenbei sollten die Gegenden, welche sich Muanga unterworfen hatten, gezüchtigt werden. Im Vertrauen auf die Ueberlegenheit ihrer Fahrzeuge und ihrer Waffen, nicht minder wohl auch auf den Schutz des Propheten, proclamirten sie sich als die Unüberwindlichen und marschirten mit Siegesgewißheit vorwärts, überall brennend und plündernd, wo sie landeten.

Muanga, bei Zeiten von ihrem Anmarsche unterrichtet, sandte 400 mit Gewehren bewaffnete Leute gegen sie aus. Der Befehlshaber Gabriel, welcher schon mehrere Siege über die Muselmänner davon getragen, theilte seine kleine Armee in zwei Corps: das eine marschirte zu Lande am Ufer entlang, das andere, mit ihm selbst, bestieg 20 Ruderboote. Beide Theile richteten ihren Marsch so ein, daß die Araber beim Landen zwischen zwei Feuer genommen werden konnten. Der Zusammenstoß fand statt im Hafen von Buaya, einen Tagemarsch von Muangas Aufenthaltsort entfernt. Die Muselmänner hatten Anker geworfen und waren eben im Begriff, ihre Zelte am Ufer des Sees aufzuschlagen, als Gabriel's Landabtheilung schnell wie der Blitz über sie hereinbrach und sie zwang, sich auf die Schiffe zu flüchten. Das ging mit einer solchen Hast vor sich, daß mehrere Feinde, von ihren eigenen Kameraden ins Wasser gestoßen, in den Fluthen umkamen. Die arabischen Kaufleute, ihrer fünf, schlugen ihren Gefährten vor, sich zu ergeben, aber die aus Wangwanas bestehende Mannschaft, ebenso die übrigen schwarzen Muselmänner, weigerten sich, das Feuer einzustellen. „Euch würde Muanga vielleicht schonen, aber für uns ist keine Gnade zu hoffen," sagten sie zu den Kaufleuten. In diesem Augenblicke erscheint die kleine von Gabriel befehligte Flotte, ordnet sich in Linie und greift lebhaft das größte der beiden Fahrzeuge, dem Araber Ben Sif gehörig, an. Aber die 100 Muhamedaner, welche hinter der dicken Brustwehr in Deckung stehen, haben wenig zu fürchten, sie empfangen die Soldaten Muangas mit einem dichten Hagel von Geschossen. Die Ruderer, unglücklicherweise Eingeborene von den Sese-Inseln, deren Feigheit sprüchwörtlich ist, erschreckt durch das Knattern der Gewehre, schicken sich an zu fliehen; um sie zurückzuhalten, muß Gabriel mit den schrecklichsten Strafen drohen. Die Araber ihrerseits möchten gern ins Weite, aber das Schiff ist verankert, und um den Anker zu heben, müßte man sich erheben und den Kugeln als Zielscheibe bieten. Indeß gelingt es ihnen endlich, die Ankerkette vom Schiffe zu lösen, ohne sich

zu zeigen; sie lassen Anker mit Kette dem Meere als Beute, hissen das Segel, und das Schiff setzt sich in Bewegung. Die Basese (Leute von Sese) weigern sich, es zu verfolgen; noch einige Augenblicke und die Muselmänner sind in Sicherheit. Da ein Knall, das Schiff macht einen Luftsprung und verschwindet momentan in einer dichten Rauchwolke. Toll vor Schrecken, vielleicht auch verbrannt, stürzen sich mehrere Muhamedaner über Bord und ertrinken. Indeß der Capitain und die Bemannung wehren sich verzweifelt und halten die Stürmenden in Respect. Diese haben fast keine Munition mehr und sehen, wie der Feind ihnen zu entwischen droht. Da, eine zweite Explosion und wieder stürzt eine Anzahl Araber über Bord. Muangas Soldaten schöpfen neuen Muth„ aber die zitternden Basese an den Rudern sind nicht vorwärts zu bringen. Jetzt ein dritter Knall, der die Verwirrung noch vermehrt, die aufsteigende Flamme setzt das Segel in Brand und vernichtet es. Die Stürmenden, jetzt überzeugt, daß Gott für sie streitet, stoßen ein furchtbares Siegesgeschrei aus, und selbst die Basese zögern nicht mehr. Ihre Boote fliegen pfeilschnell über das Wasser und werfen sich auf das Araberschiff. Die Soldaten schwingen sich an Bord und machen alles nieder, was Widerstand leistet, nur die jungen Sclaven und die fünf Araber, welche zur Uebergabe gerathen, wurden geschont. Nachdem das Schiff geplündert war, ward es den Flammen übergeben.

Das zweite und kleinere Fahrzeug, Sungura gehörig, hatte sich während des Kampfes aus dem Staube gemacht. Die christlichen Schwarzen holten es ein und griffen es entschlossen an. Auch hier kam ihnen Gott mit einer Explosion zu Hülfe, sie siegten und zündeten auch dieses Segelboot an.

Man versichert, daß in diesem Kampfe 150 Muselmänner umkamen. Ans Wunderbare grenzt aber, daß die Angreifenden, welche einem wahren Hagel von Kugeln ausgesetzt waren, nur zwei Leute verloren, von denen ein Mann noch das Opfer der Unvorsichtigkeit seiner Gefährten geworden sein soll.

Die fünf Araber, von denen eben die Rede war, hatten sich auf den Boden des Fahrzeuges niedergeworfen, um vor den Kugeln geschützt zu sein; aber die Explosionen hatten sie so übel zugerichtet, daß sie starben, ehe sie Muanga vorgeführt werden konnten. Von all den Muselmännern, welche vom Süden des Sees gekommen, um ihren Religionsgenossen zu helfen, blieben nur drei Mann übrig; diese drei waren nämlich vor dem Ueberfalle an Karema abgeschickt, um diesem die glückliche Ankunft einer Verstärkung zu melden, welche aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Triumph gesichert und die Aussichten Muangas auf immer zerstört haben würde.

Wenn dieser Brief zu Ihnen kommt, werden Ew. Eminenz längst Kunde haben von der Rückkehr Stanleys nach der Ostküste. Als er auf seinem Durchmarsche die protestantische Mission Busambiro berührte, sandte ich die Patres Girault und Schynse, ihn zu begrüßen und ihm einige Körbe Gemüse anzubieten. Der berühmte Reisende, ebenso Emin Pascha und alle Offiziere der Expedition empfingen die Missionare sehr zuvorkommend.

Es fehlte ihnen an Fußbekleidung, an Kleidern und Reitthieren. Wir konnten ihnen zum Selbstkostenpreise drei Esel und einige europäische Kleidungsstücke überlassen, die wir selbst in Tausch genommen. Herr Stanley und der Intendant schickten mir sehr schmeichelhafte Dankschreiben.

P. Girault benutzte diese Gelegenheit, um Emin Pascha, der ein geschickter Arzt ist, wegen seiner Augenkrankheit zu consultiren. Der Doctor erklärte ihm, ohne Operation sei an eine Heilung nicht zu denken; diese könne er aber nicht selbst vornehmen, da ihm die Instrumente fehlten; die Reise nach Europa sei also nothwendig. Das hat mich denn bestimmt, unseren theuren Mitbruder mit Stanley's Karawane nach Frankreich zu senden. Ich habe ihm das Protokoll der Untersuchung, betreffend unsere Martyrer von Uganda, anvertraut und ihn beauftragt, es Ew. Eminenz zu übergeben. . . .

* * *

13. November 1889.

. . . . . Es ist wahr, daß die Araber und anderen Muhamedaner auf uns schlecht zu sprechen sind wegen der Vorgänge des letzten Jahres an der Küste. Freilich machen sie noch einigen Unterschied zwischen den Deutschen und Franzosen, aber sie glauben, wir verfolgten alle dasselbe Ziel, die Einen auf diese Weise, die Anderen auf jene Weise. Die zurückhaltende Politik Frankreichs, welche in Zanzibar einen für die Missionen günstigen Eindruck hervorgebracht hat, wird hier wenig oder gar keinen Effect auf die Wangwanas und den größten Theil der Araber hervorbringen. Diese sehen und werden stets in dem Missionar nur einen gefährlichen Menschen sehen, der durch seine Thätigkeit dem Einflusse der Araber auf die Bevölkerung des Innern schadet und damit die Quelle ihres Vermögens versiegen macht. Die Muselmänner werden also stets unsere größten Feinde sein und uns so viel Uebles anthun, als in ihrer Macht steht.

Wenn sie nun bis hierher unsere Missionen südlich vom Nyanza in Ruhe gelassen haben, so liegt der Grund darin, daß sie uns nicht angreifen können, ehe sie nicht den Häuptling, auf dessen Gebiete wir uns niedergelassen, gegen uns aufgereizt haben, und das ist nicht leicht, wenigstens in diesem Augenblicke nicht. Siegen sie aber nördlich des Sees (in Uganda), so würde sie ein solcher Erfolg weit kühner machen, und es könnte um uns und unsere Missionen geschehen sein. Aber wir hoffen, daß die Partei der Muselmänner in Uganda nicht siegt. . . . . .

Leo Livinhac,
Bischof von Pacando, apost. Vicar des Nyanza.

* * *

Bis zum 13. November also war die Lage noch eine kritische, wenn auch hoffnungsvolle. Inzwischen hat aber der schnellere Telegraph Kunde gebracht von den neuen Siegen Muangas und befindet sich, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, dieser im Vollbesitze seiner königlichen Gewalt. Wenn die vorliegenden Depeschen sich voll bestätigen, so ist Karema flüchtig und fast alle Araber haben müssen ihr Leben lassen. Darob soll in Zanzibar große Bestürzung unter den Arabern herrschen, denn von Zanzibar aus waren die Araber nach Uganda gezogen; sodann aber thut dieser Sieg der Christen unzweifelhaft kund, daß dort, wo das Christenthum Fuß gefaßt hat, für den Islam die Herrschaft verloren ist. Uganda wollten die Araber zu ihrem Bollwerk machen, kein Christ sollte es ohne schwere Strafe betreten dürfen — jetzt wird es mit Gottes Hülfe hoffentlich ein Bollwerk des Christenthums werden. Für Europa und die Unternehmungen europäischer Mächte ist der Gewinn und die Erschließung Ugandas von größter Bedeutung. Die Frage ist nur, ob man verstehen wird, Nutzen aus der Lage zu ziehen. Eine Verbindung der Küste mit Uganda, am besten per Eisenbahn, ist das zunächst Nothwendige und wird sich auch bezahlt machen. Ohne Anlage von Verkehrsmitteln aber hat auch Uganda keinen großen Werth. Erst wenn der Missionar per Dampfroß nach den großen Seen reiset, wenn die Missionsstationen und europäischen Colonien durch brauchbare Wege mit einander verbunden sind, erst dann wird die Civilisirung Afrikas Riesenschritte machen und auch die europäischen Ansiedler werden ihre Rechnung finden. Die Congobahn auf belgischer Seite befindet sich im Bau; hoffentlich werden die deutschen und englischen Capitalisten nicht zurückbleiben.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

2. Liste der eingegangenen Gaben:

		Mark
	Uebertrag	11363.07
Zw.-V.	Bedburdyk b. Weveling-hoven	100.—
„	Asbach, Westerwald	40.—
„	Gemünd, Eifel	77.—
Diöcesan-Verein des Apostolischen Vicariates, Königreich Sachsen		503.—
Zw.-V.	Crefeld	450.—
„	Bruchhausen bei Unkel a. Rhein	21.—
„	Sistig bei Call	25.—
„	Worringen	75.—
„	Muggensturm bei Rastatt	49.60
„	Hackenbroich bei Dormagen	77.—
„	Oberkrüchten, Kreis Erkelenz	137.—
„	Pattern, bei Jnden	48.75
„	Sinzenich b. Zülpich	13.10
	Summe	12979.52

		Mark
	Uebertrag	12979.52
Zw.-V.	Ramershoven b. Euskirchen	37.—
„	Riegersdorf, Oberschlesien	100.—
„	Randerath	94.—
Frau Anna Müller, Breslau		12.—
Diöcesan-Verein Trier		2140.—
Sr. Durchl. Herzog von Ratibor, Randen		10.—
Zw.-V.	Lübeck	41.15
„	Herrnstadt, Schlesien	60.—
„	Spiel b. Ameln, Kreis Jülich	63.10
„	Coslar bei Jülich	114.—
Heinr. Wendelstadt i. Goldberg, Schlesien		3.—
Zw.-V.	Laurenzberg b. Aachen	99.05
„	Beyenburg, Kr. Lennep	40.—
„	Erkrath	100.—
„	Burtscheid bei Aachen	22.80
	Summe	15915.62

		Mark
	Uebertrag	15915.62
Zw.-V.	Nemmenich b. Zülpich	90.—
„	Pfarre z. hl. Maria in der Kupfergasse, Köln	142.—
„	Uetterath, Post Randerath	70.—
„	Hochkirchen, Post Düren	91.10
„	Bohren bei Montjoie	72.75
„	Olpe, Post Cürten	50.—
„	Dürwiß bei Eschweiler	27.—
„	Eicherscheid b. Imgenbroich	35.—
„	Lommersweiler bei St. Vith	25.75
„	Welldorf bei Jülich	62.70
„	Erpel a. Rhein	45.—
„	Stoppenberg bei Essen	160.—
„	Freialdenhoven bei Jülich	32.—
„	Oberhausen	160.—
Westfälischer Merkur, Münster		38.80
Diöcesan-Verein Paderborn		1500.—
	Summe	18517.72

		Mark
	Uebertrag	18517.72
Zw.-V.	Marmagen, Post Call	15.—
„	Oberforstbach bei Cornelymünster	16.15
„	Langel bei Wahn	12.50
„	Flammersheim b. Euskirchen	141.20
„	Paffendorf, Reg.-Bez. Köln	50.—
„	Holzheim bei Neuß	33.—
„	Rödingen, Kreis Jülich	146.10
Diöcesan-Verein Freiburg im Breisgau		1800.—
Zw.-V.	Lechenich	128.—
„	Stilldorf bei Siegburg	96.—
„	Velbert, Kr. Mettmann	22.30
„	Weißkirchen bei Euskirchen	5.—
„	Schleiden, Eifel	100.—
„	Scherpenseel b. Geilenkirchen	76.—
	Summe	21158.97

Köln, den 19. Februar 1890.

Heinrich Horten,
Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken.

In der letzten Versammlung des Central-Vorstandes des Afrika-Vereins Deutscher Katholiken am 19. December v. J. wurde als letzter Antrag des Herrn Hespers, der Seite 10 des 1. Heftes, Januar 1890, dieser Zeitschrift, veröffentlichte genehmigt. Derselbe lautet wörtlich: „Endlich wurde auf Antrag des Herrn Hespers der Beschluß der vorigen Sitzung des Central-Vorstandes erneuert, den apostolischen Vicaren des Victoria-Nyanza- und des Tanganjika-Gebietes im Falle des Bedürfnisses, welches insbesondere durch den Umschwung der Verhältnisse in Uganda eintreten könnte, eine Summe bis zu 20 000 Mark zur Verfügung zu stellen."

In dem 3. Hefte, Februar 1890, Seite 77 und 78, bei Begründung eines Beschlusses des Verwaltungsausschusses in seiner Sitzung vom 14. Januar d. J., hat dieser Antrag eine andere, wirkungsvollere Fassung angenommen. Mit Rücksicht auf die Ausführung des betreffenden Beschlusses wird dieses hier nur erwähnt.

Folgende Zweig-Vereine sind neuerdings zur Anmeldung gekommen:

I. Beim Verwaltungs-Ausschusse:

562. Asbach (Westerwald). — 563. Riegersdorf (Bezirk Oppeln). — 564. Jacobwillesheim bei Bettweis. — 565. Dottel bei Call. — 566. Glehn bei Commern. — 567. Urfeld bei Wesseling. — 568. Herrnstadt in Schlesien. — 569. Giesenkirchen bei M.-Gladbach.

Mannigfaltiges.

Zwei Bilder bieten wir unseren Lesern heute im Texte, welche wir dem Album der Weißen Väter entnommen haben. Einer Erklärung bedürfen diese Blätter nicht. Nach monatelanger mühevoller Wanderung macht die Karawane inmitten der Wildniß Halt, baut ihre Hütte und zum Zeichen, daß die Boten des Evangeliums dauernd Besitz von dem Boden nehmen, pflanzen sie das Kreuz auf — ein Zweig, quer an einem jungen Baume in einiger Höhe angebracht, muß vorläufig genügen. Und im Schatten dieses Kreuzes entwickelt sich dann rasch unter den geschickten und fleißigen Händen der Missionare neues Leben, ein Leben, wie es diese Gegend nie gesehen, und nach kurzer Zeit schon steht ein für die ersten Bedürfnisse genügendes Gebäude unter Dach und die große und Hauptaufgabe der Missionare, Seelen für den Himmel zu gewinnen, kann beginnen. So oder ähnlich haben alle Pflanzstätten des Christenthums in heidnischen Ländern ihren Anfang genommen, klein und bescheiden, mit der Gnade Gottes und den freiwilligen Gaben der Christen sind sie herangewachsen und haben ihre vielfach wunderbar großen Erfolge erzielt.

Aus **St. Ottilien** können wir mittheilen, daß der hochwürdige Herr P. Amrhein seine schwere Erkrankung glücklich überwunden hat und auf dem Wege der Wiederherstellung sich befindet. Auch von P. Fleeschütz, welcher bekanntlich in Ostafrika die zerstörte Mission wieder errichtet, sind gute Nachrichten eingelaufen.

Folgende deutsche Offiziere sind neuerdings nach Afrika abgereist: Major Liebert vom großen Generalstab, Lieutenant Scherner, Premier-Lieutenant a. D. Heymons vom 7. rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 69, Lieutenant v. Zitzewitz vom 3. posenschen Infanterie-Regiment Nr. 58, Lieutenant Hogrefe, Lieutnant v. Elpons vom Grenadier-Regiment Graf Kleist von Nollendorf (1. westpreußisches) Nr. 6, Lieutenant Schenk, Lieutenant Podlech vom Eisenbahn-Regiment, Lieutenant Burger vom 121. Infanterie-Regiment (3. württembergisches), Lieutenant Wolfrum vom 1. baierischen Fuß-Artillerie-Regiment, Lieutenant von dem Knesebeck vom Ersten Garde-Regiment z. F. Außerdem wird Assistenz-Arzt Dr. Steuber vom Kürassier-Regiment von Seydlitz (Magdeburgisches) Nr. 7 hinausgehen. Etwa 30 Unteroffiziere sind für den Dienst in Ostafrika neu angeworben.

Der neue Sultan Seyid Ali von Zanzibar ist nach Angabe von kundigen Personen ein Mann von nahezu 40 Jahren und nur wenige Jahre jünger als sein verstorbener Bruder Khalifa. In den letzten beiden Jahren wurde auch ein Neffe desselben, Aziz, wiederholt genannt und als Prätendent bezeichnet. Englischen Quellen zufolge sollte Seyid Aziz die Absicht haben, vom persischen Meerbusen aus in Pemba zu landen. Der verstorbene Seyid Khalifa schien diesen Versuch ernst zu nehmen und ließ Anstalten treffen, um den Prätendenten zurückzuweisen. Doch erfolgte der Ueberfall des Aziz nicht;

vielleicht hält er seine Sache jetzt für aussichtsvoller und setzt wirklich eine Landung im Sultanat ins Werk. Wie wenig man übrigens von Seyid Ali weiß, geht daraus hervor, daß einerseits erklärt wird, er sei ein Freund europäischen Wesens, anderseits aber behauptet wird, er sei der eifrigste Araber unter seinen Brüdern. Der neue Sultan gilt bei allen mit Zanzibar bekannten Europäern als ein den Engländern besonders angenehmer Herrscher. Er stand in sehr schlechtem Verhältniß zu seinen Brüdern Madschid und Bargasch; der letztere ließ Ali längere Zeit in einer Schamba festhalten. Ali trieb sich früher planlos umher und wird als Opiumraucher bezeichnet. Nachdem Khalifa zur Regierung gekommen war, erhielt Ali mehr Freiheit und soll sich auch in seinem äußeren Leben und Aussehen gebessert haben. Mit ihm scheint die Reihe der Brüder der bisherigen Sultane abgeschlossen zu sein. Es ist aber für später noch ein Prätendent da, in dem etwa 15jährigen Sohne von Seyid Bargasch, Mhamed, welcher von den Europäern als ein geweckter Knabe geschildert wird.

Forschungsreisen in Afrika. Bis heute ist Afrika dreizehn Mal durchquert worden. Als der erste hat im Jahre 1854 Livingstone dieses Unternehmen durchgeführt; fast zu derselben Zeit der Portugiese Silva Porto. Im Jahre 1873 durchschritt der Engländer Cameron Afrika, 1874 Stanley, 1877 der portugiesische Major Serpa Pinto, 1880 der Italiener Matucci, 1881 der deutsche Major Wißmann im Dienste des Congostaates und der Schotte Arnot, der letztere in umgekehrter Richtung von Osten nach Westen. Im Jahre 1884 durchquerten die beiden Portugiesen Ivens und Capello und der Oesterreicher Dr. Lentz, 1885 als congostaatlicher Agent der schwedische Offizier Gleerup den dunklen Erdtheil. Seitdem haben Major Wißmann und Stanley zum zweiten Male das Unternehmen durchgeführt, und jetzt hat der französische Schiffscapitän Trivier Afrika durchquert. Die Reise des Letzteren war die schnellste; er ließ sich von den Stanleyfällen aus unter dem Schutze Tippu Tipp's gegen hohe Bezahlung mittels einer geschützten Karawane nach der Ostküste schaffen.

Zerlegbare Häuser für Afrika. Die Deutsch-Afrikanische Gesellschaft hat den Blankeneser Dampfer „Neptun" gechartert, der demnächst direct nach Bagamoyo abgeht. Derselbe ladet augenblicklich eine Anzahl zerlegbarer Häuser, welche in den Werkstätten der Firma Schmidt in Altona hergestellt sind.

Opferwilligkeit bei Nichtkatholiken. Für den geplanten Bau des neuen deutschen (evangelischen) Krankenhauses in Zanzibar sind schon reiche Gaben eingegangen. Krupp in Essen sandte der Ostafrikanischen Missionsgesellschaft 10 000 Mk., Banquier von der Heydt in Elberfeld 5000 Mk. Die deutschen Eisenindustriellen wollen das zum Bau nöthige Eisen möglichst ganz beschaffen, die deutschen Cementfabriken haben sich erboten, den Cement zu liefern. Ein warmer Freund der Sache, der ungenannt bleiben will, giebt die nöthigen Steine, Kalk u. s. w.

Ermordung von Missionaren. Eine französische Karawane, die auf dem Wege von Zeila (an der Nordküste der Somali-Halbinsel, Aden gegenüber) nach Harrar sich befand, ist von Issa-Somalis überfallen und niedergemacht worden. Es war eine Handelskarawane, bestehend aus 27 Gadibursi-Somalis, bei der sich zwei französische Missionare und zwei junge griechische Kaufleute befanden. Kurz zuvor hatten die Gadibursi die Issa überfallen, und zwei der letzteren getödtet. Der Ueberfall auf die Karawane war daher ein Rache-Akt der Issa; er geschah so unvermuthet und rasch, daß kein Kampf stattfand. Der Vorgang vollzog sich einige Kilometer von Zeila, wo sich eine englische Garnison von Indern befindet; nur in geringer Entfernung von der Stelle waren englische Soldaten damit beschäftigt, Brunnen zu graben.

Der schwedische Afrikaforscher Nils Zachrisson bereitet eine Expedition nach Central-Afrika vor, welche neben wissenschaftlichen vor allem Handels- und Culturzwecke verfolgt und den Sclavenhandel zu bekämpfen gedenkt. Es sollen an den Karawanenstraßen, welche nach den großen Seeen führen, und an diesen selbst befestigte Stationen angelegt werden, welche Missions-Anstalten und Factoreien vereinigen. Um in letzterer Hinsicht mit mehreren Hamburger Großfirmen Verabredungen zu treffen, hält sich Zachrisson jetzt in Hamburg auf. Die Expedition, die mit einer Maxime-Kanone und Repetirgewehren bewaffnet, mit wissenschaftlichen Instrumenten ausgerüstet ist und einen zerlegbaren Schraubendampfer mit sich führt, zählt 110 Mann, zumeist Schweden. Sie sind zu dreijähriger Dienstzeit verpflichtet. Zachrisson steht mit dem Khedive und Emin Pascha in Verhandlung. Falls letzterer nach Wadelai zurückkehren sollte, würde er ihn geleiten und dort sein Werk unterstützen. Zachrisson, dem durch freiwillige Beiträge aus verschiedenen europäischen Ländern und Amerika namhafte Mittel zur Verfügung stehen, ist erst 30 Jahre alt, aber schon weit in der Welt herumgekommen. Nachdem er Australien, Südamerika, Neuseeland, Neukaledonien, Arabien, Kleinasien und Westindien bereist, wandte er sich der Erforschung Afrikas zu, der er bisher sein Leben gewidmet hat.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen:

Mehrere Verstorbene. — Eine kränkliche Frau. — Drei Knaben um frommen Sinn und Fortschritt in den Studien. — Ein Knabe um Heilung von der Naschhaftigkeit. — Eine ganze Familie um Wiedererlangung der Gesundheit. — Um die Seelenruhe der verstorbenen Mutter, Großeltern und Schwester. — Um die Gnade einer guten Osterbeichte und würdige Communion. — Um guten Fortgang des Geschäftes. — Um Wiedererlangung wichtiger Papiere und Beschützung vor Gefahren. — Um Bewahrung der Reinheit. — Um Schutz gegen böse Zungen der Hausgenossen.

Bücherschau.

Weltgeschichte von **Dr. Joh. Bapt. Weiß,** k. k. Regierungsrath ꝛc. Dritte verbesserte Auflage, Graz und Leipzig, Verlag der „Styria". — Von diesem vortrefflichen Werke liegen uns jetzt die acht ersten Lieferungen der 3. Auflage vor. Durch seine Gründlichkeit und seine anregende Begeisterung für alles Große und Schöne, durch die plastische Darstellung großer Männer und Ereignisse bei meisterhaftem Geschick im Gruppieren des Stoffes, durch den Gedankenschwung und sittlichen Ernst, der das Ganze durchweht, hat der Verfasser diesem seinem Werke einen bedeutenden Leserkreis zu verschaffen gewußt, und die Verlagshandlung ist nun bestrebt, die Verbreitung von Weiß' Weltgeschichte, welche unstreitig zu den besten gehört, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat, durch Ermäßigung des Preises und durch Ausgabe in Lieferungen noch mehr zu fördern. Die Kritik hat der Weltgeschichte von Dr. Weiß unter allen Geschichtswerken der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit einen hervorragenden Platz angewiesen und wir bedienen uns nur ihrer eigenen Worte, wenn wir darüber sagen: die Darstellung ist klar, anschaulich und vollständig, der Periodenbau übersichtlich, die Sprache frisch und edel. Die Tendenz des Werkes ist die allein richtige, d. h. sie ist auf objektive Darstellung der historischen Ereignisse gegründet, weder nach rechts noch nach links liebäugelnd. Dr. Weiß schildert gleich gewissenhaft die erhebende Wahrheit, wie den folgenschweren Irrthum nach den besten Quellen, und was letztere betrifft, wird man nicht ein bedeutendes Werk der historischen Literatur treffen, das nicht gewissenhaft von ihm benutzt worden wäre.

Briefkasten der Redaction.

Die nächste **Verloosung von Pathenschaften** findet am **1. April** statt. Bewerbungen sind mit 10 Pfg.-Marke bis dahin erbeten. Die näheren Bestimmungen siehe Jahrg. 1889, Heft 9. — Bei Vertheilung des üblichen **Fasten-Almosens** bitten wir der Missionen gedenken zu wollen. — **Die Zweig-Vereine der Diöcese Trier** machen wir nochmals darauf aufmerksam, daß im dortigen Kirchl. Amtsblatte der Abonnementspreis auf „Gott will es!" falsch angegeben war. Wir haben eine Berichtigung gesandt. Der Preis pro 1890 regelt sich lediglich nach den Angaben in unseren letzten Heften: halbj. 1,20 Mk. und Porto, bei Abnahme von 10 Ex. à 1 Mk. und Porto. — **Frau Gr. L.:** Bis zum Schlusse der Redaction war leider das Versprochene nicht eingetroffen. — **An Viele:** Wir erklären nochmals, daß den **Post**abonnenten alle erschienenen Hefte nachgeliefert werden müssen, falls sie es verlangen. Wo Nachlieferung geweigert wird, nehmen wir die Beschwerden an und bringen sie geeigneten Ortes an. Wir bemerken aber, daß die Post für Nachbestellung 10 Pfg. zu fordern hat. — **Th. Sch.** in **Schl.:** Wegen der hl. Messen werden wir anfragen.

Schluß der Redaction am 22. Februar.

Verantwortlicher Redacteur: W. Helmes in Münster.

Druck der Coppenrath'schen Buchdruckerei in Münster.

2. Jahrg. **Gott will es!** 6. Heft.

Katholische Zeitschrift
für
die Antisclaverei-Bewegung deutscher Zunge.

Inhalt: Die katholischen Missionen Afrikas. (4. Fortsetzung.) — Die Quellen der Sclaverei. — Und Licht wird sein nach dunkler Nacht. — Afrikanische Post. — Aus Oesterreich. — Mittheilungen aus dem Vereinsleben. — Mannigfaltiges. — Bei unserer Redaction eingegangene milde Gaben. — Besondere Anliegen. — Bücherschau. — Briefkasten der Redaction. — Anmeldungen zu Pathenstellen. — Wie vermehrt man auf zweckmäßige Weise die Einnahmen des Afrika-Vereins? — Inserate.

[Nachdruck untersagt.]

Die katholischen Missionen Afrikas.

[4. Fortsetzung.]

Von Baron Leo de Bethune.

6. Apostolische Präfectur von Tripolis.

Es ist unmöglich, genau den Zeitpunkt der Gründung dieser Mission festzustellen, weil eine lange Reihe von Jahren hindurch die Söhne des hl. Franziscus, denen sie ihre Entstehung verdankt, in dem barbarischen Tripolis keine andere Niederlassung kannten, als das Bagno, in welchem sie, dank dem oft recht theuer erkauften Wohlwollen der muhamedanischen Offiziere, das Loos der christlichen Gefangenen theilen durften. Der erste apostolische Präfect, von dem die Kirchengeschichte uns den Namen überliefert hat, war Johannes Baptist de Ponte, früherer Missionar im Königreiche Fez (Marokko). Er errang 1654 in Tripolis die Palme der Martyrer.

Heute stehen die Dinge günstiger im Vilayet (Verwaltungsbezirke) von Tripolis. Die in den Städten Benghazi und Tripolis residirenden türkischen Paschas zeigen sich duldsamer, und der Einfluß, welchen die europäischen Konsuln durch Verträge und Gewohnheit gewonnen haben, trägt wesentlich zur Befestigung der dortigen Missionen bei. Zwei wirkliche Pfarreien bestehen, die eine in Benghazi, die andere in Tripolis; außerdem besitzt letztere Stadt noch eine Vorstadt-Gemeinde mit eigener Kirche. Mehrere andere Ortschaften weisen christliche Gemeinden auf, welche regelmäßig von den Franziskanern besucht werden. Die Präfectur

zählt ca. 6000 Katholiken, welche mit Ausnahme einiger armenischen Familien alle dem lateinischen Ritus angehören. 1885 betrug die Zahl der Protestanten im ganzen Regentschaftsbereiche nur 15, jene der schismatischen Griechen 150. Oeffentliches Predigen ist verboten, ein Umstand, welcher die Wirksamkeit der apostolischen Thätigkeit sehr beeinträchtigt; trotzdem konnte der Obere der Mission in einem seiner letzten Berichte an die Propaganda fide in Rom einige Uebertritte von jungen Muselmännern zum christlichen Glauben erwähnen.

Elf Missionare aus dem Franziskanerorden, 5 Brüder aus der Gesellschaft Mariens und 15 Schwestern vom hl. Joseph widmen sich den religiösen Werken im Bezirke der apostolischen Präfectur, die Franziskaner in Tripolis überdies der Krankenpflege und dem Unterrichte der Jugend. Ihr Gebäude, das ihnen von den Karamani, den früheren Beherrschern des Landes, gegeben ward, enthält außer der Kirche und den Wohnungen der Patres auch ein kleines Spital mit etwa 20 Betten, ebenso eine Armen-Apotheke, wo die Kranken kostenfreie ärzliche Behandlung und Arznei erhalten. Nicht allein die Christen, sondern auch die Eingeborenen, sogar türkische Soldaten machen sich diese wohlthätige Einrichtung zu Nutze.

Neben der Hauptniederlassung und eigenthümlicher Weise gerade in demselben Gebäude, welches früher als Bagno für die von den Seeräubern gefangenen christlichen Sclaven diente, haben die Patres ihre Knabenschule eingerichtet. Sie zählt 125 bis 150 Schüler aller Confessionen, welche dort unter der Leitung tüchtiger Lehrer einen guten Elementarunterricht genießen. Unterrichtsfächer sind: Lesen, Schreiben und Rechnen, französische und italienische Sprache, sowie die nothwendigsten sonstigen Kenntnisse des gewöhnlichen Lebens. Diese Schule, welche selbst von Kindern der türkischen Offiziere besucht wird, leistet der Civilisation namhafte Dienste, denn sie verbreitet nicht allein die Volksbildung und die Kenntniß der europäischen Sprachen, sondern, was nicht zu unterschätzen ist, sie erweckt in ihren Schülern Sympathie und bekämpft jene feindseligen Vorurtheile gegen die Christen, welche den Kindern in den mit den meisten Moscheen verbundenen muhamedanischen Schulen beigebracht werden.

Einige hundert Meter von der Kirche befindet sich die Mädchenschule, welche nicht weniger als 350 Schülerinnen zählt und längst zu klein geworden ist. Die Schwestern, welche hier unterrichten, können trotz aller Anstrengung ihre Aufgabe nicht bewältigen; sie reiben sich

auf in ihrem harten Tagewerke, unter einem glühenden Himmel und bei einer Temperatur, welche bei uns zu Lande alle Schulen schließen würde.

7. Aegypten.

Was vor allem die Lage der katholischen Kirche an den Ufern des Nil charakterisirt, ist ihre Theilung in von einander verschiedene nationale Gemeinden; die verwickelte Organisation der orientalischen Riten. Wir können hier natürlich nicht auf Fragen eingehen, welche das ganze Morgenland angehen und allein ein ganzes Buch beanspruchen würden, wollen uns also darauf beschränken, kurz die Lage der mit Rom verbundenen griechischen, armenischen und syrischen Kirche zu erörtern, dabei aber ein Hauptgewicht auf den ägyptischen National-Ritus und die vielversprechenden Missionen der lateinischen oder abendländischen Kirche legen.

Die syrischen Katholiken haben einen Bischofssitz in Alexandrien, der aber zur Zeit unbesetzt ist. Die in Aegypten ansässigen Syrier scheiden sich überdies in drei mit Rom verbundene Gruppen: die eigentlichen Syrier, die Syro-Chaldäer und die Syro-Maroniten, jene Irländer vom Libanon, Nachkommen der furchtlosen Bergbewohner, welche seit zwölf Jahrhunderten die kostbare Erbschaft ihres Glaubens unversehrt bewahrt haben. Die Oberhirten der syrischen und maronitischen Kirche tragen beide den Titel Patriarchen von Antiochien, aber der eine hat seinen Sitz in Mardin in Syrien, der andere auf dem Libanon; der Patriarch von Babylon, Oberhaupt der Chaldäer, residirt in Mossul in Mesopotamien. Schismatische Syrier giebt es wenig in Aegypten, wohingegen die Katholiken dieses Ritus zahlreich und wohlunterrichtet sind.

Ganz anders stellt sich das Verhältniß der unirten Griechen zu den schismatischen Griechen. Erstere bilden eine verschwindende Minderheit gegenüber den 42000 Schismatikern ihres Ritus, welche nach der Volkszählung von 1883 in den Staaten des Khedive vorhanden sein sollen. Aber während diese fast durchweg der hellenischen Nationalität angehören, entstammen unsere Glaubensgenossen der arabischen oder syrischen Race und gehören zur Gruppe der Melchiten, deren Oberhaupt mit dem Titel eines Patriarchen von Antiochien Damaskus bewohnt.

Begünstigter als die melchitische Kirche, besitzt die armenische Familie des Katholizismus einen Bischofssitz in Alexandrien. Das Neuschisma, welches vor ca. 20 Jahren durch den Priester Kupelian hervorgerufen ward, ist glücklicherweise durch die Unterwerfung seines Urhebers beseitigt worden, und dieser versieht gegenwärtig in Rom die Functionen

des Erzbischof-Consecrators seines Ritus. Die türkische Regierung, welche anfänglich die Neuerer unterstützte, hat sich vor mehreren Jahren, infolge langer Verhandlungen mit dem hl. Stuhle, entschlossen, als einzigen Katholikos (Bischof) der nicht gregorianischen Armenier den rechtmäßigen Inhaber des Patriarchats von Cilicien anzuerkennen, gegenwärtig Msgr. Stephan Peter X. Azarian, dessen offizielle Residenz Konstantinopel ist.

Die unglücklichen Zeitverhältnisse hatten es indessen lange unmöglich gemacht, der armenischen Diöcese von Alexandrien einen Hirten zu geben, da der Pseudobischof Davidian den bischöflichen Stuhl widerrechtlich in Besitz genommen hatte. Endlich, Anfangs 1886, bestätigte Leo XIII. die Erwählung des Monsignore Barnabas Akscehirlian. Dieser Prälat, ein Zögling des römischen Instituts der Propaganda, später Pfarrer in Konstantinopel und Regens des armenischen Seminars, war während der Empörung Kupelians eine der besten Stützen der Patriarchen Hassun und Azarian. Sein Verhalten unter jenen traurigen Umständen läßt voraussehen, daß sein Episkopat fruchtbar an glücklichen Resultaten sein wird. Zum Bischof geweiht in der armenischen Kirche von Pera am 2. Mai 1886, glich sein Eintritt in Alexandrien fast einem Triumphzuge; wenige Tage später wurde er in auszeichnender Weise vom Vizekönige empfangen. Die armenische katholische Colonie Aegyptens ist in stetem Wachsen begriffen; sie zählt in ihrem Schooße mehrere hervorragende und einflußreiche Mitglieder. Noch giebt es einige Hundert gregorianische Armenier im Vizekönigreiche — der bekannte Nubar Pascha gehört dieser Secte an; sie zur Vereinigung mit Rom zu bestimmen, ist eine verdienstvolle Aufgabe Msgr. Akscehirlians.

Die nationale Religionsform der christlichen Aegypter ist der koptische Ritus, dessen Ursprung bis auf den hl. Evangelisten Marcus zurückreicht. Dieser Apostel, gesandt durch den hl. Petrus, gründete im Jahre 60 nach Christi Geburt in Alexandrien die erste der Patriarchalkirchen. Berühmt geworden durch die Lehren des Origines und Clemens, nicht minder durch die Einsiedler Thebens, umfaßte das Patriarchat von Alexandrien in Aegypten allein 7 Metropolitan- und nahezu 80 Bischofssitze; Nubien und Abessynien unterstanden ihm ebenfalls.

Von ihrem einstigen Glanze hat die Kirche von Alexandrien kaum einen Schatten in die Jetztzeit gerettet. Weder die lybischen noch die nubischen Christengemeinden konnte sie gegen den Islam schützen; nur unförmliche Ruinen früherer Gotteshäuser erinnern hier und da an längst vergangene Zeiten. In Aegypten selbst dagegen ist die Zahl der

Kopten eine ansehnliche geblieben; die Volkszählung von 1882 weist 408 903 als Seelenzahl aus, d. i. ein Fünfzehntel der Gesammtbevölkerung des Landes. Man findet sie besonders in Oberägypten in der Umgebung der Städte Assiut und Fayum, wo sie ganze Ortschaften bilden. Ihre 120 Gemeinden werden von einem Dutzend Bischöfen, unter einem in Kairo residirenden Patriarchen stehend, regiert. Der Beruf zum Klosterleben hat sich unter den Kopten auffallend stark erhalten und die berühmten Klöster St. Antonius, St. Paulus, St. Macarius sind Mittelpunkte christlichen Lebens geblieben.

Ein großes Unglück für die koptische Nation, welche man mit gutem Rechte als die Erbin der Retu (Bewohner des alten Aegyptens) betrachten kann, ist es, daß sie sich zum größten Theile von dem lebenskräftigen Stamme der katholischen Kirche losriß. Die jakobitische Irrlehre, auch bekannt unter der Bezeichnung des Eutychianismus, dem die Kopten angehören, datirt aus der Zeit vor der Eroberung der Nilländer durch Amru, den Feldherrn des Kalifen Omar. Die Eutychianer selbst waren es, welche die Muselmänner in das Land der Pharaonen riefen, und die Jünger Muhameds statteten ihren Dank dadurch ab, daß sie die Bibliothek von Alexandrien, die reichste der damaligen Welt, in Flammen aufgehen ließen und dem Volke ein Joch auferlegten, das von Jahrhundert zu Jahrhundert drückender wurde.

Das allgemeine Concil von Florenz, mit welchem Papst Eugen IV. seinen Anstrengungen für die Wiedervereinigung der orientalischen Christen mit Rom die Krone aufsetzte, bot den Kopten eine ausgezeichnete Gelegenheit, in den Schooß der allgemeinen Kirche zurückzukehren. Ihr Patriarch Johannes ließ sich durch den Mönch Andreas, Abt des Klosters St. Antonius, vertreten, indessen der abessynische Diacon Peter als Gesandter der äthiopischen Kopten auftrat. Das Wiedervereinigungsdecret für die Jakobiten wurde von Papst Eugen IV. am 5. Februar 1441 unterzeichnet, und etwa um dieselbe Zeit schloß sich auch ein Theil der anderen orientalischen Nationen wieder an den Statthalter Christi an oder befestigte die bestehenden Bande. Leider gehörten die Kirchen von Phanar und Alexandrien zu jenen, deren bedauerliches Widerstreben sie dem Verfall und der Erniedrigung zuführte.

Bemerkenswerth und erbaulich ist es übrigens, daß in der alexandrinischen Kirche das Schisma den Respect vor dem Bischof der Bischöfe nicht verwischen konnte. Wenn der koptische Patriarch sich rühmt, Nachfolger des hl. Apostels Marcus zu sein, so erkennt er doch an, daß der

Bischof von Rom, der Papst, Nachfolger des hl. Petrus ist, und alle Jahre feiern die Kopten ein Fest zu Ehren des hl. Petrus, als des Ersten unter den Aposteln.

Die gegenwärtigen Patriarchen lieben es, herzliche Beziehungen zu den katholischen Missionaren zu unterhalten; sie zeigen sich ihnen gern dankbar für ihre Anstrengungen. Diese Gefühle werden von der ungeheuern Menge der schismatischen Kopten getheilt. Auf einer Reise, welche 1882 der Jesuit P. Jullien machte, besuchte er die Klöster St. Marcus, St. Isaias, ebenso griechische und syrische Ordenshäuser; er fand die Bewohner tugendhaft und einfach, aber unwissend; vollständig einig mit ihm in allen Glaubensfragen, zeigten sie nur Zweifel in einem Punkte: dem Vorrang des Papstes. Trotzdem glaubten sie fest, sich in Glaubensgemeinschaft mit der römischen Kirche zu befinden. Andere Schismatiker sagten zum P. Nourrit: „Wir wissen, daß wir eines Tages dem Papste gehorchen und daß unsere Kinder Katholiken sein werden."

Der Abstand zwischen diesen Schismatikern und dem Katholicismus ist so gering, daß ihr Patriarch seinem Suffraganbischof von Benissuef, ebenso den Mönchen der Klöster St. Antonius und St. Paul in Untertheben unlängst anempfahl, den lateinischen Bischof von Centralafrika, Msgr. Sogaro, und Msgr. Morcos, apostolischen Visitator der katholischen Kopten, nebst ihrem Begleiter P. Jullien mit allem Respect zu empfangen. Die gegenseitige Duldsamkeit geht so weit, daß sie, nachdem sie in der bischöflichen Kirche zu Benissuef die hl. Geheimnisse gefeiert, dort eine Conferenz hielten über den Primat der römischen Kirche, und ihre Schlußfolgerungen fanden die Zustimmung aller anwesenden Mönche.

Welch' mächtige Gründe sind es denn, welche den größeren Theil der Kopten in der Spaltung und selbst in der Häresie beharren lassen? Diese unnatürliche Lage ist anscheinend einzig und allein auf Rechnung der orientalischen Abneigung gegen das abendländische Rom und der durch Unwissenheit genährten Anschauung zu setzen, es sei nicht nothwendig, die brüderlichen Beziehungen, welche seit Jahrhunderten die Würdenträger beider Kirchen vereinen, noch enger zu knüpfen, zu Rom in ein Verhältniß kindlicher Abhängigkeit zu treten. Wohl das Vorhandensein dieses Mißverständnisses, ebenso ein gewisser Respect, den die alexandrinischen Patriarchen gegenüber dem „römischen Patriarchen", wie sie den Papst nennen, bewahrt haben, erklärt die Rücksichtnahme der Päpste, welche sich darin kundgiebt, daß sie für die unirten (katholischen)

Kopten von der Wiederherstellung der katholischen Hierarchie Abstand nahmen. Wenn die 25 000 Katholiken von diesem Ritus einfachen apostolischen Vicaren oder Visitatoren unterstellt wurden, während die Armenier, die Melchiten und die verschiedenen syrischen Kirchengemeinden ihre Patriarchen besitzen, so liegt der Grund darin, daß Rom dem Nachfolger des hl. Marcus verständlich machen will, daß es nur von ihm abhängt, in der großen katholischen Familie den ihm gebührenden Rang einzunehmen.

Die Frage der Wiedervereinigung der Kopten mit Rom war vor wenigen Jahren ihrer Lösung nahe, wie uns Msgr. Guasco aus dem Kapuzinerorden, früher apostolischer Delegat in Aegypten und Arabien, berichtet. „Vier Jahre nach dem Tode ihres letzten Patriarchen," so schrieb der Prälat 1856, „hatten sich die Kopten noch nicht über die Person dessen Nachfolgers verständigt. Da sie nicht einig werden konnten, so beschlossen die Bischöfe und Ersten der Nation einstimmig, sich in dieser Sache an mich zu wenden. Natürlich konnte ich eine solche Mission nicht annehmen, außer in der Absicht, eine Versöhnung zwischen Rom und Alexandrien herbeizuführen, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde ich dieses Ziel erreicht haben, wenn sich die englischen Methodisten nicht eingemischt hätten. Diese Leute, welche die Angelegenheit nichts anging, und welche Niemand um ihre Meinung fragte, intriguirten mit ihrem Consul so geschickt, daß sie den Vizekönig von Aegypten bestimmten, selbst einen Patriarchen zu ernennen und ihn den schismatischen Kopten als Administrator aufzuzwingen." *)

*) In Zeitungen war neulich zu lesen, der General Simmons, außerordentlicher Gesandter der englischen Regierung beim hl. Stuhle, habe den Auftrag, wegen der thatsächlichen Wiederherstellung des Patriarchats von Alexandrien (lateinischen Ritus) zu unterhandeln. Dieser Patriarch solle die geistliche Gerichtsbarkeit über gewisse englische Colonien in Afrika erhalten. Vielleicht war diese Meldung verfrüht, aber wenn dieses Ereigniß eintreten sollte, so könnte es vielleicht durch Ausgleichung zur Wiederherstellung der katholischen Hierarchie koptischen Ritus führen. Der Widerspruch, den Cardinal Lavigerie gegen diesen großartigen Plan erheben würde, besteht wahrscheinlich nur in der Einbildung einiger Journalisten, die gern im Trüben fischen. Der Primat, welchen Cardinal Lavigerie ausüben kann auf die alte römische Provinz von Afrika (Tunis) kann in Wirklichkeit nicht die Rechte des Patriarchalsitzes von Alexandrien, begründet durch St. Marcus, als verjährt in Anspruch nehmen, eben so wenig als dieser Primat die Metropolitan-Rechte von Lissabon auf das portugiesische Westafrika, oder gar die Jurisdiction der römischen Propaganda über die sämmtlichen Missionen aller Nationen beeinträchtigen könnte.

Zur Zeit herrschen unter den schismatischen Kopten innere Zwiste. Viele Laien, vom Liberalismus angefressen, haben den Respect, welchen ihre Nation gegen die kirchliche Hierarchie bezeigte, bei Seite gesetzt und mit Zustimmung des Khedive ihrem Patriarchen die Verwaltung des Kirchenvermögens entzogen; anderseits beunruhigen Protestantismus und Rationalismus die gläubigen Jakobiten. Man kann nur wünschen, daß diese Prüfungen den Kopten und ihrem Clerus die Augen öffnen und sie klar erkennen lassen, daß das Heil und die Civilisation nur in dem wahren Glauben der Apostel zu finden ist.

Die katholischen Missionen machen übrigens große Fortschritte bei den Kopten. Vor bereits 25 Jahren berichtete das „Bulletin de l'oeuvre des écoles d'Orient" über die tröstlichen Fortschritte der Franziscaner in Oberägypten. Seit jener Zeit haben diese eifrigen Mönche ein Stück Boden nach dem andern vom Weinberge des Herrn urbar gemacht. Die ihnen anvertraute Präfectur von Oberägypten für die Kopten zählt nicht weniger als 12 Stationen; mehrere andere Ortschaften werden durch eingeborene Priester pastorirt. Siut, die „koptische Hauptstadt", die größte Stadt Aegyptens nach Kairo und Alexandrien, besitzt eine zahlreiche Gemeinde, höher hinauf sehen wir eine Reihe anmuthiger katholischer Dörfer die Ufer des Nils bedecken; in Luksor selbst erheben sich an der Stelle des berühmten Ammonstempels, den der Pharaone Amenophis errichtete, eine bescheidene Kapelle, ein Hospital und eine blühende Schule. Achmim, das alte Panoplis, wo im 4. Jahrhundert ein Bischof residirte und wo der Irrlehrer Nestorius starb, ist der Sitz einer blühenden Franziskaner-Mission. Dasselbe ist in Tachtah der Fall; hier ist fast die ganze christliche Bevölkerung katholisch.

Wenn der Eifer der Söhne des hl. Franziscus für die Bekehrung der Kopten unermüdlich ist, so verdienen die Anstrengungen des Jesuitenordens auf demselben Gebiete nicht minder Lob. Der Pater Karl de Dianous, Enkel eines Generals aus dem ersten Kaiserreiche, den ein langer Aufenthalt im Orient mit den Sprachen und Sitten dieser Gegenden vertraut gemacht hat, ist auf ausdrücklichen Befehl des hl. Vaters von der Propaganda beauftragt worden, eine neue Mission im oberen Theben zu gründen, in jenen Gegenden, welche als Aufenthalt der ersten Einsiedler bekannt geworden sind.

Zwei koptische höhere Lehranstalten, die eine in Alexandrien, die andere in Kairo, werden gleichfalls von den Jesuiten geleitet; in der erstgenannten Anstalt erhalten ca. 90 junge Leute der ersten Kopten-

familien ihre Erziehung. Erwähnen wir noch ein sog. kleines Seminar, aus welchem der Nachwuchs für den koptischen Clerus hervorgeht. Letzterer erfreut sich eines ausgezeichneten Rufes, ist aber nur wenig zahlreich (25 Priester im Jahre 1889) und befindet sich materiell in einer sehr bedrängten Lage.

Neben diesen verjüngten Sprößlingen der alten Patriarchalkirchen von Alexandrien, Antiochien und Armenien hat sich die abendländische Kirche in den Staaten des Khedive fest eingebürgert. Der lateinische apostolische Vicar von Aegypten vertritt gleichzeitig als apostolischer Delegat die Autorität des hl. Stuhles gegenüber den gläubigen Orientalen jeden Ritus und gegenüber der Regierung des Landes.

Diese weite lateinische Diöcese von Aegypten hat 1886 eine Theilung erfahren durch Errichtung der apostolischen Präfectur des Delta. Ihr Bezirk umfaßt die vier Provinzen Kalubieh, Scharkieh, Menufieh und Garbieh mit einer Gesammtbevölkerung von 2 300 000 Einwohnern. Der Gesellschaft der afrikanischen Missionen von Lyon überwiesen, arbeiten in dieser Präfectur 17 Priester und 22 Ordensfrauen.

Mit den Anstrengungen der Kapuziner, welche seit Langem Niederägypten evangelisiren und dort elf Pfarreien besitzen, mit jenen der Franziscaner, welche am oberen Nil arbeiten, vereint sich so ziemlich überall der apostolische Eifer der Jesuiten, der Lazaristen und der Missionare des Sudan, welch' letztere die Empörung des Mahdi nach Aegypten gedrängt hat, so weit sie nicht am Rothen Meere ihre Thätigkeit fortsetzen. 79 Priester lateinischen Ritus arbeiten am Seelenheile der 92 000 Katholiken Aegyptens und speciell der 45 000 Gläubigen des abendländischen Ritus. Vier Collegien (abgesehen von den koptischen Instituten der Jesuiten) und 37 Schulen sorgen für christlichen Unterricht der männlichen Jugend. Unter den namhaftesten Erziehern der Jugend stehen wie überall die Brüder von der christlichen Lehre obenan. In Kairo besitzen sie ein Pensionat und Externat, das aber für ihre 900 Zöglinge nicht mehr genügt. Ein Muselmann, Said Pascha, gab unlängst 30 000 Francs für die Errichtung dieser Anstalten. Acht Frauenorden haben unter ihrer Leitung fünfzehn Mädchenschulen, außerdem Hospitäler und Zufluchtshäuser. Alle diese Gesellschaften finden ihren Nachwuchs ohne Schwierigkeit im Osten; so findet man beispielsweise unter den 29 Nonnen des Klosters vom Guten Hirten in Port-Said acht syrische Schwestern.

Ihre schönsten Triumphe feiern unsere Missionare überall durch den Eindruck ihres Wohlthuns. Vor dreißig Jahren bereits erregte ihr unvergleichlicher Opfermuth angesichts der Cholera und der Pest allgemeine Bewunderung in Kairo. Und in unseren Tagen dienten das Bombardement von Alexandrien, die Dictatur Arabi Paschas und die bewaffnete Einmischung Englands, endlich die jüngste Cholera-Epidemie wieder einmal dazu, den Heldenmuth des katholischen Priesterthums ins vortheilhafteste Licht zu stellen.

Die aufgeklärte Regierung Mehemet Alis hat den abendländischen Culten die öffentliche Duldung gewährt; die beständige Freiheit, welche das Christenthum seither genoß, war kaum anders in Frage gestellt als durch den Ausbruch islamitischen Fanatismus, welcher sich an den Namen Arabi Paschas knüpfte. Was die Beziehungen des gegenwärtigen Khedive zu der katholischen Kirche anbetrifft, so dürfte man nicht leicht bei einem muhamedanischen Souverän mehr Wohlwollen finden als bei Tewfik Pascha.

Die Zukunft Aegyptens ist dunkel; inmitten dieses politischen Chaos trägt die katholische Kirche viel zur Festigung der Verhältnisse und zum Fortschritt bei. Der civilisirende Einfluß Europas im Nilthale würde ohne Zweifel verdoppelt werden, wenn die Anstrengungen der Päpste auf Vereinigung der koptischen Nation ein Echo bei der alexandrinischen Kirche fänden. Hoffen wir, daß die Erfüllung dieses Wunsches nicht allzulange mehr auf sich warten läßt. (Forts. folgt.)

Die Quellen der Sclaverei.

Von P. Leroy.*)

Welches sind die Quellen der Sclaverei? Es ist hier eine Unterscheidung zu treffen zwischen dem, was ich „gesetzliche" Sclaverei, und dem, was ich „ungesetzliche" Sclaverei nennen will.

Um nicht mißverstanden zu werden, will ich dazu gleich bemerken, daß, wenn das Wort „ungesetzlich" hier als gleichbedeutend mit verbrecherisch betrachtet werden kann, ich durchaus nicht beabsichtige, dem Worte „gesetzlich" die Bedeutung „gerecht" beizulegen.

a) In der ersten Kategorie sehen wir zunächst den eigentlichen Haus-Sclaven, jenen, der geboren ward im Hause seines Herrn, dort aufgewachsen

*) Wir empfehlen wiederholt die Brochure „Mehr Licht in die Zustände des dunklen Welttheils." Von P. Alex. Leroy. — Münster, Heinrich Schöningh. 50 Pf.

ist, dort oft Frau und Kinder hat. Er gehört zum Mobiliar; wird er nicht freigelassen oder verkauft, so geht er mit dem ganzen Nachlasse an die Erben seines Herrn über.

b) Dann kommt der freiwillige Sclave, derjenige, welcher sich aus dem einen oder anderen Grunde einem Stärkeren anbietet, sich zu dessen Leibeigenen macht, ihm seine Arbeit giebt und dafür Lebensunterhalt und Schutz eintauscht. Dieser Fall ist nicht selten in Zeiten der Hungersnoth oder des Krieges. Ein Mann, getrieben von Hunger oder bedrängt von seinem Feinde, gequält von Gläubigern, vielleicht auch zu faul und leichtsinnig, um sich ernähren zu können, zieht es vor, sich einem bekannten Nachbar zu eigen zu geben, anstatt vor Hunger zu sterben oder von seinem Gläubiger an einen Unbekannten verkauft zu werden. Es giebt noch andere Gründe, welche Veranlassung zur freiwilligen Sclaverei werden; ich habe einen Mann in seinen besten Jahren gekannt, der auf Lebenszeit seine Freiheit und seine Arbeit verkaufte für etwa 14 Ellen Stoff im Gesammtwerthe von 2½ Mark. . . .

c) Ferner finden wir Sclaven, welche verurtheilt sind, es so lange zu sein und zu bleiben, bis sie sich losgekauft — verurtheilt wegen Schulden, Diebstahls, Körperverletzung, Mordes, Ehebruchs, Zauberei, verlorenen Processes u. s. w. In diesem Falle indeß kann sich der Schuldige einen Stellvertreter stellen, einen Verwandten, Verbündeten oder Freund, durch einen „Körper", der dem seinigen werth ist. Manchmal auch wird er nur verurtheilt, Sclaven zu stellen, statt selbst Sclave zu werden. Es ist dann seine Sache, solche zu finden, sei es im eigenen Hause oder anderswo, mag er sie kaufen oder stehlen.

Zu dieser Kategorie gehören auch die Kinder, deren Eltern wegen des Verbrechens der Zauberei verbrannt oder verkauft wurden, ebenso jene Kinder, welche unter Umständen zur Welt kamen, die als unheilbedeutend für die Familie oder den Stamm betrachtet werden. Wurden diese letzteren nicht getödtet, so müssen sie aus dem Lande entfernt werden.

d) Wir kommen zu den Sclaven, welche im Kriege zu Gefangenen gemacht wurden. Wenn die Stämme bedeutend sind und eine Art Monarchie bilden, wie Uganda, Uhehe, Ururi, Unyoro, so können diese Kriege eine große Menge Leute auf die Beine bringen und sehr ernst werden. In jenen Ländern dagegen, wo die Herrschaft getheilt ist unter einer Menge von Häuptlingen, die alle mehr oder weniger unabhängig von einander dastehen, sind diese Kriege mehr eine Art von Vendetta, welche wenigen Männern das Leben, aber um so mehr Frauen und Kindern die Freiheit kosten.

e) Endlich können die Frauen und Kinder von freien Männern verkauft werden, z. B. durch das Stammesoberhaupt, durch einen Verwandten, älteren Bruder, einen Kameraden, einen Freund, vorzugsweise durch einen Oheim, welchem nach dem Tode eines Freien die Vormundschaft über dessen Frauen und Kinder übertragen ist. Oft genug ist bloße Geldgier die

Triebfeder dieses Handels; aber es kommt auch häufig vor, daß die Noth einzelne Personen, Familien und ganze Stämme zu diesem Aeußersten treibt, wie noch kürzlich in den Ländern am Aruwimi oder Ituru, welche Stanley verödet vorfand. Kinder, welche von dort kamen und in den Missionsanstalten in Zanzibar Aufnahme fanden, haben erzählt, wie die in Folge großer Dürre dort eingetretene Hungersnoth so allgemein und schrecklich war, daß alles Rindvieh starb und alle Vorräthe aufgezehrt waren. Ein Kind war damals für einige Handvoll Sorgho käuflich. Sobald nun das Gerücht von dieser Hungersnoth sich verbreitete, eilten die Muselmänner von Manyema, vom Unyanyembe, selbst aus dem Usagara-Gebiete herbei, und so wurde dieser prächtige Stamm der Wanyaturu fast gänzlich in alle vier Winde des Islam zerstreut.

Das sind die ersten und hauptsächlichsten Quellen der Sclaverei, d. h. jener Sclaverei, in welcher Raub und Gewaltthat nur zufällig vorkommen.

Reden wir nun von der anderen, von jener, welche ich als „ungesetzlich", verbrecherisch bezeichnete, und welche sich von geraubten Sclaven nährt.

1. Da haben wir zunächst den Sclavenraub im Kleinen. Die schon genannten Händler: Araber, Mestizen, Comoriens, Suahelis, Wangwana, Muselmänner von jedem Ritus und jeder Farbe, gleichgültig, ob sie als Operationsbasis die Küste oder die islamitischen Mittelpunkte des Innern nehmen, begeben sich in die benachbarten Stämme und senden, falls sie nicht persönlich operiren, ihre Leute von drei Seiten aus, in Gruppen von 2, 3 und 4 Häschern. Man sieht diese Spürhunde in ihren weißen Burnussen und mit schmutzigen Gesichtern überall Felder, Pfade und Ortschaften abstreichen; sie mischen sich in alle Feste, alle Tanzvergnügungen, alle lokalen Ansammlungen, locken die Einen oder Anderen bei Seite, spähen eine günstige Gelegenheit aus und im geeigneten Momente, wenn die Kinder allein auf dem Wege sind, wenn die Frauen, fern vom Schutze der Männer, auf den Feldern arbeiten, wenn zur Nachtzeit Fest im Dorfe ist, wenn man tanzt und trinkt, dann ziehen sie, mit List oder mit Gewalt, ihre Opfer an sich. Man verstopft diesen den Mund, zwingt sie zu marschiren, bindet sie, schleppt sie und schafft sie so in das Haupt-Quartier des Herrn und Auftraggebers.

An der Küste ist das Geschäft einfacher. Es genügt, die Kinder einzuladen, das schöne Schiff oder Boot, von dem man ihnen Wunderdinge erzählt, sich ansehen zu kommen. Sind die Betrogenen an Bord gelockt, so werden die Anker gelichtet und fort geht es.

Ein anderes Mal begeben sich die Räuber mit etwas Leinen, Salz, Glaswaaren u. s. w. zu schlichten, ahnungslosen Leuten, kaufen Landesproducte, Tabak, Sorgho, Reis, Mais u. s. w. Dann verlangt man Träger, um diese Waaren an einen bestimmten Ort zu bringen, verspricht gute Bezahlung, legt blinkende Musterartikel vor Augen, feilscht um den Preis für den Transport und zieht mit den bereitwilligen Trägern ab. Man kommt am Ziele an, ladet

die Träger ein, sich etwas auszuruhen und zu essen. Sie leisten Folge, aber plötzlich werden sie überfallen und geknebelt — sie sind Sclaven.

Das ist der Raub im Kleinen, von dem ich nur einige Beispiele anführe, der aber begreiflicherweise auf die verschiedenartigste und raffinirteste Art betrieben wird, bald hier, bald da, häufig im Innern, am meisten aber bei den Stämmen an der Küste.

Der Raub im Großen ist die Sache großer Herren, die Jedermann an der Küste kennt, welche oftmals im Innern den europäischen Reisenden eine fürstliche Gastfreundschaft zu Theil werden lassen und, kommen sie nach Zanzibar, dort auf der Straße von den hervorragendsten Vertretern der europäischen, arabischen und indischen Civilisation höflich gegrüßt werden. Auf die kleinen Händler, welche sich zu lange auf dem Meer umhertreiben, macht man gern Jagd, besonders wenn sie unter einer wenig beliebten Flagge segeln; aber diese großen Herren, die Matadore des Sclavenhandels, gehen ungenirt wohin sie wollen, denn sie zu Grunde richten, hieße gleichzeitig die indischen Capitalisten zu Grunde richten, von denen jene ihre Vorschüsse entnehmen.

Diese Sclavenbarone, deren Geschäftsruf ein solider ist und welche oft bedeutende Massen Elfenbein liefern, erhalten die nothwendigen Gelder mit Leichtigkeit; es fehlt ihnen weder an Leuten noch an Waffen, weder an Munition noch an dem standesgemäßen Comfort. Gemeiniglich haben sie ihre festen Sammelpunkte, wo man sie als kleine Souveräne betrachtet, wo sie Colonien gegründet, und von wo aus sie ihre Trupps dorthin führen oder aussenden, wo nach den Berichten ihrer Kundschafter große Vorräthe von Elfenbein und Sclaven zu stehlen sind, wo eine Hungersnoth herrscht, wo die Häuptlinge mit einander im Streite liegen, wo eine zahlreiche, schlecht bewaffnete Bevölkerung wohnt.

Ueberall, wo die Truppe durchzieht, trifft der Führer seine Maßregeln je nach den Umständen: er kauft, wo es nothwendig ist, schließt Bündniß mit dem einen Häuptling, um den andern zu bekämpfen, und wo es angebracht erscheint, hält er eine regelrechte Razzia. Eine solche fand kürzlich in der Umgebung der Mission von Kibanga am Tanganjika-See statt, solche sind oftmals beschrieben worden und haben endlich die Gewissen der Christen in Europa aufgerüttelt.

Endlich giebt es noch eine andere Classe von Sclavenjägern, die nicht übergangen werden darf. Es sind das ganze Negerstämme, welche nur von Plünderung leben, oder doch wenigstens stets bereit sind, ihre sonstige Beschäftigung zu unterbrechen, um sich dem „edlen Kriegshandwerk" hinzugeben. So unterdrücken die Somali, die Massai, die Mafiti, die Wahehe u. a. ihre schwächeren Nachbarn. Und im Gefolge dieser tyrannischen Volksstämme marodiren beständig, wie Schakalheerden, die Muselmänner von der Küste und aus dem Innern; sie treiben zum Kriege und tauschen hernach die Gefangenen gegen ihre Waaren ein.

Man könnte da fragen, warum die friedlicheren Stämme sich nicht gegen diese Plünderer verbünden. Aber nicht allein vereinigen sich die Neger niemals im Interesse des allgemeinen Wohls, nein, es genügt, daß ein simpler Dorfältester sich über seinen Nachbar zu beklagen hat, um ihn zu veranlassen, sofort die Massai, die Mafiti oder andere räuberische Stämme zu Hülfe zu rufen. Der dann entbrennende erste Krieg zieht Repressalien nach sich, und die Plünderungen erneuern, verewigen sich, dehnen sich aus und enden oft erst, wenn der ganze Stamm selbst von der Erde vertilgt ist.

Und Licht wird sein nach dunkler Nacht.*)

Aus schlanker Palmen grüner Mitte,
Vom blumenbunten Hügelsrand,
Schaut eine kleine arme Hütte
Hernieder in das Tropenland.

Der Abendsonnenstrahl, der helle,
Schleicht goldig schimmernd drüber hin
Und einsam kauert auf der Schwelle
Die junge Fetischpriesterin.

Ein unabsehbar Meer von Wipfeln
Winkt zu ihr her, des Urwalds Nacht,
Fern über des Akposo Gipfeln
Haucht glühend rothe Abendpracht.

Tief unten rauscht der Strom vorüber,
Die Wellen baden sich im Glanz
Des Sonnengoldes, und herüber
Vom Negerdorf tönt Lied und Tanz.

Nach einer lustig muntern Weise
Fliegt dort die Schaar der Tänzer hin.
Und eine Thräne stiehlt sich leise
Vom Aug' der Fetischpriesterin.

Dort laden Leben, Lust und Lieder:
„O komm', verlaß' das dumpfe Haus,
Sei fröhlich mit den Frohen wieder!"
Und sie darf ewig nicht hinaus.

*) Dieses hübsche Gedicht entnehmen wir den „Mittheilungen der Nachtigall-Gesellschaft für vaterländische Afrikaforschung."

Weh' ihr, wenn sie die engen Wände
Zu fliehen jemals sich erkühnt,
Es strafen sie die blut'gen Hände
Des finstern Götzen, dem sie dient.

Und doch, ihr Herz weiß warm zu schlagen —
Des dunkeln Auges trüber Blick
Scheint traurig, wehmuthsvoll zu sagen:
„Gebt meine Freiheit mir zurück!"

„Hell lacht die Welt, die blüthenklare,
Und ich bin hier an's dumpfe Haus
Geschmiedet nun schon lange Jahre,
O könnt' ich einmal noch hinaus."

„Noch einmal voller Lust und Wonne
Mich an der schönen Erde freu'n,
Noch einmal, ach, schon sinkt die Sonne,
Bald bricht die dunkle Nacht herein." —

— Tief traurig sinkt ihr Haupt hernieder, —
Und mir will eins nicht aus dem Sinn,
Das Sinnbild deiner schwarzen Brüder
Bist du, o Fetischpriesterin.

Wie dich, für ganze Lebensdauer,
Umschließt die Hütte, eng und klein,
So schließt dein Volk die Kerkermauer
Des Aberglaubens finster ein.

Die ihr den dunkeln Theil der Erde
Durchdringt mit kühnem Forschergeist,
O sorgt, daß endlich Licht dort werde,
Daß jene Mauer endlich reißt.

Nicht nur um Schätze zu erringen
Durchzieht die Urwaldherrlichkeit, —
Wer nehmen will, der soll auch bringen,
Seid Priester einer neuen Zeit.

Soweit des Urwalds Wipfel reichen,
An nie durchschiffter Ströme Lauf,
Da pflanzt das Kreuz als erstes Zeichen
Der neuen Morgensonne auf.

Und dieser Sonne gold'ne Flamme,
O laßt sie glüh'n mit hellem Schein,
Gewährt dem Sohn aus schwarzem Stamme
Zuerst das Recht, ein Mensch zu sein.

Grabt nicht nach Gold und edlen Erzen,
Verborgen in der Erde Schacht,
Nein, grabt zuerst nach Menschenherzen, —
Sie gelten mehr als Goldes Pracht.

Dann wird die Kerkermauer fallen,
Dann wird des Aberglaubens Macht
Dem kalten Nebel gleich entwallen,
Und Licht wird sein nach dunkler Nacht!

Dorothee Goebeler.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 1. Februar 1890.

Herzlichen Dank für das Interesse, welches Sie unseren Missionen zuwenden. Und nun bitte ich um Entschuldigung, daß ich Sie so lange ohne Nachricht ließ. Ich könnte tausend Entschuldigungen vorbringen, aber die beste wird sein: ich will mich bessern. Ich habe alle unsere Patres von Bagamoyo und im Innern gebeten, mir von Zeit zu Zeit Nachrichten zukommen zu lassen. Bis jetzt ist es nichts damit; aber in acht Tagen wird unser hochwürdigster Herr Bischof zurückkehren, dann werde ich sie alle mit der Excommunication bedrohen lassen, wenn sie sich nicht rühren. Und wenn das nicht hilft, so lasse ich ihnen den Brodkorb höher hängen.

Doch, Scherz bei Seite. Ich schreibe Ihnen im Galopp. Seit acht Tagen bin ich daran, ein Spital für Herrn Chevalier zu bauen. Wohl oder übel muß ich den Architect, den Maurermeister und den Bauaufseher spielen, unter einer glühenden Sonne und mit Schwarzen, die ganz unglaubliche Dummheiten machen. Wenn ich mir die Lungen heiser geschrieen: „Kalk, Steine! Vorwärts, Faulenzer, arbeitet!“ dann einen Augenblick fortgehe, so finde ich bei der Rückkehr alles verkehrt. So geht es den ganzen Tag, und wenn ich mich dann zum Schreiben hinsetze, fühle ich mich unfähig, zu denken.

Doch zu etwas Anderem. Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, hat Herr Baron von Gravenreuth einen langen Zug ins Innere gemacht. Am 15. December war er in Mhonda und von dort marschirte er nach Mrogoro und Tununguo.

Wie ich schon früher sagte, sind die Schwarzen sehr furchtsam, weshalb sie es immer mit dem Stärkeren halten. Deshalb hat sich Alles sofort dem Baron unterworfen und überall verlangte man die deutsche Fahne, berichtet mir P. Machon. Bisher galten nur die Araber im Innern des Landes etwas, der Einfluß der Missionen war noch zu lokal und ging nicht über die Umgebung ihrer Stationen hinaus. Die Neger hielten es deshalb stets mit den Arabern. Da sie nun aber die Deutschen nicht kannten und von den Arabern gehört hatten, daß jene Alles ohne Ausnahme todtschlügen und aufhingen, so fürchteten sich die armen Schwarzen, nach der Küste zu kommen, und sie stellten sich massenhaft beim Pater Machon vor mit der Bitte, ihnen einen Geleitbrief zu geben, damit sie nach der Küste gehen könnten, Einkäufe zu machen. Ein solcher Zettel sicherte ihnen den freien Uebergang über den Kinganifluß, und bei ihrer Ankunft und Abreise in Bagamoyo kamen alle ohne Ausnahme zum P. Stephan, um sich zu versichern, daß sie den rechten Weg einschlügen.

Bana Heri (Buschiri's Nachfolger) erfuhr das und alsbald schrieb er an P. Machon, er werde kommen und ihn mit Krieg überziehen, weil der Pater Soldaten für die Deutschen anwerbe. P. Machon wußte aber, daß nach den geschickten Operationen des Majors Wißmann der Einfluß der Araber hier nicht mehr viel zu bedeuten hat; er antwortete also einfach: „Komm, ich bin bereit.“ Bana Heri kam aber nicht; er hat Anderes zu thun. Uebrigens ist auch P. Machon selbst ein kleiner Potentat des Innern auf 8—10 Meilen in der Runde. Er befiehlt wie ein General, und kein Prozeß wird entschieden, der ihm nicht zuerst unterbreitet worden wäre. Der gute Pater verbringt ganze Tage mit Anhörung von Klagen, Ertheilung von Rathschlägen, Entscheidung strittiger Sachen. Und dazu bedarf er nicht einmal der Hülfe von Gendarmen, wieder ein Beweis, daß der Schwarze ein gutes Kind ist, aber er bleibt ein Kind sein lebelang, und wie ein Kind bedarf er eines Vaters zu seiner Leitung.

Bei seinem Durchmarsche in Mhonda ließ Herr Baron von Gravenreuth dem P. Machon eine Wache von 6 Mann zum Schutze der Mission und des Bezirkes zurück. Er handelte damit, wenn auch nicht gerade im Auftrage, so doch im Sinne des Ober-Commandirenden, Major Wißmann, der stets bereit ist, unseren Missionen einen Dienst zu erweisen.

In Mrogoro haben wir in Kingo einen sehr einflußreichen Häuptling, dem der Kaiser von Deutschland Geschenke schicken will, wie es heißt. Er verdient diese Auszeichnung auch, ebenso sehr als Mandara. Kingo ist unser Freund, davon hat er Beweise gegeben, als Buschiri das erste Mal in's Innere zog, um Mpwapwa zu zerstören. Kingo allein haben wir es zu verdanken, daß Buschiri nichts gegen unsere Missionen von Mrogoro und Tununguo zu unternehmen wagte.

In Tununguo haben alle die kleinen Häuptlinge der Gegend zu wenig Macht, um sich vertheidigen zu können. Baron von Gravenreuth ließ also alle Djumbis (Aeltesten) des Bezirks zu einer Versammlung berufen. Auch P. Karst und Peter Maria, einer unserer früheren Zöglinge, wurden eingeladen. Letzterer liest und schreibt gut und ist ein braver Katholik. Dabei stammt er selbst aus fürstlichem Blute; sein Vater war der erste Häuptling im Ussambara-Gebiete, Oberhaupt unseres Christendorfes. Baron von Gravenreuth setzte ihm feierlich die Djumbi-Mütze auf und proclamirte ihn als Oberhaupt des ganzen Bezirkes; die ganze Versammlung gab laut ihren Beifall kund.

Ein christlicher Häuptling im Lande — das erfüllt meine heißesten Wünsche, und ich hoffe, daß wir nachgerade überall dazu kommen. Natürlich geht das nur langsam, um nicht Empfindlichkeit und Eifersucht rege zu machen.

Aber das System, die Christen zu Häuptlingen zu machen, ist von größter Wichtigkeit. Buschiri selbst hat das begriffen. Auf seinem Marsche durch Kondoa ließ er Patricius, einen Schreiner und Kind unseres christlichen Dorfes Lalonga rufen und sagte zu ihm: „Höre, mein Junge, ich will etwas Großes aus dir machen. Du bist gescheidt, stark und tapfer und weißt deine Zunge wohl zu gebrauchen. Ich mache dich also zum Häuptling dieses Landes, dafür mußt du es aber mit mir halten. Du sollst uns helfen, die Weißen uns vom Halse zu schaffen. Zuerst jagen wir die Deutschen fort und dann die Padris."

Patricius war von diesen Vorschlägen ganz erschreckt. Er sagte zu Allem Ja, verlangte Zeit zur Ueberlegung und lief spornstreichs zu dem Pater, um diesem die Pläne Buschiri's mitzutheilen.

O, diese Araber, diese Muselmänner! Heuchler sind es und geschworene Feinde der Christen! In Europa kennt man sie noch längst nicht genug. In dem Journal „L'Exploration" erscheint eben ein Aufsatz: „Der Islam und die Civilisation." Sie sollten ihn ganz im „Gott will es!" abdrucken; ich sende ihn mit dem nächsten Courrier. (Vielleicht können wir dem Wunsche unseres verehrten Herrn Mitarbeiters entsprechen. Die Red.) Dieser Artikel ist von einem erfahrenen Manne geschrieben, der die Neger wie die Muselmänner seit 10 Jahren um sich hat, und was er schreibt, ist Wahrheit.

Man giebt sich redlich Mühe, Bana Heri zu packen, aber bisher ohne Erfolg. Hat man ihn einmal, so ist der Norden vom Küstenlande zur Ruhe gebracht. Es bleibt dann noch der Süden mit Kiloa und Mikindame. Man sagt, viele Araber hätten sich dorthin geflüchtet, entschlossen, ernsten Widerstand zu leisten. Ich glaube es indeß nicht.

Die Araber von Zanzibar sind ganz niedergeschmettert durch die Ereignisse in Uganda. Sie wissen ja, daß König Muanga mit Hülfe der Christen wieder die Oberhand erhalten hat. Wenn die Christen sich vier oder fünf Jahre in Uganda am Ruder behaupten, so wird das Land katholisch und ein sicherer Zufluchtsort gegen die Menschenjäger sein. Die Wagandas (Einwohner von Uganda) übertreffen alle Neger des Innern durch ihre Vorliebe für das Studium, sowie durch die Festigkeit ihres Charakters.

Fast hätte ich vergessen, Ihnen Neuigkeiten von unserm Bischof (Msgr. de Courmont) zu geben. Se. Bischöflichen Gnaden haben uns am 2. November verlassen. Er hatte bei seiner Ankunft am Tana viele Schwierigkeiten zu überwinden, wegen des Durchzuges des Herrn Rust, der flußabwärts kam, um sich nach der Küste zu begeben. Indeß konnten der Bischof und P. Leroy bis nach Cosé gelangen, wo sie sagen hörten, Dr. Peters lebe und sei ins Ukamba-Gebiet gegangen, um Esel zu kaufen. Deßhalb hat auch Herr Borchert des Dr. Peters Lager am Odo Barrara leer gefunden. In Cosé hat der Herr Bischof eine neue Mission gegründet und dort den P. Karl mit dem Bruder Archilles gelassen. In acht Tagen wird er zurück sein.

Es ist schon spät, und zwar Samstag. Ich muß mich noch auf die Christenlehre vorbereiten, die ich morgen in englischer und in Kiswahili-Sprache halten soll. Adieu also; unsere besten Wünsche sind für Sie und Ihre Leser. Vergessen Sie nicht, uns und unsere Unternehmungen Ihren Lesern von Zeit zu Zeit zu empfehlen; wir arbeiten ja lediglich zur Ehre Gottes, zum Wohle der armen Schwarzen und für die Interessen Deutschlands. . . . . P. A.

* * *

Im Anschluß an obigen Brief wollen wir eine Meldung aus Zanzibar vom 27. Februar registriren, nach welcher Bana Heri mit Deutschland Frieden schließen wolle. Bestätigung wollen wir abwarten.

Laut Nachrichten aus Lamu vom 24. Januar ist Borchert, welcher Dr. Peters Hülfe bringen sollte, krank in Lamu angekommen. Ein schwedischer Missionar, Hiddenström, welcher Borchert bis Ngao begleitet hat, behauptet, daß Borchert nicht einmal bis Korrokorro gekommen sei. Nach Hiddenström liegen folgende Nachrichten über Dr. Peters vor:

Nach vorausgegangenen Kämpfen hatten sich die Galla-Häuptlinge mit Dr. Peters wieder vertragen; sie begleiteten ihn dann von Korrokorro bis zur Massai-Grenze und wohnten dort noch einem Schauri mit den Massai-Häuptlingen bei. Die Massai richteten zunächst an Peters jetzt die Frage, wer er sei und was er dort wolle. Peters hat darauf geantwortet, daß er ein großer Reisender sei, bereits viele Länder und Völker gesehen habe und jetzt auch ihnen, von denen er so viel gehört habe, einen Besuch machen wolle. Er käme als Freund und wolle keinen Krieg, deshalb habe er auch nur wenige Leute (50) mit sich genommen. Die Kanone war zerbrochen in Korrokorro zurückgelassen worden, wo sie noch liegt. Dann fährt der Bericht fort: Peters' Angaben schienen den Massai glaubwürdig, denn sie gestatteten ihm, ihr Land zu betreten, verlangten aber, daß er seinen Proviant bezahlen müsse. Wasser könne er nehmen, so viel er wolle und wo er es fände. Sollten er oder seine Leute etwas mit Gewalt nehmen, so würden die Massai ihn bekriegen und die ganze Expedition niedermachen. Die dabei anwesenden Galla-Häuptlinge haben dann noch dem Abmarsche des Dr. Peters beigewohnt und sind unmittelbar darauf nach Korrokorro zurückgekehrt. Seitdem sind weitere Nachrichten weder von Dr. Peters, noch über ihn hier eingetroffen.

In Berliner colonial-politischen Kreisen glaubte man, Dr. Peters mit seiner Expedition habe dem König Muanga wieder zum Throne verholfen. Wir glauben nicht daran. Allerdings kann Peters sich jetzt wohl in Uganda befinden, aber in welchem Zustande, das ist eine andere Frage. Wahrscheinlich wird er Gott danken können, wenn er dort in einer christlichen Mission Unterkommen und Pflege gefunden hat.

Abenteuerliche Nachrichten über einen von Emin Pascha geplanten neuen Zug nach seiner verlassenen Provinz, zu welchem die deutsche Regierung die

Mittel stellen sollte, liefen kürzlich durch die Blätter. Ob Dr. Schnitzler solche Pläne hegt, wissen wir nicht, sicher aber wäre jede Betheiligung Deutschlands daran Thorheit. So lange das uns gehörende ungeheuere Gebiet diesseits der großen Seen der Cultur noch nicht zugänglich gemacht ist, wollen wir nicht daran denken, weiter zu gehen. Nur im systematischen Vordringen liegt Fortschritt, alles Uebrige läuft auf Abenteuer hinaus. Will Emin Pascha seine Erfahrungen verwerthen, so wird sich in Ostafrika dafür sattsam Gelegenheit finden. Mit seiner Gesundheit soll es jetzt leidlich gehen. Er ist von Bagamoyo nach Zanzibar übergesiedelt.

Aus Oesterreich.

Um dem Werke zur Befreiung der Sclaven in Afrika in Oesterreich die größtmöglichsten Garantien zu einheitlichem Vorgehen zu geben, hat Msgr. Brincat, Bischof von Adrumete und Generaldirector des Werkes, im Verein mit den Damen-Comités der bestehenden Antisclaverei-Gesellschaften in Oesterreich nachstehende General-Statuten festgesetzt.

Sie führen nur die Hauptpunkte an und überlassen die Regelung der Einzelheiten den verschiedenen Gesellschaften, je nach den Bedürfnissen ihres Landes.

Die bestehenden Gesellschaften erklären, sich dem Inhalt nachstehender General-Statuten anzuschließen, und werden natürlich auch die sich in Zukunft noch bildenden Vereine dasselbe Programm annehmen müssen.

Die einzelnen Paragraphen lauten:

§ 1. Das Werk der Antisclaverei, von Sr. Eminenz Cardinal Lavigerie unter dem Schutze Papst Leo's XIII. zur Abschaffung des Sclavenhandels und der Sclavenjagden in Afrika gegründet, hat auch in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern Oesterreichs die Bildung von Vereinen zur Folge gehabt. Diese Vereine verfolgen keinerlei politische Zwecke.

§ 2. Dem Geiste entsprechend, der seine Entstehung leitete, wendet sich das Werk an die Opferwilligkeit Aller, und Jedermann kann Mitglied der Vereine werden oder zu deren Zwecke beitragen.

§ 3. Das Werk wird seine Thätigkeit in Vereinen ausüben, welche den einzelnen im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern folgend, sich über das ganze genannte Gebiet des Reiches ausdehnen.

§ 4. In der Hauptstadt jedes der genannten Königreiche und Länder ist ein Landes-Comité gebildet; dasselbe erstreckt seine Thätigkeit über das ganze betr. Königreich oder Land und gründet in demselben Zweigvereine.

§ 5. Die in der Hauptstadt der Königreiche und Länder errichteten einzelnen Comités sind autonom und von einander unabhängig; aber sie können sich, wenn sie es für das Interesse des Werkes nützlich erachten, unter einander verbinden.

§ 6. Das in Wien für das erzherzogliche Oesterreich unter der Enns errichtete Comité hat an seiner Spitze einen geistlichen Berather und ist zugleich das Central-Comité für das Werk der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder. Als solchem und im Interesse der geistigen Einheit des Werkes werden ihm die anderen Comités, obgleich autonom und unabhängig, regelmäßig ein Duplicat des Jahres-Berichtes über ihren Bestand und ihre Thätigkeit zusenden.

§ 7. Das Landes-Comité centralisirt die von den Zweigvereinen des eigenen Landes eingehenden Gelder.

§ 8. In dem ersten Viertel jeden Jahres wird jedes Landes-Comité eine General-Versammlung abhalten, zu der die Präsidenten, resp. Präsidentinnen der verschiedenen Zweigvereine des betr. Landes eingeladen werden, und in welcher man laut den Bestimmungen von § 10 die eingelaufenen Beiträge ihrer Bestimmung zuführen wird. —

§ 9. In dem zweiten Viertel jeden Jahres wird das Landes-Comité in Wien außer der im § 8 bestimmten General-Versammlung eine zweite Generalversammlung abhalten, zu der die Präsidenten resp. Präsidentinnen aller Landes-Comités eingeladen werden, und in welcher der allgemeine Jahresabschluß des ganzen Werkes der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder zusammengestellt werden wird.

§ 10. Die von dem Landes-Comité gesammelten Gelder werden in zwei gleiche Theile getheilt; der erste wird der Erhaltung und Errichtung unserer österr. Missionen oder unter österr. Protectorat stehenden Missionen in Afrika zugeführt, der zweite Theil wird wieder in zwei gleichen Hälften getheilt, von denen die erste dem Cardinal Lavigerie oder seinem Stellvertreter für die allgemeinen Zwecke des Werkes zugesandt wird, und der zweite Theil nach vollkommen freiem Ermessen des Comités einem österr. oder fremden Unternehmen gewidmet wird, das dem Zwecke des Werkes entspricht.

§ 11. Die Bildung von Landes-Comités dort, wo dieselben noch nicht bestehen, wird dem geistlichen Director des Wiener Central-Comités obliegen oder der von ihm damit betrauten Persönlichkeit.

* * *

Die Comités empfehlen sich dem hohen Wohlwollen der Bischöfe, in deren Diöcese sie sich befinden, sowie demjenigen des jeweiligen Statthalters des betr. Königreiches oder Landes, ebenso allen Localbehörden, denen sie für ihr theilnehmendes Interesse dankbar sein werden.

Diese Organisation wird in Kraft treten, sobald das Central-Comité in Wien organisirt und seine Statuten von der Regierung genehmigt sein werden. Bis dahin werden die bestehenden Vereine in derselben Weise wie in der Vergangenheit weiter vorgehen.

Unterzeichnet ist das Actenstück von Carmel Brincat, Bischof von Adrumete, Stellvertreter Sr. Eminenz des Cardinal Lavigerie, General-

Director. — Maria Prinzessin von Rohan, Präsidentin des Salzburger Afrika-Vereins. — Marie Agnes Gräfin Pachta-Scherr, Präsidentin des Salzburger Zweig-Vereins in Linz. — Caroline Prinzessin von Taxis-Taxis, Präsidentin des Salzburger Zweig-Vereins in Bregenz. — Sophie Freifrau von Hammerstein-Stolberg Präsidentin des Afrika-Vereins in St.-Pölten.

Mittheilungen aus dem Vereinsleben.

Aus **Deutschland** haben wir am wenigsten zu melden. Abgesehen von einigen Versammlungen, in welchen P. Geyer auftrat, ist uns nichts bekannt geworden. Ueberall, wo solche Versammlungen gehalten werden, zeigt sich ein lebhaftes Interesse des katholischen Volkes an unseren Bestrebungen, und es will uns deshalb scheinen, als ob man gerade in dieser Beziehung etwas mehr thun könnte. Man sollte sich doch nicht darauf beschränken, alle Jahre einmal die Beiträge einholen zu lassen, sondern in jedem Zweig-Vereine wenigstens ein oder zwei Mal im Jahre eine größere Versammlung halten. Wenn wir lesen, wie die protestantischen Missions-Vereine oder die Colonial-Vereine so häufig das Puplikum zusammentrommeln, wie sie Afrika-Reisende oder sonst sachkundige Leute von Stadt zu Stadt senden, um Propaganda zu machen, so will uns bedünken, daß auch auf unserer Seite etwas mehr geschehen könnte. Predigten über die Verdienstlichkeit der Missionsthätigkeit, öffentliche Vorträge über die Vorgänge in Afrika und die Verbreitung entsprechender Druckschriften — wenn diese drei Agitationsmittel ausgiebig benutzt werden, so werden sich leicht die Mittel finden, unserer katholischen Kirche den ihr gebührenden Platz in Afrika zu verschaffen. Geben wir uns darüber keiner Täuschung hin: so sehr unsere Missionen allen Andersgläubigen an Thatkraft und Leistungsfähigkeit überlegen sind, eben so sehr sind uns die anderen Confessionen im Geldpunkte „über", und wir müssen noch recht fleißig agitiren, wollen wir es ihnen auch nur annähernd gleichthun. Gewiß sind die im Vorjahre für den Afrika-Verein gesammelten 300 000 Mark ein hübscher Betrag für den Anfang, aber im Vergleiche zu den Bedürfnissen unserer Missionen sind sie gar wenig.

Aus Oesterreich berichtet man uns Erfreuliches. Die Antisclaverei-Bewegung kommt dort endlich in ein geordnetes, einheitliches Fahrwasser, was wir stets als nothwendig betont haben. Diese glückliche Wendung der Dinge ist hauptsächlich das Werk des Generaldirectors der Antisclaverei, des Weihbischofes Brincat, der neulich eigens aus Paris nach Oesterreich gekommen ist, um den Dingen die gewünschte Richtung zu geben. Wie bekannt, war das Werk der Antisclaverei in Oesterreich bis jetzt nur provisorisch organisirt. Aber der soeben erfolgte Besuch des Msgr. Brincat hat nun eine definitive Organisation herbeigeführt, indem dem Werke als Grundlage jener Charakter der Einheit gegeben wurde, welcher zu seiner Entwicklung und zu seinem Erfolge nöthig ist. Zwei

Punkte sind aus dieser Organisation vorläufig hervorzuheben: 1. Die Eintheilung der Antisclavereivereine in Provinzial-Comités, 2. die Errichtung eines Central-Comités in Wien, zu welchem die Provinzial-Comités in ein nahes Verhältniß treten werden. Das Central-Comité ist in der Bildung begriffen. In Folge dessen haben jene Damen (Baronin Hammerstein ꝛc.), welche von Sr. Eminenz dem Cardinal Lavigerie die Vollmacht zur vorläufigen Organisirung des Sclavenbefreiungswerkes in Oesterreich erhalten hatten, nach Lösung dieser ihrer Aufgabe ihr Mandat in die Hände Msgr. Brincats zurückgegeben und derselbe hat ihnen im Namen des Ehrwürdigen Urhebers des Werkes seinen lebhaftesten Dank für den Eifer und die Aufopferung, mit welchem sie ihrer Mission nachgekommen sind, ausgesprochen. — Das Comité des Afrika-Vereines Salzburg beschloß in seiner Sitzung am 4. Februar, wie § 18 seiner Statuten bestimmt, die Hälfte seiner Jahreseinnahmen im Betrage von 1500 fl. an die österreichischen Missionen nach Aegypten zu senden. (Jahres-Einnahmen 2000 fl.; Erlös der Lotterie 1000 fl., die noch als der ersten Jahres-Einnahme angehörig betrachtet werden, da der Verein sich erst im Febr. 89 constituirte; zusammen 3000 fl.) Das Präsidium wendete sich also direkt nach Kairo an Se. Bischöflichen Gnaden Monsignore Logaro, Bischof des österreichischen Vikariates in Central-Afrika, mit der Anfrage, wohin das Geld zu senden sei. Derselbe dankte in wärmsten Worten dem Comité für den Eifer, den es in Verfolgung des edlen Zweckes bisher an den Tag gelegt, und ersuchte, das Geld an Prälat Kornheisl, Direktor des Marienvereines in Wien, zu senden. Das Geld wird gesondert von den Geldern des Marienvereines nach Kairo gesandt werden, und Bischof Logaro oder sein Stellvertreter wird von Zeit zu Zeit über den Stand der Missionen, die Geldverwendung ꝛc. Bericht erstatten, damit ein jeder Spender genau wisse, wie und wo sein Geld verwendet, was es Gutes bewirkt und so das Interesse an unserer edlen Sache immer ein gleich reges bleiben möge. — Der Provinzial-Verein St. Pölten harrt nur noch der Genehmigung von Seiten der Landesbehörde, um seine Thätigkeit zu beginnen. — Ein eingehender Bericht über die Generalversammlung des Antisclavereivereines Krakau liegt nun vor. Dieselbe fand am 27. Januar im Saale der Erzbruderschaft der Barmherzigen statt. Der Cassenbericht sagt, daß der Verein gegenwärtig 592 fl. als Baarvermögen besitzt. Davon werden unverzüglich 500 fl. an Se. Eminenz den Cardinal Lavigerie, resp. an seinen Stellvertreter, abgeschickt und zugleich in einem Schreiben Se. Eminenz um Uebernahme des persönlichen Protectorates gebeten. Zweigvereine besitzt der Verein vorläufig vier. Comitésitzungen wurden im Laufe des Jahres sechs abgehalten. Literarisch sehr thätig war der geistliche Vereinsdirector P. Zalensti, welcher nicht weniger als vier auf die Antisclaverei Bezug habende Broschüren herausgab. Nach Wiederwahl und Ergänzung des Comités setzt sich der Ausschuß aus folgenden Damen zusammen: Gräfin Anna Plater, Präsidentin, Frau Stanislawa Feintuch, Vicepräsidentin, Frl. Marie Kirchmajer, Secretärin, Frau Maciejowska, Vicesecretärin, Frau Zdanowska, Cassiererin, Frau Antoniewicz, Vicecassiererin. Nebst verschiedenen Anträgen und Beschlüssen wurde auch erwähnt, daß man mit allen in Oesterreich bestehenden Antisclavereivereinen nach wie vor in bestem Einvernehmen bleiben wolle. Eine schwungvolle Aufforderung des P. Zalenski zu erneuerter Thätigkeit schloß die gut besuchte Versammlung.

Belgien. Hier macht unsere Sache insofern Fortschritte, als man endlich ernsthaft an die Lösung der gestellten Aufgabe, eine Expedition nach dem Tanganjika-See zu schicken, herantritt. Bisher war der Plan wegen der Transportschwierigkeiten nicht ausführbar. Diese sollen jetzt überwunden sein. Die Congo-Regierung hat ihre Zustimmung gegeben und König Leopold II. selbst hat 40 000 Frcs. gezeichnet. Auch die belgische Congo-Mission hat für 25 000 Frcs. unterschrieben. Wir werden in nächster Nummer den Plan ausführlicher besprechen. — Der **Brüsseler Congreß** ist noch immer in reger Thätigkeit, über seine Arbeiten verlautet aber so wenig Zuverlässiges, daß wir gut thun, abzuwarten, bis das Protokoll veröffentlicht wird.

Aus Amerika geht uns folgendes Schreiben zu: Allentown, Pa., 16. Jan. 1890. Kirche zum hl. Herzen Jesu. Für alle Freunde der sog. Afrika-Bewegung wird es gewiß von großem Interesse sein, zu erfahren, daß dieselbe nun auch in Amerika — im Keime wenigstens — angesetzt hat. Die Veranlassung dazu war folgende: „Msgr. Dr. Jos. Schröder, der ehemalige General-Secretär des „Afrika-Vereins deutscher Katholiken", gegenwärtig Professor an der kathol. Universität Amerikas zu Washington, hatte die ersten 3 Wochen nach seiner Landung in New-York bei mir, seinem alten Freunde und Studiengenossen, in Allentown zugebracht und bei seiner Abreise nach Washington versprochen, zu Weihnachten seinen Besuch zu wiederholen. Da ich nun wußte, welch' hervorragenden Antheil er an dieser Bewegung im alten Vaterlande genommen, so glaubte ich, seinen Besuch nicht besser markiren und im Interesse der guten Sache ausnutzen zu können, als dadurch, daß ich ihn einlud, am 26. December vor den Deutschen Allentowns einen Vortrag über die Zustände in Afrika u. s. w. zu halten. Wer den Herrn Professor kennt, der weiß auch, daß die betr. Einladung sofort angenommen wurde. Die Versammlung fand statt im hiesigen Gerichtslocale, Abends 8 Uhr, und war sehr gut besucht; Jedermann war begierig, den Herrn Prälaten zu sehen und zu hören. — Der hochw. Herr schilderte dann unter der gespanntesten Aufmerksamkeit des Publikums die Greuel des Sclavenhandels und forderte in begeisterten Worten zunächst die Deutschen Amerikas auf, die Bestrebungen des Afrika-Vereines nach Kräften zu fördern. Reichlicher Beifall wurde der trefflichen Rede zu Theil, die, trotzdem sie eine volle Stunde dauerte, nur den einen Fehler hatte, daß sie Allen zu kurz schien. Hoffentlich ist diese Rede ein Steinchen, welches in Bälde einen recht hohen Wellenschlag auch hier in Amerika veranlassen, und diese unsere Versammlung das Senfkörnlein, welches allmälig zu einem großen Baume heranwachsen wird, unter welchem ganz Amerika Platz findet!

Mannigfaltiges.

In Kamerun waren bisher nur protestantische Missionare von der Bowler (also einer nicht deutschen) Mission thätig. Hoffentlich wird dies Gebiet auch uns bald erschlossen sein. Neulich weilte in Berlin ein Missionar aus der Gesellschaft der Pallottiner, deren Sitz in Italien ist und welche zahlreiche deutsche Mitglieder zählt. Wie wir bestimmt wissen, hat dieser

Bevollmächtigte Seitens des Staatssecretärs Herbert Bismark die Zusicherung erhalten, den Pallottinern würde kein Hinderniß entgegengestellt werden, falls sie sich Kamerun als Feld ihrer Thätigkeit wählen. Weniger günstig lautete der Bescheid des Cultusministers auf die Anfrage, ob die Congregation in Deutschland eine Niederlassung gründen dürfe. Hier steht das Ordensgesetz noch im Wege, doch hoffen wir, daß auch dieses Ueberbleibsel aus der Culturkampfzeit bald zum alten Eisen geworfen wird. Dann werden auch unsere Patres vom hl. Geiste wieder zurückkehren. Es erweckt für jeden Katholiken ein Gefühl der Bitterkeit, daß gerade dieser Orden, dessen Verdienste von der Regierung selbst offen anerkannt werden, dem so viele Deutsche angehören, der auf urdeutschem Boden entsprossen, vom deutschen Boden ausgeschlossen sein soll. Man verlangt deutsche Missionare nach Ostafrika, aber man verweigert uns die Möglichkeit, deutsche Missionare in Deutschland auszubilden. Hoffentlich wird der neue Reichstag und die Weisheit unseres Kaisers einem solchen Zustande ein Ende machen.

Als ersten evangelischen Pfarrer von Zanzibar hat Kaiser Wilhelm den Marinepfarrer Wangemann angestellt.

Serpa Pinto, dessen Name letzthin in einem Streite zwischen Portugal und England um afrikanische Landstriche viel genannt wurde, ist einer der kühnsten Afrikareisenden. Er ist 1846 geboren und gehört dem besten Adel Portugals an. Seine in den Jahren 1877—1879 ausgeführte gefahrvolle Durchquerung Südafrika's von Benguela aus den Zambesi entlang bis zum Transvaal ist voll abenteuerlicher und furchtbarer Erlebnisse gewesen. Im Jahre 1877 beschloß Portugal, um nicht hinter den anderen Regierungen zurückzubleiben, eine größere Expedition nach Afrika zu entsenden. Serpa Pinto, schon damals Major und erst 28 Jahre alt, wurde an die Spitze derselben gestellt; ihm zur Seite standen die beiden naturwissenschaftlich und mathematisch ausgebildeten Officiere Capello und Ivens. Nachdem man im August genannten Jahres an der Westküste von Benguela die nöthige Begleitungsmannschaft zusammengebracht hatte, begann der Marsch auf's Gerathewohl nach Südosten. In Bihe erklärten Capello und Ivens, sie wollten eine Entdeckungsreise auf eigene Faust unternehmen. Die Folge davon war eine Theilung des Gepäcks und des Proviants, wodurch Serpa Pinto nur noch ein Drittel behielt. Vom Fieber ergriffen, zog er krank und matt weiter. Der Häuptling von Dumbo, der dem Europäer anfangs sehr höflich entgegengekommen war, forderte bald dreist Geschenke und erhob schließlich Drohungen. Serpa Pinto gab in der Aufregung Feuer auf den Häuptling, traf ihn aber zum Glück nicht. Diese Kühnheit flößte dem schwarzen Räuber indeß Achtung ein, und Serpa Pinto zog als sein Freund ab. Ein vom Häuptling zur Begleitung mitgegebener wegeskundiger Schwarzer sollte jetzt als Führer dienen; Serpa Pinto mißtraute dem Menschen mit Recht, denn am andern Tage versuchte er die Träger zur Flucht zu ver-

leiten, was ihm auch glückte. Nach Einholung der Flüchtlinge ließ Serpa Pinto den Verführer an einen Baum hängen. Ohne besonderen Unfall langte er im Lande Lialui an, dessen König Lobbossi, der niemals ein Blaßgesicht gesehen hatte, ihm einen prächtigen Empfang bereitete. Lobbossi hielt unsern Reisenden wochenlang in seiner Residenz auf und ließ die Grenze versperren, so daß es Serpa Pinto unmöglich wurde, weiter zu dringen. Die Wilden gingen schließlich so weit, ihm vor seinem Zelte aufzulauern, und als auch dies nicht fruchtete, seiner habhaft zu werden, steckten dieselben eines Nachts sein Lager in Brand, während Tausende von Schwarzen dasselbe wild triumphirend umsprangen und einen Regenschauer von Pfeilen auf Serpa Pinto und seine Begleiter abschossen. Entschlossen vertheilte Pinto unter seine Begleiter Gewehre und Munition und versah die letztern, statt mit gewöhnlichen, mit explodirenden Kugeln, die meist nur bei der Jagd auf wilde Thiere benutzt werden. Die Wirkung dieser Geschosse zeigte sich bald. Im Wirrwarr zogen sich die Schwarzen heulend zurück, doch wurde Serpa Pinto bald darauf von seinen meisten Leuten verlassen und mußte schleunigst abziehen. Jetzt ging die Reise, wenn auch unter mancherlei Schwierigkeiten, unaufhaltsam weiter. Unter großen Entbehrungen kreuzte er die Kalahari-Wüste und langte schließlich nach einer Wanderung von 493 Tagen in Durban, der Hafenstadt der britischen Colonie Natal, an. Seitdem wurden ihm von der Regierung eine Reihe weiterer Aufgaben anvertraut; die letzte derselben war es, die zu einem Conflict Portugals mit England führte.

H. M. Stanley hat kürzlich sein 50. Lebensjahr vollendet; er ist am 28 Januar 1840 (nach anderen 1841) zu Denbigh in Wales in dürftigen Verhältnissen geboren, sein eigentlicher Name war James Rowland. Schon als Knabe von zwölf Jahren wurde er Schiffsjunge und kam als solcher nach Nordamerika, welches seine zweite Heimath wurde. Zu New-Orleans trat er in den Dienst eines dortigen Kaufmanns, Martin Stanley, der sich des Jungen annahm und ihn adoptirte, wonach er selbst den Namen Henry M. Stanley erhielt. Die letzten 20 Jahren seines Lebens hat Stanley mit wenigen Unterbrechungen Afrika gewidmet. Zuerst besuchte er diesen Welttheil während des Feldzuges der Engländer gegen König Theodor von Abessinien vor 23 Jahren, von wo aus er Berichte für den „New-York Herald" machte. Im Auftrage desselben Blattes verließ er vier Jahre später Valencia in Spanien, wo er über die Belagerung der Stadt berichtete, um sich zur Aufsuchung Livingstones nach Central-Afrika zu begeben. Diese Aufgabe hatte er bis 1873 gelöst. Im Jahre 1874, nachdem Livingstone gestorben und in England beigesetzt war, erhielt Stanley einen neuen Auftrag, und zwar vom „New-York Herald" und dem „Daily Telegraph" gemeinsam. Er sollte das Werk Livingstones fortsetzen und womöglich vollenden. Damals hieß es: Der Ausfluß des Tanganjika ist noch nicht endeckt, vom Victoriasee wissen wir noch wenig und nur Skizzenhaftes, das Nilquellen-System ist uns noch unbekannt. Das westliche tropische

Central-Afrika bildet auf unseren Karten noch einen weißen Raum u. s. w. Stanley trat nun seine große Reise an, welche ihn zum Victoria Nyanza brachte, den er umschiffte, dann gelangte er zum Muta Nsige, wieder zum Tanganjika, und endlich 1877 erschien er an der Kongomündung an der westafrikanischen Küste, eine der merkwürdigsten Fahrten aller Entdeckungsgeschichten. Von 1879 an hat er einige Jahre im Dienste des Königs Leopold zur Aufklärung des Congogebietes und zur Errichtung des Kongostaates mitgewirkt. Seine letzte große Durchquerung Afrikas von Westen nach Osten über den Kongo, den Aruwimi, Albert Nyanza, Muta Nsige, das Ruwenzori-Gebirge, am Victoria Nyanza vorbei und durch das deutsche Schutzgebiet nach Zanzibar in den Jahren 1887—1889 (fast drei volle Jahre lang) ist noch in frischestem Gedächtniß.

Zur Stanley-Expedition. Lieutenant Stairs, einer der Offiziere der Stanleyschen Expedition, theilte bei Gelegenheit mit, daß er einen der im Congowald hausenden Zwerge nach Zanzibar gebracht habe und ihn im Sommer nach England kommen lassen wolle. — In einem seiner drastischen Briefe erzählt Stanley bekanntlich, daß er den Führer der meuterischen Leute Emins hinrichten ließ. Stevens gab eine Schilderung des Vorfalles, wie er ihm von Augenzeugen mitgetheilt wurde. „Stanley war damals so schwach, daß er sich ohne Hülfe nicht im Bette umwenden konnte. Seine Willenskraft war jedoch so eisern, daß er darauf bestand, aus dem Bette genommen und auf einen Stuhl gesetzt zu werden. Er nahm ein starkes Anregungsmittel und ließ sich darauf aus seinem Zelt tragen, wo die Menge versammelt dastand und der Meuterer seines Urtheils harrte. Der Stuhl wurde hingesetzt und Stanley sah den Uebelthäter an mit seinen fieberglühenden Augen. Dann streckte er die dünne Hand aus und rief: „Wir haben tausend Mühsale und Gefahren überstanden, um Dich zu retten, und dieses ist unser Lohn! Fort mit Dir zu Gott!" Die Menge stürzte sich darauf auf den Mann und schrie: „Was sollen wir mit ihm thun?" „Uebergebt ihn Gott!" sagte Stanley, indem er auf einen Baumast zeigte. Wenige Minuten später baumelte die Leiche in der Luft."

Zwergmenschen hat Stanley in Afrika mehrfach angetroffen; er sagt über dieselben: „Sie sind etwa einen Meter hoch, stark gebaut, breitschultrig und mit kräftiger Brust. Ihre Weiber sind sehr schön. Ihre Farbe ist broncen. Diese kleinen Kerle sind reine Füchse, ebenso schlau wie gewandt. Sie wohnen in den Wäldern und betreiben mit den Eingeborenen der Ebene einen Tauschhandel mit Hölzern und Gummi, wofür sie, die keinerlei Ackerbau treiben, Bananen und andere Früchte eintauschen. Kriegerisch sind sie eigentlich nicht, aber jeder Widerstand erbost sie so, daß sie zu den Waffen greifen. Sie sind Menschenfresser, verzehren aber nur ihre besiegten Feinde."

Die Bedeutung der Eisenbahnen für die Cultivirung Afrikas wird immer mehr betont; die Fortschritte, die die Bahn im dunkeln Erdtheile macht,

sind deshalb von hohem Interesse. Laut Nachrichten aus Südafrika sind jetzt an mehreren Punkten die Arbeiten an der Delagoabucht-Eisenbahn wieder aufgenommen worden. Die Strecke Moruni nach der Transvaalgrenze ist beinahe beendet. Der Weiterbau von Barberton nach Prätoria wird abgesteckt.

Kannibalismus im französischen Congogebiet. Der Franzose Alphonse Fondère, Stationschef im französischen Congogebiet, hat in der geographischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten über seine Erlebnisse auf den Reisen in jenen Gegenden. Er ist von Gabun ausgegangen, den Ogowe aufwärts und hat namentlich die Pahouins an den Ufern dieses Flusses beobachtet! Er erzählt: Ehebruch wird bei ihnen mit dem Tode bestraft; der Betroffene wird an einen Pfahl gebunden, rings um ihn nehmen die Häupter und sonstigen Bewohner des Ortes Platz und führen vor den Augen des Verurtheilten wilde Tänze aus. Dann tritt Stille ein, der Fetischmann geht auf den Gefesselten los und schneidet ihm ein Stück Fleisch aus der Wade, das röstet er dann leicht auf einem Feuer und zwingt dann sein Opfer, von seinem eigenen Fleische zu essen. Gewöhnlich wird das von dem Todeskanditaten auch ohne Weigerung und ohne eine Muskel zu verziehen vollzogen. Sobald das vorüber ist, wird er getödtet und sein Körper unter die Bewohner vertheilt. Der Häuptling bekommt das Gehirn und die Finger, der Fetischmann die Augen und die Zunge.

Bei unserer Redaction gingen folgende milde Gaben ein:

(Vom 1. Februar bis 3. März.)

1. Für den Afrika-Verein: Pfr. Meusel, Hochheim, 10 Mk. — Anti-sclaverei-Verein Bösel 132 Mk. — Vic. v. Elmendorff, Löningen, 10 Mk. — Freiin Math. v. Habermann, Fulda, Jahresbeitrag, 35 Mk. — Frl. Eva Gies, Fulda, Jahresbeitrag, 5 Mk. — J. Jegen, Mürlebach, 85 Pfg. — Ant. Lohmann, Enniger, Ueberschuß, 1,60 Mk. — Pfr. Mellage, Marienfeld, 1 Mk. — J. B. in Jeßnitz, 3 Mk. — Notar O. Stett, Wolfstein, 5 Mk. — Pfr. Stadler, Attenhausen, 15 Mk. — Zusammen 218,45 Mk.

2. Für St. Ottilien: Frau Math. Richter, Berlin, 4,50 Mk. — Frl. Rosky, Berlin, 2 Mk. — Ung., Losheim, durch Capl. Fende, 2 Mk. — Durch Gebr. Lensing 1 Mk. — S. C. 70 Pfg. — Durch Lehrer a. D. Rudolphi, Wertach (Ueberschuß), 17 Mk. — Pfr. A. Hütsch, Zella, 20 Mk. — Ung., Recklinghausen, 50 Pfg. — Durch die Exped. des Merkur 4 Mk. — Von der Oberin des Klosters zu Dietramszell 40,70 Mk. — Pfr. Hackert, Heinrichswalde, 1,50 Mk. — Durch denselben von B. 50 Pfg. — Jos. Uhlenbrock, Börste, 50 Pfg. — Zusammen 94,90 Mk.

3. Für Freistellen für Schüler bei den Patres vom hl. Geiste: Ung., Losheim, durch Capl. Fende, 1 Mk. — Capl. Löhrer, Neuwerk (Ueberschuß vom Abonnement) 6 Mk. — N. N., Verl, 20 Mk. — Joh. Lütkemeyer (Ertrag aus dem Vertriebe dieser Hefte) 9 Mk. — Rector Neumann, Aachen (Ueberschuß),

2,72 Mk. — Pfr. Hackert, Heinrichswalde, 1,50 Mk. — Durch denselben von B. 50 Pfg. — Pfr. Stadler, Attenhausen, 15 Mk. — A. N. N. L. 50 Pfg. — Zusammen 56,22 Mk.

4. Für Loskauf von Sclavenkindern: B. Weber, Eisenharz, 5 Mk. — F. M., Danzig, 1 Mk. — B. Kaiser, Düsseldorf, 100 Mk. — Ung., Losheim, durch Capl. Fende, 6 Mk. — J. Herberhold, Cörbecke (Ueberschuß), 1,20 Mk. — B. Schäferhof, Cörbecke, 60 Pfg. — Eine bedrängte Mutter 1,50 Mk. — S. C. 70 Pfg. — Aus der Mädchenschule zu Uppenberg in Folge eines Vortrages des Religionslehrers 5 Mk. — Für ein Kind mit Namen Joseph oder Maria von Frau G. H. in O. 50 Mk. — Aus einer Sammlung von Frl. G. Schenk in S. 21 Mk. — Zusammen 192 Mk.

5. Für Heidenkinder: Gesammelt in der kath. Rectoratschule und in der Herz-Jesu-Congregation zu Hamm a. d. Lippe 51,05 Mk. für 2 Heidenkinder (Bernard Joseph und Maria Paschalis).

Für die im letzten Monat wieder so reichlich geflossenen Gaben unseren herzlichsten Dank im Namen der Empfänger. Wir empfehlen besonders die so einträglichen Sammlungen in Freundeskreis, in Schulen u. s. w. Hauptsächlich sind unsere Frauen und Jungfrauen dafür geeignet; ihnen öffnen sich Hände und Börsen von selbst.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen:

Eine bedrängte Mutter erbittet für ihre Kinder die Gnade, ihre Unschuld zu bewahren, für sich Geduld im Leiden. — Ein Wohlthäter der Missionen bittet um Wiedererlangung des Gehörs. — Eine kranke Familie um Wiedergenesung. — Um Glück in geschäftlichen Unternehmungen. — Um die Gabe des guten Raths in einer wichtigen Sache. — Um gehorsame Kinder. — Die Seelenruhe aller Wohlthäter der Missionen.

Bücherschau.

Unter den Tausenden neuer Abonnenten, welche unsere Zeitschrift im laufenden Halbjahre bereits gewonnen hat, sind ohne Zweifel sehr Viele, für welche die 12 Hefte des **ersten Jahrganges** eine ebenso anregende als interessante Lectüre bilden können. Unsere Hefte sind nicht bestimmt, nach dem Lesen der Vernichtung anheim zu fallen, sie behandeln einen Theil der Zeitgeschichte, speciell die Entwicklung eines großen katholischen Unternehmens, und schon deshalb empfiehlt es sich, zur Vervollständigung den ersten Jahrgang noch nachträglich anzuschaffen. Der Kostenpunkt kommt ja für sehr Viele gar nicht in Betracht, 2 Mk., franco 2,40, ist eine geringe Ausgabe, die man zur Vervollständigung seiner Bibliothek leicht wagt. Wir bemerken, daß nur etwa 150 Exemplare noch vorhanden sind, welche

durch unsere Expedition, durch den Buchhandel und durch unsere Agenten bezogen werden können.

In Heft 6, 7 und 8 des vorigen Jahrganges hatte der hochw. Herr P. Amrhein eine zusammenhängende Schilderung der Leiden gegeben, welche unsere Missionare bei und nach dem **Ueberfalle von Pugu** erlitten. Wer von unseren neuen Abonnenten diese drei Hefte noch zu beziehen wünscht, dem liefert sie der Herausgeber zum Preise von 60 Pfg. portofrei, und erhält jeder Abnehmer die wohlgetroffenen Portraits der Missionare und Schwestern, sowie eine bildliche Wiedergabe der zerstörten Mission gratis. Man wende sich hierwegen direct an die Expedition des „Gott will es!" in Münster i. W.

Das Geographische Institut zu Weimar, das die Pflege der colonialen Karthographie zu einer Hauptaufgabe seiner Thätigkeit gemacht hat, vermehrt die Reihe seiner „Deutschen Colonialkarten" wiederum um zwei neue Blätter, Nr. 9 und 10. Diese soeben erschienenen Karten, deren jede 80 Pfg. kostet, widmen sich den ostafrikanischen Interessen. Die erstere derselben führt den Titel **„Karte des Schauplatzes der Wißmann'schen Expedition"** und ist im Maßstabe von 1 : 1,000,000 gezeichnet. Dieser eingehende Maßstab ermöglichte eine detaillirte Darstellung der durch Wißmanns siegreiche Kämpfe jetzt in den Vordergrund der afrikanischen Vorgänge gerückten Landschaften. Das andere Blatt ist eine **„Karte des Schauplatzes der Peters'schen Expedition und des neuesten deutschen Schutzgebietes"**; sie vereinigt auf einem Blatte eigentlich zwei Karten, nämlich einmal eine Uebersichts-Darstellung des von Peters durchreisten Gebietes und der ganzen benachbarten Küstenstrecken und sodann in noch eingehenderem Maßstabe speciell den kürzlich deutsch gewordenen Theil der letzteren. — Für beide Karten konnten bereits handschriftliche Zeichnungen und Mittheilungen dort lebender Deutschen Verwendung finden. —

Deutsch-Afrika und seine Nachbarn im schwarzen Erdtheil. Von Dr. Johann Baumgarten. Berlin. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Was das Werk will, ersieht man aus dem Titel; es schildert uns Land und Leute in Afrika, soweit deutsches Gebiet oder seine Nachbarn in Frage kommen, in recht anziehender Form. Das ganze Werk besteht in einer Menge einzelner Darstellungen nach den Berichten bekannter Afrika-Reisender. Das Werk ist vortrefflich geeignet, Interesse für den schwarzen Continent zu erwecken und in geographischer wie ethnographischer Beziehung recht belehrend. Man kann es auch der reiferen Jugend in die Hand geben.

Uns liegt die erste Lieferung eines neuen, illustr. katholischen Werkes vor: **„Die berühmtesten Wallfahrtsorte der Erde."** Herausgegeben von Heinz von Rudniki. Wie der Prospect besagt, hat der Verfasser die Gnadenstätten, welche er beschreibt, größtentheils durch eigene Anschauung kennen gelernt; das Werk, zugleich das Resultat langjährigen deutschen Fleißes, ist hervorgegangen aus dem Bestreben, einem jeden es zu ermöglichen, im Geiste eine Wallfahrt nach den hervorragendsten Gnadenstätten zu machen, deren 88 in dem Werke behandelt werden, da es den meisten versagt ist, persönlich nach weit entlegenen, weltberühmten Gnadenorten zu wallfahrten. Die vorliegende Lieferung veranschaulicht in guter Ausführung die Gnadencapelle von Kevelar und das Gnadenbild daselbst. Die

Anschaffung wird sehr erleichtert durch die Herausgabe in Lieferungen, deren etwa 22 zu dem sehr billigen Preise von nur 25 Pfg. pro Lfg. erscheinen werden; es ist daher jedem, auch dem Unbemittelten ermöglicht, ein Werk sich beizulegen, das neben der Heiligenlegende und jedem Erbauungsbuche einen würdigen Platz verdient. Wir können die Anschaffung des Werkes nur empfehlen; dasselbe erscheint in Paderborn bei Ferdinand Schöningh.

Briefkasten der Redaction.

Nach Wien: Quittiren dankend Empfang des Circulars. Daß die „Revue" den Leiter gewechselt, begrüßen wir mit Genugthuung. — **Nach Prag:** Druckfertig ist die Sache noch nicht; es scheint uns der Gedanke an sich nicht übel, aber die Initiative zu solch einem enormen Unternehmen zu ergreifen, liegt nicht in unserer Competenz. — **An unsere Missionsoberen:** Ein adeliger Herr wünscht sehr einen geweckten jungen Neger als Diener und Ministrant. Wer kann diesen Wunsch erfüllen? — Prälat **L., Nikolsburg:** Besten Dank für Brief und Verbreitung von „Gott will es!" Im Uebrigen mögen die bewußten D. ohne Sorge sein; wir dienen der Sache, nicht Personen. — P. **Kr.** in **N. D. de L.:** Das Eingesandte wird baldmöglichst Verwendung finden. — Herrn Vicar **P.** in **St. K.:** Ihr Wunsch ist schwer erfüllbar. Einmal soll unser Blatt nur Missionszwecken dienen; ein Feuilleton müßte also speciell für dasselbe bearbeitet werden, was enorme Kosten verursachte; sodann würde auch der Stoff bald ausgehen. An Romanen und Novellen giebt es ohnehin viel zu viel. — P. **A.** in **Z.:** Herzlichen Dank. Vivat sequentes! — **Mehrere Leser in Prag:** Solch unerquickliche Sachen besprechen wir nicht gern; uns genügt es, daß der arrogante Mossiö den Laufpaß erhielt.

Anmeldungen zu Pathenstellen

werden für die nächste Auslosung bis spätestens 1. April erbeten. Dieselben sind zu richten an die Redaction des „Gott will es!" Münster i. W.

Wie vermehrt man auf zweckmäßige Weise die Einnahmen des Afrika-Vereins?

Die Redaction bittet um Einsendung von Vorschlägen. Die geeignetsten werden wir veröffentlichen. Grundsatz muß sein: 1. daß die Gaben dem freien Willen des Einzelnen überlassen bleiben; 2. daß die übrigen katholischen guten Werke nicht beeinträchtigt werden.

Schluß der Redaction am 7. März.

Verantwortlicher Redacteur: W. Helmes in Münster.

Größtes kathol. Unterhaltungsblatt.

Wochennummernausgabe Quartal 1 ℳ 80 ₰.

Heftausgabe 18 Hefte à 40 ₰.

Gediegener und reichhaltiger Inhalt, bestehend aus anziehenden Romanen und Novellen von namhaften Schriftstellern, belehrenden Artikeln aus allen Gebieten des Wissens und Könnens, Gedichten, Porträts und Biographien berühmter Zeitgenossen, Räthseln &c., sowie auch künstlerisch ausgeführten Illustrationen.

☞ Abonnements auf den „Deutschen Hausschatz" nehmen alle Buchhandlungen, sämmtliche Postanstalten und die Verlagshandlung jederzeit entgegen.

Friedrich Pustet in Regensburg.

Verlag der **St. Norbertus** Buch- und Kunstdruckerei in Wien:

Das Apostolat der christl. Tochter
oder
„St. Angela-Blatt".

Monatsschrift
für die christliche, gebildete Damenwelt.

Erscheint als Frucht des II. allgemeinen österreichischen Katholikentages seit dem 31. Mai d. J.

Redacteur:
Kirchendirector **Anton Schöpfleuthner.**

Der Abonnementspreis ist jährlich 76 kr., per Post 90 kr. — Für Deutschland unter Kreuzband 2 Mark.

Diese Monatsschrift ist bestimmt für die heranwachsende weibliche Jugend, besonders für jene Töchter, die sich gerne mit Lectüre beschäftigen. — Das Blatt erhebt einerseits eine warnende Stimme gegen die gefährlichen Erzeugnisse moderner Literatur und empfiehlt anderseits die vortrefflichen Werke moderner christlicher Schriftsteller. — Die **„Fragen mit und ohne Antworten"** verdienen das größte Interesse aller Derer, die sich in der Welt bewegen und geben richtigen Stoff nicht blos zu einer geistreichen Conversation, sondern auch zu einer sehr nützlichen Polemik, resp. Apologetik, im Verkehr mit Freigeistern und Halbwissern.

Nichts ist wirksamer

zur Förderung einer guten Sache, als die Verbreitung entsprechender guter Schriften. Wem Gott die Mittel dazu gegeben hat, lasse sich diese Art werkthätiger Nächstenliebe besonders angelegen sein. Wir empfehlen besonders:

Humanus, Der Sclavenhandel und seine Greuel, 80 Seiten, mit Portrait des Cardinals Lavigerie, 60 Pfg., 13 Expl. 6 Mk.

Humanus, Wer bleibt zurück im hl. Kampfe für Christenthum und Menschenrechte? Mit einer Karte der afrikanischen Sclavereigebiete. 18 Pfg., portofrei 20 Pfg., 12 Expl. 2 Mk., 50 Expl. 6.50 Mk., 100 Expl. 10.50 Mk.; gegen Einsendung des Betrages franco zu beziehen durch jede Buchhandlung und die Verlagshandlung von

Heinrich Schöningh, Münster i. W.

Zur Schonung der Hefte empfehlen wir

Leinwandmappen in hübscher Ausstattung,

25 Pfg. das Stück, portofrei 35 Pfg.

Die Expedition.

Druck der Coppenrath'schen Buchdruckerei in Münster.

2. Jahrg. **Gott will es!** 7. Heft.

Katholische Zeitschrift
für
die Antisclaverei-Bewegung deutscher Zunge.

Inhalt: Afrika's Klage. — Die katholischen Missionen Afrikas. (5. Fortsetzung.) — Aus dem Leben eines Negerpriesters. — Eine Verbrüderung in Afrika. — Wie vermehrt man auf zweckmäßige Weise die Einnahmen des Afrika-Vereins? — Afrikanische Post. — Afrika-Verein deutscher Katholiken. — Mittheilungen aus dem Vereinsleben. — Mannigfaltiges. — Besondere Anliegen. — Briefkasten der Redaction. — Illustrationen: Ein Sclaventransport. — Ceremonien der Verbrüderung.

Afrika's Klage.

Hymne des Afrika-Vereins.

Melodie: Weißt Du, wie viel Sternlein stehen.

Weißt Du, wie viel Thränen fließen
Fern in Afrika zur Stund?
Wie viel Ketten heut' noch schließen
Klagende mit Herz und Mund'?
Vater sank in Todesschmerzen,
Mutter reißt vom Kindesherzen
Islams rohe Grausamkeit,
Christenherz, bedenk dies Leid!

Weißt Du, wie viel Kinderseelen
Ohne Tauf' in's Jenseits zieh'n,
Die am Throne Gottes fehlen
Zu des Lobpreis Harmonie'n?
Ach! die kaum zur Welt geboren,
Für den Himmel auserkoren,
Ohne Gnad' im Sacrament
Ewig nun von Gott getrennt!

Weißt Du, wie viel Schweiß und Mühen
Hä't der Glaubensboten Muth?
Wie in Liebe sie erglühen,
Freudig opfern Hab' und Gut?
Wie sie selbst das Leben weihen,
Ihren Meister zu erfreuen,
Der als wahres Opferlamm
Schuldlos starb am Kreuzesstamm?

Weißt Du, wie viel Gnadenspenden
Deiner Seel' Du kannst erfleh'n,
Wenn Du nicht mit leeren Händen
Müßig willst im Kampfe steh'n?
Hier, wo Höllenmächte streiten,
Könntest Du bei all' den Leiden
Herzlos bei der Brüder Schrei'n,
Taub bei ihren Klagen sein?

Weißt Du, wie viel Dank und Liebe
Jesus Dir, Dein Heiland, schenkt,
Wenn Du heiß aus Herzenstriebe
Dein Gebet zu ihm gelenkt?
Alle Opfer will er lohnen
Mit des Himmels schönsten Kronen.
Was den Brüdern wir gethan,
Alles ist für ihn gethan.

J. Hornig, Pfarrer.

[Nachdruck untersagt.]

Die katholischen Missionen Afrikas.

[5. Fortsetzung.]

Von Baron Leo de Bethune.

II. Aethiopische Missionen.

1. Die Vergangenheit der äthiopischen Kirche.

Einen Ehrenplatz in der Geschichte des afrikanischen Christenthums muß man den tapferen Völkern der äthiopischen Hochebenen zuerkennen; seit fünfzehn Jahrhunderten sind sie unerschütterlich der christlichen Lehre treu geblieben, wenn auch diese selbst im Laufe der Jahrhunderte leider durch die Irrlehren des Dioscorus und Eutiches verdunkelt wurde. „Erobert durch Gewalt, auf immer zu Grunde gerichtet und dann seinem Schicksal überlassen," sagt der bekannte Afrikareisende Herr von Abbadie, „ist Abessinien der Armuth und Verachtung anheimgefallen, aber einen Trost hat es sich bewahrt: es fühlt sich christlich." Noch heute, eingeschlossen von Islam und afrikanischen Barbaren, kann Aethiopien mit Recht als ein Vorposten der Civilisation betrachtet werden.

Als ersten Bischof von Aethiopien sehen wir im 4. Jahrhundert Frumentius, einen Schüler des hl. Athanasius. Der christliche Glaube erhielt sich dann unter mancherlei Wechselfällen der Zeit bis nach der Regierung des heiligen Königs Elesbas, dessen Andenken die kathol. Kirche am 27. Oktober feiert. Zu seinem Unglück schloß sich dann

später Aethiopien den Irrthümern seiner Patriarchal-Kirche Alexandrien an. Der Hinterlist Benjamins, des von den Muselmännern unterstützten Führers der ägyptischen Jakobiten, verdankt die Nation es, daß sie sich unbewußt von der katholischen Einheit entfernte (im 7. Jahrhundert). Die religiöse Revolution verband sich mit einer nicht weniger verderblichen politischen Umwälzung; das römische Recht, eingeführt durch die Neuerer, brachte auf politischem Gebiete den monarchischen Absolutismus zur Geltung, die brutale Gewalt errang die Herrschaft; das alles mußte nothwendiger Weise zu jenen Umsturzbewegungen führen, deren Beute Aethiopien seit 500 Jahren ist. Von der Einführung der Kirchenspaltung datirt auch für das von allen Seiten von fanatischen Legionen des Propheten eingeschlossene Abessinien eine lange Periode der Vereinsamung.

Die den Priester Johannes betreffenden sagenhaften Erzählungen aus den Kreuzzügen, ebenso die Reisen von Marco Polo lenkten die Aufmerksamkeit der abendländischen Welt auf jene Glaubensgenossen, welche ebenfalls ihren Glauben gegen den Halbmond zu vertheidigen hatten. Im Jahre 1439 schickte Papst Eugen IV. an den Negus (König) eine Gesandtschaft, bestehend aus dem Legaten Albert von Sarsane und mehreren Franziskaner-Mönchen. Diese päpstlichen Gesandten, festgehalten von den Muselmännern, konnten nicht an das Ziel ihrer weiten Reise gelangen. Kurze Zeit darauf sah man auf dem Concile von Florenz einen äthiopischen Priester gemeinsam mit den Vätern der anderen von Rom getrennten orientalischen Kirchen die Oberhoheit des hl. Stuhles Petri verkünden. Fortgesetzte Beziehungen traten nun bald ein zwischen den afrikanischen Monarchen und den italienischen Republiken, bis der Einfluß der letzteren durch jenen Portugals verdrängt ward. Petro Corillao gelang es 1488, die kaiserliche Residenz zu erreichen, und zu gleicher Zeit begab sich der äthiopische Pilger Marcos von Jerusalem nach Lissabon; Bermudez, der erste portugiesische Missionar, fand Aufnahme gleich einem Prälaten der eigenen Nation und ward Patriarch von Aethiopien.

Gegen dieselbe Zeit drangen die muselmännischen Barbaren, unter Führung des Großveziers des Sultans von Zeilah, ins Land und verwüsteten es mit Feuer und Schwert. Das alte Reich des Priesters Johannes war seinem Zusammenbruche nahe, als ein christlicher Held, Christoph von Gama, mit einer Hand voll Portugiesen den Besiegten zu Hülfe eilte und die Unabhängigkeit Abessiniens rettete (1541). Dieser

ritterliche Soldat fiel leider in die Hand der Sarrazenen, welche ihn für seine Glaubensfestigkeit und seine Hingebung an Aethiopien mit dem Tode bestraften, aber sein kühnes Eingreifen gab der christlichen Bevölkerung Muth und Entschlossenheit wieder, und bald hatte auf den Hochebenen von Amhara und Tigre das Kreuz den Halbmond wieder verdrängt. Der Negus Claudius, dankbar für die geleisteten Dienste, bat König Johann III. von Portugal, nun noch ein Weiteres zu thun und ihm einige katholische Priester zu senden. Der Papst übertrug diese Mission dem eben vom hl. Ignatius von Loyola gegründeten Jesuitenorden, und 1555 traten die Patres Nunez Baretto, erwählter Patriarch von Aethiopien, Andreas Oviedo, Bischof von Hieropolis und Carnaro, Bischof von Lissa, ihre weite Reise an. In ihrer Begleitung befand sich auch ein Pater Johann Bochius aus Flandern.

Nunez Baretto gelangte nicht nach Abessinien; er starb 1561 in Goa. Oviedo, seit zwei Jahren den Verfolgungen des wilden Nachfolgers des Negus Claudius ausgesetzt, nahm an seiner Statt den Patriarchenstuhl ein und starb 1577 nach einer langen und harten Gefangenschaft, welche er mit bewundernswerthem Heldenmuth ertrug.

Die Patres Sylva und Paëz verschafften sich, als Armenier verkleidet, Eingang in das Reich; 1607 errichteten die Jesuiten Klöster in den bedeutendsten Städten Aethiopiens; zwei Landesherren nacheinander traten offen als Beschützer des katholischen Glaubens auf, endlich, am 11. Dezember 1624, schwur die äthiopische Kirche feierlich ihre Irrthümer ab und unterwarf sich in aller Form dem hl. Stuhle. Erwähnen wir hierbei noch, daß P. Mendez, damals Patriarch von Aethiopien, P. Lobo und mehrere ihrer wackeren Mitarbeiter, ohnehin überhäuft mit den Sorgen des Apostolats, uns wichtige Arbeiten über die Geschichte und die Geographie jener wenig bekannten Gegenden hinterlassen haben.

Der Triumph des Katholicismus war leider nicht von langer Dauer. Die Anhänger der abgeschafften Vielweiberei, besonders die kaltgestellten Bediensteten der Harems, zettelten eine Verschwörung an, welche dem von den Jesuiten mühsam errichteten Gebäude der Glaubenseinheit den ersten harten Stoß versetzte. Zum Unglück war der Negus Basilidos, welcher 1632 den Thron bestieg, ein geschworener Feind des Katholicismus und eifriger Freund der Vielweiberei. Er begann seine Regierung damit, alle Jesuiten, deren er habhaft werden konnte, dem Henker auszuliefern. Allmählich kam es so weit, daß in ganz Aethiopien kein einziger europäischer Missionar mehr übrig blieb. Seia Christos, Oheim des Tyrannen, welcher der römischen Kirche treu blieb, wurde in die Verbannung gesandt, und die Standhaftigkeit, welche dieser Prinz inmitten aller Prüfungen bewies, bildet eine der ergreifendsten Episoden der afrikanischen Missionsgeschichte. Im Jahre 1649, nach 17jähriger Gefangenschaft, richtete dieser königliche Martyrer einen beredten Hülferuf an die katholischen Fürsten und Völker. Vergeblich sandte der Papst den bedrängten Christen Kapuziner zu Hülfe, sie fielen unter den Streichen der Schismatiker. Seitdem machten unerschrockene Jesuiten wiederholt, aber erfolglos, den Versuch, in Aethiopien einzudringen. Im Jahre 1702 waren drei Patres aus dem Orden der Minderen Brüder glücklicher; sie gelangten bis nach Gondar, der Hauptstadt des Landes. Sie fanden die Erinnerung an den Katholicismus noch so mächtig, daß sie selbst mehrere Mitglieder der königlichen Familie im Glauben der römischen Kirche unterrichten konnten. Der Negus Jasus selbst schrieb unterm 28. Januar 1702 an Papst Clemens XI.: „Ich unterwerfe mich Ew. Heiligkeit, ebenso wie alle meine Vorgänger Euch unterthan waren." Eine Palastrevolution vertrieb die Söhne des hl. Franziskus und vernichtete wieder einmal die schönsten Hoffnungen.

Nun begann für Abessinien eine neue Aera vollständiger Verlassenheit. Der Muhamedanismus benutzte eifrig diese Lage, um die Grenzen jener afrikanischen Christengemeinden zu durchbrechen, die entfernter gelegenen Provinzen sich zu unterwerfen und das ganze Land wie mit einem eisernen Reifen zu umspannen. Gegen die Mitte dieses Jahrhunderts verlebte der Afrikaforscher Anton von Abbadie zwölf Jahre in jenen Gegenden; hören wir, wie er die fast verzweifelte Lage jener christlichen Nation schildert:

„Der Islam, so ohnmächtig in Europa, hat sich in Afrika aufgerafft. Nachdem er die wilden Völkerschaften, welche Abessinien umgeben, in sich aufgenommen, nachdem er dieses selbst solchergestalt von der übrigen Christenheit abgeschlossen hat, dringt er Schritt für Schritt vor und engt das unglückliche Volk immer mehr ein. Mehrere Nationen von Aethiopien sind heute umgeben mit einem Gürtel von barbarischen Stämmen, welche erst nach vielen Jahren ein schwaches Echo von den Vorgängen in Jerusalem und Rom zu ihnen gelangen lassen. Das politische Leben Abessiniens ist ein verzweifeltes, wegen seiner moralischen Existenz ruft es mit immer schwächer werdender Stimme, fast vorwurfsvoll, die Hülfe seiner christlichen Brüder an."

Die politische Zerfahrenheit war nicht geringer, als die religiöse Verwirrung; nach hundertjährigen inneren Kriegen fand sich Abessinien in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in drei Hauptstaaten getheilt: Tigre im Osten am Rothen Meere, Amhara im Westen am Nil und Schoa am südlichen Abhange der äthiopischen Alpen. Alle diese Polemarchien, welche stets unter einander in Streit lagen, hatten gegen die fortwährenden Einbrüche der muselmännischen oder heidnischen Horden zu kämpfen und die Ruinen der alten Civilisation waren bedenklich unterwühlt von den steigenden Fluthen der Barbarei. Der Ras Ali, nominales Oberhaupt des Reiches, welcher den Muhamedanismus nur mit den Lippen und mit Rücksicht auf den alten nationalen Gebrauch abgeschworen hatte, vertheilte fast alles Eigenthum der christlichen Kirchen an die Anhänger des Islam.

2. Apostolisches Vicariat von Abessinien.

(Mission der Lazaristen.)

In dieser äußersten Noth waren es wiederum die so oft zurückgewiesenen katholischen Missionare, welche zuerst dem undankbaren Abessinien zu Hülfe eilten, um dort das christliche Gefühl wie den Nationalgeist zu neuem Leben zu erwecken. Im Jahre 1838 überschritt Pater Sapeto aus der Genossenschaft der Lazaristen die Grenze und zwei Jahre später schlossen sich ihm die Paters de Jacobis und Montuori an. Die Missionare mußten tausend Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um ihr Leben nicht unnütz in Gefahr zu bringen. „Wir lasen selten Messe," schrieb P. Montuori, „und wenn es doch hier und da geschah, immer ganz geheim, wie in den Katakomben."

Trotz dieser bescheidenen und mühsamen Anfänge erhielt die Mission Bestand, dank der geschickten Leitung des P. de Jacobis. Dieser Gottesmann, Angehöriger einer hochangesehenen Familie, hatte seine frühere Stellung als Beichtvater der Königin von Neapel aufgegeben und sich durch seine Abreise nach dem Orient den ihm zugedachten bischöflichen Ehren entzogen. Begabt mit den seltensten Geistes- und Herzenseigenschaften, errang er sich bald hervorragendes Ansehen in einem Lande, in welchem man die Jesuiten und ihr Wirken noch längst vergessen hatte. Bereits im Jahre 1841 führte er eine Gesandtschaft nach Europa, welche den Auftrag hatte, im Namen der abessinischen Großen von Rom einen katholischen Bischof zu erbitten. Nun vereinigten sich aber die Intriguen der (schismatischen) ägyptischen Kopten mit dem

Golde der (englischen) Protestanten und den Drohungen der Muselmänner, um auf diese Gesandtschaft einzuwirken. Ein kleiner Theil ließ sich bethören, und der schismatische Patriarch von Alexandrien brachte es fertig, einen noch nicht zwanzigjährigen sittenverderbten Mönch zum Bischof von Aethiopien zu machen. Trotz dieses Ereignisses führte P. de Jacobis die größere Hälfte der Abgesandten nach Rom, und die Elite der Noblesse von Amhara brachte dem Nachfolger des hl. Petrus ihre Huldigung dar.

Es wird nicht ohne Interesse sein, in einigen Zeilen die Zustände zu schildern, in welchen P. de Jacobis und seine Mitarbeiter die Aethiopische Nationalkirche vorfanden. Inmitten einer traurigen Unwissenheit und den gröbsten Irrthümern hatte das Volk einen tiefen Respect vor der kirchlichen Hierarchie und den geistlichen Würdenträgern bewahrt. Dieser gab es zwei, der Abuna oder Bischof, vom ägyptischen schismatischen Patriarchen koptischen Ritus gegen ein ansehnliches Geldgeschenk angestellt, sodann der nationale Großpriester, General-Oberer der Mönchsorden, welch' letztere ihre Mitglieder nach Tausenden zählten. Während nun die Mönche oft zu den Bestunterrichteten des Volkes gehörten, stand an der Spitze des Weltclerus nicht selten ein Mann ohne jede Bildung und priesterliche Eigenschaften. So war es mit Salama II., dem Afterbischof, dessen ärgernißerregende Weihe wir eben erwähnten. Kaum hatte er sein Amt angetreten, als er sich den schamlosesten Ausschweifungen hingab und sich mit Sclavenhandel bereicherte. Angesichts solcher scandalösen Beispiele aus dem Clerus darf man sich nicht wundern über die große Sittenverderbniß unter den Aethiopiern. Dabei haben sie aber eigenthümlicherweise hohe Achtung und Bewunderung vor der Keuschheit bewahrt, welche in ihren Augen geradezu etwas Erhabenes und Ueberirdisches ist. Die große Verehrung der Aethiopier für die allerseligste Jungfrau ist notorisch.

Die schismatische Nationalkirche theilte sich übrigens wieder in drei Zweige. Zunächst nennen wir das eigentliche Schisma mit all den Irrthümern von Alexandrien über die Naturen in Jesus Christus. Diese Lehre, genannt „Karra", rekrutirte ihre Anhänger in den unwissendsten und fanatischsten Theilen des Clerus und der Bevölkerung. Gerade in dieser Secte hat der Katholicismus stets seine unversöhnlichsten Gegner gefunden. Verschieden hiervon war der Glaube der Bewohner der Provinz Gojjam, den sie, wie Cardinal Massaia berichtet, „Zebat" nannten. Im Gegensatze zu diesen groben Irrthümern bekannte

sich die Secte der „Yasost-ledel“ oder „der drei Geburten“, von welcher wir noch mehr hören werden, thatsächlich, wenn auch nicht ausgesprochenermaßen, zur katholischen Lehre. Man wird wohl kaum fehl gehen mit der Annahme, daß die Anhänger dieser Gruppe Abkömmlinge jener Abessinier waren, welche einst von den Jesuiten zur Glaubenseinheit zurückgeführt wurden, und welche später mehr äußerlich als innerlich abfielen. Wie dem auch sein mag, dieser besseren Form des Schismas gehörten die gebildetsten Leute des Landes und besonders die frömmsten Ordensleute an. Sie stand auch an den Höfen verschiedener Fürsten in Ehren, speciell bei den Monarchen von Schoa, dem mittäglichen Theile von Aethiopien, welcher an das Land der großen Seen und an jenes der Gallas grenzt.

Der Mißcredit, in welchen der schismatische Bischof Salama in Folge seines schlechten Lebenswandels gerieth, war so groß, daß P. de Jacobis sich das Vertrauen und die Freundschaft mehrerer hervorragenden Persönlichkeiten erwerben konnte, unter denen wir in erster Linie den König Ubie von Tigre nennen. Die Reise der abessinischen Gesandtschaft nach Rom und die begeisterten Berichte der Pilger über die Majestät des römischen Pontificates hatten tiefen, dauernden Eindruck auf den Geist dieses Prinzen und seines Volkes gemacht. Das persönliche Verdienst des Paters, sein armes, bescheidenes Leben der Entsagung, besonders im Vergleiche mit den Ausschweifungen des Bischofs, thaten ein Uebriges, um der katholischen Mission die Gunst des Monarchen zuzuwenden. Er berief also den italienischen Missionar nach Adua, seiner Hauptstadt, und bald darauf konnte in Gondar, der Hauptstadt von ganz Aethiopien, eine zweite Missionsstation gegründet werden.

Mehrere Jahre hindurch schien es, als ob die Mission einer glänzenden Zukunft entgegen ginge. Mamer Walda Ghiorgis, Abt des berühmten Klosters von Gendgendie, welcher Anspruch auf bischöfliche Ehren hatte, erkannte mit sieben Mönchen oder Zöglingen seines Klosters die Wahrheit des Katholicismus an. In diesem selben Kloster, welches alle Erzeugnisse der religiösen Literatur Abessiniens verwahrte, entdeckte P. de Jacobis das theologische Werk eines einheimischen Autors, welcher für die Lehre der römischen Kirche eintritt. Fernere Uebertritte von Geistlichen folgten bald.

Diese Erfolge zogen den tapfern Lazaristen aber den Haß und die Eifersucht des schismatischen Bischofs zu; gleichzeitig hatte die katholische Mission auch gegen die Umtriebe der von englischen Bibelgesellschaften gesandten Missionare zu kämpfen. Bemerken wir hierbei gleich, daß Letztere trotz der Unterstützung des Abuna mit ihren Predigten absolut nichts erreichten, so groß ist die Abneigung des Volkes für jene Verächter der Mutter Gottes und des Fastens.

Salama brachte es endlich durch seine Intriguen fertig, daß P. de Jacobis flüchten mußte. Er suchte eine Zuflucht in der Hafenstadt Massauah, damals von einer türkischen Garnison besetzt, heute in der Hand der Italiener. Dort traf er 1849 Msgr. Massaia, apostolischen Vicar von Süd-Aethiopien oder dem Lande der Gallas; dieser war im Besitz der päpstlichen Bullen, welche den Oberen der Lazaristen-Mission mit der bischöflichen Würde bekleideten. Bis dahin hatte sich P. de Jacobis stets gegen diese Ehre, welcher seine Demuth widerstrebte, gewehrt. Msgr. Massaia befahl ihm im Namen des hl. Gehorsams, sich den Befehlen des Papstes zu fügen, und ertheilte ihm auf der Insel Dahlak im Rothen Meere die Bischofsweihe. In Folge einer ganz besonderen Gunst des hl. Stuhles wurde der neue Bischof vom lateinischen zum koptischen Ritus versetzt und damit die seit dem Patriarchen Mendez (1632) unterbrochene Reihenfolge wieder fortgesetzt. Um die gleiche Zeit erhielten viele Schüler Msgrs. de Jacobis die priesterlichen Weihen. (Forts. folgt.)

Aus dem Leben eines Negerpriesters.

Viele unserer Leser haben im Laufe dieses Jahres Gelegenheit gehabt, den Negerpriester P. Daniel Sorur Pharim Dèn zu sehen und zu hören. Sein Bild brachten wir in Nr. 1 dieses Jahrganges, wir haben aber sowohl dem hochw. Herrn wie unseren Lesern versprochen, etwas aus seinem wechselvollen Leben mitzutheilen.

P. Daniel entstammt dem Tribu der Dinka oder Denka, welcher am Weißen Nil wohnt und nach der Schilderung, welche der Pater aus seiner Jugendzeit macht, an Bildung und Gesittung den meisten afrikanischen Volksstämmen überlegen ist. Ackerbau und Viehzucht ist Hauptbeschäftigung der Dinka, dabei sind sie aber sehr kriegerisch und hatten zur Zeit, von welcher uns P. Daniel berichtet, viel von benachbarten Stämmen zu leiden.

Die Jugenderlebnisse unseres Paters wollen wir hier übergehen; wer sich dafür interessirt, kann sie ausführlich durch den „Verein zur Unterstützung armer Negerkinder in Köln“ beziehen. Wir wollen mit jenem Tage beginnen, an welchem er mit den Seinen in die Sclaverei gerieth. Lassen wir ihn also selbst erzählen:

Eines Tages (Pharim war schon ziemlich herangewachsen) kamen die Djallâba-Truppen, welche ihr Fürst Hamadan und der Gouverneur von Kordofân, (wenn ich mich recht erinnere, war es Rustan Bey), gesandt hatten, um alles niederzumachen, was sich nicht freiwillig ergebe und alles, Menschen, Thiere und Werthsachen, wegzuführen. Deshalb flohen alle Bewohner mit ihren Heerden in die Steppen, welche im Süden gelegen waren. Auch meine Mutter floh mit uns. Drei volle Tage waren wir bei Tag und Nacht auf dem verzweifelten Eilmarsche und hatten nur wenige Stunden Rast gehalten, in der Hoffnung, dort ein Plätzchen der Ruhe finden zu können; aber wie sehr hatten wir uns getäuscht! Diese Barbaren waren unsern Schaaren gefolgt und lauerten bereits auf Ueberfall. Doch hatten wir wenigstens ein paar Tage Ruhe genossen, als man auf dem jenseitigen Stromesufer ganze Schwärme von Djallâba-Reiterei, die auch mit Feuerwaffen versehen war, gewahrte. Diese suchten einen geeigneteren Uebergang. Die Unserigen faßten bald an dem diesseitigen Ufer Posto und hielten unsere Blutfeinde durch mehrere Stunden vom Uebergange zurück. Doch konnten sie in geringerer Anzahl und gegen Feuerwaffen für die Dauer unmöglich Stand halten und dachte darum Jeder, seine eigene Haut in Sicherheit zu bringen. Die Weiber waren bereits landeinwärts in die Steppen abgezogen. Meine Mutter aber, welche mehr für meine Schwestern und mich, als für sich selbst besorgt war, wartete, da sie eine Rettung für unmöglich hielt, ab, daß wir Alle mitsammen gefangen genommen würden. — Ich war schon ziemlich herangewachsen, fürchtete mich aber weniger vor der Sclaverei, deren Schrecken ich eben noch nicht kannte, als vor den grausamen Tyrannen, die wie reißende Thiere auf uns losstürzten und uns eine unbeschreibliche Angst bereiteten, weshalb ich noch im letzten Augenblicke von der Mutterhand mich losriß und, was ich immer laufen konnte, blindlings und planlos davonlief. Mehr von der überstandenen Angst, als von meinem Sturmlaufe ermüdet, fand ich etwa nach einer guten Viertelstunde ein Plätzchen, um mich zu verbergen: den ersten Baum, auf den ich gestoßen war, stieg ich hinan, um in seinen Zweigen ein schützendes Asyl zu finden. Unter dem Baume war schon ein Anderer meines Looses versteckt. Ein Araber war mir aber gefolgt, und da er mich nicht mehr laufen sah, lenkte er geraden Wegs auf diesen Baum ein. Gleich nahm er den Unglücklichen unter demselben in Gewahrsam und ritt mit ihm fort; mich hatte er nicht gesehen. Mein Leidensgefährte, der seine Freiheit bereits eingebüßt hatte, wollte in seiner Angst den Baggâra sich gewogen machen und gab ihm zu verstehen, daß noch Jemand da sei. Umkehren, den Baum hinaufsteigen, mich herunterziehen und auf's Pferd setzen, schien alles ein Augenblick zu sein.

Die Mutter war mit den Schwestern bereits gefesselt; bevor sie sich aber dem grausamen Araber ergab, hatte sie ein gutes Stück mit ihm gekämpft, indem sie ihn bei seinen langen Haaren zu Boden zog und erst dann losließ, als sie von einem Anderen mit der Lanze am Fuße verwundet worden war. Sie

war ohnmächtig geworden; weil sie aber hohen und starken Wuchses war, ließ sie der Araber nicht liegen, sondern fesselte ihre Füße und schleppte sie mit meinen Schwestern zum Sammlungsorte all' dieser unglücklichen Opfer.

Diejenigen aber, welche an das jenseitige Ufer hatten entkommen können, wurden von unsern dortigen Hauptfeinden, den Nuèr (obwohl selbst Dinka-Stamm!) gefangen und zu Sclaven gemacht. Es war also jede Flucht vergeblich! Verschiedene Männer hatten jedoch mit einer Jünglingsschaar rechtzeitig noch das Weite gewonnen und sich in die Steppen geflüchtet, wohin sie nicht verfolgt wurden. — Als diese Blutmenschen ihre langersehnte Beute hatten, zogen sie hinweg, mit den Sclaven, Sclavinnen und Heerden und allen anderen Gegenständen, die sie irgendwie von Werth hielten. Meine Mutter war mit den Schwestern in eines und desselben Herrn Eigenthum übergegangen, ich aber einem andern zugefallen.

Der Abend war herangekommen, und unsere Gebieter wollten nun in ihr Lager jenseits des Stromes zurückkehren. Als wir, schwimmend natürlich, an's andere Ufer gelangt waren, begegneten meine Augen denen meiner Mutter, die mit meinen Schwestern zusammengebunden war. Sie ließ ihre Augen über die Menge schweifen, um zu sehen, ob nicht etwa auch ich da sei ... und ach, welch' schmerzliches Wiedersehen! .... Die Mutter mit ihren Töchtern geknebelt, sind Sclavinnen desselben, und der Sohn, auch er geknebelt, ist Sclave eines andern Herrn! .... Welche Trennung, welches Herzeleid! Solche Qualen und Peinen sollte man auf Gottes Erdboden für unmöglich halten; auch ich würde derselben Meinung sein, hätte ich nicht selbst alles das verkostet, was ich jetzt berichte! Es sind unleugbare und unwiderlegliche Thatsachen, die von selbst sprechen.

Am Abend mußten wir hungrig und nicht nur hungrig, sondern noch nüchtern vom frühen Morgen her, auf harten Steinen schlafen Alle waren nach dem Alter gereiht und gebunden! Den Männern waren die Hände auf den Rücken gebunden, daß ihnen oft das Blut die harten und beißenden Stricke färbte, während Andern durch diese rohen Henkersknechte beim Gebundenwerden schon die Knöchel brachen. Ich kann keinen gewichtigeren und wahrhaftern Zeugen, als Gott selbst anrufen, der unser Weinen, Jammern und Wehklagen in jener Schreckensnacht hörte. Es war ein Weinen der Kinder, ein Wehklagen der Mütter, ein Jammern und Seufzen aller Erwachsenen, ein unaussprechliches Meer der Schmerzen! Alle beklagten sich gegenseitig, weil sie einander in harten Ketten sahen, angebunden an Baumstämme, die auf ihren Nacken lagen — und dazu noch gequält wurden auf jede denkbare Weise! Der Himmel selbst schien in jener Schaudernacht Mitleid mit uns zu empfinden, denn dichte Wolken nahmen uns den fahlen Schein des sonst so freundlichen, diesmal eisigen Mondes weg und die Sterne, sie glänzten nicht in ihrer Silberhelle, sondern selten nur trat ein solcher mit blassem Lichte aus den Wolken.

Das vermehrte unsern Schmerz und Kummer und Traurigkeit noch mehr! Gütiger Gott! O, wie hart ist die Sclaverei!

Am folgenden Tage mußten wir den ganzen langen Tag marschiren und marschiren, ohne Speise oder Trank nur gekostet zu haben. Als aber der Abend, ein neuer Schreckensabend, herangekommen war, fingen unsere herzlosen Eigenthümer an, eine Theilung ihrer Beute vorzunehmen; so kam es, daß die Mutter einen Gebieter hatte, während die Schwestern in eines Andern, ich aber in eines Dritten Gewalt war, welche drei Herren an verschiedenen Orten hausten, wodurch unser blutiges Loos noch mehr erschwert wurde, da an ein gegenseitiges Wiedersehen nicht mehr zu denken war. Alles Bitten, Weinen und Beschwören war umsonst!

Die erste Theilung war geschehen, und man setzte den Marsch nach Norden weiter fort, und wir mußten auf diesem Wege an unserer Heimath Mèren vorüberziehen. Aber welche Veränderung! Die Djallâba hatten hier alle Hütten niedergebrannt und zwangen noch die armen Besitzer der brennenden Hütten, die Plätze zu zeigen, wo sie das Getreide vergraben hätten, widrigenfalls man sie alle augenblicklich niederschieße oder dem Flammentode preisgebe! Auch unser Haus sahen wir in Flammen aufgehen und sandten den letzten Abschiedsgruß der liebgewordenen, nun aber brennenden und flackernden Heimstätte von Ferne zu.

Endlich war es Abend geworden und die Nacht eingebrochen. Wir lagerten am gleichen See, wo die Baggârah zur Zeit meiner Geburt mit den Unserigen im blutigen Kampfe lagen. Zu meinem größten Glück waren mein und meiner Mutter Gebieter Freunde und wollten dort einige Tage verbleiben, wodurch mir wenigstens für diese Tage die Mutter wiedergegeben wurde. Dieses Mal bekamen wir auch zu essen; aber was, und wie viel? Eine Hand voll Getreide, das war alles!

Am andern Morgen aber war ein Ochse geschlachtet worden und da ich mich frei bewegen konnte (die Fesseln waren mir abgenommen), lief ich hin und packte die Leber mit einigen Rippen, die ich dann sofort in heiße Asche steckte, damit wir sie nicht ganz roh äßen, um wenigstens in irgend einer Weise den Hunger stillen zu können.

Zwei Tage waren wir am See gelagert, als am dritten der Rath zusammenberufen wurde, worin beschlossen werden sollte, daß vor dem Abzuge aus diesem Gebiete, ihrem förmlichen Jagdreviere, Jene, welche Lust dazu hätten, zurückkehrten, um die Ueberbleibsel, die sich durch Flucht gerettet, aufzuspüren und einzufangen. Dieser Antrag wurde, weil zu wenig Lohn versprechend, verworfen.

Hernach suchten die Anführer ihre Mordgesellen zu überzeugen, daß, wenn sie noch lange dablieben, sie Gefahr liefen, daß alle Beute ihnen durch die Tuitsch und Ruruen, welche Freunde der Dinka seien, entrissen werden

möchte, da diese Dinka-Freunde leicht zu deren Befreiung anrücken könnten. Dieser Antrag verfehlte seine Wirkung nicht; doch wollten sie nur unter der Bedingung abziehen, daß die Besitzer einer größeren Sclavenanzahl den Minderbesitzenden an einem bestimmten Orte solche abträten, d. h. eine Theilung zuließen, damit keiner mit leerer Hand in seine Familie zurückkehre.

Die Meistbesitzenden waren Mohammed Ahmed Uad-Defâala[1]) und Ahmed Assemani, sowie einige Andere, deren Namen ich nicht mehr weiß. Diese ließen sich zu einer Theilung herbei und beeilten sich, ehestens von da wegzuziehen. Man zog nun denn schon Nachmittags ab und Abends gelangten wir wieder zum Stromufer, wo wir die Nacht verbrachten. Zwei Tage nachher erinnerten die Habgierigen die Reichen an ihr Versprechen und kamen zu Uad-Defâala, Assemani und den Andern, um die Sclaventheilung vorzunehmen, wie man übereingekommen war. Es wurden nun jene armen Schwarzen auf eine Anhöhe zusammengetrieben; es mochten bis zu dreihundert sein. Da traten auch schon die Antragsteller dieser Theilung heran, um ihr Contingent in Empfang zu nehmen. Unter diesen war auch mein Gebieter.

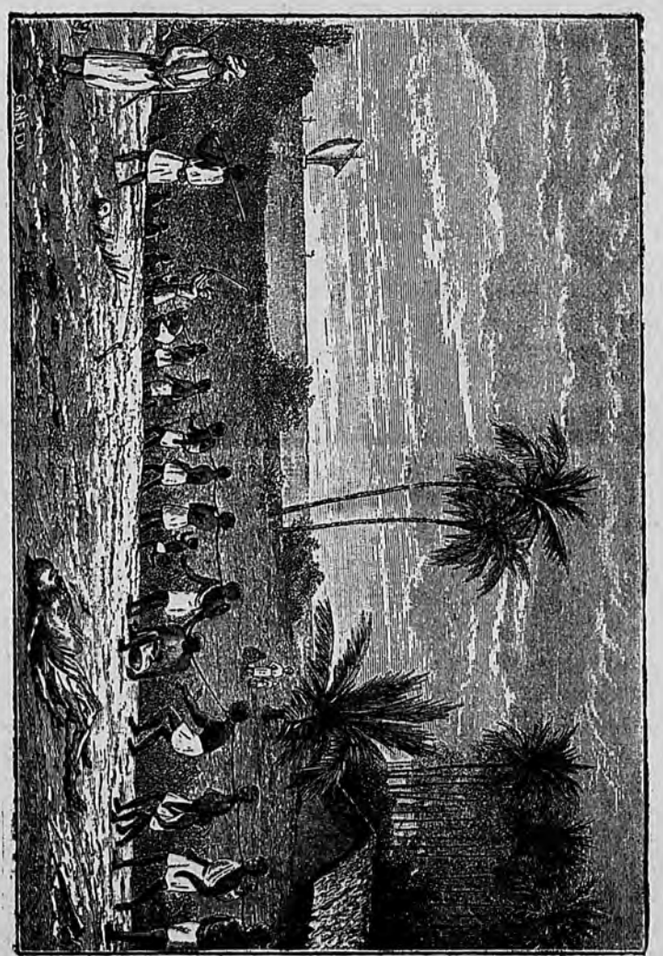
Fünf Tage waren so vorübergegangen, und ich hatte weder die Mutter, noch die Schwestern, welche schon zehn Tage von uns getrennt waren, sehen und sprechen können. Sobald ich aber die Mutter erblickte, lief ich ihr zu. Rechtzeitig wurde ich noch gewahr, wie ein Djellâb mir folgte, und ehe ich noch zur Mutter kam, hatte er mich erreicht. Im letzten Augenblicke erinnerte ich mich noch der Warnung der Mutter, daß ich nie sagen sollte, welche der Sclavinnen meine Mutter sei, damit wir nicht getrennt würden, und deshalb ging ich, meinen Verfolger wahrnehmend, auch langsamer, damit er mich bald in Gewahrsam nehme, ohne daß ich meine Mutter irgendwie bezeichnete. Auf seine Frage, welche meine Mutter sei, deutete ich auf eine alte Sclavin. Er glaubte mir, und da er eine Möglichkeit zur Flucht der betreffenden Sclavin bezweifelte, so ließ er mich auf freien Füßen, wodurch dann weder ich noch meine Mutter die Herren wechselten, was im andern Falle höchst wahrscheinlich, ja gewiß gewesen wäre.

Diese zweite Theilung war geschehen und dennoch beschwerten sich Viele, daß sie zu kurz gekommen seien. Darum beschloß man einen Jagd-Marsch gegen die Tuitsch, die dort in der Nähe hausten. Nachdem alle Vorkehrungen hierzu getroffen waren, schickten sie nach einigen Tagen Kundschafter aus, die bald wieder zurückkehrten mit der mit Freuden aufgenommenen Botschaft, daß sie bewohnte Tuitsch-Dörfer und Leute von hohem, starkem Wuchse getroffen hätten.

---

[1]) Dieser reiche Sclavenbesitzer, den die ägyptische Regierung trotz seiner Sclavenjagden ruhig wirthschaften ließ, stellte im Jahre 1882 als Anhänger des Mahdi allein 600 wohlbewaffnete und eingeübte Sclaven gegen seine Regierung in's Feld.

Bald waren diese Menschenjäger marschbereit und schleppten den ganzen Troß ihrer armen Gefangenen mit, zu denen sich bald neue gesellten. Nach dieser zweiten Menschenjagd hielt man etwa zwei Wochen an; dann ging's in eine andere Provinz desselben Stammes.



Ein Sclaventransport. Gezeichnet von P. Le Roy.

Dort angekommen, waren sie aber nicht wenig überrascht, die sorgfältig erhaltenen Hütten menschenleer zu finden; denn die Einwohner, welche vom Ueberfalle jener vom Uen-de-Mèren und Uen-de-Dil bereits Kenntniß hatten, waren von ihren Behausungen weit in ihre Steppen hinausgezogen. Diese

Tiger-Menschen fahndeten nach Beute, aber vergeblich; sie konnten Niemand finden, außer einigen altersschwachen Weibern, die sie aus Zorn darüber ermordeten. Es blieb nun nichts anderes übrig, als in das Lager zurückzukehren, wo sie dann beschlossen, noch länger zu bleiben, um wenigstens später Beute zu machen. Während dieser ihrer Lagerzeit waren sie auf beständiger Suche, wo die Tuitsch wohl ihr Getreide gelassen haben mochten, da sie dieses in der Eile unmöglich mitgenommen haben konnten. Da geschah es nun, daß sie während ihrer Recognoscirung auf einen Tuitsch-Mann stießen, der aber ebenfalls auskundschaften wollte, ob die Luft wohl rein von den Baggârah und Djallâba sei. Von diesen aufgefangen, wurde der arme Mann durch Torturen jeglicher Art gezwungen, anzugeben, wo seine Stammesgenossen sich aufhielten, und unglücklicher Weise hatte er die Schwäche, dies zu verrathen und mußte sofort als Wegweiser dienen. Die armen Leute flohen in ihrer Ueberraschung nach allen Richtungen, aber es war zu spät; denn die Djallâba waren schon da und stürzten sich wie hungerige Wölfe auf ihre Beute. Nach einem schauderhaften Gemetzel wurden wohl an fünfhundert Personen gebunden abgeführt.

Unter denen, welche mein Gebieter erjagt hatte, war ein Weib mit einem kleinen zarten Knaben. Dieses arme Kind litt an einem derartigen Husten, daß die Andern neben ihm im Schlafe gestört wurden; deshalb befahl der Gebieter dieser Mutter, ihrem Kinde das Leben zu nehmen! Sie weigerte sich aber standhaft, einen solchen Befehl je auszuführen. Darüber erzürnt, zwang der unmenschliche Gebieter mich, den Knaben hinauszuführen, niederzuwerfen, mich auf ihn zu setzen und zu erwürgen! Ich konnte mich nicht dagegen wehren und vollzog den grausamen Auftrag, der mich zum Henker und Mörder machte und kehrte schaudernd an meinen Platz zurück. Der Knabe war aber nur in Ohnmacht verfallen, und es dauerte nicht lange, so kam er zu Aller Verwunderung, zu meinem Schrecken und des Herrn Staunen, der sich über den Zustand des Knaben vorher wohl überzeugt hatte, zur Mutter zurück. Nach jenem für mich so unheilvollen Abende war der Knabe merkwürdiger Weise geheilt! Die Barbarei dieser Blutmenschen hat ihn aber nichtsdestoweniger von der Mutter getrennt!

Es ward ungefähr einen Monat lang gelagert und wurden in dieser Zwischenzeit immer neue Streifzüge gegen die bedauernswerthen Tuitsch unternommen. Von jedem solcher Züge kamen sie mit einiger Beute, die früher entflohen und wohl geborgen war, zurück. Am Ende wurden sie doch ihres Bluthandwerkes müde und zogen mit der überreichen Menschen- und Viehbeute ab. Der Weg führte abermals durch unsere Heimath! Auf diesem Marsche streiften die Baggârah in einem fort und hatten richtig herausgefunden, daß im nördlichen Dinka-Gebiete noch ein bewohntes Dorf sei, das früher übersehen worden und Gon-de-Moü heiße. Auf diese Freudenbotschaft wurde sogleich dahin aufgebrochen. Die unglücklichen Opfer hatten weder von dem Vorfalle im Dinka-Gebiete, noch von jenem des Tuitsch-Stammes eine Ahnung und waren sorglos

in ihrem ruhigen und stillen Dorfe, als plötzlich die Djalläba mit ihrem Anführer Uad-Defäala, der ein wüthender Sclavenjäger war, schon da waren. Mangel an Zeit und der unerwartete, plötzliche Ueberfall hatten die armen Bewohner von Gon-de-Moü rath- und sprachlos gemacht und sofort waren sie auch schon in Reih und Glied gestellt und an den unvermeidlichen Baumstamm gebunden, während alle Jene, welche nicht hatten entfliehen können, wie Greise und Schwache beiderlei Geschlechtes, unbarmherzig niedergemacht wurden.

(Schluß folgt.)

Eine Verbrüderung in Afrika.

Bei unserer plötzlichen Ankunft bei dem Häuptling Bwambwara verbreitete sich in dem Dorfe gewaltiger Schrecken. Die Frauen flüchten in das Gebüsch; die Männer, welche auf dem Felde arbeiten, eilen schleunigst herbei, ergreifen Pfeil und Bogen, und überall ertönt der Ruf: „Ein Weißer! Krieg! Krieg! . . . " Aber der Häuptling Kingaru, unser Begleiter, geht stracks auf den alten Häuptling zu und spricht zu ihm: „Ich bin es; keinen Krieg, kein Blut, keine Sklaven wollen wir. Wir wollen vielmehr heute und morgen deine Gäste sein." Durch diese Worte ein wenig beschwichtigt, führte uns Bwambwara in eine seiner Hütten, ließ die Krieger sich setzen und rief seine Weiber herbei, welche zitternd herankamen und das Abendessen zubereiteten. Ich ergriff von Neuem das Wort und sagte zu dem alten Häuptling, daß er unserseits nichts zu fürchten brauche, daß ich von seinem Freund Kolwa komme und mich glücklich schätzen würde, wenn ich mich in seiner Nähe niederlassen könnte. Bei dieser Erklärung zeigt sich eine lebhafte Erregung unter ihnen und tausend Vermuthungen werden laut.

„Diese Weißen", sagte Kingaru, „haben nichts mit den übrigen gemein; sie gehören zu dem Volke der Franzosen. Sie tragen Sorge für die Kranken, bauen schöne Dörfer, tragen erhabene Lehren vor und lieben die schwarzen Menschen. Sie sind schon seit mehreren Monaten bei mir, und, weil du mein Freund bist, so habe ich sie zu dir geführt."

„Du willst mich verkaufen", schrie Bwambwara, „diese Weißen wollen meine Leute, meine Weiber und meine Kinder gefangen nehmen."

„Diese Weißen machen Niemand zum Sclaven. Auch nach deinen Weibern haben sie kein Verlangen. Ich selbst habe ihnen von den meinigen welche angeboten, aber sie antworteten mir, sie seien Diener Gottes, die Weiber aber sprächen zu viel und hinderten sie am Beten," entgegnete Kingaru.

„Nun denn! wenn dem so ist", erwiderte der alte Häuptling, dann will ich sie als Freunde empfangen, wenn sie meine „Blutsbrüder" sein wollen."

Die Missionäre wendeten ein, sie seien nicht gewohnt, Menschenfleisch zu essen, auch würde das Blut der Weißen ihm nicht wohlschmeckend erscheinen; es könnte ihn sogar krank machen.

„Ihr habt recht," sagte der alte Häuptling, „aber da ist ja euer Freund Kingaru, welcher eure Stelle vertreten kann."

Dieser willigte ein, und sofort begannen die Vorbereitungen.

Ceremonie der Verbrüderung. Nach P. Le Roy.

Man schlachtet eine Henne, rupft sie und zerlegt sie in zwei Hälften. Diese steckt man an einen hölzernen Spieß und röstet sie über einem Kohlenfeuer; desgleichen die Leber.

Nun legen Bwambwara und Kingaru ihre Kleider ab, waschen sich und setzen sich mit gekreuzten Beinen auf die Erde. Eine kleine Schnur, deren Ende

sie mit den Zähnen festhalten, verbindet sie, und ein jeder hält in seiner rechten Hand die Hälfte der gerösteten Hühnerleber. Ueber dem Kopfe der Häuptlinge halten zwei angesehene Bürger des Dorfes in der einen Hand ein Zime (eine Art Säbel) und in der anderen ein Messer. Indem sie nun mit dem Messer auf dem Zime hin- und herstreichen, wie um es zu wetzen, sagen sie:

„Bwambwara! Kingaru hat zwei Weiße zu dir geführt.“ Und die Häuptlinge antworten: „Jawohl!“

„Bwambwara soll sie empfangen und ihnen Ländereien in Mbuzini geben.“ — „Jawohl!“

„Bwambwara soll ihnen behülflich sein und sie lieben.“ — „Jawohl!“

„Bwambwara soll ihnen keinen Schaden zufügen und sie auch vor Schaden sichern.“ — „Jawohl!“

„Die Weißen sollen Bwambwaras Freunde sein.“ — „Jawohl!“

„Sie sollen unser Land nicht erobern.“ — „Jawohl!“

„Sie sollen unsre Weiber nicht stehlen.“ — „Jawohl!“

„Sie sollen uns kein Unglück zufügen.“ — „Jawohl!“

„Und wenn Bwambwara nicht nach seinen Worten handelt, dann soll er dafür haften.“ — „Jawohl!“

„Und wenn die Weißen nicht nach ihren Worten handeln, dann soll Kingaru dafür einstehen.“ — „Jawohl!“

Die Notabeln wetzen ihre Messer schneller auf dem Zime, ihre Stimme hebt sich:

„Bwambwara macht sich zum Bruder der Weißen.“ — „Jawohl!“

„Brüder aber müssen sich lieben.“ — „Jawohl!“

„Wenn dein Bruder dir etwas zu essen giebt, dann iß.“ — „Jawohl!“

„Wenn wir Reichthum bekommen, dann wollen wir ihn theilen.“ — „Jawohl!“

„Und wenn ein Fremder kommt, dann wollen wir ihn fressen.“ — „Jawohl!“

Schneller und schneller fahren die Messer hin und her. Die Stimme hebt sich noch mehr, und alles unter dem alten Boabab, welcher mit seinem Schatten diese Scene bedeckt, schweigt:

„Der Löwe soll ihn fressen!“ — „Ja.“

„Der Tiger ihn verschlingen!“ — „Ja.“

„Die Schlange ihn beißen!“ — „Ja.“

„Der Büffel ihn zerstampfen!“ — „Ja.“

„Der Dolch ihn treffen!“ — „Ja.“

„Mit Blindheit soll er geschlagen werden!“ — „Ja.“

„Seiner Füße Kraft erlahmen!“ — „Ja.“

„Seine Hände verdorren!“ — „Ja.“

„Das Stück Leber, das er jetzt ißt, soll ihn vergiften!“ — „Ja.“

„Er soll des Todes sein!“ — „Ja.“

„Ja, alle diese Uebel sollen den treffen, der seinen Bruder nicht lieben wird!“ — „Ja.“

„Und zum Beweise daß dieses eines jeden Wunsch und Wille ist, esse er die Leber!“

„Genug!“ rufen die beiden Bürger; „Genug!“ antworten die Häuptlinge, und sofort schneidet derjenige, welcher das Huhn getödtet hat, die Schnur entzwei. Darauf macht er in die Haut der Herzgrube der Contrahenten drei bis vier Einschnitte, so daß Blut herausfließt. Die Häuptlinge streuen Salz in die Wunden, benetzen die geröstete Leber mit dem herausfließenden Blut, reichen sie sich gegenseitig dar und essen dann „Brüderschaft.“ Nun sind sie Brüder auf immer.

Als die Ceremonien beendigt waren, trat Bwambwara zu uns und sagte: „Nun bin ich versichert, daß ihr nichts Böses im Schilde führt; wir wollen das Gebiet durchziehen und dann nehmt, was euch gefällt.“ P. Baur.

Wie vermehrt man auf zweckmäßige Weise die Einnahmen des Afrika-Vereins?

Auf diese unsere Frage sind uns bereits einige Vorschläge eingelaufen, welche wir in Kürze ausführen wollen.

Aus Dortmund und Nörten werden Stimmen laut, welche wünschen, die Spitzen der Zweig-Vereine möchten eine rührigere Thätigkeit entfalten, von Zeit zu Zeit Vorträge halten, die noch nicht angeschlossenen Katholiken heranziehen u. s. w. — Wir sind damit einverstanden. Etwas mehr würde in dieser Beziehung wohl so ziemlich allenthalben geleistet werden können.

Aus Süddeutschland klagt ein hochwürdiger Herr, daß dort so wenig gethan werde, um das Volk für eine so schöne Idee zu gewinnen. Besonders müsse durch Verbreitung billiger Flugschriften gewirkt werden. — Einverstanden. Wir empfehlen die auf unserem Umschlag angekündigte Flugschrift „Afrikas Klage“.

Selbstbesteuerung des Luxus schlägt ein Herr aus Coblenz vor. Jeder Raucher mache es sich zur Pflicht, für jede Cigarre, welche er in Rauch auflöst, nur 1 Pfg. dem Afrika-Verein zu opfern, ebenso möchten unsere Frauen und Mädchen der an Allem Noth leidenden Neger gedenken, wenn sie beim Saisonwechsel der Mode ihre Opfer bringen. — Der Vorschlag ist nicht übel; wir fürchten nur, er findet wenig Anklang, denn bekanntlich ist dem egoistischen Menschenherzen nichts schwerer, als sich selbst Abbruch zu thun.

Eine Abonnentin empfiehlt, die Zweig-Vereine und anderen Vereine sollten von Zeit zu Zeit Abendunterhaltungen zu Gunsten der Casse veranstalten. — Auch der Vorschlag ist gut.

Ein Vorschlag, der gerade auf das Ziel, Geld zu machen, losgeht, kommt aus dem Oldenburgischen. Ausgabe von unverzinsbaren Pfandbriefen, rückzahlbar im regelrechten Amortisations-Verfahren innerhalb 50 Jahren. Auf diesen Punkt kommen wir vielleicht noch zurück.

Ganz ähnlich klingt der Plan eines unserer Freunde aus dem Rheinlande. Derselbe will eine Summe von 10 Millionen Mark durch Ausgabe von Obligationen beschaffen. Diese Obligationen sollen aber nicht einfach zurückgezahlt werden, sondern es sollen die Abnehmer die Aussicht haben, günstigsten Falles einen hohen Gewinn einstecken zu können. Nach seinem Plane würden 100 000 Obligationen à 100 Mark in ganzen, halben und Fünftel-Antheilen untergebracht werden. Von diesen Loosen würden jedes Jahr 2000 zur Amortisirung ausgelooſt, so daß nach 50 Jahren die ganze Anleihe zurückgezahlt wäre. Die Zurückzahlung erfolgte zum Nominalwerthe, aber alljährlich hätte einer oder mehrere der Ausgelooſten das Glück, hohe Summen, vielleicht 5000 oder 10 000 Mark als Prämien zu gewinnen. Ein solcher Plan wäre ja ausführbar, vorausgesetzt, daß die Rückzahlung sicher gestellt wird. Der Einsender denkt sich das Verfahren nun so. Das Capital wird zum größten Theile für solche Unternehmungen in Afrika verwandt, welche nicht blos der Ausbreitung des Christenthumes, sondern auch der Cultur des Grund und Bodens, der Entwicklung des Handels dienen. Die Anlage großer Colonien unter Leitung von Patres, die Verbindung dieser Missions-Colonien mit einander durch ordentliche Straßen, wenn möglich einspurige Eisenbahnen, würde verhältnißmäßig wenig kosten und einen entsprechenden Gewinn abwerfen. Der Afrika-Verein bliebe so lange Eigenthümer der Anlagen wie des Grund und Bodens, bis die Kosten nebst Zinsen gedeckt seien, hernach könne das Ganze in den Besitz der Missionsanstalten übergehen. Ein solches Verfahren würde die Missionsthätigkeit mächtig fördern, Asyle und Unterrichtsstätten für die befreiten Sclaven schaffen und sich obendrein rentiren, da man nicht mit einem so kostspieligen Beamtenpersonal zu rechnen habe, wie die gewöhnlichen Colonial-Gesellschaften, und überdies in den Missionaren tüchtige und bewährte Kräfte zur Verfügung habe. — Wir glauben, dieser Plan wäre einer reiflichen Ueberlegung werth. Können Gesellschaften, denen es nur um Geldgewinn zu thun ist, Actien-Unternehmungen gründen, um Afrika und seine Bewohner auszubeuten, so ist unseres Erachtens unser Verein vor allem berechtigt, eine derartige culturelle Thätigkeit zu entwickeln. Die blühenden Missionen, welche die Patres vom hl. Geiste mit kleinen Mitteln hervorgezaubert, scheinen uns im Voraus eine Bürgschaft dafür zu sein, daß mit bedeutenden Mitteln auch Bedeutendes erreicht werden kann. Wir bitten unsere Freunde in Zanzibar und Bagamoyo, sich hierüber einmal äußern zu wollen.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 14. Februar.

Ich schreibe Ihnen in Eile, um Ihnen etwas zu melden, was Sie ohne Zweifel schon wissen: den Tod des Sultans Seid Khalifa. Gestern gegen 2 Uhr gerieth die ganze Stadt plötzlich in große Bewegung; die Soldaten eilten zu den Waffen, die Flagge des Sultans wurde herabgelassen. Was ist das? Ein Aufruhr? So fragte sich Jedermann ängstlich. Bald erfuhr man denn, daß Seid Khalifa um Mittag auf seinem Landhause von Tschukwani gestorben sei. Alsbald senkten alle Consulate und alle auf der Rhede ankernden Schiffe ihre Flaggen auf Halbmast zum Zeichen der Trauer.

Gegen 4 Uhr fuhr der Wagen des Sultans langsam zur Stadt herein, in demselben der Leichnam, bedeckt mit einem einfachen blauen Tuche. Die Zugänge zum Palais wie zu allen Häusern der Familie des Verstorbenen waren umringt von der Menge. Unzählige Frauen (Sklavinnen) des Sultans und dessen Familie füllten die Straße und versperrten den Weg, schrieen, schlugen sich in die Hände, weinten und lamentierten; aus vielen Augen sah man Thränen stürzen. Der Bwana (Bana, Herr) ist todt, der Bwana ist todt! Der Bwana war so gut, und jetzt ist er nicht mehr! Ole! Ole!!! Die Einen werfen sich zur Erde, die Anderen kehren das Gesicht zur Mauer, Alle schreien, Alle jammern. Welch ein Auftritt!

Gegen 5 Uhr erscheint eine Tragbahre (dieselbe, welche gewöhnlich zur Beerdigung der Muselmänner dient) in den Straßen. Sie ist mit einem Seidenshawl bedeckt. Jetzt verdoppelt sich das Geschrei. Es ist zum Davonlaufen. Wenn Sie einmal diese Weiber sehen könnten — wahre Furien, der Hölle entstiegen! Viele Comorrheens drängen sich auf den Weg, den der Zug passirt; jeder will seinen Herrn zur letzten Wohnung tragen und wäre es auch nur eine Sekunde lang. Seid Ali, Bruder des Verstorbenen und dessen Erbe, folgt erhobenen Hauptes mit einigen Arabern, im Übrigen sieht man fast nur Schwarze, ich bin der einzige Europäer auf der Straße.

Fünf Minuten vom Palast entfernt steht eine kleine Moschee. Dort wird die Leiche niedergesetzt, das muselmännische Ceremoniell vollzogen und einige Augenblicke später ruhen die königlichen Ueberreste bereits auf dem Kirchhofe der Familie des Sultans, welcher sich hart neben der Moschee befindet und nur durch ein sehr hohes Gitter und den angefangenen, aber bereits wieder zusammengefallenen Bau eines Grabmals geziert ist. Hier befinden sich bereits die Brüder des Verstorbenen, Seid Bargasch und Seid Medjid, ebenso deren Vater Seid Seid.

Gegen 4 Uhr hatte Seid Ali an die Consuln der fremden Mächte geschrieben und ihnen mitgeteilt, daß sein Bruder gestorben und er selbst nach dem Willen Gottes und des Volkes die Regierung antrete, daß dies der Wille aller Araber sei. Seid Ali wird den Engländern ihr Mann sein.

Dieser Tod Seid Khalifa's ist für Alle Welt eine Ueberraschung. Am 10. Februar Morgens hatte er sich in bestem Wohlbefinden nach Tschukwani begeben. Am 11. machte er zur See einen Ausflug nach den nahegelegenen Inseln, kam müde zu Hause und sprach noch bis Morgens 2 Uhr mit seinen Familienangehörigen. Um 4 Uhr (am 12.) ergriff ihn das Fieber und verließ ihn den ganzen Tag nicht mehr. Abends 5 Uhr ließ er seine beiden Secretäre und Vertrauten, Abeth und Abdul Aziz, rufen. Diese gingen zu ihm, da sie aber das Fieber nicht für bedenklich hielten, kehrten sie zur Nacht nach Zanzibar zurück. Am Donnerstag Morgen fuhr Abeth wieder nach Tschukwani und unterhielt sich mit dem Sultan bis 10¾ Uhr. Um diese Zeit trat Erbrechen ein und um Mittag that der Sultan den letzten Athemzug.

Seid Khalifa war während seiner Regierung stets freundlich gegen uns; wenigstens hat er sich nie feindselig uns gegenüber gezeigt. Seid Ali war, solange Seid Bargasch ihn vom Hofe fern hielt, solange er arm war und man sich wenig um ihn kümmerte, mein bester Freund. Jetzt ist er mit einem Schlage Sultan und sein Benehmen gegen uns kühler geworden. Wir werden bald sehen, weß Geistes Kind er ist. Hoffen wir das Beste.

Nächstens mehr. Ihr... P. A.

* * *

Inzwischen hat Major Wißmann wieder zwei Kämpfe mit Bana Heri siegreich bestanden. Des Letzteren Macht und Ansehen hat einen empfindlichen Schlag erlitten, aber sein Leben hat er noch einmal in Sicherheit bringen können. Die Zeitungen wollen wissen, Wißmann beabsichtige, einen Vergleich mit ihm abzuschließen. Was Wahres daran ist, läßt sich noch nicht beurtheilen.

Wie verlautet, kehrt Major Wißmann demnächst auf kurze Zeit nach Deutschland zurück, wo er wahrscheinlich im Reichstage gelegentlich neuer Forderungen für Afrika Bericht über seine Thätigkeit erstatten wird.

Daß der Widerstand der Aufrührer in Folge der Niederlage Bana Heris endlich gebrochen ist, beweisen die in Bagamoyo fast täglich ankommenden Karawanen. Die Straße nach Mpwapwa ist absolut sicher. Es ist in Bagamoyo durch Karawanenführer berichtet worden, daß große Karawanen mit zusammen etwa 3000 Lasten vom Seengebiet her nach Bagamoyo kommen werden. Dieselben sollen Elfenbein im Werthe von mehreren Millionen Rupien mitbringen. In Bagamoyo wird eifrig an dem Faktoreigebäude und der Karawanserei gearbeitet. Die durch den Aufstand fast ein ganzes Jahr hindurch verhinderte Ausfuhr von Elfenbein hat auf den Preis desselben großen Einfluß gehabt. Bekanntlich ist das Zanzibar-Elfenbein von jeher das beliebteste gewesen, da die Zähne der ostafrikanischen Elephanten härter sind als diejenigen der indischen. Der jetzige Preis ist mit der höchste, der je gezahlt wurde. Am 6. Februar wurde in Bagamoyo mit den Indiern und den Njumbes des Distrikts ein großer Schauri abgehalten. Es waren zu diesem Zweck sämmtliche Njumbes eingeladen worden, welche auch alle persönlich oder durch Stellvertreter erschienen. Major Wißmann hielt eine längere Anrede in der Kisuahilisprache, welche sehr beifällig aufgenommen wurde. Sodann sprach Konsul Vohsen, General-Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, zuerst zu den Indern, dann zu den Negern. Den Indern wurde gesagt, daß zur Erleichterung des Handels die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in Bagamoyo eine große Faktorei anlegen werde, welche alle Tausch- und Handelsartikel in großen Mengen auf Lager halten und ihnen den Einkauf derselben erleichtern werde, so daß sie die Waaren nicht erst aus Zanzibar zu beziehen, also auch keine Fracht u. s. w. zu zahlen brauchten. Das Vortheilhafte dieses Planes schien den Indern einzuleuchten. Die Njumbes wurden aufgefordert, die Bebauung des Landes wieder aufzunehmen, die gewonnenen Feldfrüchte an den Markt zu bringen und dafür Sorge zu tragen, daß ihre Untergebenen den Segen kultureller Fortschritte kennen lernten. Sämmtliche Njumbes versicherten darauf, daß sie sich schon jetzt wohler fühlten, als zur Zeit der früheren Regierung und daß es ihr eifrigstes Bestreben sein werde, die Zufriedenheit des Bana kuba (großen Herrn) zu erwerben. Je nach ihrem Rang und ihrer Bedeutung wurden sie darauf von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft beschenkt. Tücher, Hemden, arabische lange Mäntel und Mützen, Stoffe u. s. w. wurden ihnen reichlich verabfolgt, so daß sie sehr vergnügt ihre Heimreise antraten.

Laut Kabelmeldungen aus Zanzibar ist Emin Pascha vollständig wiederhergestellt; er verweilt noch in Zanzibar. Die von Lieutenant Schmidt geführte Expedition nach Usambara ist zurückgekehrt und war von vollständigem Erfolg begleitet. Die Häuptlinge Simbodja und Kinveri haben volle Entschädigung für den dem Dr. Hans Meyer zugefügten Schaden geleistet und erklärten, daß sie sich als Unterthanen Deutschlands betrachten. Major Liebert wird nach Besuch der Küstenortschaften im April nach Deutschland zurückkehren. — Die Karawane des englischen Kaufmanns Stoke wird aus Uganda Ende Mai erwartet. — Von Dr. Peters fehlen weitere Nachrichten.

* * *

In **Dahomey** an der Westküste von Afrika ist es durch den Tod des Königs Glele (oder Gelele) nicht besser geworden; die Scheußlichkeiten seines Sohnes haben im Gegentheil bereits einen ernsten Streit zwischen Dahomey und Frankreich, das dort Kolonien hat, hervorgerufen. Zum besseren Verständniß der kommenden Dinge wollen wir Nachstehendes vorausschicken.

Dahomey stößt mit seiner südlichen Grenze an das Meer, die Sclavenküste; der Norden ist für Europäer zum Theil noch unbekannt. Die Einwohner, etwa 200 000 an Zahl, sind Neger. Der Hafenplatz des Landes ist Weida (Whydah), welches Frankreich nach der Abtretung durch Deutschland nicht besetzte, und das somit als unbestrittener Bestandtheil Dahomeys gilt. Nur eine kleine portugiesische Besatzung von Sträflingen befindet sich in dem Orte, wo im Uebrigen die europäischen Kaufmannsfirmen ihre Lager unterhalten, und da es den Portugiesen

noch am meisten gelungen war, das Mißtrauen der Eingeborenen zu überwinden, so trug der vorige König Gelele Portugal die Schutzherrschaft über sein Land an, um es vor der Einverleibung durch Frankreich zu sichern. Portugal stellte als Bedingung die Abschaffung der Menschenschlächtereien; als diese Bedingung nicht erfüllt wurde, gab die portugiesische Regierung die übernommene Schutzhoheit wieder auf. Seitdem trat die Möglichkeit eines Zusammenstoßes zwischen Frankreich und der Streitmacht Dahomey's immer mehr in Sicht. Die Franzosen sind die unmittelbaren Nachbarn des Landes, sowohl im Osten durch ihre Stellung in Kotonu an der Küste und Porto Novo an einer Lagune des Ueme-Flusses, wie im Westen durch den Besitz von Groß-Popo. Im weiteren Osten schließt sich der englische Besitz der Sclavenküste (Lagos) und im weiteren Westen das deutsche Gebiet von Togo, Klein-Popo, Bagida u. s. w. an. Bei den jetzigen kriegerischen Wirren sind ebenfalls deutsche Interessen betheiligt, denn außer zwei großen französischen Firmen ist auch ein deutsches Geschäftshaus, die Hamburger Firma C. Gödelt, in Weida ansässig, während neben den englischen die deutschen Dampfer der Woermann-Linie den Verkehr der Dahomeyküste mit Europa vermitteln. Die monatliche Ausfuhr von Weida beläuft sich auf etwa 40 000 Gallonen Palmöl, 100 000 Gallonen Palmkerne und zeitweise auf ein Quantum Elfenbein. Die in diesen Tagen nach Europa gelangte Nachricht, daß sechs Europäer von den Eingeborenen Dahomeys aus Weida ins Innere des Landes geschleppt seien, hatte die Befürchtung erweckt, daß auch Deutsche durch diesen Raubzug mitbetroffen seien; es hat sich indeß herausgestellt, daß die Gefangenen sämmtlich Franzosen sind, so daß der deutschen Regierung vorläufig noch keinerlei Verpflichtung erwachsen ist.

Die Entstehungsgeschichte der jetzigen Verwickelung gewährt einen lehrreichen Einblick in die fast unglaublichen Zustände jenes Barbarenstaates. In Abomey, der Residenz der Könige von Dahomey, befand sich vor etwa drei Monaten der französische Unter-Statthalter des Senegal, Marine-Arzt Dr. Bayol, in Begleitung eines Secretärs am Hofe des vorigen Königs Gelele, mit dem Beinamen Quini-Quini-Quini d. i. „Löwe der Löwen." Dr. Bayol verlangte die ausdrückliche Anerkennung der französischen Anrechte auf Kotonu und die Zusage, die französische Besitzung Porto Novo durch Einfälle nicht weiter zu stören. Der „Löwe der Löwen" behandelte den Vertreter Frankreichs indeß mit außerordentlicher Geringschätzung. Er zwang ihn, wiederholt der Abschlachtung von Sclaven beizuwohnen, die zum Theil aus dem französischen Schutzgebiet Porto Novo geholt waren; er demüthigte ihn auch persönlich, indem er ihn vor sich niederknieen ließ, und ihm den Fuß aufs Haupt setzte. Nach weiteren Beschimpfungen entließ er den um sein Leben besorgten Gesandten endlich mit der Erklärung, daß den Franzosen zunächst in Porto Novo der Krieg gemacht werden solle, und daß sie alsdann auch aus Kotonu herausgeworfen werden würden, wenn sie den Platz nicht freiwillig räumten.

Während Dr. Bayol seine Regierung von diesem Ergebniß seiner Sendung in Kenntniß setzte, starb König Gelele, und sein Sohn Kondu kam als Nachfolger auf den Thron. Er nahm den Regentennamen Hosu-Bowela, d. i. „König Haifisch", an, und drückte damit aus, daß er an Raub- und Kriegslust seinem Vater nicht nachstehen wolle. Die erste Regierungssorge des neuen Herrschers war die nach

der Landessitte zu veranstaltende Leichenfeier für den verstorbenen König, bei der 5000 Sclavenköpfe fallen sollten. Um sich das Menschenmaterial für diese Feier zu beschaffen, unternahm der junge König Raubzüge in die Umgebung des Landes; er zwang die Franzosen dadurch, ihre Besatzung von Kotonu vom Senegal aus zu verstärken und zwei Kriegsschiffe an der Küste kreuzen zu lassen. Zweimal versuchten die Dahomey-Leute einen Angriff auf die französischen Stellungen. Beide Male wurden sie zurückgeschlagen. Kürzlich fand ein dritter Angriff statt, der ebenso erfolglos blieb. Man ist in Frankreich indeß der Ueberzeugung, daß es bei diesen Versuchen nicht bleiben werde, sondern daß neue, stärkere Stöße der königlichen Streitmacht bevorstehen, da die Todtenfeier für den verstorbenen König mit ungewöhnlichem Gepränge begangen werden soll. Nach der Beschreibung von Reisenden bietet diese Feier einen Act unsagbarer Grausamkeit und Bestialität. In der Höhle, die als Grabmal des verstorbenen Königs dient, errichtet man demselben eine Art von Kenotaph; auf diesem ruht der Sarg, der aus Erde geformt ist, die mit dem Blute von Gefangenen aus den letzten Kriegen durchtränkt und gekittet wird. In den Sarg wird der Leichnam gebettet, als Kopfkissen werden ihm die Schädel besiegter Könige unter das Haupt gelegt und am Fuße des Grabmals als Erinnerung an des Verblichenen Königswürde so viel Gebeine und Schädel als möglich aufgehäuft. Die daneben geschlachteten Menschen sind bestimmt, dem todten König im Jenseits als Leibwache zu dienen. Zur Ermöglichung dieser Zeremonie und zur Herbeischaffung des dazu nöthigen Materials an Schädeln und Gebeinen ist der Krieg gegen die bevölkerten Stationen der Europäer für den Herrscher von Dahomey unvermeidlich. So sind denn nach dem dritten Angriff auf Kotonu von Neuem Verstärkungen von der französischen Regierung bewilligt und abgesandt worden, die bereits von Bordeaux nach der Sclavenküste abgegangen sind. Der März ist wegen des um diese Zeit seichten Wasserstandes der Flüsse und Lagunen der eigentliche Kriegsmonat für die Könige von Dahomey; die weiteren Ereignisse werden deshalb kaum auf sich warten lassen.

Ueber die Streitmacht von Dahomey werden sehr verschiedene zum Theil sichtlich übertriebene Angaben gemacht. Wenn das berühmte Amazonenkorps, von dem eine Abtheilung bei dem letzten Angriff schon betheiligt war, aber auch viel geringer ist, als manche Reisende behaupten, die es auf 10 000 Köpfe veranschlagen, und wenn der gesammte Heerbann des Landes die ihm zugeschriebene Stärke von 30 000 Lanzen und Flinten auch lange nicht erreicht, so giebt es doch keinen Staat in Afrika, der über ein so streitbares und fest organisirtes Heer verfügt, wie Dahomey. Auch an Todesverachtung kommt diesem Streithaufen keine andere eingeborene Kriegsmacht gleich, denn die Nerven der Dahomey-Krieger sind durch die Grausamkeiten des Hofes in einem Maße abgestumpft und abgehärtet, daß sie den Werth des Lebens kaum noch kennen. Vorläufig glaubt der französische Ministerrath mit geringen Opfern Herr der Lage an der Sclavenküste bleiben und sich mit der Abwehr etwaiger Angriffe begnügen zu können. Der Civilisation geschähe durch Unterwerfung der bestialischen Herrschaft der Könige von Dahomey ein nicht hoch genug zu schätzender Dienst. Mehrere Europäer, darunter auch ein französischer Missionar, befinden sich in Gefangenschaft.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

3. Liste der eingegangenen Gaben:

	Mark
Uebertrag	21158.97
Zw.-V. Alsdorf, Reg.-Bezirk Aachen	145.—
„ Norf bei Neuß	42.—
„ Ellen bei Düren	50.—
„ Weißweiler, Kr. Düren	70.—
„ Weyer bei Eiserfey	5.80
„ Pitz, Kreis Jülich	43.—
„ Herzlake in Oldenburg	247.60
„ Schledehausen b. Osnabrück	31.—
„ Neuwerk b. M.-Gladbach	200.—
„ Würm bei Lindern	28.—
„ Iversheim b. Münstereifel	27.—
Diöcesan-Verein Paderborn	2000.—
Zw.-V. Pfarre St. Severin in Köln	400.—
„ Brachbach, Kr. Siegen	57.—
„ Oberpleis, Siegkreis	70.—
„ Sadewitz b. Bernstadt, Schlesien	56.—
„ Altendorf bei Essen	200.—
„ Schmidtheim b. Blankenheim, Eifel	28.—
„ Refrath bei Bensberg	46.50
„ Niederzier bei Jülich	121.—
Diöcesan-Verein Trier	1162.50
Sch. in Köln, durch Vermittelung des Herrn Hespers	20.—
R. Kaeschner, Sagan, Reg.-Bez. Liegnitz	3.—
Zw.-V. Olef b. Schleiden, Eifel	116.—
„ Setterich, Reg.-Bezirk Aachen	11.30
Se. Durchlaucht Florentin Prinz zu Salm-Salm, Münster	20.—
Zw.-V. Bruchhausen b. Hochdahl	28.—
„ Münstereifel	140.—
„ Elberfeld	100.—
„ Frenz bei Langerwehe	40.—
„ Braunsberg, Ostpr.	80.50
„ Uckerath	80.—
„ Poll bei Deutz	27.—
„ Reetz b. Blankenheim, Eifel	25.—
„ Mühlheim a. Rhein	253.80
„ Haren bei Ems	67.—
Summe	27200.97

	Mark
Uebertrag	27200.97
Gladbacher Volkszeitung, eingegangene Gaben	2.90
Zw.-V. Hellenthal	50.—
„ Winterscheid bei Siegburg	124.41
„ Oberembt bei Elsdorf	65.50
„ Kiwitten, Ostpreußen	150.75
„ Giesenkirchen, Rheinl.	94.—
„ Glottau, Ostpreußen	91.—
„ Kleingladbach-Gerderath, Reg.-Bez. Aachen	89.50
„ Garzweiler, Reg.-Bez. Düsseldorf	92.80
„ Egen bei Wipperfürth	43.—
„ Bütgenbach	52.50
„ Obergartzem b. Zülpich	35.—
„ Blatten, Kr. Schleiden	61.70
„ Falkenberg, Oberschlesien	200.—
„ Burgreuland, Eifel	32.—
„ Ophoven b. Heinsberg	24.50
„ Rosellen bei Neuß	54.70
Katholischer Afrika-Verein in Berlin	1000.—
Zw.-V. Heilsberg, Ostpreußen	200.—
„ Siegburg	22.80
„ Erkelenz	300.—
Ungenannt aus Schwenningen, Baden, f. Missionsschwestern	1.—
Erzdiöcese Bamberg, Ungenannt von Domcapitular Keller, Bamberg	100.—
Erzdiöcese Bamberg:	
Zw.-V. Unterleinleiter	42.—
„ Ebing	40.—
„ Meinroth	4.—
„ Schlüsselfeld	50.—
„ Ansbach	18.—
„ Seußling	4.10
„ Nürnberg	90.—
„ Sambach	20.—
„ Burgkunstadt	15.—
„ Burgebrach	13.—
„ Motschenbach	2.—
„ Bamberg	82.11
„ Priesendorf	80.—
„ Kronach	50.—
„ Mitwitz	94.—
„ Neustadt a. Aisch	12.20
Summe	30255.44

	Mark
Uebertrag	30255.44
Zw.-V. Köln-Deutz	82.40
„ Braunsberg Ostpreußen	172.—
„ Sieglar	287.—
Summe	30796.84

	Mark
Uebertrag	30796.84
Zw.-V. Blumenthal, Eifel	9.30
„ Evinghoven b. Wevelinghoven	36.50
„ Büllingen, Eifel	15.—
Summe	30857.64

Köln, den 20. März 1890.

Heinrich Horten,
Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Folgende Zweig-Vereine sind neuerdings zur Anmeldung gekommen:

I. Beim Verwaltungs-Ausschusse:

570. Hexenagger b. Riedenburg (Oberpfalz). — 571. Reetz b. Blankenheim.

Diöcesan-Verein Münster:

Im Monat Februar sind eingegangen:

Aus St. Mauritz 400 Mk. — Aus Nütterden 5,50 Mk. — Aus Nottuln 100 Mk. — Aus Brochterbeck 26,15 Mk. — Aus Borken 250 Mk. — Aus Metelen 60 Mk. — Aus Holthausen 114 Mk. — Aus Asbeck 101,75 Mk. — Aus Handorf 75 Mk. — Aus Freckenhorst 300 Mk. — Aus Barlo 104 Mk. — Aus Kellen 50 Mk. — Aus Herongen 50 Mk. — St. Servatii, Münster, 84,50 Mk. — Aus Everswinkel 275 Mk. — Aus Groß-Burlo 40 Mk. — Aus Lindern in Oldenburg 140 Mk. — Aus Borken für Ost-Afrika 9 Mk. — Aus Neuscharrel 90 Mk. — Aus Warendorf, neue Pfarre 100,50 Mk. — Aus Essen in Oldenburg 102,70 Mk. — Aus Niekerk 20 Mk.

Münster, den 8. März 1890. von Noel, Schatzmeister.

Diöcesan-Verein Osnabrück:

Dieser hat sich gebildet unter dem Vorsitz des Herrn Domcapitulars Dr. Meurer, Schriftführer ist Herr Domvicar Rhotert.

Milde Gaben für den Afrika-Verein überweist man am besten an die einzelnen Zweig-Vereine oder **direct nur** an den Schatzmeister des Central-Ausschusses, Herrn Kaufmann **Heinrich Horten** in Köln, Neumarkt 3. Auf diese Weise werden Portoauslagen thunlichst vermieden.

Mittheilungen aus dem Vereinsleben.

Osnabrück. Am 17. März hielt unser Afrika-Verein seine zweite General-Versammlung. Herr Domcapitular Dr. Meurer theilte mit, daß der hochw. Herr Bischof die Bildung eines Diöcesan-Vereins veranlaßt habe, und verlas ein Schreiben hochdesselben, in welchem der Wunsch ausgesprochen war, daß die Herren Domcapitular Dr. Meurer, Frhr. Gottfried von Korff und Banquier Schwenger in den Vorstand eintreten möchten, mit dem Rechte der Cooptation. Dem Herrn

Dr. Meurer wurde die Leitung übertragen. Diese Herren seien, wie erwähnt wurde, zusammengetreten und hätten beschlossen, aus dem Vorstande des Zweigvereins die Herren Dompastor Kitzero und Dechant Freund in den Vorstand zu berufen und Herrn Domvicar Rhotert mit dem Amte eines Schriftführers zu betrauen. Die Erreichung der Vereinszwecke sei jetzt leichter, man finde einen Centralpunkt, durch welchen ein großes Ganze gebildet werde, und sei man dem hochwürdigsten Herrn Bischofe für die Errichtung des Diöcesanvereins Dank schuldig. Die einzelnen, mit großem Beifall aufgenommenen Vorträge müssen wir hier übergehen, mit Dank wollen wir aber bemerken, daß diese Hefte warme Empfehlung fanden. Nach dem Geiste, welcher in der Versammlung herrschte, darf man hoffen, daß jetzt auch in der Diöcese Osnabrück, wo bisher nur 13 Zweigvereine (bei 90 Pfarreien) bestanden, eine regere Thätigkeit eintritt. Man fragte sich auch, ob nicht die Frauen zu den Vereinsbestrebungen heranzuziehen seien. Wir wollen dazu bemerken, daß gerade unsere katholischen Frauen und Jungfrauen berufen sind, eine Hauptrolle im Afrika-Verein zu spielen. Wenn den Männern die Leitung reservirt ist, so sind anderseits die Frauen von der Mitgliedschaft keineswegs ausgeschlossen. Sie können nicht allein ihren Beitrag zahlen, sondern auch agitiren. Ganz vorzüglich eignen sie sich zum Einsammeln der Beiträge; bei uns in Münster und wohl auch an anderen Orten ist dies ihr Ehrenamt, und sie bekleiden dasselbe mit ganz erfreulichem Erfolge.

In **Mülheim a. Rhein** fand am 7. März eine gut besuchte Generalversammlung des Zweigvereins statt. Nach einer die Zwecke des Afrikavereins kurz besprechenden Rede des Vorsitzenden Hrn. Dechanten Caumanns, hielt der Schriftführer des Vereins, Herr Caplan Odenthal, einen längeren Vortrag „über die politischen und religiösen Verhältnisse Deutsch-Ostafrika's". An der Hand der Berichte der Missionare entrollte der Redner ein Bild der Zustände, wie sie dort herrschen, besprach die Geschichte der Missionen von Bagamoyo und Pugu und schilderte eingehend die grauenhaften Verhältnisse, welche durch die mohamedanischen Sclavenjäger herbeigeführt werden. Er schloß mit einem lebhaften Appell an Alle, ihrerseits mit dazu beitragen zu wollen, daß diesen Greueln ein Ende bereitet werde. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit und großem Beifall wurde die Rede aufgenommen. Gedenken wollen wir an dieser Stelle der Gaben, welche von Fabrikarbeiterinnen im verflossenen Vereinsjahr Herrn Caplan Odenthal übergeben wurden und für welche dieselben das verdiente Lob erhielten. Die Mitgliederzahl des Vereins beträgt 341, welche 595 M. 25 Pf. Beiträge leisteten. Ungenannt gingen 211,75 M. ein, so daß die Einnahme 807 M. beträgt; ausgegeben wurden 53,20 M. Der Reinertrag 753 M. 80 Pf. wurde an die Centralstelle nach Köln abgeführt.

Berlin. Unsere statutenmäßige General-Versammlung tagte am 18. März Abends im katholischen Vereinshause. Kopf an Kopf stand die Menge, um einem Vortrag des hochw. apostolischen Missionars in Central-Afrika, P. Franz Geyer, über die Greuel der afrikanischen Sclavenwirthschaft zu lauschen. Der Versammlung wohnten auch der hohe Protector des Vereins, Se. bischöflichen Gnaden der hochw. Herr Armeebischof und Feldpropst Dr. Aßmann, der Herr fürstbischöfliche Delegat und Propst Dr. Jahnel, der hochw. Herr P. Daniel Sorur Pharim Den, Negerpriester aus dem Stamme der Dinka in Mittel-Afrika, und zahlreiche

Vertreter des hiesigen Stadtclerus bei. Der Herr Vorsitzende, Legationsrath a. D. von Kehler, eröffnete die Versammlung. Nach seinem Berichte beliefen sich die Einnahmen auf 1249,30 Mk. Die Mitgliederbeiträge betrugen 812,90 Mk.; die bei den Versammlungen abgehaltenen Tellersammlungen 80 und 81 Mk. Der Verein in Schwedt sandte 25, der in Potsdam 45 Mk. Das Uebrige haben Wohlthäter dem Vereine überwiesen. 1000 Mk. wurden an den Central-Verein nach Köln abgeführt. Die Drucksachen und sonstigen Ausgaben belaufen sich auf 169 Mk., es verbleibt demnach ein Cassenbestand von 79,75 Mk. Redner empfiehlt angelegentlichst die Zeitschrift des Vereins „Gott will es!" zur Lectüre und Verbreitung in den weitesten Kreisen des Volkes. „Erst die Greuel in Dahomey an der Westküste Afrikas wiederum müssen uns anspornen, daß mit der abscheulichen Menschenschlächterei, dem Sclavenhandel mit seinen Menschenquälereien bald ein Ende gemacht werde. Will es Gott, daß Afrika der christlichen Cultur entgegengeführt werde, so wollen wir mit des Allmächtigen Gnade und Beistand auch das Unserige beitragen, damit der Gruß, mit dem die Versammlung eröffnet, ganz Afrika von Nord bis Süd, von Ost bis West durchhallt: Gelobt sei Jesus Christus." Das Wort nahm dann der hochw. Herr P. Geyer.

Bautzen. Am 23. Februar tagte für unseren Zweigverein die erste Jahresversammlung. Es hatten sich dazu sehr viele Mitglieder und Gäste im katholischen Gesellenhause eingefunden. Nach Begrüßung der Anwesenden und des hochwürdigsten Herrn Dom-Seniors Kutschank durch den Vorsitzenden, den hochw. Herrn Jakob Skala, legte dieser den Rechenschaftsbericht vor, worauf Herr Kaufmann Angermann über den Stand des Vereins berichtete. Wir hatten 281 M. 45 Pf. Einnahme bei einer Mitgliederzahl von 209; es verblieb ein Cassenbestand von 29 M. 45 Pf. Hierauf legte der hochw. Herr Skala den Versammelten Zweck und Ziel des Afrika-Vereins dar, verbreitete sich in warmen Worten über die segensreiche Wirksamkeit der katholischen Missionen und betonte, daß vor Allem durch die Christianisirung Afrikas der Sclaverei ein Ende gemacht werden müßte. Nachdem Redner noch des verstorbenen Grafen Karl Schall-Riaucour auf Gaußig, als Gönner und Mitglied des Vereins, gedacht hatte, empfahl er, den Afrikaverein kräftig zu unterstützen. In herzgewinnenden Worten legte sodann Herr cand. theol. Zentner den Versammelten die Sache des Vereins ans Herz. Die Versammlung schloß in bester Stimmung.

Freiburg (Baden). Hier fand im verflossenen Monate eine Versammlung des Afrika-Vereins statt, welche durch die Anwesenheit der hochw. Paters Geyer und Sorur Pharim Den einen besonderen Reiz erhielt. Dem entsprechend war auch der Besuch. Herr P. Geyer hat bereits in vielen Städten Deutschlands seine Vorträge gehalten und der Inhalt derselben ist ja auch in diesen Heften bereits gedruckt worden, so daß wir kaum noch zu sagen brauchen, daß er reichen Beifall erntete und auch eine hübsche Summe bei der Sammlung einheimste. Die Opferwilligkeit der Katholiken verleugnet sich nie, wenn nur die richtige Anregung gegeben ist.

Mannigfaltiges.

Katholische Missionare werden nun auch nach Kamerun gehen, welches Feld bisher die Basler (protestantische) Bibelgesellschaft allein bear-

beitete. Die Congregation der Propaganda hat den Pallottinern die apostolische Präfectur Kamerun übertragen. Von Seiten der deutschen Reichsregierung wird ihrer Thätigkeit kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt.

Für die Wißmannsche Expedition sind wieder 500 Gewehre, Montirungsstücke u. s. w. verladen. Von der Wißmann-Truppe sind mit der „Elbe" fünf Mann zurückgekehrt. Sie haben ihre vertragsmäßige Dienstzeit beendet, werden aber zum Theil wieder nach Ostafrika gehen.

Deutscher Handel. Zwei deutsche Schiffe sind mit 8000 Fässern Hamburger Rum in Zanzibar angekommen. Während so christliche Händler ihr Schnapsgift nach Afrika ausführen, trotz aller Klagen über die Verheerungen, welche es dort anrichtet, vereinigen sich im Sudan die Sclavenhändler, um dem Rumhandel ein Ende zu machen. Es sollen auf einem in Khartum versammelten Kongresse ungefähr 200 Vertreter aus Arabien, aus Zanzibar und aus dem Sudan von einem arabischen Sclavenhändler einberufen und anwesend gewesen sein. Der Vorsitzende, Abu Gosch, genannt „Vater der Lüge", habe mit glühenden Worten die Verwüstungen geschildert, welche durch den billigen Branntwein unter den Negern angerichtet würden, und habe auf Grund einer britischen Statistik mitgetheilt, daß im Jahre 1888 an der Westküste allein 20 000 Tonnen Branntwein von den Eingeborenen vertrunken worden seien. In der dann stattfindenden Verhandlung nahm nach dem Vorsitzenden Seid B'Golly, ein alter Sclavenhändler von 40 jähriger Erfahrung, das Wort und verlangte, daß sofort Maßregeln dagegen ergriffen würden; sonst würden die Eingeborenen Afrikas in kurzer Zeit vernichtet und der Sclavenhandel müsse ganz aufhören. Die Schwierigkeit wäre nur die, wie man die Bekämpfung des Rumhandels beginnen soll. Die Wichte, welche Afrika mit billigem und giftigem Branntwein versähen, wären meist Engländer und Deutsche. Diese Leute seien Christen, und darum würden sie nicht auf die Gründe gegen den Verbrauch und den Verkauf von Rum hören, die vom Koran verboten wären. Er schlägt deshalb vor, muhamedanische Missionare in die christlichen Länder zu schicken und die afrikanische Küste mit einer Anzahl gut bewaffneter Dhaus zu blokiren, damit man dem Branntweinhandel ein Ende machen könne. Dieser Vorschlag wurde mit allgemeiner Zustimmung angenommen. — Gegen die Festhaltung der Schnapsschiffe durch arabische Dhaus hätten wir auch nichts einzuwenden. Wer in dem Neger nur einen Abnehmer für seinen Schnaps sucht, ist nicht viel besser, als jene arabischen Halsabschneider.

Congo-Eisenbahn. Die im vorigen Jahre zu Brüssel errichtete Eisenbahn-Gesellschaft, welche am unteren Congo bereits mit den Arbeiten für die Eisenbahn zum Stanley-Pool begonnen hat, hat früheren Vereinbarungen zufolge nunmehr einen Vertrag mit dem Congostaate abgeschlossen, der an die Verträge mit Eisenbahn-Gesellschaften in Nordamerika erinnert. Die Bahngesellschaft erhält danach das Recht des Betriebes der Eisenbahn von Matadi nach dem Stanley-Pool (435 km) auf 99 Jahre. Alles Land, 200 km zu

beiden Seiten der Bahn, sofern es nicht Privatbesitz ist, kann sie in Benutzung nehmen; weiter erhält sie für jedes vollendete Kilometer Bahn 1500 Hektare Land, das würden also nach Herstellung der ganzen Linie 652 500 Hektare sein. Der Gesellschaft wird Steuerfreiheit zugesichert, außerdem ist ihr auf 25 Jahre das ausschließliche Recht einer Bahn in jenen Gegenden verliehen, so daß also in dieser Zeit eine Conkurrenzbahn nicht entstehen kann. Die Nachrichten der am Congo befindlichen Belgier lauten fortdauernd günstig. Die Eisenbahn ist bereits in Angriff genommen und die Eingeborenen sollen sich als vorzügliche Erdarbeiter bewähren. Die Congo-Handelsgesellschaft hat beschlossen, ihre Flotte durch vier neue Dampfer zu verstärken.

Entsetzliche Nachrichten kommen aus dem Sudan. Hungersnoth und Seuchen herrschen dort. Männer, Frauen und Kinder aus dem Stamme der tapferen Hadendanas sterben vor Hunger innerhalb der befestigten Linien von Suakin. Araber der freundlich gesinnten Stämme suchen Schutz und Nahrung in Suakin, allein kein Araber von außerhalb darf in Folge eines Befehls des General-Gouverneurs die Nacht innerhalb der Mauern zubringen. Dieser Befehl kann aber in Wirklichkeit gar nicht ausgeführt werden, denn Männer, Frauen und Kinder legen sich, wenn die Baschibozuks sie aus der Stadt hinauszuprügeln suchen, auf den Boden und sterben lieber, als daß sie hungernd und frierend über die Ebene wandern. Die seitens der Regierung gewährte Unterstützung ist völlig ungenügend, zumal das Wetter in der letzten Zeit ungewöhnlich rauh gewesen ist. Einer der englischen Offiziere in Suakin schreibt, daß dort Kinder getödtet und aufgegessen worden sind. Die Leiche eines Mannes war in der Nacht ausgegraben und von den Hungernden verspeist worden!

Des Königs von Dahomey Hauptkriegsmacht bildete das Amazonencorps, einige Regimenter Weiber, die mit den Franzosen bereits handgemein geworden sind und die männlichen Krieger an Tapferkeit und Wildheit noch übertreffen. Hugo Zöller schildert sie in seinem Buche „Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun" also: Man denke sich junge, schlanke und ausgesucht kräftige Frauen, die, ohne unweiblich zu werden, dennoch einen unbezweifelt kriegerischen Eindruck hervorrufen. Diese Vereinigung des Weiblichen und des Kriegerischen würde bei Europäerinnen kaum denkbar sein; sie erklärt sich durch die eigenthümliche Bildung des Neger-Skeletts. Negerinnen von unvermischtem Blute (bei Mulattinnen ist es gerade umgekehrt) haben nur selten üppige Formen und ähneln in Bezug auf den Knochenbau in auffälliger Weise den Männern. Die Behauptung, daß den Kriegerinnen von Dahomey eben so wie den Amazonen der alten Griechen eine Brust abgeschnitten werde, ist unrichtig. Eine eingehende Schilderung verdient die auffallend hübsche Uniformirung. Unter einer weißen, schirmlosen, mit schwarzgestickten Thierbildern (Eidechsen, Vögel u. s. w.) geschmückten Jockeykappe lugen die frischen, jugendlichen Gesichter hervor. Die Füße sind nackt, aber die Beine

mit kurzen bis oberhalb der Kniee reichenden grünen, gelben oder rothen Höschen bekleidet. Eine in allen Farben des Regenbogens gestreifte, die Arme und den Hals unbedeckt lassende Tunica von Seide oder Sammet umschließt den von einem Corset (einheimisches Fabrikat) gestützten Oberkörper. Der schlanke Wuchs wird noch ganz besonders durch einen ebenfalls vielfarbig gestreiften Gürtel hervorgehoben, in dem an der linken Seite das kurze Schwert steckt und an dem vorn die schwarzlederne Patronentasche befestigt ist. Eine weißseidene oder hellgrüne, jedenfalls hellfarbige Schärpe wird in ähnlicher Weise getragen, wie von unserer Infanterie die aufgerollten Mäntel. Die Bewaffnung besteht aus Schwertern, Streitäxten und Steinschloßgewehren.

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Um Sinnesänderung für eine Schwester. — Um guten Ausgang eines schwierigen Processes. — Mehrere besondere Anliegen. — Ein Mädchen um Erleuchtung, ob es der Wille Gottes ist, sich dem Missionswerke zu widmen und welcher Genossenschaft sie beitreten soll. — Die Seelenruhe mehrerer verstorbenen Eltern, Großeltern und Verwandten. — Eine Befreiung vom Militärdienste. — Um die Gnade einer guten Osterbeichte und würdigen Communion. — Um Erleuchtung in der Standeswahl. — Um die Gnade, daß wir Alle in den Himmel kommen, bittet eine Familie. — Ein Erstcommunicant um würdige Communion. — Ein junger Lehrling, damit er seinen Glauben bewahre und fromm lebe. — Eine Familie in einem wichtigen Anliegen, wenn es ihrem Seelenheile dienlich ist. — Mehrere leibliche und geistige Anliegen eines jungen Forstmanns.

Briefkasten der Redaction.

J. H. G. in **H.:** Lesen Sie auf dem Umschlag von Heft 6, 2. Seite, die Notiz: „Unsere Postabonnenten." Bei uns ist Heft 4 nicht mehr vorräthig. — **H. B., Dortmund:** Wir können nicht mehr thun, als ermahnen im Allgemeinen; auf die einzelnen Persönlichkeiten einzuwirken, ist nicht unsere Sache. — **Pfr. Sch., Kottes:** Ihre Anerkennung thut uns wohl, doch kann man bei dem beschränkten Raume und Ertrage nicht allen Wünschen Rechnung tragen. Msgr. Hirth ist apostolischer Vicar des Nyanza. In Ostafrika gilt vorläufig noch die Rupie, so lange bis unsere Währung durchgeführt werden kann. — **F. B.** in **Tobelhof:** Ihre Wünsche sind sehr bescheiden: beide Jahrgänge umsonst und Porto sollen wir noch draufzahlen. Ja, wenn wir so viel leisten könnten!! — **Nach Bautzen:** Eine wörtliche Aufnahme eingesandter Artikel können wir nicht versprechen. — **Nach Damme:** Besten Dank. Idee scheint mir gut, den betreffenden Schein werde ich Ihnen gelegentlich remittiren. — **J. A.** in **G.:** Ueber Ihre Angelegenheit läßt sich sprechen, sobald wir einmal daran gehen, Eisenbahnen in Ostafrika zu bauen. Leider ist vorläufig noch wenig Aussicht dazu.

Schluß der Redaction am 21. März.

Verantwortlicher Redacteur: W. Helmes in Münster.

Druck der Coppenrath'schen Buchdruckerei in Münster.

2. Jahrg. **Gott will es!** 8. Heft.

Katholische Zeitschrift
für
die Antisclaverei-Bewegung deutscher Zunge.

Inhalt: Zur Frage der Religionsfreiheit in den Colonien. — Die katholischen Missionen Afrikas. (6. Fortsetzung.) — Aus St. Ottilien. — Aus dem Leben eines Negerpriesters. (Fortsetzung.) — Afrikanische Post. — Mannigfaltiges. — Pathe resp. Pathin. — Briefkasten der Redaction. — Letzte Nachrichten. — Bei der Redaction eingegangene milde Gaben u. Besondere Anliegen siehe Umschlag. — Illustrationen: Missions-Karawane auf dem Marsche. — Lagernde Missions-Karawane.

Zur Frage der Religionsfreiheit in den Colonien.

Wie steht es in unseren Colonien in Bezug auf die Ausübung der Religion und die Missionsthätigkeit?

Diese Frage ist einer Erörterung werth. Nach den von Deutschland mit unterschriebenen Vereinbarungen der Berliner Afrika-Conferenz soll in den europäischem Einflusse unterworfenen Gebieten anderer Erdtheile volle Religionsfreiheit herrschen. Darunter versteht man, daß ein Jeder nach seinem Glauben leben kann, und daß jede Religionsgesellschaft unbehindert ihre Missionsthätigkeit entfalten und sich entwickeln kann.

Wie steht es nun damit in unseren Colonien? Wir haben natürlich dasselbe Recht, dort wie im Mutterlande, unserer Religion gemäß zu leben, aber gerade wie in Deutschland, oder nahezu ebenso, entbehren wir dort der vollen Religionsfreiheit: unsere Kirche hat nicht das Recht, nach eigenem Ermessen Missionare in die Colonien zu senden, wie ihr z. B. ja auch das Recht genommen ist, zur Bekämpfung der deutschen Socialdemokratie solche Ordensgeistliche zu verwenden, welche durch die bekannten und leider noch nicht ganz beseitigten Culturkampfgesetze außer Landes verwiesen wurden. Religionsfreiheit kann man das also nicht nennen.

Nun wollen wir anerkennen, daß unsere Colonien etwas besser gestellt sind, als es das Heimathsland ist, insofern nämlich, als unsere Regierung dort auch die Dienste solcher Orden annimmt und sogar lobend anerkennt, welchen sie den deutschen Boden verschlossen hält, z. B. den Patres vom hl. Geiste, aber befriedigen kann uns das

keineswegs. Die Patres vom hl. Geiste werden in Ostafrika geduldet, weil man ihre Dienste schätzt, man weigert sich aber bisher beharrlich, ihnen das Recht des Aufenthaltes und der Missionirung zu gewähren, man verweigert ihnen also die Aussicht auf eine Zukunft, man entzieht ihnen den Boden ihrer Thätigkeit, indem man sie beständig in der Gefahr schweben läßt, eines Tages als „ein den Jesuiten verwandter Orden" ausgewiesen und des Lohnes ihrer Mühen verlustig zu werden.

Diese vollständig unhaltbare und ungerechtfertigte Lage abzuändern, hat bekanntlich der Abg. Dr. Windthorst wiederholt beantragt, die Bestimmung des Berliner Vertrages, betr. die Religionsfreiheit in den Colonien, zum deutschen Reichsgesetze zu erheben.

Bisher ist der Antrag von der Regierung abgewiesen und auch die nichtkatholischen Parteien des Reichstages haben vorwiegend dagegen gestimmt. Weshalb? Der protestantische Hofprediger Stöcker machte u. a. geltend, wenn man die Religionsfreiheit zum Gesetze erhebe, so wäre damit auch der Islam geschützt, und dieser müsse bekämpft werden. Wir lassen uns durch solche Ausflüchte nicht täuschen, glauben vielmehr, daß man auf gewisser Seite weit weniger an die Unterdrückung des Islam denkt, als an die Möglichkeit, bei Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes Gelegenheit zu finden, den Fortschritt der katholischen Missionen zu hindern. Es giebt Protestanten, die es offen sagen und schreiben, der Staat müsse die protestantischen Missionen begünstigen, denn nur ihre Missionen seien deutsch. Daß die Missionare vom hl. Geiste als Franzosen verschrieen werden, hat der protestantische Lieutenant Giese in der letzten Gürzenich-Versammlung erst kürzlich öffentlich gerügt.

Kurz und gut, will man uns Katholiken den Beweis geben, daß man es mit der Civilisirung Afrikas ernst meint, daß man dort den Katholiken gleiche Rechte zugesteht, wie den Protestanten und selbst den Muhamedanern, welch letztere bisher in ihrer religiösen Propaganda von Niemandem gestört werden, so erhebe man die Religionsfreiheit in den Colonien zum Gesetz; mit bloßer Erlaubniß, vorläufig, bis auf Weiteres existiren zu dürfen, ist unseren Missionaren wenig gedient.

Welchen Eindruck die unsichere religiöse Lage auf unsere Missionare in Ostafrika macht, davon mag nachstehendes Schreiben Zeugniß geben, das uns von einem der hervorragendsten und thätigsten Mitglieder des Ordens vom hl. Geiste eben zugeht.

Zanzibar, 5. März 1890.

Es ist nicht unsere Gewohnheit, Politik zu treiben, wenn aber über unser Schicksal debattirt, wenn die Frage gestellt wird, ob wir in den Colonien unser Dasein fristen sollen, oder nicht, so wird man es uns nicht allzusehr verübeln, daß wir es wagen, ganz bescheiden ein Wort mitzureden und unsere Meinung zu sagen.

Nun, unsere Meinung ist: wenn die Gegner der Katholiken die Freiheit der religiösen Bekenntnisse in den Colonien wirklich deshalb nicht zulassen wollen, weil sie den Islam nicht begünstigen mögen, so verrathen sie damit eine ganz eigenthümliche und vollständige Unkenntniß der Verhältnisse hier zu Lande. Der Gedanke liegt aber nahe, daß dies nur ein Vorwand ist, daß sie im tiefsten Grunde des Herzens einen ganz anderen Zweck verfolgen, als die Beeinträchtigung des Islam.

Der Islam besteht hier, ob man in Deutschland will oder nicht, und mit einem Votum des Reichstages wird man ihn vorläufig nicht los. Die Deutschen befinden sich hier in einem Lande des Islam, nicht aber der Islam in einem deutschen Lande. An dieser Thatsache ist nicht zu rütteln.

Man muß natürlich unterscheiden zwischen Zanzibar (Insel) und den zehn Meilen Küstenlandes, welche den Staat des Sultans bilden, in welchem Herr Major Wißmann eben Ordnung schafft und die deutsche Ostafrikanische Gesellschaft im Namen des Sultans Zoll erhebt. Für den Augenblick beschränkt sich die ganze Thätigkeit der Deutschen auf diese Staaten des Sultans. Im Innern, auf dem eigentlichen deutschen Schutzgebiete, ist der Einfluß Deutschlands noch gleich Null und wird für eine noch unabsehbare Zeit es bleiben. Deutschland kann also weder politisch noch materiell den Islam in Ostafrika unterdrücken, weder in den Staaten des Sultans, dessen Interessen es verwaltet, noch im Schutzgebiete, und noch weniger in der reservirten sog. deutschen Interessensphäre.

Von welchen dieser drei Partien haben die Gegner der Cultusfreiheit nun eigentlich sprechen wollen? Von dem Gebiete des Sultans? Dann mischen sie sich in Sachen, welche sie nicht angehen. Noch mehr: vor vier Jahren am 19. August 1886 haben Admiral Knorr und der Generalconsul p. i. Brauers im Namen des deutschen Reiches einen Vertrag abgeschlossen mit dem Sultan Said Bargasch, dem Repräsentanten des Islam an der Küste und im Innern Afrikas. In diesem Vertrage, Artikel XXII, „Gewissensfreiheit und religiöse Duldung", gewährt der Sultan „freie und öffentliche Religionsübung den deutschen Unterthanen und allen Europäern gleichviel welcher Nation."

Folglich sind es in diesem Lande, wo augenblicklich Deutschland seine Interessen verfolgt, nicht die Deutschen, welche Cultusfreiheit gewähren. Es ist der Sultan, das Oberhaupt des Islams in Zanzibar und im Innern, welcher sie den Deutschen bewilligte.

Oder haben die Herren vom deutschen Schutzgebiete reden wollen, also von Usiagara, Ukami, Usigua und Nguru? Aber die Deutschen haben für den Augenblick in jenem Gebiete nur erst einen Posten in Mpwapwa zum Schutze der Karawanen. Ist das bereits eine wirkliche Besitznahme? Wir wollen keineswegs die Ansprüche Deutschlands auf jenes Gebiet in Frage stellen, aber um gegen den herrschenden Islam vorgehen zu können, genügt ein einzelner vorgeschobener Posten

nicht. Von deutscher Verwaltung ist dort noch keine Spur, und alle Anstrengungen der Deutschen, selbst wenn Major Wißmann Frieden geschafft hat, werden sich noch für lange Zeit auf die Staaten des Sultans beschränken, wo die Religionsfreiheit bereits gewährt ist, und zwar vom Sultan selbst. Weshalb will man also Zwangsgesetze für ein Land machen, in welchem man sie nicht ausführen kann? Man mache doch einmal den Versuch, den Islam oder auch nur seine Verbreitung in Zanzibar zu verbieten!!

Von den Ländern der sog. deutschen Interessensphäre brauchen wir gar nicht zu reden. Sie liegen Deutschland noch so fern, daß es noch nicht daran denken kann, Gesetze für sie zu geben.

Kurz, der Versuch, durch Verweigerung der Cultusfreiheit die Verbreitung des Islam zu hindern, hat vorläufig absolut keinen Sinn; wer die hiesigen Verhältnisse nur halbwegs kennt, wird das begreifen; man nimmt dieses nur zum Vorwand, um die so wirksame Thätigkeit der katholischen Missionare zu hemmen.

Uebrigens war der Hauptzweck Deutschlands keineswegs, hier den Islam zu unterdrücken und das Christenthum zu begünstigen, sondern vielmehr Handelsgeschäfte zu machen. Nun befindet sich aber der ganze Handel hier wie im Innern in der Hand der Indier und Araber, und beide sind Anhänger des Propheten. Wird nun Deutschland, Herrn Stöcker zum Plaisir, die Indier und Araber vertreiben? Wird es einen Religionskrieg beginnen auf die Gefahr hin, den ganzen Handel zu ruiniren? Wir glauben nicht daran. Ein Gesetz des Reichstages gegen die islamitische Propaganda wäre also Null; man würde es nicht ausführen und der Islam würde nach wie vor Proselyten machen.

Nehmen wir nun einmal an, der Sultan erführe von den Umtrieben des Pastors Stöcker und er sagte zu dem deutschen Consul: „Ihr versaget dem Islam in Euren Colonien die Religionsfreiheit, ich habe dasselbe Recht bezüglich des Christenthums in meinen Staaten; ich habe obendrein noch Grund, mich zu beklagen, weil Ihr meine Unterthanen nicht ebenso behandelt, wie ich die Eurigen, obwohl dies im Vortrage von 1886 ausgemacht ist. Verbietet also Euren Missionaren, in meinen Staaten zu predigen, Missionen zu errichten oder irgend welche religiöse Handlung vorzunehmen." Der Sultan, falls er so spräche, würde sich offenbar in seinem Rechte befinden.

Es liegt mir natürlich vollständig fern, mich für den Islam zu erwärmen. Er ist der Feind des Christenthums und in Folge dessen des Europäers. Niemals wird es eine aufrichtige Verbindung geben zwischen dem Araber und dem Europäer, dem Islam und dem Christenthum. Der Islam ist der Feind des Christenthums. Die Grundlage der muselmännischen Civilisation in Afrika ist die Vielweiberei, die gesetzliche und unbeschränkte Concubinage, die Sclaverei, die äußerste Ausbeutung der sog. wilden Volksstämme und die mehr oder weniger offene aber tiefe Verachtung des Europäers. Glauben Sie doch nicht, daß die Erfindungen der Europäer großen Eindruck auf den Geist eines Muselmannes machen. Der Araber weiß, daß Gott dem Europäer das Verständniß für die vergänglichen, werthlosen Dinge dieser Welt gegeben, aber er ist fest überzeugt, daß er ihn mit Blindheit geschlagen hat bezüglich der ewigen Wahrheiten. Der letzte Muselmann glaubt deshalb dem ersten Europäer noch weit überlegen zu sein.

In den Augen jedes Muselmannes seid Ihr alle Kafirs; auch ich bin ein solcher, und alle Mitglieder des Reichstages sind es mit mir.

Der Islam muß also verschwinden, wenn der Europäer seine Civilisation in Afrika zur Geltung bringen will. Aber Deutschland ist dazu noch nicht im Stande, weder mit Gewalt, und noch weniger durch papierene Gesetze. Wenn also Herr Pastor Stöcker dem Islam aufrichtig einen Damm entgegen zu setzen wünscht, **so wird er mit aller Kraft für die volle Religionsfreiheit in den Colonieen eintreten,** für die Ausdehnung der Missionen, besonders der katholischen Missionen.

Lasset die christlichen Missionen in Freiheit und Frieden arbeiten, und Ihr werdet sehen, daß der Islam allmählich dem Christenthum Platz macht, gerade so, wie die Sonne die Finsterniß, die Wärme die Kälte vertreibt.

Aber wie wollet Ihr, daß die Missionen mit Muth und Entschlossenheit arbeiten, wenn sie stets das Damoklesschwert über ihrem Haupte sehen, das jeden Augenblick herabfallen und den Lebensfaden ihrer Existenz zerschneiden kann?! Welche Freude können sie daran haben, Gesundheit und Leben einzusetzen für die Errichtung und Ausdehnung von Missionsstationen, wenn sie sich stets sagen müssen: **„Vielleicht ist alle Mühe und Arbeit vergebens!"** Mit welcher Bitterkeit müssen sie in die Zukunft sehen, stets beherrscht von dem Gedanken: „Ja, ich will arbeiten, schwitzen, meine Gesundheit ruiniren, mein Leben opfern für dies Werk, wenn es sein muß! Aber Gott sei's geklagt! in 5, 10, 20 Jahren vielleicht, wenn es einem spitzfindigen Beamten einfällt, seiner Regierung einen ungünstigen Rapport über die Mission zu machen, wenn eine unfreundliche Concurrenz meine Erfolge vielleicht mit Neid und Mißgunst betrachtet und mich zu verdrängen sucht, wenn ich dann Alles geopfert, Familie, Reichthum, Gesundheit, wenn mein Haar gebleicht ist unter den Strahlen der Tropensonne — dann wird man mir vielleicht eines Tages ohne Weiteres sagen: „Hinaus mit Dir, Du bist ein gefährlicher Mensch für das Reich, Du stehst in Verbindung mit gemeingefährlichen Gesellschaften, Du . . ." — Aber nein, mein Herr, ich habe mein Lebenlang nur Gutes gethan; ich habe die Regierung respectirt und Andere zum Respect vor derselben angeleitet; ich kenne keine andere Gesellschaft als jene, welcher ich angehöre und deren Wirken vor aller Welt klar liegt . . . ." Da hilft aber kein Widerspruch. „Du bist staatsgefährlich, ein Verwandter der Reichsfeinde, der Jesuiten . . . hinaus!" — Und so stürzt der ganze Bau von zwanzig Jahren zusammen wie ein Kartenhaus, zum Vergnügen eines übelwollenden Beamten, und man hat nicht einmal das Recht, ein Wort zu seiner Vertheidigung geltend zu machen. Für uns giebt es dann keine Richter in Berlin.

Das ist genau die Lage und die Zukunft der katholischen Missionen in den Colonien, so lange die Religionsfreiheit nicht gesetzlich proclamirt ist.

Sind es etwa diese traurigen Zustände, welche unsere Gegner so lange als möglich aufrecht halten wollen? **Ich kenne keinen anderen Grund, welcher ihre Opposition gegen den Antrag des Centrums erklären könnte,** denn in Ostafrika sind Protestanten und Katholiken, Militärs jeden Ranges, vom Reichscommissar bis zum jüngsten Unterofficier herab, Beamte aller Kategorien

der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, von Herrn Vohsen und Dr. Peters bis zum letzten Angestellten, einstimmig in Anerkennung der Leistungen und Verdienste der katholischen Missionen. —

Soweit der Brief unseres Correspondenten, den wir hiermit der Oeffentlichkeit übergeben. Hinzuzufügen haben wir nichts; jeder billig denkende Mensch, er braucht nicht Katholik zu sein, wird die Berechtigung des Gesagten anerkennen.

[Nachdruck untersagt.]

Die katholischen Missionen Afrikas.

[6. Fortsetzung.]

Von Baron Leo de Bethune.

Während der unfreiwilligen Abwesenheit Msgrs. de Jacobis machte der Katholicismus in Tigre bemerkenswerthe Fortschritte, dank der Predigten unerschrockener einheimischer Priester. Vier Provinzen mit 150 Gemeinden warteten nur noch auf die Rückkehr des neuen Bischofs, um das Schisma abzuschwören. Nicht minder glücklich war dieser bei den Hirtenvölkern, welche in jenen Gegenden außerhalb der politischen Grenze Abessiniens leben. Die kleine Nation der Bogos oder Bilen, welche in Stärke von etwa neun bis zehn Tausend Köpfen am nördlichen Abhang der äthiopischen Berge (in der Richtung nach der Stadt Keren zu) wohnt, stand auf dem Punkte, zum Islam überzugehen; es gelang den Missionaren, fast das ganze Volk zum Christenthum zurückzuführen.

Bald berief der unbeständige Herrscher von Tigre Msgr. de Jacobis zurück, und abermals ließen die Lazaristen sich in Gondar nieder. Sie sollten sich nicht lange der Ruhe erfreuen. Ein Mensch niederer Abkunft, Namens Kasa, hatte sich des Gebietes von Amhara bemächtigt, den Ras Ali, das mehr oder minder nominale Oberhaupt von ganz Aethiopien, gestürzt und getödtet. Kasa's Ehrgeiz war damit nicht befriedigt; Herr von Amhara, entschloß er sich, die beiden Monarchen von Tigre und Schoa ebenfalls zu beseitigen. Mit Schoa hatte er leichtes Spiel. Der König Sella-Sellase war eben gestorben, in seinen Staaten herrschte vollständige politische Zerfahrenheit; der Herrscher von Amhara brauchte nur zu erscheinen, und die Führer der verschiedenen feindlichen Parteien unterwarfen sich ihm sofort. Tigre aber mußte erkämpft werden. Am 10. Februar 1855 fand die entscheidende Schlacht zwischen der Armee Kasa's und jener des Königs Ubieh von Tigre statt. Ubieh wurde geschlagen und zwei Tage darauf nahm der Sieger den Namen Theodoros II. mit dem Titel „Kaiser von Gottes Gnaden" an und ließ sich feierlich als „König der Könige von Aethiopien" durch den Abuna salben.

Der neue Negus hatte den Namen Theodoros angenommen, um anzudeuten, daß er sich einen berühmten Vorgänger gleichen Namens zum Vorbild gewählt. Theodoros I. war ein äthiopischer Monarch des 11. Jahrhunderts, berühmt durch seine Weisheit und Frömmigkeit; nach einer alten Legende sollte er später wieder erscheinen, um dem abessinischen Reiche seinen alten Glanz zurück zu geben, den Muhamedanismus auszurotten, auf den Mauern von Jerusalem wieder das Kreuz aufzupflanzen und an den hl. Stätten das alte Reich seines Ahnen Salomon, des weisen Königs von Israel, wieder herzustellen.

Wir haben gesehen, wie Theodoros sich der Hülfe des Abuna bei dem verwegenen Unternehmen versichert hatte. Als Preis für seine Dienste verlangte dieser die Vertreibung der katholischen Priester. König Ubieh, obwohl in Abhängigkeit gebracht, nahm die Missionare muthig in Schutz und vereitelte so den Plan des schismatischen Bischofs für den Augenblick.

Der Kaiser war übrigens der christlichen Religion keineswegs abgeneigt; im Gegentheile, er zwang sie mit bewaffneter Hand den Wallo-Gallas, einem heidnischen Volke des östlichen Abessiniens, auf; er glaubte sich sogar zu einer großen religiösen That, der Vereinigung aller Secten der äthiopischen Kirche, berufen. Unglücklicherweise bewog ihn der Abuna, das Karra, die schlimmste der äthiopischen Irrlehren, als Staatsreligion anzunehmen. Bald entfesselte sich die Wuth des Tyrannen über Alle, welche von dieser Secte nichts wissen wollten. Der Priester Ghebro Mikael, ein Schüler des P. de Jacobis, starb am 15. August 1855 in Wollo für den katholischen Glauben den Martertod. Nicht lange darauf erlitt die katholische Kirche von Aethiopien einen unersetzlichen Verlust durch den Tod ihres ersten Hirten, des Bischofs de Jacobis. Nach Massauah verbannt, schlug der alte Kämpfer noch einmal den Weg ins Gebirge ein, aber am zweiten Tage seiner Reise traf ihn ein Sonnenstich, an dessen Folgen er am 31. Juli 1860 verschied. Begabt mit wahrhaft apostolischem Eifer und seltenen Tugenden, ist der Abuna Jacob, wie ihn die Seinigen nannten, eine hervorragende Gestalt in der katholischen Kirche unseres Jahrhunderts. Sein Andenken wird gleich dem eines Heiligen von den Tausenden in Ehren gehalten, welche er zum wahren Glauben zurückführte, aber auch die Schismatiker, welche er so oft erbaut hat durch seinen Eifer und seine Liebesthätigkeit, be-

wahren ihm eine ehrende Erinnerung. Der Protestant Munzinger Pascha, indem er die Erfolge der katholischen Missionare bespricht, stellt Msgr. de Jacobis nachstehendes unverdächtige Zeugniß aus: „Seine vorwurfsfreie Persönlichkeit zwang Alle zur Achtung und sein edler Charakter übte sogar auf die Feinde Einfluß aus."

In weniger als zehn Jahren ging das apostolische Vicariat von Abessinien nach einander in die Hände der Missions-Bischöfe Biancheri (1860—64) Bel (1865—67) und Delmonte (1868) über. Letzterer starb nach einjährigem Episcopat und erhielt als Nachfolger Msgr. Touvier, welcher bis zum Jahre 1888 der Mission vorstand.

Trotz dieser rasch auf einander folgenden Verluste erlahmte der Eifer der katholischen Bevölkerung nicht; P. Goffinet, ein belgischer Jesuit, welcher 1868 als Almosenier die englische Armee auf ihrem Feldzuge nach Abessinien begleitete, stellt der Frömmigkeit der dortigen Katholiken ein beredtes Zeugniß aus. P. Goffinet war der erste Missionar seines Ordens, welcher nach zweihundert Jahren der Verbannung das Land wieder betrat. Wenige Jahre vor seiner Reise dahin schrieb Gotscho, einer der äthiopischen Fürsten, nach Rom, um Professoren von den Jesuiten zu erhalten.

Wir müssen noch ein Wort sagen über die Vorgänge, welche den englischen Kriegszug von 1868 und den Sturz des Kaisers Theodoros herbeiführten. Umgeben von gewissenlosen Rathgebern, hatte der Negus die katholischen Missionare, welche allein ihm unparteiisch die Wahrheit sagen und ihn über sein eigenes Beste ohne Hintergedanken aufklären konnten, verbannt. Mehr und mehr überließ er sich seinen barbarischen Gewohnheiten und seiner tyrannischen Grausamkeit. Dabei wollte es das Unglück, daß er mit Ausländern zu thun hatte, deren manchmal wenig correctes Verhalten ihn erbitterte. In einem Wuthanfalle ließ er den englischen Consul, der, wie es scheint, die schuldige Ehrerbietung gegen ihn verletzt hatte, in Ketten legen. Diese Verletzung des Völkerrechtes und seine Weigerung, den gefangenen Beamten freizugeben, bestimmten im Juli 1867 die englische Regierung zu einem Kriegszuge nach den Hochebenen Aethiopiens. Die Macht des Königs der Könige war zu jener Zeit schon bedeutend geschwächt durch die Empörung seiner Vasallen von Schoa und Amhara. Als nun die englisch-indische Armee, 16000 Mann stark, am 18. Januar 1868 von Zulla am Rothen Meere abmarschirte, benutzten diese Unterkönige die günstige Gelegenheit, sich von der Tyrannei des Negus zu befreien, und verriethen ihn.

Bereits am 13. April bemächtigte sich General Napier der Festung Magdala; Theodoros, welcher dort seine letzte Zuflucht gesucht hatte, fand in dieser Schlacht ein unrühmliches Ende.

Die abessinische Expedition kostete England mehr als 150 Millionen Mark, blieb aber ohne Resultate für die Civilisation. Abessinien wurde bedeutend geschwächt, was eine muselmännische Macht, Aegypten, ermuthigte, diese Brustwehr des afrikanischen Christenthums von Norden aus anzugreifen.

Die Thronbesteigung des Negus Theodoros hatte der wiederauflebenden katholischen Kirche eine neue Aera der Verfolgung gebracht, der Sturz des Tyrannen gab der Mission den Frieden leider nicht zurück. Aus Amhara und dem Innern von Tigre vertrieben, hatten sich die Missionare nach der Ostgrenze zurückziehen müssen. Trotz dieser mit Strenge aufrecht erhaltenen Verbannung bewahrten die zur katholischen Religion Bekehrten den Schatz ihres Glaubens; ein eingeborener Priester, welcher im Geheimen die Katholiken von Axum, Adua und Gondar besuchte, fand sie unerschütterlich in ihrer Treue; unter diesen muthigen Christen befand sich auch ein Mitglied der kaiserlichen Familie.

Bald nach dem Tode des Negus ward die Kriegsfurie wieder entfesselt. Johannes, Oberhaupt von Tigre, und Gobazieh, Polemarch von Amhara, kämpften um den verwaisten Thron. Ganz entgegen den Anfangs gehegten Hoffnungen zeigte sich Johannes bald als Feind der Katholiken und ließ sich aus Kairo um den Preis von 120000 Mark einen neuen schismatisch-koptischen Bischof kommen, mit Namen Athanatios. Gobazieh, welcher den Katholiken gewogener war, wurde in einer großen Schlacht im Juni 1871 besiegt. Der Sieger ließ sich bald darauf in Axum zum Kaiser krönen. Diese Ereignisse brachten die Katholikenverfolgung abermals in Fluß; der neue Negus durchreiste mit dem Abuna seine Staaten, zerstörte die katholischen Anstalten und ließ von der Soldateska sogar das ehrwürdige Grab des Bischofs de Jacobis schänden. Mehrere einheimische Priester zogen den Martertod dem Abfalle vom Glauben vor. Eine Zusammenkunft, welche der Lazarist P. Duflos sich 1874 mit dem Negus zu verschaffen wußte, änderte für den Augenblick dessen Gesinnungen; er gab sogar den Missionaren verschiedene Güter zurück, welche denselben während der letzten Zeit genommen waren.

Msgr. Touvier hatte schon früher den Versuch gemacht, wieder einmal in das Herz der äthiopischen Berge einzudringen. Im Jahre 1872

führte der eifrige Prälat selbst zwei seiner Priester nach Amhara, wo sich seit zwei Jahrhunderten die Ueberlieferung, um nicht zu sagen die Lehren der katholischen Kirche, erhalten hatte. Jene Völkerschaften hatten der eutychianischen Staatsreligion der Kaiser Theodoros und Johannes stets widerstrebt. Nach einem ungeheueren Umwege über die ägyptischen Städte Kassala und Metamna wurden die Reisenden von dem abessinischen Gouverneur an der Grenze ins Gefängniß geworfen. Das war wenig ermuthigend, aber die Missionare beharrten bei ihrer Absicht und es gelang ihnen, bis in die Provinz Koaratta, der reichsten von Abessinien, vorzudringen. Diese Provinz gehörte früher den Jesuiten, sie setzt sich zusammen aus den sog. heiligen Inseln und den Gestaden des Seebeckens von Tana, welches den natürlichen Mittelpunkt Aethiopiens bildet. In diesen Gegenden, wo die Erinnerung an die katholischen Priester der früheren Jahrhunderte noch so lebhaft war, wurde P. Duflos als der Bevollmächtigte des Nachfolgers der alten Patriarchen aus dem Jesuitenorden empfangen. Durch ihn ließen die Deputirten von Koaratta Msgr. Touvier sagen: „Seit länger als zwei Jahrhunderten haben unsere Väter auf die Rückkehr der katholischen Missionare gewartet; sie sind gestorben, ohne sie wiederzusehen. Komm, Vater, nimm Besitz von Deinem Erbtheil; Du wirst es unversehrt finden. Unsere Vorrechte sind bis auf diesen Tag geachtet worden. Niemals hat man uns gezwungen, die Autorität des Königs, noch die Jurisdiction des koptischen Bischofs anzuerkennen. Dank dem Schutze unseres heiligen Martyrers Lette-Pietros und der heiligen Ueberreste Deiner Vorgänger, welche in unseren Kirchen ruhen, ist unser Land fortwährend durch einen aus dem Volke gewählten Mönch sowohl geistlich als zeitlich verwaltet worden, wie durch einen Vicar des katholischen Bischofs, auf den wir stets warteten. Du wirst in der Kirche von Keburan den Patriarchenstuhl wohl erhalten vorfinden. Niemals seit der Vertreibung der katholischen Missionare hat Jemand die Kühnheit gehabt, sich darauf zu setzen. Komm, unsere Seelen gehören Dir, Du bist unser wirklicher Vater und Herr. Habe Mitleid mit Deinen Kindern, und da Gott Dich so nahe zu ihnen geführt, so laß sie nicht verkümmern in der Unwissenheit, nicht sterben, beraubt der Gnaden des Lebens und des Heiles, welche sie so lange vergeblich erwarten."

Diese katholische Bewegung theilte sich ganz Amhara und den östlichen Theilen von Tigre mit. Einen Augenblick lang schien man hoffen zu dürfen, die schönen Tage von ehemals würden wiederkehren. Zur

selben Zeit sandte Menelik, König von Schoa, der beständige Freund des Missionsbischofs Massaia, als Bevollmächtigten zu Msgr. Touvier den Ras Berut, den gebildetsten und liberalsten der abessinischen Polemarchen, mit der Bitte, der Bischof möge ihm helfen, seine Staaten zu civilisiren. Der Ras bat den Prälaten persönlich, ihm Missionare für Begemder, eine große Provinz von Amhara, deren Lehnsfürst er war, zu geben. Wegen großen Mangels an Missionaren mußte Msgr. Touvier die Gewährung dieser Bitte zwei Jahre lang hinausschieben, und Berut schrieb, um leichter erhört zu werden, unterm 13. Juni 1875 persönlich an den Generaloberen der Lazaristen, Herrn Boré in Paris. In diesem bemerkenswerthen Actenstücke heißt es: „Ehemals, als ich Deine Missionare noch nicht kannte, habe ich sie vertreiben lassen, aber jetzt, wo Alles, was sie angeht, bekannt ist, nehme ich sie gern auf. Noch mehr, ich verlange dringend, daß das ganze Land ihre Mission kenne und daß alle Völker Abessiniens von ihnen unterrichtet werden. Wisse, daß ich mich von den Kopten losgesagt. Du bist mein Vater, habe Erbarmen mit mir."

Indessen blieb das Hauptfeld der Thätigkeit der Lazaristen jener Theil Abessiniens, welchen Aegypten nach dem englischen Feldzuge von 1868 an sich gerissen hatte. In jener Gegend, welche zum Theil zur Einheit mit Rom zurückgeführt war, zeigten sich die katholischen Missionare wieder als die kräftigsten Stützen des Christenthums gegen den Koran, dessen Lehren fanatische Derwische unter dem Schutze der ägyptischen Regierung den Bewohnern aufzuzwingen suchten. Die Gefahr von dieser Seite war so groß, daß der ägyptische Gouverneur Munzinger Pascha den Bischof Touvier unaufhörlich bat, in den Provinzen der Bazene und Baria religiöse Anstalten zu gründen, um jene noch christlichen Völkerschaften am Abfall zum Islam zu hindern. Die ägyptische Stadt Keren war der Mittelpunkt der Mission. Die Lazaristen besaßen dort ein kleines blühendes Seminar mit 40 Schülern, 2 Elementar-Knabenschulen, eine Mädchenschule und ein Waisenhaus, ebenso eine gut eingerichtete Buchdruckerei, in welcher die Werke der Missionare in den beiden Hauptsprachen, dem Ghez, welches für die Liturgie gebraucht wird, und dem Amarinian, der Umgangssprache in Amhara und Schoa, gedruckt wurden. In jener ganzen Meeresgegend gab sich vor etwa zehn Jahren ein bemerkenswerther Zug zur katholischen Einheit kund. Dieser Zug dehnte sich selbst auf die Provinzen von Hamazene und Leraueh aus. Ueberall legte die unaufhörliche Thätigkeit des muselmännischen Prosely-

tismus allen Christen mehr und mehr die Nothwendigkeit einer Wiedervereinigung mit der römischen Kirche nahe. Ganze Dörfer, mehr oder weniger vom Islam angenagt, wurden katholisch. Außer den bedeutenden Stationen Keren und Massauah pastorirten die Lazaristen in denselben Gegenden noch an drei weiteren Missionsmittelpunkten: in Alitiena inmitten des katholischen Stammes der Irab Boganeïta, im Kulugazaï und im Zana Deillieh, endlich im Stamme der Bogos. Sie nährten die Hoffnung, diese drei Gruppen von Christengemeinden durch eine ununterbrochene Reihe von katholischen Dörfern mit einander verbinden zu können.

In dieser Zeit hatte Msgr. Touvier auch die Freude, den Uebertritt zahlreicher schismatischer Geistlichen zu erleben. Die hervorragendsten unter ihnen waren der Abt Meratzion, Oberer des Klosters Enda Abona, und der Abt Debro Dima des großen Klosters vom hl. Macarius. Dieser Letzte, ein Greis von hoher Gelehrsamkeit, sehr verehrt von seinen Glaubensgenossen, hatte mehr als hundert Priester selbst ausgebildet; er war persönlich dreißig Jahre zuvor ein Schüler des unter Theodoros gemarterten katholischen Mönches Ghebro Mikael gewesen. Mit ihm zugleich traten mehrere seiner Schüler über.

Unter dem Schutze der ägyptischen Bajonnette erschienen abermals die Protestanten im Lande. Alsbald trat eine Synode von mehr als zweihundert schismatischen Geistlichen zusammen und schleuderte gegen die Abgesandten der Bibelgesellschaften eine feierliche Excommunication, auf Grund ihrer Schmähungen gegen die allerseligste Jungfrau. Diese Versammlung versicherte ausdrücklich, daß die äthiopische Nationalkirche sich in der Achtung und Liebe für die Mutter Gottes im Einklang mit der römischen Kirche befinde. Möge diese Gesinnung den Abessiniern die Gnade einer vollständigen Rückkehr zum wahren Christenthum verschaffen!

Der Krieg gegen Aegypten, das vielleicht unbewußte Werkzeug der großislamitischen Bestrebungen, sowie der Kaiser Johannes selbst gaben Anlaß zu neuen Befürchtungen für die katholischen Missionare. In zwei Feldzügen nach einander versuchten die Truppen des Khedive, Aethiopien zu unterjochen. Vollständig geschlagen bei Gundat am 23. November 1875, erlitten die Aegyptier unter Führung des Prinzen Hassan, des Sohnes des Vicekönigs, im folgenden Jahre eine vernichtende Niederlage bei Gura. Keren und alle Eroberungen, welche die Türkei und Aegypten während der letzten dreißig Jahre in jenen Gegenden bis zu den Thoren Massauahs gemacht, fielen wieder in die Hände des Negus.

Anfangs hatte die kath. Mission sich über diesen Regierungswechsel nicht zu beklagen. Msgr. Touvier konnte 1878 barmherzige Schwestern nach Keren verpflanzen, und während der ersten Monate desselben Jahres verzeichneten die Missionare lediglich in der Stadt Keren 250 Taufen Erwachsener; im Lande der Bogos nahmen sie mehr als 20 Familien von Muselmännern in den Schooß der Kirche auf. Das Charakteristische dieser Zeit ist übrigens eine starke Bewegung wenn nicht zum Katholicismus, so doch zum Christenthum. Johannes, ein geschworener Feind der Muhamedaner, zwang jeden Abessinier, zwischen der Taufe oder der Verbannung zu wählen, ein Verfahren, welches wir als Katholiken allerdings nicht billigen können, dem schismatischen Monarchen aber vielleicht zur Sicherung seiner Macht nothwendig erschien. Bei seinen häufigen Streifzügen über die Grenze hinaus verfehlte der Negus nie, den Besiegten als Friedensbedingung den Uebertritt zum Christenthum aufzuzwingen.

Abessinien von allem fremden Einflusse zu befreien und alle Fetzen des alten Aethiopien zu einem Reiche zu vereinigen, das war die Aufgabe, welche sich Johannes als Lebensziel gesteckt hatte. Ein einziges Hinderniß stand diesem großen Plane noch entgegen: Menelik, der Polemarch von Schoa, hatte sich gegen das Jahr 1866 der tyrannischen Herrschaft des Kaisers Theodoros entzogen und behauptete sich seitdem so ziemlich in voller Unabhängigkeit. In zwei Feldzügen, 1877 und 1878, unterwarf Johannes diesen unbotmäßigen Vasallen. Der Krieg war kaum zu Ende, als eine neue große Gefahr für Abessinien heranzog. Osman Digma, der Heerführer des Mahdi, des falschen Propheten vom Sudan, bemächtigte sich am 28. August 1880 des ägyptischen Platzes Kassala und marschirte auf Keren. Der Ras Alula, einer der Hauptgeneräle des Negus, brachte dem muselmännischen Eroberer aber eine Niederlage bei, von welcher er sich nicht sobald wieder erholte.

So nach außen gesichert, beschäftigte sich der Negus um so thätiger mit der religiösen Lage seines Landes. Bisher war die Vollgewalt der kirchlichen Macht in einer einzigen Hand vereinigt gewesen; Johannes brach mit diesem herkömmlichen Brauche, ließ sich vier schismatische Bischöfe von Aegypten kommen und wies ihnen als Sprengel das eigentliche Abessinien, Gojjam, Schoa und Kafa zu. Nun begann abermals eine ausgedehnte und rücksichtslose Katholikenverfolgung. Kaum duldete man die Missionare noch in den ganz katholischen Gegenden an der Ostgrenze des Reiches, und auch dort nicht mehr lange. Am 20. December

1880 feierten zwei Lazaristen, zwanzig eingeborene Priester und Tausende von Gläubigen in Akrur ein großes Fest — sechs Monate später ward diese blühende Mission zerstört, ausgeplündert und niedergebrannt. Bischof Touvier selbst wurde gefangen genommen und verdankte seine Befreiung nur dem Eintreten des französischen Konsuls in Massauah.

Seitdem haben Schicksalsschläge jeder Art das apostolische Vicariat von Abessinien betroffen. Im August 1887 ward der Hauptsitz Keren von den kaiserlichen Truppen eingeschlossen; die Missionare und Seminaristen wurden in Ketten gelegt und mußten Zeugen sein von dem Martyrium eines eingeborenen Katholiken, welcher mit Heldenmuth 200 Stockhiebe erduldete. Die Schismatiker selbst mußten mit Bewunderung zugeben, daß sie für ihren Glauben nicht so viel ertragen haben würden. Eine schreckliche Hungersnoth vermehrte noch das Elend jener seit zehn Jahren von Krieg und Räuberwesen heimgesuchten Gegenden. Trotz dieser unaufhörlichen Prüfungen und dieser wiederholten Verfolgungen zählt die katholische Kirche in der Küstengegend, der einzigen, wo sich noch Missionare befinden, 13—14000 Gläubige in 16 Pfarreien mit 39 Priestern, darunter 21 eingeborene. Drei neue Kirchen sind in neuester Zeit im Lande der Bogos errichtet; dieses kleine Hirtenvolk ist fast ganz katholisch, und nicht selten verlangen Heiden und Muselmänner für ihre Kinder die hl. Taufe. Die Provinzen des Innern beherbergen noch sehr viele Katholiken, in Amhara warten zahlreiche Völkerschaften nur auf den Frieden, um sich der römischen Kirche offen anzuschließen.

Vielleicht ist der Zeitpunkt nicht mehr fern, den Gott vorherbestimmt hat, um seiner Kirche zum Siege zu verhelfen. Wichtige politische Ereignisse der letzten beiden Jahre lassen dies hoffen. Seit 1885 hat Italien sich an der Küste festgesetzt und trotz der Angriffe des Negus, trotz einer blutigen Niederlage (bei Dogali am 26. Januar 1887) sich behauptet. Zweifelsohne verfolgen die italienischen Staatsmänner ganz andere Ziele, als die Ausbreitung der katholischen Religion, aber die Colonialpolitik der Mächte kann in der Hand der Vorsehung ein mächtiges Werkzeug zur Erreichung idealerer Ziele werden. Von Bedeutung ist ferner, daß der Tyrann Johannes vom irdischen Schauplatze abgerufen wurde. Er fiel im Kampfe mit den Mahdisten. Menelik, König von Schoa, welcher sich vor wenigen Monaten als Negus krönen ließ, steht im Begriffe, seinen Nebenbuhler Ras Alula zu unterwerfen. Obwohl selbst noch Schismatiker, war er, wie wir im nächsten Capitel

sehen werden, ein intimer Freund des seligen Cardinals Massaia, er zeigte sich stets den Katholiken gewogen, und so darf man hoffen, daß diesen die freie Religionsübung wieder gestattet wird, sobald König Menelik mit Hülfe oder Zustimmung Italiens seine Herrschaft über Abessinien gesichert hat.

Erwähnen wollen wir noch, daß in neuester Zeit die „Nationale Gesellschaft für katholische italienische Missionen" in Massauah ein Asyl für verlassene Kinder gründete, daß sich ferner in derselben Stadt ein Ausschuß bildete zur Erbauung einer italienischen Kirche nebst Schulen und Waisenhaus. Ebenso wird eine neue Mission des P. Luigi Bonomi, von der Veroneser Congregation für die Sudan-Mission in Otumbo bei Monkullo errichtet, von der genannten italienischen Gesellschaft unterstützt. So eröffnen sich dem Missionswerke in Abessinien neue Aussichten. Möge Gott die Bestrebungen der Missionare segnen und endlich dem vielgeprüften Lande das Glück echt christlicher Cultur zu Theil werden lassen. (Forts. folgt.)

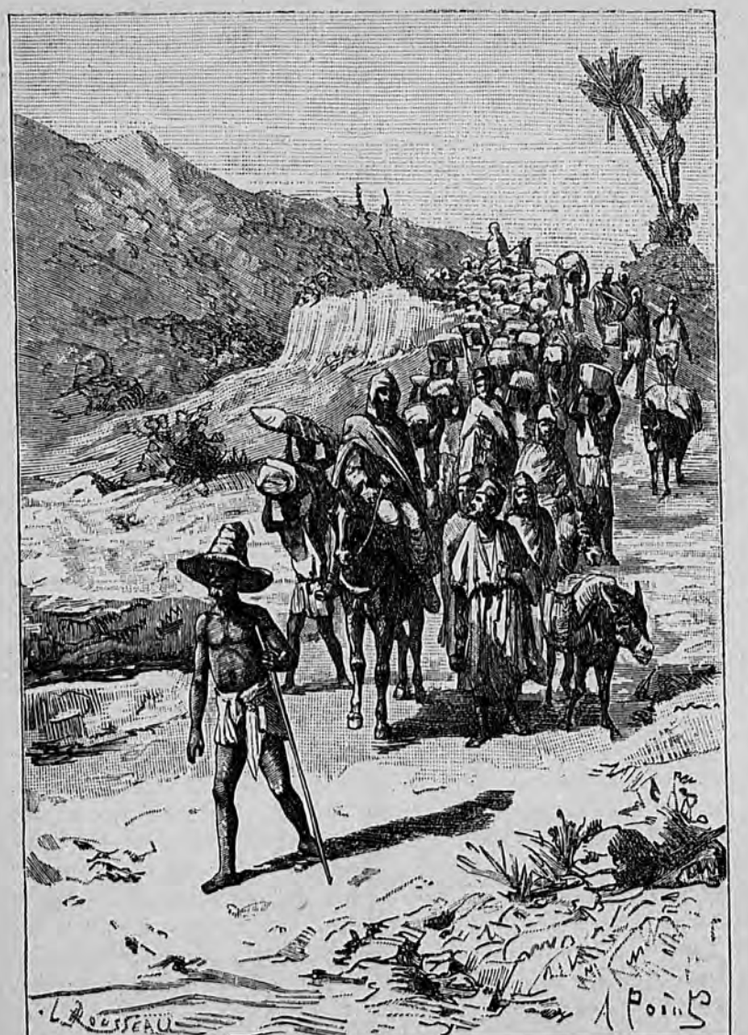
Aus St. Ottilien

haben wir Erfreuliches mitzutheilen.

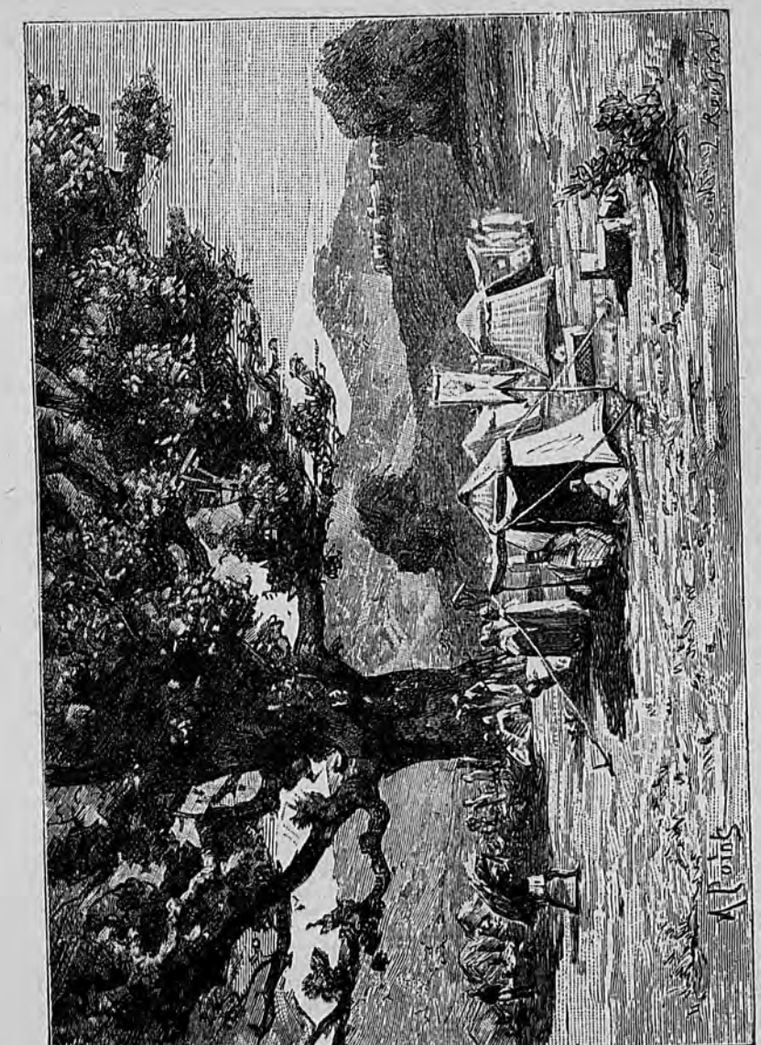
Die Genesung des hochw. Herrn P. Generals schreitet in erfreulicher Weise voran. Zur Zeit beschäftigt sich der unermüdliche Herr mit dem Plane, ein neues großes Kloster zu bauen, da bekanntlich die bisherigen Räume viel zu klein geworden sind. Alles ist soweit vorbereitet, daß demnächst der Bau beginnen kann.

Der hochw. Herr P. Bonifatius Fleschütz schreibt aus Ostafrika, daß er mit Hülfe von 40—50 Schwarzen bereits ein Haus zur Unterbringung der Brüder fertig habe, auch das Schwesternhaus sähe seiner Vollendung entgegen. In St. Ottilien erwartet man täglich Nachricht, daß Schwestern kommen dürfen, und sind die Ordensfrauen fleißig mit der Herstellung der Ausrüstung für die neue Mission beschäftigt. Jedenfalls werden im Mai sechs der Schwestern das lang ersehnte Glück haben, nach ihrem Wirkungskreise Dar-es-Salaam abzureisen. (Die Anstalt wird nicht wieder in Pugu errichtet, wo die frühere stand, sondern bei dem weiter südlich gelegenen Dar-es-Salaam). Der hochw. Herr hat dort in Afrika bereits 100 Sclavenkinder aufgenommen, gewiß ein schöner Anfang.

Eine ganz besonders erfreuliche Nachricht aber ist es für uns, daß drei Mitglieder der St. Benedictus-Missions-Gesellschaft, welche sich in Dillingen auf den Priesterstand vorbereiteten, zu Ostern die Priesterweihe empfingen. Dadurch wird der hochw. Herr Generalobere bald in den Stand gesetzt sein, außer Dar-es-Salaam noch andere Missionsstationen zu begründen. Jede



Missions-Karawane auf dem Marsche.



Lagernde Missions-Karawane.

solche Anstalt bedarf nämlich wenigstens eines Priesters zur Leitung und Seelsorge.

In einem neulichen Schreiben bittet P. Fleschütz um ein Harmonium für die neue Anstalt. In den Missionen, wo man der mangelnden Geldmittel wegen auf den Luxus von Kirchenorgeln verzichten muß, ist ein solches Instrument eine Nothwendigkeit; es erhöht durch seine orgelähnliche Musik die Feierlichkeit des Gottesdienstes, übt eine große Anziehungskraft auf die zu bekehrenden Wilden und dient auch dazu, den Ordensleuten, welche Heimath und Alles verlassen haben, einen wohlverdienten reinen Genuß zu bereiten und ihren Muth neu zu beleben, wenn die Kräfte bei der schweren Aufgabe manchmal zu erlahmen drohen.

Um so betrübender war für uns die Mittheilung, daß man in St. Ottilien leider zur Zeit nicht daran denken kann, ein Harmonium für die Mission in Dar-es-Salaam anzuschaffen. Die Missionsoberen haben gewöhnlich nicht einmal genügende Mittel für die allernothwendigste Einrichtung ihrer Anstalten; was darüber ist, muß unterbleiben, bis Gott gute Menschen anregt, mit gutem Herzen und offener Hand helfend einzugreifen. So ist es ja fast überall in unserer Kirche. Der schönste Schmuck unserer Gotteshäuser verdankt sein Dasein meist der Opferwilligkeit frommer Christen.

Vor etwa einem Jahre haben eine Anzahl Wohlthäter aus Münster der Mission von Abeokuta in Westafrika ein Harmonium geschenkt, welches dort bei seiner Ankunft große Freude erregte. (Wir berichteten darüber in Heft 4 vor. Jahrganges, Seite 155.) Wir denken nun, wenn sich für die Mission in Abeokuta Wohlthäter fanden, so werden sich solche ganz gewiß auch finden für unsere Mission Dar-es-Salaam, die doch so recht unser Eigenthum, unsere Stiftung ist, und in welcher unsere guten Patres, Brüder und Schwestern von St. Ottilien wirken sollen. Wir können diesen sicher keine größere Freude machen, und wir können uns ihrer Fürbitte gewiß nicht besser empfehlen, als wenn wir auf diese Weise ihnen den Gottesdienst feierlicher gestalten, ihnen das neue, noch unwirthliche Heim traulicher machen.

Wenn ein Jeder von unseren Lesern nur 10 Pfg. beisteuert, so ist der Wunsch des hochw. Herrn P. Fleschütz erfüllt, wir haben nicht allein zur Verherrlichung Gottes beigetragen, sondern auch unseren Missionaren und Schwestern eine Freude gemacht, die dauerhaft ist, und die Niemand mehr verdient als sie.

Wir wissen, daß wir allen Lesern aus dem Herzen sprechen, und daß Niemand zurückbleiben wird. Deshalb haben wir, kurz entschlossen, denselben Meister, welcher das oben erwähnte Hormonium nach Abeokuta lieferte, beauftragt, für Dar-es-Salaam ein Instrument zu bauen, das seines erhabenen Zweckes und seiner Spender würdig ist. So Gott will, wird es im Monat Juni bereits über Bremen nach Ostafrika abgehen können. Es soll gewissermaßen die Morgengabe sein, welche unsere Leser der neuen deutschen Mission darbringen.

Die Kosten werden — höchste Leistungsfähigkeit, Solidität und Formvollendung vorausgesetzt — 1000 Mk. kaum übersteigen. Wir haben uns für die Zahlung verbürgt und richten nun die freundliche Bitte an unsere Leser und alle Freunde der guten Schwestern, sich mit einer kleinen Gabe, und sei es auch nur eine 10 Pfg.-Marke, an der schönen Stiftung betheiligen zu wollen. Besonders unseren Frauen und Jungfrauen empfehlen wir dies Anliegen und bitten, bei ihren Bekannten kleine Sammlungen dafür zu veranstalten.

Der schöne Monat Mai steht vor der Thüre und katholische Frömmigkeit denkt bereits daran, wie sie die Maienkönigin besonders ehren will. Das schönste Blumenbouquet aber ist nichts im Vergleiche mit einer That freudiger, christlicher Liebe. Hier bietet sich nun eine schöne und sinnige Gelegenheit. Zu Ehren der Mutter Gottes, Unserer Lieben Frau von Afrika, wollen wir das Harmonium beschaffen, bestimmt, herrliche Melodien zu ihrem Lobe ertönen zu lassen, und wir sind überzeugt, daß kein Geschenk, keine Andachtsübung von der Himmelskönigin mit gnädigeren Augen angesehen werden wird.

Alle Gaben für diesen Zweck bitten wir mit der kurzen Bezeichnung „für ein Harmonium" an die Redaction des „Gott will es!" in Münster i. W. senden zu wollen.

Aus dem Leben eines Negerpriesters.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Es fällt mir schwer, die Länge unserer Marschroute aus dem Dinka-Gebiete bis in's Innere von Kordofân, wohin wir unsere matten Glieder unter Leiden aller Art schleppen mußten, anzugeben. Auf dem Landwege wird man kaum unter einem Monate diese Strecke bis zur Hauptstadt Kordofân's, El-Obeid, zu Fuß und in angemessenen Tagmärschen zurücklegen können. Die Flußreise, d. i. den Weißen Nil hinunter, und von einem gewissen Punkte in gerader Linie den Landweg nach West zu nehmen, ist näher und viel bequemer; doch für Dinka-Schiffe, welche nur ausgehöhlte Baumstämme sind, ist dieser Weg zu gefährlich wegen der vielen Flußpferde und Krokodile, die besonders an manchen Punkten jener Stromstrecke mit einer eigenen Vorliebe hausten. Wir mußten den Landweg zurücklegen, getrieben von einigen Männern, die zu diesem Zwecke aus Kordofân gekommen zu sein schienen. Am Tage ihrer Ankunft noch wurden die armen Schwarzen an den Balken, den sie auf ihrem Nacken trugen, gebunden nach Kordofân abgeführt. Die ganze lange, traurige und schmerzliche Nacht mußten wir marschiren, getrieben von den unbarmherzigen Männern, welche auf Stieren, Pferden, Eseln oder Kameelen ritten und dabei singend und pfeifend sich unterhielten, während sie bald nach links, bald nach rechts mit den Peitschenhieben nicht geizten. Viele der Aermsten waren so müde und gebrochen, daß sie sich nicht mehr weiter zu schleppen vermochten. Manche dieser Unglücklichen wurden losgebunden und dann durch einen Gnadenschuß von ihrer Pein befreit. Nach ihrem Tode wurden sie dann

eine Beute der Löwen, Hyänen oder Geier. Andere wiederum, besonders Frauen, ließ man einfach liegen, bis sie vor Hunger oder Durst starben, wenn sie nicht früher schon eine Beute der Raubthiere wurden.

Auf diesem unserm Leidensmarsche schien meiner Mutter Gebieter Assemani an mir Gefallen gefunden zu haben. Meine Mutter theilte ihm nun auch mit, daß ich ihr Kind sei und bat ihren Herrn oft, daß er mich gegen einen andern seiner Sclaven, der keine Mutter habe, eintauschen möge. Schon schien es, als seien meiner Mutter Bitten zu ihres Herrn Herzensverhärtung gewesen, als dieser ganz unerwartet durch einen Dolmetsch ihr sagen ließ, daß er nach wenigen Tagen mich ihr wiedergeben werde, sobald nämlich der ganze Sclaventransport an einem gewissen Reisepunkte angelangt sein werde, wo dann durch einige Tage Rast gehalten würde. Die gute Mutter lebte bei dieser Nachricht wieder auf, da sie ihrer Kinder wenigstens nunmehr nicht gänzlich beraubt sein würde, wiewohl meine Schwestern eines andern Herrn Sclavinnen geworden waren und bleiben sollten.

Nach einigen Tagen hatten die Djallâba richtig angehalten, um von den langen Märschen auszuruhen. Der Gebieter meiner Mutter nahm nun aus seinen Sclaven einen Tuitsch-Knaben meines Alters, der keine Eltern mehr hatte, da sie schon im Kampfe erlegen waren, nahm noch meine Mutter mit sich und begab sich zum Zelte meines Herrn. Da sie Fremde waren, verlangte mich meiner Mutter Gebieter ganz einfach zum Geschenk von ihm. Darauf ging aber mein Gebieter trotz seiner Freundschaft mit Assemani nicht ein — und erst, als dieser einen Tausch vorschlug, ließ er sich herbei. Ich zog nun von meinen unglücklichen Gefährten ab und war glücklich, meine Mutter wieder zu besitzen. Als wir in Assemani's Zelt und Lager waren, frug mich dieser um meinen Namen. „Pharîm de-Dèn" gab ich zur Antwort; nachdem er diesen für ihn fremd klingenden und barbarischen Namen gehört hatte, brach er in ein schallendes Gelächter aus und änderte meinen Namen, wonach ich von nun an „Sorûr" (arabisches Wort und bedeutet „Freude", „Gefallen") heißen sollte.

Es war durch mehrere Tage Rast gehalten worden und der Marsch mit seinen Leiden und Peinen und Qualen begann von Neuem. Ich fühle einen wahren Abscheu, die ausgesuchtesten Qualen, womit uns die Djallâba peinigten, zu beschreiben, und muß des Anstandes wegen über manche traurige Thatsachen stillschweigend hinweggehen, denn wenn ich alle Grausamkeiten, deren Augenzeuge ich war, beschreiben wollte, würde ich zu keinem Ende kommen. Ich beschränke mich deshalb blos auf drei Thatsachen, aus denen der geneigte Leser selbst den Schluß ziehen möge.

In einer Sclaven-Abtheilung von beiläufig zwanzig Köpfen war eine Negerin, welche sich nicht lange vor ihrer Sclaverei verehelicht hatte und deren Mann, wie sie selbst wehmüthig erzählte, von den Sclavenjägern im Kampfe getödtet worden war. Als sie im Sclaventransporte nach Kordofân begriffen war, war auch ihre Zeit um, in der sie Mutter werden sollte und sie hatte

dieserhalb die denkbar härteste Behandlung zu erdulden, da sie unaufhörlich weiter marschiren sollte. Man hatte mit ihr kein Erbarmen und erst auf die Klagen und Bitten aller dieser Unglücklichen für sie gab der unbarmherzige Gebieter etwas nach, band sie los und ließ sie zurück unter Bewachung seiner Vertrauten, welche dann ehestens wieder nachzukommen hatten, was denn auch geschah. Die junge Mutter mußte also sofort wieder in Reih' und Glied treten und den Marsch unter Hunger und Durst und Kummer und Seelenpein mit den Andern mitmachen und ihr zartes Kindlein dabei auf den Armen tragen! Natürlich fehlten ihr hierzu nach all' den vorangegangenen Leiden die Kräfte, worauf denn der Korbâtsch (Peitsche aus Rhinoceroshaut) wieder über ihren Rücken geschwungen wurde. Das arme Kind, das in seinem zartesten Alter schon dem Hunger ausgesetzt war, wimmerte in der Mutter Armen, die nicht helfen konnte, was den grausamen Herrn so sehr erzürnte, daß er der Mutter das Kind entriß und unter einen Baum warf, wo es kurz darauf sein junges Leben beschloß. Natürlich hatte auch die Mutter bald ausgekämpft und war leblos zu Boden gestürzt. Armes Kind! Noch ärmere Mutter! O, wie hart ist doch die Sclaverei!

Die andere Thatsache, deren ich Zeuge sein mußte, betraf einen Greis meines Heimathsdorfes. Der gute Mann war schon hochbetagt, als ihn das Unglück ereilte, in die Hände dieser Blutmenschen zu fallen. Obschon alt, hielt er im Anfange alle Beschwerden und Mühseligkeiten dieses Leidensmarsches ganz wacker aus. Nach einigen Wochen, die wir beständig unterwegs waren und von wo an die Märsche immer kürzer wurden, je weiter wir uns von unserer Heimath entfernten, hatte der arme Mann nicht mehr die Kräfte, den Rest des Marsches auszuhalten. Der Herr aber, welcher den Worten des armen Greises nicht glaubte, täuschte ihn und betheuerte, daß bis zum Endziel nur mehr einige Tage seien, und er dann hinreichend ausruhen könne. Der gute Alte glaubte den trügerischen Worten des Djellâb und nahm seine letzten Kräfte zusammen. Diese „einige Tage" waren um und noch immer kein Ende! Der arme Greis hatte seine letzten Kräfte in dieser Hoffnung aufgewandt, er konnte nicht mehr weiter und sagte dem unmenschlichen Gebieter, daß man ihn loslassen möge, daß er lieber unter freiem Himmel und allein sterben wolle, als unter solchen Peinen den Marsch fortsetzen zu müssen. Da wurde er alsogleich losgebunden, der Ketten entledigt und an einen Baum geführt, wo man ihm die Hände auf den Rücken band und ihn erschoß. Als der arme Greis in seinem Blute lag, folgten die Mörder der Menge. Seine Henker waren kaum einige Schritte entfernt, als der Greis sein Haupt aus dem eigenen Blute erhob, drohend sich geberdete, das Haupt schüttelte und nach einer geraumen Weile erst den Geist aushauchte. — Dieser Fall hatte in meinen Landsleuten eine Wuth entflammt und eine Reue darüber, daß sie nicht alle im Kampfe so lange ausgeharrt hatten, um wenigstens in ihrer Heimath als Helden zu fallen, während sie jetzt in so schmählicher Weise das Leben enden müßten.

Weit über einen Monat waren wir schon unterwegs, als wir endlich an einer Berglehne, welche von Nubanern bewohnt war, anlangten; der Name des Gebirgszuges ist meinem Gedächtnisse aber entschwunden. Diese Neger haben ihre Wohnungen auf der Bergeshöhe und sind ihre Hütten den unsrigen sehr ähnlich. Diese Bergbewohner sind reich an Straußen, die sie in ihren Umzäunungen halten, und haben außerdem viele Ziegen, Kühe, Schafe u. s. w. Sie treiben Ackerbau und besitzen große und schöne Ländereien, die sehr fruchtbar und ergiebig sind. Jene Bergbewohner leben aber in ihren Hütten auf dem Hochplateau ganz zurückgezogen, besonders weil sie immerwährend die Streif- und Raubzüge der Baggârah zu gewärtigen haben, die überdies den Kinderraub als ihr besonderes und hervorragendes Handwerk betreiben, weshalb diese armen Kleinen auch nie sicher sind, wenn sie, um die Schafe zu weiden oder dergleichen, von ihren Bergen in die Ebene herabsteigen. — Dort ereignete sich der dritte Fall, wodurch die Djallâba zur Genüge bewiesen, daß sie wahre Schüler und Anhänger Mohammed's seien, dessen abscheuliche Sitten sie vollends ihr Eigen nennen konnten.

Dieser Fall betraf drei Dinka-Negerinnen, wovon zwei Mädchen im Alter von ca. 18 Jahren, die dritte war eine Frau, erst seit kurzem verehelicht. Diese hatten einen Fluchtversuch beabsichtigt, wiewohl sie sich keiner Täuschung bezüglich der Entfernung ihrer Heimath hingaben, und daß der reißenden Thiere auf diesem Wege eine Menge seien, daß sie ferner auch Gefahr liefen, mit streifenden Baggârah oder Djallâba zusammen zu treffen. Doch die Freiheit und die Heimath ist süß, und um dieser willen mußte man alles unternehmen!

Unter bezeichnetem Gebirgszuge war Rast gehalten worden und kamen überdies die Djallâba überein, einige Tage hier zu verweilen wegen besonderer Geschäfte, die sie mit den Eingeborenen dieses Gebirges abzuschließen hätten. Diese Ruhetage wollten nun die drei genannten Negerinnen unseres Trupps, der an dreißig Köpfe zählte, ausnützen, um sich die Freiheit zu verschaffen. Ihr Plan war: während alle schliefen, sich gegenseitig die Ketten und Stricke abzulösen und im Schutze des Nachtdunkels zu fliehen, so weit es ihre Kräfte erlauben würden. Als daher in einer dieser Nächte der Gebieter und seine zehn Mordgesellen in tiefem Schlafe im Kreise um uns dalagen, standen die drei Muthigen gleichzeitig möglichst geräuschlos auf, gingen hinter einen der umstehenden Bäume, um sich vom Schlafe ihrer Blutsauger vorher noch zu überzeugen und, dessen gewiß, erst das Weite zu suchen. — Die Nacht war herrlich; der Mond beleuchtete mit seinen silberhellen Strahlen die Erde, der Himmel schien in seinem Festkleide der Miriaden von glänzenden und funkelnden Sternlein mit besonderm Wohlgefallen den Fliehenden gewogen zu sein; kurz, die ganze Natur lachte ihnen die süße Freiheit versprechend entgegen. Darum beeilten sie sich, ihrer Fesseln ledig zu werden, und flohen dem dichtesten Walde zu, der mit seinem kühlen Schatten ihre Aufregung dämpfen und gegen Verfolger mit seinem Dunkel und Dickicht sie schützen sollte. Aber alle die Gaben,

mit welchen die herrliche Mutter Natur ihre Flucht zu befördern schien, halfen nichts; denn die Erde, das Terrain sollte an ihnen zum Verräther werden. Die Dinka-Erde hat fast kein Sandkorn, während das dortige Nuba-Gebiet fast nur Sandboden war, in welchem die Fußspuren der Fliehenden genau eingedrückt blieben! Sie hatten einen Eilmarsch von drei Stunden zurückgelegt, als das Morgenroth über unsern Häuptern schimmerte, und sie hatten bereits einen Schlupfwinkel gefunden, sich zu verbergen. An diesem Morgen war es, wo der Herr mich beauftragte, nachzusehen, ob alle da seien. Nach einem flüchtigen Blicke bejahte ich es. Der Herr schien mit meiner Inspection nach einem Blicke auf die Weiberabtheilung jedoch wenig zufrieden zu sein; denn er befahl einem gewissen Dan-al-beh, welcher der Hauptaufseher über die Sclaven war, eine Zählung vorzunehmen. Er fand gleich, daß drei Sclavinnen weniger da seien und zählte, um sicherer zu sein, ein zweites und ein drittes Mal mit demselben Ausgang. Darauf untersuchte er die Umgebung, kam zum betreffenden Baume, wo die weggeworfenen Ketten lagen und von wo die verrätherischen Fußspuren auf das Weite und die genaue Fährte lenkten. Dan-al-beh brachte die Ketten mit der Kunde, daß drei Negerinnen fehlten, dem Herrn. Dieser, in der Ueberzeugung, daß ich ihn belogen hätte, um meinen Landsleuten die Flucht zu erleichtern, gab mir eine tüchtige Ohrfeige. So schnell als nur möglich, saß er nachher zu Pferde und nahm zwei seiner eben so grausamen als schmutzigen Freunde mit und im Galopp ging's über die Felder, immer den Fußspuren nach, die überall treu eingedrückt waren. Einen halben Tag hatten sie schon gesucht und wollten, dieser vergeblichen Arbeit müde, zurückkehren. Einer dieser drei wollte aber noch im benachbarten Walde sich umsehen, da hier die Fußspuren sich theilten und verloren. Er ging hinein, immer weiter vorwärts, links und rechts blickend, und wie ein Jagdhund sein Wild aufspürt, so fand auch er eine der Entlaufenen, die sich alle vereinzelt, doch nicht weit von einander, zu bergen suchten. — Die Ueberraschung möge der Leser sich selber denken!

Auf ihrer Flucht erreicht und ertappt, wußten sie nun auch, was ihrer harrte; denn drei waren der Strafen, welche einem flüchtigen Weibe, oder wenn sie auch nur bei der Absicht zu fliehen, ertappt wurde, auferlegt zu werden pflegten.

Die erste Strafe war, daß sie vom Herrn ganz nach Belieben mit dem Korbâtsch auf bloßem Körper tractirt wurde, die zweite ist noch viel grausamer und verbietet das Anstandsgefühl, sie zu beschreiben; die dritte Strafe, daß sie im Zustande der Folgen der zweiten Strafe herumgeführt und Allen zum abschreckenden Beispiele gezeigt wurde.

Alle diese Strafen, deren umständlicher Beschreibung ich mich enthalte, wurden auf die erdenklich grausamste Weise an den drei flüchtigen Sclavinnen durchgeführt. Zur Nachtzeit wurden diesen Armen dann jedes Mal doppelte Ketten angelegt, dazu ihr Hals und Nacken mit einem schweren Holze be-

schwert und die Füße in einen durchlöcherten Balken gezwängt, so daß sie sich ganz und gar nicht rühren konnten. (Schluß folgt.)

Afrikanische Post.

Zanzibar, 6. März 1890.

Der plötzliche Tod des Sultans Khalifa war sowohl für die Araber wie für die Europäer eine große Ueberraschung, und es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn man vielfach die Meinung aussprechen hört, der Sultan sei an Gift gestorben. Der englische Consul hat es sogar für angebracht erachtet, die Aerzte des englischen Geschwaders zu versammeln, um den Fall zu prüfen. Der Doctor Parsee (Leibarzt des Sultans, eigentlich Zahnarzt von Profession), ein Engländer, hat auf Verlangen des Consuls Smith einen Bericht über den Verlauf der Krankheit gemacht. Nach diesem Berichte hatte der Sultan am Abend vor seinem Tode eine Temperatur von 104° Fahrenheit und der Puls erhielt sich auf 140 Schlägen in der Minute. Wie es scheint, gab der Kranke beim Erbrechen Blut von sich.

Die englischen Aerzte haben festgestellt, daß kein äußeres Zeichen auf einen gewaltsamen Tod schließen ließ. (Die Oeffnung der Leiche wird von den Arabern aus religiösen Gründen nicht gestattet.) Man hat es dem Doctor Parsee vielfach zum Vorwurf gemacht, daß er den Consuln keine Mittheilung von der schweren Erkrankung machte und daß er die deutschen und englischen Aerzte nicht zu Hülfe nahm. Der Zahnarzt antwortete hierauf, er habe dies selbst gewollt und vom Sultan die Erlaubniß dazu erbeten, aber jener habe es ihm bestimmt verboten, mit dem Hinzufügen, er werde es ihm nie verzeihen, falls er gegen seinen Willen einen fremden Arzt rufe.

Seid Ali, der gegenwärtige Sultan, scheint den Europäern günstiger zu sein, als sein verstorbener Bruder. Ebenso besitzt er anscheinend mehr Energie und mehr Kenntniß von europäischen Dingen. Seine Wissenschaft beschränkt sich im Ganzen auf das, was jeder Araber lernt, d. h. er kann den Koran lesen; was er außerdem kennt, verdankt er seiner Neugierde, mit welcher er gern Besucher über europäische Dinge ausfrägt. Ehe man sich ein bestimmtes Urtheil über ihn bilden kann, muß man ihn zuvor in seiner Regierungsthätigkeit sehen.

Major Liebert (vom großen Generalstabe) ist mit dem letzten Dampfer soeben angekommen. Er will sich durch Augenscheinnahme von der Lage hier überzeugen, um den Major Wißmann demnächst im Reichstage vertreten zu können. Mit ihm sind mehrere Offiziere und etwa zwanzig Soldaten angekommen.

Die letzten Nachrichten aus Uganda datiren vom 19. Dezember v. J. und bestätigen, daß Muanga und die Christen, in erster Reihe die Katholiken, Herren des Landes sind. (S. weiter unten den Brief des P. Denoit.)

Emin Pascha ist so ziemlich wieder hergestellt. Vor vier oder fünf Tagen kam er nach Zanzibar. Der Sultan hat ihm ein Haus zur Wohnung angewiesen und ihn vorgestern in feierlicher Audienz empfangen.

Herr Vohsen, der Director der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, wird mit nächstem Dampfer heimreisen, da alle schwierigen Fragen mit dem Sultan geregelt sind. Die Gesellschaft spricht viel von einer Eisenbahn in das Ussambara-Gebiet, deren Ausgangspunkt Tanga wäre. Dieselbe könnte später zum Kilimandscharo-Gebirge weiter geführt werden. Eine zweite Linie (wenn man sie baut?!) würde von Dar-es-Salaam nach den großen Seen gehen. Ob wir das noch erleben?

* * *

Ich habe irgendwo etwas über die Abstammung des Namens Tippu-Tip gelesen. Ich gebe Ihnen hier eine Explication, die mir richtiger scheint. Ku-tipua will sagen „verwüsten". Will man in der Suahili-Sprache ausdrücken, daß das Verwüsten häufig geschieht, so wiederholt man und sagt: Ku-tipuatipua. Nun ist aber der richtige Spitzname von Mohammed ben Hameth: Tipu-Tipu, was also offenbar sagen will: ein gewohnheitsmäßiger Verwüster. Vielfach hört man ihn hier auch wohl Tipula, Tipura nennen; das kommt daher, daß die Eingeborenen aus dem Innern sehr gern einen Mitlauter zwischen zwei Selbstlauter einschieben. P. A.

* * *

Aus Zanzibar ist die Nachricht eingetroffen, daß der Reichscommissar Major Wißmann in den von ihm pacificirten Länderstrichen in Ostafrika seine Macht bereits soweit ausgedehnt hat, daß er das Waffentragen der Schwarzen und namentlich der Araber mit einer gewissen Steuer belegen konnte und dadurch unter seine Controle bekam. In dem ganzen Panganidistricte, wo früher Buschiri Alleinherrscher war, ist deutscherseits angeordnet worden, daß jeder Farbige, der eine europäische Schießwaffe trägt, dafür eine gewisse, den dortigen Verhältnissen entsprechende Abgabe zahlen muß, widrigenfalls seine Waffe confiscirt wird und er obendrein noch eine Geldstrafe zu entrichten hat. Die Engländer haben seinerzeit in der Kapcolonie diese Maßregel mit dem besten Erfolg durchgeführt, und da die Plantagengesellschaft an der friedlichen Entwickelung in Usambara das lebhafteste Interesse besitzt, so war das Reichscommissariat durch den Leiter der Gesellschaft gebeten worden, diese Anordnung ebenfalls einzuführen, was in der bereitwilligsten Weise geschehen ist.

Augenblicklich schickt sich Major Wißmann an, gegen die Araber im südlichen Theile des Küstenlandes vorzugehen. Bereits ist das Kriegsrecht verkündigt, wodurch die ganze Gerichtsbarkeit in seine, des Obercommandirenden, Hände übergeht. — Die deutschen Behörden in Bagamoyo beschlagnahmten am 23. März ein Sclavenschiff, hängten die Sclavenhändler und überwiesen die befreiten Sclaven der Mission der Patres vom hl. Geiste.

In **Britisch**-Ostafrika scheint sich zwischen den Engländern und den arabischen Sclavenhändlern eine Verständigung anzubahnen. Wie dem „Bureau Reuter" aus Mombasa gemeldet wird, hielten die arabischen Sclavenhalter des Districts Mombasa am 17. März eine Versammlung und beschlossen einstimmig, die von Herrn Mackenzie, dem Leiter der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft, mit ihren entlaufenen Sclaven, welche sich in der Umgegend von Fulladoyo niedergelassen haben, vereinbarten Bedingungen anzunehmen. Kraft dieses Abkommens können fleißige Sclaven ihre unverzügliche Freiheit dadurch erlangen, daß jeder von ihnen Arbeit im Geldwerthe von 50 Schillingen verrichtet. Die Zahl der Sclaven, welche von dieser Bedingung Nutzen ziehen werden, wird auf 2000 bis 3000 geschätzt.

* * *

Aus **Uganda** liegt uns ein Schreiben des P. Denoit von der Congregation der Weißen Väter vor, aus welchem wir das Wesentlichste wiedergeben wollen.

St. Maria de Rubaga (nordwestlich vom Nyanza) 26. October 1889.

Wer sollte es glauben! Vor vierzehn Tagen herrschten an diesen Orten, wo wir heute spazieren gehen, noch die wüthendsten Araber. Gerade am selben Tage, an dem wir im vorigen Jahre aus unserem Hause vertrieben wurden, am 12. October, sind wir wieder eingezogen . . . .

Sie wissen, daß uns Muanga Barken sandte, weil seine Christen nach uns verlangten. Die Abreise verzögerte sich aber, und P. Lourdel und ich reisten erst am 29. August ab. Bei unserer Ankunft war der König Sieger auf der ganzen Linie. Karema und seine Muselmänner warteten in der Hauptstadt auf den letzten entscheidenden Schlag. Die Christen, welche unterwegs noch den ersten Minister Karemas, den Haupturheber all des Unheils, erwischten und tödteten, marschirten gegen die Hauptstadt. Ihr erster Angriff ward abgeschlagen, aber verstärkt besiegten sie die Muselmänner dann in zwei Gefechten, deren eines gerade auf dem Gebiete unserer Mission geliefert ward. Karema mit seinen Leuten entkam nach Ugnoro, aber Kabarega, der König jenes Landes, ein Feind der Muselmänner, wollte sie nicht aufnehmen, so daß sie nun an der Grenze umher irren und nicht wissen, wo unterkommen.

Am 12. October haben wir Rubaga wieder in Besitz genommen, aber vorerst konnten wir hier nicht wohnen, alle Hütten waren verwüstet, die Bananenpflanzungen lagen brach, und der Geruch von den Leichen der Erschlagenen machte den Aufenthalt unmöglich. Wir ließen uns also vorläufig auf der entgegengesetzten Seite des Berges nieder, nahe der königlichen Residenz. Dort fanden wir drei große Hütten von Eingeborenen, allerdings wenig bequem, denn die Neger haben weniger Bedürfnisse als wir. Hier wohnte früher der Katekiro, der erste Minister von Kiwewa, hier wurden, als man uns vertrieb, die Kinder und Sachen, welche man uns raubte, vertheilt. Wer hätte damals geglaubt, daß wir nach einem Jahre wieder zurückgekehrt sein würden!

Was soll ich Ihnen von unseren Christen berichten? Viele fehlen beim Appell, und besonders von den Hervorragendsten sind viele in den etwa zwanzig

gelieferten Gefechten gefallen. Aber als Ersatz finden wir viele fremde Gesichter, denn nicht bloß die geflohenen Christen, sondern auch viele Heiden suchten bei uns Schutz gegen die Tyrannei der Araber. Sie kamen auch gleich in unseren Unterricht, denn hier zu Lande kennt man keine Rücksichten der Menschenfurcht. Auf der Insel Miwanga war der Zudrang nicht geringer, man mußte den Katechismus-Unterricht unter freiem Himmel geben. So hat also diese Verfolgung unsere Mission nicht zu Grunde gerichtet, sondern sie im Gegentheile gefördert. Hatten wir bei unserer Vertreibung etwa dreitausend Neugetaufte und Katechismusschüler zurückgelassen, so haben wir jetzt mindestens fünf bis sechs Tausend. Nun denken Sie einmal, welche Arbeit das ist! Ohne Zweifel wird uns der hochw. apostolische Vicar, der sich zur Zeit südlich des Sees befindet, bald Hülfe senden; unser früherer Koch aus der Mission von Gnagezi ist eben im Begriffe, ca. dreißig Kähne aufzutreiben, um hinüber zu fahren, denn bei unserer Hierherkunft haben wir nur mitgenommen, was wir für die Reise brauchen, nicht aber das zur Wiederherstellung der Mission Nothwendige.

Nun noch ein Wort über Muanga. Obwohl er sich im letzten Jahre recht vernünftig betragen hat und seinen Katechismus auswendig weiß, kann man doch nicht sagen, daß er sich wirklich zum Christenthum bekehrt habe. Die Vielweiberei wird noch lange für die Könige von Uganda ein schweres Hinderniß bilden, und Muanga scheint nicht geneigt, sich mit einer Frau zu begnügen. Aber er braucht die Europäer wegen des Handels (die Araber sind vertrieben), die Christen sind seine ganze Stärke, deshalb dürfen wir wohl hoffen, daß er uns gewähren läßt. Weiter verlangen wir nichts. Ueberdies haben die Christen als Lohn für die geleisteten Dienste die meisten Würden und Aemter für sich genommen, und da wird mit vielen Mißbräuchen aufgeräumt werden. Die öffentliche Meinung und die Gewalt der Thatsachen machen sich merklich zum Vortheile des Christenthums geltend, man verbirgt sich nicht mehr wie ehemals, um zu beten oder um den Katechismus zu lehren, und von den abergläubischen Gebräuchen ist kaum mehr die Rede.

Die arabischen Händler, welche am Kampfe gegen die Christen theilgenommen, sind entweder todt oder zerstreut in die Wälder, wo sie vor Hunger zu Grunde gehen. Ihre Waaren sind eine Beute der Sieger geworden. Hoffen wir, daß es mit dem Islam und dem Sclavenhandel auf dieser Seite des Nyanza-Sees aus ist und daß wir in Sicherheit sind . . . . ."

* * *

Nachstehender Brief des P. Schynse berichtet über dieselben Ereignisse:

Zanzibar, 4. März 1890.

Gestern wurde ich durch die Ankunft der Post aus Buganda erfreut. Dank Gott und der Tapferkeit der Christen ist der Islam endgültig überwältigt. Anfangs October vereinigten sich nach mehreren nicht immer glücklichen Gefechten die beiden christlichen Armeen, vom Festlande und von den Inseln, in der Nähe von Rubaga. Am 4. October griffen sie mit 2000 Gewehren und vielen Lanzen die siegesgewisse muhamedanische Armee, welche angeblich 5000 Gewehre, worunter viele Hinterlader, zählte, an und schlugen sie vollständig. Die Araber nahmen den ihnen angebotenen Pardon, Sicherheit des Lebens und gute Behandlung nicht an, sondern

setzten sich in den Ruinen unserer alten Mission von Rubaga fest, wo sie ihre Anhänger und Sclaven während der Nacht wieder sammelten. Am 5. October Morgens griffen die Christen diese Position an; drei Mal zurückgeworfen, drangen sie beim vierten Sturme in die Ruinen ein und der Sieg war entschieden. Was von den Feinden nicht fiel, suchte sein Heil in der Flucht. Karema selbst wurde von der flüchtenden Masse mitgerissen. Die Christen verfolgten die Flüchtlinge bis an die Grenze von Unjoro, der größte Theil der Araber und ihrer Sclaven fiel, drei wurden gefangen, Einzelne entkamen nach Unjoro, wo Karema seine zersprengten Anhänger sammelt. Er hat auf's neue 700 Mann, mit welchen er sich zu den Mahdisten durchschlagen will. Der Kabarega (König) von Unjoro gestattet ihm den Aufenthalt im Lande nicht und Muanga sandte sofort eine starke Abtheilung an die Grenze. Am 11. October zog Muanga triumphirend ein, am 12. folgten die Missionare P. Lourdel und Denoit. Da unser Haus zum Theil zerstört und wegen der darin aufgehäuften Leichen unbewohnbar ist, so wies Muanga den Patres das Haus des frühern Katekiro an, desselben, welcher sie genau ein Jahr vorher, am 12. October 1888 aus dem Ihrigen vertrieben hatte. Digitus Dei est hic. Die erste Schlacht lieferte sich auf dem Hügel, auf dem die christlichen Pagen 1886 verbrannt wurden, der Entscheidungskampf in den Ruinen unserer Mission und die Missionare nahmen unter dem Jubel der Bevölkerung Besitz von dem Hause ihres Verfolgers, der im Kriege zu Grunde gegangen. Am 5. October hatten die Christen zahlreiche Verwundete, doch keinen Todten, und Verwundungen heilen bei den Negern fast immer. Trotz der zahlreichen Verluste während des Krieges hat unsere Christengemeinde sich sehr vermehrt. Ein junger Mann konnte 40 Katechumenen den Missionaren vorstellen, alle vollständig unterrichtet; man sagt, die Zahl der Katholiken habe sich während der einjährigen Abwesenheit der Missionare um 3000 vermehrt; es ist dies eine Annahme der Baganda, die vielleicht berichtigt werden wird. Muanga sandte eine Flotille über den See nach Bukumbi, und Msgr. Livinhac schiffte sich mit zwei Missionaren nach Uganda ein. — Wenn je, so gilt hier das Wort des Herrn: „Die Ernte ist reich, aber der Arbeiter sind wenige."

Mannigfaltiges.

Der Afrika-Reisende Paul Reichard hielt kürzlich in Köln einen Vortrag, aus dem wir Einiges erwähnen müssen. Um unseren Besitz in Ostafrika sowie die Missionen zu sichern, hält er es für nothwendig, sofort in Tabora, dem Knotenpunkt der von den großen Seen nach Zanzibar führenden Karawanenstraßen, eine hinreichend starke Verwaltungsstation zu errichten. Tabora ist der Schwerpunkt der arabischen Herrschaft im Innern von Ostafrika. Erst wenn Tabora ganz in den Händen der Christen ist, kann die Macht der Araber in Mittelafrika als gebrochen gelten. P. Schynse erachtet für Tabora eine deutsche Besatzung von 500 Mann als genügend, aber auch unbedingt erforderlich. Der Weg von Zanzibar nach Tabora steht in Folge der Siege Wißmann's offen; die auf dem Wege liegende Station Mpwapwa hat bereits deutsche Besatzung. Im Besitze von Tabora beherrschen wir die Zugänge zum

Tanganjika- wie zum Victoria-See. Die großartigen Erfolge der Christen in Uganda im Nordwesten des Victoria-See's machen es uns zur Pflicht, den Zugang von der Küste dorthin gegen arabische Ueberfälle sicher zu stellen, damit nicht das so glücklich begonnene christliche Werk in Uganda, von der Verbindung mit Europa abgeschnitten, wieder unter dem Ansturm des Islam zusammenbricht. — Wir stimmen dem bei.

Ueber Capitän Joubert, von dem in diesen Blättern schon oft die Rede war, äußert sich der Missionar P. Stuer folgendermaßen: „Capitän Joubert, früher päpstlicher Zuave, hat seine Person und sein Vermögen für die Verbreitung des christlichen Glaubens in Mittelafrika eingesetzt. Er begründete eine Christengemeinde am Ufer des Tanganjika-Sees, und diese blühende Gemeinde ist heute im Stande, den Angriffen der Araber gegenüber Stand zu halten. Es ist eine katholische Gemeinde und gleichzeitig ein militärischer Vorposten, denn Capitän Joubert hat aus seinen Schwarzen Soldaten gemacht, die, wie es scheint, das Herz auf dem rechten Fleck haben und die sich um ihn schaaren wie Kinder um ihren Vater. Durch seine Verheirathung mit einer schwarzen Prinzessin hat Joubert sehr großen Einfluß erlangt, sein Wille ist Gesetz, zum Besten der Religion und der Civilisation. Gott erhalte ihn!

Stanley kommt der „Kreuzztg." zufolge in Brüssel am 19. oder 20. April an und bleibt bis zum 27. daselbst. Er nahm die Einladungen der Städte Brüssel und Antwerpen an.

König Menelik von Schoa hat den Wunsch ausgesprochen, durch einen besonderen Abgesandten auf der Antisclaverei-Conferenz vertreten zu werden. Er hat schon seit einiger Zeit aus eigenem Antrieb die sein Gebiet berührenden Sclaven-Transporte aufhalten und aufgegriffene Sclaven-Jäger bestrafen lassen. Dieser Fortschritt civilisatorischer Bestrebungen in Inner-Afrika ist um so erfreulicher, als der schwarze Monarch Menelik während langer Jahre aus den Sclaven-Jagden Vortheil gezogen hat.

Eisenbahnen in Deutsch-Ostafrika. Dr. Baumann hat sich nach Usambara begeben, um dort die erste fachmäßige Vermessung mit Rücksicht auf den Bau einer Bahn vorzunehmen, eine Arbeit, die sich bis zum Kilimandscharo ausdehnen soll. Doch hat er den Auftrag, die ganze Küste bis südlich von Dar-es-Salaam zu prüfen, wo sich die besten Zugänge als Anfangspunkt einer Eisenbahn nach dem Innern finden. Seine Messungen werden auch insofern einen Halt für weitere Schritte geben, als sich danach erst ungefähr entscheiden läßt, von welchem Punkte der Küste sich der Beginn einer besseren Verbindung nach dem Innern empfiehlt. Die Herstellung von Verbindungswegen westwärts ist um so zwingender, als die Absicht besteht, die deutsche Interessensphäre nach Westen hin bis zum Tanganjikasee als äußerste Grenze zu besetzen und bis dahin deutschen Handel und Verkehr auszudehnen. In Verbindung mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft hat sich nach der „Magd. Ztg." eine Gesellschaft gebildet, welche nach den nöthigen Vorstudien an die Aus-

führung einer Eisenbahn in Ostafrika zu gehen und dafür die nöthigen Mittel zusammenzubringen gedenkt. Zur Sicherung des Hinterlandes werde es früher oder später nothwendig werden, einzelne Plätze in Innerafrika militärisch zu besetzen. Die Besetzung werde aber bei dem gegenwärtigen, so ungemein schwierigen Karawanenverkehr rein unmöglich sein. Die Versorgung einer solchen Station mit dem benöthigten Material und Provinat wäre ungemein kostspielig, und das Leben der Europäer unter der gewöhnlich großen Anstrengung, welche die jetzige unvollkommene Verkehrsart mit sich bringt, gar nicht zu erhalten. Denn eine Karawane für den Transport von Vorräthen brauche beispielweise von Dar-es-Salaam nach Mpwapwa an 14 Tage, was auf ganz leicht gebauter Feldbahn in ebenso viel Stunden abzumachen wäre.

Mission in Kamerun. Ueber den Fortgang der evangelischen Mission im Kamerungebiete erhält der „Missionsfreund" einen längeren Bericht, dessen Schluß lautet: „Ein großes Hinderniß der Mission in Kamerun ist der Branntwein, welcher von den deutschen Kaufleuten in ungeheuren Massen eingeführt wird und dort ein furchtbares Verderben anrichtet. Ueberaus schmerzlich und betrübend sind die Klagen der Missionare darüber. Als Ergebniß dreijähriger Beobachtung schreibt einer derselben: „Das ganze Leben hier ist gewissermaßen vom Branntwein durchtränkt; bei keiner Festlichkeit (und deren giebt es viele!), bei keiner Versammlung darf er fehlen. Geht man durch die Stadt, so sprechen selbst die Frauen mit einer Gier vom Branntwein, welche zeigt, daß sie nicht zum ersten Male trinken. Kommt ein armes Kind einmal über die Branntweinflasche, so betrinkt es sich total. Manches Kind schon wurde in diesem trostlosen Zustande, kalt und leblos zu uns gebracht, aber mehrere starben trotzdem eines elenden, schnellen Todes. Die Boote, welche täglich nach allen Himmelsrichtungen die Flüsse hinauffahren, tragen das Gift in alle Länder. Ich fand noch keinen Platz, wo nicht bei der Landung Schnaps gebettelt wurde. Gegen dies alles geschieht so viel wie nichts." Und doch ist es durch das Beispiel eines Handelshauses erwiesen, daß man auch in Kamerun ohne Branntwein einen gewinnbringenden Handel treiben kann. Die Colonial-Regierung hält ebenfalls eine Erhöhung des Zolls auf Spirituosen, welche in Westafrika eingeführt werden, für wünschenswerth; dennoch warten alle Menschenfreunde, denen das Verderben, welches der Branntwein anrichtet, zu Herzen geht, immer noch vergebens auf Maßregeln und Verordnungen, diesem Uebel entgegenzuwirken. — „Ein anderes Uebel", schreibt das protestantische Blatt, „droht der Kamerun-Mission, da es den Anschein hat, als werde eine römische Mission dort eindringen. Wie es diese römischen Missionare treiben, das kann man aus den Berichten und Klagen der Goßnerschen Glaubensboten in Tschota Nagpur ersehen. Die römische Kirche sucht vor allem der Sache des Evangeliums möglichst viel Abbruch zu thun und die protestantische Mission zu zerstören, auch wenn sie selbst dabei nicht viel gewinnt. So kann auch in Kamerun durch die römischen Sendboten die Gemeindezucht erschwert werden, weil sie allen denen, welche sich der Zucht nicht fügen wollen, eine Zuflucht bieten. Aber das wird den Fortgang des Gotteswerkes nicht hindern." — Wir beschäftigen uns nicht gern mit nicht katholischen Missionen, aber diesen ebenso gehässigen als ungerechten Angriff müssen wir zurückweisen. Wenn man das Eindringen unserer Missionare als eine „Gefahr" ansieht, so beweist das nur eine Schwäche; man fürchtet die allerdings ernste Concurrenz, welche den protestantischen Missionaren daraus erwachsen kann. Uebrigens ist es weder in Kamerun noch im Osten beabsichtigt, etwas zu zerstören, die Palottiner werden Raum finden, ohne die Basler Missionare zu hindern, und über einige Jahre werden wir ja sehen, welcher Baum die besten Früchte trägt.

Als Pathe resp. Pathin

wurden durch das Loos folgende 16 Personen bestimmt:

1. Fr. Alois Bandhauer, Stift Heiligenkreuz bei Baden in Nieder-Oesterreich und Frau Sophie Köpps in Nörten.
   Name des Kindes: Aloysius oder Sophie.
2. Mathias Rees in Beurig, Saarburg bei Trier, und Frl. Joh. Roski, Berlin.
   Name: Mathias oder Johanna.
3. Friedrich Leo Konrad Richter, Berlin, und Frl. Margaretha Heugartner, Luzern.
   Name: Leo oder Margaretha.
4. Forstmann Clemens Schnobel, Kunzendorf bei Landeck, Grafschaft Glatz, und Frl. Maria Dresen, Andernach.
   Name: Clemens oder Maria.
5. Stud. theol. Tumbaz in Kalocsa, Ungarn, und Frl. Auguste Dresen, Andernach.
   Name: Agnes oder Stephan.
6. Maurermeister Ernst Gockel in Höxter und Frau Adolphine Rosenstengel in Erfurt.
   Name: Adolphine oder Ernst.
7. Kaufmann Karl Langweiler, Dülken, und Frau Canzleidiener Math. Richter, Berlin.
   Name: Mathilde oder Karl.
8. Frl. A. Pape, Bonn, und kgl. Rentmeister Karl Wilh. Burg in Tawern bei Trier.
   Name: Elisabeth oder Karl.

Vorstehend genannte Personen wurden sofort benachrichtigt.

Wir bitten dringend **alle** unsere Leser und Leserinnen, sich mehr als bisher an diesem schönen Werke christlicher Liebe betheiligen zu wollen. Es gilt, arme unglückliche Kinder vor Schlimmerem zu bewahren, als dem Tode, sie den Händen der Barbaren zu entreißen und in den Missionen zu guten und tüchtigen Menschen zu erziehen. O könntet Ihr nur einmal auf einem Sclavenmarkte sein, und dann nur einmal eine Missionsstation besuchen, sehen, wie die früher so unglücklichen Kinder sich ihres Lebens freuen, hören, wie innig sie für ihre Wohlthäter beten, Ihr würdet alle, alle beisteuern, um recht viele loszukaufen. Und was braucht

es denn große Opfer? Jedes Kind vernascht hier und da einen Groschen, und wenn uns jedes Kind unserer Leser alle Monate nur einen Groschen sendete, und wenn Ihr Eltern nur einen Groschen dabei legtet, so würden wir so viele Kinder befreien können, daß die Missionshäuser zu klein würden, sie alle aufzunehmen. Also **nur 10 Pfg. alle dreißig Tage!** Eine Freimarke thut's. Und wer dabei seinen Namen angiebt und ebenso einen Namen für das Kind, nimmt Theil an der Verloosung. Die nächste soll am **1. Juli** stattfinden.

Briefkasten der Redaction.

Alle unsere Leser machen wir besonders auf den Artikel „Aus St. Ottilien", Seite 239 bis 243 aufmerksam. — **F. Z. in M.:** Den Preis des Buches können wir nicht angeben, Sie können das aber von A. Riffarth in M.-Gladbach erfahren. — **F. J. T., Paderborn:** Heft 4 ist nicht mehr vorhanden. Heft 5 würden wir Ihnen gesandt haben, aber Ihre Unterschrift ist zu undeutlich; auch bitten wir, Straße und Hausnummer mit anzugeben. In den Städten ist das nothwendig. — **Nach Frönstetten:** Wir möchten die Vereinsleitung nicht noch mehr belasten; in unseren Heften ist Stoff genug zum Abdrucken. Daß Ihre Herren Confratres unser Blatt so wenig halten, wissen wir sehr wohl, aber was ist da zu machen? Hoffentlich wird das Interesse mit der Zeit reger. — **L. in R.:** Ihre „Neugierde" ist nicht so unberechtigt, sie beweist uns, daß Sie Interesse für unser Blatt haben. Also: unsere Abonnentenzahl ist bedeutend gestiegen; sie beträgt rund 9000; da aber unsere Leistungen auf 10 000 berechnet waren, so stehen wir materiell schlechter wie im vorigen Jahre, wo wir monatlich nur eine Nummer gaben. Nicht allein die Druckkosten haben sich um 70 % vergrößert, sondern auch der Vertrieb ist so kostspielig geworden, daß wir aus den in unsere Hand kommenden Summen kaum die Kosten decken. Wir können pro Heft nur 5 Pfg. netto rechnen, Sie sehen also, wie unberechtigt es ist, wenn Einzelne noch mehr verlangen, als bisher geboten wurde. Unsere Zeitschrift ist in ihrer Art wahrscheinlich die billigste der Welt. — **Nach St. Pölten:** Besten Dank. Für die nächste Nummer zurückgelegt. — **P. Lorber,** Freetown, Sierra Leone: Herzlichen Gruß. Das betr. Manuscript ist bis jetzt nicht an uns gelangt. Bitten alles für die Redaction bestimmte an den Herausgeber persönlich zu richten.

☛ Bei der Redaction eingegangene milde Gaben und Besondere Anliegen siehe Umschlag.

Letzte Nachrichten.

Aus Zanzibar vom 2. April wird gemeldet: **Emin Pascha** trat in deutsche Dienste und reist noch in diesem Monate mit einer Karawane nach dem Nyanza-See ab. — **Bana Heri** schloß mit den Deutschen Frieden und kehrt nach Saadani zurück. (Beide Nachrichten sind von Bedeutung. Leider ist der Zweck, welchen Emin am Nyanza-See verfolgt, nicht angegeben.)

Schluß der Redaction am 2. April.

Verantwortlicher Redacteur: W. Helmes in Münster.

Druck der Coppenrath'schen Buchdruckerei in Münster.

2. Jahrg. **Gott will es!** 9. Heft.

Katholische Zeitschrift
für
die Antisclaverei-Bewegung deutscher Zunge.

Inhalt: Kunde aus Afrika. — Eine hochwichtige Nachricht. — Die katholischen Missionen Afrikas. (7. Fortsetzung.) — Aus dem Leben eines Negerpriesters. (Schluß.) — Drei junge Afrikaner: „Leo Dagwe, Andreas Mbangä und Joseph Timba, am Tische des Herrn." — Afrikanische Post. — Afrika-Verein deutscher Katholiken. (4. Liste der eingegangenen Gaben. Neu angemeldete Zweig-Vereine. Diöcesan-Verein Münster. Diöcesan-Verein Paderborn). — Mannigfaltiges. — Besondere Anliegen. — Bücherschau. — Briefkasten der Redaction. — Zur Nachricht. — Illustrationen: Begegnung mit einem Häuptling. — Begegnung mit dem König der Wildniß.

Kunde aus Afrika.

Jubelt laut: Der Lenz kehrt wieder!
Froh nach langer Winternacht,
Hat uns mit der Lerche Lieder
Blümlein zart und fein gebracht.

Schneeglöcklein, es grüßt so sinnig
Aus dem grün umhauchten Rain
Und erzählt so süß und innig:
Bald, o bald wird's besser sein.

Vöglein, die bei Winters Drohen
Zogen fort mit schwerem Blick,
Kehren mit dem Lied, dem frohen,
Jubelnd jetzt zu uns zurück.

O', laß süßen Gruß dir bieten,
Trost für uns in Traurigkeit!
Seit, Frau Schwalbe, Du geschieden,
Traf uns manches Weh' und Leid.

Krankheit kam aus fremdem Lande
Tück'schen Gang's von Osten her;*)
Und so Manchen, der Dich kannte,
Findest du bei uns nicht mehr!

Wohl, so spricht Frau Schwalbe wieder,
Wohl erkenn' ich Euren Schmerz.
Endet Eure Klageslieder,
Hebt die Seele himmelwärts!

Größ'res Leid hab' ich gesehen, —
Solches Unheil traf Euch nicht, —
Was in Afrika geschehen,
Kann man fühlen — **sagen nicht!**

Wo man sonst im fremden Lande
Liebend uns das Nest gewährt,
Alles war vom Gluthenbrande
Wild vernichtet und zerstört.

Wo man uns so froh begrüßte,
Wenn wir wieb'rum zogen ein,
Nichts als — eine öde Wüste,
Trümmer, bleichendes Gebein.

Kinder, die mit uns geschwätzet
Einst in stiller Abendruh',
Sah ich unterwegs gehetzet,
Schwanken matt dem Markte zu.

*) Die Influenza oder Grippe.

Sah an des Palastes Stufen
Auch die Mutter gramverzehrt.
Ach! Den Kindern galt ihr Rufen,
Und der Ruf blieb ungehört.

Gott, der unserm kleinen Herzen
Senkte Kindesliebe ein,
Sah der Mutter bitt're Schmerzen. —
Könnt ihr herzlos dabei sein?

Allen sei dies Leid geklaget,
Eltern, Kindern liebvereint.
Höret, was Frau Schwalbe saget!
Helfet, wo das Elend weint!

Gebt der Mutter ihre Kleinen,
Gebt die Heimath ihr zurück!
Helfet sie in Freud' vereinen,
Die getrennt das Mißgeschick!

Eltern! Kinder! spart und bringet
Euer Opfer zum Altar,
Daß das große Werk gelinget
Gott zur Ehre immerdar!

Betet, daß das Eis der Herzen,
Die noch ferne von uns stehn,
Hier beim Anblick solcher Schmerzen
Mild in Mitleid mög' zergehn.

Liebet Eure schwarzen Brüder!
Froh bring' ich dann ohne Ruh'
Bei dem Nah'n des Winters wieder
Ihnen diese Botschaft zu.

Reichenau (Sachsen), am 3. April 1890.

Joh. Hornig, Pfarrer.

Eine hochwichtige Nachricht

konnten wir im letzten Hefte noch eben kurz melden: Emin Pascha ist in deutsche Dienste getreten und zum General-Gouverneur von Ostafrika ernannt. Er soll noch in diesem Monate ins Innere abgehen, wie es heißt, um die Verbindung mit dem nördlich gelegenen Nyanza-See, also mit Uganda, zu eröffnen und westlich, in der Richtung nach dem Tanganjika-See eine Reihe von Stationen anzulegen.

Diese Nachricht ist von weitgehendster Bedeutung, sie entspricht unserem Wunsche, daß Deutschland sich nicht damit begnügen möge, jenes ungeheure Gebiet nur dem Namen nach als seine „Interessensphäre" zu betrachten und die Araber wirthschaften zu lassen, sondern daß es thatsächlich Besitz ergreifen und mit kräftiger Hand an Stelle der islamitischen Barbarei europäische Cultur einpflanzen solle. Wir haben nicht geglaubt, daß dieser unser Wunsch so bald in Erfüllung gehen solle, und sehen darin eine Fügung von oben, einen Beweis mehr, daß nach Gottes Rathschlusse der Zeitpunkt gekommen ist, an dem auch jener Erdtheil dem Lichte des Evangeliums zugänglich gemacht werden soll.

Als vor noch nicht zwei Jahren der Cardinal Lavigerie im Auftrage des hl. Vaters seine ewig denkwürdigen Kreuzzugspredigten hielt, als der hl. Vater selbst sich an Fürsten und Völker wandte, um sie zum großen Werke anzuregen, da fand der Gedanke auf der einen Seite begeisterte Anhänger, auf der anderen bedächtiges und zweifelndes Kopfschütteln, und wir kennen genug eifrige Katholiken, denen Afrika „zu weit" lag, welche der ganzen Bewegung keine Zukunft versprachen. Heute muß jeder aufmerksame Beobachter zugeben, daß das Werk in dieser kurzen Zeit enorme Fortschritte gemacht hat, daß wirklich Fürsten und Völker den Ruf von oben gehört und beachtet haben. Heute liegt uns Afrika nicht mehr „zu weit," denn ganz abgesehen davon, daß es von allen Erdtheilen der uns nächstliegende ist, ist es uns ganz besonders dadurch nahe getreten, daß große Theile von ihm deutsch geworden sind, oder im Begriffe stehen, es zu werden.

Ja, die göttliche Vorsehung hat uns große, ungeheuere Theile jenes Erdtheils zugewiesen und zu welchem Zwecke? Damit wir, die wir uns der Wohlthaten des Christenthums erfreuen, uns anstrengen, auch jenen Völkern, die hinfüro zu uns gehören sollen, dieselben Wohlthaten zu vermitteln, damit wir so unseren Dank dafür abstatten, daß Gott ehemals auch unser eigenes Land der Barbarei des Heidenthums entrissen hat.

Katholiken, es gilt ein großes, ein hartes Stück Arbeit, aber wir dürfen nicht davor zurückschrecken. Was wir in Afrika leisten, es wird kein unfruchtbares Werk, es wird grundlegend sein auf Jahrhunderte, für alle Zeiten. Greifen wir energisch zu, machen wir jenen noch wüsten Boden urbar, es wird sich lohnen, wenn nicht für uns, so doch sicher für unsere Enkel. Millionen und abermals Millionen werden Jene segnen, welche den Grund gelegt haben zu ihrem späteren Glück, welche ihnen Freiheit, Bildung und vor Allem die Erkenntniß des wahren Gottes gebracht haben.

Katholiken, merket auf: Afrikas Zukunft liegt in Euren Händen, aber Ihr seid nicht die Einzigen, welche sich ihm als Retter und Beglücker anbieten. Es wird früher oder später civilisirt werden, ob Ihr mitthut oder nicht. Die Frage, die hochwichtige Frage für uns Katholiken ist aber die: wie groß wird unser Antheil, der Antheil der katholischen Kirche sein, wie viele Völkerschaften werden den protestantischen Secten, ja selbst dem Islam in Zukunft angehören? Unsere Besitzungen in Ostafrika wie in Westafrika stehen jeder Religionsgesellschaft offen, es gilt nur zuzugreifen, und da werden wir Katholiken uns doch von den Protestanten und Türken nicht überflügeln lassen wollen! Unterschätzen wir unsere Mitbewerber nicht, pochen wir nicht zu sehr auf die Unübertrefflichkeit unserer Missionare, nicht diese allein vermögen Alles zu leisten, wir müssen ihnen helfen, ihnen die Gelder liefern, denn ohne Geld, viel Geld, kommt man dort nicht vorwärts.

Ein Blick auf die Thätigkeit der Protestanten sagt uns, daß wir keine Zeit zu verlieren haben. Ueberall im protestantischen Lager wird mächtig die Trommel gerührt und auf die Anstrengungen des Afrika-Vereins deutscher Katholiken hingewiesen, und, wir geben es gern zu, man weiß auf jener Seite

Opfer zu bringen, wenn es gilt, Missionszwecke zu fördern. Nicht lange wird es dauern, und die protestantischen Prediger werden schaarenweise mit Weib und Kind nach Deutsch-Afrika ziehen, um die Wilden zu bekehren, vor Allem aber, um unseren katholischen Missionaren so viel Grund und Boden streitig zu machen, als eben möglich. Und dasselbe gilt in noch höherem Maße von England, dessen Secten alljährlich ungezählte Millionen für die Verbreitung ihres Glaubens zusammenbringen.

Man deute uns diese Zeilen nicht falsch. Wir wollen keinen anderen Kampf unserer Missionare mit jenen anderer Confessionen, als jenen, der auf dem Boden friedlichen Wetteifers ausgefochten wird. Afrika ist groß genug, um darin einander nicht auf die Zehen zu treten, aber das erachten wir als eine heilige Pflicht der Katholiken, daß sie für die wahre Kirche Christi so viele Völker zu gewinnen streben, als nur eben möglich, daß sie nicht aus schuldbarer Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit Völker dem Irrthum in die Arme werfen, welche ein Anrecht auf das wahre Christenthum haben.

Also, Katholiken, rührt Euch! Es gilt zu beweisen, daß wir den Namen Katholiken verdienen, indem wir der ganzen Welt ein leuchtendes Beispiel von Opferwilligkeit und Eifer für eine heilige Sache geben. Väter, erziehet Eure Söhne, soweit Gott ihnen die Anlagen dazu gegeben, zu Aposteln, denn die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige; Mütter, erbittet es als eine Gnade des Himmels, Eure Töchter als gottgeweihte Jungfrauen dereinst in Afrika wirken sehen zu dürfen; Kinder, betet für Eure unglücklichen Brüder und Schwestern, Alle aber öffnet die mildreiche Hand und unterstützet mit allen Kräften den Afrika-Verein, damit er im Stande sei, Großes zu leisten. Gering ist der geforderte Jahresbeitrag, aber nur deshalb ist er so gering, damit der Einzelne ihn selbst erhöhe und damit sein Verdienst vermehre. 1 Mark, es ist das Scherflein der armen Wittwe im Evangelium, für die anderen aber, denen Gott mehr gegeben, gilt das Wort der hl. Schrift: „Mit demselben Maße, mit welchem Ihr ausmesset, wird Euch auch wieder ausgemessen werden."

[Nachdruck untersagt.]

Die katholischen Missionen Afrikas.

[7. Fortsetzung.]

Von Baron Leo de Bethune.

3. Apostolisches Vicariat der Galla oder Süd-Aethiopiens.

(Mission der Capuciner.)

Das Königreich Schoa, südlich von Amhara gelegen, bildet seit Anfang dieses Jahrhunderts politisch einen der drei großen Theile von Aethiopien. Seine gesittete Bevölkerung, aus amharischen Colonien gebildet, bekennt sich zum Christenthum, und zwar zu den Lehren des dem Katholicismus nahe stehenden sost ledel.

Je mehr man aber nach Mittag fortschreitet, desto mehr zerstreuen sich diese abessinischen Christengemeinden inmitten einer anderen Race, jener der Galla, welche sich selbst den pomphaften Namen Ilm-Orma oder „Menschensöhne" beilegen. Nach dem Geographen Elisée Reclus sind diese Völker Nigritier, verwandt mit den Völkern aus Mittelafrika. Cardinal Massaia, welcher lange Jahre in jenem Lande seine apostolische Thätigkeit ausübte, ist dagegen der Meinung, daß die Galla, welche er für stammverwandt mit den Abessiniern hält, wie diese aus Asien stammen. Auf Massaias Seite stellt sich auch die Wissenschaft, indem sie die Ilm-Orma unter die hamitischen Völker mit den Berbern und alten Aegyptiern einreiht. Die eigentlichen Abessinier sind Semiten wie die Araber. Afrikareisende wie Missionare bezeichnen übereinstimmend die Galla als eine hervorragende Menschenrace. Sie bewohnen ein weites Gebiet, vom Aequator bis zu den äthiopischen Alpen, von Melinde am Indischen Ocean bis zu den großen Seen und dem oberen Nil. Ihr schöner körperlicher Wuchs hat, besonders in den letzten Zeiten, vielfach die Habgier der Sclavenhändler gereizt, welche ihnen deshalb häufig ihre räuberischen Besuche abstatten.

Die Mehrzahl der Galla des Nordens war zum Christenthum bekehrt, ehe der muselmännische Eroberer Granhe (1528) das Land überschwemmte. Sie haben noch einen gewissen christlichen Anstrich bewahrt, wie einige Namen von Heiligen, die Sonntagsruhe und die äußerliche Feier einiger Festtage. Aber trotz dieser Ueberreste aus christlicher Zeit sind die „Menschensöhne" zum größten Theile Feinde des Christenthums geworden, denn dieses Christenthum finden sie verkörpert in ihren abessinischen Herren. Sie treiben abscheulichen Götzendienst und alle Arten Zauberei. Einige Völkerschaften sind zum Islam übergegangen.

Diese interessanten Länder, vor dreihundert Jahren von unverzagten Jesuiten, z. B. dem P. Fernandez, bereist, waren zu Anfang unseres Jahrhunderts vollständig in Vergessenheit gerathen. Gegen 1840 lenkte Herr von Abbadie von Neuem die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sie. Dieser Reisende stellte bei allen Völkern das Vorhandensein christlicher Ueberlieferungen fest. In der Provinz Enyara hatte trotz der Tyrannei eines kleinen muhamedanischen Königs eine Gruppe von Christen ihren Glauben treu bewahrt; vier Generationen von ihnen hatten keinen Priester gesehen, und trotzdem war in den Herzen jener braven Leute der Glaube so lebendig geblieben, daß sie ihre Kinder in das Fürstenthum Gojjam schickten, um sie taufen zu lassen. Mehr südlich, im Königreiche Djimma-

Kaka, an der Straße nach Kafa gelegen, fand Herr von Abbadie eine christliche Colonie von 400 Feuerstellen oder ungefähr 2000 Seelen, unter ihnen einen Krieger des Waratta, dessen Großvater ein Fremder gewesen und vom Meere aus gekommen war. „Dieser Mann", erzählt Herr von Abbadie, „fastete an den Freitagen und Samstagen, statt wie die meisten Aethiopier, an den Mittwochen und Freitagen, woraus ich schließen muß, daß sein Vorfahre ein römisch-katholischer Christ war." Der Reisende beschreibt ferner nach eigener Anschauung wie nach Hörensagen ein Dutzend kleiner Königreiche, wo das Christenthum noch existirte, obwohl man seit einem Jahrhundert dort keinen Priester gesehen. In einem ausführlichen Berichte, datirt aus Quarata (Abessinien), 9. März 1845, gab Herr von Abbadie der hl. Congregation der Propaganda in Rom Kenntniß von seinen Entdeckungen. Zwei Jahre vor ihm bereits hatte ein Belgier, Herr Blondel von Ceulenbroeck, den gleichen Schritt gethan. Dieser Diplomat, damals General-Consul Belgiens in Alexandrien, hatte gelegentlich einer Dienstreise nach Abessinien Gelegenheit, sich mit dem König von Gojjam, einem Nachbarstaate von Schoa, zu unterhalten und erkannte, daß dieser Fürst den katholischen Missionaren gewogen sei. In Folge der Vorstellungen dieser beiden Reisenden errichtete Papst Gregor XVI. durch Decret vom 30. April 1846 in Süd-Aethiopien das apostolische Vicariat der Galla und vertraute es dem Kapuciner-Mönche P. Massaia an. Dieser eifrige Prälat reiste alsbald mit vier Patres oder Brüdern seines Ordens in die neue Mission ab.

Zweimal durch die mit dem schismatischen Bischof verbündeten Protestanten aus Abessinien vertrieben, irrte Msgr. Massaia mehrere Jahre lang an den Küsten des Rothen Meeres umher, wo er die Mission von Aden gründete und 1849 in Massauah Msgr. Jacobis zum Bischof weihte. Glücklicher als ihr Bischof, hatten einige Capuciner Schoa erreicht. Endlich, gegen 1852, konnte Massaia zu ihnen gelangen und nun waren seine Anstrengungen bald von Erfolg gekrönt. Im folgenden Jahre bereits dachte er daran, einen seiner Schüler zur priesterlichen Würde zu erheben.

Die Thätigkeit Msgr. Massaias beschränkte sich zunächst auf die Provinz Gudru, wo er vier Gemeinden besaß. Als aber Kaiser Theodorus, der geschworene Feind des Katholicismus, zur Herrschaft gelangte, mußte er sich von diesem den Staaten des Negus zu nahe gelegenen Punkte zurückziehen und ließ sich in Lagamara nieder, wo er zwei Kirchen errichtete, ferner ein Seminar, welches bald einen Subdiacon, fünf Cleriker und sechs Zöglinge zählte. Der würdige Prälat verwandte eine ganz besondere Sorgfalt auf die Heranbildung eines eingeborenen Clerus, welcher nach seiner Ansicht allein im Stande war, diese im Herzen noch christlichen Völkerschaften zu regeneriren. Von allen Seiten verlangte man auch katholische Priester. „Meine Mitbrüder", schrieb der Bischof 1856, „sind nicht weniger glücklich. Der Pater Felicissimo in Enyara genießt das Schauspiel, daß sich an Sonn- und Festtagen das Volk auf den Schall der königlichen Trommel versammelt, um der Messe und Christenlehre beizuwohnen; die Neugetauften zählen nach Hunderten und die Zahl der Katechismusschüler übersteigt alle Erwartung. Im Len-Werra baut Pater Abba-Hajla eine Kirche für seine Neubekehrten. Pater Cäsar ist mit einem eingeborenen Priester nach Kafa abgereist, wo der König ihn mit den größten Ehren empfangen hat. Ueberall giebt sich ein kräftiger Zug zu unserer heiligen Religion kund, überall findet man Völker, früher christlich, bei denen der Glaube wieder zu erwachen scheint. Die einzige Provinz von Gurage zählt heute mehr als vierzig Kirchen ohne Priester. Könnten wir ihnen solche geben, sie wären unser, aber leider fehlt es nicht blos an der nöthigen Zahl, sondern auch an den Geldmitteln."

Was die eigentlichen Galla anbetrifft, so fand Msgr. Massaia sie im tiefsten Götzendienste, verthiert durch einen Cultus, in welchem Albernheit und Grausamkeit um den Vorrang stritten, voller Aberglauben und entnervt durch zahllose Gebräuche der Magie. Eigenthümlicher Widerspruch: sie wollten vom Christenthume nichts wissen, verehrten aber das Kreuz und den Namen der allerseligsten Jungfrau. Nur schwer waren die Erwachsenen von ihren animistischen Lehren abzubringen, hatten sie aber einmal das Christenthum angenommen, so blieben sie ihrer neuen Ueberzeugung unerschütterlich treu. Deshalb setzten die Missionare größere Hoffnungen auf sie, als auf die Abessinier, deren Veränderlichkeit sprichwörtlich ist, ebenso auf die Sidama oder Bewohner von Kafa. Diese nannten sich Christen, obwohl sie kaum noch den Namen Jesu Christi kannten. Sie wußten nichts von den Geheimnissen unseres hl. Glaubens, kannten keines unserer Sacramente. Der Name des hl. Georg, dem sie mehr als göttliche Ehren erweisen, des hl. Michael und des hl. Gabriel machten ihr ganzes Christenthum aus. Dem Kapucinerpater Leo gelang es, in jenen Gegenden mehr als 400 Personen zum Christenthum zu führen. 1859 reiste P. Massaia mit drei eingeborenen Capucinern nach

Kafa; man bereitete ihm einen glänzenden Empfang, über dessen Aufrichtigkeit er sich indeß keiner Täuschung hingab. Der König, welcher die Missionare aus persönlichen Rücksichten hatte kommen lassen, erschrak bald über die Fortschritte des Christenthums, und in der Hoffnung, die Missionare von ihrer apostolischen Thätigkeit abwendig zu machen, verlangte er von ihnen, sie sollten Weiber aus der königlichen Familie ehelichen. Man kann sich denken, wie diese Zumuthung von den Missionaren aufgenommen wurde. Damit war Mfgr. Massaias Verderben besiegelt. Gewaltsam in die Wildniß hinausgetrieben, wäre er zu Grunde gegangen, hätte nicht ein humaner muselmännischer Häuptling ihn gerettet. Den in Kafa verbliebenen eingeborenen Missionaren gegenüber sparte der hinterlistige Monarch weder Drohungen noch Lockungen, um sie von ihrer Pflicht abwendig zu machen, und besonders, um sie zu verheirathen, denn die Ehelosigkeit betrachtete er als ein unübersteigliches Hinderniß für seine Absicht, das christliche Priesterthum in seine Abhängigkeit zu bringen. Die würdigen Söhne des hl. Franziscus blieben aber fest und die Verfolgungen, welche sie zu erleiden hatten, führten ihnen nur um so mehr Neubekehrte zu. Sogar der erste Minister des Königs bekannte sich öffentlich zur christlichen Religion, und dieses edle Beispiel wirkte einigermaßen beruhigend auf den Despoten. In jener Zeit riefen die Bedürfnisse seiner Mission Mfgr. Massaia nach Europa zurück. Er nahm eine Anzahl Galla-Kinder mit nach dort und übergab sie den Kapucinern von Marseille zur Erziehung. Er selbst benutzte seinen einige Monate dauernden Aufenthalt in Frankreich zur Drucklegung einer Grammatik und eines Wörterbuches in der Gallasprache, die bis dahin den Gelehrten noch vollständig unbekannt geblieben war. Gleichzeitig erließ die Congregation der Propaganda ein Decret, nach welchem die Mission von Süd-Aethiopien (bisher in Händen der italienischen Capuciner), an den französischen Zweig desselben Ordens überging. Mehrere Mönche reisten sofort ab und ließen sich bis zur Rückkehr ihres Bischofes in Obock am Rothen Meere nieder, welchen Hafen Frankreich eben in Besitz genommen hatte.

Schlimme Dinge hatten sich während der Abwesenheit Mfgr. Massaias in Schoa zugetragen. Der Negus Theodoros von Abessinien hatte dieses Königreich sich mehr oder weniger tributpflichtig gemacht, aber Menelik, die mißliche Lage des Negus benutzend, hatte sich losgesagt von ihm und Schoa seine Unabhängigkeit wiedergegeben. Indessen hatte die Mission viel zu leiden gehabt von den kriegerischen Einfällen des

Negus; Mfgr. Coccino, Hülfsbischof Mfgr. Massaias, sah seine Anstalten von Lagamara der Zerstörung anheimfallen; er selbst mußte Zuflucht suchen in der Provinz Gudru bei dem Fürsten Gotscho, welcher der erste Schüler der Kapuciner in Süd-Aethiopien gewesen war. In Kafa waren die Taufen zahlreich und mehrere eingeborene Priester übten dort zur Zufriedenheit ihres Bischofes die Seelsorge und das Apostolat aus.

Durch die englische Expedition und den Tod des Negus ward König Menelik großer Besorgnisse ledig; er wandte nun Alles auf, um sein Land das Unheil, welches der Krieg mit Theodorus ihm gebracht, vergessen zu lassen. Um sein Volk zu civilisiren, wandte er sich dringend an Mfgr. Massaia, für den er die höchste Achtung und aufrichtigste Verehrung hegte, mit der Bitte, in sein Land zurückzukehren. Der Prälat, begleitet von seinen neuen französischen Mitarbeitern, traf am 11. März 1868 in der Hauptstadt von Schoa ein, nachdem er unter zahllosen Gefahren die greuliche Wildniß der Danakils durchwandert hatte. Der König bereitete ihm einen äußerst herzlichen Empfang, der Bischof erhielt sogar einen Theil des fürstlichen Grundbesitzes, um dort Colonieen für katholische Galla anzulegen. (Forts. folgt.)

Aus dem Leben eines Negerpriesters.

(Schluß.)

Nach einigen Wochen, als unsere Gebieter mit diesen Bergbewohnern ihre Geschäfte erledigt zu haben schienen, wurde der Vormarsch nach Kordofán wieder aufgenommen. Als wir in der Nähe der Brunnen von Malbes (wo unsere Mission eine christliche Neger-Colonie hatte, welche sammt den Missionen von Djebel-Nuba und El-Obêid, wie selbst Khartum durch den Mahdi zerstört wurde) ankamen, zog sich Uad-Defâala, welcher der Anführer dieser Menschenjagd war, wie auch Assemani auf seine Felder, die ein Jeder der Beiden dort liegen hatte, zurück.

Wir lagen geraume Zeit in den Feldern von Malbes und waren während dieser Zeit wie eine Heerde in ihrer Umfriedung eingeschlossen. Assemani war aber nicht unser eigentlicher Herr, sondern nur ein Abgeordneter Abdullâhis, des Bruders Uad-Defâala's, über welch' letzteren ich schon weiter oben sprach. Assemani wollte nun ehestens nach El-Obêid abziehen, um uns dem eigentlichen Herrn zu übergeben. Darum wurden wir nach diesem Beschlusse am frühesten Morgen versammelt und zu Zweien zusammengebunden und in Prozessionsordnung nach El-Obêid getrieben. Vor den Brunnen der Stadt angelangt, wurde dort gelagert, und sollten wir

da auch die Nacht verbringen. Um 1 Uhr nach Mitternacht wurden wir aber schon wieder zum Aufbruch genöthigt, um noch vor Sonnenaufgang in der Stadt zu sein. Als wir beim Stadtthore, wenn man es so nennen kann, angelangt waren, wurden wir wieder in Prozessions-Ordnung gereiht und das größte Stillschweigen bei so und so vielen Korbâtschhieben aufgetragen. — So zogen wir am frühesten Morgen lautlos und ungesehen in die Stadt El-Obêid, wo die Mitwissenden schon gierig unserer harrten. Da man dort keinen Platz für uns bereitet hatte, wurden wir Alle ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes in einen finstern Winkel hineingepfercht, wo uns nach den vielen Peitschenhieben, die wir empfangen hatten, nun die zahlreichen und großen Ameisen furchtbar zurichteten.

Es scheint, daß der Gouverneur von unserm Eintreffen nichts wußte, denn sonst würde er jedenfalls eine Kopfsteuer, sei es in Geld oder Sclaven, abverlangt haben; so aber ging alles still und ohne Störung seinen Lauf.

Nach zwei Wochen fing man an, uns auf dem Ochsenmarkte zu verkaufen. Damit ein jeder Sclave mehr Werth und ein schöneres Aussehen habe, wurden wir täglich mit Fett eingerieben, um die Striemen und Rauden verschwinden zu machen und der Haut ein noch schöneres Aussehen zu verleihen. Tag für Tag schwanden meine Leidensgefährten, bis wir nur zu drei verblieben, nämlich meine Mutter, ich und ein anderer Knabe.

Mehrere Monate war ich schon in El-Obêid. Da sandte mich mein Herr, der viele Schafe hatte, auf's Feld, um sie zu weiden. Dort war auch eine Dinka-Negerin und zwar aus Gon-de-Moü, die schon vor vielen Jahren in Sclaverei gerathen und nun verheirathet und Mutter zweier Knaben war. Bei dieser wohnte ich mit meiner Mutter, die hier harte Feldarbeiten verrichten mußte, während ich die Schafe hütete. — Noch hatte ich die eigentliche Härte der Sclaverei als solche nicht verkostet. Als aber die Mutter immer anderswo arbeiten mußte und ich von Allen verlassen, vernachlässigt und vergessen war, mußte ich mich selbst behelfen, mir das Leben irgendwie zu fristen. In solchem Elende lernt man das Gut der verlorenen Freiheit kennen und schätzen! Die Erinnerung an meine Heimath und wie gut ich es da hatte, wo ich mich frei bewegen durfte, machte mich immer trauriger!

Der Herr hatte mich und meine Mutter nach El-Obêid zurückgerufen. Die Mutter sollte ihm auf einer neuen Hetzjagd gegen die Dinka die Speisen zubereiten. Meine Bestimmung wurde in dieser Zwischenzeit wenig geändert. Die Mutter würde den Herrn für sich um eine andere Anstellung gebeten haben, so aber ging sie gern in der Hoffnung, ihre Töchter wiederzusehen und durch den Herrn auf dem Wege des Umtausches ankaufen zu lassen. Sie hatte den Herrn auch gebeten, daß er mich gleichfalls mitnehme. Da riethen ihm aber viele davon ab, damit nicht etwa die Familie, falls sie sich finde, dann vereint Reißaus nehme. — Als ich wieder ohne Mutter war, ging's mir elend, und ich wußte kaum, woher ich mir Lebensmittel verschaffen sollte. Da ging

ich auf die Felder und suchte nach verschiedenen Kräutern, die in der Stadt gern gekauft wurden. Die Hälfte des Erlöses hierfür steckte ich für mich ein, um mir damit das Leben zu fristen; die andere Hälfte lieferte ich meiner Gebieterin ab, der ich eigentlich den ganzen Erlös hätte abliefern müssen. Später hatte ich die Wahl, Thorwächter oder Verkäufer oder Schneider zu werden, bis ich schließlich wieder auf's Feld geschickt wurde, die Schafe zu weiden. Dort wohnte ich beim Sclavenaufseher. Dieser ging eines Tages nach El-Obêid, um verschiedene wohlriechende Salbereien für seine Frau einzukaufen. Als er zurückkam, war er furchtbar aufgeregt und zornig — warum, weiß ich bis heute nicht — und sagte mir, daß er bei meinem ersten Fehltritte einen ganz neuen Korbâtsch auf meinem Leibe verbrauchen werde. Ich hielt diese Drohung natürlich für Scherz und mußte meine Einfalt bald theuer büßen. Eines Abends hielt er ein größeres Gastmahl, und da ward ich beauftragt, die Flasche mit dem riechenden Oele in den Speiseraum zu bringen. Ich ging sie holen und kaum hatte ich den Flaschenhals ergriffen, so hatte ich die Trümmer desselben in der Hand, die Flasche aber lag am Boden. Glücklicherweise war dieser Boden ein Sandboden, die Flasche ging nicht zu Grunde und es ward wenig nur vom Inhalt verschüttet. Kaum hatte der Herr aber dies bemerkt, so war auch der Korbâtsch da und wurden mir die Kleider fortgerissen und auf mich blindlings zugehauen. Ich war schon fast bewußtlos, halbtodt und lag stumm auf der Erde; dann zog er mich hinaus und warf mich unter einen Baum. Mein Kopf war ganz geschwollen und schwer, mein Körper voll von Beulen und Fisteln und ich konnte mich nicht bewegen. — Die andern Sclaven hatten Mitleid mit mir und wuschen mich, als der Herr weggegangen war, so lange, bis das Blut zu fließen aufhörte, rieben mich dann mit heilsamen Salben ein und brachten mich in die Wohnung jener Sclavin aus Gon-de-Moü, deren ich schon weiter oben erwähnte. Hier fing ich an, wieder zu Kräften zu kommen. Nach einigen Tagen bat sie Araber, mich mitzunehmen und meiner Herrin dort zu übergeben, worauf ich Thorwächter wurde.

Die Rückkunft meines Gebieters war unmittelbar bevorstehend; denn schon war er mit vielen Sclaven, unter denen eine meiner Verwandten war, auf seinem Landgute vor El-Obêid angelangt. Am folgenden Tage, wo mein Herr des Abends im Hause eintreffen sollte, wollte die Herrin des Hauses ihrem zurückkehrenden Gemahle ein großes Mahl bereiten und ließ darum aus des Gebieters Wohnung, die ein Haus für sich bildete, durch eine Sclavin einige Thaler holen, um das Nöthige zu diesem Mahle einzukaufen. Ich hatte als Thorwächter die Schlüssel des Hauses, und da ich gerade fortgehen mußte (warum, erinnere ich mich nicht mehr), so überließ ich den betreffenden Schlüssel der Sclavin mit der Bedeutung, ihn mir ehestens wiederzugeben. Die Sclavin hatte gethan, wie ihr befohlen worden war, verschloß des Gebieters Wohnung, und was sie mit dem Schlüssel that, weiß ich nicht; kurz, er ging verloren. Am andern Morgen fand man ihn auf dem Dache (Terrasse) des Hauses. Die

Schuld aber traf mich, weil ich als Thorwächter die Schlüssel nicht aus der Hand lassen durfte. Mir aber war schon den ganzen Nachmittag bange. Immer näher rückt der Abend, man will das Bett des Gebieters bereiten und kann zu dessen Wohnung nicht hinein. Die Sclavin glaubt, ich hätte den Schlüssel, und ich wieder, sie müsse ihn haben. Nun werden wir Beide beim Bruder des Herrn angeklagt. Ich, in Erwartung meiner Strafe, laufe wie ein Verzweifelter im Hause herum und suchte Schutz bei den Fremden. Auch da habe ich keine Aussicht und verberge mich darum in einem dunklen Winkel des Hauses und denke nach, was thun? Da kommt mir die katholische Mission, welche in unmittelbarer Nähe war, in den Sinn, aber auch die Verleumdung, daß die Missionare die Kinder schlachten und verzehren! „Ich will es mit der Mission versuchen", sagte ich zu mir selber; „sei es auch, daß sie mich verzehren, so werde ich doch von meinem elenden Loose befreit." Aber nun, wie hinauskommen? Beim Thore ging's nicht; denn da standen die Freunde des Gebieters in dessen Erwartung. Einen Winkel, für den Augenblick mich zu verbergen, hatte ich wohl gefunden, aber früher oder später mußte ich da getroffen werden, und was dann? Es blieb kein anderer Ausweg, als die fünf Meter hohe Mauer zu erklettern. Doch waren an einer anderen Stelle zwei Mauern so neben einander, daß ich rechte Hand und Fuß an die eine, linke Hand und Fuß an die andere Mauer stützen und dadurch viel leichter die Höhe erreichen konnte. Ich stehe eine Weile wie zum Verzweifeln da und überlege, ob ich's wagen soll. Da überkommt mich wieder die Angst vor dem Herrn; das giebt mir Kraft und Muth, ich setze Hände und Füße an die Mauer und wie eine bequeme Leiter steige ich sie in Eile hinan, als sei ich beflügelt gewesen. Oben angekommen, rettete ich mich durch einen kühnen Sprung in's Freie und suchte die Verzäunung entlang, statt in die Mission zu fliehen, das Freie, und eilends ging's zur Stadt hinaus! — In diesem Augenblick schienen zwei Gewalten in meinem Innern zu streiten: die eine trieb mich zur Eile, die Stadt zu verlassen, an; die andere wieder hielt mich fast gewaltsam zurück, und fast schien es mir, die Worte zu vernehmen: „Geh' in's Haus der weißen Christen!"*) Ich wußte mir nicht zu helfen und zu rathen. Ich stand still und lehnte eine gute Weile ganz vereinsamt an einer Mauer, während diese zwei Gewalten im Innern sich um mich weiter stritten. Endlich kam ich zum Schlusse: „Geh' zu den weißen Christen! Besser ist's, gleich zu sterben und verzehrt zu werden, als unter Peitschenhieben langsam dahinsterben zu müssen." Gesagt, gethan! Jenen Schluß bei mir gesprochen und die innere Ruhe wiedergefunden zu haben, schien alles ein Moment zu sein. Da mußte ich an den Mauern des Hauses meines Gebieters vorüber. Im Innern war ein wüstes Geschrei,

*) „Weiße" Christen zum Unterschiede der eingeborenen Christen, welche bis dahin lauter häretische Kopten waren, die ihre Sclaven ebenso schlecht behandeln als die Araber.

und hörte ich wiederholte Todesdrohungen gegen mich. Da laufe und laufe ich, als habe ich Schwingen, und sehe mich mehrmals um, ob mir nicht Jemand folge. Gott sei Dank! es sah mich Niemand. — Beim Missionsthor angelangt, klopfte ich. Ein Greis giebt mir Einlaß. „Kann ich deinen Herrn sehen?" fragte ich. Ein bejahendes Nicken war die Antwort. „Frage, ob ich vor ihm erscheinen darf." Kurz darauf hatte ich Bescheid und ward zu Monsignor Comboni, sel. Andenkens, geführt. Es war schon spät Abends und hatten sich bereits Alle in ihre Zimmer zurückgezogen. „Wessen Sclave bist du?" fragte Comboni.

„Eines Kameeltreibers." *)

„Wo ist das Haus deines Herrn?"

„Weit von hier."

„Und wer hat dich hierher gesandt?" — Ich, der ich, aufrichtig gesagt, bisher noch nie über Gott im eigentlichen Sinne sprechen gehört hatte, noch von Gott etwas wußte, noch wissen konnte, ob der Name „Gott", den ich aussprechen wollte, der Christen Gott sei, antwortete auf des apostolischen Provicars Frage: „Gott." Ueber diese Antwort schien Monsignor Comboni erstaunt und lachte mit dem andern Missionar, der in seinem Zimmer war — und Beide redeten einige für mich damals noch unverständliche Worte. Hierauf wurde ich in den Schlafraum der Knaben geführt.

Unmittelbar nach meiner Flucht war mein Gebieter zu Hause angelangt, und als er nach mir verlangte, ward ihm zur Antwort, daß ich entlaufen sei, aber Niemand wisse wohin.

Nach einigen Wochen stand ich in der Nähe des Missionsthores, das gerade offen war, mit den andern Knaben spielend. Da ging zufällig eine Sclavin meines Herrn vorbei und sah mich untern den Buben; ich sah sie ebenfalls. Diese ging ihrem Herrn sofort von dem Gesehenen Mittheilung machen. Gleich war auch der Herr da. Ich hatte aber Monsignor Comboni, die Gefahr errathend, gleich den wahren Sachverhalt erzählt und gebeten, daß er mich doch beschützen und nicht ausliefern möge. Da sagte mir Comboni, auf alle Fragen sollte ich nur antworten, daß ich zum Herrn nicht mehr zurückkehren wolle. — Mein ehemaliger Gebieter versuchte mehrmals und unter Drohungen, mich herauszubekommen; aber ich gab immer dieselbe Antwort. — Schließlich hoffte er, Comboni bestechen zu können, er brachte zwei Kühe und zwei Kälber in die Mission und ließ sie dort. Er erhielt aber zur Antwort, daß die Missionare Menschen weder ankaufen, noch verkaufen dürfen, noch daß sie einen flüchtigen Sclaven, der sich in Umständen wie ich befinde, wo das Gesetz ihn schütze, ausliefern könnten, sondern ihn beschützen und vertheidigen müßten.

*) Die sanfte Weise Comboni's ließ mich gleich erkennen, daß ich es mit keinem Menschenfresser zu thun hatte, und in der Angst, er möchte mich nicht aufnehmen, nannte ich meinen einflußreichen Herrn nicht, sondern nahm zu einer Lüge Zuflucht.

Darob verzweifelt, führte mein ehemaliger Gebieter meine Mutter in die Mission mit sich, in der Hoffnung, daß meine Liebe zu ihr und ihre zärtlichen Worte mich erweichen würden. Es war Nachmittags, ich war eben bei den Klosterfrauen gewesen und als ich von da zurückkam, sah ich die Mutter herbeikommen und lief ihr freudig entgegen. Nach einer Menge von mütterlichen Zärtlichkeiten sagte sie: „Kehren wir jetzt zum Gebieter zurück!"

„Mutter! das kann ich nicht", war meine Antwort.

„Aber komm' doch", sagte sie im zärtlichsten Tone, „warum fürchtest du dich?"

„Nein, ich kann nicht, Mutter! Wiewohl ich dir nie ungehorsam war, dieses Mal kann ich nicht!"

„Aber deine Schwestern harren deiner mit Sehnsucht; komme und kehre später wieder hierher zurück, wenn es dir hier so wohl gefällt!"

„Wenn meine Schwestern mich zu sehen wünschen, so mögen sie hierher kommen, wo das Thor immer offen ist, und ihnen sicher nichts Böses widerfährt, aber daß ich zum Herrn zurückkehre, ist mir unmöglich; bleibe lieber du hier, meine Mutter, so werden wir wieder beisammen sein! Aber ich werde nie wieder zur Rückkehr den Fuß zu diesem Thore hinaussetzen!" Dann erinnerte sie mich an alles, was sie mir seit meiner Kindheit gethan und an die Schmerzen, die sie um meinetwillen ausgestanden habe.

„Das alles ist wahr, liebe Mutter, aber ich kann nicht mitgehen!"

Aufgeregt über diese nochmalige Weigerung, befeuchtete sie den rechten Zeigefinger mit Speichel und hob so Staub von der Erde auf; damit erregt meine Stirne bestreichend, schwur sie: daß ich für sie todt sei, daß sie mich nie mehr wiedersehen wolle, und eilte wie rasend zum Thore hinaus.

Wie ein Blitz traf mich armen Knaben dieser Schwur meiner Mutter; aber es war zugleich der feierlichste Augenblick meines Lebens, den die Vorsehung mir gegeben; denn von dieser meiner Antwort hing es ab, das Sclavenzeichen von meiner Stirne zu reißen, dadurch mit der persönlichen Freiheit jene der Kinder Gottes durch die heilige Taufe erlangen und aus der Knechtschaft des Teufels befreit zu werden, oder durch meine Nachgiebigkeit in ewiger Knechtschaft des Leibes und der Seele zu bleiben. Ein Augenblick brachte mir dadurch den glänzendsten Sieg! — Was die Mutter von meinen Schwestern u. s. w. erzählte, um mich umzustimmen, war zudem erfunden.

Nach solch' harter Probe wurde ich zum christlichen Unterrichte zugelassen und hatte den ganzen Katechismus im Zeitraum eines Monats mir zu eigen gemacht, worauf auch der apostolische Provicar Monsignor Daniel Comboni mit mir eine Ausnahme machte und statt mich ein ganzes Jahr oder auch zwei Jahre bis zur hl. Taufe warten zu lassen, mir schon so bald, nämlich am Herz-Jesu-Feste, 12. Juni 1874, nicht nur die hl. Taufe, sondern auch die hl. Firmung ertheilte. Der gute Vater Comboni gab mir in der hl. Taufe den Namen des großen Propheten Daniel, wie er selbst ihn führte. Ich kann es nicht aus-

sprechen, welchen Frieden, welche Ruhe, welche Süßigkeit ich an jenem glücklichsten meiner Tage empfand! Bald nachher hatte ich auch das Glück, zur hl. Communion zugelassen zu werden. Was ich an diesem zweiten Tage meines Lebensglückes empfand, ich kann es nicht aussprechen, außer: glücklich, wer in diesem heiligen Momente begreift, was er thut!

Einige Monate nachher hörte ich von jener Verwandten, welche in der letzten Sclavenjagd gefangen worden war, daß meine Mutter entflohen, aber nach beharrlichem Suchen wieder aufgefunden und nun auf den Feldern wohlbewacht sei.

* * *

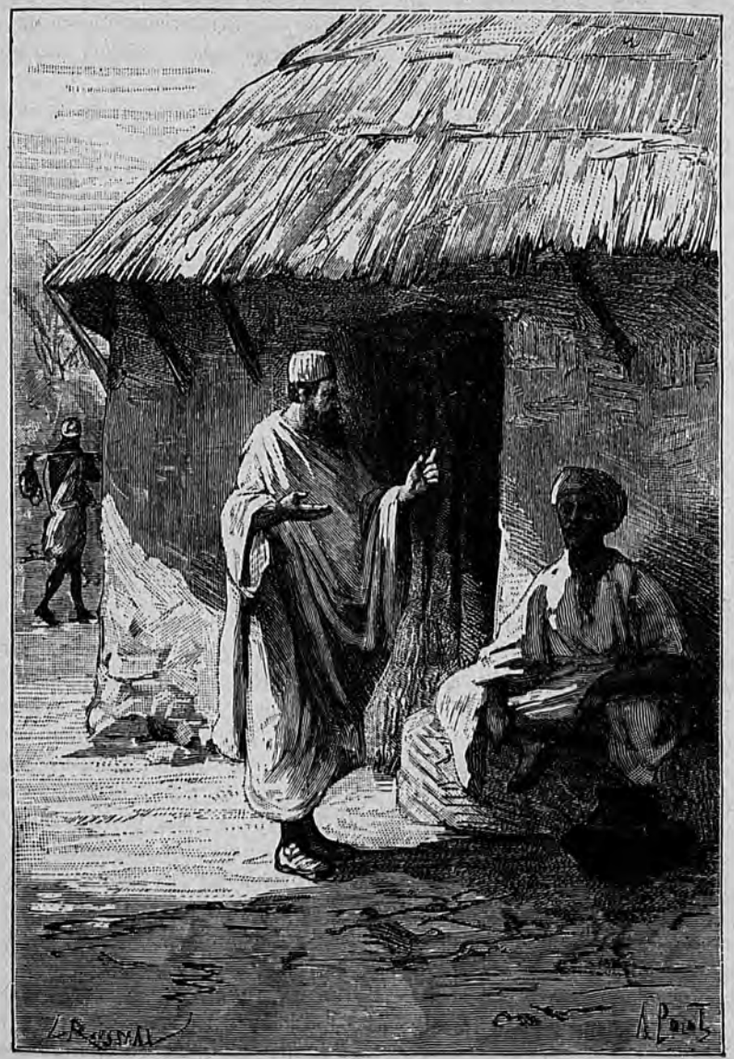
Die weiteren Schilderungen, wie Daniel nach Rom gesandt wurde, wo er nach Beendigung seiner Studien zum Priester geweiht wurde, übergehen wir hier. Ausführlich hat er seine Lebensgeschichte in einer kleinen Broschüre niedergelegt, welche vom Vorstande des Negervereins in Köln zu beziehen ist.

Drei junge Afrikaner: „Leo Dagwe, Andreas Mbangä und Joseph Timba, am Tische des Herrn."

St. Ottilien, 15. April.

Es wird für unsere verehrten Wohlthäter und Wohlthäterinnen gewiß von Interesse sein, wieder etwas aus St. Ottilien zu hören.

Am letzten hochheiligen Osterfest sahen die Missionare und Missionsschwestern die mit der Auferstehung des Herrn erwachende Hoffnung für die Heiden in theilweise Erfüllung gehen. Unsere drei jungen Afrikaner feierten im stillen Klosterkirchlein ihre erste hl. Communion, nachdem sie im vorigen Jahre die hl. Taufe und in den Wochen der näheren Vorbereitung das hl. Bußsakrament wiederholt empfangen hatten. Die Kinder bereiteten sich höchst erbaulich auf den hohen Tag vor, und zeigt schon das Verhalten des Andreas, wie ernst sie es überhaupt mit dem Empfang der hl. Sakramente nehmen. Als die Knaben zum ersten Male beichten sollten, wurde Andreas von seinem Freunde besucht, der sogleich wie gewöhnlich, sich über dies und jenes mit ihm unterhalten wollte. Andreas aber antwortete ihm: „Ich habe heute keine Zeit; denn ich muß mich vorbereiten auf die hl. Beicht", und er sprach dann nichts mehr mit seinem Freunde, sondern benutzte die Zeit, sein Gewissen zu erforschen. Oft und inständig baten die Kinder um die Gnade der hl. Communion und harrten mit unaussprechlicher Sehnsucht des Tages, wo sie ihren Herrn und Gott empfangen sollten. Als nun endlich der Morgen des hochheiligen Osterfestes angebrochen und die Stunde gekommen war, begaben sich alle drei zur Kirche, jeder in einem marine-blauen Anzuge, auf der linken Brustseite ein Lilienbouquetchen gesteckt, in der Hand die Communionkerze,



Begegnung mit einem Häuptling.

Begegnung mit dem König der Wildniß.

welche mit weißen Blüthensträußchen umwunden und am unteren Ende mit einer langen seidenen Schleife verziert war, wie es hier in Bayern Brauch ist. An ihren, für sie eigens vor der Communionbank hergerichteten, mit rothen Teppichen geschmückten Plätzen angekommen, knieten sie dort mit tiefster innerer Sammlung und Andacht nieder. Aus ihren unschuldigen Blicken leuchtete ein treuer, kindlicher Glaube, ihr ganzes Aeußere trug das Gepräge der inneren religiösen Ueberzeugung und Andacht, wovon ihr Herz durchdrungen war. Jedermann mußte gerührt sein beim Anblick der drei Knaben und können sie in jeder Beziehung den weißen Communionkindern als Vorbild dienen. Welch freudiges Gefühl wird es für die verehrten Wohlthäter sein, sich sagen zu können, daß sie zu der Rettung dieser Seelen, die der Herr aus Millionen auserwählt, mit beigetragen haben. Höchste Freude durchströmte auch die Herzen der Missionare und Missionsschwestern, neue Hoffnung erwachte in ihnen im Hinblick auf die große Zahl derer, die noch in der Finsterniß des Heidenthums wandeln; und sehnsüchtiges Verlangen erfüllte aller Herzen, daß doch bald auch diese mit Christus Auferstehung feiern möchten.

O! daß es uns vergönnt wäre, mit Gottes Gnade und der verehrten Wohlthäter opferwillige Nächstenliebe, recht bald viele Seelen aus der Sclaverei des Heidenthums herauszuführen und für den Himmel zu gewinnen!

Der Sudanesenknabe, welcher in Köln auf der Versammlung war, wird bis Pfingsten auch die hl. Taufe empfangen.

Wie uns durch die Redaction dieser Hefte mitgetheilt wurde, wollen die verehrten Leser und Leserinnen des „Gott will es" uns behülflich sein bei Anschaffung eines Harmoniums für Afrika, welches in der bekannten Instrumenten-Fabrik des Herrn Walhorn in Münster gebaut wird. Wir sagen schon im Voraus allen lieben Wohlthätern, die zu diesem Zwecke etwas beitragen, unsern herzlichsten Dank und werden die Schwestern, welche es im Mai oder spätestens Juni mit nach Afrika nehmen, uns künftig Näheres berichten, was die Schwarzen davon sagen. Ohne Zweifel wird die Musik die heidnischen Herzen mächtig zum Guten anziehen und viel dazu beitragen, daß sie um so freudiger den Gottesdienst besuchen. (Die Redaction bittet um gütige Beihülfe.)

Wir erlauben uns, alle verehrten Wohlthäter, die sich im vorigen Jahre vornahmen, für die Ausbildung armer Jungfrauen zu zahlen, nochmals zu ermuntern, ihr frommes Werk fortzusetzen; denn die Schwestern, für die bereits gezahlt wurde, machen in ihrem Beruf große Fortschritte, lernen fleißig und ist es möglich, daß die eine oder die andere derselben schon mit der nächsten Expedition nach Afrika kommt.

Die gesammelten Gelder wurden uns durch Herrn Helmes zugesandt und sagen wir allen verehrten Wohlthätern herzlichsten Dank.

Die St. Benedictus-Missionsschwestern in St. Ottilien.

P. S. Sollte nicht vielleicht eine oder die andere der verehrten Leserinnen Zeit haben, Hemdchen und Kleidchen für die Negerkinderchen zu machen? Die Missionsschwestern würden dankbar sein, sie mitnehmen zu können.

Man sendet solche Gegenstände am besten direct an die Ehrw. Frau Oberin der St. Benedictus-Missionsschwestern von St. Ottilien, Post Türkenfeld, Oberbayern.

Afrikanische Post.

Dar-es-Salaam, den 31. Januar 1890.

Hochgeehrter Herr Schatzmeister!*)

Es wäre mir eine sehr große Freude gewesen, einmal nach Köln zu gehen und dort im Mittelpunkte der katholischen Bewegung für Afrika unsern Missionsplan und die Mittel, mit denen die Missionare Ostafrikas glauben, daß man dem Unwesen der Sclaverei am besten entgegentreten könne, darzulegen; aber gerade in dem Augenblicke, wo ich glaubte, daß es sich verwirkliche, forderte uns der Herr Reichscommissar auf, auf unserm Arbeitsfelde wieder zu erscheinen, und gestattete, daß wir gerade da uns niederließen, wo ich schon vor zwei Jahren die erste Niederlassung zu gründen wünschte, nämlich in Dar-es-Salaam.

Diese Stadt glaubten wir der gegenwärtig noch bestehenden kriegerischen Verhältnisse und der in Europa sich geltend machenden Antisclavereibewegung wegen wählen zu müssen.

Herr Reichscommissar Wißmann, der uns, nebenbei bemerkt, mit außerordentlicher Freundlichkeit aufgenommen hat, ist gegenwärtig daran, Dar-es-Salaam zum Mittelpunkt seiner bald beginnenden Thätigkeit im Süden des Küstenlandes zu machen. Bei diesem kriegerischen Vorgehen, hoffe ich, wird gar manche Sclavendhau in seine Gewalt kommen. Ueberhaupt wird Dar-es-Salaam wegen des schönen und guten Hafens für alle Zukunft ein bedeutender Ort bleiben, es ist deshalb wichtig, daß auch die katholische Kirche daselbst einen würdigen Platz erhält.

Wie Sie wissen dürften, hat es unser hochw. Herr Oberer hauptsächlich darauf abgesehen — was ja bei culturlosen Völkern vor Allem nothwendig ist — Neger durch und mit der Arbeit zur wahren Religion und zu brauchbaren Menschen zu machen. Da aber im Innern die Anlegung von größern Werkstätten bei dem Mangel an Brettern und Eisen ꝛc. noch schwierig ist, so glaubten wir, daß das vorderhand an einem geeigneten Platze an der Küste geschehen müsse. Nicht bloß, daß man dadurch beiträgt zur Ordnung und geregelten Thätigkeit an der Küste, sondern gerade beim Vorgehen in das Innere ist es

*) Dieser Brief, den wir leider erst sehr verspätet abdrucken können, ist an den Herrn Schatzmeister Kaufmann Horten gerichtet und uns von diesem gütigst zur Verfügung gestellt worden.

von größtem Werthe, einige Schwarze um sich zu haben, die nicht bloß in der Religion vortrefflich unterrichtet, sondern auch in jeder Arbeit, der Eine in dieser, der Andere in jener, ausgebildet sind. Wie manches europäische Leben kann dadurch geschont werden.

Um nun die Anlage von Werkstätten und das Unterbringen von befreiten Sclaven recht bald zu ermöglichen, kauften wir hier ein schon vor vielen Jahren halbgebautes, aber jetzt zum Theil verwittertes, großes Steinhaus mit einem großen, eingemauerten Hofe und sind eben jetzt bemüht, das für die nächste Zukunft in Ordnung zu bringen. Der Erwerb kam auf 2500 Rupien (1 Rupie etwa 1,50 M.) zu stehen. Den Mangel an schwarzen Arbeitern müssen wir jetzt so recht fühlen, indem man die Maurer, da Europäer nicht an der Sonne arbeiten können, aus Zanzibar kommen lassen muß. Daß diese dann nicht ganz billig sind, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.

Da begrüßten wir denn mit großer Freude die Mittheilung unseres hochw. Herrn Obern, daß der Ausschuß des Afrikavereins deutscher Katholiken eine bedeutende Summe für die Neugründung in Dar-es-Salaam bewilligt hätte. Der liebe Gott möge diesen Beschluß und unsere darauf begründeten Arbeiten segnen. Das glaube ich, können und dürfen wir den Katholiken Deutschlands versprechen, daß wir den befreiten Sclaven nicht bloß von heute an schon ein Heim bieten wollen, sondern daß wir sie auch in Handwerken, in Garten- und Ackerbau (weshalb ich mir jetzt eben Mühe gebe, ein großes Stück Feld zu bekommen), soweit es möglich ist, unterrichten wollen, überhaupt daß wir brauchbare Kinder der hl. Kirche und Mitglieder der menschlichen Gesellschaft aus ihnen machen wollen.

In nicht gar zu langer Zeit, ich hoffe bis Ostern, wird auch für die Schwestern und die schwarzen Mädchen ein Haus eingerichtet sein; dieses Geschlecht bedarf der Hebung noch mehr als das andere, denn hier ist ja das Weib nur Sclavin des Mannes.

Seit unsrer Rückkehr aus Europa sind wir alle drei recht gesund und munter, trotz der vielen Schwierigkeiten, welche die Erwerbung alles dessen, was wir für nothwendig halten, uns hier macht; wir wollen deshalb auch gerne tüchtig arbeiten, damit wir nicht hinter den Erwartungen zurückbleiben.

Damit alles das, was von uns geschieht, wirklich und einzig und allein zu Gottes Ehre und zum Heile der armen Schwarzen geschehe, wie Eure Gaben einzig diesen Zweck haben, bitten wir hier recht inständig um Aller Gebet. Dieses giebt allen Arbeiten Gedeihen, allen Leiden Süßigkeit und allen Beschwerden Lieblichkeit, und wenn das der Fall, dann ist Afrika das schönste Land für uns Missionare.

Mit einem nochmaligen recht herzlichen „Vergelte es Gott"

Ew. Wohlgeboren ganz ergebener Diener

P. Bonifacius, O. S. B.
Propraef. apost.

An den Herrn Schatzmeister ist ferner ein Schreiben eingelaufen, aus dem uns Nachstehendes mitgetheilt wird:

Maison-Carrée, Algier, 6. März 1890.

Sehr geehrter Herr!

Der hochw. Herr P. Deguerry, Generalprocurator unserer Congregation, ist zur Zeit zur jährlichen Visitation unserer Häuser von Malta und Jerusalem abwesend, und beehre ich mich, Ihnen in seinem Namen für Ihren werthen Brief vom 1. März zu danken. (Es handelt sich um die Ueberweisung der bewilligten 40 000 Mark. Die Red.)

Wir können den geehrten Mitgliedern des Verwaltungsausschusses nicht genug danken für diesen edelmüthigen Beschluß. Es wird Ihnen ja bekannt sein, daß seit 12 Jahren unsere kleine Gesellschaft bereits sieben Missions-Karawanen aussandte, um jene unglücklichen Gegenden für die katholische Religion und die Civilisation zu gewinnen. Viele dieser Missionare sind auf dem Wege geblieben und haben den Boden mit ihrem Schweiße und Blute befeuchtet. Der Zeitpunkt scheint mir nahe, an dem das Kreuz U. H. Jesu Christi endlich die Herrschaft erlangen wird über jene armen Ungläubigen, dank der ausdauernden Anstrengungen der christlichen Nationen, in deren erste Reihe Deutschland getreten ist.

Die Beruhigung von Zanzibar scheint in diesem Augenblicke eine Thatsache zu sein, und die neuesten Depeschen melden, daß der König von Uganda sein Königreich dem von den Arabern unterstützten Afterkönig Karema wieder entrissen hat. Gottes Finger hat sich in dieser gefährlichen und schwierigen Unternehmung in überraschender Weise gezeigt.

Die Unterstützung, welche uns der Verwaltungsausschuß von Köln zuzuwenden die Güte hatte, wird uns erlauben, den Missionsstationen, welche wir in den deutschen Gebieten Ostafrikas errichtet haben, und welche durch den Araberaufruhr schwer geschädigt und gefährdet wurden, neuen Aufschwung zu geben.

Möge der liebe Gott seinen reichsten Segen über alle jene wohlthätigen Seelen ausgießen, welche uns so zu Hülfe kommen und besonders über die geehrten Mitglieder des Verwaltungsausschusses des Afrika-Vereins deutscher Katholiken. Mit unseren innigsten Gebeten unterstützen wir die Anliegen unserer Wohlthäter.

Genehmigen Sie u. s. w.

G. Teblond,
General-Schatzmeister der Mission.

* * *

In Ostafrika bereiten sich große Dinge vor. Emin Pascha, nennen wir ihn jetzt, wo er in deutsche Dienste getreten, wieder Dr. Schnitzer, der General-Gouverneur von Ostafrika, tritt in diesen Tagen seinen Marsch nach den großen

Seen an, und Major Wißmann wird gegen die Rebellen südlich von Bagamoyo ziehen, um auch sie zu unterwerfen. Ueber Dr. Schnitzer's eigentliche Pläne wollen wir uns den Kopf noch nicht zerbrechen; uns genügt das Bewußtsein, daß er wie kein Anderer mit Land und Leuten vertraut ist. Jedenfalls handelt es sich zunächst darum, eine Verbindung mit den großen Seen herzustellen, also die Küste mit dem Innern zu verbinden. Das allein wäre ein mächtiger Fortschritt. Ob Schnitzer weiter geht, wird wohl viel von den Umständen abhängen; die Engländer fürchten stark, daß er bis nach seiner früheren Provinz Wadelai vordringen werde und diese, vielleicht auch Uganda und Unyoro unter Deutschlands Einfluß stellen werde. Die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft will nun, um ihm zuvorzukommen, eine 1000 Mann starke Abtheilung aussenden, welche Wadelai in Besitz nehmen soll. Ob diese Absicht so schnell ausgeführt wird, wollen wir abwarten. Jedenfalls liegt es nur im Interesse unserer Sache, wenn die Europäer so in Wettkampf mit einander treten. Hoffentlich wird bald die deutsche Fahne am Tanganyka-, wie am Victoria-Nyanza-See wehen. Tabora dürfte als Mittelpunkt Hauptsitz der deutschen Verwaltung werden.

Bana Heri hat sich thatsächlich unterworfen und ist nach Saadani zurückgekehrt.

Dr. O. Baumann, der den Auftrag hat, für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft Tracen für die Eisenbahn von Tanga nach Usambara mit dem Hinblick auf Erweiterung nach dem Kilimandscharo festzulegen, hat am 6. März Tanga verlassen.

Major Wißmann hat eine Verordnung über die Einfuhr von Waffen und Munition erlassen. Danach dürfen Feuerwaffen und Munition jeder Art nur in den Haupthäfen des dem Reichscommissar unterstellten Gebietes eingeführt und nur an solchen Stationen zum Verkauf und zur Verausgabung gelagert werden, wo ein europäischer Beamter seinen Amtssitz hat. Dieser Beamte ist für jede Unregelmäßigkeit verantwortlich. Alle Feuerwaffen, die gegenwärtig im Besitz von Eingeborenen innerhalb des Verwaltungsgebietes sind, sollen den Beamten vorgezeigt werden, welche dieselben mit einem amtlichen Stempel und einer Nummer versehen. Die Stempelung der Feuerwaffen, welche innerhalb der ersten drei Monate vom 1. März 1890 ab eingetragen werden, soll kostenfrei geschehen. Nur Vorderlader sollen an Handels-Karawanen zu deren Schutz und nicht als Handelsartikel verkauft werden, zu der Zeit, wenn die Karawane in das Inland aufbricht. Jede Karawane darf als Maximum 1 Pfund Pulver für den Mann mit sich führen. Alle Gewehre, die seitens des Reichskommissars verkauft oder ausgegeben werden, haben einen deutlichen Stempel und eine Nummer zu tragen, welche zur Zeit der Ausgabe auf dem Reichscommissariat eingetragen wird. Niemand darf ein Gewehr ohne Stempel und ohne Nummer führen. Der Gebrauch von Hinterladern und Munition soll künftig allein privaten Karawanen gestattet sein, die unter directer Aufsicht von Europäern stehen müssen.

Dr. Peters befand sich am 16. Januar in Kapte, einem Karawanenplatze am Gebirgszuge Kamassia, westlich vom Baringo-See und nordöstlich vom Victoria-Nyanza-See. Zur Zeit des Umschwunges in Uganda war er also noch fern, jetzt werden ihm aber die dort besser geordneten Zustände von Nutzen sein. Er zog bekanntlich aus, um Emin Pascha in Wadelai zu Hülfe zu kommen; jetzt wird vielleicht Dr. Schnitzer bei seinem nächsten Zuge ihm Hülfe bringen können.

Ueber die Sclavenküste (im Westen Afrikas) hat Frankreich die Blockade verhängt, um die Einfuhr von Waffen und Munition nach Dahomey zu hindern. Hoffentlich wird Frankreich es nicht dabei bewenden lassen.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

4. Liste der eingegangenen Gaben:

		Mark
	Uebertrag	30 857.64
Zw.-V.	Frohnhausen bei Essen	200.—
„	Neuenkirchen b. Weveringhoven	79.80
„	Güsten, Kreis Jülich	186.20
„	Brand bei Aachen	93.—
„	Bensberg	45.—
„	Herkenrath b. Bensberg	1.75
„	Mondorf, Siegkreis	137.—
„	Uebach b. Geilenkirchen	200.—
„	Krahenhöhe bei Solingen	20.50
„	Klein-Zöllnig, Schles.	29.—
„	Welz bei Linnich	36.50
„	Essen	200.—
„	Hemmersbach, R.-B. Köln	107.—
„	Schwadorf bei Brühl	41.50
„	Styrum, Reg.-Bezirk Düsseldorf	121.—
„	Wegberg bei Erkelenz	165.—
„	Langbroich b. Gangelt	52.—
„	Tripsrath bei Geilenkirchen	29.—
„	Odenthahl b. B.-Gladbach	45.—
„	Höfen bei Montjoie	56.80
„	Elkhausen bei Wissen	68.—
„	Borr bei Lechenich	41.—
„	Mülheim a. d. Ruhr	170.—
„	Lindern, R.-B. Aachen	52.80
„	Cürten, Reg.-B. Köln	41.—
„	Schoenau im Wiesenthal Baden	76.—
	Summe	32 952,49

		Mark
	Uebertrag	32 952.49
Diöcesan-Verein Trier		2 268.—
Cormann'sche Buchhandlung, Eupen		400.—
Zw.-V.	Oberzier, Kr. Düren	24.—
„	Rott, Kreis Montjoie	53.—
„	Stockheim bei Düren	110.30
„	Gierath bei Grevenbroich	96.—
„	Wipperfürth	50.30
„	Linnich	203.60
„	Ensen bei Wahn	33.80
„	Metternich b. Weilerswist	69.—
„	Kohlscheid bei Aachen	57.95
Diöcesan-Verein Freiburg i. Breisgau		1 400.—
Redaction des „Gott will es!" in Münster, Westfalen:		
	Afrika-Verein . Mk.	129.41
	St. Ottilien . „	242.92
	Pugu . . . . . „	5.—
	Patres vom hl. Geist . . . „	104.48
	Uganda . . . . „	5.—
	Sclavenkinder . „	450.—
	Heidenkinder . „	21.—
	zusammen	957.81
Zw.-V.	Hürth bei Hermülheim	42.—
„	Pfarre von St. Peter in Köln	50.—
„	Hexenagger b. Riedenburg, Oberpfalz	60.—
„	Holzheim bei Neuß	6.—
	Summe	38 834.25

	Mark
Uebertrag	38 834.25
Zw.-V. Brannsrath, Kreis Heinsberg	126.70
„ Dassel, Diöcese Hildesheim	32.—
„ Sistig bei Call	10.80
„ Gummersbach	42.—
„ Merkstein b. Herzogenrath	45.—
„ Lürrip bei M.-Gladbach	57.75
„ Kleinenbroich b. Neuß	30.—
„ Rickelrath bei Wegberg	42.—
„ Krausdorf bei Randerath	16.50
„ Hoch-Neukirch	30.—
„ Thier, Kreis Wipperfürth	45.—
„ Oberhausen	70.—
„ Hünshoven bei Geilenkirchen	103.20
„ Rhedebrügge b. Borken	76.50
Adam Pichler u. Vinzenz Reßler, Kalksburg bei Wien Fl. 1.80 à Mk. 1.70	3.05
Summe	38 964.75

	Mark
Uebertrag	38 964.75
Reinhard Schmidt in Wehr, Baden	1.—
Zw.-V. Paffrath, Decanat Mülheim a. Rhein	30.—
„ Zülpich	141.50
„ Görlitz, Schlesien	100.—
„ Siegfriedswalde, Ostpreußen	52.80
„ Hilden, Reg.-Bezirk Düsseldorf	49.80
„ Hürtgen, Reg.-Bezirk Aachen	50.—
„ Waldfeucht bei Heinsberg	141.25
„ Binsfeld bei Düren	39.75
„ Breslau, Damen-Zweig-Verein	30.—
„ Rurich bei Baal	200.—
Diöcesan-Verein Paderborn	5 000.—
Zw.-V. Wassenberg, Kreis Heinsberg	68.20
„ Gervelsbach bei Düren	2.—
Summe	44 871.25

Köln, den 19. April 1890.

Heinrich Horten,
Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Folgende Zweig-Vereine sind neuerdings zur Anmeldung gekommen:

I. Beim Verwaltungs-Ausschusse.

572. Aachen, Vors. Stadtdechant Plonker. — 573. Breslau, 20 Mitgl., Vors. Gertrud Schaube.

Diöcesan-Verein Münster.

Für den Afrika-Verein sind im Monat März 1890 eingegangen aus:

Hamm-Bossendorf 50 ℳ. Duisburg, Jos.-Pfr. 185,64 ℳ. Lüttingen 21 ℳ. Hullern 22 ℳ. Coesfeld, Lamb. 291 ℳ. Warendorf, alte Pfr. 200 ℳ. Sevelen 150 ℳ. Rindern 112 ℳ. Kempen 136 ℳ. Ludgeri, hier 806,55 ℳ. Aegidii, hier 422,61 ℳ. Neuenkirchen 116 ℳ. Ostbevern 170 ℳ. Loikum 170 ℳ. Warbeyen 94 ℳ. Riesenbeck 44,50 ℳ. Dom-Pfarre 12 ℳ. Darup 106,50 ℳ. Weseke 43 ℳ. Kirchhellen 80 ℳ. Harteseld 29 ℳ. Schapdetten 5,05 ℳ. Herzfeldt 200 ℳ. Alverskirchen 152 ℳ. Steinfeld 250 ℳ. Burgsteinfurt 23,50 ℳ. Velen 180 ℳ. Dülmen 320 ℳ. Capellen 69 ℳ. Marienthal 50 ℳ. Herbern 203 ℳ. Wardt 30,75 ℳ. Anholt 270 ℳ. St. Tönisberg 21,80 ℳ. Selm 90 ℳ. Isselburg 113,80 ℳ. Schaephuysen 33 ℳ. Suderwick 9,75 ℳ. Liesborn 50 ℳ. Marian. Congregation junger Kaufleute, hier 38,20 ℳ. Von der Redaction des „Gott will es!“ folgende Beträge: October 1889 111,40 ℳ, Januar 1890 102,70 ℳ, März 1890 466,85 ℳ.

Münster, 3. April 1890. von Noël, Schatzmeister.

Diöcesan-Verein Paderborn.

Aus dem Protocoll der Generalversammlung des Diöcesan-Afrika-Vereins, gehalten am 23. März 1890, entnehmen wir folgende Einzelheiten: Nachdem die Gründung eines Diöcesan-Afrika-Vereins für die Diöcese Paderborn in der Versammlung vom 6. Januar v. J. beschlossen worden, erließ der Vorstand unterm 16. desselben Monats einen öffentlichen Aufruf zur Bildung von Zweig-Vereinen. Wirksam unterstützt durch die wiederholte Empfehlung des hochw. Bischofs Franz Caspar, des Ehren-Präsidenten und Protectors des Vereins, fand diese Aufforderung lebhaften Wiederhall in allen Theilen der Diöcese, so daß sich in rascher Nacheinanderfolge der Verein über den ganzen Umfang derselben verbreitete. Die Zahl der Zweig-Vereine hat bis zum 18. Februar d. J. die Höhe von 137 erreicht. Wir verzeichnen dieselben nach der Reihenfolge der Anmeldung unter Beifügung der geleisteten Beiträge:

Paderborn 1 360,01 ℳ. Erfurt 500,00 ℳ. Hovestadt 103,00 ℳ. Brilon —,— ℳ. Welda 116,00 ℳ. Hointhausen 136,75 ℳ. Hochheim 69,80 ℳ. Hagen i. Westf. 293,00 ℳ. Werdohl 51,00 ℳ. Suttrop 65,00 ℳ. Enkhausen —,— ℳ. Berge 71,00 ℳ. Bochum 824,35 ℳ. Stendal 54,00 ℳ. Heiligenstadt 625,00 ℳ. Stockum 364,00 ℳ. Bigge 221,00 ℳ. Neheim 374,00 ℳ. Callenhardt 123,50 ℳ. Salzkotten 140,40 ℳ. Attendorn 309,50 ℳ. Rahrbach 170,00 ℳ. Helden i. Westf. 229,00 ℳ. Dessau 94,00 ℳ. Miste 76,50 ℳ. Stockkämpen 81,00 ℳ. Burg 37,60 ℳ. Rehringhausen —,— ℳ. Langenstraße 88,72 ℳ. Hövelhof 160,000 ℳ. Herdecke 44,00 ℳ. Dortmund 531,40 ℳ. Arnsberg 1 012,30 ℳ. Camen 56,80 ℳ. Bernterode 104,00 ℳ. Bonenburg 55,00 ℳ. Magdeburg-Neustadt 30,00 ℳ. Blankenstein 90,00 ℳ. Siegen 240,00 ℳ. Leiberg 41,50 ℳ. Menden 800,00 ℳ. Brenkhausen 56,70 ℳ. Werl 1,00 ℳ. Steinheim 388,70 ℳ. Obermarsberg 125,20 ℳ. Worbis 6,00 ℳ. Büren 168,00 ℳ. Allendorf 70,50 ℳ. Scharfenberg 68,50 ℳ. Wormeln 52,00 ℳ. Belecke 139,00 ℳ. Anröchte 130,00 ℳ. Lügde —,— ℳ. Rhode 117,65 ℳ. Letmathe 400,00 ℳ. Altenrüthen 300,00 ℳ. Soest 54,00 ℳ. Kaunitz 104,00 ℳ. Lippstadt 93,40 ℳ. Rüthen 248,85 ℳ. Herbede 25,70 ℳ. Meggen a. d. L. 57,55 ℳ. Althaldensleben 45,00 ℳ. Annen 85,00 ℳ. Wiedenbrück 250,00 ℳ. Steinhausen 77,00 ℳ. Beuren 100,00 ℳ. Neustadt 44,00 ℳ. Egeln 22,00 ℳ. Wickede 147,70 ℳ. Quedlinburg 45,00 ℳ. Etteln 43,00 ℳ. Oberntudorf 38,00 ℳ. Welwer 107,20 ℳ. Eslohe 83,00 ℳ. Kirchrarbach 68,00 ℳ. Minden 95,50 ℳ. Bünde 59,60 ℳ. Aplerbeck 65,00 ℳ. Breitenworbis 142,00 ℳ. Fröndenberg 34,00 ℳ. Effeln 79,00 ℳ. Warburg 610,00 ℳ. Kirchborchen 347,00 ℳ. Willebadessen 70,00 ℳ. Bontkirchen 22,00 ℳ. Hamm 400,00 ℳ. Langenberg 103,40 ℳ. Linden a. d. Ruhr 120,00 ℳ. Hüsten 716,15 ℳ. Castrop 100,00 ℳ. Büderich 603,00 ℳ. Meschede 479,10 ℳ. Badersleben 49,95 ℳ. Erwitte 586,70 ℳ. Rhynern 789,00 ℳ. Vlotho —,— ℳ. Hamersleben 100,00 ℳ. Sömmerda 32,20 ℳ. Kirchworbis 136,25 ℳ. Witten 150,00 ℳ. Eiserfeld 76,10 ℳ. Wehrden a. d. Weser 56,00 ℳ. Amelunxen 46,00 ℳ. Elspe 342,00 ℳ. Gütersloh 38,00 ℳ. Neuenkirchen 435,80 ℳ. Bödefeld 173,00 ℳ. Wormbach 185,50 ℳ. Geseke 305,00 ℳ. Albaxen 43,00 ℳ. Germete 44,00 ℳ. Arnstadt 42,00 ℳ. Hagen bei Allendorf —,— ℳ. Elsen 126,00 ℳ. Stahle 26,00 ℳ. Herford 85,30 ℳ. Oeynhausen, Bad 40,00 ℳ. Oestinghausen 126,00 ℳ. Ottbergen 95,30 ℳ. Wattenscheid 885,10 ℳ. Kirchhundem 321,00 ℳ. Iserlohn 119,00 ℳ. Bausenhagen 116,00 ℳ. Reiste 173,00. Niedermarsberg 180,40 ℳ. Gr.-Ammensleben —,— ℳ. Magdeburg 77,00 ℳ. Hegensdorf 113,75 ℳ. Schönholthausen 550,00 ℳ. Warstein 2,50 ℳ. Mellrich 373,50 ℳ. Hattingen 43,30 ℳ. Halberstadt 50,00 ℳ. Haaren 45,00 ℳ. Fredeburg 103,00 ℳ. Pfaffschwende —,— ℳ. Außerdem gingen aus der Diöcese von verschiedenen Orten und einzelnen Personen ein 3 511,46 ℳ. Die Gesammt-Einnahme beträgt also 28 403,84 ℳ. Neuerdings hat auch Delbrück seinen Beitritt angezeigt und 750 ℳ eingesandt.

Mannigfaltiges.

Cardinal Lavigerie hat an den Vorsitzenden der Brüsseler Conferenz ein eingehendes Schreiben über die neuern Ereignisse in Uganda sowie über die Gefahren gerichtet, mit welchen die muselmännischen Secten, besonders die Secte der Snussya, Afrika bedrohen. Schon oft haben wir unsere Leser auf die Bedeutung aufmerksam gemacht, welche gerade Uganda für die Entwickelung der afrikanischen Frage besitzt. Die dortigen Ereignisse, der Beginn der Missionsthätigkeit unter König Mteßa, die Verfolgung unter seinem Sohn Muanga, die Vertreibung desselben und die folgenden Wirren, die Araber-Herrschaft bis zu ihrem Sturz und Muanga's siegreicher Rückkehr werden in bestem Zusammenhang und aus genauer Kenntniß der Sache dargestellt. Kürzer gefaßt ist der zweite Theil, dessen Inhalt für deutsche Leser großentheils neu sein dürfte; denn so viel man bei uns über den sudanischen Sectenstifter Achmed Suleiman (Mahdi), den Eroberer Chartum's, gelesen hat, so wenig weiß man über die Gründung eines andern „Propheten," des vor etwa 20 Jahren gestorbenen algerischen Scherifs Si Mohammed Ben Ali Ben Eßmussi u. s. w. (der vollständige Name ist noch erheblich länger) dessen „Orden" gegenwärtig in unzähligen Mitgliedern und geheimen Gesellschaften durch ganz Nord-Afrika verbreitet ist und bei der ausgezeichneten Organisation und dem wilden Fanatismus seiner Anhänger zu einer ernsten Gefahr auch für die europäischen Besitzungen in Afrika zu werden droht. Der Sohn und Nachfolger des Secten-Stifters hat seine Pläne in den stolzen Worten zusammengefaßt: „Türken und Christen gehören alle in dieselbe Klasse, ich werde sie gleichzeitig vernichten." „Der Senussismus," fügt der Cardinal bei, „ist also der gemeinsame unversöhnliche Feind aller Völker, die sich in Afrika niedergelassen haben. Er ist vor allem der unversöhnliche Gegner des von der Brüsseler Conferenz begonnenen Werkes. Er übt, hält aufrecht, verbreitet überall die Sclaverei, welcher er in Folge des Gegensatzes, den sie bei den Christen findet, eine Art religiösen Stempels aufdrückt. . . . . Gegenwärtig bietet sich die Gelegenheit, einer fanatischen Truppe ägyptischer Derwische oder Mahdisten entgegen zu treten. Uganda steht noch nicht unter dem Einfluß eines civilisirten Volkes. Der Cardinal wünscht, daß eine Macht, Deutschland oder England, die Schutzherrschaft über das Land übernehme.

Der Engländer Sir Baker äußert sich folgendermaßen über die bevorstehenden Unternehmungen Dr. Schnitzer's: „Wenn die Deutschen klug sind, wie das ihre Gewohnheit ist, so werden sie am Viktoria-Nyanza Stationen errichten und zwei Dampfer, sowie mehrere Dhaus auf dem See unterhalten. Dies wird sie in den Stand setzen, den See zu beherrschen und eine Macht an der Uganda-Küste zu landen. Die gegenwärtig in diesem Lande herrschende Anarchie wird ihre Operationen begünstigen, da sie von einem der beiden Prätendenten der Unterstützung sicher sind. Der Weg nach dem Albert-Nyanza wird dann leicht sein, und Emin wird von denselben Völkern, welche gegen ihn gemeutert haben, mit Ueberschwänglichkeit begrüßt werden. Die deutsche Expedition wird sichere Verbindungsmittel besitzen und kann stets von ihrer Station an der Ostküste des Viktoria-Nyanza Hülfe erhalten, die an der Station bei den Riponfalls oder bei einem sonst bequemeren Punkte an der Nordwestspitze des Sees in Empfang genommen werden könnte. Ein Bündniß mit Muanga, dem Könige von Uganda, würde die Niederlage des Königs von Unyro, Kabarega, zur Folge haben und Major Wißmann und Emin würden Meister der Situation sein. Die Dampfer auf dem Albert-Nyanza und schließlich die Aequatorial-Provinz selbst würden in ihre Hände fallen. Dies könnte unter der erfahrenen Führung von Wißmann und Emin in wenigen Monaten bewerkstelligt werden."

Vom neuen Sultan von Zanzibar. Das freundliche Auftreten und der Fleiß des neuen Sultans haben allseitig eine günstige Meinung über ihn erzeugt. Der folgende Vorfall zeigt, daß er es ernst mit der Unterdrückung des Sclavenhandels nimmt. Zwei Suahelis verkauften zwei kleine Kinder, die sie den Eltern in der Stadt Zanzibar gestohlen hatten, an Araber von Mascat. Die Araber segelten in einer Dhau aus dem Hafen, als sie einigen Fischerbooten begegneten, welche, als sie das Geschrei der Kleinen hörten, die Dhau anhielten und sie zurückbrachten. Der Fall wurde sofort vor den Sultan gebracht, und dieser verurtheilte die Araber zu 6 Monaten Gefängniß. Die Suahelis wurden verhaftet, erhielten 100 Stockschläge und werden 1 Jahr Gefängniß abbüßen müssen. Die Kinder wurden ihren Eltern zurückgegeben. Der britische Generalconsul ließ den Fischern eine ansehnliche Belohnung zukommen.

Tippo-Tip ist, wie authentisch bestätigt wird, auf dem Wege nach Zanzibar, um sich dort auf die vom britischen Emin-Pascha-Comité gegen ihn eingebrachte Klage um Zahlung von 200000 Mark Schadenersatz wegen Nichterfüllung der gegenüber Stanley eingegangenen Verpflichtungen vor dem Consulargerichtshof zu verantworten.

Ueber die praktischen Mittel zur Abschaffung der Sclaverei hat ein französischer Gelehrter, Namens Picot, unlängst in einer von dem Ausschuß des französischen Antisclavereivereins veranstalteten Versammlung in Bourges einen Vortrag gehalten, der nicht nur in Frankreich, sondern auch außerhalb desselben große Anerkennung gefunden hat. Nach Picot sind es vorzugsweise drei Mittel, deren sich die Regierungen und die Privatvereine bedienen müssen, um der Schmach des Sclavenhandels ein Ende zu bereiten. Das erste Mittel besteht in der Herstellung von Eisenbahnlinien von der Küste aus nach dem Innern Afrikas. Wie England im Cap, Portugal am Congo und Frankreich in Algerien und am Senegal müssen alle Staaten, die in Afrika Besitzungen haben, ihre Eisenbahnlinien erweitern, Frankreichs Vorposten sind auf 800 Kilometer im Süden Algeriens vorgeschoben. Alle die, welche in Algier

gewohnt, die an der Grenze gekämpft und welche die Wüste kennen, tragen kein Bedenken, zu behaupten, daß die Straßen, denen die Sclavenhändler folgen, sich unweit dieser Vorposten befinden und daß ihrer Meinung nach die Karawanen der Sclaven abgeschnitten sein würden, wenn die Eisenbahnen bis 100 oder 150 Kilometer verlängert würden. Alle Nationen müssen das Verfahren studiren, das die Russen bei ihrer Invasion in Asien zur Anwendung gebracht haben. Ueberall, wo die Locomotive pfeifen wird, werden die Sclavenhändler unmöglich werden. Das zweite Mittel ist die Verständigung der Seemächte darüber, an den Küsten Afrikas, insbesondere an der Küste von Zanzibar, wo der Sclavenhandel am üppigsten wuchert, Kreuzerschiffe zu unterhalten, um dadurch das Meer für die Sclavenhändler zu schließen. Bis vor Kurzem noch durchliefen die Schiffe der Sclavenhändler, in welchen die Sclaven eingepfercht waren, die Meere, ohne irgendwie belästigt zu werden. Heute werden diese Schiffe von den Kreuzern umzingelt, die England, Deutschland und neuerdings auch Frankreich dort unterhalten. Wenn sämmtliche europäischen Mächte ihre Wachsamkeit verdoppeln, so wird in kurzer Zeit der Sclavenhandel aus den arabischen Meeren verbannt sein. Das dritte Mittel ist die Herstellung von Defensivstationen in dem Centrum Afrikas. Um die Erfolge dieser Stationen ins hellste Licht zu setzen, führt der Vortragende folgendes Beispiel an: „Als vor Jahren die Abreise französischer Missionare in das Innere Afrikas beschlossen wurde, reisten zuerst eine Anzahl Missionare in Begleitung weniger Männer ab. Ein Jahr später setzte sich eine zweite Gruppe der Missionare in Bewegung. Zu ihnen gesellte sich ein ehemaliger päpstlicher Zuave, (Hauptmann Joubert) der sich als der weltliche Arm der Mission betrachtete und mit einer Schiffsladung von Gewehren abreiste. Nach elf Monaten erreichte er mit den Missionaren die Ufer des Sees Tanganyka und ließ sich an der westlichen Küste nieder. Kaum angekommen, sammelte er einige Neger um sich, übte sie in den Waffen ein und bei dem ersten Herannahen der Sclavenhändler schlug er diese zurück. Die Eingeborenen lernten diese Kraft kennen, über welche der Neuangekommene verfügte und nahmen seine Hülfe in Anspruch; seine Autorität wuchs, er organisirte eine Truppe von 200 Mann und zog sie beim geringsten Anzeichen einer hereinbrechenden Gefahr von Seiten der Sclavenhändler zusammen, griff niemals an, war aber immer bereit, nicht nur die Missionsstation, sondern auch die benachbarten Stämme zu vertheidigen, er drängte die Sclavenhändler mit Erfolg zurück, die nunmehr ihre Reiseroute veränderten, um eine Gegend zu meiden, in welcher sie künftig ihre Schandthaten nicht fortsetzen konnten. Im Laufe einiger Jahre hatte dieser muthige, energische Streiter mit verhältnißmäßig geringen Kräften den Frieden in der ganzen Gegend hergestellt."

Die portugiesische Regierung plant den Bau einer Zambesi-Eisenbahn von der Küste bis zur Mündung des Schire-Flusses; also ein Schienenweg ins Innere Afrikas. Ein betreffender Gesetzentwurf wird bereits ausgearbeitet.

Ermordung zweier Missionare. Der Missionsbischof Msgr. Taurin zu Harrar berichtet Näheres über die Ermordung zweier Missionare. Dieselben waren P. Ambros — mit seinem weltlichen Namen Peter Poitier — geboren zu Serrieres, Diöcese Poitiers, am 9. Januar 1857, und Bruder Stephan — Joseph Rayne — geboren zu Etoile, Diöcese Drôme, am 5. November 1853. Beide wollten von Zeylah nach der Stadt Harrar reisen und hatten sich einer griechischen Handelskarawane angeschlossen, die am 21. December v. J. von Zeylah abgezogen war. Die Karawane bestand aus 50 Personen, wobei 8 Somali-Soldaten von der englischen Colonie Zeylah waren. Am Sonntag den 22. Dezember, Nachts zwischen 10 und 11 Uhr, als nur ein (!) Grieche Wache hielt, überfielen etwa 100 Gardabursis (ein Räubergesindel des Küstengebietes) die Karawane, wo Alle im tiefen Schlafe lagen, und metzelten erbarmungslos; unter ihren Streichen fielen 17 Opfer; Abessinier und Andere flüchteten. Unter den Opfern befanden sich die beiden Missionare. Ein Knabe, der die Missionare begleitet hatte, war mit leichten Wunden davon gekommen. Der Schädel des P. Ambros war gänzlich zertrümmert, und jener des Bruders Stephan mit der Lanze von der Schädeldecke bis hinein in den Hals durchbohrt. Zwei Griechen starben in der französischen Colonie Obok an ihren Wunden.

Wie man in Dahomey Krieg führt. Ein Schreiben aus Kotonu vom 5. März gibt über den Angriff gegen diesen Platz folgende Einzelheiten: „Seit einiger Zeit hatten Scharmützel stattgefunden und etwa fünfzehn Scharfschützen waren verwundet worden. Man war auf etwas gefaßt, nach und nach nahm aber die Wachsamkeit ab, die Schildwachen schliefen, als um halb sechs Uhr die Dahomeser sich kriechend näherten. Sie fielen über die Schildwachen her und schnitten ihnen die Köpfe ab; der Wächter der Batterie wurde erwürgt und eine Amazone (ein schönes Mädchen von 16 Jahren) erdolchte den Oberfeuerwerker und schnitt ihm den Hals ab; ein Unterfeuerwerker hatte das nämliche Schicksal; aber der Waffenruf war ertönt; die senegalischen Scharfschützen eilten herbei und fegten die ersten Angreifer hinweg. Im nämlichen Augenblick ließ der Gouverneur Bayol eine Rakete in die Luft steigen, um die grade vor dem Schauplatz des Kampfes ankernde Sané zu benachrichtigen. Sofort schmetterte ein Hagel von Granaten und Hotchkißkugeln die Angreifer nieder; das Schießen war von einer unglaublichen Präcision; kaum hatten sich Gruppen von 8 bis 10 Eingeborenen gebildet, so schlug auch ein Bombe in ihre Mitte, und wenn der Rauch sich zerstreut hatte, sah man Niemand mehr aufrecht. Ungeachtet dessen bewiesen die Dahomeser unglaubliche Hartnäckigkeit und Ausdauer, und während zwei Stunden stürzten sie sich auf die Wohnungen und mehrere Male drangen sie bis zum Telegraphengebäude vor, wo sie aus nächster Nähe niedergeschossen wurden. Im Telegraphengebäude waren fünf Europäer und eine Europäerin eingeschlossen. Sie feuerten ohne Aufhören während der ganzen Zeit. Der Telegraphenbeamte verbrauchte für sich allein 120 Patronen. Endlich wichen

die Dahomeser zurück und flüchteten in das Gebüsch, indem sie 500 bis 600 der Ihrigen auf dem Kampfplatze zurückließen; unserseits hatten wir 14 Todte und 15 Verwundete, unter welchen sich 5 oder 6 Europäer befanden. Alle Welt gesteht zu, daß es ohne die Sané den Dahomesern gelungen wäre, in die Wohnungen einzudringen, wo sie dann alles niedergemetzelt hätten. Die Angreifer waren 1800 bis 1900 Mann stark." Soldaten des Königs von Dahomey drangen bis Porto Novo vor und brannten acht französische Dörfer nieder.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen:

Eine arme Familie um Gesundheit und Segen im Geschäfte. — Ein Jüngling um Beharrlichkeit und Glück auf dem als Beruf erkannten Lebenswege. — Ein besonderes Anliegen desselben. — Mehrere besondere Anliegen. — Zwei Verstorbene. — Wiedererrichtung des Afrika-Vereins in B . . . th. — Ein Abiturient. — Der älteste Sohn des Herausgebers um Fortschritt in den eben begonnenen Gymnasialstudien. — Um Wiedererlangung der Gesundheit.

Bücherschau.

* **Ostafrika, der Sudan und das Seengebiet.** Land und Leute. Naturschilderungen, charakteristische Reisebilder und Scenen aus dem Volksleben, Aufgaben und Cultur-Erfolge der christlichen Mission, Sclavenhandel. Die Antisclaverei-Bewegung, ihre Ziele und ihr Ausgang. Colonial-politische Fragen der Gegenwart. Nach den neuesten und besten Quellen. Von Dr. Johannes Baumgarten, Mitglied des Colonial-Vereins, Ritter des Rothen Adler-Ordens. Gotha. Friedr. Andr. Perthes. 1890. XVI und 562 S. 8. — Der Verfasser will „eine durchaus objective, aus den besten Quellen geschöpfte Kenntnißnahme des weiten ostafrikanischen Ländergebietes vermitteln, welches gegenwärtig den Vordergrund der colonialen Interessen der Hauptculturvölker Europa's einnimmt", womit die klar hervortretende Tendenz, eine entschiedene Entwickelung der deutschen Colonial-Politik in Ostafrika nahezulegen, nicht unvereinbar ist. Diese „objective Kenntnißnahme" sucht er durch wörtliche oder auszügliche Citate aus einer sehr ausgebreiteten Literatur zu vermitteln; das Buch ist im Wesentlichen eine Anthologie, welche bei der Literaturkenntniß Baumgarten's für den vorsichtigen Benutzer ein sehr brauchbares Nachschlagewerk ist. Der selbständige Werth ist nicht bedeutend; das zeigt sich am deutlichsten in denjenigen Partieen, wo der Verfasser die meisten eigenen Gedanken vorträgt: in den einleitenden Capiteln über die afrikanische Mission und in dem Anhang über die Antisclaverei-Bewegung. Baumgarten versichert, diese Punkte „objectiv" behandelt zu haben. Er hat sich in der That Mühe gegeben, der katholischen Missionsthätigkeit und der katholischen Antisclaverei-Bewegung gerecht zu werden; aber seine Sympathieen sind handgreiflich vorwiegend auf protestantischer Seite. Wenn er aus unserer Zeitschrift ersehen hat, daß die katholische Afrika-Bewegung allmählich schwächer wurde, so können wir ihn darüber beruhigen; wir stehen erst am Anfange. Zu beherzigen geben wir unseren Lesern und allen Katholiken aber folgende Sätze Baumgartens: „Man darf nicht

verkennen, daß durch die rastlose Wirksamkeit der Afrikavereine das Interesse für colouiale Dinge unter dem katholischen Volke sich weiter verbreitet hat als unter dem evangelischen. Ob sich dadurch der Schwerpunkt der colonialen Bestrebung auf die Seite der Katholiken neigen könnte, ist nicht ohne weiteres zu entscheiden. Die katholische Frauenwelt beteiligt sich sehr lebhaft an der Missionssache; in dem kleinen Bayern stellten sich in einem Monate 14 Postulantinnen für den schönen Beruf der Missionsschwestern ein. Oben erwähnten wir, daß 40 Deutsche zur Arbeit als katholische Missionare bereit stehen. Wahrscheinlich werden, wie am Senegal, auch andere katholische Orden eine ausgedehnte Wirksamkeit in unseren Schutzgebieten entfalten, wobei die Einwirkung der Ordensschwestern (barmherzigen Schwestern, Franziskanerinnen u. a.) auf die weibliche Negerbevölkerung nicht hoch genug angeschlagen werden darf. Hierin darf das evangelische Deutschland selbstverständlich nicht zurückstehen. Wenn es mit der Wiederaufrichtung der so blühenden 16 Stationen in Ostafrika beginnt und neue weiter ins Land hinein vorschiebt, sind nicht bloß Gärtner und Botaniker, Ingenieure, Handwerker und Militärs nöthig, sondern auf protestantischer Seite auch weit mehr Missionare und Krankenpfleger, deren Zahl, dem Bedürfniß folgend, stetig steigen wird. Der Diaconissen sind bis jetzt viel zu wenig. Evangelische Krankenpfleger, die den überall so willkommenen katholischen Krankenbrüdern eine segensreiche Concurrenz machen könnten, sind selbst in größeren Städten Deutschlands nicht vorhanden; sie werden in Ostafrika sehr vermißt. Wenn also, wie zuverlässig eintreten wird, infolge der Antisclavereibewegung die katholische Missionsthätigkeit einen großen Aufschwung nehmen wird, so ist es doch wohl an der Zeit, auf evangelischer Seite sich zu rühren. Soll ein richtiges Verhältniß hergestellt werden, so müssen wenigstens 60 „evangelische" Missionare, und zwar baldigst, nach Ostafrika, dem allerwichtigsten Missionsfelde der Gegenwart, gesandt werden."

Eine für unsere Leser hochinteressante Schrift ist eben bei P. Bachem in Köln erschienen: Mit **Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika.** Reise-Tagebuch des P. Schynse, herausgegeben von dem Vice-Präsidenten unseres Vereins, dem hochw. Herrn Oberlehrer Karl Hespers. Wir haben schon früher ein ähnliches Tagebuch des P. Schynse: „Zwei Jahre am Congo" empfehlen können, und brauchen über das neueste wohl kaum mehr etwas zu sagen. P. Schynse hat, wie bekannt, sich nach seiner Flucht aus Kipalapala der von Wadelei nach der Küste zurückkehrenden Karawane Emin Paschas und Stanley angeschlossen und in diesen Blättern Alles niedergelegt, was er auf diesem Marsche gesehen und gehört hat.

Im Verlage des Geographischen Instituts zu Weimar ist soeben die erste Lieferung der neuen Auflage von Kettler's **„Special-Karte von Deutsch-Ostafrika"** erschienen. Diese im Maßstabe von 1 : 3 000 000 gezeichnete Karte umfaßt 12 Blätter und erscheint in 6 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 1,50 Mark pro Lieferung. Wie die Verlagshandlung mittheilt, konnten bei der Neubearbeitung bereits werthvolle Zusätze und Correcturen benutzt werden, die dem Institut durch deutsche Forscher aus Afrika zugesandt wurden. Auch die Ergebnisse der Expeditionen Stanleys und des Grafen Teleki sind berücksichtigt worden. Es mußte daher die größere Hälfte der Blätter neu gezeichnet werden. Die erste Lieferung umfaßt die Somali-Küste und deren Hinterland.

Wir machen auf eine Anzeige der Verlagshandlung von Heinrich Schöningh aufmerksam, wonach die noch vorhandenen **Humanusbroschüren** jetzt zum halben Preise abgegeben werden. Bekanntlich hat gerade diese Broschüre so viel zur raschen Entwicklung unseres Vereins beigetragen und wäre es zweckdienlich, wenn auch der kleine Rest der guten Sache dienstbar gemacht würde.

Briefkasten der Redaction.

Nach Prag: Ihre Postkarte bezüglich des Redactionsschlusses ist uns unverständlich. — **Nach Damme:** Lotterien möchten wir nicht gern empfehlen. — **Frl. G. in L.:** Das Harmonium ist in Arbeit. Wir werden später eine Abbildung bringen. — **Nach Oesterreich:** Ging diesmal nicht mit. **Nach Breslau:** Recht so. Hoffentlich werden bald auch anderen Orts sich Zweig-Vereine bilden, an deren Spitze Frauen stehen. Statutengemäß steht ja der Bildung solcher nichts im Wege. — **Ant. Möhler, Rottenburg:** Wohnungsveränderungen müssen Sie dorthin anzeigen, von wo Sie die Hefte beziehen. — **Nach St. Ottilien:** Frl. Marg. Heugartner, Luzern, wünscht 1 Ex. „Heidenkind." — **M. H., Luzern:** Ihr Pathchen wird von den Patres Lavigeries angekauft; bis Sie aber etwas von ihm erfahren, kann es ziemlich lange dauern. Wenden Sie inzwischen Ihre Sorge den noch nicht freigekauften zu. — **N. E. in M.:** Vorläufig bleiben Sie am besten zu Hause; wenn die Colonisirung in Afrika recht in Fluß kommt, können Sie vielleicht die Reise wagen. An Leuten fehlt es dort nicht, es fehlt uns nur an Geld. — **C. A. K.:** Von dem Plane des amerikanischen Bischofes, die Neger nach Afrika zurückzuführen, haben wir gelesen, glauben aber nicht, daß er zur Ausführung kommen wird. — **An Viele:** Für die Beschaffung eines Harmoniums für die Mission in Dar-es-Salaam herzlichen Dank. Die Quittung werden wir in nächster Nummer bringen. Bis dahin hoffen wir noch viele Beiträge zu Ehren der Maienkönigin und zur Freude der Missionare und Schwestern verzeichnen zu können.

Schluß der Redaction am 24. April.

Nach Schluß der Redaction erhalten wir zwei **Briefe aus Zanzibar,** 25. März, welche wir leider erst im nächsten Hefte bringen können.

Verantwortlicher Redacteur: W. Helmes in Münster.

Zur Nachricht.

Die Flugschrift: „Afrikas Klage" kann wegen der bisher zu geringen Bestellungen nicht gedruckt werden. Statt dessen soll bei A. Riffarth in M. Gladbach eine neue **kleine Humanusbrochüre** erscheinen, welche sich sehr zur weiteren Ausbreitung des Afrika-Vereins eignen wird. Wir machen darauf schon jetzt aufmerksam. Der Preis in Partien wird außerordentlich niedrig sein. In nächster Nummer werden wir Näheres darüber mittheilen können.

Druck der Coppenrath'schen Buchdruckerei in Münster.

2. Jahrg. **Gott will es!** 10. Heft.

Katholische Zeitschrift
für
die Antisclaverei-Bewegung deutscher Zunge.

Inhalt: Hand in Hand. — Die katholischen Missionen Afrikas. (8. Fortsetzung.) — Afrikanische Post. — Mittheilungen aus dem Vereinsleben. — Mannigfaltiges. — Bei unserer Redaction eingegangene milde Gaben. — Besondere Anliegen. — Bücherschau. — Briefkasten der Redaction. — Letzte Nachricht. — Illustrationen: Zanzibar vom Meere aus. — Sultan Seid Bargasch. — Ostafrikanische Volks-Typen.

Hand in Hand,

gemeinsam müssen Politik und Kirche vorgehen, soll das Werk der Civilisirung Afrikas rasche Fortschritte machen. Dieses haben wir stets betont und es deshalb auch wiederholt mit Befriedigung erwähnt, daß unseren Missionaren in Ostafrika von Seiten des Regierungscommissars Wißmann und seiner Untergebenen nicht nur keine Schwierigkeiten bereitet werden, sondern daß letztere, so viel an ihnen liegt, denselben ihre Aufgabe wesentlich erleichtern.

Heute liegt eine Thatsache vor, welche wir als eine gute Vorbedeutung für die Zukunft nehmen wollen. Dr. Schnitzer (Emin Pascha) hat seit einigen Wochen seinen Vormarsch nach Centralafrika angetreten, und in seiner Begleitung befindet sich unser bekannter Landsmann P. Schynse. Letzterer nicht etwa zufällig, als ein Missionar, der die Reisegelegenheit benutzt, um auf seinen Posten zurückzukehren, sondern als ein von der Regierung engagirtes Mitglied der Expedition. Auf Wunsch Wißmann's, als des Vertreters der deutschen Regierung und jedenfalls mit Zustimmung der letzteren, hat Cardinal Lavigerie dem P. Schynse gestattet, sich dem Zuge anzuschließen. Die bedeutende Kenntniß, welche der P. Schynse sich in Ostafrika bereits erworben hat, nicht weniger aber auch das Ansehen, welches die Padri persönlich bei allen Eingeborenen genießen, hat jedenfalls den umsichtigen Führer bestimmt, sich die Hülfe eines so wichtigen Bundesgenossen zu sichern. P. Schynse wird ohne Zweifel Dr. Schnitzer und damit seinem Vaterlande große Dienste leisten können, er wird aber auch den Missionaren bisher verschlossene Wege öffnen. Dies betrachtet er selbst als seine nunmehrige Bestimmung.

Wir Katholiken haben allen Grund, uns über diese Nachrichten zu freuen, ja wir dürfen stolz darauf sein, daß unseren Missionaren seitens der Regierung eine solch glänzende Anerkennung zu Theil wurde. Gleichzeitig liegt darin

aber auch die Mahnung, daß wir uns unserer Aufgabe voll und ganz bewußt werden sollen. Wir Katholiken marschiren an der Spitze der ganzen Civilisations-Bestrebung in Afrika, unsere Missionare hatten dort bereits eine Bedeutung erlangt, ehe Andere daran dachten, sich an der Arbeit zu betheiligen, und an uns Katholiken ist es nun, auch die Früchte unserer Arbeit uns und unserer Kirche zu sichern. Das Letztere thun wir dadurch, daß wir mit immer wachsender Kraft eingreifen in jene Bewegung, daß wir Opfer bringen, welche der Bedeutung der Sache angemessen sind. Unabsehbare Gebiete werden uns jetzt erschlossen; sie mit Missionaren, mit Kirchen, Schulen, Waisenhäusern und Spitälern zu versehen, ist unsere Sache. Das erfordert viel Geld, aber je mehr wir aufwenden können, um so raschere Fortschritte werden wir machen. In einem neulichen Schreiben Sr. Heiligkeit Leo's XIII. an den hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Köln, den Protector des Afrika-Vereins, legt der hl. Vater dem Herrn Erzbischof und allen Bischöfen Deutschlands die Missionirung der Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete dringend ans Herz.

Dieses hochwichtige Schreiben des hl. Vaters behandelt Eingangs die Fürsorge für die arbeitenden Classen, dann heißt es weiter:

„Aber nicht nur in dieser Beziehung pflegt die Kirche die Sache der Humanität zu schützen; auch andere Dinge verlangen ihre heilsame Beihülfe. Es ist ihre heilige Pflicht, barbarische und rohe Völker durch die Lehre des Glaubens zu erziehen, sie in menschlichen Künsten und bürgerlichen Sitten auszubilden. In der Ausübung dieses ausgezeichneten Amtes haben Viele ihr Leben verwendet oder ihr Blut vergossen. Namentlich nimmt die Hirten der Kirche die elende Lage der Bewohner Afrika's in Anspruch, welche, in Knechtschaft lebend, wie käufliche Waare in schimpflichem Handel hingegeben und angenommen zu werden pflegen. Wie sehr Uns diese Angelegenheit am Herzen liegt, haben Wir bereits in Unseren Schreiben zum Ausdruck gebracht. Da nun die kaiserlich deutsche Regierung bestimmt hat, daß den katholischen Missionaren der Zugang zu den unter ihrer Schutzherrschaft stehenden afrikanischen Gebieten offen stehen solle, so können Wir nicht umhin, Dich und die übrigen ehrwürdigen Brüder, welche an der Spitze der Bisthümer des deutschen Reiches stehen, immer wieder zu eifriger Nachforschung zu ermahnen, ob unter der deutschen Geistlichkeit, welche so herrliche Beispiele der Standhaftigkeit, der Geduld und des apostolischen Eifers gegeben, Männer sich finden, die von Gott berufen sind, unter jene unglücklichen Stämme Afrika's das Licht des Evangeliums zu tragen.

Damit dieselben aber um so leichter dem Rufe Gottes folgen können, wünschen Wir dringend, daß durch Deine und anderer Bischöfe des Deutschen Reiches Bemühung, mit Unterstützung der Gläubigen, eine

Anstalt gegründet werden möge, in welcher eingeborene Cleriker zur Uebernahme der afrikanischen Mission vorgebildet werden, nach Art des in Belgien gegründeten Collegiums, in welchem Jene Aufnahme finden, die das Evangelium im Congostaate verkündigen sollen. So wird bald eine edle Pflanzstätte vorhanden sein; aus ihr kann man Setzlinge des wahren Weinstockes, das heißt Christi, entnehmen und nach Afrika verpflanzen, wo sie reichliche Frucht bringen und unter wilden, durch Barbarei und Sündenschmutz entstellten Stämmen den Duft Christi verbreiten werden.

Sehr angenehm, ehrwürdiger Bruder, wird es Uns deshalb sein, wenn Du von dem Inhalt dieses Schreibens die andern Bischöfe des Deutschen Reiches in Kenntniß setzest, und wenn Ihr dann Alle, gleichen Sinnes, mit vereinten Kräften, an der glücklichen Erreichung jener Ziele arbeitet, welche Wir zum Wohle Euerer Bürger wie der Elenden Afrika's Dir dringend an's Herz gelegt haben. Und auf daß der Verlauf des Werkes sich um so glücklicher gestalte und um so vollständiger Euere Uebereinstimmung sei, bitten Wir Gott, Er möge Euch beistehen mit seiner Kraft und seinem Rathe, und ertheilen gern als Unterpfand der göttlichen Gunst Dir und den andern ehrwürdigen Brüdern, sowie der Geistlichkeit und den Euerer Wachsamkeit anvertrauten Gläubigen im Herrn den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom bei St. Peter, am 20. April 1890, im 13. Jahre Unseres Pontificates. Papst Leo XIII.

An den ehrwürdigen Bruder Philippus, Erzbischof von Köln."

Hocherfreulich ist es für uns, aus dem Munde des hl. Vaters bestätigt zu hören, was uns längst kein Geheimniß mehr war, nämlich, daß die deutsche Regierung ernstlich wünscht, von katholischen Missionaren in ihrer Culturarbeit unterstützt zu werden. Wir richten aber deshalb eben an die Regierung die dringende Bitte: Gebet uns die im Culturkampfe vertriebenen Orden zurück, öffnet besonders den Padres vom hl. Geiste die Grenzen Deutschlands, damit sie Gelegenheit finden, Deutsche zu deutschen Missionaren auszubilden. Speciell hier in unserem Westfalen fehlt es nicht an jungen Leuten, welche dem Rufe nach Afrika Folge leisten werden, selbst die Anstalt zu ihrer Ausbildung steht bereit und kann von heute auf morgen eröffnet werden, aber es fehlen uns die afrikakundigen Lehrer, und diese harren noch jenseits der Grenze auf das erlösende Wort, welches in Berlin immer noch nicht gesprochen ist.

Wir können diesen erneuten Ruf nicht anders deuten, als daß der hl. Vater wünscht, alle deutschen Katholiken möchten dieser wichtigen Aufgabe unserer Zeit ihre rege Aufmerksamkeit zuwenden. Bisher stehen noch mehrere Diöcesen dem Vereine mehr oder weniger fern; mögen also auch diese die letzten Bedenken fahren lassen und sich einem Vereine anschließen, der nur echt katholische und echt deutsche Ziele verfolgt.

An unsere Leser aber richten wir die dringende Mahnung, Alles aufzubieten, um dem Vereine immer mehr Mitglieder zu gewinnen; es ist dies wichtiger als die Zahlung hoher Beiträge. Man vernachlässige kein Mittel der Propaganda, durch Ueberredung und Verbreitung von Druckschriften läßt sich noch viel, sehr viel thun, und es muß noch sehr viel gethan werden, wollen wir selbst Freude an unserem Werke erleben.

[Nachdruck untersagt.]

Die katholischen Missionen Afrikas.

[8. Fortsetzung.]

Von Baron Leo de Bethune.

Während Menelik, der Monarch von Schoa, ohne ausdrücklich zum katholischen Glauben überzutreten, Mfgr. Massaia in seinem Palais von Litsche beherbergte, errichtete P. Taurin Cahagne an der Grenze von Kafa, mitten im Lande der Ilm-Orma, die Station von Bibiosa, Mfgr. Coccino stellte die Christengemeinden von Lagamara wieder her und alle Provinzen des südlichen Aethiopien riefen nach Priestern, die man ihnen aber leider nicht geben konnte. Die größten Schwierigkeiten, mit welchen diese Mission von Schoa zu kämpfen hatte, beruhten in Wirklichkeit auf der ganz unzulänglichen Verbindung mit Europa. Der Weg durch Abessinien war versperrt, denn kein Missionar durfte sich dort sehen lassen, selbst einfache Reisende, welche zum Hofe Meneliks, des gefürchteten Nebenbuhlers des Negus Johannes, reisten, wurden verfolgt. Anderseits war die so ermüdende Reise durch die Wüste, quer durch die Stämme der Asar und Danakil, den christlichen Priestern wegen des glühenden Fanatismus muselmännischer Banden nicht möglich. Mehrere Capuciner, welche in den Jahren 1870—1878 diesen Gefahren Trotz boten, bezahlten ihre Kühnheit mit dem Leben.

P. Taurin Cahagne, einer der thätigsten Gehülfen des Apostels der Galla, war vom Papste seit 1873 zum zweiten Hülfsbischof Mfgrs. Massaia bestimmt. Nach langer Verzögerung kamen die päpstlichen Bullen endlich an's Ziel, und der apostolische Vicar gab unter Assistenz eines einheimischen Priesters und eines europäischen Missionars dem Erwählten feierlichst die bischöfliche Weihe. Diese imposante Ceremonie, welche am 15. Februar 1875 in Escha Eloi, einer der Mission vom König geschenkten Besitzung, stattfand, machte großen Eindruck auf das äthiopische Volk, das von Natur zur Bewunderung religiöser Ceremonien und liturgischer Pracht hinneigt. Mehrere Weihen verstärkten den eingeborenen Clerus; die neuen Priester wurden sofort

in den Dörfern des Galla-Landes verwandt, welche sich eben erst unter die geistliche Leitung der Missionare gestellt hatten.

Der Aufenthalt Mfgr. Massaia's am Hofe des Königs Menelik bewirkte im eigentlichen Schoa, in welchem ein dem Katholicismus nahe stehender Zweig des Schisma herrschte, eine bemerkenswerthe Bewegung zu Gunsten der katholischen Kirche. Die Provinz Amhara, die bedeutendste von ganz Abessinien, stand auf dem Punkte, gänzlich zur kirchlichen Einheit zurückzukehren, als die Stunde der Prüfungen von Neuem schlug. Seit 1874 sahen die Missionen den drohenden Krieg zwischen dem Negus und Menelik herrannahen. Er wurde verzögert durch die Kämpfe des Negus mit den Aegyptiern, aber schon 1877 schlugen seine durch zwei Feldzüge geübten Truppen jene des Nachkommen Salomons, und dieser mußte sich wieder einmal als Vasallen Abessiniens erklären. Ehebündnisse zwischen den beiden regierenden Familien besiegelten bald den neuen Stand der Dinge.

Als Johannes Schoa mit Krieg überzog, hatte er zunächst politische und dynastische Ziele im Auge. Er wollte ganz Aethiopien unter seinem Scepter vereinigen und einen widerspenstigen Vasallen, welcher ihm wegen seiner berühmten Abstammung gefährlich werden konnte, demüthigen. Aber mit diesen politischen Berechnungen verbanden sich im Geiste des Negus solche religiöser Art. Durch eine seiner hohen Intelligenz unwürdige Verirrung hatte sich Johannes gänzlich dem Karra ergeben, jener eutichianischen Lehre, nach welcher die menschliche Natur in Christo ganz in seiner Gottheit aufgegangen ist. Da er neben politischer Einheit vollständige religiöse Gleichförmigkeit anstrebte, so stellte er es als eine Bedingung des Friedens auf, daß sich Menelik ebenfalls für diese Irrlehre erkläre. Unter dem Drucke des Siegers erklärte sich Menelik wenigstens scheinbar bereit, diese Bedingung zu erfüllen. Johannes richtete nun die katholische Mission vollständig zu Grunde und verbannte Mfgr. Massaia, Menelik's treuesten Rathgeber.

Unter dem Vorwande einer diplomatischen Mission nach dem kaiserlichen Lager beschieden, wurde der berühmte Bischof in Ketten gelegt und nach Europa zurückgeschickt. Mfgr. Coccino erlebte dies Unglück nicht mehr, der Tod ersparte ihm den Anblick des Elends. Mfgr. Taurin Cahagne zog sich zu den Christengemeinden im Südwesten zurück, welche er kurz vor Ausbruch der Verfolgung noch einmal besuchte, bald aber bemächtigten sich die Häscher des Negus seiner und brachten ihn nach der Küste. Nachdem so die katholischen Prälaten, die hauptsächlichsten

Stützen der dem „sost ledel“ angehörenden Schismatiker, beseitigt waren, unternahm es der Negus, die Anhänger dieser Secte gewaltsam zum „Karra“, der Staatsreligion, zu bekehren. Als oberster Richter in Glaubenssachen führte der Monarch bei mehreren theologischen Conferenzen den Vorsitz, in welchen die Gottesgelehrten Schoas ihre Meinung mit Muth und Talent vertheidigten. Um sie zu überzeugen, ließ der gekrönte Dogmatiker den kühnsten die Zunge abschneiden, die übrigen, eingeschüchtert, unterwarfen sich.

Einem einzigen europäischen Missionar war es gelungen, der allgemeinen Hetze zu entrinnen; unterstützt von zwölf eingeborenen Priestern und begünstigt durch das stille Wohlwollen Menelik's, verwaltete er die ungeheuere Mission so glücklich, daß er 1880 seinen Oberen melden konnte, den Christengemeinden von Galla, Kafa und Schoa fehle es nur an Bischöfen. Zwei Jahre später war die Lage dieselbe, aber der Tod begann Lücken zu reißen in die Reihe des eingeborenen Clerus, und diese Lücken ließen sich nicht ausfüllen. Kurz darauf sah sich Menelik gezwungen, neue Verfolgungsedicte zur Ausführung zu bringen, das hinderte aber nicht, daß im folgenden Jahre P. Lasserre mit einer Missions-Karawane in Schoa erschien. Er fand den König unter der strengen Aufsicht eines der schismatischen Bischöfe, welche Johannes sich hatte von Kairo kommen lassen. Trotz der eifersüchtigen Ueberwachung dieses Fanatikers empfing der Fürst die Capuciner mit Wohlwollen und gewährte ihnen vollkommene Freiheit in dem ganzen ihm unterworfenen Lande der Ilm-Orma, aber er empfahl ihnen, im Interesse der Mission selbst, vorsichtig zu Werke zu gehen, um nicht die Empfindlichkeit seines unbequemen Vormundes zu wecken.

Bischof Massaia, erschöpft von den Anstrengungen ohne Zahl eines 35 jährigen Apostolates, hatte sein Amt als apostolischer Vicar der Galla niedergelegt. Leo XIII. ehrte den berühmten Missionar mit dem Cardinalspurpur. Auf Wunsch des hl. Vaters füllte Cardinal Massaia die letzten Jahre seines Lebens damit aus, die Geschichte seiner Mission zu schreiben, ein Werk, gleich kostbar für die Wissenschaft als tröstlich für den Katholiken. Alle gelehrten Gesellschaften erwiesen dem Apostel der Galla hohe Ehren und auch die italienische Regierung, in Anerkennung für die dem Ansehen des Landes geleisteten Dienste, ernannte ihn zum Senator des Königreichs und verlieh ihm das Großkreuz des Ordens der italienischen Krone; der bescheidene Missionar, der seit seiner Rückkehr nach Europa eine ärmliche Klosterzelle bewohnte, lehnte diese

schmeichelhaften Auszeichnungen indeß ab.*) Als Grund seiner Weigerung schrieb er dem Cultusminister, er — als von der Propaganda ausgesandter Missionar — könne nicht Ehrenzeichen einer Regierung tragen, welche sich anschickte, dieses der Civilisation in so hohem Maße dienstbare Institut (die Propaganda) durch Einziehung seiner Einkünfte lahm zu legen.

Da das Gebiet von Schoa für Msgr. Taurin Cahagne verschlossen war, unternahm dieser Prälat die Evangelisirung eines anderen Theiles seines ausgedehnten Vicariats. Er schuf 1881 eine Zweig-Niederlassung in Berberah, einem Hafen an der afrikanischen Küste des Golfes von Aden und bedeutenden Handelsposten von Süd-Aethiopien. Eine Wüste erstreckt sich von hier bis Harrar, einer im 16. Jahrhundert von Nour, dem abessinischen Attila, gegründeten Stadt, die seitdem der lebhafteste Mittelpunkt für die islamitische Propaganda in diesen Gegenden geblieben ist. In dieser fanatischen Stadt — seit 1875 von Aegypten besetzt — gründete Msgr. Cahagne im Jahre 1882 einen zweiten Missionsposten. Das Land jenseits Harrar ist nur eine Aufeinanderfolge von ausgedehnten Höhenzügen, die sich stufenförmig bis zu den Bergen erheben, welche die südliche und östliche Grenze Abessiniens bilden. Die Galla und die Reste der alten äthiopischen Stämme, aus welchen die Bevölkerung hier besteht, hatten vor der Besitznahme durch Aegypten nur wenig von dem Einfluß des Korans

*) Wie groß der Enthusiasmus des italienischen Volkes für den Apostel der Galla war, erhellt aus der Mittheilung, die der Forscher Mateucci über seine Unterredung mit Msgr. Massaia macht: „Als der Pförtner unsern Besuch ankündigte, verließ Monseigneur die eben anwesenden Besucher und kam zu uns. Eine gewaltige Erregung bemächtigte sich unser. Das ungewöhnliche Leben dieses hervorragenden Menschen stand vor unserm Gedächtniß, als er auf uns zutrat mit seinem langen weißen Bart, mit dem ruhigen aber leidenden Ausdruck seiner Augen; die auf einen Stock gestützte, abgemagerte Gestalt mit den Spuren von 30 schmerzensvollen Jahren, contrastirte seltsam mit der Idee seiner lebensvollen, mächtigen Thätigkeit, welche sein Name uns vor den Geist rief; wir konnten unsere Thränen nicht zurückhalten; der erhabene Opfermuth des Missionars erschien uns von Glorie zu widerstrahlen. In diesem Augenblick empfanden wir Alle — Gläubige oder Freidenker — die feierliche Poesie des christlichen Glaubens zu jener Zeit, als seine ersten Apostel noch vom Schlage Massaia's waren. Der ehrwürdige Greis war ärmlich gekleidet, ein bescheidenes Kreuz, das einzige Zeichen seiner bischöflichen Würde, hing an seiner Brust. Zurückhaltend über sein eigenes Verdienst, sprach er, der so viel gethan, nur von Andern. Hochbetagt, waren seine Ideen von höchster Klarheit, von Allem redete er mit vollkommener Sachkenntniß, von seinen Leiden niemals.“ — Der große Missionar ist am 6. August 1889 gestorben.

empfunden. Aber hier, wie überall, war die ägyptische Herrschaft der Verbreitung des Islam günstig und die Galla in der Umgegend von Harrar mußten, wenigstens zum Schein, die Religion des Siegers annehmen. Unter diesen vom Islam infizirten Völkerschaften gründete der apostolische Vicar eine Reihe von Missionen. 1884 ließen sich die Capuciner unter den Anias, einem tapferen und ehrenwerthen Volke, nieder. Der Missionar wurde hier von einem Häuptling adoptirt, aber nur unter der Bedingung, daß er beschwor, frei zu leben und zu sterben wie die Anias, und zwar als Feind der Muselmänner. Sechs bis sieben Capuciner, die zerstreut unter dem Stamme der Ilm-Orma lebten, begannen die tröstenden Früchte ihres Apostolats zu pflücken, als die Niederlagen Aegyptens im Sudan im Jahre 1885 die Räumung der Stadt Harrar herbeiführten, die nun wieder unter die Botmäßigkeit des früheren Emirs trat. Unterdessen vollführte Menelik im Auftrage seines Suzeräns eine Reihe von Eroberungen, um Abessinien einen Handelsposten an der Seeküste zu sichern; Ras Derghieh, der Oheim des Königs, unterwarf das Land der Arusi; andere Heerführer fochten mit Erfolg im Lande der Ittus; der Herrscher ging zum Angriff über, durchzog die Niederlassungen der östlichen Galla, deren Land er unter seine Anhänger vertheilte, und erschien im Dezember 1886 vor Harrar. So fiel diese „heilige" Stadt, aus der so viele für das Christenthum verhängnißvolle Expeditionen hervorgegangen, dem dreihundertjährigen Haß der Aethiopier zum Opfer. Alle Freunde der Civilisation haben diese Eroberung begrüßt, welche den muselmännischen Stolz in jenen Gegenden brach und die Entwickelung des Islam und der Sclaverei ernstlich hemmen wird. Die letzte That des fanatischen Emirs vor seinem Sturze war die Vertreibung Monseigneurs Cahagne, welchen er an die Küste bringen ließ. Der Prälat nahm diese Gelegenheit wahr, um die kürzlich im französischen Hafen von Obock durch die Missionare gegründete Niederlassung zu besichtigen; er fand hier eine schon völlig organisirte Bewahrschule für Galla-Kinder. Am 31. Juli 1887 konnte er nach Harrar zurückkehren, wo sich der abessinische Gouverneur seiner Wiederansiedelung nicht nur nicht widersetzte, sondern sogar das von zehn Capucinern unter den heidnischen Stämmen der Umgegend begonnene Werk der Mission kräftig förderte. In dieser Stadt empfing der Bischof auch Nachrichten aus Schoa und Kafa. Trotz der Ueberwachung der drei durch König Johann eingesetzten schismatischen Abunas hatten die von Kafa bis Amhara zerstreut lebenden eingeborenen katholischen

Priester das bis dahin Erreichte nicht blos behaupten, sondern in wenigen Monaten mehr als 630 Taufen von Erwachsenen vollziehen können. Der officielle Jahresbericht der katholischen Missionen für 1888 schätzt die Zahl der dortigen Katholiken auf etwa 6000: Diese Zahl ist keineswegs übertrieben, sie bleibt eher noch hinter der Wirklichkeit zurück. An der Küste haben die Capuciner ihre Institute in Obock und in Zeilah, wohin die Zweigniederlassung von Berberah überführt worden ist. Andererseits ersehen wir aus dem Missionsatlas, daß 5 Missionare (Capuciner) sich kürzlich in der italienischen Colonie Assab niedergelassen haben, um den wilden Stämmen der Danakils das Evangelium zu predigen. *)

Aber die wichtigsten Punkte des ausgedehnten apostolischen Vicariats der Galla bleiben immer die Gegenden in der Nähe von Schoa und Kafa. Die Lehren Kardinals Massaïa sind keineswegs von König Menelik vergessen worden und die Anwesenheit eines koptischen Bischofs am Hofe dieses Fürsten macht Vergleichungen möglich, die dem Schisma nicht zum Vortheil dienen. Ein deutliches Anzeichen der unverändert günstigen Gesinnung des Abkömmlings von Salomon für den Katholicismus sind die Huldigungen, die er mit den Völkern der ganzen Welt Sr. Heiligkeit dem Papste Leo XIII. in seinem Jubeljahre erwiesen hat. Es ist ziemlich sicher, daß dieses ganze Königreich, nachdem es jetzt seine Unabhängigkeit erlangt hat, zum Katholicismus übergehen wird.

Die Bekehrung Meneliks zur römischen Kirche würde ein Ereigniß von ungeheurer Tragweite, sowohl für das eigentliche Aethiopien, als für das ganze östliche und centrale Afrika sein. Das Königreich Schoa würde durch die Nähe der großen Binnenseen und durch die bemerkenswerthe Ausbreitungsfähigkeit der äthiopischen Stämme unzweifelhaft die wichtigste Operationsbasis für die Civilisation dieses ganzen Gebietes des geheimnißvollen Erdtheils werden. (Forts. folgt.)

Afrikanische Post.

Aus Ostafrika liegt eine Reihe von Briefen vor, welche das höchste Interesse beanspruchen. Wir geben dieselben nach den Daten.

*) Eine Schule und ein Krankenhaus unter dem Patronat der „Assoziatione nazionale di soccorso ai missionari italiani" sind am 14. März 1888 in Gegenwart der italienischen localen Behörde gegründet worden. (Rassegna nazionale, 1889, p. 311.)

Zanzibar, 25. März 1890.

Die Zeitungen haben ohne Zweifel schon über die famose Schlacht von Mlembure, d. h. über den Angriff auf das befestigte Lager Bana Heris, einige Stunden von Saadani gelegen, berichtet. Nach den eigenen Mittheilungen des Herrn Majors hat Wißmann seit dem Gefechte von Bomani keinen so hartnäckigen Widerstand mehr angetroffen. Wie Bomani, bei Bagamoyo der stärkste Punkt Buschiris war, so verhielt es sich mit Mlembure für Bana Heri. Der Kampf war heiß und bereits überlegte Wißmann, ob es nicht gerathen sei, zum Rückzuge blasen zu lassen, als plötzlich der Anführer seiner Sudanesen, gereizt durch den Anblick der todten Kameraden, ein Kriegsgebrüll hören ließ. Das Lager wurde nun im Sturm genommen und der ganze Anhang Bana Heris zerstreut.

Major Wißmann wollte Heri Zeit lassen, seine Beute zu sammeln und ein neues Lager zu erbauen, das abermals als Centralpunkt des Widerstandes dienen konnte. Fast ein Monat war bereits verflossen, schon hatten Wißmanns Truppen Marschbefehl nach Saadani, da ließ Bana Heri durch Vermittlung des Sohnes des Scheikhs Nossar, Seliman ben Nossar, Untergouverneur von Pangani, Friedensvorschläge machen. Es war zu spät. Wißmann hatte alle seine verfügbaren Kräfte zusammengezogen, er wollte einen letzten kräftigen Schlag führen. Er schickte seine Truppen nach allen möglichen Richtungen von Pangani und Saadani aus, fand aber nirgends Widerstand, überall nur Flüchtige in Gruppen von 8, 10 und 12 Mann. Offenbar hatte die Macht Bana Heris bei Mlembure den Gnadenstoß erhalten. In Salamakala, einer Kohlenniederlage, etwa einem Tagemarsch von der Mission Mandera entfernt, versuchten etwa 50 Mann, sich zu widersetzen, wurden aber sofort in die Flucht geschlagen. Von Bana Heri oder von einem festen Lager keine Spur. Major Wißmann richtete in Salamakala sein Hauptquartier ein und ließ die Umgegend auf vier Stunden in der Runde abstreifen; außer versprengten Flüchtlingen fand sich nichts. Wißmann ist der Ansicht, daß er von dieser Seite nichts mehr zu fürchten hat. Uebrigens ist Bana Heri selbst schon alt und man muß zu seiner Entlastung sagen, daß er niemals selbst angegriffen hat. Von Anfang an sagte er: „Ich greife nicht an, aber ich vertheidige mich, denn das ist mein Recht.“ Er ist kein einfacher vom Sultan ernannter Wali; er nennt sich selbst „Sultan“; freilich ist er dem Sultan von Zanzibar unterthan, aber er genießt gewisse Privilegien. Dementsprechend wird ihn auch Major Mißmann behandeln. Unglücklicherweise hat sein Sohn den englischen Missionar Brockes ermordet, aber dieser Sohn, der eigentliche Anführer, soll an seinen Wunden gestorben sein. Mwegni Dyasi, Lieutenant von Buschiri, einer der hervorragendsten Djumbes von Bagamoyo, welcher sich nach dem Tode Buschiris in den Dienst Bana Heris gestellt hatte, hat um Gnade gebeten und will in seine Heimath zurückkehren.

Alle einflußreichen Chefs im Norden, von welchen einiger Widerstand zu erwarten war, haben sich unterworfen, unter ihnen auch Sembodja, derselbe,

welcher den Reisenden Dr. Hans Meyer gebrandschatzt hatte. Er hat Alles zurückgegeben, was er noch von Hans Meyer besaß, und sich als Freund der Deutschen erklärt. Diese zahlen ihm ein monatliches Gehalt. Sein Sohn Kimmere ist Chef von Pugu. Er besitzt eine gewisse Bedeutung und seine Unterwerfung ist nicht zu unterschätzen.

Mohammed ben Ngoïa, auch Soa genannt, ein sehr bedeutender Häuptling des Usambaragebietes, hat den Deutschen Beweise seiner Freundschaft gegeben, indem er die Gefangennahme Buschiris begünstigte. Dafür hat ihm Wißmann 6000 Rupien, den größten Theil der auf Buschiris Kopf gesetzten Summe, zuerkannt. Soa hat nicht weniger als 1000 Stück Rindvieh auf seinen Ländereien, und das will hier etwas bedeuten, denn es gehört eine beträchtliche Macht dazu, um diese Heerden gegen die Räubereien der Massai zu sichern.

Man kann also die Deutschen als Sieger über den im September 1888 ausgebrochenen Aufstand betrachten, wenigstens im Norden des Landes. Sobald Major Wißmann seine Verstärkungen erhalten haben wird, will er den Süden angreifen, wahrscheinlich zum Juni, nach der Regenzeit, die eben beginnt. Ist auch der Süden beruhigt, so werden die Deutschen gut thun, Handel und Ackerbau sich friedlich entwickeln zu lassen, wie es ja auch bereits geschieht. Eine große Zahl Karawanen kommt aus dem Innern nach Bagamoyo.

Zur Zeit ist Major Wißmann so ziemlich entschlossen, einen Zug nach Tabora zu unternehmen. Die Niederlassung der Deutschen an der Küste hat dem Sclavenhandel einen tödtlichen Schlag versetzt. So lange die Europäer sich nicht an der Küste festgesetzt hatten, war eine Blokade des Meeres nicht im Stande, den Handel mit Menschen wirksam zu hindern. Die Sclaven gelangten ohne Schwierigkeiten zur Küste und unter dem Schutze der Nacht über die See. Aber jetzt, wo zahlreiche europäische Posten die Küste bewachen, wird das Geschäft gefährlich für die Araber.

Gestern Abend, es war 7 Uhr und wir wollten eben das Thor schließen, stellte sich dem Bruder Pförtner ein junger Mann von 20 Jahren vor und bat, eintreten und die Nacht im Kloster verbringen zu können. Wenn nicht, so sei er verloren, denn er habe in der Stadt kein Unterkommen. Dieser junge Mensch nennt sich Figrini; er war Sclave des Nossar von Bagamoyo. Hören Sie kurz seine Geschichte, wie er sie mir eben dictirt.

„Vor etwa einem Monate kamen Kaufleute in meine Heimath Makonde im Ugaïo. Mein Land ist sehr bevölkert und die Häuser befinden sich, des Krieges wegen, in den Bergen. Es giebt viel Wald da und nach Landessitte vereinigen sich die jungen Leute häufig, um auf die Vogeljagd zu gehen. So waren wir auch eines Tages zu etwa 30 Personen ausgezogen, die Jagd war sehr ergiebig gewesen und wir traten den Rückmarsch an. Plötzlich schrie einer der Unsrigen: He! was sind das für Menschen dort!! Nyazaros!!! (dieses Wort ist im Munde des Negers gleichbedeutend mit „Canaille“, Schurken, die zu Allem fähig sind. Vielleicht ist Nyazaros nur eine Verstümmelung von

„Nazarener", ein Schimpfwort, welches die Araber ins Land gebracht haben). Flucht war unmöglich, von allen Seiten wurden wir umringt, unmöglich zu schreien, die Fremden würden uns mit ihren Gewehren getödtet haben; unmöglich, sich zu widersetzen, was hätten Kinder gegen diese Menschen vermocht! Wir wurden alle ohne Ausnahme mitgenommen und mußten, gefesselt, lange, sehr lange marschiren. Endlich kamen wir in Bagamoyo an, dort wurden wir alle in ein Haus eingesperrt mit dem strengsten Verbote, nicht herauszugehen oder Geräusch zu machen. Hier waren wir nicht lange, denn eines Tages verlud man uns in ein kleines Boot, während unser Herr mit einigen Kebsweibern ein größeres Boot neben uns bestieg. Es war rabenschwarze Nacht, als wir die Anker lichteten. Der Wind war unserem Kurs günstig, noch ein Wenig, so hatten wir die südliche Küste der Insel Zanzibar erreicht, als wir plötzlich ein Kriegsschiff (ob es ein deutsches oder englisches war, weiß ich nicht) erblickten. Das Schiff war zu groß, es konnte uns nicht mehr auf die Klippen folgen, aber es ließ ein Boot herab, um uns zu verfolgen. Natürlich fuhr es auf das größte Boot los. Plötzlich hörten wir Rufe: Allah il Allah, tunakufa! („Es giebt keinen Gott außer Gott, wir werden sterben!" Die Worte Allah il Allah haben eine sacramentale Bedeutung für die Araber; wenn sie dieselben im Momente des Todes aussprechen, sind sie sicher, ins Paradies einzugehen.) Hört ihr das Geschrei der Frauen? sagten wir zu einander; ohne Zweifel tödtet sie der Herr, weil er nicht will, daß sie in die Hände der Weißen fallen. Dieses Geschrei verstummte, sobald die Weißen an Bord gestiegen waren.

Mittlerweile ließ der Führer unserer Barke die äußersten Anstrengungen machen, um das Land zu erreichen, und die Schaluppe der Weißen hatte nicht mehr Zeit, uns zu folgen. Wir waren noch nicht am Ufer, als wir alle ins Wasser springen mußten, um uns ins Gebüsch zu legen. In der Umgebung gab es einige Hütten, bewohnt von Wahadims, den alten Einwohnern von Zanzibar. Sechzig an der Zahl baten wir sie um Aufnahme. Nein, nein, antworteten sie uns, ihr seid zu zahlreich, die Weißen werden kommen, und dann sind wir es, welche die Zeche bezahlen müssen. Macht euch fort, so rasch als möglich. Seht, dort ist der Weg nach der Stadt Zanzibar, folgt ihm und eilet!

Ich meinestheils ließ mir das nicht zweimal sagen und machte mich auf die Beine. Wie ich aber diese große Stadt betrat, sagte ich mir: Jetzt bist du ein zweites Mal verloren. Wie wird es mir da drin gehen? Wo finde ich Jemanden, der mir zu essen giebt? Ich werde abermals in die Hände der Araber fallen. Wie ich so dastand und diesen traurigen Gedanken nachhing, ging ein Weißer in langem schwarzen Rock wie Ihr (ein Pater vom hl. Geiste) vorbei. Da ist ein Weißer, sagte ich mir, Tod für Tod, ich folge ihm, denn mit den Arabern will ich nichts mehr zu thun haben."

Es war am äußersten Ende der Stadt und wohl eine halbe Stunde Marsch bis zur Mission. Der Schwarze folgte dem Pater bis an das Thor, dort fehlte ihm aber der Muth, ihn anzureden und um Aufnahme zu bitten.

Er setzte sich hin und wartete ab. Einige Augenblicke später kam dann der Pförtner und den Rest wissen Sie.

„Das alles ist recht gut", sagte ich zu ihm, „du hast jetzt kein Haus, wo du bleiben kannst, und Niemand, der dir zu essen giebt. Du wirst also wohl einige Zeit bei uns bleiben, aber hernach wirst du uns fortlaufen, um zu den Arabern zurückzukehren!"

„Até (da soll ich auf der Stelle sterben!)" gab er mir mit dürrem Tone und einem unbeschreiblichen Ausdruck von Erstaunen zurück. „Ich, zu den Arabern gehen! Wenn ich das gewollt, hätte ich fünfzigmal dazu Gelegenheit gehabt, ehe ich zu Euch kam. Nein, nein, ich gehe nie mehr zu den Arabern!"

„Gut", sagte ich, „aber bei uns muß man arbeiten und beten. Faulenzer und Bummler können wir nicht gebrauchen."

„Ich werde arbeiten vom frühen Morgen bis zum Untergang der Sonne, und dann gehe ich schlafen, und beten will ich auch lernen wie Ihr."

„Das nicht allein", fuhr ich fort, „bei uns muß man selbst Nachts arbeiten, z. B. die Kranken bewachen, ihnen zu trinken geben, wenn sie es verlangen und dergleichen."

„Natürlich will ich auch Nachts arbeiten; ich will bei Euch bleiben."

Das war vor acht Tagen. Dem jungen Mann scheint seine Beschäftigung im Spital gut zu behagen. Er verspricht ein guter Christ zu werden und später werde ich ihn verheirathen.

Hier will ich einschalten, daß der arme Louis Mambo, dessen Geschichte ich Ihnen früher mittheilte (S. Heft 2) an den Blattern gestorben ist; die arme Franziska ist also bereits Wittwe. Ich habe die Absicht, den Platz des Verstorbenen als Wärter im Spital Frigini zu geben.

Wie Sie sehen, kommen trotz der schärfsten Aufsicht Sclaven durch. Die Deutschen und Engländer erwischen hier und da solche, aber öfter noch kommen die Sclavenhändler mit ihre Waare in Sicherheit.

Im letzten Monate trieb ein Sclavenhändler die Frechheit so weit, daß er seine Waare auf dem Segelboote der Mission überführen wollte. Es ist hier nämlich Brauch, daß wenn eine Dhau den Hafen zu verlassen im Begriff steht, Alle, welche mitfahren wollen, einsteigen. Unmittelbar vor dem in See gehen sieht der Capitain sich seine Leute an und entfernt, was ihm verdächtig scheint. Der Capitain unseres Bootes hatte den formellsten und strengsten Befehl, die Mitfahrenden scharf ins Auge zu fassen, damit man ihn nicht hintergehe und er keine Sclaven als vorgebliche Passagiere befördere. Alle, welche die Kisuahilisprache nicht verstehen, werden unerbittlich entfernt, ebenso Jene, welche sich nicht auf irgend einen Bekannten, sei es in Zanzibar oder in Bagamoyo, berufen können. Der Capitain weiß, daß eine Nachlässigkeit in diesem Punkte ihm nicht allein seine Stelle kostet, sondern daß er vom Sultan überdies sechs Monate eingesperrt wird. Es begegnet ihm deshalb oft, daß er im Momente der Abreise 2, 3, 4 Passagiere ausweisen muß, nicht weil er sie als Sclaven

erkennt, sondern nur, weil er vermuthet, es könnten Sclaven sein, die zum Verkaufe bestimmt sind.

Im verflossenen Monat nun hatten die deutschen Behörden Wind bekommen, daß 10 Sclaven mit unserem Boote fahren sollten. Da sie ihrer Sache sicher waren, so wollten sie dem Capitain nicht einmal Zeit lassen, selbst Polizei an Bord zu üben. Kaum waren die Verdächtigen im Boote, als die deutsche Schaluppe herankam und sie beschlagnahmte. Es waren fünf Knaben und fünf Mädchen, welche sofort unserer Mission übergeben wurden. Die Beamten gingen der Sache auf den Grund, und als sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß diese Kinder wirklich zum Verkauf bestimmt waren, wurde der Händler zum Tode durch den Strick verurtheilt und gehängt. Diese exemplarische Bestrafung verbreitete Schrecken unter Allen, welche sich mehr oder minder an diesem Menschenhandel betheiligen. Bisher riskirten diese Händler ziemlich leichten Herzens einige Monate Gefängniß, aber den Hals auf's Spiel zu setzen, das ist doch etwas Anderes. Zu größerer Sicherheit wird auf unserem Boote kein Neger mehr aufgenommen, der nicht eine Erlaubnißkarte von der deutschen Behörde vorzeigt.

Uebrigens ist bei der Wegnahme von Sclaven eine Unterscheidung zu treffen, um nicht ungerecht zu werden. Die Sclaverei selbst ist nicht abgeschafft, sondern nur der Handel damit. Alle Araber von Zanzibar und der Küste besitzen Sclaven. Der Dienst des Herrn kann es manchmal erheischen, daß diese Hausſclaven von einem Punkte zum anderen reisen, von Zanzibar nach Pemba, Bagamoyo, Pangani und umgekehrt. Wenn die Europäer den Arabern nun erlaubten, Sclaven zu halten, so ist es auch gestattet, solche Sclaven mit Aufträgen auszusenden. Darin liegt die Schwierigkeit, denn wie soll man es verläßlich feststellen, ob ein Sclave einfach einen Auftrag auszuführen hat, oder ob er zum Verkaufe bestimmt ist, besonders wenn der Sclave selbst versichert, er gehe freiwillig. Und diese Unterscheidung ist jetzt um so wichtiger, als es sich bei der neuen Gesetzgebung nicht mehr um einige Monate Gefängniß, sondern um Tod oder Leben handelt.

Heute hat Major Wißmann den Kriegszustand und das Kriegsrecht für den Theil der Küste vom Rufidschi bis Rowuma proclamirt. Die Feindseligkeiten im Süden haben also begonnen und Herr Wißmann wird sie, dessen sind wir überzeugt, rasch zu Ende führen. Er hat eben einen Zuwachs von 600 Sudanesen bekommen, wodurch die Stärke seiner Truppe auf 39 Offiziere, 89 Unteroffiziere, 1400 Sudanesen, 300 Zulus und 14 Deckoffiziere gestiegen ist.

Herr Wißmann ist auch entschlossen, seine Züge bis nach Tabora und selbst bis an die Seen auszudehnen, aber der Zeitpunkt hierfür steht noch nicht fest. (Man beachte das Datum dieses Briefes. D. Red.) Zunächst will er im Süden Ordnung schaffen. Nach Tabora gehört unbedingt ein militärischer Posten von etwa 100 Mann, denn dort ist für die Muselmänner von Central-

Afrika ein Hauptsammelplatz. Haben wir Tabora in der Gewalt, wird der Rest sich unterwerfen.

Emin Pascha ist vollständig wieder hergestellt und man ist emsig daran, für ihn eine Karawane auf die Beine zu stellen, mit welcher er sich nach Bukumbi, südlich vom Nyanza-See, begeben will. Diese Reise hat offenbar den Zweck, mit Hülfe des Einflusses des Paschas die Grenze der deutschen Colonien möglichst weit zu ziehen. Die Gegenden am Nyanza sind entschieden eine solche Anstrengung werth.

In diesem Augenblicke (3. April) zieht eine andere Karawane von Mombassa aus, und zwar auch nach dem Nyanza-See. Sie besteht aus Engländern. Wer wird zuerst ankommen? Wer wird größeren Einfluß erlangen? Wer wird Muanga gegen die Muselmänner beschützen? Die Zukunft wird es lehren. Schon jetzt aber darf man es aussprechen, daß es außerordentlich zu bedauern wäre, wenn etwa die Mächte an dem See sich nicht einigen könnten und der jetzt gebrochene Einfluß der Muselmänner von dieser Uneinigkeit Nutzen zöge. Ich will nicht den heiligen Krieg gegen den Islam predigen, aber — bei der Liebe Gottes! — man helfe den Arabern nicht wieder auf, wo sie bereits zerschmettert sind. Die christliche und die muselmännische Civilisation sind ebenso unvereinbar, wie Feuer und Wasser. Niemals wird der Muselmann ein aufrichtiger Freund des Europäers werden.

Bana Heri, durch Hunger und Elend zum Aeußersten getrieben (er bat die deutschen Beamten von Ukwadya um einen Sack Reis und 15 M.) hat sich ergeben. Herr Baron von Gravenreuth und Seliman ben Nassor (dem Untergouverneur von Pangani) sind gestern, am 3. April, nach Saadani abgegangen, um Bana Heri zu holen. Sein Enkel ist seit acht Tagen hier. Die Deutschen lassen ihm das Leben, aber unter der Bedingung, daß er in Zanzibar bleibt und nie nach der Küste zurückkehrt.

Damit schließe ich für heute. Die herzlichsten Grüße für Ihre Leser und Leserinnen!

P. A.

* * *

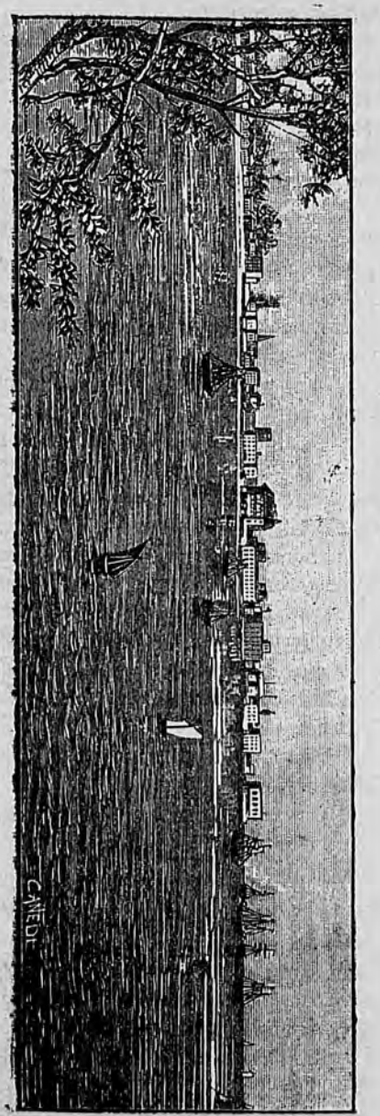
Zanzibar, 27. März.*)

Wenn dieser Brief Sie erreicht, bin ich, so Gott will, wieder auf dem Wege nach dem Nyanza und vielleicht darüber hinaus. Der kaiserliche Reichscommissiar rüstet gegenwärtig eine Expedition nach dem Innern aus, die von Emin Pascha befehligt werden soll. Dieser wünschte, daß ich ihn auf dieser Expedition begleitete, und auf eine dahin gehende Anfrage hat der Cardinal Lavigerie bejahend geantwortet, so daß ich wieder marschiren muß. Froh bin ich immerhin, daß ich von Zanzibar wegkomme, wo ich eigentlich keinen Tag

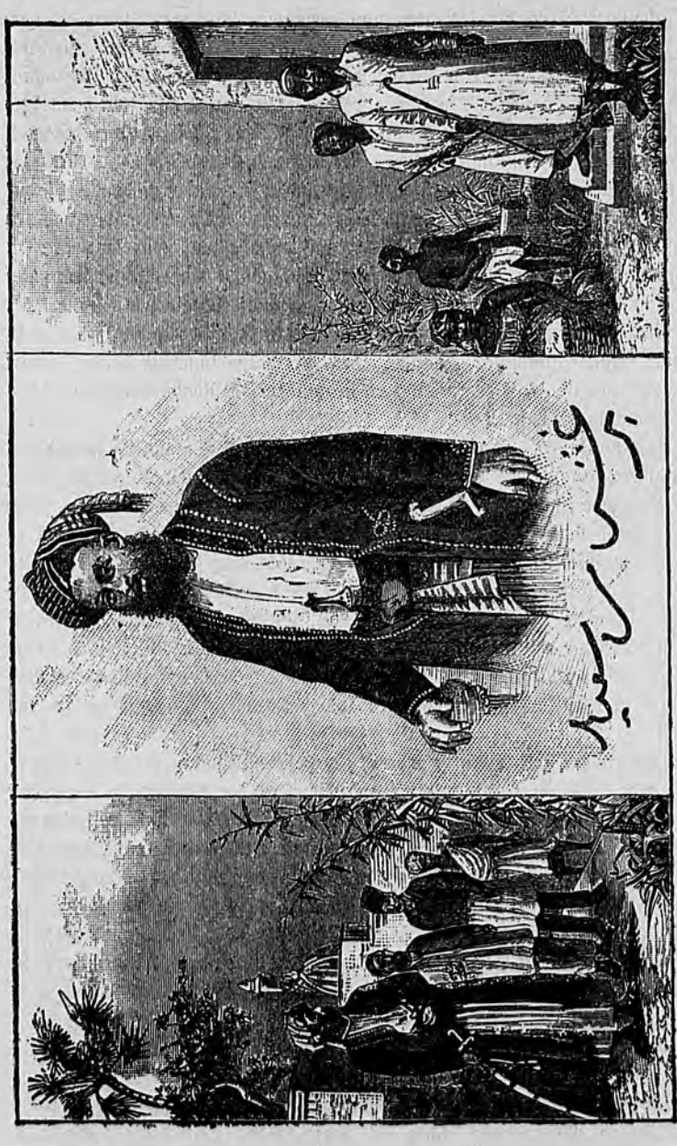
*) Dieses Schreiben hat P. Schynse an einen Freund gerichtet, von welchem es der „K. Vztg." zum Abdruck gegeben wurde, die übrigen Briefe gelangten direct an uns.

völlig wohl war, während ich, einen Vergiftungsfall abgerechnet, auf Reise stets gesund war wie ein Fisch im Wasser. Wie lange ich diese kaiserlich deutsche Expedition begleiten werde, weiß ich selbst nicht; ich habe mir volle Freiheit vorbehalten. Immerhin hoffe ich, daß die eine oder andere unserer Missionen dadurch gesichert wird gegen feindliche Angriffe, und dem Treiben der Araber, wenn auch nicht überall, so doch auf einer Straße gesteuert werde. Wir werden gegen den 15. April aufbrechen, etwas im Sumpfe herumpatschen müssen, aber doch wohl durchkommen. Schwierigkeiten mit den Eingeborenen wird es an einem oder zwei Plätzen geben; doch haben die deutschen schwarzen Soldaten jetzt solchen Ruf, daß ein ernstlicher Widerstand nicht zu erwarten ist; übrigens wären wir in der Lage, einen solchen niederzuwerfen. Da ich die Häuptlinge meistens persönlich kenne, wird es wohl gelingen, dieselben friedlich zu stimmen, und ich kann in Folge dessen mit Gottes Hülfe meinem Berufe gemäß Blutvergießen verhindern und so Gott und dem Kaiser dienen.

Ueber meine frühern Erlebnisse und Reisen seit 1888 werden Sie wohl durch Zeitungen und sonstige Veröffentlichungen unterrichtet sein, wie in Uganda am Nordufer des Nyanza die verfolgten und vertriebenen



Zanzibar vom Meere aus.



Ostafrikanische Volks-Typen. Sultan Seid Bargasch, † 1888. Ostafrikanische Volks-Typen.

Christen zu den Waffen griffen und in einem blutigen Kriege die Araber und ihre Anhänger vollständig besiegten und verjagten (28 Araber fielen, 3 entkamen) und den rechtmäßigen König wieder auf den Thron setzten. Die Zahl der Katholiken hat sich während des Krieges trotz der Abwesenheit der Missionare um 3000 Männer vermehrt, so daß die Katholiken statt 1500, wie beim Beginn des Krieges, jetzt beinahe 5000 Krieger zählen. Die zwei zuerst nach Uganda geschickten Missionare erlagen fast unter der Arbeit, Tag und Nacht beschäftigt, diese, theilweise schon von ihren Kameraden unterrichteten Leute auf die Taufe vorzubereiten, darum ging Msgr. Livinhac mit einem anderen Pater ebenfalls nach Uganda, denselben Beistand zu leisten; doch auch so genügt es noch nicht, da die Zahl sich täglich mehrt. Noch einige Jahre Ruhe und ganz Uganda ist bekehrt. So Gott will, werde ich in sechs Monaten ebenfalls dort sein. Meine Rückreise vom Nyanza scheint ja auch bald veröffentlicht zu werden; wir folgten anfänglich Stanley, den wir bald eingeholt hatten, dann gingen wir mit ihm bis zur Küste, wo inzwischen der Reichscommissiar Wißmann Ordnung geschafft hatte.

Das im Busch Herumreisen scheint allmählig meine Specialität zu werden, und nachdem nun gar ein so alter Afrikaner, wie Emin Pascha, darauf hält, daß ich mit ihm gehe, wäre es nicht unmöglich, daß ich nichts mehr anderes zu thun bekäme. Doch auch so kann man Gott und den Seelen dienen. Es giebt so viele geeignete Stellen für Missionsposten, wo man nicht hingeht, weil man sie nicht kennt, und wenn ich auf den Wunsch der deutschen Behörde einging, so geschah es in erster Linie mit Rücksicht darauf, daß ich vielleicht andern Missionaren so die Wege in bis heute verschlossene Länder ebenen kann. Wir reisen immerhin zu zwei Patres, ich habe dies ausdrücklich verlangt, und meine Bedingungen wurden sowohl vom Cardinal Lavigerie wie auch von Wißmann gut geheißen.

Letzterer hat hier tüchtig gearbeitet; das Land ist ruhig, die Karawanenstraßen sicher, die Araber haben sich unterworfen; die Strenge, mit welcher gegen die Rädelsführer vorgegangen wurde, hat nicht das Volk aufgebracht, sondern es beruhigt. War man streng, so war man auch gerecht, und das entschiedene Auftreten hat den Leuten klar gemacht, daß es sich um Neuschaffung dauernder Zustände handele. Das beweisen ihnen auch die kleinen Forts, die überall sich erheben und mit einer kleinen Garnison und Geschützen bewaffnet werden. Die Missionen hier an der Küste genießen nun eine völlige Sicherheit; leider ist dies im Innern noch nicht der Fall, doch, so Gott will, wird dies auch bald erreicht sein.

P. Schynse.

* * *

Zanzibar, den 1. April 1890.

Auf Ihr freundliches Schreiben hätte ich wohl schon früher geantwortet, als ich aber vor Abgang der letzten Post mich an den Tisch setzte, trat ein so unangenehmer Fieberanfall ein, daß ich einige Tage arbeitsunfähig war, und

zwischenzeitlich ging die Post ab. Es bilden dergleichen Unannehmlichkeiten eine nicht sehr beliebte Würze zum Tropenleben.

Ueber die Vorgänge in Uganda*) sind Sie wohl schon längst unterrichtet; dank Gott und der Tapferkeit der christlichen Kämpfer wurden die Araber mit ihrem König Karema niedergeworfen, Karema oder Kalema flüchtete nach Unyoro. Ich las, daß man sich über die Schreibweise dieses Namens streitet, beides ist richtig, denn im Ruganda sowohl, wie in vielen andern Bantudialecten werden l und r vielfach verwechselt und sind gleichbedeutend. (Ist man gezwungen zu schreiben, so adoptirt man das eine oder andere nach eigenem Gutdünken oder nach der Aussprache desjenigen, von dem man das Wort hört, wobei denn natürlich der eine ein „r", der andere ein „l" setzt, während vielleicht ein Dritter beides wegläßt. So wird das unserm „heute" gleichbedeutende Suahiliwort hier an der Küste „leo" gesprochen, etwas im Innern, in Unyamesi z. B., hören Sie „lero" oder „lelo".) Daher die verschiedenen Schreibweisen Karema oder Kalema. Doch l und r in seinem Namen kümmern uns weniger, das Eine steht fest: da, wo vor 12 Jahren noch die scheußlichsten Menschenopfer den lubali (Geistern, Teufel) dargebracht wurden, hat sich trotz blutiger Verfolgungen das Christenthum so entwickelt, daß seine Anhänger es wagen dürfen, einem mächtigen Eindringling zu trotzen, denselben zu verjagen und den rechtmäßigen Herrscher, ihren früheren Verfolger, wieder in seine Rechte einzusetzen, und all dies gegen den Islam, der so durch die christlichen Baganda eine schwere Schlappe erlitt. In Folge dieser Niederlage war große Trauer hier in Zanzibar, denn gar mancher Araber hatte Verwandte in Uganda, und das dort aufgehäufte Elfenbein ist verloren. Man beziffert den Gesammtverlust, welchen die Araber von Zanzibar dadurch erlitten, auf 150 000 — 300 000 Dollars, ½—1 Million Mark und dazu ist Uganda und seine Nachbarländer jetzt den arabischen Händlern verschlossen, dafür aber dem Christenthum geöffnet, welches dort reißende Fortschritte macht. Leider ist die Zahl der Missionare zu gering, dieselben erliegen unter der Arbeit; da jedoch jetzt wieder die Verhältnisse an der Küste geordnet sind, so ist zu hoffen, daß bald eine Missions-Karawane organisirt wird. Inzwischen werde ich selbst mit einem zweiten Pater so rasch wie möglich das Südufer des Nyanza zu erreichen suchen, um so wenigstens wieder die alte Zahl herzustellen, annähernd, denn nach unserer Abreise vom Nyanza, 4. October 1889, starb der gute P. Chevalier, mit dem ich von Kipalapala nach Bukumbi gekommen war (Juli 1889). Ende April denke ich wieder auf dem Marsche zu sein. Karawanen kommen und gehen jetzt furchtlos, dank der Wißmannschen Expedition, welche im nördlichen Theile des Küstengebietes ihre Aufgabe gelöst hat: Wiederherstellung der Ordnung und Unterdrückung der Sclavenausfuhr. Damit soll indessen nicht gesagt werden, daß letztere auf-

*) In Kiswahili sagt man Uganda (Land), Waganda (Leute), in der Landessprache (dem Ruganda) dagegen Buganda (Land), Baganda (Leute).

gehört hat. Die im großen Stil betriebene hat aufgehört, dafür hat sich aber der Schmuggel entwickelt. Denn der Gewinn ist zu verlockend, als daß sich nicht der Eine oder Andere fände, der das gefährliche Geschäft übernimmt, die menschliche Waare von der Küste nach Zanzibar zu bringen, denn es ist recht gefährlich, der auf frischer That Ertappte ist des Stranges ziemlich sicher. Leider riskiren die Auftraggeber nie ihre kostbare Haut, die bleiben in aller Sicherheit in Zanzibar sitzen und warten ab. Der mit dem Herüberbringen Beauftragte kleidet die Sclaven so gut er kann, um ihnen ordentliches Ansehen zu geben und verlangt dann einen Passirschein für sich und seine „Kameraden", oder er schifft dieselben zu 5—10 auf einer zur Abfahrt fertigen Dhau ein im Augenblick der Abfahrt bei einbrechender Dunkelheit, oder Fischerboote bringen dieselben einzeln oder zu zwei herüber. Wird das Fahrzeug angehalten und untersucht, so will keiner der darauf Befindlichen Sclave sein, es sind Kinder, Brüder, Schwestern ꝛc. des Einen oder Andern, oder gehen Vergnügens halber nach Zanzibar. In irgend einem verborgenen Neste haben sie diese ihre Lection gelernt und, eingeschüchtert von ihren Herrn, sagen sie nun dieselbe auf, so daß die Aufsichtsbehörden stets auf Schwierigkeiten stoßen. Sie sind überzeugt, es sind zum Verkauf bestimmte Sclaven an Bord, aber alle Leute erklären auf das Bestimmteste, sie seien seit Jahren in Zanzibar ansässig und gingen nach Hause, oder sie kämen von einer Karawane und wollten sich Zanzibar ansehen, wobei man den Capitain des Fahrzeuges nur bestrafen kann, weil er Leute ohne Passirschein an Bord gelassen. Indessen gelingt es doch bisweilen, im Einzelverhör die Wahrheit herauszufinden. Daß die Sclavenzufuhr vom Festlande abgenommen, sieht man hier auf Zanzibar: Der Sclavenraub hat in erschreckender Weise zugenommen, da die nach Norden bestimmten Schiffe nicht mehr ihre Ladung bekommen können. Bei anbrechender Dunkelheit ist ein einzelnes Kind oder Weib am Meeresstrande nicht mehr sicher. In einer Nacht wurden aus unserer Nachbarschaft 5 Weiber gestohlen und hört man beständig von verschwundenen Kindern. Beim Baden werden dieselben in eine Barke geworfen und dann auf eine zur Abfahrt fertige Dhau übergeladen. Dies ist weniger gefährlich als eine Begegnung mit den deutschen Behörden des Festlandes. Auf dem Festlande hatten die Sclavenhändler bis jetzt noch den Süden, Kilva namentlich bildet einen Hauptausfuhrort und sollen die dortigen Araber sehr zahlreich sein, sich wohl befestigt und Waffen und Schießbedarf in Menge haben.*) Doch so Gott will, wird dieses Räubernest auch bald ausgehoben sein; wenn die erwarteten Verstärkungen eingetroffen sind, wird der kaiserl. Reichscommissar dort mit ansehnlicher Macht auftreten können. Aber die Beherrschung der Küstenplätze genügt nicht. So lange die Karawanen ungehindert Sclaven zur Küste bringen können, werden solche auch ausgeführt werden. Erst wenn an den Hauptstraßen befestigte Posten errichtet sind und durch diese

*) Siehe „Letzte Nachrichten" S. 320.

eine Art Polizei über die Karawane geübt wird, läßt sich dem Unwesen in etwa steuern, da einmal die Karawanen verhindert werden, Sclaven mitzuführen, auf der andern Seite aber auch den zahlreichen kleinen Kriegen der eingeborenen Häuptlinge unter einander gesteuert werden kann, da keiner derselben sich die starken Weißen zu Feinde machen will.

Um aber die Sclaverei selbst zu unterdrücken, muß das Volk auf das Unwürdige dieses Zustandes aufmerksam gemacht, d. h. christlich werden; nur wenn das christliche Gesetz der Nächstenliebe das heute in Afrika geltende Recht des Stärkern ersetzt hat, kann man von völliger Abschaffung der Sclaverei sprechen. Daß dies bald geschehe, das walte Gott! Die Ereignisse von Uganda sind uns ein Trost für die Vergangenheit und Hoffnung und Sporn für die Zukunft.

4. April. Bana Heri streckte gestern mit seinen sämmtlichen Leuten die Waffen in Saadani. Im Norden ist kein Aufständischer mehr.

Ihr ergebenster

P. Aug. Schynse, Miss. d'Afrique.

* * *

Ueber **Bana Heris Uebergabe** schreibt man der „Kreuzzeitung" aus Saadani, 7. April, folgendes Nähere: Am 3. April Nachmittags begab sich Herr v. Gravenreuth nach Saadani, um Bana Heri in Empfang zu nehmen, und ich hatte das Vergnügen, Herrn v. Gravenreuth begleiten zu können. In Herrn v. Gravenreuths Begleitung befand sich noch der Wali von Pangani, Soliman ben Nassur, und Omar, der Schwiegersohn Bana Heris. Im Augenblick wo wir die Station erreichten, kam ein fast verhungerter Krieger (ein Wanyamwesi) an, zum Skelett abgemagert, bewaffnet mit einem Stock, auf welchen ein altes Bajonett aufgepflanzt war, und einer kleinen Axt. Wie ich gleich hier bemerken will, hat Bana Heri vor der eigentlichen Uebergabe nur diejenigen Leute ziehen lassen, welche fast verhungert, kraftlos und schlecht bewaffnet waren. Die Leute erhielten auf der Station sofort Reis und Matama und wurden dann in einem mit Wellblech gedeckten Schuppen untergebracht. Sogleich nach unserer Ankunft begab sich Omar ins Innere, um Bana Heri die Nachricht von der Annahme seiner Capitulation zu bringen. Am nächsten Tage, Charfreitag, kamen in Trupps von 6 und 8 Mann etwa 60 Leute, alle verhungert, mit Keulen, Speeren, Pfeil und Bogen bewaffnet, nur einer hatte eine alte Feuersteinflinte. Freitag Nachmittag traf das Kanonenboot „Sperber" ein und ankerte etwa eine halbe deutsche Meile weit vom Strande. Von Bana Heri nichts zu sehen, die Umgegend völlig ausgestorben, nicht einmal Rauch von Lagerfeuern. Am Sonnabend früh erschienen drei Boten mit der Nachricht, Bana Heri käme am nächsten Tage, dem Ostersonntag, er sei krank (magenleidend) und könne nur langsam marschiren. Am Sonntag Morgen wieder nichts — arabische Langsamkeit. Wird er kommen oder nicht? Inschallah! wie Gott will! Der

„Sperber" muß nach Zanzibar zurückkehren und dampft um 12 Uhr ab. — Im selben Augenblick erschien mit zwei Begleitern der Nyumbe von Mkwadja, welcher eine Art Unterhändlerrolle gespielt hat, in der Station, ein großer, schöner Neger, sehr gut gekleidet, von intelligentem Gesichtsausdruck, den deutschen Interressen seit längerer Zeit ergeben. Er meldet, daß Bana Heri ihm auf dem Fuße folgt. Unsere Gläser richten sich auf das dichte Unterholz, welches etwa 400 Schritt von der Station beginnt: von Norden her erscheint eine lange Menschenreihe, eine weiße Fahne flattert über den eben sichtbaren Köpfen, der dumpfe Schall großer Negertrommeln dringt herüber, eine zweite Fahne, ein dritter Zug von Süden her: Bana Heri kommt. — Hinter einer Terrainwelle lagert sich die ganze Gesellschaft, eine Gestalt löst sich von der Masse: Omar, der Schwiegersohn Bana Heris. Chef Sigl und Lieutenant v. Arnim gehen hinunter, etwa 200 Schritte weit, dem Abgesandten entgegen, um ihm die Weisung zu geben, daß die ganze Macht sich hinter dem Fort lagern soll. Die Sudanesen haben scharf geladen, die Kanonen sind mit Kartuschen versehen, aber es ist ausdrücklich verboten, daß irgend ein Europäer oder Sudanese sich bei den Geschützen sehen läßt, damit nicht im letzten Augenblicke die ganze Gesellschaft in alle Winde zerstiebe. Nach einer kurzen Unterredung mit Chef Sigl giebt Omar ein Zeichen und hinter der Terrainwelle hervor treten in endlosem Zuge, im Gänsemarsch, die drei Züge in einer Gesammtstärke von etwa 400 Mann in die freie Ebene. Voran eine seltsame Gestalt: Von dem Kopfe stehen nach beiden Seiten zwei mächtige, aufgerichtete Adlerflügel ab, den Rücken bedeckt ein Löwenfell, perlengestickte Bänder hängen vom Körper herab: so trippelt der Zauberer und Vortänzer, denn einen solchen haben wir vor uns, in kurzem Trabe und in Schlangenlinien vor dem Zuge her, beschreibt Kreise, läuft hierhin und dorthin, unermüdlich. Ihm folgen drei Trommler, auf mächtigen Gomas (Negertrommeln) einen langen Wirbel schlagend, dann die weißen Fahnen, ihnen nach die Krieger, Araber, Beludschen, Sclaven, Wanyamwesi, Waschensi, Wasegusha, alle möglichen Stämme. Die meisten Leute sind sehr gut, viele Araber prächtig gekleidet, einige Neger befinden sich im Kriegsschmuck, den Kopf mit aufgerichteten Federbüscheln bedeckt (wahrscheinlich Massais). Fünf buntgeschirrte Esel befinden sich im Zuge. Fast alle Leute sind mit Gewehren bewaffnet, nur etwa dreißig tragen Speere oder Bogen und Keulen. So bewegt sich der Zug auf die Station zu, ein höchst malerisches Bild. Da der ihnen angewiesene Platz gerade unter der Mündung des großen Feldgeschützes liegt — für den Neger ein höchst verdächtiger Umstand — so bitten sie, im Grunde des oben erwähnten, trockenen Creeks lagern zu dürfen. Chef Sigl und der Wali von Pangani verhandeln mit Bana Heri. Bana Heri macht Schauri (hält Berathung) mit seinen Leuten, was mehr als drei Viertelstunden dauert. Endlich kommt es zu einem Resultat. Chef Sigl meldet Herrn v. Gravenreuth: Bana Heri ließe dem Bana Ruba, dem Simba Mrima (Löwe der

Küste, Beiname Gravenreuths) seinen Salam sagen und bitte um die Erlaubniß, ihn selbst begrüßen zu dürfen. Er sei in ganz friedlicher Absicht gekommen; was ihn beträfe, so sei der Krieg aus und vorbei und er unterwerfe sich Allem. Zu bitten habe er Folgendes: Er sei heute mit seiner besten Macht gekommen, um in möglichst feierlicher Weise seine Unterwerfung zu erklären; nun habe er noch 500 Mann in seinem Lager bei Palamaka, ebenso seien dort die Weiber und Kinder und das ganze Gepäck. Zu essen hätten sie gar nichts, Munition ebensowenig. Herr v. Gravenreuth möge gestatten, daß er selbst mit einer Abtheilung abzöge, um jenes Lager herbeizuholen, bezw. die Leute in ihre Dörfer zu entlassen. Die anderen Abtheilungen sollten in der Nähe sich niederlassen dürfen, es möchten ihnen Schutzbriefe gewährt werden. — Alle Punkte werden zugestanden, die Nachricht davon hinabgesandt, im Nu kam das ganze Lager auf die Beine und in feierlichem Zuge, in der vorher beschriebenen Ordnung, näherte sich der Zug dem vorderen Eingang zum Fort. Der Zauberer und die Fahnenträgern pflanzten sich im Hofe auf, und wir begaben uns hinunter an den äußeren Eingang. Hier harrten Bana Heri, sein Sohn Abdallah, Omar, Jehasi, der Adjutant Buschiris (früher Angestellter im Kongostaat), andere Araber, 14 Nyumbes (Neger-Häuptlinge) und die ganze Macht. Bana Heri ist von kleiner Statur, etwa 54 Jahre alt, intelligent, fast würdig aussehend, das Gesicht etwas voll, der kurze Schnurr- und Kinnbart halb ergraut. Er trug ein gelbseidenes Araberhemd, den Kopf von einem blauen, glatt anliegenden, hinten zum Knoten geschürzten Tuche umwunden. Im Gürtel steckte der prächtige Maskatdolch. Als Herr v. Gravenreuth auf ihn zutrat, legte er die Hand zum Gruße an die Stirn, ergriff dann mit beiden Händen Gravenreuths Rechte und begrüßte ihn mit „Jambo, jambo sana, jambo sâânââ (sei gegrüßt, sei herzlich gegrüßt, sei auf das allerbeste gegrüßt)." Dann fügte er hinzu: „Ach, Herr, wäre ich doch Deinem Briefe gefolgt!" (Herr v. Gravenreuth hatte ihn früher zur Uebergabe aufgefordert.) Das Ganze machte den Eindruck, als ob Bana Heri außerordentlich froh sei, den Krieg zu Ende zu sehen. Mit großer Herzlichkeit schüttelte er uns allen die Hände, dann bat er selbst nochmals, sogleich abziehen zu dürfen, was ihm erlaubt wurde, zumal ein schrecklicher Regen uns im Augenblick bis auf die Haut durchnäßte. Bana Heri versprach noch, in spätestens vier Tagen zurück zu sein, bat, sich wieder in Saadani niederlassen und vorher nach Zanzibar kommen zu dürfen, um Herrn Major Wißmann seinen Salam zu sagen. Er erhielt Reis und Matama und nach vielen herzlichen Danksagungen und Salams zog er ab. Abdallah, Omar, Jehasi und die Nyumbes blieben im Fort zurück, um ihre Schutzbriefe zu erhalten. Jehasi, ein höchst intelligent aussehender Mensch, erklärte mir sehr vergnügt, nun sei aller Krieg vorbei, sie hätten absolut nichts mehr zu essen gehabt. Dann sprach er voll Bewunderung von dem Maximgeschütz, welches bei Palamaka in Thätigkeit war und dessen Wirkung er auf eigenthümliche, schriftlich nicht wiederzugebende Weise mir

deutlich machen wollte. „Das Geschütz sei ihm, obwohl er sich sehr gut auf Kanonen verstände, absolut unerklärlich." Nach etwa zweistündigem Aufenthalte waren die Nyumbes mit ihren Briefen versehen und alles zog ab: Der Aufstand im Norden ist zu Ende.

* * *

Von Dr. Peters liegt der bereits erwähnte Brief nun vor. Derselbe ist datirt „Kapté in Kamassia, den 16. Januar 1890. Baringo-Nyanza", und enthält kurze Mittheilungen über den Verlauf der Expedition. Danach ist Dr. Peters mit der Expedition den ganzen Tana bis in dessen Quellgebiet hinaufmarschirt. Vom 16. bis zum 26. November lagerte die Expedition in dem Bergland Mumoni und versuchte dort eine Brücke über den reißenden Tana zu schlagen. Als dieser Versuch zweimal gescheitert war, zog die Expedition am rechten Tana-Ufer entlang nach Kikuju und durch Leikipia bis zum Baringo-See. Der Marsch war durch vielfache Kämpfe mit den Eingeborenen erschwert. Am 22. December fand bei Elbejet am Ngare-Gobis ein erbittertes Gefecht mit den Massais statt, in welchem ein Askari der Expedition an der Seite von Peters fiel. Auch in der Christnacht hatte die Expedition einen Ueberfall der Massais zu bestehen. Am 7. Januar traf dieselbe in Nyemps am Baringo-See ein, von wo sie am 13. Januar nach dem Victoria-Nyanza aufbrach. Die Colonne bestand am 16. Januar, außer Dr. Peters und Lieutenant v. Tiedemann, noch aus 50 Trägern, 10 Soldaten, 3 Kameelführern, 2 Küchenjungen und 3 Dienern; sie führte 2 Kameele, 6 Esel und 315 Schafe mit sich. — Ueber Emin Pascha hatte Dr. Peters, als er schrieb, noch keine Nachricht.

* * *

Uganda unter den Schutz einer europäischen Macht zu stellen, ist bekanntlich der Wunsch des Cardinals Lavigerie. Nun kommt die Meldung aus Zanzibar, daß nach dort eingelaufenen Briefen, Jackson, ein Beamter der britischen ostafrikanischen Gesellschaft, Verträge mit Muanga und dessen Häuptlingen schloß, denen zufolge der König und sein Land, sowie das ganze Territorium Uganda mit dessen Besitzungen ausschließlich unter den Einfluß der britischen Gesellschaft gestellt werden. Ob die Sache richtig ist, können wir noch nicht sagen, unwahrscheinlich ist sie nicht. In deutschen colonialen Kreisen hat diese Nachricht sehr verstimmt, denn man hoffte, Emin Pascha werde den Engländern zuvorkommen, doch scheint dieser es nur auf die Gebiete südlich des Nyanza-Sees abgesehen zu haben. Uebrigens sind zwischen England und Deutschland Verhandlungen betreffs der Grenzen in Ostafrika eingeleitet. Man wird sich also wohl in Güte verständigen.

* * *

In Dahomey sind Franzosen und Dahomeser hart an einander gerathen. Die Franzosen scheinen sogar einmal zurückgeschlagen worden zu sein. Nach den letzten Nachrichten soll der König von Dahomey mit etwa 200 Gefangenen sich auf dem Rückzuge befinden. Es wäre zu wünschen, daß Frankreich etwas mehr Energie an den Tag legte.

Mittheilungen aus dem Vereinsleben.

Bonn. Hier fand am 14. April eine General-Versammlung statt. Der Vorsitzende, Herr Oberbürgermeister a. D. Kaufmann, begrüßte die Erschienenen und erörterte die Entstehung des Vereins im vorigen Jahre. Alsdann verlas Herr Kaufmann J. Haack den Cassenbericht. Hiernach betrug die Mitgliederzahl des Vereins 1240, die Summe der gezahlten Beiträge über 1700 Mark. Einschließlich der sonstigen Zuwendungen bezifferte sich die Gesammteinnahme des Vereins auf etwas über 2100 Mark. Hiervon wurden an das Central-Comité in Köln 1800 Mark gesandt. Abzüglich der sonstigen Ausgaben verbleibt ein Cassenbestand von 45 Mark. Hierauf nahm das Wort zu einem ca. einstündigen vortrefflichen Vortrage Herr Religions- und Oberlehrer Hespers aus Köln. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, den ebenso fesselnden wie lehrreichen Vortrag auch nur in knappen Zügen zu skizziren. Lebhafter Beifall folgte dem ausgezeichneten Vortrage, und auf Vorschlag des Vorsitzenden sprach die Versammlung Herrn Hespers ihren Dank durch Erheben von den Sitzen aus. Herr Dr. F. Hauptmann theilte mit, daß der Vereinsvorstand beschlossen habe, die Zeitschrift „Gott will es" unter den Mitgliedern circuliren zu lassen, um so das Interesse derselben für den Verein rege zu erhalten. Zum Schlusse ersuchte Herr Caplan Dr. Hasenäcker, auch für die Folge dem Afrika-Vereine die reiche Opferwilligkeit darzubringen wie bisher, und so ein Gott wohlgefälliges Werk zu fördern.

Salzburg. Am 22. März fand die General-Versammlung unseres Vereins statt. Aus dem Jahresberichte entnehmen wir, daß der Verein in dem einem Jahre seines Bestehens 6 Zweigvereine gründete, die alle bestens prosperiren, und weitere Zweigvereine im Entstehen begriffen sind. Laut Bericht des Cassirers zählt der Verein 280 Mitglieder, er nahm im Jahre 1889 2156 Fl. 83 Kr. ein, wovon 142 Fl. 10 Kr. von den Zweigvereinen eingeliefert wurden. Die Lotterie ergab außerdem 1140 Fl. — Die von der Präsidentin des Vereins mit Msgr. Brincat vereinbarten General-Statuten für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder unserer Monarchie, die schon in den Blättern erschienen sind, wurden verlesen und die Zustimmung der Vereinsmitglieder eingeholt, unsere Statuten in denjenigen Punkten, die nicht genau mit den General-Statuten übereinstimmen, nach diesen zu ändern, sobald der Wiener Verein ins Leben getreten sein wird. Diese Zustimmung wurde einstimmig ertheilt. Hierauf wurde zur Neuwahl des Ausschusses geschritten, und es erscheinen als einstimmig wieder gewählt: Frau Altbürgermeister Marie Biebl, Frau Amalie Gugenbichler, Baronin Haymerle, Frau Dr. Poschacher, Prinzessin von Rohan, Fürstin Wrede, Herr Cooperator Angelberger, Herr Franz Gugenbichler; neugewählt wurden: Frau Gräfin Degenfeld, Gräfin Irene O'Donnell und Gräfin Waldburg-Zeil. Hierauf verlas die Vice-Präsidentin eine Mittheilung der Präsidentin, wonach dieselbe in den letzten Tagen Briefe erhielt, daß eine bis jetzt noch ungenannt sein wollende Person eine größere Summe zur Errichtung eines Missionshauses für Afrika in Oesterreich zur Verfügung gestellt hat. Wir stehen bereits in Verbindung mit

jenen Personen, die die Leitung übernehmen wollen. Binnen Kurzem hoffen wir Näheres in die Oeffentlichkeit bringen zu dürfen. — Nach der öffentl. General-Versammlung hielten die Mitglieder des Comités noch eine kurze Sitzung ab, in der sie einstimmig Prinzessin Rohan als Präsidentin, Baronin Haymerle als Vice-Präsidentin, Herrn F. Gugenbichler als Cassirer, Herrn Angelberger als Schriftführer ernannten.

St. Pölten (Oesterreich). Am 29. März fand die constituirende Versammlung des österreichischen Vereines zur Befreiung der Sclaven in Afrika für die Diöcese St. Pölten statt. Zur Abhaltung derselben war in bereitwilligster Weise der städtische Rathsaal zur Verfügung gestellt worden. Der Verein, der seinen Sitz in St. Pölten hat, seine Wirksamkeit aber über die ganze Diöcese ausdehnen soll, hat den hochw. Herrn Bischof selbst zum Protector, dem auch die wirkliche Gründung des Vereines zu danken ist. Er hatte den vorzüglichsten Antheil bei Berathung der Statuten, und er war es auch, der die Frau Baronin Hammerstein in einem eigenen Schreiben aufforderte, dahin zu wirken, daß ein Damencomité sich bilde, welches an der Spitze des jungen Vereins stehen soll, wie es § 11 der Statuten ausdrücklich hervorhebt. Es ist der Frau Baronin auch gelungen, die ersten Damen der Adels- und Bürgerwelt von St. Pölten und Umgebung zu gewinnen. Das Comité setzt sich zusammen aus: Frau Sophie Freifrau von Hammerstein-Equord in Sitzenthal, Frau Sophie Gräfin Montecuccoli von Mitterau, Frau Anna Gräfin Falkenhayn von Walpersdorf, Frau Emma Gräfin Gondrecourt von Melk, Frau Josephine Fröstl, Bürgermeistersgattin von St. Pölten, Frau Anna Prack, Landgerichtsrathsgattin von St. Pölten, Frau Marie Gleiß, Mühlenbesitzersgattin von St. Pölten. Hierauf constituirte sich der Verwaltungsausschuß in folgender Weise: Präsidentin: Frau Sophie Freifrau von Hammerstein-Equord in Sitzenthal; Vice-Präsidentin: Frau Josephine Fröstl, Bürgermeistersgattin in St. Pölten; Secretärin: Caroline Baronesse Hammerstein-Equord von Sitzenthal; Cassiererin: Frau Marie Gleiß, Mühlenbesitzersgattin in St. Pölten. Nachdem diese Wahlen vollzogen waren, übergab Herr Dr. Adolph Zillich, Vorstand der St. Michaelis-Bruderschaft, Namens des Diöcesan-Ausschusses den Betrag von 50 Fl., was mit freudigem Danke zur Kenntniß genommen wurde. Dem Comité steht ein geistlicher Director zur Seite.

Mannigfaltiges.

Von dem eben eröffneten Reichstage werden, wie es heißt, 5 500 000 M. für Ostafrika gefordert und jedenfalls auch bewilligt werden. Bei den bisherigen Erfolgen fallen diese Ausgaben nicht allzusehr ins Gewicht. Wir können nur wünschen, daß das deutsche Reich seine Politik in Ostafrika kräftig weiterführt.

Kaiser Wilhelm hat selbst 8 Feldgeschütze für Major Wißmann angekauft. Gewiß ein Beweis für das hohe Interesse, welches der Monarch für die Fortentwicklung der Dinge in Afrika hegt.

Ueber die Anlage militärischer Stationen in Deutsch-Ostafrika werden in dem vom Auswärtigen Amt herausgegebenen „Deutschen Colonialbl." genauere Mittheilungen gemacht, die sich allerdings bis jetzt nur auf die Küste beziehen. Man ersieht daraus, daß an allen wichtigen Punkten kleine, nach allen Seiten abgeschlossene Forts errichtet werden, um die mit Waffengewalt hergestellte deutsche Herrschaft an der ostafrikanischen Küste mit möglichst geringen Kräften dauernd zu behaupten. Für den Bau der Stationen kommen folgende Gesichtspunkte in Betracht: sturmfrei, Einrichtung für Geschütz- und Gewehrvertheidigung mit geringer Besatzung, Benutzung vorhandener Steinhäuser zur Unterkunft für die Truppen. Da Holzbauten keine Dauer versprechen, so wird als Material überall der landesübliche Korallenstein verwandt. Man hält die Küste durch diese Anlagen auf die Dauer für gesichert, selbst wenn die Forts nur mit geringer Besatzung versehen sind. Die Anlage wird sich gerade jetzt zu bewähren haben, da der Reichscommissar während seines Vorgehens gegen den Süden genöthigt ist, die nördlichen Stationen in ihrer Besatzung auf ein Mindestmaß zu beschränken. Nach Angabe des Colonialblattes besorgt jedoch Niemand eine Gefahr, da die Küste bis zum Rufidji völlig beruhigt und die Bevölkerung unterworfen sei. Bis jetzt sind an großen Stationen vollendet: Tanga, Pangani, Mkwadja, Saadani, Bagamoyo und Dar-es-Salaam an der Küste, sowie Mpwapwa im Innern. Außerdem bestehen an kleinen Zwischenposten und zur Besetzung einzelner Punkte, z. B. Missionsstationen, noch Stationen in Tanata, Ras Muhesa bei Pangani, Lewa, Mtonifähre, Mandera, Mrogro, Bueni und das Wachthaus am Hafeneingang von Dar-es-Salaam.

Stanley hat im letzten Monate Belgien besucht und befindet sich zur Zeit in England. Auf der Antisclaverei-Conferenz in Brüssel bezeichnete er die von der Conferenz bereits beschlossenen Maßnahmen zur Einschränkung der Waffen- und Munitions-Einfuhr in Afrika als nicht zureichend, es bedürfe einer viel gründlichern Unterdrückung des Waffenhandels. Die Waffeneinfuhr erfolge fast ausschließlich von der Ostküste, besonders von Zanzibar aus. Wolle man den Sclavenjagden im Innern des Landes ein Ende bereiten, so müsse man den arabischen Unternehmern zu Leibe rücken, welche die Jagden veranstalten lassen. Die Zahl derselben sei äußerst beschränkt und betrage nicht mehr als neun. Stanley gab die Namen dieser Räuber bekannt. Die Elfenbeinjagden seien für die Negerrassen unheilvoller und mörderischer, als die eigentlichen Sclavenjagden. Die Elfenbeinjäger seien vorzüglich bewaffnet. Einer derselben besitze solche Mengen Pulver für seine Truppe, daß er dessen genug habe, um fünf Jahre lang Krieg zu führen. Zur Bekämpfung dieser Elfenbeinjäger empfahl Stanley auf's Neue eine Verständigung zwischen den Großmächten behufs Controle und etwaiger Beschlagnahme der an den Küsten anlangenden Elfenbein-Transporte. — Ueber die Zukunft des belgischen Congostaates sprach sich Stanley sehr günstig aus.

Das Erzbisthum Carthago. In diesem Monate wird Cardinal Lavigerie die von ihm über den Ruinen Carthagos erbaute prächtige Primatialkirche consecriren und hiermit dem Werke der Restauration dieses

uralten Lichtherdes der Christenheit die Krone aufsetzen. Der Cardinal hat auf dem Boden Carthagos binnen wenigen Jahren außer der neuen Kathedrale eine Reihe von katholischen Anstalten geschaffen, die Staunen erregt. Ein erzbischöflicher Palast erhebt sich sammt Capelle nahe der Grabstelle des h. Cyprian. Auf der Byrsa, der Akropolis des alten Carthago, steht ein großes Clericalseminar. Für die „Weißen Väter" wurde der Convent St. Ludwig, für die afrikanischen Missionsschwestern ein Haus mit Spital und Schulen errichtet. Zu den in Tunis bestehenden neun katholischen Pfarren wurden ebenso viele neue gefügt. Und so kann man denn mit Recht sagen, daß die Consecrationsfeier einen Höhepunkt der katholischen Action in Afrika bezeichnen wird. Gleichzeitig hat der Cardinal ein afrikanisches Provinzial-Concil berufen.

Eine private deutsche Expedition ist nach der Somali-Küste abgegangen, um dort den Versuch einer Niederlassung zu machen. Die Expedition ist aber durch das folgende, von der „Colonial-Zeitung" mitgetheilte originelle Schreiben des Sultans von Halule zunächst abgewiesen worden: „Lob sei Gott allein! Von dem Sultan Osman Mahmud Jussuff, dem erhabenen Sultan der Stämme Medjertin, möge er geschützt bleiben. An unseren hochgeehrten und geschätzten Bekannten und lieben Freund Hörnecke, den deutschen Regierungsbaumeister, dessen Macht Gott erhalte. Zunächst die Frage nach Eurem geehrten Befinden: hoffentlich seid Ihr bei vollkommener Gesundheit und Wohlergehen. Sodann wisse, o unser Freund, daß Dein Brief zu uns gelangt ist und wir von seinem Inhalt Kenntniß genommen haben. Ihr habt (darin) gesagt, daß Ihr einen verständigen, aufrichtigen und zuverlässigen Mann von Euren Landsleuten ausgewählt habt, Namens Kurt Hoffmann, und daß von seiner Seite Männer von seinen Freunden zu uns kommen mit Verehrungen und Geschenken, und Du hast ferner in Deinem Briefe gesagt, daß nur sie sich niederlassen sollen und wir ihnen einen Platz zum Bauen und Ländereien zum Ackerbau geben sollen. Das ist es, was Du uns gesagt hast. So wisse nun, o Freund, zwischen uns, Rußland, Frankreich, England und Italien besteht eine Verbindung und Uebereinkunft. Jede einzelne Macht von diesen hat von uns Wohnsitze verlangt, hat Häfen und Leute von uns verlangt. Wir haben es aber abgeschlagen, und sie haben uns in Ruhe gelassen. Nicht haben sie uns etwas Böses zugefügt, als wir miteinander zusammentrafen, wir ehrten sie und sie ehrten uns. Ihr findet Euch nun in gleicher Lage wie diese, Ihr erfahrt vollkommene Ehrenbezeugung, wenn Ihr zu uns kommt. Was aber Bauwerke und Ländereien und Wohnsitze anlangt, so können wir solche weder Euch noch anderen Leuten zugestehen. Denn unser Land soll frei bleiben von den Fremden, wir wollen darin weder Juden noch Christen, weder Europäer noch Araber haben, sondern einzig und allein die Stämme Medjertin. Darum verlangt von uns nichts von dem, was in unserm Lande besteht. Dieses ist es, was wir Euch mitzutheilen haben, und der Gruß ist der beste Schluß. 27. Redcheb 1307 (19. März 1890)."

Der farbige Bischof von Georgia, Turner, ist dafür, Afrika mit amerikanischen Negern zu besiedeln. In einem offenen Schreiben sagt er, daß eine Million Farbiger zu ihrem Bedauern gefunden haben, daß die amerikanische Union, soweit es sie betrifft, keinen Erfolg zu verzeichnen hat. „Entweder will die amerikanische Nation Niemanden schützen, der kein Weißer ist, oder sie kann es nicht. Seit 12 Jahren hat kein amerikanisches Gericht ein Urtheil zu Gunsten eines Negers abgegeben. Die Bill Senator Butlers wird 100 000 Neger in Stand setzen, dorthin zu gehen, wo sie Herren ihres eigenen Geschickes werden. Afrika ist die zukünftige Heimath des gesitteten Negers. Es ist ein riesiger Erdtheil und ein Eden.

Um den Negerhandel im Congogebiete zu beseitigen, sind alle Beamte am Congo angewiesen, in den ihnen unterstellten Bezirken für die Unterdrückung dieses Handels Sorge zu tragen.

Bei unserer Redaction gingen folgende milde Gaben ein:

(Vom 2. April bis incl. 7. Mai.)

1. Für den Afrika-Verein: 2 Dienstboten 50 Pfg.

2. Zur Anschaffung eines Harmoniums für die Mission in Dar-es-Salaam: A. H., Luzern, 40 Pfg. — R. B. Kl. in Tr., 50 Pfg. — Pfr. M. in B., 1,70 Mk. — Sanitätsrath Dr. W., 2 Mk. — Aus Kalk „zur größeren Ehre Gottes", 30 Mk. — C. S., 1 Mk. — Mich. O. in D., 50 Pfg. — Aus Goch, 3 Mk. — Pfarrer G. Kr., 1 Mk. — Th. B. in Meißen, 1,50 Mk. — Ein Abiturient, 10 Pfg. — Ung., Merzig, 1 M. — J. K. in Engelskirchen, zum Dank für wiedererlangte Gesundheit, 1 Mk. — A. Velmede, 1,20 Mk. — A. B., Werdohl, 1 Mk. — Frau u. Gertr. F., 60 Pfg. — Aug. W., Papenhöfen, 3 M. — Pfr. Th. in W., 30 Pfg. — Ungen. aus Sp., 20 Mk. — H. M. in D., 1 Mk. — Ung., Dorsten, 1,30 Mk. — Lehrerin C. F., Crefeld, 1 Mk. — Hr. W., Daun, 1 Mk. — R., Berlin, 40 Pfg. — Union-Kegel-Klub, Erfurt, 2 Mk. — Wedewer, Wittenbg., 3 Mk. — Pfr. A., Weichsel, 5 Mk. — „Nun töne bald", aus Dülken, 10 Mk. — Pfr. H., Bretzingen, 5 Mk. — Josefine v. Z., Oesterreich, 10,03 Mk. — K. J. L., Rüdesheim, 1 Mk. — Ung., Obergünzburg, 5 Mk. N. N., Beisingen, 80 Pfg. — Dech. Witte, Sterkrade, 20 Mk. — Gerh. J., Heiligenkreuz, 2,60 Mk. — Geschw. Sch., Cörbecke, 50 Pfg. — Ww. J. B. F. in Triberg, 10 Mk. — 3 Eisenbahnbeamte, 3 Mk. — Ung., Beckum, 5 Mk. — F. W. in Löwenberg, 3 Mk. — Mehrere Leser aus Woischau, 2 Mk. — Ung., Münster, 40 Pfg. — Ab. aus Uebach, 1 Mk. — B. in N., 5 Mk. — Frau H. und Kinder, Münster, 5 Mk. — Aug. D., Dülken, 1 Mk. — Vicar L. in Waldeck, 60 Pfg. — Leser des „Gott will es" in Lenhausen, 2 Mk. — Abonnent in Derendorf, 50 Pfg. — Pfr. Hornig, Reichenau i. Sachsen, „In memoriam et honorem martyrum Pugunensis", a) Ertrag einer kleinen Lotterie 13 Mk.; b) Erlös aus verkauften Pugu-Liedern 47 Mk., zus. 60 Mk. — Bäcker Franz G., Gieboldehausen, 10 Mk. — A. B., Einum, 3 Mk. — Ung., Aachen, 2 Mk. — Ung., Overath, 30 Pfg. — Ein Lehrling, 20 Pfg. — Abonnentin aus Trier, 1 Mk. — Durch die ehrw. Schwester M. Leontine, Marienstift zu Olbersdorf, Oesterr., 7,80 Mk. — Pfr. G., Nieheim, 1 Mk. — D. J. D., Eschweiler, 1 Mk. — E. F. G. R. S., Laar, 2,30 Mk. — Th. K. in S., 1 Mk. — Ung., Iserlohn, 1 Mk. — Eduard W., Crefeld, 1 Mk. — A. J. G., Michelbach, 2 Mk. — J. D., Altenessen, 1 Mk. — Gerichtsvollzieher G., Bockenem, 3 Mk. — Ung., Freudenburg, 80 Pfg. — v. M., Aachen, 1 Mk. — Pfr. M., Hochheim, 3 Mk. — Caroline M. und Lilly St., Hochheim, 1 Mk. — Coop. St., Bruck, Oesterr., 70 Pfg. — Th. H., Nottuln, 2 Mk. — „Die liebe

Gottesmutter helfe weiter", 50 Pfg. — Ant. Br., Esbeck, 80 Pfg. — Von einer schwäb. Familie, 1,40 Mk. — Aus Sulzbach zu Ehren der Maien-Königin, 2 Mk. — Wwe. Molitor, Dortmund, 1,50 Mk. — Fr. R., Cörbecke, 50 Pfg. — Ung., Aachen, 1 M. — Ung., Coblenz, 1,20 Mk. — Ung., Elberfeld, 6 Mk. — Ung., Anrath, 30 Pfg. — Glasarbeiter L., Neuenbecken, 2 Mk. — Jos. Uhlenbrock, Börste, 50 Pfg. — Maibaum in B., 1 Mk. — Jasper in B., 20 Pfg. — Ung., Braunschweig, 1,80 Mk. — „Ave Maria", 1,60 Mk. — B. Sch., Knecht im Haidgau, 3,20 Mk. — A. C. R., Sprottau, 1 Mk. — Frau Math. Richter, Berlin, 1 Mk. — Frau Keil, Berlin, 20 Pfg. — Frl. Joh. Roski, Berlin, 1 Mk. — Max Richter, Berlin, 3 Mk. — Willibald Richter, Berlin, 1 Mk. — Leo Richter, Berlin, 50 Pfg. — Maria Richter, Berlin, 30 Pfg. — Hr. Mundthal, Berlin, 10 Pfg. — H. K. in Köln, 2,50 Mk. — Lehrer E., Etteln, 1 Mk. — F. M., Danzig, 1 Mk. — Ung., Osterwick, 5 Mk. — E. H., Veen, 1 Mk. — Daube, Oberpostass., Molsheim, Ertrag einer Collecte im engeren Kreise, 1,80 Mk. Ung., Amern-St. Georg, 3,05 Mk. — Zusammen 332,98 Mk.

3. Zum Unterhalte von Schwestern in St. Ottilien: Jos. Herberhold, 15 Mk. — Zwei Dienstboten, 50 Pfg. — Durch die Exped. des Westf. Merkur, 1 Mk. — Ung., 1 Mk. — J. Uhlenbrock, Börste, 50 Pfg. — Aus Nippes 50 Pfg. — Ung., Rindern, 1 Mk. — Abonn. aus Uebach, 1 Mk. — J. Herberhold, Cörbecke, 10 Mk. — Ung., Münster, 1,20 Mk. — Jos. Uhlenbrock, Börste, 50 Pfg. — Frau Mathilde Richter, Berlin, 6 Mk. — Zusammen 38,70 Mk.

4. Für die Mission in Dar-es-Salaam: 1 Mk.

5. Für die Patres vom hl. Geiste: Pfr. Krieg in Straßburg für 25 hl. Messen, 25 Mk. — 2 Dienstboten, 50 Pfg. — Abonn. aus Uebach, 50 Pfg. — Zusammen 26 Mk.

6. Für den Loskauf von Sclavenkindern: M. K., Beurig, 20 Pfg. — Minna G., Warendorf, 2 Mk. — „Ein Osterei f. mein Pathenkind, 20 Mk. — Von demselben, 50 Pfg. — Rentmeister B., Pathengeschenk, 10 Mk. — Zwei Dienstboten, 50 Pfg. — „Lasset die Kleinen zu mir kommen" 1 Mk. — Dr. W. in O. 1 Mk. — Pfr. G. Krug, 1 Mk. — Ein Abiturient, 30 Pfg. — Fr. A. Grell, Billstein, 3 Mk. — C. S., 60 Pfg. — Pfr. Th. in W., 20 Pfg. — Rosa B., Lindau i. B., 40 Pfg. — Josepha W., Amern St. Georg, 50 Pfg. — K. F., Friedrichsthal, 60 Pfg. — J. T., Losh., 5 Mk. — A. J. G., Michelbach, 20 Pfg. — Cl. B., Cörbecke, 1 Mk. — Eine arme Dienstmagd, 20 Pfg. — Zusammen 48,20 Mk.

Außerdem, Ungen. für ein Sclavenkind mit Namen Joseph oder Josepha, 50 Mk. — K. F. in Friedrichsthal für einen Knaben Namens Johannes Joseph, 50 Mk. — Zusammen 100 Mk.

Für Heidenkinder: Polsterl in Heiling für 5 Kinder, 105,10 Pfg. — Durch Vic. Sch. in Oelinghausen für 4 Kinder, mit Namen Elisabeth, Herm. Joseph, Elisabeth und Ferdinand, von Lesern der „Sonntagsblumen", 84 Mk. — Pfr. Steinh., Bonenburg, für ein Knäblein Namens Maria Petrus, 21 Mk. — Zusammen 210,10 Mk.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen:

H. L.: Bewahrung vor einer bösen Krankheit. — Aus Anrath: Um leibliches und geistiges Wohlergehen und Erlösung einer armen Seele aus dem Fegefeuer. — Die Gattin des Herausgebers um Wiederherstellung ihrer Gesundheit. — Mehrere besondere Anliegen. — Mehrere Leser dieser Hefte. — S.: Heiliger Joseph! hilf mir und erflehe mir Einsicht zu meinem ständigen Beruf; und um eine gute Sterbestunde. — H. G.: Die Gesundheit seiner Frau. — Th. K.: Wiederherstellung des Gehörs. — D. J. D.: Befreiung von schweren Gichtschmerzen. — P. J. L.: Wiedererlangung der Gesundheit und eine selige Sterbestunde. — Heilung von 2jähriger Krankheit. — G. J.: Stärkung der angegriffenen

Gesundheit. — Ein Sanitätsrath um Herstellung seiner Gesundheit. — Hülfe in einem gewissen Anliegen. — F. Sch.: Um baldigen Bau von Eisenbahnen in Ostafrika. — Ein ganz besonderes Anliegen.

Bücherschau.

Wie unsere Leser auf dem Umschlag sehen, haben wir uns doch noch entschlossen, die früher schon angekündigte Flugschrift **„Afrikas Klage"** nebst Gebeten im Druck erscheinen zu lassen. Bestimmend war für uns einmal, daß in den letzten Tagen mehrere Bestellungen für Schulen gemacht wurden — ein Herr aus Dülken erhielt bereits 2000 Stück für die dortigen Schulen —, dann aber auch, daß gerade jetzt, wo der Papst wie die Regierung nach Missionaren für Ostafrika rufen, eben Alles versucht werden muß, um dem Afrika-Verein Thüren und Herzen zu öffnen. Die Verbreitung umfangreicher Broschüren bleibt häufig ohne entsprechenden Erfolg, weil diese meistens nicht gelesen werden, ein so warmer, dringender Appell aber, wie ihn Herr Pfarrer Hornig in seinem Gedichte „Afrikas Klage" an das Herz des Christen richtet, kann nicht ungehört verhallen. Deshalb halten wir es für zweckdienlich, diesen kleinen Aufruf überall hin zu verbreiten, wo bisher noch nicht genug gethan ist, besonders in solche Häuser und Gemeinden, wo man sich dem Afrika-Vereine noch nicht angeschlossen hat. Jeder unserer Leser hat wohl Gelegenheit, in Zusammenkünften oder in Briefen dieselben anzubringen, und wenn er mit 100 Stück dem Vereine nur 1 Mitglied gewinnt, so hat er mehr erreicht, als wenn er den Werth baar in die Casse gegeben hätte. Von mehreren Seiten ist uns vorgeschlagen, die Zettel so einzurichten, daß man dieselben zum Besten der Casse verkaufen könne. Auch das haben wir berücksichtigt. Jeder Zettel trägt die Worte: Bitte! 10 Pfg.! Wer also für 1 ℳ. sich Zettel schicken läßt (125 Stück) und sie alle zu 10 ₰ absetzt, erzielt einen Ueberschuß von 11 ℳ. 50 ₰, welche er der nächsten Afrika-Kasse oder uns für das Harmonium oder einen anderen Zweck zustellen kann. Die Preise haben wir noch ermäßigt (s. Umschlag) und bitten nun dringend, von dieser billigen Gelegenheit zur Propaganda einen möglichst ausgedehnten Gebrauch zu machen.

Exsurge! Gebetbuch in Worten der hl. Schrift mit Mahnungen der hl. Schrift zu religiösem Leben. Verfaßt von P. Leo Keel, O. S. B. Einsiedeln, 1890, Benziger & Cie. Geb. in Goldschnitt Mk. 2,40. — „Exsurge" ist ein äußerst merkwürdiges Gebetbuch, hinter welchem ein Posten Arbeit steckt, den Unsereiner wohl kaum ausreichend zu schätzen vermag. Jeder Satz des belehrenden Theiles, jede Bitte, nein, jedes Bittglied der Gebete ist aus einem Satz oder aus Satztheilen gebildet, die der Verfasser der hl. Schrift entnommen und zu einheitlichen Gebeten in den herkömmlichen Gruppen (Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, Communion- und sonstigen Gebeten) zusammengestellt hat. So ist dieses Gebetbuch zu einem wirklich höchst interessanten geworden, dessen Inhalt wohl Erbauung und Trost in Fülle bietet. Das eigenartige Buch ist vom Verleger höchst geschmackvoll ausgestattet und für dasselbe ein Einband in biegsamem Leder mit abgerundeten Ecken hergestellt worden, dem wir ebenso wie dem vorzüglichen Goldschnitt unsere vollste Anerkennung aussprechen.

Jesus meine Freude. Ein Gebetbüchlein für die katholische Schuljugend. Von Augustin Durst. Einsiedeln, Benziger & Co., 1890. Schön geb. Mk. 0,36. Lange haben wir kein Gebetbuch für Kinder durchgesehen, das uns so geeignet zu weitester Verbreitung schiene, wie das vorliegende. Der kindliche Ton ist gut getroffen, neben den Morgen-, Abend-, Tisch-, Meß-, Beicht- und

Communiongebeten finden sich Gebete auf die Hauptfeste des Kirchenjahres, Kreuzweg-Andacht, Marianische Gebete, dann Gebete zu einigen besonderen Heiligen (St. Joseph, Aloysius, Hermann Joseph, Schutzengel, Namenspatron u. s. w.) und fromme Fürbitten für Eltern, Seelsorger, Lehrer u. s. w. Diese Vollständigkeit hat für die Kinder etwas sehr Anziehendes und führt sie allmählich zum nutzbringenden Gebrauch der größeren Gebetbücher für die Erwachsenen. Die Ausstattung und der Einband in gepreßtem Calico lassen nichts zu wünschen.

Die Weise des Lebens. Ein Gebetbuch für Vielbeschäftigte. Von einem Priester des Bisthums Basel. Mit Approbation des Bischofs von Chur. Benziger & Cie., Einsiedeln. — Dieses Gebetbüchlein in seinem netten haltbaren Einbande ist uns rasch ein guter Freund geworden. Wir empfehlen es Allen, die nicht viel und lange beten können, aber um so inniger ihr Herz zu Gott erheben wollen. Das Büchlein wird besonders als steter Begleiter auf der Reise gute Dienste thun.

Briefkasten der Redaction.

Wir machen besonders aufmerksam auf unsere Mittheilung, 1. und 2. Seite des Umschlages. — **An Viele:** Für das der Mission von Dar-es-Salaam zu schenkende **Harmonium** sind bisher Mk. 338,28 eingegangen. Etwa 1050 Mark sind nothwendig. Wir bitten alle Verehrer der Gottesmutter und Freunde der Missionen, den Maimonat nicht vorübergehen zu lassen, ohne sich an dieser schönen Ehrengabe durch einen kleinen Beitrag zu betheiligen. Eine besondere Widmungstafel, welche an dem Instrumente angebracht wird, empfiehlt die Stifter dem ewigen Andenken der Missionare, Schwestern und bekehrten Neger. — **Jos. U. in B.:** Bisher haben wir 4 Sendungen erhalten und quittirt. — **M. L., Aachen:** Wir haben die 2. Nummer noch nicht gesehen; fragen Sie einmal in St. O. an. — **P. A. in Z.:** Vollkommen. Besten Dank. Vielleicht nächstens brieflich mehr. — **P. Schynse:** Besten Dank für den schönen Anfang. Vivant sequentes! — **Nach Commern:** Der von Ihnen empfohlene Agent hat Probehefte erhalten, dann aber nichts mehr hören lassen. — **P. V.:** Brief erhalten. Besten Dank. — **Nach Zanzibar:** Es werden einige intelligente schwarze Knaben gesucht. — **L. K. M.:** Sobald Sie 50 Mk. eingesandt haben, haben Sie ein Recht auf ein Pathenkind. — **Nach Köln-Nippes:** Ihr Zeitungs-Ausschnitt war leider verloren gegangen; in nächster Nummer holen wir das Versäumte nach. — **Nach Aachen:** Wo bleibt der Bericht? — **P. Wieder, Angola:** Brief erhalten. Besten Dank. Sind Ihnen alle Hefte regelmäßig zugegangen? — **Vicar L.:** Die Abonnentenzahl erreicht fast Ihre Vermuthung. Fänden wir überall so viel Interesse wie bei Ihnen, würde sie sich bald verdreifachen. Katholisch ist auch unsere Parole. — **Frau M. R., Berlin:** Sendung eben erhalten. Werde sie zu verwerthen suchen.

Letzte Nachricht.

Ein Telegramm aus Zanzibar vom 7. Mai meldet, daß Wißmann Kilwa im Süden eingenommen habe. Nach einer heftigen Beschießung durch die Kriegsschiffe scheinen die Aufständischen die Flucht ergriffen zu haben, ehe die Landarmee eingreifen konnte. Da Kilwa der widerstandsfähigste Platz im südlichen Theile von Deutsch-Ostafrika war, so ist zu erwarten, daß auch Lindi, Mikindani u. s. w. dem ersten Angriffe erliegen werden.

Schluß der Redaction am 8. Mai.

Verantwortlicher Redacteur: W. Helmes in Münster.

Druck der Coppenrath'schen Buchdruckerei in Münster.

2. Jahrg. **Gott will es!** 11. Heft.

Katholische Zeitschrift
für
die Antisclaverei-Bewegung deutscher Zunge.

Inhalt: Der deutsche Reichstag. — Der Islam und die Civilisation. — Die Brüsseler Antisclaverei-Conferenz. — Aus dem Tagebuche des P. Schynse. — Das Zwergvolk Innerafrikas. — Aus Ostafrika. — Afrika-Verein deutscher Katholiken. (5. Liste der eingegangenen Gaben. Neu angemeldete Zweig-Vereine. Diöcesan-Verein Münster). — Mannigfaltiges. — Besondere Anliegen. — Bücherschau. — Briefkasten der Redaction. — Zur Unterhaltung. (Der Schwur). — Inserate. — Illustrationen: Drei Gruppenbilder aus den Missionen.

Der deutsche Reichstag

wird mit überwiegender Mehrheit der Regierung die Mittel bewilligen, in Ostafrika das große Culturwerk fortzusetzen. Auf die in allen Zeitungen berichteten Verhandlungen näher einzugehen, geht über den Rahmen unseres Blattes hinaus, aber mit Befriedigung wollen wir constativen, daß die Vertreter der Regierung, und besonders Herr Major Liebert, der katholischen Missionsthätigkeit hohes Lob spendeten. Der Herr äußerte sich wörtlich folgendermaßen:

„Ich habe schließlich einen weiteren Culturfactor zu erwähnen, den ich recht hoch stellen möchte, und das ist die Mission. Die evangelische Mission hat sich in Deutsch-Ostafrika noch keine Erfolge sichern können, da sie erst ganz kurze Zeit thätig ist. Sie ist an mehreren Stellen thätig, kann aber noch nicht auf Erfolge zurückblicken. Die katholische Mission ist seit 25 Jahren im Lande thätig, und und zwar sind es die Frères Algériens, die im Innern, und die Brüder der Congrégation du Saint-Esprit, welche an der Küste wirken. Die einzelnen Brüder sind zum größten Theil Deutsche, vom Rhein, aus Elsaß-Lothringen ꝛc. gebürtig, und haben beim Aufstande und bis jetzt immer ein ganz ausgezeichnetes Verhältniß zu unseren deutschen Officieren und Beamten unterhalten. Ich habe viel mit den Missionaren und den einzelnen Brüdern verkehrt und habe den allerbesten Eindruck von der Thätigkeit derselben erhalten; speciell die Missionsanstalt von Bagamoyo ist geradezu eine Musteranstalt zu nennen. Dort habe ich über 100 Negerknaben und 100 Negermädchen gesehen, die zur Arbeit und zur christlichen Lehre angeleitet werden. Die Missionare haben besonders die geschickte Hand, daß sie den Neger nicht über seine Culturstufe erheben, sondern ihn nur zu strenger Arbeit unter den bescheidensten Verhältnissen erziehen, so wie es seiner Lebensweise und dem allgemeinen Nutzen entspricht. Diese Missionsstation hat ferner einen Pflanzgarten angelegt, der sämmtliche tropischen Producte, Tabak, Baumwolle, Cacao, Caffee, Vanille, Indigo, zieht und den Beweis liefert, was aus dem Lande zu machen ist, wenn diese kleinen Versuchspflanzungen in großem Maßstabe fortgeführt werden."

Und der Herr Reichskanzler General von Caprivi sprach sich dafür aus, daß die „Flinte und die Bibel", also Gewalt und Mission, die Sclaverei beenden müssen. Hieran knüpfend ging unser Führer, Excellenz Dr. Windthorst, geradewegs auf das von uns angestrebte Ziel los. Seine Worte wollen wir unserer Zeitschrift zum dauernden Gedächtniß einverleiben. Er sagte sehr treffend:

„Ich bin aber der Meinung, daß, wenn die Regierung, wie der Herr Reichskanzler gesagt hat, klar einsieht, daß wir dort nur einen Erfolg haben können, einen dauernden Erfolg, wenn wir gleichzeitig mit der Beseitigung des Widerstandes christliche Grundsätze und christliche Cultur verbreiten, dieses nicht anders möglich ist, als durch die Missionare; und ich denke, daß die Herren, welche hier theoretisch allerlei schöne Ausführungen machen, doch an dem von ihnen so sehr geachteten Emin Pascha sich ein Beispiel nehmen sollten. Er hat eine schwere Mission übernommen und wen hat er sich zugesellt? Einen Pater! — Ja, einen Pater, denken Sie! Meine Herren, es sind die Verhältnisse im Leben wunderbar: Emin Pascha und ein Pater*), beide von uns herzlich begrüßt in Afrika! Was kann aus dem Bündniß noch werden! (Große Heiterkeit.) Meine Herren, es sind also Missionen nothwendig. Missionen wachsen nicht auf flacher Hand, man kann sie nicht aus der Erde stampfen. Dazu gehören Pflanzstätten der Bildung für solche Leute, welche in die Missionen gehen. Und wollen Sie Missionen haben, Missionare, die wirken können, wie sie Emin Pascha gefunden hat, dann haben Sie die Güte, zu gestatten, daß wir auf deutschem Boden solche Pflanzstätten gründen, damit wir deutsche Missionen bekommen. Ich bin mit dem früheren Herrn Reichskanzler ganz der Ansicht, daß es keineswegs erwünscht ist, daß Missionare anderer Nationalität dort eintreten. Aber wenn Sie uns hindern, unsere Missionare zu bilden auf deutschem Boden, also auch die deutschen Jünglinge wohl vorbereitet hinauszuschicken, dann können Sie solche Forderungen an uns nicht stellen, und es ist eine wunderbare Blindheit, in der man in Berlin befangen ist, daß Sie allerlei Dinge wollen und die Mittel nicht hergeben, welche dazu nöthig sind. Also wenn der Herr Reichskanzler die Anschauung hat, die er ausgesprochen, — und daß er sie hat, daran zweifle ich nicht, denn bis zum Beweise des Gegentheils werde ich immer annehmen: was der Herr Reichskanzler von Caprivi sagt, ist buchstäblich wahr; das ist meine innerste Ueberzeugung, — so sage ich ihm: wenn das seine Meinung ist, und sie ist es, dann muß er seine Collegen im preußischen Ministerium anweisen, anders zu agiren, als es bisher geschehen ist. Nur so werden wir die großen Aufgaben erfüllen können, die wir uns in Afrika gestellt haben. Es wird ja noch Gelegenheit sein, über die Details uns länger und weiter zu unterhalten; ich kann aber doch nicht schließen, da der Herr Staatssecretär von Marschall in sehr beredter Weise uns dargelegt hat, welche Erfolge der Herr Major Wißmann durch seine Arbeit dort gehabt und seine Gehilfen, ohne auch meinerseits anzuerkennen, daß ich die Tüchtigkeit, die ausgezeichnete Thätigkeit des Majors Wißmann und seiner Begleiter auch dieses Jahr mit wahrer und inniger Freude anerkenne, und ich hoffe, daß Keiner im Reichstage ist, der

*) Gemeint ist P. Schynse, von dessen Tagebuch: „Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika", herausgegeben von Karl Hespers, soeben das 6. und 7. Tausend gedruckt ist.

diesem wackeren deutschen Mann nicht aus der Heimath ein herzliches Hoch zuruft und ihn auffordert und aufmuntert, auf diesem Wege fortzufahren und zu beharren."

Einen Widerspruch haben diese Worte vom Ministertische aus nicht erfahren, und selbst nichtkatholische Blätter treten dafür ein, daß der Orden vom hl. Geiste in Deutschland zugelassen werden soll. Erreichen wir dies, so werden die vom hl. Vater geforderten Anstalten bald erstehen und damit die nöthigen Kräfte gewonnen werden, das Christenthum in Afrika mächtig zu fördern.

Der Islam und die Civilisation.

Zanzibar, im April 1890.

Ich glaube die afrikanische Welt genügend zu kennen, um zu einem Urtheile berechtigt zu sein in der Frage, ob der Erfolg der muselmännischen Propaganda in Afrika, insbesondere unter den Negern, eine glückliche oder unglückliche Thatsache ist, ob wir dieselbe begünstigen oder hemmen sollen; und dieses Urtheil will ich hier aussprechen.

Vorerst muß ich als bemerkenswerth erwähnen, daß alle der Ausbreitung des Islams günstigen Theorien auf der als ein unanfechtbarer Grundsatz hingestellten Voraussetzung basiren, daß der Muselmann eine Civilisation besitze, der Neger hingegen ein Wilder sei.

Und in der That, außer daß der Muselmann über Begriffe von Religion und Staat verfügt, daß er ein einziges Buch darüber besitzt — timeo hominem unius libri — daß er bisweilen zu lesen und zu schreiben versteht, hält er auch darauf, sich sorgfältig zu kleiden, er weiß höflich zu sein, besitzt Umgangsformen und bietet, wenn er reich ist, Geschenke an ... Diese Aeußerlichkeiten sind es, welche in manchem die Küsten Afrikas bereisenden, nur oberflächlich beobachtenden Europäer den Eindruck zurücklassen, daß der Islam für den Schwarzen wie für den Araber die Grundlage der Civilisation bilden müsse.

Von den Eingeborenen im Innern des Landes wissen diese Herren gerade so viel, als wenn sie niemals über Batignolles hinausgekommen wären. Aber es gilt ihnen als ausgemacht, daß das Wilde sind, Menschenfresser, eine Art von Halbthieren, welche keinerlei Vorstellung von etwas Höherem besitzen, keine Regierung kennen, kein Gesetz, keine Unterscheidung zwischen gut und böse ... Und da sehen Sie auch gleich die Schlußfolgerung: „Die muselmännische Propaganda ist ein Schritt zur Civilisation."

Nun, mich, der ich schon durch mehr als zehn Jahre in Afrika mit dem Muselmann und dem Wilden in beständiger Verbindung stehe, mich überzeugt dieses Urtheil ganz und gar nicht. Im Gegentheil, ich versichere mit der vollständigen Ueberzeugung, bei keinem Derjenigen, welche den Einen und den Anderen kennen, Widerspruch zu finden, daß der freie und heidnische Schwarze innerhalb seines Stammes und seiner Familie fast immer eine vortreffliche menschliche Natur ist für den, der ihn gut zu beurtheilen und zu behandeln weiß;

daß er ehrlich ist, gesittet, einfach, gutartig, und wenn auch ohne Zweifel so manchem lächerlichen und gefährlichen Aberglauben ergeben, so doch im Ganzen einen kostbaren Vorrath von Empfänglichkeit für die europäische und christliche Civilisation besitzt, welche er viel leichter, als man denkt, annehmen und welche ihn umgestalten wird. Im Gegensatze zu ihm ist der muselmännische Schwarze unter seiner oft liebenswürdigen Außenseite ein bösartiges, in allen Lastern erfahrenes und unseren Sitten sich absolut widersetzendes Wesen.

Ein weißes Hemd, eine Mütze und einen Turban zu haben, das macht es noch nicht aus. Ich für meinen Theil ziehe es vor, wenn sich unter diesem Hemde nichts Verfaultes befindet. Unsere Wilden sind fast nackt, aber sie sind rein; die Muselmänner sind prächtig gekleidet, aber in den Tiefen ihrer Haut haben die schmutzigsten Krankheiten, welche die Medicin kennt, ihren beständigen Wohnsitz aufgeschlagen, gleichwie in ihrem Gewissen die gemeinsten Leidenschaften ihren gesicherten Schlupfwinkel haben.

Die muselmännische Civilisation! ... Wer diese beiden Worte in einem Athem zu nennen wagt, hat wahrlich weder vom Islam noch von Civilisation einen Begriff ... Aber vielen Schwätzern in Europa gilt ja thatsächlich das mehr oder weniger weiße Hemd als ein Gradmesser der Civilisation ... Und die Sittlichkeit des Menschen, sein Gewissen, sein Herz? ...

Nachdem ich mich mit eigenen Augen von dem Stande der Dinge überzeugt, ist es die Wahrheit, die mich verpflichtet, zu sagen, daß die einzigen Menschen, welche in ganz Afrika an den Schwarzen Antheil nehmen, die einzigen, welche dieselben bescheidener, anständiger, sittlicher, religiöser und weniger abergläubisch zu machen suchen, die einzigen, welche dieselben civilisiren oder dies wenigstens zu erreichen streben, die Missionare sind, und vor Allem die katholischen Missionare.

Die Wohlthäter Afrikas, es sind jene Priester, welche dahin ausziehen, es sind die Bauersleute, deren Familien sie entstammen, die Mägde, die kleinen Arbeiterinnen, welche das Missionswerk durch ihren Sparpfennig unterstützen. Und Ihr, Gelehrte, die Ihr Abhandlungen, gleichviel über welchen Gegenstand, zu schreiben wißt, Ihr seid es, welche auf dem Schauplatze, auf welchem diese erhabenen Arbeiter sich abmühen, die Verderber, die Räuber, die Feinde jeder Civilisation und jeder Moral, diese Muselmänner lassen wollen?!

Ist der Erfolg der muselmännischen Propaganda in Afrika ein glückliches oder unglückliches Ereigniß? — Es ist ein sehr unglückliches Ereigniß, denn während jeder unangetastete Schwarze für die europäische Civilisation empfänglich ist, so ist im Gegensatze jeder muselmännisch gewordene Schwarze durch diese Thatsache selbst wie mit einem eigenartigen, unverwischbaren Stempel gezeichnet, welcher ihn dem Eingebornen gefährlich macht, den er schmählich ausbeutet, den er verachtet, zu Grunde richtet, beraubt und besudelt; er ist unfähig, sich dem Europäer anzuschließen, dessen mehr oder wenig versteckter Feind

er bleibt, wenn er im Dienste des Arabers steht; endlich ist er absolut widerspenstig gegenüber der Civilisation und dem Fortschritte.

Macht die Sorge, welche man den Negern gegenüber an den Tag legt, es uns zur Pflicht, die Bewegung des Islam aufzuhalten? — Ja wohl, wenn anders diese Sorge nichts weiter ist, als eine Flunkerei, eine billige Declamation oder ein heuchlerisches Spiel, dazu bestimmt, politische und andere Machenschaften zu verbergen; denn der Islam ist für diese Völker eine Geißel.

Haben wir dazu das Recht? — Nachdem die europäischen Nationen es für gut erachtet haben, Afrika unter sich zu vertheilen, so scheint es mir, daß es ihnen nun auch zukommt, den Schwachen gegen den Starken zu schützen. Und sie haben nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, eine fremde, feindselige und fanatische Macht, wie es der Islam ist, daran zu hindern, sich an arglosen und gutartigen Volksstämmen zu vergreifen, welche, einmal aufgeklärt, nichts Besseres verlangen werden, als mit der christlichen Civilisation einherzuschreiten.

Haben wir ein Interesse dabei, es zu thun? — Gewiß, denn — man darf nicht müde werden, es zu wiederholen — ein muselmännisches Volk wird einer europäischen Regierung niemals aufrichtig unterworfen sein, es sei denn, daß Europa selbst muselmännisch würde. Immer wird dieses Volk es sein, welches die Aufstände organisiren wird, von welchem alle Schwierigkeiten, Unruhen und Verräthereien ausgehen werden, und welches sich immer zum Siege des Islams und zur Vernichtung des Christen und Europäers verschwören wird.

Besitzen wir die Macht dazu? — Ja, sobald Sie es wirklich wollen. Sie können ja vor Allem davon abstehen, den Islam und den Muselmann auf Kosten des Christenthums und des Christen zu begünstigen, sowie Sie es in seltsamer Verirrung nur zu häufig thun; und schon damit wird viel gewonnen sein. Sie können ferner die noch nicht muselmännischen Länder unter Ihren Schutz stellen und denselben für gewisse Vortheile gegen ihre Feinde Hilfe leisten; schon diese einzige Voraussicht, es mit europäischen Streitkräften zu thun zu bekommen, würde in den meisten Fällen den Islam in seinem Vordringen aufhalten. Endlich und vor Allem können Sie die Missionare begünstigen, welche nur zu oft auf ihre eigenen Kräfte angewiesen bleiben, ja sogar nur zu oft durch Mißgunst und Argwohn selbst in ihren Anstrengungen gehindert werden.

Hätten die Staatsmänner jener Länder, welche auf afrikanische Gebietstheile Anspruch machen, das richtige Verständniß für das, was hier noth thut, sie würden vor Allem alle Hemmnisse beseitigen, welche sich der Missionsthätigkeit entgegenstellen. Im eigenen Lande wie in den Colonien würde man sie, wenn nicht materiell, so doch moralisch nach Möglichkeit unterstützen, denn wem kommt denn die mühevolle Arbeit der Pioniere der Civilisation zu gute, wem anders, als jenen Staaten, welche Afrika in Besitz nehmen?

P. Le Roy.

Die Brüsseler Antisclaverei-Conferenz

steht am Ende ihrer Berathungen. Das Plenum derselben hat bereits einer großen Anzahl der von den Commissionen nach mühsamen Berathungen angenommenen Bestimmungen seine Zustimmung ertheilt, so allen Maßregeln zur Unterdrückung des Sclavenhandels auf dem afrikanischen Continente, den Strafen für den Handel mit Waffen und Munition, den Vereinbarungen über die Karawanenwege und den Transport der Sclaven zu Lande und zur See. Dem Schlusse der Conferenz ist daher binnen kurzem entgegenzusehen.

Betrachtet man die allgemeinen Schwierigkeiten, welche der vorgesteckten Aufgabe entgegenstanden, so übertrifft das Gesammtergebniß alle vorher gehegten Erwartungen. Es ist eine Einigung erzielt worden, welche eine befriedigende genannt werden muß. Gerade diese Verständigung ist ein Beweis dafür, daß alle Mächte von dem Willen beseelt waren, etwas zu Stande zu bringen. Allerdings ist die Conferenz in manchen Dingen zu Beschlüssen gekommen, welche nur als ein Anfang angesehen werden können. Ueberhaupt bedeuten die Beschlüsse der Conferenz nur einen Anfang nach allen Richtungen. Daß man auf dem betretenen Wege weiter gehen und die zu machenden Erfahrungen benutzen will, geht daraus hervor, daß ein internationales Aufsichtsamt in Brüssel gebildet werden soll, dessen Kosten von allen betheiligten Mächten zu tragen sind. Dasselbe wird unterstützt von einigen Unterämtern an der Sclavenküste, soll den betheiligten Mächten Berichte übersenden und ihnen ihre im Vertrage übernommenen Pflichten in Erinnerung bringen. Das Aufsichtsamt wird wohl am meisten dazu beitragen, das internationale Recht zur Unterdrückung der Sclaverei weiter auszubilden.

Aus dem Tagebuche des P. Schynse.*)

Hier in Kipalapala haben wir bisweilen Besuch. Letzthin weckte mich ein Geräusch in der Nacht. Ich mache Licht, finde aber nichts. Wie ich mich wieder zu Bette lege, berühre ich mit dem Fuße etwas Kaltes im Bette; ich war blitzschnell heraus, Licht gemacht, Flinte genommen, aber zu spät. Meine schwarze Besucherin, eine Speischlange, hatte sich hinter eine Commode und von da in's Dach gemacht, wo ich sie nicht sehen konnte. Am folgenden Tage nach dem Abendgebet gehe ich in mein Zimmer, als ich beim Thürdurchschreiten den Schlangenschwanz an Hals und Backe vorbeistreifen fühlte. Dies Mal war es aus. Ich entdeckte das Thier über der Thürfüllung, wo ich mit der Flinte nicht daran kommen konnte. P. Superior brachte zwei Lanzen, und so spießten wir es an Kopf und Schwanz und zogen es herunter. Ein Schuß machte dem

*) Mit gütiger Erlaubniß des Herausgebers geben wir hier einige Stellen aus dem hochinteressanten Werkchen: „Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika." Dasselbe ist bei J. P. Bachem in Köln erschienen.

Ding vollständig den Garaus; es hatte anderthalb Meter Länge und Armesdicke. Glücklicher Weise greift dies Thier nie an; kommt man ihm zu nahe, so spuckt es sein Gift entgegen und beißt nur, wenn man es mißhandelt oder aus Versehen darauf tritt; man tödtet es überall. Zwei Nächte darauf wieder Besuch, so daß ich mich ausquartierte, doch dies Mal ungefährlicherer Art. Während ich schrieb an diesem Briefe, riefen mich die Kinder in den Barza nebenan; es sei eine eigenthümliche Schlange dort. Ich gehe mit der Flinte und finde eine zwei Fuß lange Eidechse. Ein kräftiger Stockhieb vertrieb ihr für immer die Lust, sich in meinem Bette zu wärmen. Es wird nämlich jetzt frisch hier; wir haben Tauben, und diese ziehen das Ungeziefer an. So hat man sich mit vielem herumzuschlagen in diesem Lande, von Arabern angefangen bis zu Insecten und Reptilien.

* * *

Sollte sich dieses Gerücht (der Sieg Muanga's) bestätigen, dann mögen die arabischen Raubherren von Magu nur an ihre eigene Sicherheit denken, denn der dort schlecht behandelte, wie ein Gefangener gehaltene und ausgeplündete Muanga hat ein gutes Gedächtniß, und es ist ihm eben so leicht, durch eine einfache Drohung die Wasukuma zur Zerstörung von Magu zu bestimmen (schon jetzt ist der Araber überall nördlich von Unyanyembe verhaßt), wie in acht Tagen einige Tausend Wagandakrieger auf eben so viel Hundert Barken zu vereinigen und über den See zu senden, um jenes Vipernnest zu zerstören, in welchem so viele Tausend seiner Unterthanen in elender Sclaverei verkommen. Namentlich in letzter Zeit war Magu aus obengenanntem Grunde stets von Ugandasclaven überfüllt, und die dort befindlichen Araber und Wangwana*) ließen lieber ihre Menschenwaare elend verkommen, als uns dieselbe zu verkaufen. Sie wissen, ein Christ ist ihr natürlicher Feind. Rachsucht ist eine schlechte Eigenschaft, und bei einem Missionar, der den Frieden bringen und predigen soll, darf selbst kein Schein davon vorhanden sein, und trotzdem könnte ich nur schwer ein freudiges Gefühl unterdrücken, wenn dereinst der Tag der Vergeltung über diese Banditen hereinbricht. Es sind ja manche edele Charaktere unter den Arabern; danken doch die Missionare von Unyanyembe zum Theil nur Arabern ihr Leben; bei solchen triumphirt ihre natürliche Güte und der im Grunde edele arabische Charakterzug über die durch den Islam eingepflanzten, eingeimpften bösen Eigenschaften; jedoch bei der Mehrzahl sind diese vorherrschend und bei den von den Arabern erzogenen Wangwana zeigen sich bloß diese letztern, aber von arabischer Großmuth und Gastfreundschaft auch keine Spur. Am schlimmsten sind jene Mischlinge, welche durch arabische Erziehung eine gewisse Superiorität über den Neger erlangten und diese Ueberlegenheit nur zu raffinirter Geltendmachung ihrer Wangwana-Eigenschaften benutzen.

*) Muhamedanische Neger.

Am Fuße der Mueriberge, ca. 100 Meter vom Ufer, befinden sich zwei flache kleine Felseninseln, wo die bis zur Wassertiefe gelangenden Baumwurzeln stets frisches Grün hervorbringen. Eine derselben, welche man füglich Krokodils-Insel nennen kann, ist von diesen Bestien zum Orte ihrer Mittagsruhe erwählt worden. Schon vor vierzehn Tagen habe ich diese Ungeheuer unangenehm im Schlafe gestört, bis auf eines, welches mit zerschmettertem Kopfe von seiner Felsbank niederglitt. Heute sahen wir dort wieder über 20 dieser scheußlichen Thiere, von denen das kleinste wohl noch über 10 Fuß maß. Beim Herannahen der Barke stürzten sie sich geräuschvoll in's Wasser, doch eines, zu tief in Schlaf versenkt, blieb mit weitgähnendem Rachen, aus dem furchtbare Zähne hervorragten, regungslos liegen. Ein Schuß weckte es auf, jedoch schwer getroffen, erreichte es eben nur das Wasser und blieb zwischen den Felsen hängen. Seine Kameraden schwammen um die Barke, als ich auf den nur zwei Finger hoch aus dem Wasser hervorragenden Schädel des größten die Büchse anschlug. Eine Secunde später donnerte der Schuß und weit weg spritzten die Splitter der Schädeldecke, das Thier drehte sich mehrmals im Wasser, schlug mit Füßen und Schwanz in die Luft und versank. Leichtes Kräuseln an der Oberfläche bezeichnete noch eine Minute die Stelle, wo die Bestie sich auf dem Grunde im Todeskampfe wand, dann glitten die Wellen des Nyanza wieder ungestört darüber hin.

* * *

8. Oktober. Um 10½ Uhr betraten wir die abgeernteten Mutama-Felder von Nindo und schlugen unser Zelt kuikuru („in der Hauptstadt") auf. Nindo gehört ebenso wie Sarawi zu den Msalala-Districten und wird im Namen des Mwimu von Msalala durch einen Msikuru (Kagunu), einen ehemaligen Sclaven, welcher sich das Wohlwollen seines Herrn zu verschaffen wußte, regiert. Dieser Msikuru scheint denn auch die Gnade seines Herrn rechtfertigen zu wollen, denn Nindo ist, wie auch Sarawi, der von den Karawanen seines Hongos (Zolles) wegen am meisten gefürchtete Platz auf der Straße zum Nyanza. 2- bis 400 Dotis (Doti = ein Stück Zeug von etwa Armeslänge) sind dort an der Tagesordnung, jedoch wird ein großer Theil davon nicht in Mwimu's Hände gelangen. Man erzählt uns, dieser habe seinem Stellvertreter wegen dieses Raubverfahrens Vorwürfe gemacht, jedoch kehrt dieser sich nicht daran, da er dabei seine Rechnung findet und bis heute noch nicht an den rechten Mann kam. Der Msikuru empfing uns sehr freundlich, kam in unser Zelt, uns zu besuchen und zu sehen, was wir hätten, und danach seine Forderung einzurichten. Ein kleiner Elfenbeinzahn, einem Träger gehörig, gab ihm Gelegenheit, uns zu fragen, wie viel wir deren hätten, und unsere Gewehre brachten ihn zur Frage, ob wir sonst keine hätten. Zugleich musterte er Küche und Bett. Er schien mir überhaupt große Anlagen zum Zollbeamten zu haben und als solcher ganz an seiner Stelle zu sein, weshalb ich von Mwimu's Standpunkt aus diese Ernennung für eine sehr glückliche halte; durchreisende Karawanen freilich haben sich darüber nicht zu freuen, eben so wenig wie wir. Nachdem wir den ganzen Nachmittag von einem aufdringlichen Schwarme Dorfbewohner waren belästigt worden, die uns durchaus keine Ruhe ließen und alle unsere Handlungen, Gebet, Lesung, Essen ꝛc., bekrittelten und belachten, wie wir dies sonst nirgends fanden, sandte uns der Msikuru am Abend die Botschaft, er müsse 30 Dotis Stoff haben, 2 Gewehre, einen Sack Pulver, eine Büchse Zündhütchen, 2 Flanellhemden, 2 Teller, eine Tasse und sonst noch Verschiedenes. Eine solche Forderung war unverschämt, er verlangte die Hälfte unserer Stoffe, mit denen wir bis zur Küste ausreichen sollten, und von den übrigen Dingen hatten wir eben auch nur das Nothwendigste. Doch solchen Leuten gegenüber helfen keine Vernunftgründe, z. B.: es sei nicht Gebrauch, auf dem Wege nach der Küste Hongo zu zahlen, denn das Wasser laufe ja nach dem Nyanza, komme aber nicht zurück; es bringe der Weiße „mali" (Güter) in's Land, nehme aber keine mit nach der Küste ꝛc. Alles half nichts. Wir feilschten bis nach 10 Uhr, bis wir endlich erklärten: Gut, wir geben, was er verlangt; wenn wir aber dann auf dem Wege sterben, sei's durch Hunger, da der Msikuru unsere Stoffe nimmt, sei's durch Ruga-Ruga, da er uns unserer Gewehre und Munition beraubt, sei's durch Kälte, da er uns unsere Hemden und Decken stiehlt, dann werden alle Weiße sagen, der Msikuru von Nindo ist Schuld daran, und wenn dann eines Tages die Askari von Bwana Kihemera risasi oder die Wadeutschi in's Land kommen, dann wissen alle Leute, warum. Daraufhin verzichtete er auf Gewehre, Hemden, Decken und Munition und begnügte sich mit 27 Dotis und einem Teller. Da das Doti augenblicklich gegen 6 Mark steht, kostete uns also unser Durchmarsch ohne Gepäck gegen 180 Mark.

Daß den Landeshäuptlingen eine gewisse Abgabe entrichtet werde, ist ja in der Ordnung; daß aber dieses von habgierigen Gesellen zu einem wahren Plünderungsverfahren benutzt wird, kann nicht geduldet werden; für den Europäer giebt es keinen Platz mehr in Aequatorial-Afrika, wenn derselbe straflos ausgeplündert werden darf und dazu noch Freundschaftsversicherungen empfangen und geben muß. Als wir im Juli durch Nindo zogen, zahlten wir 200 Dotis, Gewehre, Munition ꝛc., im Ganzen gegen 1400 Mark, und dieses Mal versicherte uns der Msikuru, er sei damals nicht zu Hause gewesen, sonst hätte es uns 400 Dotis gekostet. In Sarawi zahlten wir 250 Dotis, Gewehre, Pulver ꝛc. im Betrage von 1700 Mark. Wir verließen Unyanyembe mit 184 Lasten, darunter 100 Ballen Stoff; von diesen verwendeten wir 10 auf die Bezahlung unserer Träger, 5 auf deren Unterhalt und die Nahrung unserer 56 Kinder und 4 Weißen, 26 auf Hongo, ohne Gewehre, Pulver und feinere Stoffe zu rechnen, d. h. der Hongo beanspruchte 26 pCt. unserer Habe. Wir mußten zahlen in Uyui 5 pCt., Ngulu 1, Samawi (Kwa Masali) 2 pCt., Shinyanga 1½ pCt., Nindo 4 pCt., Sarawi 5 pCt., Urima 7 pCt., für eine Entfernung von kaum 300 Kilometer. Was demnach heutzutage einer Karawane bleibt, die von der Küste nach dem Innern zieht, ist leicht zu übersehen.

Die Araber vereinigen sich zu großen Karawanen, die nicht mehr zu zahlen haben, eher weniger, da sie leichter Furcht einflößen können.

* * *

10. Oktober. Im Dorfe Ikuru finden wir alles in Bewegung; die großen, birnenförmigen Kriegstrommeln (anderthalb Meter lang bei ein Meter im Durchmesser), aus einem Baumstamm mit Zebrahäuten überzogen, stehen in Reihe und Glied, die jungen Leute in kriegerischem Schmucke sitzen um mächtige Pombekrüge, während Fahnen, Wehr und Waffen an den Wänden lehnen. Man erklärt uns, sie seien so eben im Begriffe, als Verbündete Mintinginia's von Usongo gegen Simba abzumarschiren und dieses im Morgengrauen anzugreifen. Mintinginia habe die Wahumba oder Bashikira (Masaistamm) in's Land gerufen, um mit deren Hülfe den Mtemi von Simba zu züchtigen, weil dieser im letzten Jahre Kapera in's Land gerufen und einen Theil von Usongo geplündert habe. Kapera war der Todfeind von Mirambo, unter dessen Oberbefehl Mintinginia focht. Nun ist Kapera ebenfalls todt und dessen Sohn im Kampfe gegen Mintinginia gefallen. Jedoch trotz des kriegerischen Aufzuges und den großen Pombekrügen war von Kampfeslust bei den Burschen wenig zu merken, sie wären wohl lieber bei den Krügen geblieben. Masali ist ein friedliebender Herr und sein Volk ahmt sein Beispiel nach. Doch die Pflicht gebeut, und um 4 Uhr setzt sich der vielleicht 60 Köpfe zählende Schwarm, zwei rothe Fahnen voraus, in Bewegung. 500 Schritte vom Dorfe macht er Halt, um die Nachzügler abzuwarten; alsdann geht er schnell die kleine Anhöhe hinan, hinter der er verschwindet, dieses alles unter stetem Abfeuern der Gewehre, wodurch sie ihren schmalen Pulvervorrath so ziemlich verbraucht haben mußten. Auf unsere Vorstellung, es sei klüger, das Pulver für Simba aufzusparen, antwortete ein grauer Neger: Wir schlagen uns nicht, das ist Sache der Masai, wir fangen bloß die Ochsenheerden weg!

Masali stellte keine Forderungen an uns. Wir gaben ihm zwei Dotis, worauf er erklärte, wir brauchten ihm nichts zu geben, da wir bei unserer Reise nach Bukumbi ihm Hongo bezahlt hätten. Der gutmüthige dicke Herr ist also vernünftig. Er sendet uns Pombe nach dem Zelte, sich entschuldigend, daß ihm nur wenig bleibe, da seine ausgerückten Krieger alles getrunken hätten, was wir wohl glauben mögen.

Wir hatten einige Leute in Kisumbi zurückgelassen, um Ziegen zu kaufen. Diese kommen am Abend mit zehn Stück an (à 1 Upande Bombay; 1 Upande = 1 M. 75 = 3 Mark). Ebenso finden wir reichlich Lebensmittel bei Masali zu mäßigen Preisen, für einen Upande erhalten wir genügend Mutama für 30 Personen.

* * *

1. November. Vom Bubu nach Magombia, 5½ Std. — Heute ist Allerheiligen, doch die Oertlichkeit gestattet uns keinen Aufenthalt, Sonn- oder

Festtag — die Karawane muß vorwärts, die Märsche sind durch die Verhältnisse vorgeschrieben, kaum daß man noch Zeit zur h. Messe hat. Wir müssen unsern Festtag noch in dunkeler Nacht feiern, dann beginnt der Tumult des Aufbruches und bei Sonnenaufgang zeigt ein schriller, dreifach wiederholter Pfiff des Chefs, Herrn Stanley's, an, daß Jeder seine Stelle in der Karawane einzunehmen und zu marschiren hat. Herr Stanley hält strenge Mannszucht und seine Leute kennen ihn. Kaum ist der letzte Pfiff verklungen, so stehen auch schon Alle marschbereit mit ihren Lasten auf der Schulter im Pfade; Herr Stanley zündet seine kurze Pfeife an und, mit einem langen Stabe bewaffnet, geht er an der Spitze der Karawane, gefolgt von einem kleinen Jungen mit dem Sonnenschirm, seinem Diener mit der Winchesterbüchse und einem Mwanga, der den Esel führt. Dann folgt die Karawane. Nach ein bis zwei Stunden besteigt Herr Stanley seinen Esel und das Marschtempo wird alsdann sehr beschleunigt, jedoch Nachzügler unter Stanley's Leuten gibt es nicht. Müssen die Leute auch traben, die zwei Compagnieen Stanley's bleiben stets geschlossen. Anders sieht es freilich bei den Sudanesen aus. Diese werden durch die an der Queue marschirende dritte Compagnie vorwärts gedrängt.

Ich verplaudere den größten Theil des Weges mit Emin Pascha, der gar kein Geheimniß über die eigentlichen Expeditionszwecke macht. Wie soll ein geriebener schottischer Kaufmann auf ein Mal auf die Idee verfallen, bedeutende Summen aufzuwenden, um einen ägyptischen Beamten, den er bisher vielleicht nicht ein Mal dem Namen nach kannte, herauszuholen? Diese Expedition galt nicht so sehr dem Dr. Emin Pascha, als seiner Provinz und seinem Elfenbein. Wären die Verhältnisse geblieben, wie sie waren, so hätten die in Wadelai liegenden 4000 Centner Elfenbein die Expeditionskosten reichlich gedeckt und außerdem noch einen Fond für mehrere Jahre geliefert. Zwischenzeitlich hätte Emin Pascha neues Elfenbein gesammelt, man hätte so eine hübsche Provinz ganz kostenlos annectirt und Mittel daraus gezogen, sie mit Mombassa in Verbindung zu setzen. Wenn man Emin Pascha verproviantirte, sollte er auch seinen Einfluß und seine Landeskenntnisse in den Dienst seiner Befreier stellen, und das Ganze wäre dann eine wohlgelungene kaufmännische Speculation geworden. „Ich bin den Herren ja recht dankbar für das, was sie für mich gethan haben," schloß Dr. Emin Pascha, „aber der Endzweck der Expedition war mir bereits klar geworden, als ich mit Stanley meine erste Unterredung hatte. Machte er mir auch keine directen Vorschläge, so fühlte ich doch sofort heraus, daß etwas Anderes dahinterstecke, als der einfache Wunsch, ein paar ägyptische Beamte heimzuholen."

* * *

3. November. Beständig im Busche marschirend, treffen wir noch auf drei andere trockene Teiche, aber viel kleiner, alle natürlich „Ziwani" geheißen, und lagern um Mittag den Pfad entlang im dichten Busch. Glücklicherweise

gibt es keine Gefahr hier, bei einer Ueberrumpelung wären wir sonst in einer sehr unangenehmen Lage. Jedermann war darauf vorbereitet, daß man kein Wasser fände, aber die Mehrzahl hatte ihr Wasser getrunken. Im Lager angekommen, gingen ganze Schaaren Wasser suchen, ohne Tauschwaaren natürlich. Ich kannte das Land und gab einem Manne, der für uns Wasser holen wollte, Tabak und Stoff. Er war der Einzige, der mit Wasser zurückkam; ein Theil der Andern, Weiber und Kinder, blieben bei den Brunnen, wo man nur sehr langsam Wasser bekommen kann, eine halbe Stunde für ein Liter. Grübe man zwei Fuß tiefer, so hätte man Wasser genug; doch daran denkt Niemand. Die Wagogo benutzen dies. Sie verbieten die wasserreichen Brunnen, und so sind die Träger gezwungen, Wasser zu kaufen. Im verflossenen Jahre mußten wir in Mataka Wasser zum Preise von 20—25 Pfennig pro Liter kaufen. Gewöhnlich zahlt man Tabak für Wasser, doch lagerte bei uns die Karawane von Mterekeza, was mit unserer Karawane (von Stokes) über 2000 Menschen ausmachte. Die Nachfrage war demgemäß sehr bedeutend und die Wagogo wurden unverschämt. Sie verweigerten, Tabak anzunehmen und verlangten Stoffe. Mterekeza's Leute begannen damit zu zahlen, am andern Morgen waren ihm drei Lasten Stoff und zwei Gewehre gestohlen, ich glaube fast, von den Leuten unserer Karawane, die sich so für die Vertheuerung des Wassers schadlos hielten.

Emin Pascha ist etwas leidend, wir bieten ihm Wein an, den wir für die heilige Messe haben, doch er bringt ihn zurück, ohne nur gekostet zu haben. „Ich werde ihn eines Tages für einen Kranken wiederfordern; bis dahin bitte ich, ihn mir aufzuheben." Ein Räthsel ist es mir, wie der Mann leben und die Reise aushalten kann. Des Morgens eine türkische Tasse Kaffee ohne jede Zukost, dann folgt der Marsch, während dessen er freilich nicht vom Esel steigt; im Lager wird es dann oft Abend, ehe seine Leute ihm etwas zurecht gemacht haben; bisher habe ich in Afrika noch keinen Europäer gesehen, der mit so Wenigem ausgekommen wäre. Auf der andern Seite hält er sehr an seinem Tisch und Stuhl, ohne die er nicht arbeiten könne. Seine Zeit gehört der Wissenschaft, der Rest derselben seiner kleinen Tochter, die er wie seinen Augapfel behütet. Dieselbe wird ihm stets im Hamak vorangetragen, so daß er den Hamak trotz seinem schlechten Gesicht überwachen kann.

* * *

Weiter auf die Broschüre einzugehen, fehlt uns der Raum. Wir können aber dem Käufer versprechen, daß er in diesem Werkchen des Interessanten und Unterhaltenden viel findet.

Das Zwergvolk Innerafrikas.*)

Von C. Falkenhorst.

Afrikanische Zwerge oder Pygmäen waren dem Namen nach seit jeher bekannt. So sang schon Homer in seiner Ilias von dem Pygmäengeschlecht, und Aristoteles, der in seinen Schriften das Gesammtwissen des Alterthums zusammentrug, schrieb: „Die Kraniche ziehen bis an die See oberhalb Aegyptens, woselbst der Nil entspringt, dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar ist das keine Fabel, sondern die reine Wahrheit; Menschen und Pferde sind von kleiner Art und wohnen in Höhlen."

Die erste Kunde von dem Vorhandensein eines solchen kleingewachsenen Stammes kam gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Europa, als die Colonisten am Kap mit den Buschmännern in Berührung kamen. Sie unterschieden sich nicht nur durch ihren Körperbau und die hellere Färbung der Haut von den anderen afrikanischen Völkern, sondern sie nahmen seit jeher auch, was die Lebensweise anbelangt, eine eigenartige Stellung ein. Die Kaffern nannten sie Abatoa, d. h. Bogenmänner, weil sie im Gegensatz zu den anderen Südafrikanern, die nur Speer, Wurfkeule und Schild als Waffe kennen, sich des Bogens bedienen. Da sie ausgezeichnete Schützen sind und außerdem ihre Pfeile vergiften, so verdienen sie diesen Namen mit Recht. Wenn die Bezeichnung „wildes Volk" auf irgend einen Stamm angewendet werden darf, so trifft sie auf die Buschmänner sicher zu; denn Wildheit ist das Hauptmerkmal ihrer Lebensweise. Sie sind ein nomadisches Jägervolk, welches sich nicht einmal zu der einfachsten Form der Wohnung, zu dem Zelte, aufgeschwungen hat. Felsenritzen, Höhlen, verlassene Gräben des Ameisenbären dienen ihnen als Unterschlupf; nur ausnahmsweise errichten sie in wildreichen Gegenden eine kümmerliche Art von Grashütten. Grausamkeit ist der Hauptzug ihres Charakters; Gewissensregungen, ein Moralgefühl sind dem Buschmann völlig fremd; alle Versuche, ihn der Cultur zuzuführen, sind fehlgeschlagen, und so lebt er auf ewigem Kriegsfuß mit seinen Viehzucht treibenden Nachbarn, Farbigen und Weißen.

Inzwischen kamen auch aus anderen Gegenden Afrikas Nachrichten vom Vorhandensein einer Zwergrasse. So berichtete Krapf in seinen „Reisen in Ostafrika" (1858) von einem Stamme der Doko, die sehr klein sein und in einem völlig wilden Zustande wie die Thiere leben sollten. Ihre Wohnsitze wurden östlich von den Nilquellen verlegt. An den Berichten Krapfs hing jedoch noch viel Unbestimmtes und Sagenhaftes; erst Georg Schweinfurth war es vorbehalten, die Zwerge Innerafrikas zum Gegenstand echt wissenschaftlicher Forschung zu machen. Auf seinen Reisen „im Herzen Afrikas", an die Ufer des Uëlle, der dem Congo seine Fluthen zuwälzt, gelangte er in das Reich

---

*) Entnommen den „Mittheilungen der Nachtigall-Gesellschaft für afrikanische Geschichtsforschung". Herausgeber Herr Schiller Tietz, Berlin.

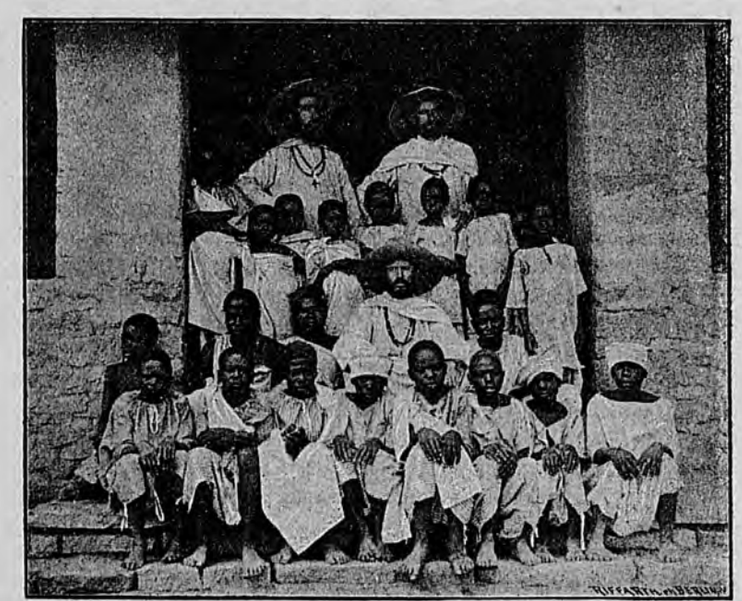
der Monbuttu. Von Nubien an hörte er überall die Mythe von den Zwergen an den Nilquellen; er war bereits an den Hof des „braunen Cäsars" Munsa gekommen, konnte aber keinen Zwerg zu Gesicht bekommen, obwohl sich einige in der Gegend aufhalten sollten. Die Leute erklärten ihm, die Zwerge seien sehr schüchtern und ließen sich nicht zu ihm bringen. „Einige Tage später," berichtet Schweinfurth, „erregte ein Schreien im Lager meine Aufmerksamkeit, und ich vernahm, daß Mohammed einen der Zwerge überrascht hatte, welche beim Könige waren, und daß er ihn gerade auf mein Zelt herbringe. Ich blickte auf, und da kam wahrhaftig das kleine Geschöpf, festgehalten auf Mohammeds rechter Schulter, nervös seinen Kopf schüttelnd und ängstliche Blicke nach allen Seiten sendend. Mohammed setzte es bald auf den Ehrensitz nieder. So war ich denn also endlich dazu gekommen, meine Augen an der Verkörperung jahrtausende alter Sagen zu weiden!" Schweinfurth erfuhr nun zuerst den Namen des Volkes: „Akka", und erkundete, daß dessen Wohnsitze sich weiter südlich befänden. Einmal wurde er auch durch den Anblick einer Schar kleiner bewaffneter Leute überrascht, welche, wie er zuerst meinte, Knaben waren, die „Krieg" spielten. Er überzeugte sich aber bald, daß er eine Compagnie von Akkasoldaten, die im Dienste eines Monbuttuhäuptlings standen, vor sich habe. Schweinfurths Angaben wurden durch die späteren Berichte von Felkin, namentlich aber von Emin Pascha erweitert. Was die Größe der Akka anbelangt, so ergaben die Messungen Emins bei einem Burschen von etwa 24 Jahren 1,24 m, bei einem Manne von 35 Jahren 1,36 m und bei einem Mädchen, das jedoch nicht von reinem Akkablut abstammte, 1,40 m. Ihre Hautfarbe ist hellgelblich bis roth, durchscheinend, ihre Haut stark faltenreich, was dem Gesichte frühzeitig den Ausdruck des Alters verleiht: bemerkenswerth ist die ziemlich starke, filzige Behaarung, die den ganzen Körper bedeckt. Auch die Akka sind wie die Buschmänner ein echtes, ganzes Jägervolk; Pfeil und Bogen sind ihre Waffen, und das Vergiften der Pfeilspitzen ist ihnen gleichfalls geläufig. In der Erfindungsgabe, Fallen zu stellen und Schlingen zu legen, sind sie unerschöpflich; kein Wild entgeht ihnen; sie jagen Elefanten und kleines Gethier, und wo es Wild giebt, dort ist ihre Heimath; im Reiche Emin Pascha's schlossen sie mit Häuptlingen seßhafter Stämme Verträge ab und lieferten ihnen Fleisch und Häute gegen vegetabilische Nahrung oder die wenigen Waaren, deren sie bei ihrem wilden Leben bedürfen. So durchzogen sie das Land in kleinen Trupps und in geringer Zahl, denn ihre eigentlichen Wohnsitze liegen tiefer im Innern des dunklen Welttheils. Bosheit und Grausamkeit zeichnen auch diese Zwerge aus. Einer der Zwerge Schweinfurths empfand teuflische Lust am Quälen der Thiere und schoß seine Pfeile nächtlicherweile gegen die Hunde ab. Auch werden sie wegen ihrer Rachsucht gefürchtet und wegen ihres Kannibalismus verabscheut. Einige Akka wurden Ende der siebziger Jahre nach Italien gebracht. Zwei Knaben haben lesen und schreiben gelernt, ihre Muttersprache aber vergessen.

Folgen wir Stanley auf seiner ersten Fahrt durch den dunklen Welttheil; auch ihn begleiteten überall im Inneren Sagen von Zwergen. Im März 1876 hatte er den Muta-Nzige entdeckt, der die südwestlichen Nilquellen bildet; er sammelte Nachrichten über die Länder jenseits des neuentdeckten Gewässers, hörte von Zwergen, die im Westen wohnen sollen, und vernahm den Namen derselben: Batwa oder Watwa (Batua). Im October desselben Jahres saß der Forscher im Kreise von Arabern in Mwana Mamba in der Nähe von Nyangwe; mit Tippu-Tipp wurde der Plan zu dem Zuge den Lualaba abwärts entworfen, und da erzählte Bwana Abedi Schauergeschichten von den Kämpfen, welche die Araber mit den Zwergen weiter im Norden zu bestehen hatten. Der furchtbare Marsch durch den Congowald wurde angetreten und in Ikondu wurde ein Zwergkrieger, ein altes 1,38 m hohes Männchen gefangen genommen; anfangs hielt es Stanley für eine Mißgeburt; aber es nannte sich Watwa, es führte einen kleinen Bogen und vergiftete Pfeile; es war ein Zwerg der innerafrikanischen Wildnis.

Im Süden des Congostaates arbeiteten unter Wißmanns Leitung deutsche Forscher und gelangten in das Land der Zwerge. Im Stabe Wißmanns befand sich auch Stabsarzt Dr. Wolf, dem es gelang, an den Zuflüssen des Kassai das Land der Bakuba zu besuchen, die von allen andern Stämme in größter Abgeschiedenheit lebten und jeden Fremdling, der ihr Gebiet betrat, tödteten. Dieses Volk, das weder von der europäischen Cultur noch von den Einflüssen benachbarter Völkerstämme irgendwie berührt war, besaß eine eigene Cultur, die an ägyptische Culturformen erinnerte. Im Gefolge des Häuptlings der Bakuba fand Wolf auch einige Angehörige des Pygmäenvolkes der Batua, denen die ausschließliche Beschäftigung oblag, Palmwein und Wild für die Tafel des Häuptlings zu besorgen. Diese Batu waren jedoch bereits mit den Bakuba vermischt, und darum entschloß sich Wolf, die Wohnorte der reinen Zwerge aufzusuchen, die vom Ergebnis der Jagd lebend im Urwald umherschweiften. Nach mühseligen Märschen stieß er endlich in einer Lichtung auf eine Batuacolonie von 15 — 20 Hütten, zumeist Grashütten in Bienenkorbform oder ärmliche Häuschen mit einem Dach von Palmwedeln. Es ließ sich auch etwas wie Anfänge des Ackerbaus bemerken; ein paar Maniok- und Maistauden und ein vernachlässigtes Erdnußfeld. Die Jagd bildet jedoch die vorzügliche Beschäftigung der Zwerge. Sie folgen dem angeschossenen Wilde, bis sie Gelegenheit finden, es zur Strecke zu bringen. Im Urwald selbst pflegt der Mutua (Einzahl von Batua) sich in der Nähe der Wechsel eine Höhle zu graben, von wo aus er seine Pfeile abschießt oder sich näher an das Wild heranschleicht. Außerdem legt er zahlreiche, bis 4 m tiefe Fallgruben für Elefanten und Büffel an. Das Fleisch des erlegten Thieres wird in kleine Stücke geschnitten und auf einem Holzgerüste über dem Feuer getrocknet. An bestimmten Tagen finden auf neutralem Boden im Urwalde, gewöhnlich in der Mitte zwischen den nächstliegenden Ortschaften, Märkte statt, auf denen die Batua für Fleisch die Er-

zeugnisse des Ackerbaues oder sonstige Lebensbedürfnisse eintauschen. Da Fleisch ein sehr begehrter Tauschartikel ist, und die Batua als geschickte Nimrode die Märkte damit versorgen, werden sie gerne gesehen, und keiner der benachtbarten Stämme versucht hier, das wandernde Jägervolk seiner Selbständigkeit zu berauben.

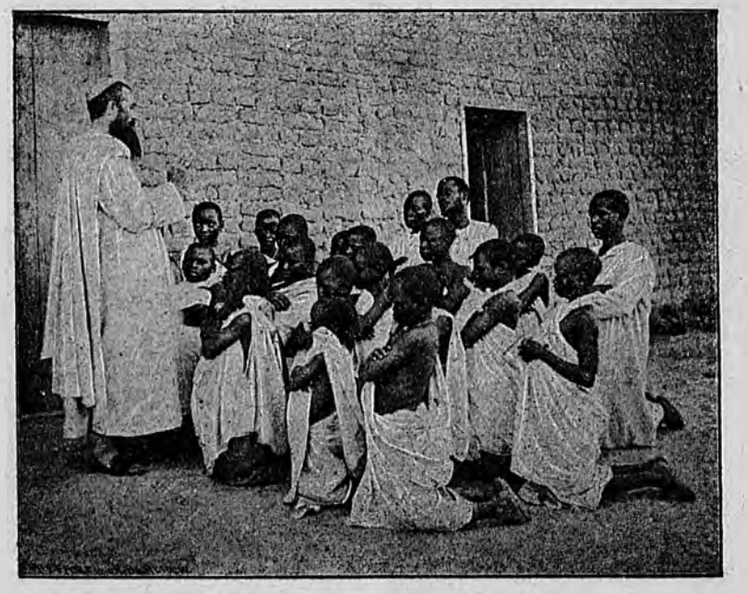
Auch in anderen Gebieten des Congostaates wurden die Batua angetroffen: so von Pogge und Wißmann in dem Lande der Bassongo, von Grenfell am Lomani und von Hauptmann v. François am Tschuapa und Lulonopo. Ueberall wiesen sie dieselben charakteristischen Merkmale auf: kleine Statur



1,20—1,40 m, ausschließliche Beschäftigung mit der Jagd und nomadisirende Lebensweise. Vielfach wurde ihnen nachgesagt, daß sie dem Kannibalismus frönten. Als Stanley zuletzt durch den Wald vom Aruwimi, nördlich vom Congo, zog, stieß er auf zahlreiche Zwerge und sah über 150 „Dörfer" derselben. Auch sie waren ein Jägervolk und führten Bogen und vergiftete Pfeile. Die Leute Emins erkannten in ihnen „Tikki-Tikki" oder die „Akka" Schweinfurths, sie selbst aber nannten sich — „Batua". In Westafrika wurden zuerst von Du Chaillu in Aschango Zwergneger entdeckt. Sie wiesen dieselben Größenverhältnisse, wie die bisher erwähnten auf, ihre Hautfarbe war viel heller als die der Neger. Sie wohnen in runden elenden Strohhütten, sind Jäger und Fallensteller, versorgen die Stämme, in deren Waldgebiet sie wohnen, mit

Fleisch. Ihr Name soll „Obongo" oder „Babongo" sein; von den Nachbarn aber werden sie bald „Akkoa", bald „Wambutta" genannt. Auch Hauptmann Kund entdeckte in der Urwaldregion hinter der Bantangaküste Leute von einem auffällig kleinen Wuchs und fremdartigem Gesichtsausdruck.

So hat die Forschung fast von der Südgrenze der Sahara bis zum Kap in Waldeswildnissen das Vorkommen hellgefärbter Zwergrassen festgestellt. Schon in den Namen Akka, Akkoa, Batua, Abatoa, Wambutta scheint sich ein Band innerer Verwandtschaft zu finden; wichtiger erscheinen die charakteristischen Züge der Lebensweise: das Nomadisiren, die Beschäftigung mit der Jagd, das



Benutzen von vergifteten Pfeilen u. s. w. Besonders wichtig aber ist der Umstand, daß diese Stämme eine eigene Sprache besitzen, die leider noch nicht bekannt geworden ist.

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß diese Zwergvölker die Urbevölkerung Afrikas bilden, wo sie schon vor Jahrtausenden den Griechen bekannt waren. Augenblicklich sind sie im Schwinden begriffen; hier werden sie wie das Wild gehetzt, dort an den „Höfen" der Häuptlinge gehalten und durch Mischehen mit dem Negerstamme assimilirt. Kein Wunder, daß diese Zwerge überall, wo sie angetroffen werden, das regste Interesse des Forschers in Anspruch nehmen, da sie die einzigen lebenden Zeugen einer längst vergangenen Zeit sind.

Aus Ostafrika

fehlen diesmal unsere eigenen Briefe. Wir wollen also nur kurz registriren, daß im Süden Wißmann siegreich vordringt, daß außer Kilwa bereits Lindi und Mikindani von ihm besetzt wurden. Ueber die Einnahme von Kilwa erfährt man, daß es ohne Blutvergießen eingenommen wurde. Außer längs des Meerufers wurden keine starken Vertheidigungswerke vorgefunden. Die deutschen Schiffe bombardirten die Stadt, wodurch einige Hütten, sowie das Hauptquartier der Insurgenten in Brand gesteckt wurden. In der nämlichen Nacht brach eine allgemeine Feuersbrunst aus, während welcher die Rebellen die Stadt gänzlich räumten. Major Wißmann rückte vom Süden mit 1200 Mann sudanesischer Truppen ein und nahm

friedlichen Besitz von dem Orte. Es heißt, daß unter den vier Rebellenführern große Uneinigkeit herrschte. Die britisch-indischen Läden wurden von den Rebellen vor ihrem Abzuge theilweise geplündert. Die Britisch-Indier waren von den Rebellen gewaltsam in der Stadt zurückgehalten worden und bei deren Rückzuge versteckten sie sich in dem hohen Grase hinter der Stadt und kehrten nach deren Einnahme zurück. Die unglücklichen Geschöpfe brachten eine fürchterliche Nacht inmitten platzender Bomben, brennender Häuser u. s. w. zu.

Aus dem neuen Weißbuche, welches dem Reichstage vorgelegt wurde, erfahren wir, wie Wißmann verfährt, um die Eingeborenen zu fesseln und ihnen Vertrauen einzuflößen. Die Häuptlinge, welche früher zu den Aufständischen hielten, sich aber unterwerfen, erhalten zunächst Schutzbriefe, und empfangen dann bei verschiedenen Gelegenheiten angemessene Geschenke. Die Aufmerksamkeit geht sogar so weit, daß

den Jumbos (Dorfältesten) die Geschenke in ihre Ortschaften nachgesandt werden, wenn der Reichscommissar aus dringender Behinderung an einem anberaumten Versammlungsorte nicht erschienen war. Eine andere Methode ist die, daß einflußreiche Häuptlinge sogar in deutsche Dienste und deutschen Sold genommen werden. So heißt es in einem Berichte vom 24. Februar: Simbodja von Usambara unterwarf sich dem Chef Dr. Schmidt, der ungefähr am 6. Februar in dessen Hauptort Masinde eintraf, bezahlte 1000 Rupien (1,40 Mark ungefähr die Rupie) in Gold, etwa 2800 Rupien in Elfenbein als Strafe für die den deutschen Reisenden (Dr. Hans Meyer und Dr. O. Baumann) in früheren Jahren (1888) gemachten Schwierigkeiten, gab eine Anzahl Hinterlader, Jagd- und Mausergewehre zurück, machte auf Befehl Dr. Schmidts mit verschiedenen Häuptlingen friedliche Verträge, verpflichtete sich zu Gehorsam und Heeresfolge und erhielt die verantwortliche Beaufsichtigung des nördlichen Theils von Usambara, die deutsche Flagge und ein Gehalt von 100 Rupien monatlich. — Werden so auf der einen Seite alle Mittel zur Versöhnung angewendet, so wird auf der anderen Seite, sobald die getroffenen Vereinbarungen nicht gehalten werden, mit Strenge verfahren. In einem Berichte vom 28. Januar wird z. B. am Schlusse mitgetheilt: Der Kommandant des Postens in Bweni hat den Chef einer kleinen Räuberbande, die, unsern Schutzbrief mißbrauchend, Wasaramo-Dörfer ausgeplündert hatte, ergriffen und standrechtlich mit dem Tode bestraft. — Aus allen Berichten geht hervor, daß die Eingeborenen im Norden und im Süden, an der Küste und im Innern der Schutztruppe Unterstützung gewährten und sich gegen die Araber und die Aufständischen wendeten. Wie die Eingeborenen Buschiri auslieferten, so ist ihren Meldungen, ihrer vielseitigen Unterstützung der endgültige Erfolg zur Unterdrückung des Aufstandes zum nicht geringen Theile zu danken. Sie traten aber nicht nur helfend ein, indem sie den Aufenthalt der Aufrührer verriethen und so erst einen erfolgreichen Angriff möglich machten, sondern sie traten selbst thätig auf.

Ueber Emin Pascha und seinen Zug nach den Seen theilt man Folgendes mit: Emin (Dr. Schnitzer) führt die Expedition als deutscher Unterthan, als Beamter des Reichscommissariats ist er dem Range nach dem Major Wißmann gleichgestellt und trägt dieselbe Uniform. Die Expedition führt 400 Träger, mit Vorderladern bewaffnet, 50 sudanesische Soldaten und 50 schwarze Soldaten als Reichstruppen mit Mausergewehren bewaffnet, unter Führung des Lieutenants Langfeld, Dr. Stuhlmann und zwei Unteroffizieren; ferner begleiten die Expedition eine Anzahl Sudanesen, sowie einige Leute aus dem Seengebiete. Freiwillig angeschlossen haben sich Pater Schynse und ein anderer Pater. Die Expedition führt ein 3,7 Centimeter-Geschütz, 3 Pferde und 5 Esel mit sich. Abgesehen von der großen politischen Bedeutung ist es zweifellos, daß die Expedition auch auf dem rein wissenschaftlichen, geographischen und naturwissenschaftlichen, sowie auf praktischem Gebiete sehr wesentliche Ergebnisse zeitigen wird. Wie der Pascha dem Pater Schynse erklärte, solle vor allem an der Landesaufnahme gearbeitet werden, in zweiter Linie stehen die naturwissenschaftlichen Aufgaben. Emin veranschlagt die Dauer der Expedition auf 2 Jahre. Er wird sich darauf beschränken, innerhalb der anerkannten deutschen Sphäre zu wirken, und seine Hauptaufgabe ist, regelmäßige Handelsverbindungen zwischen den großen Seen und der Küste herzustellen. Der Pascha bewohnte in Bagamoyo

ein großes Inderhaus. Seinen Hausstand führten etwa 30 Diener und Dienerinnen, meist aus der Aequatorialprovinz hinabgezogen. Seine fünfjährige Tochter ist ein kleines, sehr aufgewecktes, schönes Kind von fast weißer Farbe. Die verstorbene Mutter war Abessinierin. Die Erzieherin des Kindes ist eine Aegypterin. Emin hat noch am 12. April von Herrn von Gravenreuth eine große, dem letzteren gehörende Besitzung bei Bagamoyo angekauft und zugleich Auftrag gegeben, ein Wohnhaus für ihn dort zu bauen. Während der Zeit der Expedition ist das Kind des Paschas in der Familie des Dolmetschers Mariano der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft untergebracht.

Baron v. Gravenreuth ist in Berlin angekommen. — Von Dr. Peters liegen neuere Nachrichten nicht vor. — Aus Uganda wird nichts Neues gemeldet. — Der König von Dahomey hat seine Gefangenen ausgeliefert. Wir würden es aber sehr bedauern, wenn Frankreich sich damit begnügen wollte.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

5. Liste der eingegangenen Gaben:

	Mark
Uebertrag	44 871.25
V. Lauer in Mitau, Rußland	4.—
Dr. Kalischeck, Breslau . .	7.50
Zw.-V. Reimerswalde bei Raunau	18.—
„ Steele a. d. Ruhr .	100.—
„ Oberdollendorf . .	8.—
„ Laer, Reg.-Bezirk Münster	52.—
„ Breberen, Postgangelt	103.74
„ Erkelenz	200.—
„ Bettenhoven bei Elsdorf	120.—
„ Montjoie	131.20
„ Gressenich bei Eschweiler	60.—
„ Braunsberg, Ostpr. .	151.02
„ Lülsdorf bei Rheidt .	16.—
„ Dahlem bei Schmidtheim	100.—
„ Stürzelberg bei Dormagen	34.—
Ungenannt von Karl Hespers, Köln	100.—
Zw.-V. Brühl bei Köln . .	25.—
„ Marienthal b. Hamm a. d. Sieg	46.—
Diöcesan-Verein Trier . . .	1 191.70
Zw.-V. Saeffeln b. Heinsberg	29.80
Baufführer J. Weber in Kraft bei Erstein, Elsaß . . .	3.—
Summe	47 372.21

	Mark
Übertrag	47 372.21
Zw.-V. Damme in Oldenburg	170.—
M. V. in Berg b. Commern für Loskauf eines Heidenkindes u. 1 hl. stille Messe	23.—
Zw.-V. Frielingsdorf, Kreis Wipperfürth . . .	71.86
Theodor van Ruys, Wankum, Kr. Geldern	20.—
Zw.-V. Marienheide, Reg.-Bezirk Köln . . .	163.—
„ Hoengen b. Heinsberg	69.—
„ Langenberg, Rheinl.	52.50
Diöcesan-Verein Limburg a. d. Lahn	1 961.—
Zw.-V. Frielingdorf b. Kaiserau	38,80
„ Fraustadt, Reg.-Bez. Posen	50.—
Ungenannt C. D. in Dorsten	10.—
Zwei Gaben aus Hochdahl, eingesandt von Lehrer Wilhelms	13.—
Zw.-V. Beurig a. d. Saar .	26.—
Männer und Meister-Verein in Fulda	20.10
Zw.-V. Berg bei Nideggen .	12.—
„ Dremmen, Kr. Heinsberg	30.—
„ Friesenhagen b. Wissen a. d. Sieg	10.80
„ Weiden bei Aachen .	112.—
Summe	50 225.27

	Mark
Übertrag	50 225.27
Redaction des „Gott will es!": 1. Für den Afrika-Verein Mk. —.50. — 2. Zur Anschaffung eines Harmoniums Mk. 332.98. — 3. Zu Gunsten d. Schwestern in St. Ottilien Mk. 38.70. — 4. Für die Mission in Dar-es-Salaam Mk. 1.—. — 5. Für die Patres vom hl. Geiste Mk. 1.—. 6. Loskauf von Sclavenkindern Mk. 48.20. — 7. Für 2 Sclavenkinder mit Namen Joseph und Joh. Joseph Mk. 100.—. — 8. Für 10 Heidenkinder Mk. 210.10. — 9. Für 25 hl. Messen Mk. 25.—. — 10. Ein alter Rest der Sclavencasse der Redaction des „Gott will es!" Mk. 18.43. Sa.	775.91
Zw.-V. Asden b. Herzogenrath	30.—
Franz Marcke, Margarethenberg, Oberbayern . . .	20.—
Zw.-V. Wußlack, Kr. Heilsberg	84.—
Summe	51 135.18

Köln, den 19. Mai 1890.

Heinrich Horten,
Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Folgender Zweig-Verein ist neuerdings zur Anmeldung gekommen:

Beim Verwaltungs-Ausschusse.

Beurig a. d. Saar. Vorsitzender Pfarrer Joseph Entenbach.

Diöcesan-Verein Münster.

Für den Afrika-Verein sind im Monat April 1890 eingegangen aus:

Coesfeld, St. Lamberti 21,94 *M.* — Zwillbrock 41,45 *M.* — Beckum 500 *M.* — Cleve 800 *M.* — Nottuln 60 *M.* — Telgte 300 *M.* Cappenberg 36 *M.* — Raesfeld 240 *M.* — Sünninghausen 55,10 *M.* — Heeßen 29,10 *M.* — Nordkirchen 164 *M.* — Nütterden 7 *M.* — Barßel 280 *M.* — Handorf 34 Mk. — Beelen 150 *M.* — Emsdetten 155 *M.* — Nordwalde 100 *M.* — Huisberden 140,65 *M.* — Frasselt 52 *M.* — Coesfeld, St. Jacobi 427,10 *M.* — Cleve 225 *M.* — Düffelward 4,50 *M.* — Marienfeld 20 *M.* — Gemen 62 *M.* — Wadersloh 362 *M.* — Dülmen 400 *M.* — Albersloh 75 *M.* — Griethausen 131 *M.* — Vreden 779,79 *M.* — Lüdinghausen 800 *M.* — Gladbeck 53 *M.* — Keppelen 190,80 *M.* — Lette b. Coesfeld 65 *M.* — Wissel 36,30 *M.* — Grieth 31 *M.*

Münster, 2. Mai 1890. von Noël, Schatzmeister.

Mannigfaltiges.

Der **deutsche Kaiser** interessirt sich sehr lebhaft für die Vorgänge in Afrika. Als Major Liebert von Zanzibar zurückkehrte, wurde er sofort zum Kaiser befohlen und mußte ausführlichen Bericht erstatten. Die Dinge hatten für den Kaiser einen solchen Reiz, daß er Liebert zwei Tage darauf ins Palais zum Thee befahl, wozu Liebert alles Material, Pläne, Karten, Tabellen über Handel, Klima, Unterbringung der Truppen, Gesundheitszustand, Organisation ꝛc. mitbringen mußte. Der Kaiser sah sich alles mit großem Interesse an, behielt den Hauptplan zurück und befahl Liebert zum dritten Male zu sich. Inzwischen will der Kaiser den Hauptplan eingehend studiren. Der Kaiser

äußerte u. A., er würde gerne eine Compagnie Sudanesen nach Berlin kommen lassen. Der Anblick einer solchen Mustertruppe werde manches Vorurtheil besiegen. Major Liebert schilderte die Sudanesen als eine militairische Kaste, welche unverbrüchlich an ihrem Kriegshandwerk festhalten. Die Sudanesen seien vorzügliche Soldaten, sobald sie unter guter Führung ständen, kräftig, treu, muthig, ausdauernd. Unter den Wißmann'schen Truppen befänden sich noch Leute, die gegen unsern Moltke, als er noch in der Türkei war, gefochten hätten, Männer von mehr als sechzig Jahren, die allen militairischen Strapazen gewachsen wären und bis zum Tode Soldaten blieben. Andere hingegen hätten unter den Engländern, Egyptern und Türken und umgekehrt gegen dieselben gefochten. Die Sudanesen seien die Landsknechte des Orients, trennten sich aber nur sehr ungern oder gar nicht von ihren Weibern, die eben so häßlich wären, wie die Männer schön. Wollte der Kaiser eine Compagnie Sudanesen nach Berlin kommen lassen, so müßte er — meinte Major Liebert — die Weiber mit in Kauf nehmen. Das schien dem Kaiser aber bedenklich, er ließ den Plan fallen. Wie Liebert erzählt, führen die deutschen Offiziere in Ostafrika dieselbe Lebensweise wie im Heimathlande, insbesondere wird der Kasinoverkehr gepflegt. Im Kasino zu Zanzibar und Bagamoyo seien mitunter 70 Deutsche, die Gäste eingeschlossen, zu Tisch gewesen. Wißmanns Gesundheit habe in Afrika gar nicht gelitten, er habe Liebert bei seiner Ankunft mit seinem eigenen Gig abgeholt. Wißmann sei ein ebenso tüchtiger Steuermann und Seemann, wie Truppenführer, unverwüstlich, von allen geliebt. Er steuere sein Schiff bei allen Expeditionen in der Regel selbst.

Europa und Afrika. Die Entwickelung Afrikas, seine Erforschung in der neueren Zeit und seine Verbindung mit Europa hat solche Fortschritte gemacht, wie sie nie vorher in der Geschichte vorgekommen sind. Von den 29 Millionen Quatratkilometern Grundfläche des Afrikanischen Continentes sind mehr als 17 Millionen im Besitze europäischer Mächte und von dem Reste in Höhe von fast 12 Millionen kommt die Hälfte auf die Wüste Sahara. Die Beschlagnahme des Landes durch europäische Völker hat außerordentlich auf Land und Volk eingewirkt, sowohl im guten als im schlechten Sinne. Vor allem sind die Verkehrsmittel zwischen beiden gewachsen. Deutschland hatte bisher eine regelmäßige Dampferlinie nach Westafrika, binnen kurzem wird eine zweite auch nach Ostafrika eröffnet werden. Daneben besteht noch eine private nach Zanzibar von der Firma O'Swald in Hamburg; zwei französische Linien befahren die Küsten von Ost- und Westafrika, ebenso zwei portugiesische den Westen, zwei englische berühren die west- und südwestliche Küste bis Kapstadt, zwei andere britische die südliche und die östliche, dazu kommen noch einzelne private Linien und Küstenschiffe, so daß im ganzen mehr als 100 europäische Dampfer den afrikanischen Kontinent regelmäßig anlaufen. Dieser große Verkehr hat seinen Anstoß in den 70er Jahren erhalten und sich in wenigen Jahren vervielfacht. Man begnügt sich aber damit nicht, auch zu Lande sucht man auf

allen Theilen die Verkehrswege zu verbessern. Von Süden, von Westen und von Osten aus sind Eisenbahnen im Bau begriffen, oder vorhandene Linien werden verlängert und auf dem ganzen Continente ist eine Bewegung entstanden, wie man sie vor zehn Jahren noch für unmöglich gehalten haben würde. Dabei stehen wir immer noch am Anfange dieser Bewegung, denn in Central-Afrika ist man nur versuchsweise nach dem Innern gekommen, eine eigentliche Festsetzung und Beherrschung der inneren Gebiete steht fast ohne Ausnahme noch aus. Ein Beispiel dafür liefert Deutsch-Ostafrika, wo jetzt erst weitere Fortschritte geschehen sollen. Gleiche Anstrengungen machen Engländer, Franzosen, Italiener und Portugiesen, erst wenn diese Versuche beendet sind, wird sich zeigen, was in Afrika noch alles geschehen muß, und welche Aufgaben es uns stellt.

Stanley hat sich mit Frl. Dorothea Tennant verlobt. Die Dame ist eine in fashionablen und Künstlerkreisen Londons wohlbekannte Persönlichkeit. Stanley machte ihre Bekanntschaft vor etwa fünf Jahren. Kurz vor seiner Abreise nach Afrika, um Emin Pascha aufzusuchen, verlobte er sich mit ihr, aber die Verlobung wurde bis vor einigen Tagen völlig geheim gehalten. Frl. Tennant ist nicht allein schön und hoch gebildet, sondern auch wohlhabend Sie ist Malerin und Schriftstellerin. Ob Stanley damit auf fernere Forschungsreisen verzichtet?

Bei Lobengula. Der Stabsarzt Melladero, welcher als Commissar der Königin Victoria den Herrscher des Matabelelandes, Lobengula besuchte, entwirft eine tolle Schilderung von diesem Potentaten. Lobengula empfing den Commissar in seinem Viehkraal, umgeben von Hunderten von Ochsen. Er saß in einem Fahrstuhl (er leidet nämlich an der Gicht) und war nur mit einem Tuch über den Schooß bekleidet. „Niemals habe ich ein so viehisches, sinnliches und grausames Gesicht gesehen. Dennoch empfing er uns freundlich und nachdem das Schreiben der Königin verlesen und übersetzt war, ließ er uns ausgezeichnetes Rindfleisch reichen, welches wir bald mit Zähnen und Fingern bearbeiteten. Der König läßt sich jetzt von Zauberern behandeln. Im letzten September und October hat er 400 seiner Leute tödten lassen. An einen Europäer aber hat er sich noch nicht gewagt."

Der Schnaps in Afrika. Von einem Kenner westafrikanischer Verhältnisse wird den Münchener Neuesten Nachrichten geschrieben: „Der Handel mit Sclaven, Waffen und Branntwein hat in den englisch-afrikanischen Niederlassungen einen Zustand beispielloser Verrohung und Versumpfung geschaffen, gegen welchen die Verhältnisse des uncultivirten Innern golden erscheinen. Mittels der europäischen Waffen sind die Neger in den Stand gesetzt, einander niederzumetzeln und in die Sclaverei zu treiben, mittels des Schnapses sich selbst zu Grunde zu richten. Einmal durch die Habgier der englischen Kaufleute, welche im Branntweinhandel den leichtesten und reichsten Nutzen fanden, geweckt, ist der Durst nach Alkohol unauslöschlich geworden. Ein macht die Hauptladung der meisten englischen Schiffe aus und füllt die Lagerhäuser längs der Küste. Die ganze Atmosphäre ist von widerlichem Fuselgeruch durchschwängert und jede Hütte, jeder Mund haucht ihn aus. Vor den Dörfern sind die leeren

Flaschen in hohen Pyramiden aufgestapelt, und nach ihnen bemißt man den Reichthum und die Bedeutung des Ortes. Schnaps ist Geld. In weiten Gebieten dient er als einziges Tauschmittel, die Arbeiter werden damit ausbezahlt, Öl, Gummi, Korn, Elfenbein, kurz, alle Landesproducte eingehandelt, und um einen halben Liter des höllischen Getränkes kann man leben und Freiheit eines Nebenmenschen erkaufen. Die Eingeborenen erblicken in dem Europäer mit einer gewissen mißgünstigen Ehrfurcht vor allem den Besitzer ungemessener Schätze Gin und Rum. Auf Schritt und Tritt folgen ihm Schaaren von Männern, Weibern und Kindern, kaum einen Fetzen auf dem schmutzigen, elenden Körper, und betteln — um einen Schluck, nur einen Tropfen Schnaps! Ob dieser allgemeinen Verderbniß noch zu steuern ist, erscheint trotz des Eifers, womit es nun endlich von englischer Seite versucht wird, fraglich. Ähnlichen Mißständen aber in den deutschen Colonien mit aller Energie vorzubeugen, ist eine Ehrenpflicht Deutschlands, die es sicher nicht außer Acht lassen wird!"

Im Herzen Afrikas. Aus London wird berichtet: Als Gäste des Savage-Clubs wußten die Mitglieder der Stanley'schen Expedition kürzlich im gemüthlichen Verkehre mit den Schriftstellern und Künstlern des Clubs mancherlei Interessantes mitzutheilen. Als der Zug aufbrach, hatte er so viel Branntwein, daß auf den Mann zwei Flaschen kamen. Der Vorrath war aber schon in den beiden ersten Monaten erschöpft. Von da an mußte es auch ohne geistige Getränke gehen. Trotzdem wurden die leeren Flaschen aber mitgetragen. Als der Zug in das „Hunger"-Lager kam, wurden die Flaschen an die Neger verkauft und diese gaben mehr Lebensmittel dafür, als Stanley für seine ganze Ausrüstung bekam, die ihm Lstr. 25 gekostet hatte. Nach zweijähriger Enthaltsamkeit bekamen die Mitglieder des Zuges den ersten Tropfen geistiger Getränke wieder zu kosten, als ihnen die Deutschen einige Dutzend Flaschen Champagner und Bier sandten. „Wir schlürften sie hinunter und fühlten uns neugeboren. Es war das angenehmste Geschenk, welches wir je erhielten." Das Entzückendste bei der Rückkehr zur Civilisation aber war die erste Begrüßung seitens europäischer Damen. „Wir hätten, nachdem wir 2 Jahre nur die häßlichen dicklippigen Afrikaner gesehen hatten, fast niederknieen und sie anbeten mögen." Die ersten europäischen Nachrichten erhielt der Zug durch den britischen Consul in Zanzibar. Dieselben lauteten: „Kaiser Wilhelm ist todt; sein Sohn und Nachfolger Friedrich ist todt; sein Enkel Wilhelm ist jetzt auf dem Throne. Gott sei Dank lebt die Königin Victoria noch, befindet sich wohl und herrscht über das geliebte alte England."

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen:

Familie B.: Die Seelen unserer verstorbenen Eltern. — J. H. P.: Alle Anliegen einer Familie. — Möge die Maienkönigin auch meiner jüngsten Tochter den Beruf zum Kloster erbitten, und uns allen eine gute Todesstunde. — D.: Missionsberuf für die Söhne und Tochter und Bewahrung der hl. Reinigkeit. — Pfr. Schr.: Besondere Anliegen. — L. F.: Für mich die Erlangung meiner vollen Sehkraft und für meine Frau eine gewisse ganz besondere Gnade. — M. K.: Ein wichtiges besonderes Anliegen. — Köln: Ein ganz besonderes Anliegen. — Wwe. M. empfiehlt sich und ihr Kind und bittet um die Gnade einer glücklichen Sterbestunde. — Alle früheren, hier mitgetheilten Anliegen, soweit sie nicht schon erhört wurden. — Aufhebung des Ordensgesetzes in Deutschland. — Um Vergrößerung unserer Abonnentenzahl im nächsten Halbjahre.

Bücherschau.

Ein Vereinsmitglied schreibt uns: „Von den mir gütigst gesandten 125 Stück **„Afrika's Klage"** habe ich etwa 100 zu 10 Pfg. das Stück verkauft. Sobald ich den Rest losgeschlagen habe, werde ich Ihnen den Nettoerlös einsenden. Ich wollte hiermit nur darauf aufmerksam machen, daß diese Zettel in der von mir betriebenen Weise überall leicht verkäuflich sind. Jeder Vereinsvorstand müßte eine größere Anzahl kaufen und dieselben durch eifrige Mitglieder zum Besten der Vereinskasse absetzen lassen. Dadurch kann ein gutes Geschäft gemacht werden. Ein Almosen von 10 Pfg. gibt schon mancher. Achtungsvoll! H. B., Dortmund.

Ebenso schreibt man uns aus Straßburg: „Anbei 10 Mk., und zwar 6 Mk. für die zugesandten 1000 Stück Afrika's Klage, für welche ich Ihnen besonders danke, da sie ein gutes Propagandamittel sind. Den Erlös der 1000 Zettel werden wir dem Afrika-Verein zuwenden . . . . Dr. B."

Ferner aus Bayern: „Das Blättchen ist sehr gut. Vielleicht kann ich noch 1000 Stück absetzen u. s. w. . . . . Dr. G."

Unter dem Titel **„Ein Wort an Alle, welche der Antisclaverei-Bewegung in Oesterreich Erfolg wünschen"**, hat soeben in der St. Norbertus-Druckerei in Wien eine Flugschrift die Presse verlassen, deren hohe Bedeutung in Sache der Antisclaverei-Bewegung nicht genug hervorgehoben werden kann. Sie bringt nämlich das vollständige, in den drei ersten Nummern der österreichischen Antisclaverei-Monatsschrift „Echo aus Afrika" entwickelte Programm für Antisclaverei-Vereine. (Nach diesem Programm wurden von dem hochw. Herrn Bischof von St. Pölten die Statuten für den von ihm ins Leben gerufenen Diöcesan-Antisclaverei-Verein festgesetzt.) Zu einer Massenverbreitung in Oesterreich ist das Schriftchen höchst geeignet und bei Organisirung von Antisclaverei-Vereinen geradezu unentbehrlich.

Zanzibar. Ein ostafrikanisches Culturbild. Von Dr. Carl Wilhelm Schmidt. Leipzig, F. A. Brockhaus. Dr. Schmidt weiß interessant zu schildern und die Verlagshandlung hat an Illustrationen nicht gespart. Es will uns aber scheinen, daß der Herausgeber manchmal nicht frei ist von Vorurtheilen, wenigstens stimmt seine Auffassung nicht immer überein mit dem Urtheil anderer Forscher. Hochinteressant dagegen ist das Urtheil, welches er über die englische (protestantische) Missionsthätigkeit fällt, welche er eigentlich nur als Vorläufer von politischen und Handelszwecken gelten läßt, und deren Erfolge nach ihm unter Umständen schlimmer als Null sind. Die höchste Anerkennung dagegen zollt er den Patres vom hl. Geiste, weil sie „sowohl im Geiste wie in der Praxis den richtig erkannten Zwecken und Zielen stets treu geblieben" seien. Wir registriren dies protestantische Urtheil und wünschen dem Büchlein weiteste Verbreitung.

Freunden der französischen Afrika-Literatur empfehlen wir folgende Werke:

Les Explorateurs de l'Afrique, Nachtigal, Gallieni, Stanley, de Brazza, Samuel Baker, Georges Révoil etc. Par Paul Bory. Tours. A. Mame & Fils. Es ist dies ein Prachtwerk ersten Ranges, illustrirt mit vielen prachtvollen Holzschnitten und Karten, in gr. 4°. Die Schilderungen, welche wir hier aus dem Munde der Forscher selbst hören, bieten eine belehrende und fesselnde Unterhaltung.

Wer sich für Aegypten, Tunis, Malta, Tripolis besonders interessirt, dem werden nachstehende zwei Werke desselben Verlegers, ebenfalls illustrirt, reichlichen Aufschluß geben: **La France catholique en Egypte** und **La France catholique en Tunisie, à Malte et en Tripolitaine,** beide von dem bekannten Schriftsteller Victor Guérin. Wir haben beide Bände mit Interesse gelesen und können sie ernsterem Studium wohl empfehlen.

L'Esclavage, ses promoteurs et ses adversaires. Notes et documents pour servir à l'histoire de l'esclavage dans ses rapports avec le Catholicisme, le Protestantisme et les principes de 89, par Scarsez de Locqueneuille. Lüttich. Grandmont-Donders. — Ein sehr gutes Buch, geschrieben mit Talent und Wissen, dessen Lectüre wir Allen empfehlen, welche noch Gegner der Abschaffung der Sclaverei sind, oder welche frech behaupten, die katholische Kirche selbst habe die Sclaverei begünstigt oder doch schweigend geduldet.

L'Equateur, études sur les dernières explorations de l'Afrique centrale: désert, Soudan, région des lacs, le Nil et ses sources, races et langues. Par Lucian Dubois, des sociétés géographiques de Paris et de Berlin. Nouvelle édition, mis au courant des plus recents découvertes. Paris. Victor Lecoffre.

Madagascar — A travers la Sahara — D'Alger à Zanzibar sind drei Bändchen aus der Sammlung: Voyages et Découvertes géographiques, veröffentlicht unter Leitung des Grafen von Bizemont. Sie können ihren Platz in der Bibliothek jedes Freundes der Afrikaforschung beanspruchen. Paris. Librairie de la Société Bibliographique.

Von Benziger & Cie. liegen wieder zwei Büchlein vor, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen: Das erste betitelt sich **„Maiandacht"**, in 31 Betrachtungen über die lauretanische Litanei. Von Theob. von Geretsmatt, Pfarrer. Leider kam uns das Bändchen erst Mitte Mai zu, so daß für dieses Jahr seine Zeit bereits verflossen ist. Wir wollen es für das nächste Jahr empfohlen halten. Das zweite: **Die Priesterweihe** und ihre vorbereitenden heiligen Weihen nach Lehre und Liturgie der kath. Kirche, hat zum Verfasser den Bischof von St. Cloud in Amerika. Bereits haben wir vom selben Verfasser „Die Bischofsweihe" empfohlen. Derselbe gibt das neue Werkchen in die Hände des Volkes mit der Hoffnung, dadurch Achtung und Ehrfurcht vor dem höchsten und verantwortungsreichsten Stande auf Erden zu wecken.

Briefkasten der Redaction.

Dr. G. G., Freising: Ihr fortdauerndes Interesse thut uns wohl. Hoffentlich ist der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo Süd und Nord in dieser echt katholischen und deutschen Angelegenheit Hand in Hand gehen werden. Einstweilen können Sie ja den Ertrag der Zettel dem L.-M.-V. zuwenden. — **Jos. H. in C.:** Wenden Sie sich einmal an die Ehrw. Frau Oberin von St. Ottilien, P. Türkenfeld, Oberbayern. — **Nach Aachen:** Dank für den gütigen Vorschlag. Indeß für Ostafrika, wo das Klima bald dauernd feucht, bald äußerst heiß ist, muß ein Harmonium extra gebaut werden. Unser Meister Walhorn kennt das aus Erfahrung und seine Instrumente lassen sich von keinem anderen Fabrikate, nicht einmal von den amerikanischen Estey-Orgeln, in den Schatten stellen. — **G. L. in D.:** Wenn Sie bisher die Hefte so unregelmäßig erhielten, so rathen wir, bei der Post zu bestellen. Die Post verlangt vom Verleger pünktliche Lieferung und muß auch selbst pünktlich liefern. — **F. D., Ratingen:** Heft 3 ist leider nicht mehr vorhanden, ebenso fehlen 2 und 4. — **An Viele:** Wer übernimmt es, diese Hefte in seinem Orte gegen anständige Vergütung, sei es in Geld oder in Gebetbüchern, Freiexemplaren, regelmäßig zu vertheilen? Gefl. Anerbietungen recht bald erbeten. — **P. Horné, Mrogoro:** Eben angekommen. Besten Dank.

☛ Diesem Hefte liegt für jeden Abonnenten ein Exemplar von **„Afrikas Klage"** und **Gebeten für die Bekehrung Afrikas** bei. Wir bitten als Gegenleistung um eine kleine Gabe zur Deckung der Kosten des **Harmoniums** für die neue Mission in Dar-es-Salaam. Es sind noch etwa 500 Mark erforderlich.

Schluß der Redaction am 22. Mai.

Zur Unterhaltung.

Der Schwur *).

Eine Sclavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.
Nach Raoul de Navery.

Wir befinden uns in der alten Handelsstadt Marseille am Mittelländischen Meere, im Hause eines reichen Kaufmanns und Rheders.

Das große Arbeitszimmer ist durch eine Lampe erhellt, deren Strahlen einige von Meisterhand gemalte Familienbilder in breiten Goldrahmen bescheinen. Auf dem Kamingesimse steht eine monumentale Pendule von Bronze, die Stühle sind antik, gepolstert und mit Franzen behangen, die Wände mit echten Tapeten aus Cordova bedeckt und Vorhänge von hohem Werthe ersetzen die Thüren, kurz, Alles deutet auf den Reichthum des Besitzers hin.

Ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren sitzt am Tische, das Haupt nachdenklich in die Hand gestützt. Auf seinem Gesichte sind zwei Charaktereigenschaften unverkennbar ausgeprägt: Rechtschaffenheit und Kraft. Die Stirn ist hoch, die blauen Augen schauen frei und entschlossen in die Welt, die Hände lassen erkennen, daß dieses Comptoir nicht der Lieblingsaufenthalt des Besitzers ist. Ihm gegenüber ruht eine etwas jüngere Frau im Sessel, offenbar mit demselben Gedanken beschäftigt, wie ihr Gatte, dessen Sinnen sie nicht zu stören wagt. Ihre Blicke hängen mit Zärtlichkeit an seinem Gesichte, während die Hände wie zum Gebete gefaltet auf den Knieen liegen. Im Einklang mit dem einfachen und sanften Wesen steht auch die Kleidung; die Haare sind nicht nach damaliger Mode gepudert, aber der Stoff ihrer Robe stammt offenbar aus der renommirtesten Fabrik des Landes. Wie jedes Weib naturgemäß das Streben besitzt, nicht nur das Herz, sondern auch die Blicke des geliebten Mannes zu befriedigen, verschmäht sie nicht äußeren Schmuck, Alles ist nett und tadellos an ihr bis auf die geringsten Einzelheiten, und doch vermag man keine Spur von Eitelkeit zu entdecken.

Der Träumer erhebt den Kopf und sagt in einem Tone, welcher Unentschlossenheit verräth: Das ist ein sehr ernster Entschluß, Magdalena. — Ich weiß es, erwidert die Gattin, aber nicht als Kaufmann, sondern als Familienvater sollst Du ihn fassen.

Hast Du selbst die Sache wohl überlegt? gab er zurück. — O, ich! Ich befrage nicht Deine Cassabücher, ich kümmere mich nicht um jene großen Register da, voll schrecklicher Ziffern. Berechnung und Geschäft, die Verantwortlichkeit für die Schiffsfracht, das ist für Dich; Du bist der Rheder, der Kaufmann, der Bankier. Daß der Handelskönig von Marseille ein großes Interesse an dem Golde in seinen Koffern nimmt, begreife ich; aber ich, Dein Weib, ich sehe nichts und will nichts Anderes sehen, als Dich und meine Kinder. Du hast uns reich gemacht, mache uns nun auch glücklich!

*) Nachdruck verboten.

Die Frau erhob sich, öffnete ein Pult und nahm ein mit ungewöhnlichem Luxus eingebundenes Buch heraus.

Dies hier ist mein Buch, sagte sie; es ist das „Buch der Vernunft".

Das „Buch der Vernunft" galt seit alten Zeiten in Marseille als ein Heiligthum des Familienlebens. Jede Familie besaß ein solches, es gehörte zur Ausstattung der Braut. Da hinein trug man die Data der Heirathen, die Höhe der Mitgift, die Taufe der Kinder und von Jahr zu Jahr die wichtigeren Ereignisse des Hauses. Starb die Mutter, so wurde es ein Erbtheil der ältesten Tochter, die es ihrerseits wieder vererbte. Frohe Vorkommnisse wie schwere Vergehen eines Mitgliedes der Familie fanden darin Platz; das Blatt, auf welchem eine trübe Erinnerung niedergeschrieben, erhielt einen schwarzen Rand. Leider ist dieser schöne Brauch längst den modernen Ideen zum Opfer gefallen. — Die Frau öffnete das Buch und las:

„25. Mai, Datum unserer Verehelichung . . ." Unser Vermögen war bescheiden; Du besaßest eine wunderbare Thätigkeit, eine anerkannte Rechtschaffenheit, ein Herz, rein wie spanisches Gold, und wir erwarteten Beide das Glück, das uns wirklich zu Theil geworden . . . . Aber wie oft, seit jenem Tage, hast Du mir Lebewohl gesagt! Wie oft, wenn Nachts der Sturm heulte, wachte ich erschreckt auf, betete und weinte! Was behütete Dich vor dem gräulichen Schlunde des Meeres? . . . Eine Planke! . . . . Hier, Nicolaus, hast Du selbst die Worte eingetragen: „Victor, geboren zu unserer gemeinsamen Freude den 17. August," — und etwas tiefer: „Vier Schiffe ausgerüstet für die Küsten des Rothen Meeres . . . . fünfzigtausend Livres in Cassa." . . . . — Auf der folgenden Seite: „Martha, getauft von Msgr. Lucas de Ventimille." — Wieder tritt der Kaufmann in den Vordergrund, Du registrirst die Erhöhung unseres Vermögens, als ob Du Dir selbst bestätigen wolltest, daß die kleine Martha reich ausgestattet werden würde: „Zweihunderttausend Livres in Cassa, 6 Schiffe zur See." Dann kommen traurige Seiten, dem Andenken meiner Mutter gewidmet. Endlich ist uns das jüngste Kind, Lazarus, geschenkt, und sein ältester Bruder wollte als Pathe selbst den Namen des Täuflings eintragen . . . Nun aber finde ich nichts mehr als Zahlen, immer nur Zahlen! Schlußsumme: 6 Schiffe und vierhunderttausend Livres — ein königliches Vermögen für einen Kaufmann! Nun wohl, Nicolaus, ich wünsche weiter nichts, als daß Du Dich damit begnügst, daß Du endlich einmal für Dich und für uns lebest und nie mehr zur See gehst.

Der Rheder drückte seinem Weibe zärtlich die Hand. Du hast Recht, sagte er; ich würde glücklicher sein. — Warum zögerst Du also? fragte sie. — Ich weiß nicht; aber bei dem Gedanken, daß ich nicht mehr den »Centaur« führen, nicht mehr den Stürmen Trotz bieten soll . . . . — Ich sprach nur von den Stürmen, ich hätte Dich auch an die Seeräuber erinnern sollen. — Allerdings; aber Wogen und Piraten, Stürme und Kaperversuche verursachen lebhafte Aufregungen, und diese sind in Folge der langen Gewohnheit mir Lebensbedürfniß geworden. Ich bedarf einer steten Thätigkeit, nur in der Bewegung kann ich athmen . . . . Mein Schiff ist mein kleiner Staat, in dem ich als König gebiete. Mein Herz hängt an diesem Segler, der so flink und stolz wie kaum ein zweiter die Wellen durchschneidet, an meinen Matrosen mit ihren gebräunten Gesichtern, dem alten Goland, dem Schiffsjungen Marsup, Jack Donner, St. Elmsfeuer, dem lachenden, lustigen

Sänger. Es würde mir ein großer Schmerz sein, sie verlassen zu müssen. — So behalte sie bei Dir. — Im Nichtsthun? Eben so leicht könntest Du mir sagen, ich solle den Sturm selbst einsperren. . . . Und wenn ich Dir nachgäbe, wer weiß, ob Du nicht bald den Seemann traurig sehen, ob Du nicht manchmal zittern würdest beim rauhen Klange seiner Stimme. Du wirst Dich vielleicht fragen, was ihm fehlt, Du wirst vergeblich suchen, ob Du ihm Kummer verursachtest. . . . Ihm wird das Meer fehlen mit seinem Wellenschlage, der Wind, der Horizont ohne Grenzen, die blauen Fluthen des Mittelmeeres! — Nein, nein, mein Freund, fiel warm die Gattin ein, Du wirst nichts bedauern! und rasch aufspringend, nahm sie den Gatten bei der Hand und zog ihn zu einer der Thüren, schob den Vorhang bei Seite und flüsterte ihm ins Ohr: Siehe dort!

Drei Kinder befanden sich da in einem geräumigen Zimmer. Das älteste, Victor, hatte den Zeigefinger der rechten Hand auf der Seekarte, er studirte offenbar die Wege, die er einst zu machen haben würde. Er konnte achtzehn Jahre zählen. Seine Schwester Martha arbeitete am Stickrahmen. Sie war eine kleine, aber hübsche Figur mit blonden Haaren, in Haustoilette von blau und weiß gestreifter Seide, kaum zwei Jahre jünger als ihr ältester Bruder. Zu ihren Füßen saß Lazarus auf dem Boden und bemühte sich mit drolligem Ernste, ein Mittel ausfindig zu machen, wie er den Kopf seines prachtvollen Maurenkönigs, eines Geschenkes von letzter Weihnacht, öffnen könne.

Der Anblick dieser blühenden Jugend war wohl geeignet, auf das härteste Herz Eindruck zu machen. Magdalena, welche den Einwürfen ihres Mannes, seiner Neigung für das Meer und dessen Gefahren keine Worte mehr entgegen zu setzen fand, hatte mit diesem schweigenden Hinweise auf ihre Kinder den höchsten Trumpf des Weibes und der Mutter ausgespielt. Der Vater antwortete nichts; aber nachdem seine Augen sich an diesem Bilde trauter Häuslichkeit satt gesehen, ergriff er weich seines Weibes Hand und führte sie auf ihren früheren Platz zurück. — Entscheide Du! sagte er. Aus dem Auge der jungen Frau brach ein Strahl von Hoffnung. Du wolltest? fragte sie freudig. — Ich fahre nicht mehr. — Und der „Centaur", der schreckliche „Centaur"? — Ich überlasse ihn Olli. — Und das Meer? — Wir werden es vom Hügel herab gemeinschaftlich betrachten. — Und Goland, St. Elmsfeuer, Marsup? — Ich werde sie bitten, bei mir zu bleiben. — Wenn sie sich aber weigern? — So nimmt Olli sie an Bord. — Und Du willst also nicht mehr fahren? — Hast Du mir nicht bewiesen, daß wir reich genug sind? — Aber Du glaubtest doch die Aufregungen des Seemannslebens nicht entbehren zu können? — Ich hatte noch niemals so wie heute unsere Kinder betrachtet. Ihre Jugend bedarf eines Führers, Victor soll seine Studien unter meiner Aufsicht fortsetzen, Martha ist groß geworden während meiner Reisen; man verlangt sie zur Ehe und Du willst sie Julian geben. Soll ich nicht endlich auch einmal Vaterfreuden genießen? Du wirst sehen, daß der Kaufmann in mir weder den Vater noch den Gatten erstickt hat. . . . Ich wollte Euch reich sehen und hätte dabei mehr als einmal zu Grunde gehen können. Ich wußte nicht einmal, daß Dir etwas zum Glücke fehle! Magdalena, komm, schreib' auf dieses Blatt: „Nicolaus Compian, den Bitten seiner geliebten Frau nachgebend, verzichtet von heute ab auf die überseeischen Reisen."

Magdalena gehorchte mit zitternder Hand, und nachdem sie die Feder niedergelegt, küßte sie das Blatt und sandte im Stillen ein heißes Dankgebet zum Himmel. Endlich hatte sie ihre schreckliche Rivalin, das Meer, besiegt. Nicolaus wollte fortan ihr und seinen Kindern gehören. Magdalena durfte sich nun ganz dem Manne widmen, dessen einziger Gedanke bisher gewesen, sie durch Reichthum zum Glück zu führen.

Nicolaus Compian war ein echtes Kind von Marseille, aufgewachsen in diesem Hafen, der schon damals als einer der ersten Handelsplätze der Welt galt. Leidenschaftlich schwärmend für das Kaufmannswesen, ergab er sich früh dem Handel zur See. Die Ehrenhaftigkeit seines Charakters, damals noch einflußreicher als heute, öffnete ihm den Weg zu den bedeutendsten Unternehmungen. Ein Wort von ihm galt einer Unterschrift gleich, und fast alle seine Freunde waren ihm, wenn nicht materiell, so doch moralisch verpflichtet. Er vergaß rasch einen erwiesenen Dienst und forderte keinen Dank; wer ihn jemals sich zu Dank verpflichtet, dem stand seine Zeit wie seine Börse zur Verfügung. Er war einer jener stolzen und festen Charaktere, die sich durch keine Widerwärtigkeit entmuthigen lassen, deren Muth und Seelengröße im Gegentheile in Elend und Leiden erst recht zur Geltung kommt. Nachdem er einmal den schwerwiegenden Entschluß gefaßt, Marseille nicht mehr zu verlassen, fühlte er sich ein anderer Mensch. Er athmete freier auf, schob seine großen Register zurück, warf noch einen lächelnden Blick auf die von seiner Frau geschriebenen Zeilen und fing an, von der Zukunft zu plaudern. Es wurde verabredet, daß Victor seines Vaters Berufe folgen und demnächst unter dem Commando Olli's fahren solle; dann sprach man von Martha, die sich in diesem Augenblicke vielleicht bei ihrer Arbeit fragte, welche Farbe Julian für den Einband des „Buches der Vernunft" wählen würde, das er ihr zur Vermählung schenken mußte.

Martha ist noch sehr jung, bemerkte die Mutter. — Als ich Dich heirathete, wareſt Du nicht älter, erwiderte der Vater. — Julian ist nicht sehr reich. — Martha wird hunderttausend Livre als Mitgift bekommen. — Und Du beschließest also . . . — Daß die Hochzeit über's Jahr stattfindet, vollendete er den Satz. — Gut, antwortete Magdalena, glücklich in dem Gedanken, daß sie ihre blonde Martha noch ein ganzes Jahr behalten dürfe. — Was Lazarus, den Jüngsten, betraf, so waren die Eltern darüber einig, daß er das Handelswesen erlernen solle, ohne die Stadt zu verlassen; seine Aufgabe würde später sein, die von seinem Bruder von Indien herübergebrachten Waaren zu vertreiben.

Nachdem die beiden Gatten sich so verständigt und einander ihr Herz ausgeschüttet, begaben sie sich zusammen in den Saal. Victor schloß rasch das Buch, Martha ließ ihre Arbeit liegen, Lazarus, seinen Maurenkönig in die Ecke werfend, hängte sich an den Arm der Mutter. Nicolaus blickte seine Frau und diese ihn an; Jeder schien es dem Anderen überlassen zu wollen, die große Neuigkeit den Kindern mitzutheilen. Victor errieth, daß etwas Besonderes vorgefallen; seine Augen schweiften fragend vom Vater zur Mutter. Martha schaute schüchtern zur Mutter auf, während der Kleinste den Vater am Rockschoße zog und rief: Ein Messer, Vater, ein Messer! — Was willst Du damit machen, Junge? — Dem Türken den Kopf spalten. — Warum denn? — Victor hat mir gesagt, daß die Sarazenen viele Christen getödtet haben, dafür will ich diesen da todtmachen. — Aber er ist nicht verantwortlich für das Böse, was die Anderen gethan haben. — Das ist mir gleich, und dann . . . — Aha, Du hast noch einen anderen Grund? — Ja, ich will sehen, was er im Kopfe hat

O, diese kindliche Neugierde, die stets zu ergründen sucht, was sich ihr verbirgt! sagte der Vater. Mein Kind, was der schwarze Kerl im Kopfe hat, will ich Dir sagen: Heu, Stroh oder Lumpen, alles Dinge, mit denen Du nichts thun kannst. Du wirst Dein hübsches Spielzeug bedauern, wenn es zu spät ist. Da Du aber ein so ungläubiges Gesicht machst, will ich Dir wohl ein Messer geben, aber es ist mir lieber, wenn Du Deine Neugierde bezähmst und Deinen Sarazenen leben lässest.

Lazarus reichte das Messer seiner Schwester. Da, nimm es, ich mag den Vater nicht betrüben, sagte er. Und um die nach seiner Idee verdiente Belohnung zu erhalten, kletterte er auf des Vaters Knie.

Magdalena, sagte Compian, nach Deinem Rathe habe ich einen guten Entschluß gefaßt, theile ihn den Kindern mit. — Nein, antwortete Magdalena, es ist Deine Sache, den Kindern des Vaters Willen bekannt zu machen.

So kommt, Kinder. Victor und auch Du, Martha. Ihr habet mich ja Alle gleich lieb, nicht wahr? — O, Vater, Du weißt ja . . .! rief Martha. — Also gut, Kinder. Ihr seid auch mein Liebstes auf der Welt, und deshalb werde ich jetzt stets bei Euch bleiben. — O, wie schön! jauchzte Lazarus händeklatschend. — Endlich wird meiner Mutter Wunsch in Erfüllung gehen! fügte Victor hinzu, während Martha dankbar ihre weichen Arme liebkosend um den Hals des Vaters legte. — Du, Victor, fuhr der Vater fort, wirst mein rauhes Handwerk lernen, Deine astronomischen Karten werden durch den blauen Himmel ersetzt. Olli rückt vor zum Capitän auf dem „Centaur" und Dich befördere ich zum Steuermann. Die Familie Compian soll dem Seehandel erhalten bleiben. Mein guter Ruf geht Dir in den Häfen voran, ich weiß, daß man Dich überall als den Sohn eines ehrlichen Mannes aufnehmen wird.

Ich hatte gehofft, unter Deiner Führung das Seemannsfach zu erlernen, Vater, antwortete Victor; aber Dein Wille ist mir Befehl. Die Mutter hat so viel geweint während Deiner langen Abwesenheit, daß mir Dein Entschluß, sie nicht mehr zu verlassen, ein wahrer Trost ist. Ich bin freilich noch jung, aber ich verspreche Dir, mir alle Mühe zu geben, das von Dir erworbene Vertrauen unserem Hause zu erhalten. — Gut, mein Sohn, ich bin im Voraus davon überzeugt. — Wann soll ich fahren? — Der „Centaur" lichtet in zehn Tagen die Anker.

Victor umarmte seine Mutter; diese zog ihn fest an ihr Herz, während eine Thräne an ihren Wimpern zitterte. Weine nicht Mutter! tröstete sie der junge Mann, Du wußtest ja, daß ich in Kürze mit dem Vater zur See gehen sollte, und dann hättest Du uns beide vermißt. Jetzt werde ich auf einmal Vertreter unseres Hauses in Tripolis, Malta, Tunis, überall, wo Vater Geschäfte macht. Ich fahre auf einem schönen, kriegsmäßig ausgerüsteten Schiffe, dessen Kanonen von den besten Schützen der Küste bedient sind. Olli ist mein Freund.... Wir haben allen Grund, uns zu freuen, denn, offen gesagt, ich habe schon oft gewünscht, in meines Vaters Fußstapfen zu treten.

Nachdem so der erste Eindruck der Traurigkeit vorüber war, wurde auch Magdalena wieder froh, sie nahm Lazarus auf den Schooß und ergötzte sich an seinen kindlichen Einfällen. Der zufällig ausgesprochene Name Julians über-

goß Marthas Antlitz mit zartem Roth und die Ausbrüche frischer, froher Lust schallten durch den Saal.

Ein lauter Schlag des Thürklopfers unterbrach plötzlich die Unterhaltung. Jeder der Familie fühlte, ohne zu wissen warum, so etwas wie ein Vorgefühl, das selten trügt. Einen Augenblick später steckte ein Schiffsjunge, der den sonderbaren See-Namen „St. Elmsfeuer" trug, seinen Krollkopf durch die Spalte des Vorhanges und fragte, ob Herr Compian den Rheder Garant empfangen könne.

Ob ich ihn empfangen kann? Natürlich, alle Tage und zu jeder Stunde! Und als Garant eintrat, rief ihm Compian im Tone des Vorwurfs schon von Weitem zu: Seit wann läßt mein Freund sich denn bei mir anmelden? — Seitdem ich unglücklich bin, antwortete der Eintretende ernst.

Jetzt erst gewahrte Nicolaus, welche Aenderung mit Garant vorgegangen, seitdem er ihn nicht mehr gesehen. Seine Haare waren merklich gebleicht, sein Gang gebeugt, und die Stirne zeigte tiefe Falten. Woher diese Veränderung? fragte sich Compian, als er den Rheder zum Sopha führte. (Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: W. Helmes in Münster.

Afrikas Klage,

Gebete für die Bekehrung Afrikas.

4 Seiten Gebetbuchsformat.

40	Stück	Mk. 0,50	portofrei gegen Einsendung des Betrages.
125	„	„ 1,00	
200	„	„ 1,50	
450	„	„ 3,00	
1000	„	„ 6,00	

Dieses kleine Schriftchen, welches in dem beliebten Formate der Gebetszettel gedruckt ist, enthält auf 4 Seiten: 1) das bekannte hinreißende Gedicht von Pfarrer Hornig; 2) eine kurze Aufforderung zur Hülfeleistung durch Gebet und Almosen, nebst Angabe, wohin man milde Gaben für den Afrika-Verein richtet; 3) die Ablaßgebete für die Bekehrung Afrikas; 4) ein Gebet der Kinder für ihre unglücklichen schwarzen Brüder (die Gebete tragen das Imprimatur der bischöflichen Behörde von Münster); 5) eine Bitte um 10 Pfennige.

Zur Förderung des Missionswerkes dürfte sich diese äußerst billige Publication sehr empfehlen, sei es, daß man die Zettel verschenkt, z. B. in den Schulen, sei es, daß man sie zu kleinen Sammlungen benutzt. In jenen Gemeinden, wo der Afrika-Verein noch nicht existirt, wird man mit Hülfe dieser Zettel leicht zur Gründung eines solchen gelangen können. Besonders möchten wir den **Zweigvereinen** empfehlen, dieselben bei Einziehung der Jahresbeiträge zu vertheilen. Der Preis ist geringer als jener, der gewöhnlich für die Ablaßgebete allein verlangt wird. (S. Bücherschau.)

Man wende sich an den

Herausgeber des „Gott will es!"
Münster i. W.

Druck der Coppenrath'schen Buchdruckerei in Münster.

Gebete
für die Bekehrung Afrika's.

Lasset uns beten für die so unglücklichen Völker Afrika's, auf daß der allmächtige Gott doch endlich von den Herzen derselben den Fluch Cham's hinwegnehme, und ihnen den Segen ertheile, welcher allein in Jesus Christus, unserm Gott und Herrn, zu finden ist.

Lasset uns beten. Herr Jesus Christus, der Du allein der Erlöser des ganzen Menschengeschlechtes bist, und „schon herrschest von einem Meere bis zum andern, und vom Flusse bis zu den Grenzen des Erdkreises," öffne erbarmungsvoll Dein heiligstes Herz auch den so unglücklichen Seelen Afrika's, welche noch in der Finsternis und in Todesschatten sitzen, auf daß durch die Fürbitte der gütigsten Jungfrau Maria, Deiner unbefleckten Mutter, und ihres glorreichsten Gemahles, des hl. Joseph, jene Bewohner Afrika's ihre Götzen verlassen, vor Dir niederfallen und Deiner heiligen Kirche zugesellt werden, der Du lebest u. s. w.

Vater unser. Gegrüßet seist du, Maria. Ehre sei dem Vater.

Ablässe: 1. 300 Tage jedes Mal, wenn man obige Gebete mit Vater unser, Gegrüßet seist du

Bitte! 10 Pfg.!

Der hl. Vater spendete seinen besonderen Segen Allen, welche an dem großen Werke der Abschaffung der Sklaverei und Bekehrung der Neger teilnehmen. Helfe doch Jeder, wie er kann, durch Gebet und Almosen! Mögen besonders gute Kinder ihrer unglücklichen Brüder und Schwestern gedenken. Gaben richte man an die Vorstände des Afrika-Vereins, an die Herren Pfarrer oder an den Schatzmeister, an die Herren Hortien in Köln, Neumarkt 3. Kaufmann Heinrich Hortien in Köln, Neumarkt 3.

Nachstehende Gebete sollten in jedem katholischen Hause eingeführt sein.

Weißt Du, wieviel Gnadenspenden
Deiner Seel' Du kannst erflehn,
Wenn Du nicht mit leeren Händen
Müßig willst im Kampfe stehn?
Hier, wo Höllenmächte streiten,
Künntest Du bei all' den Leiden
Herzlos bei der Brüder Schrei'n,
Taub bei ihren Klagen sein?

Weißt Du, wieviel Dank und Liebe
Jesus Dir, Dein Heiland, schenkt,
Wenn Du heiß aus Herzenstriebe
Dein Gebet zu ihm gelenkt?
Alle Opfer will er lohnen
Mit des Himmels schönsten Kronen.
Was den Brüdern wir gethan,
Alles ist für ihn gethan.

J. Hornig, Pfarrer.

2. Jahrg. **Gott will es!** 12. Heft.

Katholische Zeitschrift
für
die Antisclaverei-Bewegung deutscher Zunge.

Inhalt: Die katholischen Missionen Afrikas (9. Fortsetzung.) — Die französischen Missionen am Gabun. — Afrikanische Post. — Ein ernstes Wort. — Mannigfaltiges. — Bei unserer Redaction eingegangene milde Gaben. — Besondere Anliegen. — Bücherschau. — Briefkasten der Redaction. — Zur Unterhaltung. (Der Schwur.) — Illustrationen: Zwei Bilder aus dem Leben der Missionare.

[Nachdruck untersagt.]

Die katholischen Missionen Afrikas.

[9. Fortsetzung.]

Von Baron Leo de Bethune.

4. Gesammtblick auf die äthiopischen Missionen.

Fassen wir das in den beiden vorhergehenden Capiteln Gesagte zusammen, so sehen wir, daß die äthiopischen Missionen seit drei Jahrhunderten die katholische Kirche zu den besten Hoffnungen berechtigten, ihr aber auch die bittersten Enttäuschungen bereiteten. Die außerordentlichsten Fortschritte wechselten ab mit den unvorhergesehensten Rückschlägen. Aber wie kann es auch anders sein in einem Lande, wo die Politik so wechselvoll ist? Mehr wie jedes andere Land ist Abessinien das Land der Revolutionen. Preisgegeben allen Gewaltthätigkeiten eines unruhigen Vasallenthums und den oft noch gefährlicheren Verschwörungen der vom Schisma geduldeten Harems, kennen die amharischen Hochebenen den Frieden kaum dem Namen nach, und das unter der Bezeichnung „Krieg“ betriebene Räuberunwesen ist die einzige Beschäftigung für Tausende von Einwohnern. Von der Anarchie zum Despotismus, von diesem zu neuen Umwälzungen, dieser Wechsel vollzieht sich so ziemlich regelmäßig. Besonders die letzten hundert Jahre kennzeichnen sich durch eine Reihe von Revolutionen, deren erste Opfer immer die katholischen Missionen waren. Diese Thatsache erklärt sich leicht: die herrschsüchtigen Fürsten fühlten das Bedürfniß, sich auf das nationale religiöse Element zu stützen, den einzigen festen Punkt im politischen Wirrwarr. Nun ist aber der schismatische Bischof der natürliche Gegner der katholischen Missionare und als Gegenleistung für seine Dienste forderte er die Verfolgung des

Maria und Ehre sei dem Vater reumütig, und andächtig spricht. 2. Vollkommener Ablaß einmal monatlich an einem beliebigen Tage, wenn man sie in der angegebenen Weise einen Monat lang wenigstens ein Mal täglich gebetet hat. Bedingungen: Beicht, Kommunion, Kirchenbesuch und dabei eine Zeit lang Gebet nach Meinung des Papstes.

Wer nicht lesen kann oder dieses Gebet nicht zur Hand hat, kann dieselben Ablässe gewinnen, wenn er zweimal das Vater unser, das Ave Maria und Ehre sei dem Vater ꝛc. betet.

Gebet der Kinder.

Liebes Kindlein Jesu! Wir bitten Dich inständigst, habe Erbarmen mit unseren schwarzen Brüderchen und Schwesterchen, welche Dich noch nicht kennen. Befreie sie von der Knechtschaft des Heidenthums und der Sklaverei und schenke ihnen die Gnade der hl. Taufe, damit sie alle mit uns zu Dir in den Himmel kommen. Amen.

Imprimatur.
Monasterii, die 21. Martii 1890.
Giese, Vic. Gen.

Wer sich für den Fortschritte der Afrika-Bewegung interessiert, abonniere auf die bekannte illustrierte Zeitschrift „**Gott will es!**“. Dieselbe erscheint monatlich zweimal in Heften à 10 Pfg. und nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen Bestellung an. Halbjährlich Mk. 1,20.

MÜNSTER, TYP. COPPENRATH.

Afrika's Klage.

Melodie: Weißt Du, wieviel Sternlein stehen.

Weißt Du wieviel Thränen fließen
Fern in Afrika zur Stund'?
Wieviel Ketten heut' noch schließen
Klagende mit Herz und Mund?
Vater sank in Todesschmerzen,
Mutter reißt vom Kindesherzen
Islams rohe Grausamkeit,
Christenherz, bedenk dies Leid!

Weißt Du, wieviel Kinderseelen
Ohne Tauf' in's Jenseits zieh'n,
Die am Throne Gottes fehlen
Zu des Lobpreis Harmonien?
Ach! die kaum zur Welt geboren,
Für den Himmel auserkoren,
Ohne Gnad' im Sakrament
Ewig nun von Gott getrennt!

Weißt Du, wieviel Schweiß und Mühen
Sät der Glaubensboten Mut?
Wie in Liebe sie erglühen,
Freudig opfern Hab und Gut?
Wie sie selbst das Leben weihen,
Ihren Meister zu erfreuen,
Der als wahres Opferlamm
Schuldlos starb am Kreuzesstamm?

Katholicismus. Man findet auch nirgends mehr ein Land, in welchem die weltliche Regierung so eifersüchtig auf die religiöse Gewalt ist, wie Abessinien, weil eben die kirchliche Hierarchie sich einen so bedeutenden moralischen Einfluß bewahrt hat. Die Dienstwilligkeit der Staatskirche bietet den Regierenden zu große Vortheile, als daß sie diese Bastardreligion nicht dem unbeugsamen Katholicismus vorziehen sollten. Die beiden letzten Kaiser Theodoros und Johannes, hochstrebende Geister, wollten nach Herstellung der politischen Einheit ihrem Lande auch die religiöse Einheit verschaffen, und da sie dabei kein anderes Ziel, als die Stärkung ihrer Macht erstrebten, so wählten sie zu ihrer Staatsreligion die verkommenste, aber auch die fanatischste Secte Aethiopiens.

Hierzu kommt, daß seit der Besetzung der Küste am Rothen Meere durch die Türkei (1846) und besonders seit der englischen Expedition und der italienischen Besitzergreifung die äthiopischen Monarchen die Selbstständigkeit ihres Landes von den Europäern bedroht sehen. Daraus entspringt ein Mißtrauen, unter dem in erster Linie die Missionare zu leiden haben. Dieses Mißtrauen wird genährt durch die russisch-orthodoxe Partei, welche sich seit einigen Jahren am Hofe von Gondar festgesetzt hat. Die gemeinschaftliche Feindseligkeit der russischen und der koptischen Kirche gegen den Katholicismus wurde geschickt ausgenutzt, und zwischen dem Hofe des Negus Johannes, und Kiew, dem religiösen Mittelpunkte des moskowitischen Reiches, hatten sich fortlaufende Beziehungen gebildet.

Im Grunde beruht die Feindschaft zwischen der römischen und der abessinischen Kirche weniger auf dogmatischen Gegensätzen, als auf persönlichen Interessen. Der hohe koptische Clerus vor Allen fürchtet die strenge römische Disciplin, er treibt gewisse unmoralische Handelsgeschäfte, selbst Simonie, und das würde natürlich aufhören müssen. Nur einen Beweis unter vielen hier. Vor ihrer Abreise von Kairo besuchten zwei von Johannes neuernannte Abunas die Jesuiten und kauften sich bei ihnen Vorrath an Gebetbüchern und Schriften gegen den Protestantismus; sie versprachen, als Bischöfe ihrer neuen Diöcesen sich duldsam gegen ihre „Brüder", die katholischen Missionare, zeigen zu wollen. Und diese selben Abunas, kaum in Aethiopien angekommen, kaum in den Genuß der Gewalt, der Vortheile des Sclavenhandels, der Erträgnisse des Excommunications-Schachers gelangt, wandten sich mit Heftigkeit gegen dieselben Männer, an denen sie vorher keinen anderen Fehler erkannten, als ihre Unterwerfung unter den römischen Papst.

Das äthiopische Schisma, das können wir uns nicht verhehlen, hat im letzten Viertel dieses Jahrhunderts an Kraft zugenommen; der Kampf des verstorbenen Negus gegen den Islam ist ihm zu Gute gekommen, auch hat die Berührung mit der katholischen Kirche ihn etwas belebt. Die schismatischen Priester, welche seit einem Jahrhundert den Süden Schoas nicht mehr betreten hatten, folgten den Spuren Msgr. Massaias. Am meisten aber hat wohl die Theilung des Landes unter vier Abunas zur Belebung der Thätigkeit der Schismatiker beigetragen. Wir heben dies hervor, weil wir glauben, daß die katholische Kirche ebenfalls ein Interesse daran hat, die Vicariate dort zu vermehren. Msgr. Massaia hat diesen Gedanken übrigens bereits verwirklicht, indem er sein ungeheueres Vicariat unter sich und seine zwei Gehülfen theilte.

Die letzten Nachrichten aus Aethiopien sind dem Katholicismus günstig. Menelik behauptet sich mit Hülfe Italiens als Negus Negesti, König der Könige, und Mangascha, der Sohn des Kaisers Johannes, hat sich als Menelik's Vasall bekannt und sein Land Tigre als offen für alle Nationen erklärt. Möge dieser jetzt beginnende Frieden von Dauer sein, dem Lande zum Segen und der Ausbreitung unserer hl. Religion zum Nutzen.

III. Afrikanische Inseln im Indischen Ocean.

1. Diöcese von Port Louis, Mauritius.

Die Insel Mauritius im Indischen Ocean, östlich von Madagaskar gehört zu der mascarenischen Inselgruppe, ebenso wie Bourbon und Rodriguez. Den Namen führt die Gruppe nach dem portugiesischen Entdecker Mascarenhas. Die ersten Bewohner von Mauritius waren Holländer, jene von Bourbon französische Abenteurer. Als die Holländer die Insel aufgaben, wurde Mauritius (nach 1715) eine der schönsten Besitzungen der französischen Gesellschaft von Ostindien. Bereits waren die Schwesterinseln durch normannische und Bretagner Einwanderer, Sclaven (Malgaschen oder Kaffern) colonisirt, als die Kriege der Republik und des Kaiserreiches England veranlaßten, Mauritius, Rodriguez und die Seyschellen-Inseln zu besetzen.

Unter dem Königthume waren die Inseln des Indischen Oceans der Erzdiöcese Paris zugetheilt, welche in jenen Gegenden durch einen General-Vicar repräsentirt ward. Die Creolen gehörten ausschließlich der katholischen Religion an; was die Farbigen anbetrifft, so war durch ein königliches Edict von 1723 angeordnet worden, ihnen eine Bildung angedeihen zu lassen, welche sie zur Stufe geistiger Brüder der Weißen

erhöbe. In Folge dessen bekannte sich Anfangs dieses Jahrhunderts die ganze Inselbevölkerung zur katholischen Kirche.

Während die Insel Bourbon (auch Reunion genannt) nach 1815 fortfuhr, des Friedens und der religiösen Einheit zu genießen, sollten die neuen englischen Colonieen bald erfahren, daß sie protestantische Herren erhalten hatten. Confessionelle Beunruhigungen machten sich bald mit aller Schärfe geltend. Die englische Politik, damals noch nicht so tolerant wie heute, noch ganz erfüllt von protestantischen Vorurtheilen, schmeichelte sich, mit dem Glauben der siebentausend Creolen (Weißen der Insel), bei welchen die revolutionären Ideen bereits Eingang gefunden, leicht fertig zu werden, die Protestantisirung erschien ihr eine ebenso leichte, als für die Befestigung der englischen Herrschaft nothwendige Unternehmung. Glänzende Versprechungen, schrankenlose Willkür der Beamten, obligatorischer Unterricht, Drohungen, Vertreibungen der kath. Missionare, Quälereien aller Art, Alles ward versucht, um die Bewohner zum Abfall zu bringen. Vergebens, das gerade Gegentheil wurde erzielt; diese Verfolgungen brachten allmählich die bisher Ungläubigen und Glaubensgleichgültigen wieder zum offenen Bekenntniß des katholischen Glaubens. Ein unverdächtiger Augenzeuge, der Secretair der Londoner Missions-Gesellschaft, gestand selbst zu, daß alle Anstrengungen der Protestanten gescheitert seien und daß nur die römische Kirche Nutzen aus jenen Verfolgungen gezogen habe.

Die 8000 Angehörigen der verschiedenen reformirten Confessionen, welche man 1881 auf Mauritius zählte, bilden nur eine kleine Minderheit im Vergleiche mit den 108,000 Katholiken. Interessant wäre es, zu wissen, wie viele hiervon englische Beamte oder eingewanderte Geschäftstreibende sind; sicher ist, daß ohne diese Elemente die prachtvollen anglikanischen Kirchen fast leer sein würden. Nach den Schul-Statistiken verliert der Protestantismus stetig, während der ewig junge Katholicismus Fortschritte macht.

Die katholischen Schulen besaßen 1884 9700 Schüler und drei Jahre später 11 793; in derselben Zeit war die Zahl der Zöglinge der protestantischen Schulen von 998 auf 732 gesunken. Dagegen überstiegen 1873 die Unterstützungen, welche seitens der Regierung der anglikanischen und schottischen Kirche gezahlt wurden, obwohl diese nur ca. 500 Anhänger zählen, noch jene dem katholischen Cultus gewährten. Während die Katholiken 72 000 Mk. erhielten, bezogen die protestantischen Secten 75 000 Mk., und das ist im Wesentlichen bisher so geblieben.

Wenn die Bewohner der Insel der römischen Kirche treu geblieben sind, so verdankt man das zum großen Theile dem Eifer des pflichteifrigen Clerus. Als 1810 die Engländer landeten, waren kaum 10 Priester für die Seelsorge vorhanden; nach und nach verschwanden diese Veteranen, sie erlagen dem Alter und den Arbeiten ihres erdrückenden Dienstes. Die bischöfliche Amtsführung Msgrs. Beda Stater, welchem die Propaganda am 21. Juni 1819 die Jurisdiction über die südlichen Länder verlieh, war nichts als ein ununterbrochener Kampf gegen das Uebelwollen der Beamten. Schon die ungeheuere Ausdehnung des dem Prälaten anvertrauten Wirkungskreises, welcher eine Zeitlang, außer Mauritius und den Seyschellen, das Kap der Guten Hoffnung, Madagaskar und Australien umfaßte, bildete eine Quelle von Schwierigkeiten aller Art, und die geistlichen Bedürfnisse dieser neuen Länder vermehrten die Arbeitslast des Clerus der Insel. Als Msgr. Allen Collier, früherer Prior jenes Benedictiner-Collegs von Douai, welches England zur Zeit der Regierung Elisabeths die ersten 40 Missionare lieferte, im Jahre 1840 der bedrängten Mission zu Hülfe gesandt ward, sah er die letzten Vertreter der früheren Priester-Generation unter der Wucht ihrer Bürde erliegen, und nach fünfjährigem Wirken konnte er den Katholiken der großen Insel erst fünf Priester geben. Die sechstausend Gläubigen des Archipels der Seyschellen, sowie die fünfhundert auf der Insel Rodriguez erhielten niemals den Besuch eines Priesters. Nicht weniger traurig war die Lage der Creolen auf Mauritius, deren Glaube gleichzeitig von dem alten revolutionären Geiste und der heretischen Propaganda bedroht ward, und was die Schwarzen anbetrifft, so hatten sie kaum die Taufe erhalten, ihre religiösen Kenntnisse waren gleich Null. Während nun der thatkräftige Bischof Collier die Abkömmlinge der französischen Colonisten zu katholischem Leben zurückführte, fand die eingeborene Bevölkerung, deren Sclavenketten 1838 gebrochen waren, ihren Apostel in der Person des ehrw. P. Laval aus der Congregation vom hl. Geiste.

Jetzt machte das Werk der Evangelisirung solche Fortschritte, daß das bisherige apostolische Vicariat von St. Mauritius durch päpstliches Decret vom 1. December 1847 in eine wirkliche Diöcese umgewandelt ward. Msgr. Collier, der erste Bischof, amtirte 25 Jahre, und als er seine Bürde niederlegte, übernahm sie Msgr. Hankinson, Priester aus demselben Seminare von Douai. Unter der weisen Leitung dieses Prälaten und seiner Nachfolger Scarisbrick und Meurin besserten sich

die religiösen Verhältnisse zusehends. Heute besitzt die ehemals so arme Diöcese 98 Gotteshäuser, davon zwei auf der kleinen Insel Rodriguez, und 48 Priester, von denen einige dem Jesuitenorden angehören; mehrere religiöse Genossenschaften widmen sich dem Unterrichte oder der Krankenpflege.

Mauritius bleibt trotz Allem eine Missions-Diöcese im wahren Sinne des Wortes. Zwar ist die alte Bevölkerung dem Christenthume gewonnen, aber eine überaus starke Einwanderung hindischer und chinesischer Kulis hat den abscheulichsten Götzendienst mit sich geführt. Nach Freigebung der Sclaven und bei dem Aufschwunge des Zuckerrohrbaues haben die englischen Colonisten jene Kulis herangezogen; in dem einzigen Jahre 1844 wurden ihrer mehr als 20 000 angeworben, und zur Zeit übersteigt die Zahl der Asiaten eine Viertelmillion. Da nun leider nicht dafür Sorge getragen ist, daß eine verhältnißmäßige Anzahl asiatischer Personen weiblichen Geschlechts mit jenen Arbeitern nach der Insel Mauritius verpflanzt wurde, so ist das Familienleben unter ihnen Ausnahme, die Unsittlichkeit aber herrscht in erschreckendem Maße.

Seit fast einem halben Jahrhundert bildet die Bekehrung und sittliche Besserung dieser Unglücklichen eine der Hauptsorgen der Bischöfe von Port-Louis. Gleich im Beginne seiner bischöflichen Thätigkeit berief Msgr. Collier zu diesem Zwecke Patres aus der Gesellschaft Jesu, welche sich heute noch dieser schwierigen Aufgabe widmen. Vor etwa 20 Jahren gründete die katholische Aristokratie unter dem Patronate des Bischofs Scarisbrick eine Gesellschaft zur Hebung der Moral unter den asiatischen Einwanderern. Möchten diese Anstrengungen sich vermehren und von günstigen Resultaten belohnt werden! (Forts. folgt.)

Die französischen Missionen am Gabun.

Eine kostbare Blume der Gesittung ist die Missionsanstalt am Gabun. Unter dem Aequator, an der Westküste Afrikas, im Gebiete des Gabun, hat unermüdlicher Fleiß eine Stätte geschaffen, welche von jedem Reisenden, der sie besuchte, laut gepriesen wird. Unsere deutschen Afrikaforscher, Hermann, Oskar Lenz, Zöller haben mit ihrem Lobe der Anstalt nicht gekargt, und der protestantische Pastor Heims, Marinepfarrer, hat gelegentlich eines Besuches der „Elisabeth" in Gabun diese katholische Mission besucht und ihre Einrichtungen, sowie Alles, was von den Patres hier geschaffen worden ist, rühmend anerkannt. Und in der That, hier ist Großes geleistet worden ist! Vor fünfzig Jahren, als der spätere Bischof Bessieux die ersten Versuche machte, am Gabun eine Mission zu gründen, mißlangen diese völlig; zehn Jahre später hatte der

rastlos wirkende Mann die Freude, am Gabun stattliche Missionsgebäude entstehen zu sehen. Heute ist Gabun der blühendste Ort an der ganzen Westküste!

Die Mission Gabun liegt auf einer Bodenerhebung nahe der Küste. Von der Höhe beherrscht man das Meer einerseits, riesige Wälder anderseits. Hier oben, wo vor fünfzig Jahren der Urwald wucherte, Tiger und Panther hausten, die Antilope furchtsam durch das Gebüsch eilte, hier steht heute eine prächtige Muttergottes-Kirche, ist für die Patres ein großes Gebäude errichtet mit Zellen, Bibliothek, Studiensaal, Refectorium, nehmen mehrere andere Baulichkeiten an 200 Negerkinder, Lehrlinge der Handwerksschulen, Bekehrte jeden Alters auf. Ein prachtvoller Garten, reich bewässert durch mehrere Quellen, deren eine, mit kristallklarem Wasser, als Brunnen dient, dehnt sich hinter und neben den Gebäuden aus. Breite, trefflich unterhaltene Gänge — wer je tropisches Wachsthum beobachtet hat, weiß, was das heißen will — führen durch den Garten und nach den Pflanzungen. Was kann hier gedeihen, wenn kluge, rastlose Arbeiter ihren Fleiß auf die Gärtnerei verwenden! Vor den Bemühungen des Bischofs Bessieux hielt man den Boden am Gabun für ebenso ungeeignet zu Pflanzungen, als manche Reisende dies vom Boden am Congo und in Ostafrika behaupten. Und heute? Gabun ist eine Pflanzschule geworden für Westafrika, zunächst für alle Gründungen in Französisch-Congo! Die Patres haben in ihren Gärten und Pflanzungen hunderte von Fruchtbäumen: Brodbäume, Avogade (Anona Cherimolia aus Süd-Amerika), Goyaven, Bananen, Orangen- und Citronenbäume; alljährlich werden an 600 Ar mit Maniok, ebensoviel mit Reis und Zuckerrohr bebaut; in mehreren großen Pflanzungen wird Cacao geerntet, werden Baumwollstauden und Kaffeebäumchen cultivirt. Die Mission hat ferner an 1500 Cocospalmen und viele Oelpalmen. Im Gemüsegarten werden mit dem besten Erfolge angebaut: Kohlarten, Möhren, Rüben, Tomaten, Eierpflanze, Sellerie, Petersilie, Bohnen, Zwiebeln — sehr schlichte Gemüse, die aber hier, wo der Europäer sonst monatelang als einziges Gemüse Maniok und Palmkohl erhält, einen ungeheuren Werth haben. Der Anbau dieser Pflanzen ist den hiesigen Negern zu beschwerlich, gern holen sie jedoch Samen und junge Pflanzen tropischer Gewächse, die fast keine Sorgfalt erfordern, wie Cocos, Avogade, Mango, Brodbaum und Ananas, welch letztere in den Gärten massenhaft wächst. Im Garten der Schwestern trifft man sogar — für den Europäer ein herzerfreuender Anblick — Rosen, Nelken und Immergrün an! Das Alles kann in diesem Boden gezogen werden. Die Viehzucht ist nicht minder einträglich, als der Gartenbau. Während in manchen Colonieen die Weißen mit Hühnern, Ziegen und Conserven vorlieb nehmen müssen, ist auf dieser Mission Rindfleisch und Schweinefleisch zu haben, ebenso findet man Enten, Tauben und Kaninchen erhältlich. In Verbindung mit der Mission stehen die Handwerkerschulen; Tischlerei, Schusterei, Schneiderei werden hier von den einigermaßen herangebildeten Negerkindern erlernt, die nach vollendeter Schulzeit die Mission verlassen, wo sie lesen, schreiben, französisch sprechen und

Handwerke gelernt haben. So ist die Mission am Gabun der beste Beweis, daß, wenn Liebe und Sorgfalt angewandt werden, der Neger der Gesittung zugänglich ist und arbeiten lernt und zugleich, daß der Boden Westafrikas selbst unterm Aequator anbaufähig und ertragreich ist.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 3. Mai 1890.

Ich kann Ihnen heute kaum etwas berichten, was Sie nicht bereits per Telegraph erfahren haben. Emin Pascha hat am 26. v. Mts. Bagamoyo verlassen; er begiebt sich mit ca. 400 Mann, welche ihm der Indier Sewwa Hadscha gestellt hat, nach Ukumbi, südlich vom Nyanza-See. Was er dort vor hat, weiß noch Niemand genau, wahrscheinlich er selbst auch nicht, denn seine Thätigkeit wird sehr von Umständen und Ereignissen abhängen. Der König von Uganda bedarf sicher einer Unterstützung, um sich gegen die Muselmänner behaupten zu können. Wird er solche von den Europäern annehmen? Die Patres Schynse und Achte (ein Flamländer) benutzen die Abreise Emin's, um mit guter Gelegenheit in ihre Mission zurückzukehren.

Wißmann befindet sich mit seinen Truppen im Süden. Wie man mir erzählt, hat er in den letzten Tagen einen Sclaventransport von etwa 200 Köpfen abgefaßt. Leider hatte er aber den Händler nicht auf der That erwischt, sondern die Sclaven waren bereits an verschiedene Besitzer vertheilt. Er ließ sich deshalb die 200 Sclaven vorführen und fragte sie, ob sie lieber als freie Arbeiter mit Bezahlung in seine Dienste treten, oder aber bei ihren Herren bleiben wollten. Wie es scheint, waren nur vier bereit, für den Major zu arbeiten, während die übrigen die Sclaverei vorzogen. Verbürgen kann ich die Richtigkeit dieser Nachricht nicht; ich habe sie vom Hörensagen; indeß mich würde die Antwort der Sclaven nicht wundern, da die Vorurtheile gegen die Europäer noch sehr groß sind und von den Sclavenhaltern mit allen Mitteln genährt werden. P. A.

* * *

Major Wißmann hat seine Aufgabe, auch den Süden des Küstenlandes zu beruhigen, überraschend schnell gelöst und augenblicklich schwimmt er auf dem Meere, um zu einer dreimonatlichen Erholung nach Deutschland zurückzukehren. Wir gönnen dem tapferen Führer diesen Urlaub von Herzen; er hat ihn ehrlich verdient. Als sein Stellvertreter fungirt Lieutenant Schmidt, welcher bekanntlich Buschiri gefangen nahm. Dieser gilt als ein sehr tüchtiger Officier. Ob Herr Wißmann noch rechtzeitig in Berlin eintreffen wird, um persönlich im Reichstage Auskunft zu ertheilen, steht dahin. Jedenfalls deutet seine Beurlaubung darauf, daß die ihm gestellte Aufgabe an der Küste in der Hauptsache beendet ist, und daß jetzt neue Pläne in den Vordergrund treten, von denen bisher nur unklare Umrisse vorliegen, die der Erläuterung dringend bedürftig sind. Man erwartet in Zanzibar, Wißmann werde im October zurückkehren. Die Unterwerfung der Südküste durch die Deutschen wird sich

als sehr ersprießlich für das allgemeine Wohl erweisen und muß in Zanzibar dem Küstensclavenhandel ein Ende setzen, der jetzt ein Unterkommen im portugiesischen Territorium südlich vom Rovuma suchen wird. Handel und commercielle Wohlfahrt erholen sich rasch in Zanzibar.

Dr. Peters hat aus Rubaga, der Hauptstadt Ugandas, gemeldet, er trete die Rückreise nach der Küste an. Wahrscheinlich wird er aber der Karawane Emin's begegnen, welche Ausrüstung für ihn mitführt, und schließt er sich vielleicht diesem an. Gespannt sind wir auf die Meldungen, welche er aus Uganda mitbringt. Nach der englischen „Times“ soll der englische Karawanenhändler Stokes, welcher zur Zeit in Zanzibar weilt, die Nachricht mitgebracht haben, der Araberkönig Karema habe Muanga wieder verjagt, und dieser sei mit den Christen auf die Insel Sese geflüchtet; diese Nachricht soll auch durch einen Brief aus Zanzibar vom 3. v. M. bestätigt sein. Eine weitere Nachricht, von französischen Missionaren stammend, besagt aber, später habe Muanga seinem Nebenbuhler Karema und den Arabern eine empfindliche Niederlage beigebracht und sei wieder im Besitze des ganzen Königreichs. Gerüchtweise verlautet, daß Peters Blutsbrüderschaft mit Mwanga schloß und Verträge und Monopole zu Gunsten der Deutschen erlangte. Da Peters in der That in Uganda war, klingt die Nachricht keineswegs unwahrscheinlich. Vielleicht hat Peters auch den König Mwanga gegen Karema unterstützt. Verhehlen wollen wir uns nicht, daß Muanga's Lage noch lange eine kritische sein kann, denn die Araber in Centralafrika und im Sudan sind furchtbar aufgeregt über die Fortschritte der Europäer. Die fanatischen Secten unter ihnen schreien nach Rache. Die letzten Nachrichten aus dem französischen Sudan lauten schlecht. Aufständische Araber haben die franzosenfreundlichen Stämme bis vor die Forts verfolgt; in Saint-Louis herrscht Besorgniß über die Eisenbahn nach Dakar. Eine Colonne, bestehend aus einer Schwadron Senegal-Spahis, drei Compagnien Marine-Soldaten, einer Batterie Artillerie, 250 Kameelen und 2000 einheimischen Kriegern ist den Aufständischen entgegen gegangen. Die Aufständischen sind dem französischen Expeditionscorps notorisch überlegen, und dieses wird sich vorläufig auf die Vertheidigung, den Schutz der Bahnstrecke beschränken. Das Wetter ist sehr schlecht, die Franzosen leiden unter der trockenen Hitze. In ähnlicher Lage befinden sie sich auch in Dahomey — und dabei wagt die französische Regierung wegen des Abscheues der Kammer vor einem „neuen Tonkin“ keine Verstärkungen nach Afrika zu entsenden. — Auch in Mozambique ist das gesammte Gebiet von Bailundu in vollem Aufstande gegen die portugiesische Herrschaft; die Portugiesen wurden verjagt. Der Militärgouverneur hat sich erschossen, nachdem seine Truppen zerstreut waren oder ihn verlassen hatten. Eine Expedition unter Capitain Conceiro wurde von den aufständischen Eingeborenen völlig aufgerieben; der Capitain hat sich mit den Trümmern der Expedition nach Caconda geflüchtet, wo Verstärkungen erwartet werden, welche der Generalgouverneur selbst heranführt.

— **Capitain Joubert** befindet sich nach einem Briefe von Cardinal Lavigerie, dessen Datum wir leider nicht kennen, ebenfalls in gefährlicher Lage am Tanganyka-See. Er bedarf der Hülfe, wenn er dem Ansturm nicht erliegen soll. Inzwischen bereitet die belgische Expedition nach den Seen in aller Gemüthsruhe ihre Expedition vor und hat eben den ersten Dampfer bestellt. Sie würde unseres Erachtens besser gethan haben, wenn sie eine Karawane ausgerüstet hätte, welche im Anschlusse an jene Emin's nach dem Tanganykasee marschirt wäre, um Joubert Waffen und Munition zuzuführen. Hundert Gewehre haben heute dort mehr Werth als zwei Kriegsdampfer vielleicht in zwei Jahren. Jedenfalls ist es hohe Zeit, daß man sich in den anderen Staaten ebenso rührt wie in Deutschland.

* * *

Mrogoro, den 8. März 1890.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Die gütige Zusendung Ihrer der Gegenwart so angemessenen, ebenso nützlichen als interessanten illustrirten Zeitschrift „Gott will es" erfüllt mich, wie alle Ihre übrigen von dem erhabenen Werk der Erlösung Afrika's begeisterten Leser, mit stets neuer, immer steigender Freude. Deshalb kann ich nicht umhin, Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank für Ihre wohlwollende Freundlichkeit auszusprechen und Ihnen auch eine bescheidene Blume von Mrogoro für Ihren so reichlich geschmückten Garten zu übersenden.

Ihr Heft vom December erhielt ich in besonders erfreulichen Umständen. Es war nämlich von zwei liebenswürdigen Knaben begleitet, deren Ketten die Nächstenliebe erst vor einigen Tagen gebrochen. Der Eine mag wohl 14, der Andere 12 Jahre alt sein. Beide Knaben, freigeboren, waren vor 2 Monaten mit ihrer Mutter und ihrem jüngeren Bruder der Habgier eines großen Häuptlings der Gegend Ukami zum Opfer gefallen. Der Vorwand, oder vielmehr der triftige Grund, der in diesem Lande eine solche ungerechte Aneignung heiligt, war die Anklage und Verurtheilung der alten Großmutter als Hexe. Die Hauptfrau des dem Trunk leidenschaftlich ergebenen Häuptlings war während der Feierlichkeit eines öffentlichen, mit Tanz begleiteten Bierfestes (Mais- und Sorgho-Bier) plötzlich erkrankt und zwei Tage darauf gestorben. Der Todesfall einer Sclavin oder einer armen Frau wäre in diesen Umständen ganz natürlich gewesen, es hätte kein Hahn darnach gekräht! Daß aber die Hauptfrau des Häuptlings einer übertriebenen Schwelgerei oder einer sonstigen unbekannten Todesursache plötzlich erliegen kann, das darf die herrschaftliche Familie nicht zugeben. Die lächerliche Behauptung, daß es für ihre Mitglieder Vorrechte in der Natur giebt und daß diese nur durch Zauberwerke dieser Welt entrissen werden können, ist auch ganz erklärlich, da es sich um ihr Interesse handelt. Und zwar ist der erzielte Vortheil doppelt: Erstens wird durch Vermittelung der zwei „Seher" oder Haupt-Hexenmeister eine Person zum Verbrennen ausgesucht und so die Achtung und Furcht vor dem Häuptling erhalten und gestärkt; und zweitens liefert ihr diese scheußliche Verurtheilung die Kinder und Nachkommen der betreffenden Unglücklichen zum Verkaufe aus.

Was bei dem abscheulichen Gebrauch dieser menschlichen Brandopfer hauptsächlich auffällt, ist der im Volk so eingewurzelte Aberglaube an die Unfehlbarkeit der vom Hexenmeister angewandten Mittel, daß Niemand, nicht einmal die nächsten Angehörigen, an der Schuld der von demselben als Hexe bezeichneten Person zweifelt. Die Kinder überlassen in dem Fall ihre arme Mutter dem gräßlichen Schicksal des Feuertodes, ohne auch nur ein Wort der Vertheidigung hervorzubringen. Zwar verdrängt dieser Aberglaube das natürliche Gefühl der Liebe nicht, aber er vermindert es doch. Der Wehruf der langsam verbrennenden Mutter wiederhallt gewiß schmerzlich im Herzen ihrer Kinder, dieselben sind auch gern bereit, wenn es noch Zeit ist, der Unglücklichen zur Flucht zu verhelfen oder sie, wo es der Gebrauch erlaubt, durch ein erhebliches Lösegeld zu befreien. Aber sie dulden sie hernach nicht mehr in ihrem Hause und sind froh, wenn sie in der Ferne bei fremden Leuten Unterkommen findet. Drei solcher Fälle sind mir hier schon vorgekommen. Gebe der liebe Gott, daß diese noch in der Finsterniß und im Todesschatten schmachtenden Seelen sich bekehren und als Christen so sehr an ihrem hl. Glauben festhalten, wie als Heiden an ihrem empörenden Aberglauben!

Laura (so heißt jetzt die zum Tode verurtheilte alte Großmutter) war eine entfernte Verwandte der verstorbenen Frau des Häuptlings und befand sich mit ihrer verheiratheten Tochter in ziemlichem Wohlstand. Diese hatte drei Söhne, die zwei obengenannten und einen jüngeren von ungefähr fünf Jahren. Da in diesem Lande die Kinder dem Herrn der Mutter angehören, wenn sie Sclavin ist, — also nicht dem Vater — und dieses Gesetz retroactive Wirkung hat, wenn eine freie Frau zur Sclavin wird, so hatte die Habsucht des Häuptlings ihren Blick auf diese wohlhabende Familie gerichtet und das Loos seiner zwei bösen Geister, der Zauberer, mußte darauf fallen. Das ward im Geheimen abgemacht.

Am Tage nach der Beerdigung der Verstorbenen wurde Morgens in aller Frühe an Laura's Thüre gepocht und als sich dieselbe öffnete, bemächtigten sich die gesandten Polizeidiener der armen Frau und schleppten sie gebunden auf den großen Versammlungsplatz mitten im Ort. Dort wurde alsbald die Zaubertrommel geschlagen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht unter der ganzen Bevölkerung. Alles strömte auf dem öffentlichen Platze zusammen. Die ankommenden Schaaren ergingen sich beim Anblick der Angeklagten in den verschiedensten Muthmaßungen. Die Einen, Faulenzer, neidisch über den Wohlstand der arbeitsamen Frau, scherzten und meinten, es sei nicht zu verwundern, daß sie seither mehr Glück gehabt als ihre Nachbarn. Andere, voll Eigendünkel, bedauerten, daß sie früher nicht einmal darauf gewettet, es würde dieser Frau einst so gehen, weil sie dieselbe längst in Verdacht gehabt.

Viele ließen ihrer Zunge freien Lauf über die Bosheit der „Mörderin" der Verstorbenen, und stellten es als unglaublich dar, daß deren eigene Verwandte so schlecht habe handeln können, wozu einige Jungen keck hinzufügten: „Da bekommt aber auch der Häuptling eine junge Frau für seine Alte und noch drei kleine Sclaven dazu, wenn nicht mehr, denn diese Alte hat wohl den Zauber nicht allein zu Stande gebracht." Nur Wenige, worunter einerseits die Schlimmsten und anderseits die für ihre eigene Haut zitternden greisen Negerinnen, hielten ihre Empfindungen für sich, während die Verwandten der Angeklagten traurig bei einander standen und durch lebhafte Aeußerungen der Hoffnung, es sei da ein Irrthum vorhanden, einander zu ermuntern suchten. Der große Hexenmeister hatte wohl die schuldige Person beschrieben, aber er hatte sie nicht genannt und sein Gehülfe, der zweite Zauberer, der die Person zu bestimmen hat, kann sich in seiner Angabe täuschen. Sein Ausspruch wird erst dann unwiderruflich, wenn die Angeklagte die Prüfung durch den Zaubertrank nicht aushält.

Sobald nun das ganze Volk herbeigeeilt war, brachte der Zauberer das giftige Getränk. Werden die Lippen nicht davon verbrannt und schwellen sie nicht an, so ist die angeklagte Person unschuldig. Aller Augen waren auf Laura gerichtet. Athemlos starrten die Zuschauer auf die greise Frau, als sie mit zitternder Hand die dargereichte verhängnißvolle Schale nahm und an die Lippen setzte. Sie trank . . . senkte das Haupt . . . taumelte . . . ihre Lippen wurden blaß und schwulstig! Der Hexenmeister warf seine Zaubermütze in die Luft, schwang seine Keule über dem Kopfe des Opfers, und ein unbeschreiblich entsetzliches wildes Geschrei erwiderte aus dem Volke. Des Stammes Fluch lastete auf Laura. Die Alte war verwünscht als Hexe und für den Scheiterhaufen bestimmt.

Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Omnia cooperantur in bonum iis qui diligunt Deum. — Diese unschuldig angeklagte Frau hatte wahrscheinlich in ihrem Leben ihrem guten Gewissen nach Kräften gefolgt, und deßhalb, als die Noth am größten war, war er ihr am nächsten und schickte ihr seinen Engel, um sie der Erlösung theilhaftig zu machen.

Die traurige Nachricht dieses bevorstehenden Menschenopfers kam mir bald zu Ohren. Und zur selben Zeit, — da eben zeigt sich der Finger Gottes — zur selben Zeit erhielt ich von einer Wohlthäterin 400 Francs zum Loskaufen zweier zum Feuertod verurtheilter Negerinnen. Da Laura's Ort über sechszehn Stunden von hier entfernt nahe bei unserer Mission von Tununguo liegt, so beauftragte ich den dortigen Oberen, dieses Werk der Erlösung an meiner Stelle zu vollführen.

Unterdessen war das bei solchen Umständen gebräuchliche Pombefest (Pombe = Bier) veranstaltet und die Unglückliche eine ganze Woche lang gebunden, den Hals in eine Klemme, die Füße in ein schweres Stück Holz eingerammt, täglich gepeitscht und den Vorbereitungsqualen auf das gräßliche

Sühnungsopfer unterworfen worden. Diese Quälereien sind an sich schon so peinlich, daß das bedauernswerthe Opfer denselben erliegen müßte, wenn die unmenschlichen Peiniger dieselben nicht bei Zeit einstellten, um dessen unerträgliches Dasein bis zur festgesetzten Stunde des Feuertodes zu erhalten.

Laura saß mitten auf dem freien Platze unweit von einem Haufen glühender Kohlen. Abends versammelte sich um sie her in einem großen Kreise das erbitterte Volk, lachend, scherzend, spottend, fluchend, Häuptling und Hexenmeister an der Spitze. Zahlreiche Kürbisschalen, mit Pombe gefüllt, und einige Tabakspfeifen machten wiederholt die Runde, während ein starker Junge mit einer Peitsche aus Flußpferd-Haut auf den nackten Rücken der jammernden Alten unbarmherzig losschlug. Dann erhob sich auf ein Zeichen der gefühllose Chor, klatschte in die Hände und tanzte unter grellem Pfeifen und wüthendem Geschrei in wilden Sprüngen um die Unglückliche herum, worauf ihr ein Jeder eine feurige Kohle oder glühende Asche auf das eigens zu diesem Zweck mit einem grünen Kranz umzäunte Haupt oder auf die Schultern, die Beine, die Füße u. s. w. legte und dann, nachdem er, um den schädlichen Geist zu erschrecken, ihr ins Gesicht gespieen und sie auf ewig verwünscht hatte, sich auf seinen frühern Platz im Kreise zurückzog und durch einen neuen Schluck von der Anstrengung erholte. Mehrere von den Scheusalen zogen noch angebrannte Bambusstöcke aus dem Feuer, verbrannten damit die noch verschont gebliebenen Körpertheile oder streckten ihr Opfer grausam auf dem Boden aus und suchten ihm durch Pressung der Brüste mit spitzen Stöcken das Geständniß der Mitschuldigen zu entreißen. „Ich bin unschuldig," jammerte die Unglückliche unter diesen Qualen, „ich bin unschuldig. Kein Mensch hat mir geholfen. Ich selbst habe ja nichts gemacht!" Unnütze Betheuerung. Mit höhnendem Gelächter und neuen Qualen erwiderte die abergläubige Masse die Wehklagen der Unschuldigen.

Und diese Scene wiederholte sich täglich, so daß der von den Mißhandlungen gebrochene alte Körper vom Kopf bis zu den Füßen eine schreckliche Brandwunde bildete. Schädel, Augen, Nacken, Brust und Schenkel hatten am meisten zu leiden. Die Augen waren von der glühenden Asche ganz wund und schwollen schon am zweiten Tage vollständig zu, so daß die arme Laura ihre Peiniger gar nicht mehr sehen konnte.

In diesem entsetzlichen Zustande fand sie der hochw. P. Superior von Tununguo. Bittere Thränen weinte der gute Pater bei dem jede Beschreibung übersteigenden Anblick. Nach einigen Worten des Trostes und der Hoffnung, sie bald zu befreien, eilte er zur Wohnung des Häuptlings. Leider hatte ihn derselbe von Weitem erblickt und sich, dem sonst sehr angenehmen Besuch für den Augenblick ganz abgeneigt, mit seinem bösen Gewissen auf und davon gemacht.

„Der große Herr ist heute abwesend," stammelten seine bestürzten Frauen.

„Gut! So laßt ihm sagen, ich sei hier gewesen und komme heute Nachmittag wieder, um ihm eine höchst wichtige Mittheilung zu machen. Ist er dann nicht da, so verliert er viel."

Die Drohung wirkte. Am Nachmittag war der Tiger da.

„Mein Freund, Du hast wieder eine Hexe gefangen, wie ich sehe," begann der Pater, „und willst sie lebendig verbrennen. Das ist schändlich für einen so großen Mann wie Du und . . ."

„O sprechen wir nicht davon, Padri! Ich dachte mir wohl, daß Du deshalb hierherkämst. Ich sage Dir aber offen heraus, heute verlierst Du Zeit und Mühe. Die Alte da wird verbrannt, wie alle übrigen Hexen."

„Aber höre doch nur! Ich gewinne ja nichts dabei, wenn sie nicht verbrannt wird. Du allein hast den Vortheil, denn ich will sie ja nicht umsonst haben. "

„Du magst mir Alles geben, was Du willst; um keinen Preis laß ich sie los. Ich sage Dir, sie wird verbrannt. Das ist mein letztes Wort. Sprechen wir nicht weiter davon."

„Also gut damit. Sage mir nur, bist Du mein Freund?"

„Ich bin es immer gewesen."

„Willst Du auch mein Freund bleiben?"

„Gewiß."

„Das kannst Du aber nicht, wenn Du solche Greuelthaten verübst. Du sagst, die Hexenverbrennerei sei Gebrauch. Es ist aber auch Gebrauch, daß die Hexen losgekauft werden können. Ich, Dein Freund, will diese loskaufen. Kannst Du mir sie abschlagen?"

„Deinen Vorgängern hab ich erlaubt, den Hexen Gottes Arznei (die Taufe) für die Seele zu geben, ehe sie verbrannt wurden. Doch verkauft hätte ich dieselben niemals! Dir, das muß ich sagen, überließe ich jedoch gern jede Andere, aber diese nicht. Die ist zu gefährlich. Sie würde sich rächen."

„Sie soll auch nicht in dieser Gegend bleiben, sondern kommt weit weg nach Mrogoro."

„Nein. Du giebst Dir vergebliche Mühe. Lehre sie Gottes Worte und gieb ihr Gottes Arznei; aber ich verkaufe sie Dir nicht."

„So bleibt mir nur noch ein Wort für Dich, Häuptling. Ich kann nicht auf Dich rechnen; Du brauchst hinfüro auch nicht mehr auf mich zu rechnen. Halte das, was ich Dir jetzt sage, in Deinem Ochsenkopf (Ehrentitel) recht fest: Verwundere Dich nicht, wenn in kurzer Zeit die Deutschen hier vorbeikommen, Deine Dörfer in Flammen aufgehen und Dir selbst dann das Loos dieser Unglücklichen widerfährt. Gott ist gerecht! Ich gehe."

„Nein, bleibe! Was sagtest Du?" fragte er ängstlich.

„Daß Dich Gott straft! Du weißt, daß die Weißen an der Küste gewaltig sind. Buschiri und Dein Freund Bomboma sind schon gehängt. Und diese Weißen haben ein Herz wie ich, und leiden Deine Greuelthaten nicht. Wer

weiß, welchen Tod Dir die Zukunft bereitet. Scherzend wirfst Du Unschuldige ins Feuer; fürchte dasselbe Schicksal!"

„Ich verbrannt werden!" Er wird verlegen und kratzt sich hinter den Ohren. „O, das läßt Du nie zu, Padri. Du bist doch mein Freund!"

„So, dann soll ich Dein Freund sein und jetzt nicht! Jetzt und dann, oder jetzt nicht und dann auch nicht. Du ziehst den kürzesten Halm. Wie viel verlangst Du?"

„Sechzig Piaster" (ungefähr 240 Mark).

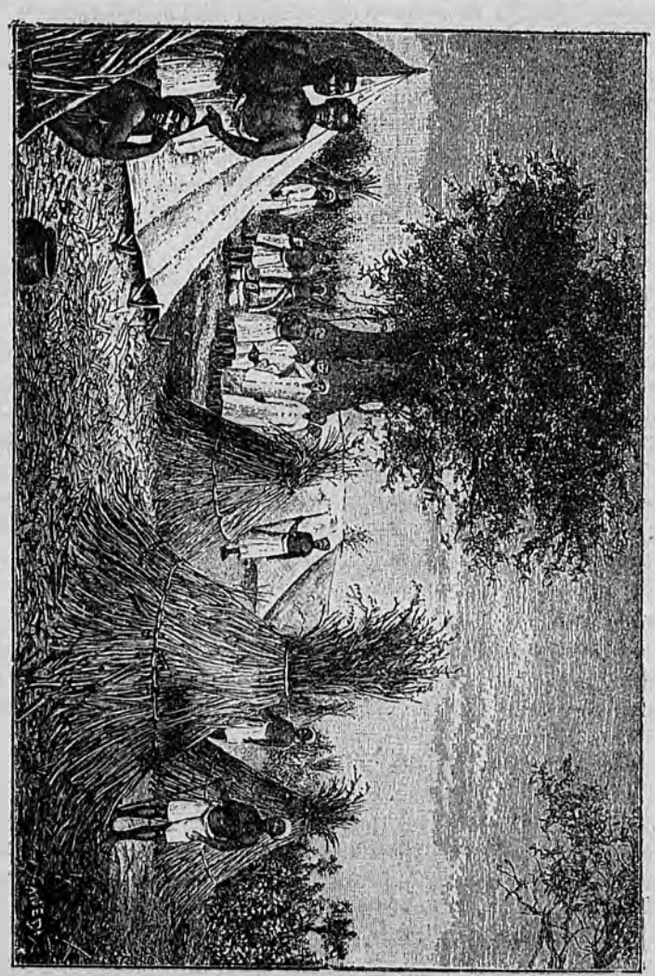
Der Preis war unverschämt hoch; doch brachte ihn der Pater Superior auf 160 Mark herunter. Dreißig Piaster in Geld und zehn in Salz und Kleidungsstoffen. Am andern Morgen sollten die Sachen überbracht und Laura ausgeliefert werden.

Wie groß war nicht das Erstaunen des Obern, als er am folgenden Morgen in aller Frühe im Dorfe eintraf und dasselbe leer fand!

Die Hexenmeister hatten den Häuptling wortbrüchig gemacht und beschleunigten die Vollstreckung des Todesurtheils. In der Ferne auf dem andern Ufer des Kingani-Flusses hörte man das dumpfe Wirbeln der Zaubertrommel und den Klagegesang des zur Gerichtsstätte ziehenden Volkes. „Vielleicht zu spät!" tönte es in den Ohren des guten Paters, „vielleicht zu spät" — und er eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, auf dem durch mannshohes Gras und Schilf schlängelnden langen Pfad dahin, durchwatete den Fluß und kam auf der Gerichtsstätte an, als eben Laura auf ihrem Kopfe das letzte Scheit zu ihrem eigenen Feuerbett getragen und die Henker im Begriff standen, sie zu knebeln und auf dem Holzhaufen festzubinden. Schon riß ihr der eine die letzten Fetzen des schmutzigen Lendentuchs vom Leibe, um dieselben als Zeichen des an der Stelle vollbrachten Menschenopfers am nächsten Baume aufzuhängen, da eilte der Retter herbei. Feuer heiliger Entrüstung sprühte aus seinen Augen, die innere Aufregung durch das schnelle und lange Laufen noch gesteigert, spiegelte sich auf seinem blassen Antlitz leuchtend wieder und gab dem Gesandten Gottes ein so erhabenes Aussehen, daß bei seinem Erscheinen Todesstille eintrat. Aller Augen waren mit gleichsam gezwungener ehrerbietiger Furcht auf ihn gerichtet. Der Häuptling erbebte; die Hexenmeister selbst geriethen außer Fassung. Ohne ein Wort zu sagen, aber mit strafendem Blick, warf der Pater Superior dem Häuptling die übereingekommene Lösungssumme vor die Füße, entriß Laura ihrem Henker und führte sie durch die höchsterstaunte Menge hindurch auf die Mission.

Nachdem sie sich dort eine Woche von ihren Leiden erholt und etwas gestärkt hatte, wurde sie mir hierher gebracht. Noch jetzt sind nicht alle ihre Wunden vollständig geheilt. Ihr rechtes Auge ist erblindet. Erst später erfuhren wir, daß sie eine verheirathete Tochter und drei Enkelchen hatte. Gleich nach der Gefangennahme ihrer Mutter war diese junge Frau ihrem Mann entrissen und mit ihren Kindern als Sclaven in eine entfernte Ortschaft ge-

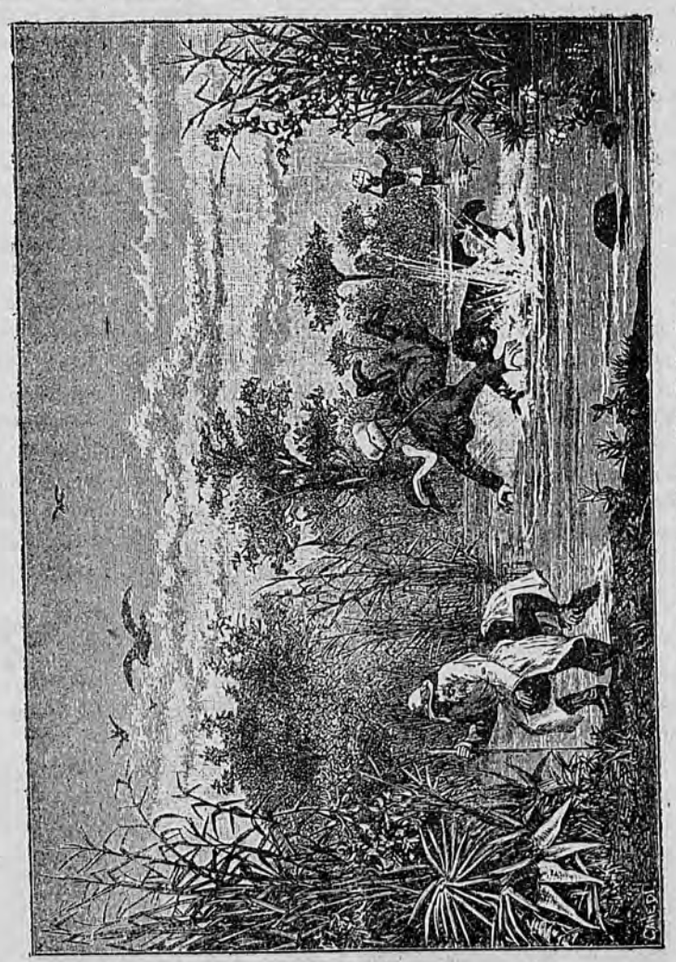
bracht worden. Während dieser Zeit, December-Januar, machte der Freiherr von Gravenreuth einen Streifzug durch die Gegend, um dieselbe von Buschiri und den übrigen Rebellen gründlich zu säubern, dem Volke die friedlichen, dem



Ruhende Missions-Karawane. Von P. Le Roy.

Lande vortheilhaften Absichten Deutschlands recht begreiflich zu machen und mit den verschiedenen großen Häuptlingen Freundschafts-Verträge zu schließen: ein Ziel, das nebenbei gesagt, der ebenso kluge als tapfere Offizier vollkommen erreicht hat. Bei seinem Durchzug durch Mrogoro ersuchte mich der Herr

Baron, ihn über das Hügelland Ukami hinüber bis nach Tununguo zu begleiten. Diese Begleitung war thatsächlich in jeder Hinsicht von größtem Nutzen. Die uns alle freundlich gesinnten Häuptlinge dieses Gebirgs-Districts



Ein unfreiwilliges Bad. Von P. Le Roy.

hatten uns dringend gebeten, Fürwort für sie bei den Deutschen einzulegen und, im Fall diese in ihre Gegend kämen, Jemand von uns zu ihnen hinauf zu senden. Wir hatten ihnen freilich sehr gern unsere Fürsprache zugesagt, aber trotzdem waren alle zur Flucht bereit, und wäre ich nicht selbst mit den Deutschen gekommen, so hätten die Eingeborenen Alles im Stich gelassen und wären auf

und davon gelaufen. Das sagten die Häuptlinge dem Herrn Baron ganz offen heraus.

Hauptsächlich verursachte das Herannahen der deutschen Truppen unserm obengenannten Schelm nicht geringen Schrecken. Zwar hatte er Buschiri keine Leute gestellt, aber er hatte doch dessen Soldaten sich auf seinem Gebiete manchmal aufhalten lassen. Dazu war er freilich gezwungen. Denn hätte er es gewagt, auf eigene Faust die Rebellen zu verjagen, so wäre es einfach um ihn geschehen gewesen. Nichtsdestoweniger befürchtete er deshalb eine schlechte Note, d. h. den Strick, von dem Herrn Baron zu erhalten. Wie froh war er nun, daß er Laura nicht verbrannt hatte! Flehend bat er uns, dem Simba Mrima (dem Löwen von der Küste), d. h. dem Freiherrn von Gravenreuth, nichts davon zu sagen und versprach, die Tochter mit ihren drei Kindern auch wieder freizugeben. Er hat Wort gehalten.

Laura's Tochter hat sich mit ihrem Mann und ihrem jüngsten Sohn in unserm katholischen Dorf Tununguo niedergelassen. Beide Eheleute bereiten sich dort freudigst und dem lieben Gott dankbar auf den Empfang der hl. Taufe vor.

Die zwei älteren Söhne sandten sie mir hierher zum Trost der beinahe blinden Großmutter. Diese macht durch ihre wirklich erbauliche Lebensweise dem Namen ihrer gottwohlgefälligen Wohlthäterin Ehre. Täglich betet sie mit ihren Enkelchen für dieselbe, und des nicht mehr entfernten heißersehnten Tages ihrer Wiedergeburt durch die hl. Taufe mit Wonne gedenkend, verzeiht sie von Herzen ihren Peinigern und segnet die göttliche Vorsehung, die sie durchs Feuer aus der Finsterniß zum Licht, aus dem Aberglauben zur Erkenntniß des hl. Glaubens geführt.

Omnia ad majorem Dei gloriam animarumque salutem! Möchten doch diese Zeilen dazu beitragen, unseren Missionen die Herzen aller deutschen Katholiken zu gewinnen. Wie unendlich mehr würden wir leisten können, wenn es uns nur nicht immer an den Mitteln fehlte! Und diese Mittel erwarten wir vom Afrika-Verein deutscher Katholiken.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung Ihr und Ihrer verehrten Leser

ergebenster

Pater J. A. Horné,

apostolischer Missionar vom hl. Geist.

Ein ernstes Wort.

„Das ganze Volk lernt heute lesen, und es ist zweifellos infolge dessen ein großes Lesebedürfniß vorhanden. Aber die Schriften, durch welche dasselbe ganz überwiegend befriedigt wird, sind leider sehr geeignet, unser Volk sittlich und geistig auf's Schwerste zu schädigen, und haben diese Wirkung schon in großem Umfange gehabt. Die Verleger der sogenannten Schund- und Schauerromane

haben es verstanden, ihrer Waare eine ganz ungeheure Verbreitung zu geben. Ueberall in den Häusern des kleinen Handwerker- und Bauernstandes, in den Hütten der Armen und auf den Dachkammern der Dienstboten findet man die bunten Hefte — Woche für Woche bringt der Colporteur eine solche Lieferung für 10 Pfennige und nimmt auf diese Weise Denen, die jeden Pfennig zu Rathe halten müßten, nach und nach Beträge ab, für welche sie sich gute Schriften in nicht geringer Menge kaufen könnten.

Es handelt sich hauptsächlich um zwei Arten von Colportageromanen. Die einen spielen in hohen Kreisen. Beispielsweise hat der Tod König Ludwigs II. von Bayern zu 13, der Tod des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich zu **22** derartigen Romanen den Stoff geliefert; einer der letzteren, aus etwa 120 Lieferungen bestehend, ist nach den Angaben des Verlegers mehr als **180 000mal** verkauft worden. Es bedarf nicht der Ausführung, daß auf diese Weise sehr wirksam an der Entsittlichung des Volkes gearbeitet wird. — Die zweite Klasse, und zwar die an Umfang noch bedeutendere, bilden die eigentlichen Verbrechensromane, die Nachfolger der früheren Räubergeschichten. Der Held ist in der Regel eine groß angelegte Natur, deren Größe von ihrer Umgebung nicht erkannt und welche dadurch in die Bahn des Verbrechens gedrängt wurde; er verübt seine Thaten in genialster Weise, er ist ein Wohlthäter der Armen, denen er das unrechte Gut der Reichen zukommen läßt, alle Frauenherzen fliegen ihm zu — kurz, es wird nicht nur Mitgefühl, sondern Bewunderung für den Verbrecher und damit in sittlich schwachen Naturen die Lust zur Nachahmung erweckt. Viele Gerichtsverhandlungen haben den Beweis hierfür geliefert; Verbrecher der verschiedensten Art machen es als mildernden Umstand geltend, daß sie die Anregung zu ihren Thaten aus Colportageromanen empfangen haben. Die moderne Verbrechensgattung des Geldbriefträgermordes verdanken wir geradezu dem Verfasser eines solchen Romans, durch welch' letzteren Francesconi in Wien, der erste in der langen Reihe der Geldbriefträgermörder, zu seiner That veranlaßt wurde. Die größte Verbreitung unter allen diesen Schundromanen scheint derjenige erlangt zu haben, welcher den Mädchenmörder Schenk zum Helden hatte; man konnte die Lieferungen desselben vor einigen Jahren im größten Theile Oesterreichs und Süddeutschlands nahezu in jedem Hause finden, und der Verleger giebt die verkaufte Auflage auf über **200 000** an.

Der größte unter den vielen deutschen Schundromanverlegern, ein Berliner, hat beispielsweise laut den von ihm veröffentlichten Nachweisen mit **einem einzigen** seiner zahllosen Schundromane einen Umsatz von **über zwei Millionen Mark** erzielt!!

Es ist also unsere Aufgabe, dem Volke einen Lesestoff zuzuführen, welcher den eigenartigen Anforderungen, die vom kleinen Mann gestellt werden, soweit als irgend möglich gerecht wird.

Es handelt sich um das Wichtigste, was es giebt. Denn die Gedanken und Empfindungen der Menschen sind die Quelle der menschlichen Handlungen. Wenn wir die systematische Vergiftung der Denkthätigkeit und des Gemüthslebens der breiten Massen durch die Schundliteratur weiter vor sich gehen lassen, so muß unser Volk allmählich schlechter und auf einen niedrigeren Culturzustand herabgedrückt werden. Sorgen wir dafür, daß dies nicht geschehe!"

Vorstehende Zeilen entnehmen wir einem Rundschreiben des „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften", einer protestantischen Gründung, welcher wir Katholiken uns schon deshalb nicht anschließen können, weil die katholischen Schriften von ihr als zur Verbreitung in Volkskreisen nicht geeignet bei Seite gestellt werden. Aber wir denken: wenn Protestanten so sprechen, wenn sie zu Geldspenden für solche Zwecke auffordern, was sollen wir Katholiken da erst thun?! Wie viele dieser Millionen von Sudelschriften werden nicht auch von Katholiken gelesen, fallen unseren Kindern und Untergebenen in die Hände! Wahr ist es, das Bedürfniß zum Lesen ist einmal vorhanden, ein Jeder sucht gelegentlich eine müßige Stunde damit angenehm auszufüllen, aber damit ist auch die Gefahr vorhanden, daß bei Mangel genügender Belehrung der Unkundige auf solche Waare fällt, welche ihm vom ersten besten Colporteur aufgeschwätzt wird, und sein gutes Geld für ganz werthlose und obendrein sittenverderbende Lectüre ortwirft.

Dieser Gefahr muß entgegengearbeitet werden, soll nicht allmählich das ganze Volk verseucht werden. Leider fehlt es bisher an wirklich guten Colportage-Romanen, aber es fehlt nicht an guten katholischen Zeitschriften, welche alle Empfehlung und Verbreitung verdienen. Wir nennen hier nur den „Deutschen Hausschatz", die „Alte und Neue Welt", „die Katholische Welt", deren Erzählungen sicher das beste Material für eine angenehme und fesselnde Unterhaltung bieten. Man wird uns antworten: „Sie sind zu theuer, die geringen Leute wollen nicht mehr als 10 Pfg. für die Lieferung ausgeben." Das trifft zu, aber jene Hefte kommen auch nicht alle Woche und bieten für ihren Preis mindestens dreimal so viel als die Schmutzromane. Will man aber absolut nur 10 Pfg. ausgeben, nun, so sind unsere Hefte „Gott will es!" dafür zu haben, und in ihnen steht bei Weitem mehr und Nützlicheres, als in einer 10 Pfennig-Lieferung des ersten besten Räuber-Romans.

Gerade unsere Hefte möchten wir zur weitesten Verbreitung empfehlen, und um dies zu ermöglichen, haben wir begonnen, in jeder Nummer eine fortlaufende Erzählung als Unterhaltungsstoff zu geben. Die Missionen mit ihren eigenartigen Schilderungen üben auf jede noch unverdorbene Natur einen großen Reiz aus; uns sind eine ganze Reihe von Fällen bekannt, wo brave Dienstmägde entweder sich selbst zum Ordensberufe entschlossen oder doch verhältnißmäßig große Summen für Missionszwecke spendeten. Und was gab die Anregung dazu? Sie lasen „Gott will es!" Die einen waren darauf abonnirt, die anderen fanden es bei ihrer Herrschaft.

So ist vielleicht gerade unsere Zeitschrift berufen, eine Lücke in der kath. Literatur auszufüllen und Tausende vor dem Gifte der Sudelschriftsteller zu bewahren. Wo sie Eingang findet, wird jenen das Thor verriegelt.

Die Presse ist eine Macht, welche sich gegen uns wenden kann, welche wir aber auch in unseren Dienst stellen können. Mehr als der Seelenhirte auf der Kanzel gut machen kann, ist die schlechte Presse zu verderben im Stande. Deshalb sollte jeder Seelsorger ein wachsames Auge auf seine Gemeinde, jeder Vater auf seine Kinder, jede Herrschaft auf ihre Untergebenen haben. Aber nicht allein das, sie sollten denselben die gute Literatur nicht nur empfehlen, sondern sie ihnen auch zugänglich machen, mit einem Worte, sie sollten sich dem Apostolate der Presse

weihen. Die hierdurch erwachsenen Mühen und geringen Kosten werden sich reichlich lohnen.

Um einen praktischen Wink zu geben, bitten wir jeden unserer freundlichen Leser und alle unsere verehrten Leserinnen, besonders aber die Herren Seelsorger, Lehrer, Lehrerinnen, Küster u. s. w., zu überlegen, ob sie nicht wohl in der Lage sind, unsere Zeitschrift in ihrer Gemeinde, ihrem Orte oder ihrem Vereine zu verbreiten. Ein Jeder kann das, die Besorgung kann durch jedes Kind geschehen. Wir gewähren gern den höchsten Rabatt; wer nicht daran verdienen will, begnügt sich mit Freiexemplaren, Gebetbüchern oder giebt den Verdienst dem Afrika-Verein. Wir haben sehr angesehene Herren und Damen, welche sich diese Mühe nicht verdrießen lassen; aber dies schöne Beispiel muß an allen Orten nachgeahmt werden.

Mannigfaltiges.

Wie verlautet, wird **Major Wißmann** am 30. Juni Köln besuchen. Am 17. Juni soll eine bedeutende Versammlung des Colonial-Vereins ebendort stattfinden, falls sie nicht bis zur Ankunft Wißmanns verschoben wird. Ebenso wird noch in diesem Monat eine **Sitzung des Centralvorstandes unseres Vereins** statthaben.

In der Missionsanstalt zu **St. Ottilien** wurden am 31. Mai zwei Priester geweiht, dreißig junge Leute haben die Profeß abgelegt und zweiundzwanzig sind eingekleidet worden, acht Aufnahmen fanden statt. Daran schloß sich die Aussendung zweier Expeditionen nach Ostafrika. — Der Propräfect P. Bonifatius errichtete, wie unseren Lesern bekannt ist, in der Hafenstadt Dar-es-Saalam ein Männerkloster und ein Frauenkloster als nothwendige Acclimatisations- und Ausgangs-Station für das Innere. Die Evangelische Missions-Gesellschaft hat Widerspruch erhoben gegen die Niederlassung unserer Mission in Dar-es-Salaam, angeblich, weil dieser Hafenplatz den Protestanten gehöre. Wie unsere Leser wissen, hat Wißmann selbst dem P. Bonifatius Fleschütz Dar-es-Salaam angewiesen. Wir fordern unbedingte Freiheit für unsere Missionen, sich niederlassen zu können, wo sie es für gut finden; wenn den Evangelischen unsere Nachbarschaft nicht behagt, nun, Afrika ist groß genug. Vorläufig existirt keine protestantische Mission in Dar-es-Salaam, die frühere kaum begonnene ist von den Arabern zerstört.

Der erste deutsche Täufling in Ostafrika wurde neulich durch P. Etienne (hl. Geist) in Bagamoyo in den Schooß unserer hl. Kirche aufgenommen. — Sein Name ist Hermann Walther Mariano, sein Vater ist seit fünf Jahren Beamter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und hat auch dem Reichscommissariat durch seine Sprachkenntnisse als Dolmetscher gute Dienste geleistet. Die Pathenstelle vertraten Major Wißmann, Baron von Gravenreuth und Baron St. Paul Illaire. Möge der junge Bürger fröhlich gedeihen!

Kirchliche Festlichkeiten in Tunis-Karthago. Am Christi Himmelfahrtstag fand die Consecration der Cathedrale von Tunis, die auf der ehemaligen Akropolis von Karthago erbaut ist, statt. Bekanntlich liegen die Ruinen von Karthago außerhalb Tunis und ist daher auch für Tunis selbst eine neue

Prokathedralkirche nöthig. Daselbst hat nun unter großer Feierlichkeit die Grundsteinlegung zu dieser Prokathedralkirche stattgefunden. Es wurde ein von Cardinal Lavigerie erlassenes Rundschreiben verlesen, welches über die Stiftung dieser neuen Kirche handelt. Dieselbe ist einem heiligen Franzosen und einer heiligen Italienerin geweiht, dem heiligen Vincenz von Paul und der heiligen Oliva, welche beide nach Tunis kamen, der heilige Vincenz als Sclave, die heilige Oliva als Gefangene der Mauren, unter deren Händen sie auch den Martertod erlitt. Der Grundsteinlegung unmittelbar voraus ging der Schluß des Concils von Karthago, welches drei Tage gedauert hatte, und auf welchem folgende drei Beschlüsse gefaßt wurden: 1. Die Canones der alten afrikanischen Kirche mit Ausnahme derjenigen, welche mit der heutigen Kirchendisciplin im Widerspruche stehen, drucken und in allen Pfarreien bekannt machen zu lassen; 2. die vorzüglichsten Unterweisungen Leo's XIII., namentlich diejenigen, welche den Frieden unter den christlichen Völkern und die Abschaffung der Sclaverei betreffen, zusammenstellen und in den Pfarrkirchen vorlesen und erklären zu lassen; 3. die auf dem Concil zu Algier vom Jahre 1873 gefaßten Beschlüsse auf Tunis in Anwendung zu bringen, zu dem Zwecke, um eine vollkommene religöse Conformität zwischen den zwei Provinzen zu erzielen. Dieses Concil ist das erste, welches seit 1200 Jahren unter Betheiligung einer so großen Anzahl von Bischöfen und Prälaten in Afrika abgehalten wurde.

Emin Pascha hat aus seinen Privatmitteln in der Umgegend von Bagamoyo mehrere Plantagen angekauft, um daselbst Versuche in der Cultur von Baumwolle und Oel-Früchten in größerem Stile anstellen zu lassen.

Die europäische Bevölkerung des Congo-Staates belief sich am 31. December v. J. auf 430 Weiße. Den Verhältnissen entsprechend stehen die Belgier mit 175 in der ersten Reihe. Dann folgen 58 Portugiesen, 46 Holländer, 45 Engländer, 24 Dänen, 22 Schweden, 18 Amerikaner und 18 Franzosen. Gegenwärtig ist die Zahl der Belgier über 200 gestiegen; ähnlich haben sich die Colonien der anderen Nationalitäten neuerdings verstärkt. In den Städten sind Weiße 141 in Boma, 88 in Banana, 19 in Matada, 19 in Bukungue, 18 in Leopoldville, 15 in Ponta da Lenha. Da in Matadi kürzlich eine Anzahl Eisenbahn-Ingenieure sich niedergelassen hat behufs Ueberwachung des Baues der Congobahn, so ist die Ziffer der Weißen daselbst abermals gestiegen. Zahlreiche weiße Officiere befinden sich auf weit vorgeschobenen Posten am Oberen Congo und seinen Nebenflüssen. Als 1879 Stanley den Congo verließ, um dem Könige Leopold über seine Erforschung des Landes zu berichten, befanden sich im Congo-Staate nur 16 Europäer, darunter ein einziger Belgier, ein Factorei-Vorsteher Namens Delcommune.

Dampfer für den Victoria Nyansa. Stanley hat folgendes Schreiben an den Ausschuß der Stanley- und Afrikanischen Ausstellung gerichtet: „Bezüglich der Verwendung des Stanley-Fonds möchte ich rathen, den gesammten Betrag dazu zu benutzen, einen Dampfer auf den Victoria-Nyansa in Mittel-Afrika zu setzen. Dieser See ist, obwohl der größte und wichtigste der drei in Afrika befindlichen — er ist so groß, wie ganz Schottland, — der einzige, welcher keinen Dampfer auf seinen Wassern trägt. Das daraus entstehende Gute läßt sich kaum überschätzen. Der Dampfer würde mächtig dazu helfen, die zahlreichen an

der 1500 Meilen langen Küste des Sees wohnenden Stämme zum Christenthum zu bekehren und gesittet zu machen. Hätte sich ein solcher Dampfer auf dem See befunden, als mein letzter Zug dort ankam, so wäre er uns von immensem Nutzen gewesen; denn wir hätten den ganzen Zug nach dem Nordost-Ende des Sees befördern und auf diese Weise viel Zeit, bedeutende Ausgaben und viele Menschenleben schonen können. Das Boot sollte aus galvanisirtem Stahl gebaut und 60 Fuß lang und 12 Fuß breit sein."

Dampfer auf dem oberen Congo. Im Jahre 1881 wurde der erste Dampfer unter unsäglichen Mühen nach dem Stanley-Pool gebracht und jetzt sind bereits 28 Dampfer am oberen Congo, trotz der Schwierigkeiten, welche die Fortschaffung eines solchen auf dem Rücken der Menschen macht, und trotz der Höhe der Transportkosten. Dem Congostaate gehören davon 9, den Franzosen 9, der belgischen Société pour lo Commerce (Sanford-Expedition) 7, der Afrikaanschen Handelsvennootschap 2, dem französischen Hause Daumas, u. Cie. 2, und den verschiedenen Missionen 4 Dampfer. Von diesen Schiffen sind drei noch nicht auf dem Wasser, sie befinden sich aber auf dem Landwege nach dem Pool.

Gebet eines muhamedanischen Knaben. Mein Freund Burton, erzählt Lane, der während seines langen Aufenthaltes in Ägypten einen großen Schatz werthvoller Kenntnisse über das Leben der heutigen Einwohner erlangt hat, ist so gefällig gewesen, mir eine arabische Abhandlung mitzutheilen, welche das Hezb oder Gebet mit den Verwünschungsformeln enthält, das die moslemischen Knaben in manchen Schulen Kairos täglich zur Zeit des Asr (Nachmittags) hersagen, ehe sie wieder nach Hause gehen, außer Donnerstags, wo sie es zu Mittag sagen, weil sie an diesem Tage wegen des folgenden Freitags, ihres Sabbath und Ruhetages, die Schule früher, in der ersten Stunde des Duhr (Mittags) verlassen dürfen. Ich gebe hier eine Übersetzung: „Ich suche Zuflucht bei Gott vor Satan dem Verfluchten. Im Namen Gottes des Allbarmherzigen, des Erbarmers! O Gott! unterstütze den Islam und erhöhe das Wort der Wahrheit, und den Glauben, durch die Bewahrung deines Dieners, des Sultan der beiden Welttheile und Khakan, der beiden Meere, des Sultan, Sohnes des Sultan [Mahmud †] Khan. O Gott! stehe ihm bei und stehe seinen Herren bei, und allen Herren der Muslimen! O Herr aller Geschöpfe! O Gott! vernichte die Ungläubigen und Götzendiener, deine Feinde, die Feinde der Religion! O Gott mache ihre Kinder zu Waisen, und verdirb ihre Wohnungen, und laß ihre Füße straucheln, und gieb sie und ihre Familien und ihr Gesinde und ihre Frauen und ihre Kinder und ihre Verwandten durch Heirath und ihre Brüder und ihre Freunde und ihren Besitz und ihren Stamm und ihren Reichthum und ihre Länder den Moslemen zur Beute! O Herr aller Geschöpfe!"

Bei unserer Redaction gingen folgende milde Gaben ein:

(Vom 7. Mai bis incl. 6. Juni.)

1. Für den Afrika-Verein: G. A Michels, Alstingen, 1 *M.* — El. Roux 1 *M.* — Gastwirth A Weinrauch 5 *M.* — Pfr. Nörpel, Leibranz, 5,10 *M.* — V. B., Mainz, zum Trost der armen Seelen, 1 *M.* Zusammen 13,10 *M.*

2. Für St. Ottilien: Zum Unterhalt von Missionsschwestern: L. F., Hadamar, 0,50 *M.* — Frl. Petzel, Berlin, 4 *M.* — Gastwirth A. Weinrauch 5 *M.* — Ung., Meschede, 20 *M.* — Jos. Briem, Jeßnitz, 1 *M.* —

J. Uhlenbrock, Börste, 0,50 M. — V. B., Mainz, 1 M. — Für ein Sclavenkind durch Rentner Prinz in Soest 50 M. Name Patroclus*). — Durch Beneficiat Müller, Heiling, 21 M. für ein Kind, Crescentia. — V. B., Mainz 1 M. — Jak. Klever, Recklinghausen 0,50 M. — Zusammen 104,50 M.

3. Für die Patres vom hl. Geiste: L. F., Hadamar, 0,50 M. — J. S. in G. für 2 hl. Messen 5 M. — Für 2 Sclavenkinder von Ph. Kaiser, Düsseldorf, 100 M. — H. Borgmann, Dortmund,*) 11 M. — Für ein Sclavenkind mit Namen Mich. Bai 50 M. — Jos. Briem, Jeßnitz, 1 M. — Mich. Bai, Merl, für 3 hl. Messen 3 M. — Für ein Heidenkind (Franz Seraph.) von Agnes Mayr, Innsbruck, 20,69 M. — V. B., Mainz, 2 M. — Zusammen 193,19 M.

4. Für die Weißen Väter: Zum Loskauf zweier Sclavenkinder von Ph. Kaiser, Düsseldorf, 100 M.

5. Zum Loskauf von Sclavenkindern (mit Pathenauslosung): Frau Schw., Luzern, 2 M. — Pfr. Aengenvoort, Emmerich, 11 M. — Frau Hütten, Stolberg, 2 M. — Mathilde Z., Wembach, 1 M. — Vik. Brinkmann, Dinklage, 3 M. — Zimmermann Heinrich Vollmer, Dortmund, 5,05 M. — Lehrer J. K., Radibor, 0,40 M. — Nipmann, Camp, 7 M. — B. Meinken, Burgsteinfurt, 2 M. — Aus Börste: Koch 0,50 M., Pauline Elpe 0,30 M., Elise Schulte 0,40 M., Jos. Uhlenbrock 0,20 M., Max Dieving 0,20 M. — V. B., Mainz, 1 M. — L. F., Hadamar, 0,60 M. — Dr. W. 0,10 M. — Zusammen 36,75 M.

Zur Stiftung eines Harmoniums für die Mission in Dar-es-Salaam: Aus Köln 2 M. — „In hon. B. V. M. in A." 1,70 M. — Einige Freunde a. d. Eifel 1,50 M. — Marg. Heug., Luzern 4,20 M. — Ung. Paderborn 0,50 M. — Ung. Münster 2 M. — Aus Morsbach: J. C. 1 M; C. B. 0,50 M; J. M. 1 M; P. J. K. 0,80 M. — N. N., Neuenburg 6,50 M. — Mehrere in Billerbeck 6,50 M. — Ung. Düsseldorf 0,50 M. — 2 Dienstboten in Mett 1 M. — Pfr. Blum, Treherz 4 M. — Dr. Amann, Kuhlbach, Ergebniß einer Sammlung 20 M. — Ung., Köln 1,20 M. — Frau C. Schm., Aachen 0,50 M. — L. F., Hadamar 0,30 M. — Ung., Münster 4 M. — M. K. in B. 1 M. — Ung., Breslau 1,50 M. — Jos. Steiner, Hohenebra 5 M. — Duttm., Paderborn 1 M. — Fr. Scheufen, Stolberg 1,20 M. — Ung., Münster 2 M. — Lehrerin F., Crefeld*) 2,40 M. — Ung., Mausbach 1,38 M. — Ung. Emsbüren 1,20 M. — H. B., Neuenkirchen 0,30 M. — Abonnent in Stolberg 0,50 M. — Oberlehrer H., Dorsten 5 M. — Pfr. Hermann, Bischofsburg 3 M. — Ung., Aachen 20 M. — Briefstr. B., Brechten 0,50 M. — F. E., Langenhorst 1 M. — Dr. Barth, Straßburg 4 M. — Aus D. bei Montabaur 2,50 M. — Frl. D., Metz 0,30 M. — J. H. P., Sistig 1 M. — Schulkinder in Bokelesch 2,20 M. — Vic. Zimmermann, Bergefurth*) 8,50 M. — Lehrer H. in Burgsteinfurt*) 8,90 M. — Lehrer M. in B. 3,35 M. — Frl. Petzel, Berlin 1 M. — Jos. Schlomer, Grevenbroich 3 M. — A. S., Volkmannsdorf 0,50 M. — J. H. in H. 1 M. — Herm. Krusemeyer, Gr. Ammensleben 1,50 M. — Durch F. T. gesammelt in Enniger 14 M. — Rector J. Neumann, Aachen (Ueberschuß) 1,56 M. — Pfr. Alfes, Kecken 4 M. — Gastwirth A. Weinrauch, Neu-Paßwege 5 M. — Pfr. Müller*) 3,50 M. — W. Rodenberg, Aachen 5 M. — Ferd. K., Gerkerath 0,25 M. — Ung. Biberach 0,20 M. — Ein Dienstmädchen 10 M. (Bravo!) — N. N. durch Ferd. Schöningh, Osnabrück 0,50 M. — Ung., Hofheim 1 M. — J. Knopp, Essen 1 M. — A. Fischer, Dutum, 0,60 M. — Pfr. Kern, Oberhermersbach 1 M. — H. G., Lehrer, Aachen 2 M. — Leser in Düsseldorf 1 M. — M. P. E., Eichstätt 3 M. — J. S., Münster, zu Ehren des hl. Johannes des Täufers 1 M. — St. P. J. S., Münster, zur höchsten Ehre Jesu, Mariä und Josef 1 M. — Jos. Thielen, Losheim 0,50 M. — Ung., Meschede 20 M. — Pfr. Kaiser, Düsseldorf 10 M. — Baumeister A. St., München 1,20 M. — Nipmann, Camp 3 M. — Vicar Nester, Horb 5 M. — Dr. Böcker, Damme*) 8 M. — F. L., Damme 1 M. — A. B., Damme 1 M. — Exped. St., Düren 20 M. — Ung., durch

* Alle mit *) bezeichneten Gaben sind Überschüsse aus dem Verkauf von „Afrikas Klage".

Heinr. Schöningh, Münster 0,50 M. — H. B., Münster 1 M. — A. R., Werdohl 1 M. — Ein Leser in Düsseldorf 0,50 M. — Durch Rentner Prinz, Soest*) 16,29 M. — Jos. Briem, Jeßnitz 1 M. — Vicar Wacker, Schönau in Wiesenth. 3 M. — Mehrere Abonnenten in Lindau 26 M. — Mich. Bai, Merl 2,05 M. — B. Meinken, Burgsteinfurt 1 M. — Leser in Düsseldorf 1 M. — A. T., Damme 0,50 M. — Jak. Klever, Recklinghausen 1 M. — Ung., Altlünen 1,50 M. — Aus Duisburg zu Ehren der Maienkönigin 0,50 M. — Durch Zeichenlehrer B., B.-Baden 4 M. — Jos. Uhlenbrock, Börste 0,50 M. — Chr. Seelmann, Neuensee 2 M. — „Hl. Maria und hl. Joseph, bittet für mich und erlangt mir eine glückselige Sterbestunde" 5 M. — Karw., Neuenburg 2 M. — M. Unser, Muggensturm, 3,50 M. — Ung. Greven 1 M. — F. E. 1,75 M. — Ung., Münster 0,10 M. — A. B., Uffeln 0,40 M. — Ung., Münster 0,10 M. — Capl. Hüber, Oberndorf 0,60 M. — Familie Fr. in Kohlsack 1 M. — Zusammen 347,02 M.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen:

M. B.: Um ein gutes Ende. — H. B.: Um guten Fortgang in den Geschäften. — Ein Lehrer, Versorgung seiner Kinder. — J. Sch., Zwei Waisenkinder und 3 Mündel. — Anton F.: Für die verstorbenen Eltern und sich. — W. in Dr.: Heilung seines Augenleidens. — Joh. Nipm.: Heilung von 27jähriger Krankheit. — Eine Waise um die Gnade, gottgefällig zu leben und selig zu sterben. — Außerdem mehrere nicht näher bezeichnete Anliegen. — Ein besonderes Ave Maria für alle, welcher dieser Zeitschrift zu ihrem Fortkommen helfen.

Bücherschau.

P. Schynse's Tagebuch findet reißenden Absatz und einstimmiges Lob auch in der nicht katholischen Presse. Bereits sind 7000 Exemplare vergriffen. (Köln, J. P. Bachem.)

Unsere **Gebetszettel mit Afrikas Klage** erfreuen sich einer freundlichen Aufnahme und bewähren sich außerordentlich gut als Agitationsmittel. Der Zweigverein Soest hat mit 1000 Stück (6,00 Mk.) eine Einnahme von Mk. 72,29 erzielt, großentheils durch die Schulkinder. Bereits sind an 40 000 versandt und wir haben noch 50 000 zur Verfügung.

Bei A. Riffarth in M.Gladbach erscheint soeben: **Deutsch-Afrika und die deutschen Katholiken.** Ein Wort an alle Katholiken, besonders an jene, welche dem Afrika-Vereine noch nicht angehören. Von Humanus. Preis 10 Pfg., Partien billiger. (S. Anzeige.) Wie Humanus die Bewegung in Deutschland eingeleitet hat, so will er mit diesem Schriftchen dem Afrika-Verein zu weiterer Ausdehnung verhelfen. Möge es besonders Allen in die Hand fallen, welche noch gleichgültig bei Seite stehen. Was der Herausgeber in Prosa nachdrücklich vorführt, bringt Pfarrer Hornig am Schlusse des Heftchens sehr geschickt in Verse. In seinem Gedichte „Unseres lieben Herrgotts Heerschau" wendet er sich an alle deutschen Stämme und appellirt an ihren bewährten christlichen Sinn. Wir empfehlen das Schriftchen zur größten Verbreitung. S.

Kranke und Leidende machen wir auf die im Anzeigentheile angekündigten Werke von dem berühmten Pfarrer Kneipp aufmerksam.

Von Weiß, Dr. J. B., K. K. Regierungsrath und Universitäts-Professor. **Weltgeschichte.** 3. verbesserte Aufl. Lieferung 9—14. Graz und Leipzig 1890. Verlags-Buchhandlung Styria. Preis der Lieferung 85 Pfg. Wir müssen wiederholt betonen, daß „Weiß' Weltgeschichte" eine hervorragende Erscheinung auf geschichtlichem Gebiete ist. Wenn bisher etwas den Interessenten von der Anschaffung abhalten konnte, so war es die Besorgniß, allzulange auf die Fortsetzung warten zu müssen. Die schnelle Ausgabe der einzelnen Hefte macht auch dieses Bedenken hinfällig, und so wünschen wir, daß das gediegene Werk seinen Weg finden möge.

Freunden eines christlichen Zimmerschmuckes empfehlen wir angelegentlichst das Kunstblatt: **Der Kreuzweg unseres Herrn Jesu Christi,** erschienen im Verlag von Friedrich Pfeilstücker, Berlin. — Die Verlagshandlung dieses Kunstblattes hat sich mit der Herausgabe ein wirkliches Verdienst erworben. Nicht wie bisher als die Phantasiegebilde eines christlichen Malers werden hier die 14 Stationen dargestellt, sondern in naturgetreuen Abbildungen nach an Ort und Stelle in Jerusalem gemachten photographischen Aufnahmen. Der fromme Beter kann, wenn er seine Augen auf diese vierzehn Stationen heftet, Schritt für Schritt Unseren Herrn auf seinem Leidenswege begleiten. . . . Hier an dieser Mauer hat der göttliche Erlöser gerastet, und dort auf jenen Stein ist sein heiligstes Blut geflossen. Durch diesen Thorbogen ging er unter der Kreuzeslast und vor jenem Hause ist er niedergesunken. . . . Durch die Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung hindurch, von Geschlecht zu Geschlecht, hat sich die Kenntniß der heiligen Stätten in Jerusalem fortgeerbt; auch aus anderen im Text näher angeführten Gründen ist es nicht zweifelhaft, daß wir die vierzehn Stationen hier vor uns haben, wie sie in der Wirklichkeit aussehen. Welches fromme Gemüth sollte sich bei deren Anblick nicht erwärmen! Das prächtig in Gold- und Farbendruck mit Verzierungen in orientalischem Stil ausgeführte Kunstblatt kostet nur 3 Mark und ist ein Wandschmuck, so schön man ihn sich nur wünschen kann. Der Text dazu, Preis 30 Pfg., enthält außer der Beschreibung noch zahlreiche Abbildungen aus dem Leben Jesu, einen Plan von Jerusalem zu Christi Zeit, eine Abbildung des Christusdorns, Bilder von Bethlehem, Jerusalem, Nazareth, Gethsemane, dem Oelberg u. s. w. — Der hl. Vater hat dem Herausgeber durch Cardinal Rompolla ein sehr schmeichelhaftes Schreiben für die Leistung übermitteln lassen.

Briefkasten der Redaction.

Wir machen besonders auf den Artikel aufmerksam: **„Ein ernstes Wort",** Seite 370. — **Frau M. R., Berlin:** Senden Sie die Altarbekleidung an die ehrw. Frau Oberin von St. Ottilien, Post Türkenfeld, Oberbayern, die Briefmarken an mich. — **T. B. in Hustert:** Heilige Messen übernehmen die Patres gern; senden Sie uns das Geld zur Uebermittlung. — **Nach Schwaz:** Bitte um Adresse. — **M. U., Muggensturm:** Alles bleibt beim Alten. Sie erhalten Ihre Hefte durch A. Riffarth weiter. — **Frau L. S. in U:** Unsere Erzählungen kann jedes Kind genießen. Vielfach sind unsere Hefte für Schulbibliotheken angeschafft, das verdient Nachahmung. — **Frl. Marie A.:** Das Harmonium ist in wenigen Tagen fertig, doch sind uns Beiträge noch recht willkommen. Bis jetzt sind Mk. 685,30 eingekommen. — **Vic. H.:** Besondere Themata anzugeben, ist doch wohl kaum praktisch, da ein Jeder sich dasselbe nach seinem Empfinden wählt. — **An unsere Wohlthäter:** Gaben für bestimmte Zwecke wolle man jetzt nicht mehr an die Redaction, sondern an die **Expedition** des „Gott will es" in **M.-Gladbach** (A. Riffarth) richten. Dort wird alles gebucht und auch die an uns gelangenden Gaben senden wir dorthin. — **J. B., Crefeld:** Nicht angekommen.

Berichtigung. In Nr. 9 steht in der Liste der eingegangenen Gaben: Zweigverein Worbis mit 6 Mk. Das muß heißen: sechszig Mark.

Schluß der Redaction am 5. Juni.

Zur Unterhaltung.

[Nachdruck untersagt.]

Der Schwur.

[1. Fortsetzung.]

Eine Sclavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Nach Raoul de Navery.

2.

Compian schätzte seit langem Garant als seinen besten Freund und die Wahrnehmung, derselbe sei von einem schweren Kummer heimgesucht, betrübte ihn schwer. Garant hatte ihn als armen Knaben in sein Haus aufgenommen, ihm die Handelsgeschäfte gelehrt und ihm schließlich zur Selbständigkeit verholfen. Unter den beiden Männern bestand seitdem ein inniges Band. Der Eine wie der Andere hatte sich aus bescheidenen Anfängen emporgearbeitet, und Garant war Compian stets Vater und Führer gewesen. Garant selbst war nicht verheirathet; er fand sein häusliches Glück im Familienkreise des Schülers, dessen jüngsten Sohn er über die Taufe gehoben. So bestand ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen ihnen, das im Laufe der Zeit sich bewährte und befestigte.

Danach kann man ermessen, welchen Eindruck die Worte Garant's: „Seit ich unglücklich bin", auf Compian machten. Mit beiden Händen ergriff er die des Greises.

Sie unglücklich! Wenn es in meiner Kraft steht, Ihren Kummer zu lindern, sollen Sie nicht ungetröstet von dannen gehen! — Du kannst mir nicht helfen, mein Freund! — Man kann immer etwas bei gutem Willen! erwiderte Compian bestimmt.

Garant schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

So sprechen Sie sich doch aus! rief Compian. Ich sterbe vor Unruhe! Was geht vor? Was ist Ihnen begegnet? — Mein lieber Compian, morgen wird der Name Garant keinen Werth mehr haben am Marseiller Platze! — Ihr Name! Wer soll Ihnen das glauben? antwortete Compian mit ungläubigem Lächeln. — Es ist leider doch so! war die bestimmte Antwort.

Und warum denn?

Weil ich morgen meine Zahlungsunfähigkeit anmelde. — Diese Worte trafen Compian wie ein Blitzschlag. Sie zahlungsunfähig! Unmöglich!

Garant warf Compian einen traurigen Blick zu, einen Blick, der keinen Zweifel daran ließ, daß der alte Mann die Wahrheit gesagt.

Aber wie ist denn das zugegangen? forschte Compian weiter. — Ein Unglück kommt zum anderen. Zwei Bankerotte meiner Geschäftsfreunde, der Verlust eines Schiffes und ein bedeutender Diebstahl hindern mich, meinen Verpflichtungen gerecht werden zu können. — Mein Gott, mein Gott! Und wie viel schulden Sie

denn? — Dreihunderttausend Francs . . . es ist nicht daran zu denken, ein solches Capital irgendwo aufzutreiben, antwortete der Greis mit dumpfer Stimme. — Ich denke doch; haben Sie den Versuch gemacht? — Ja, erwiderte Garant gedrückt. — Wer hat Ihnen denn das Geld verweigert? — Alle, an die ich mich wandte. — Alle? fragte Compian vorwurfsvoll. — Ja, Alle, fünfzigjährige Freunde, Leute, denen ich ehemals selbst Opfer gebracht. Jeder sucht einen Vorwand, um seine Weigerung zu entschuldigen. . . . Ich müßte warten können, ihre Gelder stecken eben in einer Unternehmung. So sagen Alle. Eigennutz, Selbstsucht, Undankbarkeit! Was liegt ihnen daran, ob der Greis zu Grunde geht, wenn sie nur ihr Geld nicht riskiren.

Das ist ja schrecklich! fiel Compian ein. — Ja, schrecklich! Und doch finde ich, daß jene Leute ganz logisch handeln, sehr weise sogar. Narren nur verlassen sich auf die Ehrlichkeit eines Mannes, Dummköpfe lassen weniger das Interesse als das Herz sprechen. Ist es nicht ihr Recht, einen Dienst zu verweigern, und welches Gesetz bestraft sie, wenn ihre Härte einen Unglücklichen in den Tod treibt? Der Alte lächelte bitter bei diesen Worten.

Wann müssen Sie das Geld haben? — Morgen. — Compian warf seiner Frau einen Blick zu. Magdalena drückte ihm die Hand. Beide verstanden sich.

Ich habe Euch gestört, fuhr Garant fort, Ihr saßet im traulichen Kreise und mein plötzliches Erscheinen hat die Kinder verscheucht. Wo ist mein kleiner Lazarus, den ich so oft auf meinen Knieen geschaukelt. Ich bitte Dich, Compian, laß Lazarus kommen! — Wollen Sie ihm Adieu sagen? fragte Compian ernst. — Adieu? . . . Weshalb Adieu? gab der Alte verwirrt zurück. — Können Sie leugnen, an den Tod gedacht zu haben? — Und wenn es der Fall wäre! rief der Rheder; glaubst Du, dessen Lebenslauf bisher keinen Fehler aufweist, ich würde es ertragen, als ein Bankerotteur betrachtet zu werden? Meinen Ruin und meine Ehre als Kaufmann überlebe ich nicht, und ich glaube nicht, daß Du mich deshalb tadeln wirst. — Gewiß würde ich das, alter Freund! — Hättest Du den Muth, zu leben in solcher Lage? — Ich würde mir nie das Recht nehmen, meine Tage abzukürzen. — So urtheilst Du heute. Aber wenn Du einmal wie ich einen verzweifelten Blick auf Alles werfen mußt, was Du verloren, dann wirst Du fühlen, wie das Verhängniß Dich umklammert, wie es Dich mit seinen gräulichen Krallen zerreißt; Du wirst im Kampfe unterliegen und in denselben Abgrund rollen, den ich vor Augen sehe. . . . Ich werde noch etwas Anderes vor Augen sehen, Garant, das Jenseits; und um dort glücklich anzukommen, werde ich mit Gottes Hülfe den Abgrund vermeiden, den Sie als eine Befreiung aus dem Elende, ich aber als den Anfang ewigen Unglücks ansehe.

Der alte Rheder blickte schweigend vor sich hin. — Garant, fragte Compian mit vorwurfsvoller Stimme, seit wann habe ich Ihre Achtung verloren?

Du? Aber ich betrachte Dich fortwährend als den rechtschaffensten Kaufmann von Marseille! — Der Kaufmann dankt Ihnen. — Ich lasse Dir einfach Gerechtigkeit widerfahren. — Und wie beurtheilen Sie denn den Menschen in mir? — Du besitzest ein ausgezeichnetes Herz, eine gerade, aufrichtige Seele.

Und doch betrachten Sie mich als einen Undankbaren! Womit habe ich das verdient? — Dich, Nicolaus, als einen Undankbaren? — Ja, mich! antwortete der Kaufmann stolz. Sie kommen zu mir, um mein Kind, Ihr Pathchen, zu umarmen, und statt mir zu sagen: Compian, ein unvorhergesehener Unglücksschlag hat mich getroffen, ich brauche 300,000 Francs, suche sie mir zu verschaffen, es gilt meine Ehre, mein Leben — statt so zu reden, werfen Sie mich in einen Sack mit jenen falschen Freunden, an deren Thüre Sie vergeblich klopften. Sie erzählen mir Ihr Leid, als ob ich ein Fremder wäre. Und doch habe ich Ihnen nie Veranlassung gegeben, an meiner Freundschaft zu zweifeln. Wenn Sie ruinirt sind, so verfügen Sie über mein Vermögen.

Der alte Mann wich einen Schritt zurück. Dein Vermögen! — Wer hat den Grund dazu gelegt? Wer anders als Sie sind der Urheber desselben? — Nein, Compian, Du allein. Mit Fleiß und Rechtlichkeit hast Du es Dir erworben. — Nach Ihrer Anleitung. Ich war ein armer Junge, Sie haben mich gelehrt, wie man reich wird, haben mich eingeweiht in die Geschäfte, mich unterstützt durch Beispiel und Rathschläge. Als Waise fand ich in Ihnen einen zweiten Vater. . . .

Der alte Mann zitterte vor Aufregung bei dieser Erinnerung.

Ja, Sie waren mir ein Vater, Sie liebten mich, wie ich Sie bis heute geliebt und verehrt habe. Ihre Fürsorge ging so weit, daß Sie mir die Mittel lieferten, mein eigenes Handelshaus begründen zu können. Als ich Magdalena zum ersten Male gesehen, dank Ihrer Fürsprache, begriffen Sie sogleich, daß sie wie keine mich glücklich machen würde; Sie baten um ihre Hand für mich und Ihnen wurde gewährt, was mir vielleicht versagt worden wäre. Der Segen, den Sie dem jungen Paare mitgaben, hat Wunder gewirkt, unser Vermögen hat sich vergrößert, so zwar, daß ich eben, bevor Sie eintraten, meinen Kindern mittheilte, daß ich nicht mehr auf See gehen wollte. Jetzt halte ich diesen Entschluß nicht mehr aufrecht. Sie sind in Noth, ich erstatte Ihnen zurück, was ich schulde; ich setze mein arbeitsames Leben fort, und der Gedanke, Sie aus der Verlegenheit gerissen zu haben, wird meinen Muth verdoppeln.

Recht so, Nicolaus! stimmte Magdalena bei. — Garant antwortete nichts; die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Er wehrte mit beiden Armen ab, während sich seine Augen mit Thränen füllten.

Wie, Sie weigern sich! rief Nicolaus. Ich bestreite Ihnen das Recht dazu. Es handelt sich nicht darum, einen Menschen dem Unglück zu entreißen, sondern ich will auch verhindern, daß der Handel Marseille's einen schweren Schlag erhält! Ein Bankerotteur unter unseren Rhedern, ein Kaufmann, dessen Name in Indien guten Klang hat, zahlungsunfähig! Die Unterschrift eines Christen entwerthet, damit die Muselmänner von Alexandrien, Tripolis und Tunis sich berechtigt glauben, uns noch mehr zu beschimpfen und uns ins Gesicht zu speien! Nein, so wahr ich den ehrlichen Namen Compian trage, das gebe ich nicht zu! . . . Und was hindert Sie, mein Anerbieten anzunehmen? Sollen zwei Freunde sich nicht mehr aushelfen dürfen? Ich leihe Ihnen die fehlende Summe, Sie führen Ihre Geschäfte fort, die erwarteten Schiffe kommen an . . . und selbst wenn sie ausbleiben, wenn Sie nie im Stande sein würden, den Betrag zurückzuzahlen, so würde ich den Verlust nie bedauern.

Du bist ein edler Mensch, Compian! — Also nehmen Sie an? — Ich danke Dir. — Gut, das wäre abgemacht. — Ich danke, aber ich verweigere die Annahme, protestirte Garant. — Immer noch? — Immer; ich denke an Deine

Kinder. — Meine Kinder werden eines Tages reich genug sein, beruhigte Compian — Und ich will sie nicht arm machen, gab Garant zurück. — Victor wird arbeiten wie ich. — Und Martha? — Ihr bleibt eine Mitgift von 100,000 Francs, das genügt für eine Bürgerliche, die bescheiden und vernünftig ist. — Und Lazarus? fragte Garant weiter. — O, für den gehe ich wieder aufs Meer. — Du wolltest doch bei Deiner Familie bleiben. — Ich werde später noch Zeit finden, mich auszuruhen. — Es scheint mir aber ein Verbrechen, von Deiner Großmuth Gebrauch zu machen.

Magdalena, wandte sich Compian an seine Frau; ich werde nicht Herr über ihn. Vorhin hast Du mich besiegt, versuche es nun einmal, auch unseres Freundes Bedenken zu beseitigen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, seine Ehre bedroht zu sehen. — Magdalena trat auf den alten Rheder zu, legte ihre Hände auf seine Schultern und blickte ihn mit ihren treuen Augen eindringlich an. Herr Garant, sagte sie, Ihnen verdanken wir unser Glück und seit zwanzig Jahren sind Sie fast täglicher Gast in unserem Hause. Wollen Sie nun, daß wir in Zukunft erröthen müssen, wenn man von Ihnen als dem bankerotten Geschäftsfreunde meines Mannes spricht? Gegenüber Nicolaus blieben Sie unbeugsam, können Sie auch den Bitten einer Frau widerstehen?

Mein Gott, mein Gott! Was sind das für Leute! rief Garant aus. Sie bitten mich, sie zu ruiniren, wie Andere verlangen würden, daß man sie bereichere. — Alles kommt darauf an, wie man die Sache betrachtet, meinte Compian. — Mir scheint, daß, wenn wir wirklich ein Opfer bringen, Gott es unseren Kindern zu Gute kommen lassen wird, unterstützte Magdalena ihren Gatten. Compian erinnerte sich an die Tactik seiner Frau ihm gegenüber, er ging zur Thüre des Nebenzimmers und rief seinen Jüngsten. Das Kind, müde vom Spielen, hatte sich auf Marthas Schoße niedergelassen und sich in Schlaf wiegen lassen. Als der Vater nun rief, legte Martha den Finger auf den Mund, erhob sich und trat ernst wie eine junge Mutter mit ihrer schweren Bürde zu Garant und den Eltern.

Lazarus erwachte unter der Liebkosung seines Pathen. Sogleich legte er sein Aermchen um den Hals des alten Mannes. O Pathe, lieber Pathe, welch einen schönen Traum habe ich gehabt! — Nun, Lazarus, was träumte Dir denn? — Mir träumte, Du suchtest am Meeresufer lauter kleine Steinchen zusammen, ganz viel, und in Deiner Hand wurden sie lauter Gold. — Garant lächelte. — Das bedeutet, bemerkte Compian, daß unser Geld in Ihren Händen reiche Zinsen tragen wird. Was zögern Sie also noch? — So geben Sie doch nach, drang Frau Compian in den Alten. — Pathe, thut, was meine Mutter sagt, Mutter hat immer Recht, schmeichelte der Knabe.

Der alte Rheder hielt es nicht länger aus, weinend gab er seinem jüngeren Freunde die Hand. — Endlich! Aber das war ein heißer Kampf! Da würde man ja fast noch rascher mit Ben Sadoc fertig! lachte Compian. — Gott behüte Dich und Deine Schiffe vor dem Burschen! sagte Garant, während seine Stirn sich in bedenkliche Falten zog.

Beide Männer zogen sich nun ins Comptoir zurück, das Garant bald darauf verließ, das Herz erfüllt mit Dankbarkeit, den Geist aber bedrängt von unheilschweren Ahnungen.

3.

Es war in Marseille kein Geheimniß geblieben, daß das Handlungs- und Bankhaus Garant sich in bedrängter Lage befinde. Eines seiner Schiffe war mit der ganzen Ladung auf hoher See zu Grunde gegangen, ein anderes verschwunden, wahrscheinlich von Piraten gekapert, mehrere andere hätten bereits eintreffen müssen und man bangte um ihr Schicksal; dazu bedeutender Verlust in Folge des Bankerotts eines großen Hauses, diese Nachrichten liefen von Mund zu Mund. Die Freunde betrübten sich darüber, die Neider — welcher reiche Mann hätte deren nicht! — jubelten im Stillen über seinen unvermeidlich scheinenden Sturz. Während der so hart Betroffene sich der Familie Compian anvertraute, unterhielten sich die Neugierigen und Müßigen über die bevorstehende Katastrophe und jeder Betheiligte nahm sich vor, am nächsten Morgen seine eingelegten Gelder zurück zu fordern. In Folge dessen harrte bereits vor Oeffnung der Bank eine dichte Menge vor Garant's Hause. Während in diesen Gruppen die Unzufriedenheit wuchs, trat Compian durch eine Hinterthüre bei seinem Freunde ein. Garant war bereits aufgestanden. Man hätte annehmen können, daß er eine ziemlich ruhige Nacht verbracht hätte, nachdem er am Abend vorher Hülfe gefunden. Aber das Gegentheil war der Fall gewesen; ein fieberhafter Schlummer führte ihm beständig die trübsten Bilder vor Augen. Er selbst war gerettet, aber durch seine Schuld wurde vielleicht der Wohlstand einer ganzen Familie vernichtet. Er empfing Compian mit trüber Miene. Hörst Du draußen diese Menge? fragte Nicolaus. Man könnte sie mit Haifischen vergleichen, die nach einem Leichnam schnappen! Pfui über diesen Eigennutz! Die Aengstlichen sind oft noch gefährlicher als die Schurken. Wenn eine Panik, wie diese, acht Tage auf dem solidesten Hause lastet, muß es zusammenstürzen wie ein Kartenhaus.

Das kann nicht anders sein, antwortete Garant; der Credit spielt eine große Rolle bei kaufmännischen Unternehmungen; geht er verloren, ist Alles aus. Stopfe den Raben den Schnabel! fuhr Nicolaus fort, während er ein Goldsäckchen nach dem andern aus den weiten Taschen seines Mantels zum Vorschein brachte und auf den Tisch legte. Garant ließ ihn gewähren, aber das blinkende Gold entlockte seinem Auge keinen Freudenstrahl. Noch ist es Zeit, sagte er ernst. — Zeit? wofür? fragte Compian erstaunt. — Dein Geld wieder einzupacken und nicht ein Opfer zu bringen, was Dir und den Deinen theuer zu stehen kommen kann, erklärte Garant. — Ach, so gehe doch! Die Nacht hat Dir schlechten Rath gebracht, der glücklicherweise zu spät kommt. Die Meute bellt vor Deiner Thüre, sie lauert auf Fütterung. Gehe, wenn Du es wagst, setze Dich diesen gehässigen Blicken aus, ertrage die Beschimpfungen, die man Dir ins Gesicht schleudern wird!

Und Compian zog seinen Freund nach dem Fenster und riß es auf. Garant fuhr erschreckt zurück. Draußen wuchs die Unzufriedenheit wie die Fluth des Meeres. Es schlug 10 Uhr und die Thüre blieb immer noch verschlossen. Die Grabesstille dieses Hauses erschien bezeichnend; jeder fürchtete, der Concurs sei bereits ausgebrochen. Compian verschloß das Fenster. Garant, in einen Sessel gesunken, gebrochen und vernichtet, die Hände krampfhaft gefaltet, weigerte sich, das Gold anzutasten. Endlich stand er auf, nahm ein Stück Pergament und schrieb einige Worte darauf, unterzeichnete und reichte das Blatt Compian.

Nikolaus warf einen flüchtigen Blick darauf und zerriß es. Wenn Du mir das Geld zurückgeben kannst, wirst Du es ohnehin thun, und wenn es Dir unmöglich ist, so schenke ich es Dir, sagte er stolz.

In diesem Augenblicke wurde leise an die Thür geklopft. Herein! rief Garant mit erstickter Stimme. Es war Granger, der alte Cassirer. Was soll ich thun, Herr? fragte er zaghaft. Aber ehe Jener ihm antworten konnte, fiel sein Blick auf den Haufen Gold. Ein Freudenschrei entfuhr ihm, er streckte beide Hände nach den Louisd'or und Doppellouisd'or aus und „Gerettet! Gerettet!" kam es über seine zitternden Lippen. Dann sprang er hinaus, zog den schweren Riegel vor der Thüre zurück, öffnete und ließ die Menge ein.

Jeder wollte der Erste sein. Geduld, meine Herren, Einer nach dem Anderen; ein Jeder soll befriedigt werden. Und damit nahm Granger ein Papier, das ihm der Erste entgegenstreckte. — Tausend Livres! murmelte er; es ist der Mühe werth, darum eine solche Gebühr zu machen.

Nachdem er das Geld verabfolgt, nahm er eine zweite Note. Fünfzigtausend Livres, Johann! rief er laut. Die Rollen Gold flogen auf den Tisch und reihten sich an einander. Jetzt warfen sich die Gläubiger erstaunte Blicke zu. Sie waren gekommen in der Meinung, daß es hohe Zeit sei, noch etwas zu retten, und fürchteten jetzt einen dummen Streich zu begehen, indem sie ihre Capitalien einem Rheder entzogen, der so pünktlich gute Zinsen zahlte. — Elftausend Livres, sagte der Folgende, aber ich weiß nicht, fügte er hinzu, ich könnte das Geld auch wohl stehen lassen. — So hätten Sie nicht kommen sollen, um es zurückzuziehen, mein Herr! . . . Johann, elftausend Livres! . . . Wir haben heute dreihunderttausend auszuzahlen, die Zeit ist kostbar. Adieu! — Der gute Mann nahm mit verdrießlicher Miene die Summe und trollte sich, ärgerlich, daß er dem Gerüchte über die Zahlungsunfähigkeit Garant's Glauben geschenkt. — Ein fünfter bat mit verbindlichem Lächeln, eine Summe von vierzigtausend Livres anzunehmen. Er gehörte offenbar zu den näheren Freunden Garant's, denn nachdem er den Depositenschein erhalten, fragte er:

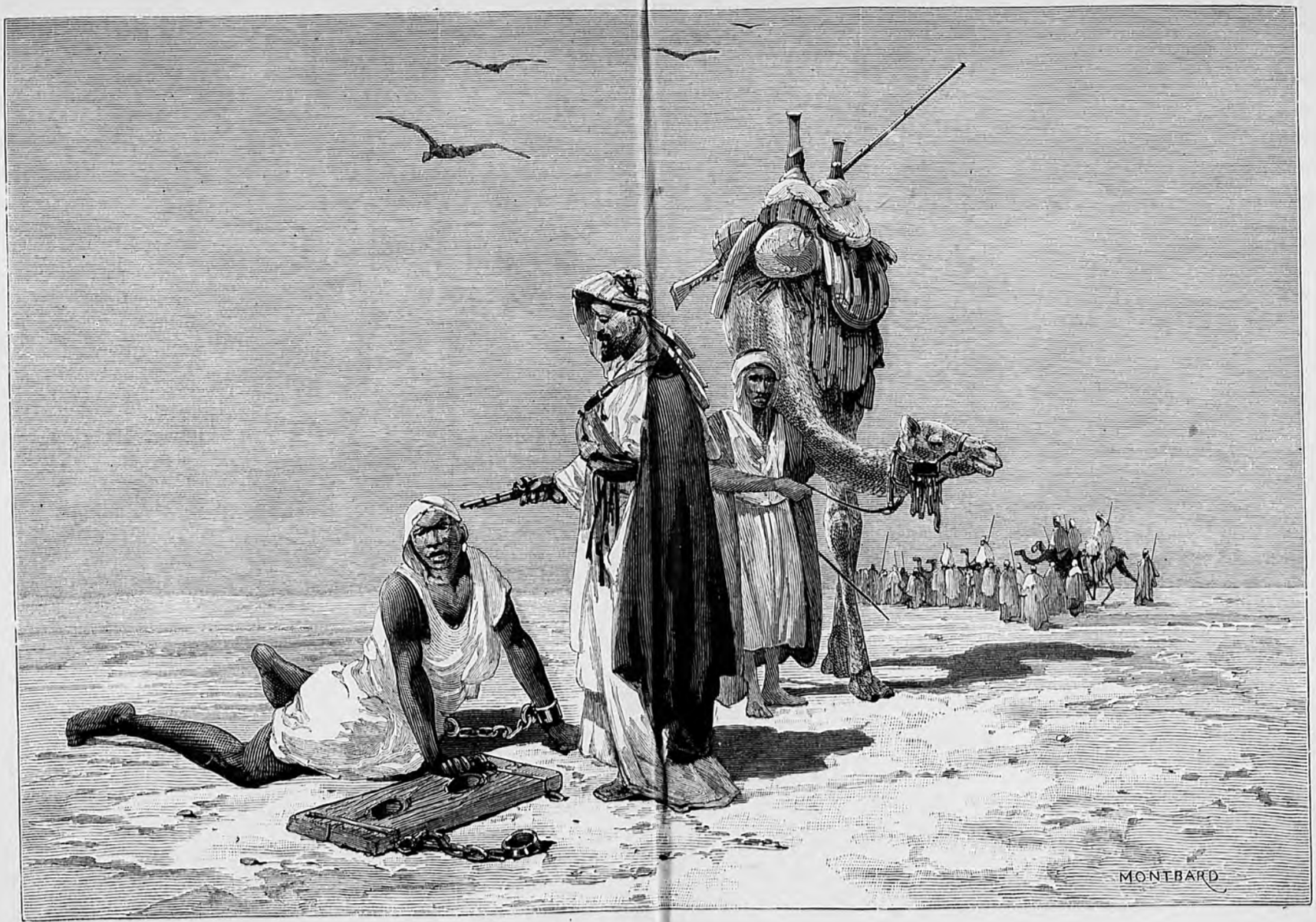
Wann könnte ich den Rheder sprechen? — Heute Vormittag schwerlich, mein Herr; er verhandelt eben mit Herrn Compian über eine große Unternehmung, war die Antwort. — Besten Dank, Herr Granger, Ihr Diener! — Ich empfehle mich Ihnen, Herr Simonis.

Während der Alte so ein Geschäft nach dem anderen erledigte, verabschiedete sich Compian von seinem Freunde. Kaum hatte sich die Thüre hinter Letzterem geschlossen, als der Rheder sich zum Schreiben niedersetzte. Einige Minuten flog die Feder über das Pergament. Dann las er das Schriftstück sorgsam durch, unterzeichnete es, drückte sein Siegel bei und schrieb auf den Umschlag: „Dies ist mein Testament, zu Händen des Consuls ***." Nun erst athmete er erleichtert auf. Hoffentlich werden Compian's Kinder durch seine Großmuth keinen Schaden leiden, murmelte er vor sich hin. —

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: W. Helmes in Münster.

Druck der Coppenrath'schen Buchdruckerei in Münster.



Ein Wüstendrama.

Gott will es!

An eine Missionsschwester.

Du willst von dannen zieh'n und nimmer kehren
Ans Heimatland, wo deine Wiege stand, zurück?
Wir können's dir, wir wollen's dir nicht wehren,
Denn weit, im dunklen Erdteil, winkt dein Heil, dein Glück.
Ein schweres Werk harrt deiner noch hienieden —
Du treue Magd des Herrn, zieh' hin in Frieden!

Die hohe Palme hebet auf zum Himmel
Die Blätterkrone; fest umschlinget grün Gerank
— Ein Unterschlupf der Vögel bunt Gewimmel —
An luft'gen Ketten all die Stämme schwank und schlank,
Und drüber hin die Sonne brennt und glühet,
Und alles rings in tausend Farben sprühet!

Da horch! Des fernen Glöckchens Silbertöne
Erschallen durch die Stille und die klare Luft,
Auf daß es durchs Gebet den Herrn versöhne
Für all die Greul, löst es den Christ aus Thal und Kluft,
Und in die Herzen ist der Klang gedrungen,
Die jüngst des Heilands Lehre erst bezwungen.

Und rings die schwarzen Kinder Christi eilen
Ans Kirchlein, das so einsam unter Palmen steht:
O, laßt uns euer frommes Beten teilen
Durch das ihr heiß um Gottes Huld und Gnade fleht —
Ihr schwarzen Brüder dort im fernen Süden
Im Beten lasset nimmer uns ermüden!

Für alle die verstockten schwarzen Herzen,
Die nicht wie ihr sich gaben in des Heilands Hut —
Für eure Lehrer, die mit tausend Schmerzen
Den Weg zu euch sich suchten, ach, durch fließend Blut,
Verkündend des Erlösers Wort hienieden . . .
. . . Du hast den besten Teil erwählt, zieh' hin in Frieden!

R. G.

Die afrikanische Bewegung

tritt in ihr drittes Jahr. Zwei Jahre sind vergangen, seitdem Kardinal Lavigerie im Auftrage des Papstes seine ganz Europa aufregenden Reden hielt, jene Reden, welche überall tiefe Entrüstung hervorriefen und damit die Anregung gaben, endlich einmal auch an die unglücklichen Mitmenschen in Afrika zu denken. Neben großer Begeisterung, besonders im katholischen Volke, machte sich aber auch der Geist des Widerspruches, um nicht zu sagen des Hasses geltend, und es fehlte nicht an Bitterkeit, unter welchen der hehre Kirchenfürst schwer litt. Aber er hat Recht behalten und die Ereignisse des letzten Jahres bestätigen seine Ansicht, daß dem Sklavenraube und Sklavenhandel beizukommen ist, wenn man ernstlich Hand anlegt.

Deutschland, veranlaßt durch den ostafrikanischen Aufstand, ist allen Mächten mit leuchtendem Beispiele vorangegangen, seine Erfolge erregen die Bewunderung, teilweise auch den Neid der übrigen Kolonialstaaten. Möchten dieselben nun auch zur Nachahmung, zum entschiedenen Vordringen reizen.

Major Wißmann weilt, wenn unsere Leser dieses Heft erhalten, auf heimischen Boden. Wir begrüßen ihn herzlichst, und sparen nicht mit unseren Glückwünschen zu den erzielten Erfolgen. Er hat seine Aufgabe glänzend gelöst, der Norden des Küstenlandes ist endgültig unterworfen und der Ausbau der Forts vollendet, die Verwaltung organisiert und die Schutztruppe in militärischer Beziehung so herangebildet, daß sie selbst in Deutschland vor den strengen Augen eines Offiziers würde bestehen können; die rebellischen Städte des Südens sind erobert, die Empörer vertrieben und die Forts in der Einrichtung begriffen, welche verhüten sollen, daß die wilden Stämme des Hinterlandes die Städte bedrängen und die arabischen Sklavenhändler ihre uralten Pfade hier wieder ausmünden lassen können. Als ruhmgekrönter Sieger kehrt Wißmann zurück, nachdem er über ein Jahr unter den aufreibendsten Verhältnissen in unermüdlicher Thätigkeit seiner großen Aufgabe, den Sklavenhandel zu unterdrücken und die deutschen Interessen zu schützen, sich hingegeben hatte. Besonders wir Mitglieder des Afrika-Vereins müssen ihm dankbar sein, denn von seiner persönlichen Thätigkeit hing das meiste ab, er hat geleistet, was kein Kenner der ostafrikanischen Verhältnisse zu hoffen wagte.

Welchen Wert seine Erfolge speziell für unseren Zweck, für die Unterdrückung des Sklavenhandels haben, darüber äußert er sich in einem Berichte an die Regierung vom 1. Mai d. J. selbst folgendermaßen:

„Wie unzureichend zur Verhinderung des Sklavenexportes die bloße Überwachung der Küste durch Fahrzeuge der Reichsmarine ist, beweist der Umstand, daß, obgleich englischerseits seit 10 Jahren Sklavenüberwachungsschiffe an der Insel stationiert waren, der Export doch nichtsdestoweniger bis zur Besetzung

der Küste durch die Schutztruppe fortgesetzt wurde. In ganz Afrika fand der Hauptexport von Sklaven auf der Strecke von Lamu im Norden bis zum Zambesi im Süden statt. Nördlich an der Küste der Somali war der Export ein bei weitem geringerer, hauptsächlich wohl deshalb, weil die Somali und Abessynier aus dem Innern kommende Sklaven selbst absorbierten.

Deutschland hat den größten Teil der vorher erwähnten Küste besetzt und damit die moralische Verpflichtung übernommen, gegen den die innerafrikanischen Länder entvölkernden Handel vorzugehen. Das Verhältnis der aus Afrika ausgeführten Sklaven zu denen, die in den Küstenländern aufgekauft werden, ist heutzutage schon ein geringes. Der Plantagenbau, der von Arabern und arabisierten Küstenleuten ausgeführt wird, ist demjenigen auf Zanzibar und Pemba mindestens gleichstehend an Bedeutung, so daß auch der Sklavenverbrauch, der den Arabern bis zum heutigen Tage allein den Plantagenbau ermöglicht, ein entsprechender ist. Es ist also die Küste einmal der Sammelpunkt zum Export bestimmter Sklaven und andererseits verbraucht die Küste selbst ein großes Kontingent.

Aus diesen Gründen ist offenbar der wirksamste Punkt, die Sklavenwirtschaft zu unterbinden, die Küste selbst. Die Erfolge, die das Reichskommissariat in dieser Richtung bis heute erzielt hat, sind große. Ich erwähne, um dies am besten darzulegen, den Punkt, daß mir Eingeborene, Araber und Küstenleute, die sich besonders mit dem Sklavenhandel befaßten, zur Bestrafung ausgeliefert haben. Wenn wir überall erst soweit gekommen sind, daß sich die Eingeborenen an uns um Schutz wenden und daß wir diesen Schutz zu gewähren stark genug sind, dann wird auch von keiner Seite mehr gewagt werden, Sklaven zu fangen und zu transportieren. Die Sklavenjagden zu unterdrücken kann uns nur dadurch gelingen, daß wir den Transport derselben zur Küste und den Handel damit unmöglich machen. Gejagt werden die Sklaven in den unglücklichen Gegenden, wo sich der Eingeborene nur mit Speer und Bogen gegen die unmenschlichen Räuber wehren kann. Um in diesen Ländern den gejagten Eingeborenen Schutz zu gewähren, müßten wir durch eine Reihe von Stationen eine Verbindung bis in jene weiten Gebiete hinein ermöglichen. Diese Länder liegen fast ausschließlich innerhalb der Grenzen des Kongostaates, aber der Abzug der gejagten Sklaven geht fast ausschließlich nach Deutsch-Ostafrika und wird über einige ganz bestimmte Straßen geleitet, an denen sich die Sklavenhändler Stützpunkte geschaffen haben, wie Tabora und Ujidji. Tabora ist der bedeutendste Knotenpunkt solcher Straßen. Die im Nordwesten des Viktoriasees zusammengetriebenen Sklaven, die aus dem Innern des Kongostaates kommenden (die bei weitem größte Zahl), und viele, westlich vom Nyanza-See gejagte treffen auf ihrem Wege nach der Küste in Tabora zusammen, und ist daher dieser Ort der wichtigste zur Überwachung. Der nächstbedeutende Punkt Cinja liegt an den drei großen Seeen, und würde mit der Überwachung dieser, die hier durch ein bewaffnetes kleines Dampffahrzeug außerordentlich erleichtert wird, von Deutschland aus alles gethan sein, was sich gegen diese afrikanische Pest überhaupt thun läßt und, was mehr sagen will: es würde zweifellos von Erfolg gekrönt sein.

Bis jetzt habe ich nur eine Station und einen Beobachtungsposten im Innern errichten können, die erste ist Mpwapwa, der Engpaß, durch den die größte afrikanische Sklavenkarawanenstraße hindurchführt, und wo ich auch imstande bin, mit Gewalt meine Maßnahmen zu unterstützen. Der andere am Kilimandscharo ist vorläufig nur ein Beobachtungsposten, da es mir meine Mittel nicht erlauben, auch hier eine entsprechende Truppe zu stationieren. Aus den im Eingange dieses Berichts angeführten Gründen und weil ich von der Küste aus die Sklavenjäger durch Überwachung des Imports von Waffen und Munition schwächen kann, ist jedenfalls die Besetzung der Küste zunächst der wichtigste Schritt.

Es sind die Araber, als welche man mit einem Worte die Partei der Sklavenjäger bezeichnen kann, durch solche Maßnahmen schon jetzt geschwächt. Ihr Ruf der Unüberwindlichkeit ist nach den Vorgängen an der deutschen Küste zerstört und dadurch am besten ein weiteres Vorgehen gegen das Innere vorbereitet und die Unterdrückung dieses schrecklichen Menschenhandels in Wege geleitet, die zum Erfolge führen müssen, wenn ihr natürlicher Fortgang nicht durch Entziehung der notwendigsten Mittel unterbrochen wird."

In Vorstehendem ist der Plan Wißmanns für die Zukunft gegeben. Ohne Zweifel wird er seinen Aufenthalt in Deutschland benutzen, um die Erlaubnis und die Mittel zur Fortsetzung seiner Unternehmungen bis an die großen Seeen zu erhalten, denn ohne dieses Vordringen würde das Küstenland für uns nur sehr geringen Wert besitzen, der Sklavenhandel in Ostafrika wäre nicht zu beseitigen.

Daß Wißmann seine kriegerische Aufgabe voll und ganz lösen wird, daran zweifeln wir nicht, und deshalb können wir mit Zuversicht und Ernst an die Lösung der vornehmlich dem Afrika-Vereine obliegenden gehen. Bereits ist an Stelle der zerstörten Mission von Pugu eine neue in dem wichtigen Küstenorte Dar-es-Salaam erstanden und eben jetzt befinden sich Missionare und Schwestern von St. Ottilien auf dem Wege dorthin. Aber das ist nur ein Anfang. Die Missionsstationen müssen in rascher Folge aus dem Boden hervorwachsen, alljährlich müssen neue Missionare nach Ostafrika gesandt werden, teils zur Verstärkung der bereits dort wirkenden, teils zum Ersatze für jene, welche allzufrüh den Beschwerden und dem Einflusse des Klimas erliegen. Das können wir aber nur, wenn in Deutschland selbst Anstalten erstehen, in welchen, gleichwie in St. Ottilien, seeleneifrige junge Leute sich für den schweren Beruf vorbilden können. Eine solche Anstalt zu errichten, hat neulich der hl. Vater angeregt, und diese Angelegenheit wird, so viel wir wissen, auf der Konferenz der deutschen Bischöfe in Fulda weiter verfolgt werden. Als Ort für dieselbe ist in erster Linie Münster i. W. in Aussicht genommen, und was die Lehrkräfte angeht, so gehen wir schwerlich irre, wenn wir annehmen, daß der Wunsch, die Anstalt dem hochverdienten Orden der Patres vom hl. Geiste zu übergeben, in den maßgebenden Kreisen ein sehr lebhafter ist. Es fragt sich nur, ob die

Reichsregierung gewillt ist, das Verbannungsedikt, welches diesen Orden im Kulturkampfe getroffen hat, aufzuheben. Wiederholt hat Excellenz Dr. Windthorst eine Lanze für denselben eingelegt, wiederholt haben die Regierung und ihre Vertreter den Patres das uneingeschränkteste Lob gespendet, aber es besteht noch das Reichsgesetz, wonach die Jesuiten und „verwandten Orden" vom deutschen Boden ausgeschlossen sind. Mißgunst gegen die Katholiken und der Neid bornierter Professoren haben die Thätigkeit dieses Ordens gelähmt. Wird die Gerechtigkeit und Vernunft jetzt zur Geltung kommen, wird man Leute, deren Dienste man in Afrika gern in Anspruch nimmt, denen man nur Gutes nachsagt, noch fernerhin mit der schweren Strafe der Verbannung aus der eigenen Heimat belegen?

Diese Frage wird sehr bald beantwortet werden. An Herrn Major Wißmann aber richten wir die Bitte, seiner Wertschätzung dieses Ordens an geeigneter Stelle unverhohlen Ausdruck zu geben. Suum cuique!

Wichtige Abmachungen

sind zwischen Deutschland und England in betreff der beiderseitigen Grenzen in Afrika getroffen. Wir geben dieselben nach Mitteilung des „Reichanzeigers" wieder:

1) Die deutsche Interessensphäre in Ostafrika wird begrenzt, a. im Süden: durch eine Linie, die von der Mündung des Rokura im Westen des Nyassa-Sees bis zur Mündung des Kilambo im Süden des Tanganjika-Sees führt, b. im Norden: durch eine Linie, welche längs dem 1. Grad südlicher Breite vom Westufer des Viktoria-Nyanza bis zum Kongostaate führt und den Berg Msumbiro südlich umgeht. Zwischen dem Nyassa-See und dem Kongostaate, zwischen Nyassa-See und Tanganjika-See, auf dem Tanganjika-See und zwischen dem letzteren und der nördlichen Grenze der beiderseitigen Interessensphären wird der Verkehr für die Unterthanen und die Güter beider Nationen von allen Abgaben frei bleiben. In den beiderseitigen Interessensphären wird den Missionen beider Staaten Kultus- und Unterrichtsfreiheit gewährt. Die Unterthanen des einen Staates sollen in der Interessensphäre des anderen bezüglich der Niederlassung und des Handels die gleichen Rechte genießen, wie die Unterthanen des Staates, welchem die Interessensphäre angehört. England wird seinen ganzen Einfluß aufbieten, um den Sultan von Zanzibar zur Abtretung des von ihm der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verpachteten Küstenstrichs an Deutschland zu bewegen. Für diesen Fall wird deutscherseits dem Sultan eine billige Entschädigung für die ihm entgehende Zolleinnahme gewährt werden. 2) Die Grenze zwischen der deutschen und englischen Interessensphäre in Südwest-Afrika führt von dem in früheren Übereinkommen verabredeten Punkte aus längs dem 22. Grad südlicher Breite nach Osten bis zum 21. Längengrad, von da nach Norden längs

diesem Grade bis zum Schneidepunkt desselben mit dem 18. Grad südlicher Breite und von da nach Osten längs dem Tschobiflusse bis zu dessen Mündung in den Zambesi. 3) Die Grenze zwischen dem deutschen Togogebiete und der englischen Goldküstenkolonie soll entsprechend dem deutschen Vorschlage durch eine Linie gebildet werden, welche die streitige Landschaft Krepi in der Weise durchschneidet, daß der nördliche Teil mit Kpandu an Deutschland, der südliche Teil mit Peki an England fällt. 4) Deutschland überträgt England seine Schutzherrschaft über Witu und das Somaliland im Norden der englischen Interessensphäre. 5) Deutschland giebt seine Zustimmung, daß England über das Sultanat Zanzibar, mit Ausnahme des der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verpachteten Küstenstrichs, das Protektorat übernimmt.

Damit ist der Widerstreit zwischen den Kolonialpolitikern Deutschlands und Englands beendet. Wer hoffte, Deutschland werde über seinen bisherigen Besitz weit hinausgehen, Uganda oder gar den Sudan noch für sich beanspruchen, mag einigermaßen enttäuscht sein, denn fast alles, was über unsere bisherige Interessensphäre hinausgeht, überlassen wir England. Auch das Wituland, das Somaliland und die Insel Zanzibar fallen der englischen Oberhoheit zu. Wir selbst sind, offen gesagt, ganz zufrieden mit dieser Beendigung des Streites; unsere Gebiete geben uns für wenigstens ein Jahrhundert zu schaffen, und vom Standpunkte der Gegner der Sklaverei ist es gleichgültig, wer die Zivilisierung jener Gebiete in die Hand nimmt, die Hauptsache ist, daß etwas geleistet wird. Zudem haben sich die Engländer stets sehr wohlwollend gegen unsere Missionen gezeigt, wir freuen uns deshalb ganz besonders, daß im Artikel 1 ausdrücklich die volle Religions- und Unterrichtsfreiheit in den Gebieten beider Länder festgesetzt ist. Jetzt kann von einer Beschränkung unserer Missionsthätigkeit durch Einrichtung von Jagdgehegen nach dem Antrage des protestantischen Pastors Stöcker keine Rede mehr sein.

Aus St. Ottilien

erhalten wir die Mitteilung, daß die am 8. Juni von dem hochw. Herrn Pater Amrhein feierlich ausgesandten Mitglieder des Missionshauses: 1 Pater, 5 Brüder und 9 Schwestern nach Marseille abreisten und dort am 12. Juni nachmittags die Seefahrt antraten. Die ehrw. Mutter Oberin begleitete ihre Töchter bis zum Schiffe. Diese gottgeweihten Personen sind bekanntlich für Dar-es-Salaam bestimmt, wo der apostolische Präfekt P. Bonifatius zwei Klöster aus den halb ruinierten Sultanspalästen daselbst hergestellt hat, eins für die Missionare, das andere für die Missionsschwestern. Diese Niederlassung in Dar-es-Salaam soll zum Ausgangspunkte künftiger Missionen im Innern Afrikas gemacht werden, die Verbindung derselben mit den europäischen Postschiffen vermitteln und zur Aufnahme und

Acclimatisation der kommenden Missionare dienen. Bekanntlich hat der protestantische Missionar Schremer, der vor dem Kriege daselbst eine jetzt zerstörte Missionsstation gegründet hatte, gegen die Niederlassung der St. Benediktus-Missionsgenossenschaft beim Auswärtigen Amte in Berlin Einspruch erhoben, ohne allen rechtlichen Grund, da in einer großen Hafenstadt, wie Dar-es-Salaam in Bälde sein wird, Missionare verschiedener Konfessionen eben so gut neben einander existieren können, wie in Zanzibar, wo verschiedene katholische und protestantische Missionsanstalten in allem Frieden nebeneinander wirken.

Wir können ferner mitteilen, daß das durch die Freigebigkeit unserer Leser und Leserinnen gestiftete Harmonium fertig ist und in diesen Tagen ebenfalls nach Dar-es-Salaam abgeht. Sicher wird dasselbe dort große Freude erregen. In der nächsten Nummer bringen wir mehr über das Instrument, inzwischen bitten wir zur Deckung des Restes der Kosten noch ferner um freundliche Beiträge.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 2. Juni 1890.

In meinem Aprilbriefe habe ich Ihnen die Unterwerfung Bana Heris gemeldet. Aber Bana Heri hat seine Friedensbedingungen gestellt, dieselben, die er übrigens schon zu Beginn des Krieges aufstellte. Er nimmt seine frühere Stellung in Saadani wieder ein, jetzt aber als von den Deutschen eingesetzter Gouverneur. Er wird dort wie früher die Gerichtsbarkeit ausüben, während die Deutschen die Zölle erheben — kurz, er hat sich sehr ehrenvoll aus der Affäre gezogen. Offenbar hat Major Wißmann, der ein durchaus vernünftiger Mann ist, sehr weise gehandelt, daß er mit Bana Heri diesen Frieden schloß. Ohne Zweifel würden die Deutschen auch auf andere Weise mit ihm fertig geworden sein, aber die Eingebornen haben sich zur Genüge von der Überlegenheit der deutschen Waffen überzeugt, wozu also weiteres Blutvergießen und weitere Aufregungen? Wir sprechen deshalb den deutschen Behörden unsere vollste Anerkennung aus, daß sie zur rechten Zeit einen beide Teile befriedigenden Friedensschluß herbeiführten.

Nachdem Bana Heri sich unterworfen, war die Bekämpfung des Restes der Aufständischen nicht viel mehr als eine Formalität. Deshalb haben Kilwa und Lindi auch kaum Miene gemacht, sich zu widersetzen. Die ganze Küste ist ruhig. Herr Major Wißmann hat seinen Auftrag mit eben so viel Takt als Schneidigkeit durchgeführt.

Wenn jetzt Deutschland ernsthafte Absichten mit diesem Lande hat, so muß es seine Blicke auf das Innere werfen; es muß dem Ansehen des Islam, des Feindes aller christlichen Zivilisation, den Gnadenstoß versetzen. Die Errichtung eines Militärpostens in Tabora im Unyanyembe, stark genug, um sich halten und Streifzüge nach Nord, West

und Süd aussenden zu können, würde diese Wirkung haben. Wie stark müßte nun die Besatzung sein? Alle Kenner jener Gegend sind darin einig, daß 500 Sudanesen vollkommen ausreichen würden. Außerdem müßte man ein Bündnis schließen mit dem sehr mächtigen und kriegerischen Stamme der Wahehe. Doch wir hoffen, daß Major Wißmann, der das Land gründlich kennt, in Berlin alle diese Fragen regeln wird, vorausgesetzt, daß man ihm die nötigen Gelder bewilligt.

Nun kommt eine andere Frage. Eine Besatzung in Tabora muß auch verpflegt werden können, man muß ihr Lebensmittel und Kriegsbedarf zuführen können. Man wird sich also entschließen müssen, entweder eine Eisenbahn oder doch eine Fahrstraße dorthin anzulegen. Will man in Afrika ernten, so darf man die Kosten der Aussaat nicht scheuen.

Am 26. Mai haben uns Major Wißmann und Georges Mackenzie, Direktor der englischen Ostafrikanischen Gesellschaft verlassen und sich auf dem englischen Dampfer „Ethiopia" eingeschifft. Mackenzie kehrt nicht zurück, er wird durch Francis de Winton, dem früheren Gouverneur des belgischen Kongostaates, ersetzt. In Begleitung des Majors Wißmann befinden sich sein Sekretär Bumüller und der junge Seliman ben Nassor, früherer Gouverneur von Bagamoyo und später von Pangani. Seit Beginn der Ruhestörungen ist er mit verschiedenen schwierigen Aufträgen betraut gewesen. Ohne Zweifel ist er den hiesigen Muselmännern auf tiefste verhaßt, weil er es von vorn herein mit den Deutschen hielt, aber da er die Europäer seit langem kennt, faßte er sofort bei Ankunft Wißmanns die Lage richtig auf. Er überbringt dem deutschen Kaiser im Auftrage des Sultans von Zanzibar einen Ehrensäbel. Seliman ist ein junger Mann von 25 bis 30 Jahren, sehr umgänglich und geweckt, unglücklicherweise aber ohne jede Schulbildung, und von Europa hat er keine blasse Ahnung. Seine Reise nach Berlin wird ihm gut thun. Er war es, der beim Friedensschlusse zwischen Bana Heri und Baron von Gravenreuth als Vermittler diente. Die Araber gewöhnen sich mehr und mehr an die Gegenwart der Deutschen und der junge Seliman wird nach seiner Rückkehr aus Berlin jedenfalls eine hervorragende Stellung einnehmen. Die Abreise Wißmanns gestaltete sich für diesen zu einem wahren Triumphe: mehr als hundert Europäer waren an Bord gekommen, um ihm Adieu zu sagen.

Die letzten Nachrichten von Emin Paschas Expedition datieren aus Mrogoro, welches 11 Marschtage von der Küste liegt. Emin ist zu früh und zu spät abgereist. Wäre er 14 Tage früher abmarschiert, so wäre er wahrscheinlich der Regenzeit zuvorgekommen. Aber am 12. April, an welchem Tage er die Reise antrat, befanden wir uns mitten in der Regenzeit, und alle, welche das Land kennen, sahen voraus, daß die Überschwemmungen seinen Marsch sehr schwierig, wenn nicht unmöglich machen würden. Er ist also auch zu früh abmarschiert,

denn, wie Sie sehen, er ist noch nicht weit gekommen. Überdies sind ihm 60 Träger durchgegangen. Es passiert nun fast jedem Reisenden, daß eine Anzahl von Wagwana (bezahlter Träger) entlaufen, und das ist deshalb nichts besonderes. Man wird Emin ca. 50 Ersatzleute nachsenden. Seine Karawane ist 60 Köpfe stark.

Auch von Dr. Peters sind Nachrichten eingetroffen, datiert vom 23. März. Er kam bis nach Uganda und war nicht wenig verdutzt, als er dort erfuhr, daß Emin, den er in Wadelai glaubte, längst zur Küste abgegangen sei. Da seine Reise also keinen Zweck mehr hatte, so beschloß er, selbst den Rückweg einzuschlagen. Ein späterer Brief (vom 14. April) aus Uganda ist inzwischen eingetroffen. Dieser Kourier hat außerordentlich kurze Zeit gebraucht, er traf am 28. Mai bereits hier ein. Dr. Peters befand sich in der kathol. Mission von Rubaga und kehrt mit Msgr. Livinhac nach der Küste zurück. Ende Juni kann er hier sein. König Mwanga hat dank der Hülfe der Christen wieder die Oberhand und wird sich hoffentlich für diese Hülfe dankbar erzeigen.

Ich bin wieder Baumeister, doch darüber unterhalte ich Ihre Leser wohl ein anderes Mal. Inzwischen herzlichen Gruß! P. A.

* * *

Aus Ostafrika ist seit der Abreise des Majors Wißmann nichts von Bedeutung zu melden. Dagegen kommen vom Nyanza-See Berichte, welche unsere früheren Mitteilungen ergänzen. Danach fand die abermalige Vertreibung des Königs Mwanga aus seiner Hauptstadt Anfangs Januar statt. Er mußte sich mit den Missionaren auf die Insel Sese flüchten. Auf dieser Insel erhielt der apostolische Vikar Msgr. Livinhac Nachricht von seiner Wahl zum General des Ordens der Weißen Väter und von der Ernennung des P. Hirth zum apostolischen Vikar des Nyanza. Mittlerweile gelang es aber dem Könige, seinen Bruder Karema abermals zu schlagen, diesmal hoffentlich gründlich, und seine Hauptstadt wieder in Besitz zu nehmen. Ob Dr. Peters Anteil an diesen Kämpfen genommen hat, wissen wir noch nicht bestimmt, sicher aber ist, daß er sich zu jener Zeit dort befand. Bei seiner Abreise schloß sich Msgr. Livinhac ihm an, um nach Algier zurückzukehren. Von der Insel Sese schreibt Msgr. Livinhac unterm 5. Februar:

„Trotz der Wirren, welche seit mehr als einem Jahre in diesem unglücklichen Lande herrschen, vermehrt sich die Zahl unserer Katechumenen. Mwanga hat uns durch die Basesse ein großes Haus aus Rohr bauen lassen, in welches wir in einigen Tagen einziehen können. Wir bewohnen vorläufig eine elende kleine Hütte, die uns als Kapelle, Refektorium u. s. w. dienen muß. Glücklicherweise ist sie von einem prächtigen Wäldchen von Bananen, Feigen- und Kaffee-Bäumen umgeben, wo wir Licht, Luft und Erfrischung finden. Im Schatten dieses Wäldchens unterrichten wir eine große Zahl von Neophyten und

Katechumenen, welche sich auf die Insel geflüchtet haben oder welche kommen, um sich zum Könige zu begeben. Die Stelle, welche wir für unsere Station hier gewählt haben, ist ein sehr besuchter Durchgangsort. Er liegt im Südwesten der Insel Sese, nur drei Kilometer von der Küste Uganda's. Da der Friede im Reiche noch nicht sobald hergestellt ist, werden wir diese Station festhalten, wenn wir nicht von den Mohammedanern getötet oder vertrieben werden. Sie kann den Missionaren als Ausgangspunkt dienen, um von hier aus die Christen in den nördlichen und nordwestlichen Seelandschaften zu besuchen."

* * *

Interessant ist nachstehendes Schreiben, welches Mwanga nach seinem ersten Siege an den Kardinal Lavigerie richtete und Zeugnis für seine guten Gesinnungen ablegt.

Mengo (Uganda), 4. November 1889.

Eminenz und großer Vater!

Ich, Mwanga, König von Uganda, schicke zu dir. Ich schreibe dir, um dich von meiner Rückkehr in mein Königreich zu benachrichtigen. Du hast erfahren, daß ich, als die Araber mich vertrieben hatten, mich nach Bukumbi rettete. Msgr. Livinhac und seine Missionare nahmen mich liebreich auf. Nach vier Monaten ließen die Christen mich zurückholen. Wir haben fünf Monate lang gekämpft. Gott hat uns gesegnet, und wir haben über die Araber triumphiert. Jetzt bitte ich dich, schicke uns Priester, um in ganz Uganda die Religion Jesu Christi zu lehren. Ich bitte dich auch um Kinder, welche die Heilmittel gelernt haben (welche die Heilkunde verstehen), wie diejenigen, welche nach Udschidschi gegangen sind. (Gemeint sind die Neger, welche der Kardinal als Ärzte ausbilden läßt.) Wenn sie zu uns kommen, werde ich ihnen einen schönen Wohnplatz schenken.

Ich habe gehört, daß unser Vater, der Papst, das große Oberhaupt der Religion, dich ausgesandt hat, mit den Großen Europas zu verhandeln, damit der Handel mit Menschen im Lande Afrika verschwinde. Auch ich kann den Weißen, wenn sie mir Streitkräfte geben wollen, ein wenig bei diesem Werke helfen und den Menschenhandel in allen Ländern verhindern, welche an den Nyanza grenzen. Bitte für mich um die Kraft, gut zu handeln; ich meinerseits bitte Gott, dir seine Segnungen zu geben und dir bei allen Werken zu helfen, die du zu seiner Ehre unternimmst.

Ich, dein Sohn, gezeichnet: Mwanga, König von Uganda.

* * *

Wie die Verhältnisse jetzt liegen, werden die Araber schwerlich jemals wieder Uganda unter ihre Herrschaft bringen: das Königreich untersteht dem englischen Schutze, und die Engländer werden sich diese Perle nicht wieder abjagen lassen.

Wir wollen hier noch zwei Briefe anfügen, welche zeigen, wie große Freude die Missionare im tiefsten Afrika bei der Nachricht

empfanden, daß die Katholiken Deutschlands sich endlich einmal ernsthaft für die afrikanischen Missionen interessieren.

Tymaia (Angola, Westafrika), 26. Januar 1890.

Geehrter Herr Redakteur! Meinen besten Dank für die Güte, mir „Gott will es!" in die Wüste Afrika hinein zu schicken. Diese neue katholische Erscheinung war mir noch unbekannt und freue ich mich sehr, die Missionare in ihrem Streiten und Leiden durch so viele Katholiken unterstützt zu sehen. Gott will es! war schon der Kriegsschrei unserer Vorfahren, Gott sei Dank, er ist nicht vergessen geblieben, und diese neue Erscheinung mit einem so katholischen Titel flößt gewiß den Katholiken frischen Mut ein, mit Gebet und Wohlthaten die Missionare zu unterstützen, diese aber ermutigt sie mit frischem Eifer fortzufahren.

Wollte Gott, daß es viele heilige Martinus gäbe, um die Blöße unserer lieben Schwarzen zu bedecken. Den wilden Tieren sehen sie ähnlich in ihren Kleidungen, aber doch, wenn man näher geht und sie kennen lernt, findet man ein Menschenherz voller Dankbarkeit. Auch haben sie einen Begriff von Gott und einen noch größern von dem bösen Geiste, den sie Otyilulu nennen. Von Gott sprechen sie selten und bringen ihm auch kein Opfer dar. Vor dem Otyilulu haben sie Angst und alle Ereignisse werden ihm zugeschrieben. Schlau sind unsere Schwarzen wie die Schlangen und im Schmeicheln kommt ihnen niemand vor. Das Singen ist ihr bester Zeitvertreib, wie auch das Tanzen. Ich befinde mich allein mit 2 Brüdern in der Mitte eines zahlreichen Volkes, das den Europäern besonders durch seine Wildheit bekannt ist.

Auf alle Fragen, die die Leser an mich richten werden, werde ich so gut als möglich antworten, in der Hoffnung, daß sie mich und meine lieben verlassenen Schwarzen nicht vergessen werden.

Unterdessen verbleibe ich, Herr Redakteur, Ihr treuer Diener in Christo und der beste Freund des „Gott will es!" Meine Adresse ist:

R. P. Wieder, na missâo da Tymaia no Jan, districto de Mossamedes, Provincia d'Angola — Africa Occidental. (Via Lisboa.)

* * *

St. Petrus Claver (Guinea), 1. April 1890.

Geehrter Herr Redakteur! „Gott will es!" hat uns in unserer Einöde gefunden. Herzlichen Dank für seine erste Erscheinung bei uns, und gute Hoffnung, daß dasselbe uns in der Zukunft öfters besuchen wird. Neuigkeiten aus afrikanischer Welt sind immer sehr angenehm und interessant für den Missionar. Weit von aller Zivilisation kosten wir alles, was uns derselben nähert, besonders wenn es von Freunden der Schwarzen kommt. Erstaunen Sie nicht, daß Sie meinen Brief aus anderer Stätte, als St. François Xavier de Lambarene, datiert finden.

Seit mehreren Monaten bin ich wieder im Aduma-Land, an dem Orte, wo ich mein Missionsleben angetreten habe.

Unsere, unter dem Schutze des hl. Petrus Claver gestellte Mission wurde im Jahre 1884 gestiftet. Der erste Anfang war, wie überall schwer. Die hiesigen Schwarzen konnten gar nicht begreifen, daß wir von so weit her zu ihnen kamen. Selten hatten sie Europäer gesehen; die Österreicher Dr. Lenz und später Herr von Brazza kamen nur als gelehrte Geographen und bekümmerten sich wenig um religiöse Dinge. Doch ist es ihnen zu verdanken, daß sie dem Missionar den Weg bereitet haben.

Hier, wie überall, fanden wir die nämlichen Laster, wie auch den guten Willen, christliche Lehrung zu empfangen. Unser Aufenthalt in diesem unbekannten Lande hat uns schon frohe Aussicht auf zukünftigen Erfolg eröffnet. Viele Kinder und Sterbende haben wir das Glück gehabt, zu taufen. Zum hl. Osterfeste werden wir noch etwa 20 Katechumenen zur heil. Taufe führen können. Mehrere Sklaven haben wir befreit; hätten wir aber Geldmittel, so könnten wir noch weit mehreren die Freiheit erhalten. Alles Gute, was katholische Missionare wirken können, ist leider immer vom Gelde abhängig. Deshalb hoffen wir, daß die Afrika-Vereine uns katholische Missionare nicht vergessen werden.

Im nächsten Briefe weitere Nachrichten.

Hochachtungsvoll

P. X. Dahin.

Religiöse Ideen der Neger.

Kingo, so erzählt P. Baur, ist der frühere Häuptling von Mrogoro und der Umgegend, unter der Oberhoheit seiner Schwester Simbauwene. Wie einst Heinrich IV. auf seinem Roß von Neubrücken, so bereist Kingo auf seinem Esel von Mascat die in seiner Botmäßigkeit stehenden Dörfer. Er verfährt weder anmaßend noch tyrannisch, läßt aber auch nicht mit sich spaßen.

Einige Tage vor unserer Ankunft hatte sich zwischen den Einwohnern von Mrogoro und den benachbarten Dorfbewohnern ein Streit entsponnen. Schmäh- und Schimpfreden machten den Anfang, bis die gegenseitigen Herausforderungen sich in einem Faustkampfe Luft machten. Da sprach Kingo ein Wort, und dieses genügte, um die Parteien zu trennen.

Wie steht es aber mit der Religion bei diesen armen Menschen? Haben sie überhaupt eine solche, und worin besteht sie? Gewiß dürfte es wohl keinem einfallen, bei ihnen eine Summe von religiösen Wahrheiten und sittlichen Vorschriften, die im allgemeinen das Wesen der Religion ausmachen, finden zu wollen. Man braucht indes nicht lange

unter ihnen zu leben, um die Überzeugung zu gewinnen, daß die einen weniger, die andern mehr, die einen viele, die andern fast gar keine Ideen von einem übernatürlichen Wesen haben. Im ganzen großen glaubt man an eine höhere Macht, von der man nicht leicht spricht, deren Name aber oft über ihre Lippen kommt, wenn sie z. B. sagen: „Das ist Gottes Wille, das hat Gott so gefügt." Der Name für dieses höchste Wesen ist: Mungu, Mulungu, Murungu.

Jedenfalls nimmt ihr Gott keine Verehrung an, denn er ist ein guter Gott, und man hat nichts von ihm zu fürchten.

Außer ihm giebt es aber noch gewisse Geister, welche sich ein teuflisches Vergnügen bereiten, wenn sie die Menschen quälen können. Um diese zu besänftigen, muß man ihnen opfern, was ihre Diener, die Zauberer, verlangen.

Was die sittliche Bildung der Neger betrifft, so steht dieselbe offenbar derjenigen bei den christlichen Völkern weit nach. Dagegen sind die Prinzipien des natürlichen Sittengesetzes auch in ihre Herzen geschrieben, und es giebt wohl keinen unter ihnen, der nicht schon die Stimme seines Gewissens vernommen hätte. —

Auf einem Ausfluge, den ich in das Gebirge von Uruguru machte, traf ich eines Tages einen Schwarzen, ungefähr zwanzig Jahre alt, aus dessen Gesichte Sanftmut, Herzensgüte und Einsicht sprach. Dieser verlangte, wie später viele andere, in unserem Kloster aufgenommen zu werden. Ich forschte nach dem Motiv, welches ihn hierzu bestimmt habe. Ein solches aber wußte er mir nicht anzugeben, sondern er wollte mit uns gehen, einfach, weil es sein Wunsch sei. In unserer Unterredung kam ich denn auch bald auf die Frage, ob er denn auch wisse, wer Himmel und Erde erschaffen habe.

Nein! lautete seine Antwort.

Aber hast du denn niemals von Mungu sprechen hören? Hast du nicht zu ihm gebetet? fragte ich weiter.

Niemals.

Hast du nie gesagt: „Mungu, gieb mir dies oder das, verleihe mir eine gute Jagd, laß mich nicht eine Beute der Löwen werden?

Nein.

Nun, was meinst du, giebt es wohl niemand, der viel stärker und mächtiger ist, als der Mensch?

O gewiß! erwiderte er, das ist — der Büffel . . .

Dieses war freilich die einzige Entdeckung, die ich in seiner für den Himmel bestimmten Seele machte . . . Darf man indes daraus schließen, daß dieser Jüngling gar keine Idee von einem übernatürlichen Wesen gehabt habe. Gewiß nicht, denn einmal ist es sehr schwer, in ihrer Sprache von solchen Sachen zu sprechen, sehr schwer, sich so auszudrücken, um von ihnen gleich verstanden zu werden; sodann konnte jener Jüngling ja ganz gut eine Vorstellung von einem Geiste, einem

Mzimu oder einem Pepo haben, ohne eine Idee von jenem übernatürlichen Wesen zu besitzen, von welchem ich mit ihm sprach.

Indes ist der Fall gar nicht undenkbar, daß auf diesen Bergen, wo noch kein Strahl der Bildung und Gesittung hingedrungen ist, ein Mensch zwanzig Jahre alt werden kann, ohne ein Wort von einem höheren Wesen gehört oder selbst mit seiner Vernunft dessen Dasein erkannt zu haben.

So giebt es in Afrika und auch anderswo wohl einzelne Menschen, aber kein ganzes Volk, ohne Idee von einem höheren Wesen.

Ein Abenteuer im Sudan*).

In den letzten Tagen des Jahres 1884 herrschte zu Korti am Nil reges Leben. Die dunkelhäutigen Bewohner des kleinen Dorfes machten nicht wenig erstaunte Gesichter, als sie immer neue Züge britischer Truppen ankommen sahen; zuerst die schmucken Husaren auf ihren mutigen Pferden, die stattlichen Kameelgardisten, die in langen Reihen aufmarschierten, daneben Infanteristen und etliche Tage später die Marinebrigade, die zur Bemannung der Gordonschen Dampfer bestimmt war.

Das bunte Gewühl, das die engen, schmutzigen, sonst so öden Straßen und den freien Platz erfüllte, auf dem die Engländer ihr Lager aufgeschlagen, hätte einen Maler entzücken mögen. Da sah man neben dem ebenholzfarbenen Mohren aus dem äquatorialen Afrika den gelbgesichtigen Fellah, den dunkler getönten Wüstenaraber, malerisch in Lumpen gehüllt, den wildblickenden Syrier, den koptischen Strolch und zwischen diesem Gesindel vierschrötige Matrosen von Ihrer Majestät Flotte mit Bullenbeißergesichtern; übermütige Infanteristen in vom langen Wüstenmarsche arg mitgenommenen Uniformen; britische Kavalleristen in den ihnen eigentümlichen lächerlich kurzen Jacken, die die Symmetrie der ganzen Erscheinung stören, ein Stöckchen in der Hand und die Kappe keck auf einem Ohr oder zum besseren Schutz gegen den Sonnenbrand den leichten indischen Helm aufgestülpt, der tief ins Gesicht und den Nacken hineinragt.

Trotzdem die Hitze unter Mittag auf 38° R. im Schatten gestiegen war und kein Lüftchen sich regte, obschon die Soldaten eine erschlaffende und entbehrungsvolle Tour durch die afrikanische Einöde hinter sich und eine neue, nicht minder gefährliche und qualvolle, nach dem am anderen Ende der großen Nilbeuge gelegenen, an 300 km entfernten Shendi in Aussicht hatten, mitten in Feindesland und jeden Augenblick eines Kampfes gewärtig, herrschte doch eitel Lust und Freude unter ihnen. Einige feilschten mit arabischen und nubischen Krämern um allerlei Tand, der für sie eigentlich wertlos und lästig war, und

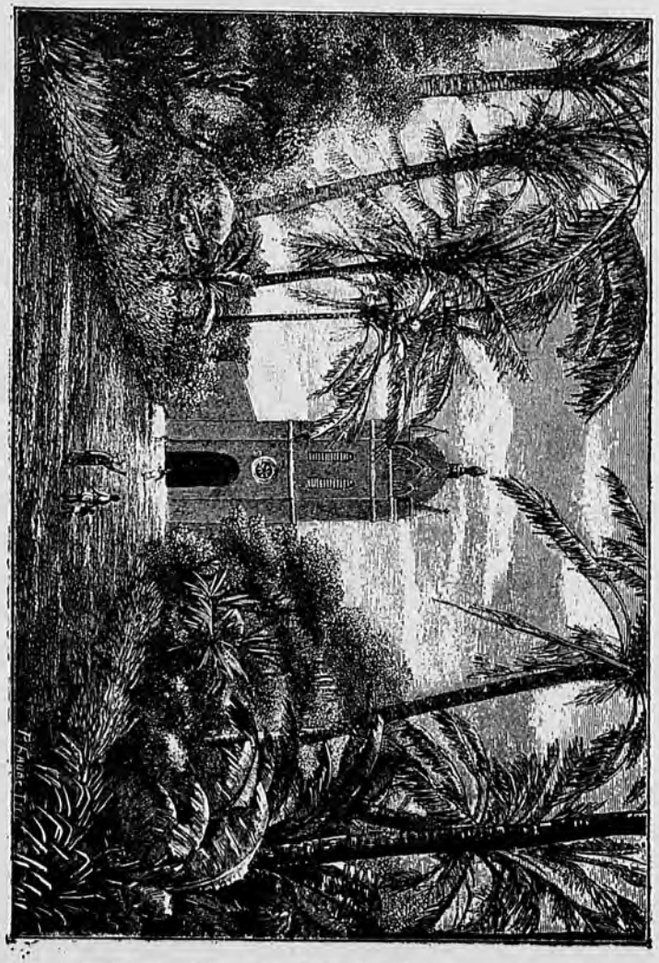
*) Von Ewald Paul, Die Weltpost, 1886.

den sie erstanden, für ihre letzten Schillinge vielleicht, um ihre Lieben zu Hause damit zu erfreuen, der aber selten sein Ziel erreichte, sondern häufig genug nach wenigen Tagen schon seinen Besitzer wechselte. Hier ließ sich ein Sohn des grünen Erin eine in Böhmen gefertigte „arabische" Pfeife anschwatzen; dort schwur ein Rotrock bei der Distel von Schottland, ein wirklich echt orientalisches Schmuckstück — einen perlenbesetzten Mädchengürtel — aufgegabelt zu haben, während ein dritter mit einem plump gearbeiteten Negerdolch prahlte. Die anderen drängten sich zur Kantine, lagerten im Schatten der Zelte, Karten spielend und rauchend, oder frequentierten die griechischen Hausierer, die ihren greulichen Absynth und andere schandbare Spirituosen ausboten. Viele fanden auch am Sudanbier Gefallen und hockten in der primitiven Dorfkneipe um die Marissabottiche, die Zigarrette oder die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, schwatzten und tranken und lebten so leichtsinnig, wie es der englische Soldat durch seine abenteuerlichen Wanderfahrten in drei Erdteilen gewohnt wird. Er genießt jeden Tag, so sich ihm die Gelegenheit dazu bietet, in vollen Zügen, denn er weiß nicht, ob er morgen noch lebt. Gestern ist er dem Tode glücklich entronnen, wird dies auch morgen so sein? Darum genießen, so lange das Leben sich beut — das ist die Devise des britischen Söldners und ihr bleibt er allezeit treu. Abgestumpft gegen alle Gefahren durch hundertfache Kämpfe, bewahrt er sich diesen genußsüchtigen, leichtsinnigen Zug auch in den ernstesten Situationen und macht dadurch sein sonst nicht gerade beneidenswertes Leben erträglich.

Anderseits haben Englands Soldaten und Seeleute auch ihre guten Seiten. Ihre tollkühne, zähe Tapferkeit verdient Lob und ebenso ihre Opferwilligkeit, mit der sie einem Mitmenschen, der sich in Not befindet, zu helfen bereit sind. Die Fälle zählen nach hunderten und tausenden, in denen ein Brite freiwillig für die gute Sache, für seine Kameraden, ja oft für einen Wildfremden sein Leben geopfert hat. — —

In der Kantine der Matrosen war soeben die Hauptmahlzeit beendet worden und die schwarzen Aufwärter räumten die Schüsseln von den Brettertischen, während sich die Mannschaft, soweit sie nicht ins Dorf gegangen war, der Siesta hingab. Die breitschultrigen Gestalten streckten sich mit Wohlbehagen auf die Bänke, oder die den Fußboden deckenden Matten, und sogen mit Behagen an ihren kurzen Pfeifen, deren feines Aroma den köstlichen ägyptischen Tabak erkennen ließ. Die äußerste Ecke des ziemlich großen Raumes nahm eine kleine Gruppe von drei Personen ein, die ein eifriges, wenn schon halblautes Gespräch führte. Die roten Haare und das sommersprossige, aufgedunsene aber gutmütige Gesicht verrieten den einen als Irländer, während sein kleiner, schmächtiger Nachbar ein junger Engländer war, den Abzeichen nach Marineaspirant und offenbar — der kecke Zug im Gesichte deutete darauf hin — ein toller, verwegener Bursche, zu jedem Streiche bereit und keine Gefahr scheuend. Der, dessen Erzählung die

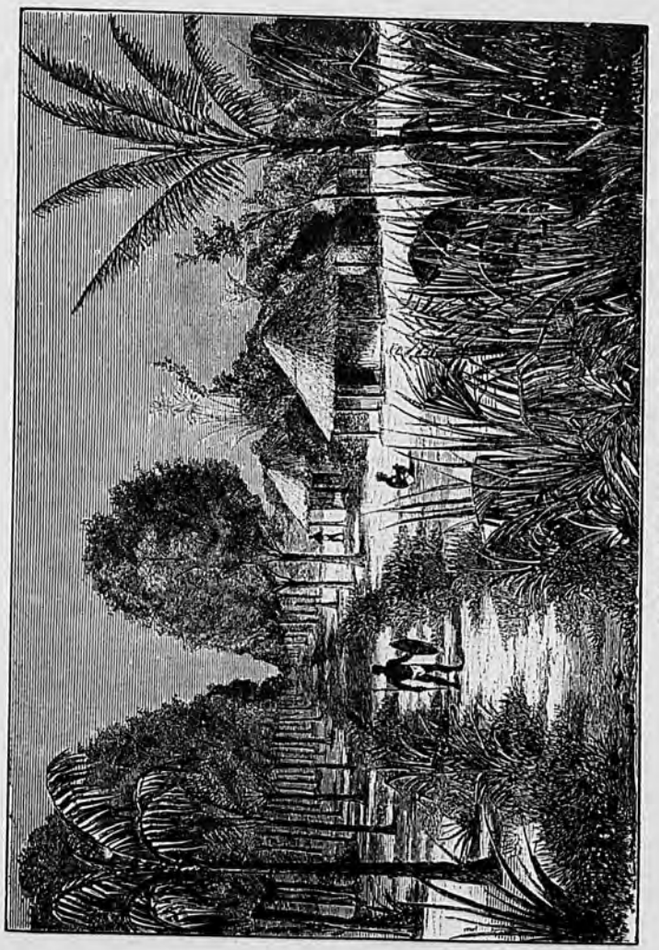
beiden lauschten, war ein schön gewachsener Schilluk-Neger mit nicht gerade häßlichen Zügen. Der Schwarze, der etliche Jahre als Diener bei dem Statthalter einer Äquatorialprovinz des Pharaonenlandes zugebracht und in dieser Eigenschaft manchem Kampfe gegen die Sklaven-



Vorderansicht der Missionskirche von Bagamoyo. (S. S. 405.)

händler beigewohnt hatte, war schließlich bei einer dieser Affären selbst gefangen genommen und als Sklave nach Dongola verhandelt worden, von wo es ihm gelungen war, im englischen Troß nach Korti zu entkommen, an welchem Orte er seiner Heimat schon wieder ein gutes

Stück näher gerückt war. Er versah nun Hilfsdienste in der Kantine, und als echter Neger sehr mitteilsam, wurde er nicht müde, von dem Leben der Seinen daheim zu plaudern und dabei mit rührenden Worten das Los der Unglücklichen zu beschreiben, die die Hand des



Straße nach Bagamoyo. (S. S. 405.)

Sklavenhändlers packt. Kurz vor seiner Gefangennahme war auch seine Schwester bei einem Überfalle davongeführt worden, und der Arme, der selbst erst eben entflohen, hätte willig alles aufgeboten, sie zu befreien, wenn er nur gewußt hätte, wo sie sich befand. So

war denn seine Hoffnung auf ein Wiedersehen nur gering, wohl aber glaubte er die Heimat bald wieder zu erreichen.

Dem Midshipman waren diese Mitteilungen über das Los der Sklaven sehr interessant. Er hatte in England oft genug davon gehört, um nun aufmerksam den Darstellungen des Dunkelhäutigen zu folgen, und als er erfuhr, daß in der Nähe Ambukols, in den südlich davon belegenen Bergen am frühen Morgen eine Sklavenkarawane aus Darfur angekommen sei, was der Schilluk von einem Dochellab — einem wandernden Handelsmann — in Erfahrung gebracht hatte, kam ihm sofort der Wunsch, dieselbe zu sehen. So ein armer Mid — wie man Midshipman abzukürzen pflegt — hat ohnedem wenig Gelegenheit, dergleichen zu schauen. Sein Leben verbringt er auf dem Wasser, und wenn er einmal das feste Land betritt, dann ist es nur für kurze Zeit. Daher kommt es denn, daß Seeleute, die sich jahrelang in den entferntesten Gewässern herumgetrieben haben, doch sehr wenig von dem Leben und Treiben jener Zone erfahren, das sie sozusagen nur per distance und allenfalls flüchtig an der Küste beobachtet haben können. Nun bot die Sudankompagnie allerlei Gelegenheit zu Abenteuern, von denen man nachher seinen Angehörigen und Kameraden erzählen konnte. Er war schon genug um das „Glück" beneidet worden, das ihn in den Sudan warf. Was scheut denn ein junger Mensch, und obendrein ein Engländer, die Strapazen einer Tropenreise, wenn er monatelang in den asiatischen Gewässern gekreuzt hat und also an die Sonnenstrahlen zur Genüge gewöhnt ist!

Aber das Reglement für Ihrer britischen Majestät Unterthanen war streng. Keiner derselben durfte ohne Erlaubnis das Lager verlassen, und daß man zur Kriegszeit und in einer Gegend, die man nur oberflächlich kannte, umringt von fanatischen Horden und immer kampfbereit, dem Ansuchen eines hierorts unerfahrenen jungen Menschen zu einem Ausfluge mehrere Meilen fort vom Bivouak, nicht nachgeben werde, war vorauszusehen. Und wenn Fred recht kommen wollte, mußte er sich eilen, denn es hieß, daß die Karawane schon am andern Tage weiterreisen werde.

„Sehr leichte Sache, Effendi Fred", meinte verschmitzt der Schilluk, „nehmen Herr mit Gefährten ein Boot und sagen, Pascha wollen rudern und fischen in große Strom heute Abend. Pascha nicht sagen nein zu Effendi; wenn versprechen bald wieder zurück, wir führen sein Freund schnell hin, und wenn alles gut, können sein morgen früh hier. Pascha zanken, Effendi aber sagen, können nicht dafür, seien vom Strom gerissen weit weg und haben gerudert vier Stunden, um kommen zurück."

„Der Gedanke ist gut, Homed, und ich will sehen, ob ich unseren Alten kirre kriege. Der alte Seebär wird ja wohl ein Einsehen haben und meinem Wunsche, mich ein paar Stunden auf dem Wasser herumzutreiben, keinen Stein in den Weg legen. Übrigens, Sullivan, du bist doch von der Partie?"

„So wahr mein Vater der beste Zecher in O'Kiry war, will ich froh sein, anstatt unter dieser Horde brauner und schwarzer Hallunken zu verfaulen, wieder ein paar Stunden meine Knochen mit Rudern und Laufen anstrengen zu können."

„Gut, Sullivan, sei also nach dem Abendessen vor unserem Zelt, und du, Homed, sorge für ein gutes Boot, während ich unseren Urlaub erwirke." — —

Etliche Stunden vor Mitternacht verließ ein kleines Segelboot mit drei Insassen das Nilufer bei Korti und nahm seinen Lauf flußabwärts nach dem nicht ganz zwei deutsche Meilen entfernten Ambukol. Der Mond, der in diesen Gegenden riesig groß und außerordentlich feurig erscheint, warf sein helles Licht über die Lehmhütten des links immer mehr und mehr verschwindenden Dorfes und das nun stille Biwak der Briten. Einzelne Gestalten, stumm und unbeweglich, gleich Bildsäulen, warfen ihre Schatten auf das Sandfeld — es waren die Schildwachen, die, das Gewehr im Arm, in weitem Kreise das Lager umgaben. Eine, die am Ufer postiert war, hatte den Kahn erblickt.

„Who is there?" — „Wer ist da?" — erschallte ihr Ruf. „Good friend" — gut Freund —, klang es herüber, und weiter ging die Fahrt. Anfänglich hielt der Mid, der das Steuer führte, auf das gegenüberliegende Ufer, dann aber ließ er das Boot, vom günstigen Winde unterstützt, ruhig stromab treiben. Der Zauber der Nacht hielt die Dahingleitenden in Banne, auch den Schwarzen, der, wie so viele seiner Stammesgenossen, sich im Heimweh verzehrte.

Ab und zu erblickte man ein Sakki, eines der größten Wasserschöpfräder, nach deren Zahl man den Reichtum der Landschaften am „heiligen Strom" bemißt. Die Gestade waren mit üppigen Durrofeldern besetzt, durch deren hohe, blätterreiche Stengel der laue Nachtwind wogte. Daneben strebte Binsengras in die Höhe und wucherten Mimosen und langstachelige Akazien. Der Nil trug das Boot auf üppig schaukelnden Wellen schnell vorwärts und nach Verlauf von etwa einer Stunde tauchten die von den Mondstrahlen versilberten Lehmhütten Ambukols auf, zwischen der blauen Flut und dem gelbgrauen Wüstensande gelagert und von einer prächtig grünen Vegetation umkränzt.

Einige hundert Schritte diesseits des Ortes machte man Halt. Homed zog den Kahn in eine unter Binsen versteckte kleine Bucht, befestigte ihn an einem schnell eingerammten Pfahle und schweigend, um die Aufmerksamkeit der Dorfwächter nicht unnütz zu erregen, klomm die kleine Gesellschaft die Hügelkette hinan, die hier das Ufer begrenzt.

Vor ihnen lag die Ebene im Schmucke der Nacht. Gespenstige Palmengruppen wiegten ihre Häupter, hellgrüne Haine lagen da neben

herrlichen Getreidefeldern, und gen Südosten — etliche Kilometer abgelegen — ragten Berge in die Höhe, die Ausläufer des Wady Mokattem. Das war das Ziel der Reise, und rüstig ging es durch die Felder und über Geröll und Felsblöcke darauf zu.

Mitternacht war vorüber und der Mond stand hoch oben am Himmelsdom, wunderbare Klarheit ringsum verbreitend. Die Nacht war kühl und erfrischend, nur Homed hüllte sich fröstelnd in seinen weiten Burnus. Seltsame Felsengebilde ringsum, die die geschäftige Phantasie belebt und umgestaltet — hier ein betender Derwisch, dort eine alte Felsenburg, kämpfende Giganten mit Teufelsfratzen daneben und Drachen und Gorgonenhäupter auf allen Seiten.

Der Kamm des Höhenzuges war jetzt erklommen und tief unten lag das mit Geröll und Wucherpflanzen bedeckte Thal, auf dessen Boden das Gebüsch der Abhänge seine Schatten warf.

Weithin aber nach rechts zeichnete sich ein unabsehbares Sandmeer — die Kababisch-Wüste — durch die Klippen hindurch, die von großen Lücken durchbrochen wurden. Man erkannte sogar die regelmäßig nebeneinander hinlaufenden frischen Fußspuren einer Karawane, offenbar jener, die zu suchen die kleine Gesellschaft ausgezogen war.

Der Schilluk verschwand mit aalgleicher Gewandtheit hinter einem Felsblock, glitt das Thal hinab und durch eine Felsspalte nach Westen. Wenige Minuten später stand er im tiefen und mahlenden Sande und verfolgte die scharfgezeichneten, unverwehten Spuren, die sich teils in der freien Ebene, teils zwischen Hügeln und Gestrüpp hinzogen. Plötzlich machte er Halt. Der bei den Afrikanern so scharf ausgebildete Spürsinn hatte ihm verraten, daß in einer Seitenschlucht, deren Eingang an dieser Stelle hohes Gestrüpp verdeckte, Menschen lagerten. Mit fliegender Hast kehrte er zu seinen Gefährten zurück, die nun hinter ihm drein schlichen, über Stock und Stein, dabei aber vorsichtig, denn es galt, das Lager zu überraschen, wenn man überhaupt etwas sehen wollte. So war denn beschlossen worden, bis zum Aufbruch der Karawane, der binnen kurzem erfolgen mußte, sich versteckt zu halten und danach schleunigst heimzukehren.

Fred und Sullivan hatten ihre Uniformen sorgfältig unter einem weiten arabischen Mantel verborgen, da eine Erkennung ihrer Person leicht verhängnisvoll und gefährlich werden, zunächst aber ihre Absicht, die Sklavenkarawane in ihrem Thun und Treiben zu beobachten, vereiteln konnte.

Am geratensten erschien es, den oberen Rand der Schlucht zu umgehen und hinter einem Felsvorsprunge Posto zu fassen, von dem sich ein trefflicher Ausblick auf das Lager bot, ohne daß man selbst gesehen werden konnte. Bereits war das Schwierigste überwunden, da beugte sich der neugierige Sullivan vor, um über die Klippen hinweg auf die im tiefsten Schlaf liegende und der nächtigen Frische wegen eng zusammengedrängte Karawane, die mancher im erbleichenden Mondscheine eher für bizarr geformtes Gestein denn für Menschen gehalten hätte, zu schauen, zu unvorsichtig und hastig vielleicht, denn etliches vom auflagernden Geröll wich seinen Bewegungen und stürzte unter mehrfachem Aufschlagen hinab in die Tiefe. — —

Ein gellender Schrei — wilder Alarmruf, und im Nu war das Lager auf den Beinen. Die Männer griffen nach ihren Waffen und machten sich kampfbereit, während die Weiber und Kinder sich zitternd und wehklagend zwischen die schnell emporgerissenen Esel und Kamele flüchteten.

Bestürzt blickten sich die Abenteurer an. Schon klatschten einige Kugeln gegen den Felsblock, hinter dem sie sich verborgen gedacht — man hatte sie entdeckt, und etliche vom Gefolge des Sklavenkrämers — kräftige Schwarze, fast nackt, bis an die Zähne bewaffnet — schickten sich an, den Schlupfwinkel zu stürmen. Ein Kampf schien unvermeidlich. Doch Homed schaffte wiederum Rat. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Unsere Bilder. Ein Wüstendrama in seiner ganzen Schauerlichkeit führt uns das Einschaltbild vor Augen. Durch eine schattenlose glühende Sandwüste zieht die Sklavenkarawane, hunderte von Meilen liegen schon hinter ihr und noch immer kein Ende. Herausgerissen von roher Hand aus den lachenden Gefilden ihrer Heimat, werden diese armen Menschen fortgetrieben, um, wenn sie nicht unterwegs den Anstrengungen und Entbehrungen erliegen, an der Küste verkauft zu werden. Das Negerweib hier im Vordergrunde hat offenbar versucht, zu fliehen, die Kette, welche den linken Arm ans Bein fesselt, das Brett, durch dessen Löcher man beim Ruhen ihre Füße zwängte, und welches sie selbst schleppen mußte, deutet darauf hin. Jetzt ist ihre Kraft zu Ende, der Araber sieht, daß er seine Ware nicht mehr fortbringt, daß sie den Markt nicht erreicht. Gefühl mit dem Leiden der Unglücklichen ist ihm fremd; diese darf von Glück sagen, daß er sie nicht lebend den wilden Tieren überläßt, sondern ihrem Leben kaltblütig mit einem Schuß ein Ziel setzt. Doch fort von diesem empörenden Schauspiele, das für Deutsch-Ostafrika hoffentlich bald der Vergangenheit angehören wird. Die beiden Bilder im Texte zeigen uns den herrlichen Pflanzenwuchs in jenem Gebiete, welches jetzt uns gehört und welches von uns seine Kultur erwartet. Reizen diese Ansichten nicht zu ernstem Streben? Was läßt sich aus unseren dortigen Ländern machen, wenn wir die Mittel dazu nicht versagen? Bagamoyo ist ein Mittelpunkt christlicher Kultur geworden, und was hier geschehen, kann auch an anderen Orten ins Werk gesetzt werden. Dazu bedarf es nur der Missionare und unserer Gelder. Beides wird sich finden, wir hoffen es mit Gottes Hülfe.

Der „Reichs- und Staats-Anzeiger" schreibt: Es gehen bei dem Auswärtigen Amte andauernd zahlreiche **Gesuche um Verwendung im kolonialen Dienste des Reichs** ein. Dieselben können, wie schon wieder-

holt bekannt gemacht worden ist, bei dem Mangel an Vakanzen nicht berücksichtigt werden. Auch Anträgen auf Erteilung von Auskunft über die Verhältnisse in den Schutzgebieten, sowie auf Beihülfe zur Auswanderung oder auf kostenfreie Beförderung nach denselben kann keine Folge gegeben werden.

Die dritte halbjährliche General-Versammlung des Afrika-Vereins fand am 25. d. M. statt. Ausführlicher Bericht folgt in Heft 14.

Major Wißmann ist von Sr. Majestät dem Kaiser in den **Adelstand** erhoben. Wir gratulieren ihm herzlich zu dieser wohlverdienten hohen Auszeichnung.

Abreise von Missionaren. Infolge der guten Nachrichten aus Uganda sendet der Orden der Weißen Väter eine neue (die neunte) Missions-Karawane nach den großen Seen. Zwölf Patres und fünf Brüder schiffen sich am 12. Juli nach Zanzibar ein. Es sind jetzt 12 Jahre verflossen, seit am 25. März 1878 die ersten apostolischen Arbeiter diesen Weg einschlugen. Nach unendlichen Mühsalen erreichten sie ihre Ziele, den Tanganjika-See nach 10 Monaten, das Königreich Uganda nach 14 Monaten und 25 Tagen. Heute geht die Reise bereits viel schneller, und wenn erst einmal das Dampfroß die Küste mit den Seen verbindet, was hoffentlich in nicht allzu großer Ferne liegt, so genügen so viel Tage, als früher Monate, und die mühsamen Märsche durch unwegsame Wildnis werden zum großen Teile wegfallen.

Msgr. Livinhac, der neue General der Weißen Väter (sein Porträt veröffentlichten wir im vorigen Jahrgange*), ist Ende Juni in Zanzibar erwartet. Dort wird er verweilen, bis er die vorerwähnten Missionare, seine geistlichen Kinder, empfangen und ihnen seinen Segen auf die Reise mitgegeben hat.

Die deutsch-evangelische Mission hat für das Krankenhaus in Zanzibar, welchem der Kaiser 20 000 M. geschenkt hat, als Pfarrer den Pastor Worms vom Bruderhaus Nazareth bei Bielefeld gewonnen.

Eine anglikanische Missions-Karawane geht unter Führung des Kaufmannes Stokes (eines früheren englischen Missionars) im Juli nach Uganda ab. Mit ihr begiebt sich der neue anglikanische Bischof Tucker auf seinen Posten nach Uganda.

Deutsche Verkehrsanstalten. Gleichzeitig mit der Eröffnung der neuen ostafrikanischen Dampferlinie wird auch diejenige des **deutschen Postamts** in Zanzibar erfolgen. Ferner ist die Errichtung einer deutschen Telegraphenlinie beabsichtigt, welche die einzelnen Küstenplätze untereinander und mit Zanzibar verbinden soll.

*) Zu beziehen durch die Expedition und jede Buchhandlung zum Preise von ℳ 2.40 portofrei.

Stanley hat, wie englische Blätter melden, den ihm vom Könige von Belgien angebotenen Posten eines Gouverneurs des Kongo-Staates angenommen. Wir freuen uns, daß dieser bedeutende Mann auch fernerhin seine Kräfte dem großen Kulturwerke in Afrika weihen will.

Der Mahdi im Sudan, dessen Stern im Niedergange begriffen ist, soll nach Meldungen aus Kairo allen seinen europäischen Gefangenen die Freiheit wiedergegeben haben. Der bemerkenswerteste unter ihnen war Lupton Bey, der frühere Gouverneur von Darfur, welcher drei oder vier Jahre in Khartum gefangen gehalten wurde. Unter den Gefangenen befanden sich auch der Österreicher Slatin Bey, einige Nonnen und zwei griechische Kaufleute.

Über die Aussichten des Kongostaates hat sich der bisherige General-Gouverneur Janssen neulich sehr günstig ausgesprochen. Er hat das Kongogebiet in allen Richtungen bis zum oberen Lomani, 5° 47′ südl. Breite, durchreist und ist in bisher unerforschte Gegenden gelangt. Er hat eine neue Station gegründet, welche die Zivilisation beinahe 100 Meilen von Nyangwa weiter trägt. Janssen hat von seiner Reise den allgemeinen Eindruck mitgebracht, daß das Land mit Riesenschritten fortschreitet. Die eingeborenen Völkerschaften, so sagt Herr Janssen, nehmen von den Weißen Gewohnheiten und Anschauungen an; sie sind eifrig bestrebt, in die Dienste des Kongostaates als Soldaten und Arbeiter zu treten. Menschenopfer und barbarische Gebräuche verschwinden, die kriegerischen Zusammenstöße zwischen den einzelnen Stämmen beginnen aufzuhören, die Felder werden bebaut, steinerne Häuser erheben sich überall. Stanley, der schon vor drei Jahren über den Fortschritt der Station Bangala erstaunte, würde heute bei den ehemaligen Antropophagen eine kleine Stadt mit Straßen, Werkstätten und hübschen Wohnhäusern finden. Der gleiche Anblick biete sich in Stanleypool dar. Der Generalgouverneur ist der Ansicht, daß der materielle Vorteil, den die Neger sich von der Zivilisation versprechen, sie zum Fortschritt anreize. Der Kongostaat würde noch schneller sich entwickeln, wenn er die nötigen Mittel besäße. Die letzten Forschungsreisen hätten in allen Gebieten das Vorhandensein von herrlichen Landschaften und von Volksstämmen konstatiert, die bereit seien, mit den Europäern in Verkehr zu treten. Janssen erging sich in Ausdrücken ungeteilter Bewunderung über die neuentdeckten Gebiete. Die beständige fruchtbare Feuchtigkeit bringe daselbst einen Reichtum an Pflanzen und Tieren hervor, wie in keinem andern Teile der Tropen. Gummi gäbe es in unerschöpflicher Menge. Stanley habe richtiger prophezeit, als es Janssen je eingefallen wäre, da er die Ansicht aussprach, der Kongostaat sei eine Fundgrube an Gummi, die für die ganze Welt ausreiche, und deren Ausnutzung um so gewinnbringender wäre, als die Eingebornen den aus ihm zu ziehenden Vorteil nicht kännten und

von ihm keinen Gebrauch zu machen verständen. In bezug auf den Elfenbeinhandel teilte Janssen nicht ganz die Meinung Stanleys über die arabischen Elfenbeinjäger. Diese brauchten keineswegs so oft die Eingebornen niederzumetzeln, um ihnen ihre Elfenbeinbeute zu entreißen. Man verkaufe sie ihnen für ein Geringes, für 50 Centimes das Kilogramm. Ebenso verhalte es sich mit der Behandlung der Schwarzen. Der Hauptnutzen der Sklaven bestehe darin, daß sie als Träger für die Waren aus dem Innern bis zur Küste dienten. „Gebet dem Araber," äußerte Janssen, „Eisenbahnen und Dampfböte, um seine Waren schnell zu befördern, sowie einen guten Handelsplatz, und der Handel mit Negern wird aufhören."

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

6. Liste der eingegangenen Gaben:

	Mark
Übertrag	51 135.18
Zw.-V. Heimbach, Kr. Schleiden	21.—
„ Pfarre Herrieden, Baiern	60.—
„ Marienfeld bei Much	51.80
Ein Jüngling für die Gnade, seinen Beruf kennen zu lernen und ein würdiger Priester zu werden	2.25
Diözesan-Verein des Apost. Vikariates in Sachsen	450.—
Zw.-V. Rheinbreitbach bei Unkel a./Rhein	58.—
„ Fritzdorf bei Meckenheim	120.20
„ Marmagen bei Call	42.—
„ Schönau-Wiesenthal, Baden	104.—
„ Mariaweiler b. Düren	36.—
Pfarrer Fasbender, Buschhell bei Horrem f. d. Afrika-Verein	5.—
Pfarrer Fasbender, Buschhell bei Horrem f. d. Kabylen-Mission in Afrika	10.—
Stadtpfarrer Posch, Laufen, Baiern, für Pater J. Horne vom heil. Geist	50.—
Diözesan-Verein Trier	346.40
Zw.-V. Burtscheid b. Aachen	368.50
„ Crefeld	1000.—
„ Essen a./d. Ruhr	673.43
„ Pafferath bei Berg.-Gladbach	20.—
Summa	54 553.76

	Mark
Übertrag	54 553.76
Zw.-V. Meckenheim	152.—
„ Niederberg bei Weilerswist	10.—
„ Hubbelrath bei Mettmann	80.—
„ Lich, Großherzogtum Hessen	41.—
„ Rössel, Ostpreußen	135.—
Vikar Friedr. Schnettler, Oelinghausen bei Hüsten f. Loskauf von 6 Sklavenkindern	126.—
Zw.-V. Sindorf bei Horrem	120.—
„ Eicks bei Commern	20.—
„ Röhe bei Eschweiler	50.—
„ Buir bei Düren	118.—
„ Niederkrüchten	80.—
„ Pier bei Düren	70.—
„ Schophoven b. Düren	5.—
„ Mülheim am Rhein	500.—
Johannes Heel, Sontheim, Baiern	2.—
A. L. K., Leutschach, Österreich . . . fl. 100 =	173.91
Frau A. Pilgram, Duisdorf bei Bonn	10.—
Redaktion des „Gott will es!": 1. Gaben für den Afrika-Verein Mk. 13.10. — 2. Für St. Ottilien f. d. Missionsschwestern Mk. 104.50. — 3. Für die Patres vom heil. Geiste Mk. 193.19. — 4. Für	
Summa	56 246.67

	Mark
Übertrag	56 246.67
die Weißen Väter Mk. 100.— — 5. Für Loskauf von Sklavenkindern Mk. 36.75. — Für ein Harmonium, Mission Dar-es-Salaam Mk. 347.02 . . . Summa	794.56
Zw.-V. Orsbeck b. Wassenberg	20.—
Rentmeister J. Schmitz, Haus Herbeck bei Halden	1.30
Zw.-V. Brachelen	110.—
„ Stoppenberg b. Essen	40.—
„ Borbeck bei Essen	130.—
„ Jülich	43.80
„ Heiligenhaus, Reg.-Bez. Düsseldorf	74.80
„ Brachbach bei Niederschelden	102.50
Diözesan-Verein Paderborn	3000.—
Erzdiözese Bamberg, Zw.-V. Sambach	21.—
Summa	60 584.63

	Mark
Übertrag	60 584.63
Erzdiözese Bamberg, Zw.-V. Wattendorf	5.—
Erzdiözese Bamberg, Zw.-V. Germsdorf	45.—
Erzdiözese Bamberg, Zw.-V. Leutenbach	8.—
Erzdiözese Bamberg, Zw.-V. Mirtelfeld	46.—
Erzdiözese Bamberg, Zw.-V. Kirchehrenbach	50.—
Erzdiözese Bamberg, Zw.-V. Bamberg	150.—
Erzdiözese Bamberg, Zw.-V. M. Bibart	39.—
Zw.-V. Falkenberg, Oberschlesien	120.—
„ Fünfstetten, Post Wending (Bayern)	50.—
„ Rheinbach	151.20
„ Aachen	2600.—
Diözesan-Verein Hildesheim	5000.—
Summa	68 848.83

Köln, den 21. Juni 1890.

Heinrich Horten,
Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Afrika-Verein deutscher Katholiken in Köln.

Soll			Haben		
Guthaben am 19. Dezmbr. 1889 . . . . . M.	105.079	26	Vergütung an Pater Andr. Amrhein . . . . . M.	100.000	—
An eingegangenen Gaben	70.096	73	Provision von M. 52.000 à 1/8 %	65	—
An Zinsen bis inkl. 30. Juni 1890	7.729	13	An Se. bischöfl. Gnaden R. de Courmont, Zanzibar	30.490	—
An Saldo der Mehrausgaben	4.438	08	An die Algerische Missions-Genossenschaft	40.000	—
			An Pater Stephan Zimmermann, Lissabon	15.098	25
			An Pater Andr. Amrhein, St. Ottilien	1.183	35
			An Pater Andr. Amrhein, St. Ottilien	126	—
			An Pater Andr. Amrhein, St. Ottilien	141	25
			An Drucksachen	54	50
			An Verwaltungs-Unkosten, Auslagen	151	40
			An Porto	33	45
	M.	187.343	20	M.	187.343	20

Vermögen des Afrika-Vereins deutscher Katholiken:

ℳ. 200.000. N. W. 3½ % deutsche Reichsanleihe.

Dagegen: Mehr-Ausgaben . . . . . ℳ.	4.438	08
Gaben für die Patres vom heil. Geist bestimmt .	303	67
„ „ ein Harmonium Dar-es-Salaam . .	680	—
„ „ die Weißen Väter bestimmt	100	—
ℳ.	5.521	75

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

Aufstellung der eingegangenen Beträge seit dem 20. Dezember 1889.

	Mark
Aus der Erzdiözese Köln .	26 222.61
Diözese Paderborn	11 500.—
„ „	127.30
Aus der Diözese Trier . .	8 335.60
„ „ . .	114.80
Diözese Hildesheim	5 000.—
Aus Hannover Diözese Hildesheim	141.—
Diözese Münster .	3 599.25
Aus der „ „ .	788.45
Erzdiözese Freiburg . . .	3 200.—
Redaktion des „Gott will es!“	2 527.38
Diözese Limburg	1 961.—
Provinz Ostpreußen . . .	1 135.07
Erzdiözese Bamberg . . .	1 079.41
Kathol. Afrika-Verein Berlin	1 000.—
Summa	66 731.87

	Mark
Übertrag	66 731.87
Apostol. Vikariat Sachsen .	953.—
Provinz Schlesien. . . .	796.10
Aus der Diözese Osnabrück	440.60
Großherzogtum Baden . .	321.60
Königreich Baiern. . . .	282.—
Diözese Culm, Westpreußen	261.50
Aus Österreich fl. 101.80 =	176.96
Großherzogt. Hessen-Darmstadt	56.—
Provinz Posen	50.—
Aus Fulda	20.10
Aus Rußland-Mitau. . .	4.—
Aus Elsaß	3.—
An bis inkl. 30. Juni 1890 fälligen Zinsen . . .	7 729.13
Summa	77 825.86

Diözesan-Verein Münster.

Für den Afrika-Verein sind im Monat Mai 1890 eingegangen aus:

Bochum 302 ℳ. — Borken 330 ℳ. — Herongen 100 ℳ. — Legden 85 ℳ. — Pfarre St. Ludgeri, Münster 53 ℳ. — Heiden 111,50 ℳ. — Werne 266,50 ℳ. — Leer 50 ℳ. — Bork 89,70 ℳ. — Senden 40,30 ℳ. — Cloppenburg 390 ℳ. — Rheurdt 44 ℳ. — Cappenberg 2 ℳ. — Straelen 390 ℳ. — Grietherbusch 26 ℳ. — Darup 27 ℳ. — Kl. Recken 23,60 ℳ. — Langenhorst 48 ℳ. — Appelhülsen 6 ℳ. — Schüttenstein 23 ℳ. — Bedburg 38.40 ℳ. — Sassenberg 161 ℳ. — Enniger 155 ℳ. — Vorst 111 ℳ. — Hiddingsel 74 ℳ. — Mettingen 46,70 ℳ.

Münster, 3. Juni 1890. von Noël, Schatzmeister.

Diözesan-Verein Paderborn.

Neu angemeldete Zweigvereine.

137. Delbrück. — 138. Hirschberg b. Warstein. — 139. Cörbecke, Kr. Warburg. — 140. Nieheim.

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

B.: Eine besondere Gnade für meine Frau; die Erhaltung unserer Gesundheit. — J. Schw.: Heilung eines langjährigen Fußleidens. — Familie Th.: Bitte um eine glückselige Sterbestunde. — Jos. D.: Um Erleuchtung in der Standeswahl. — M. H. in L.: Verschiedene Anliegen. — T. G.: Um Beharrlichkeit und Glück in dem erkannten Berufe. — Aus Rheine: Dem hl. Antonius sei gedankt für Gewährung einer Bitte, in geistiger und leiblicher Angelegenheit. — Fr. Gr.: Um Hülfe in geistigen und leiblichen Nöten. — Von Mehreren: Verschiedene Anliegen. — Die Seelenruhe der Verstorbenen aus unserem Leserkreise. — B. W.: Beistand in einer schweren Stunde. — G. O. in A.: Alle Anliegen einer Familie. — G. F. in B.: Mehrere wichtige Anliegen. — H. L. in A.: Verschiedene Anliegen. — Zwei Abonnenten erbitten die Gnade des Ordensstandes.

Bücherschau.

Unsere Zettel **Afrikas Klage** sind eine wahre Goldgrube für Vereinszwecke. Wir können kaum so viel liefern, als verlangt werden. In einigen Pfarreien, wo man die Verteilung durch Schulkinder besorgen ließ, hat man Erträge von mehr als 100 Mk. erzielt. Wir veranstalten eben eine neue Ausgabe auf besserem Papier zum selben Preise und bitten jeden unserer Leser, sich eine kleine Partie davon kommen zu lassen, um sie gelegentlich unter Freunden anzubringen. Dieselben sind jetzt auch durch jede Buchhandlung zu beziehen. Für Osnabrück haben wir den Vertrieb der dortigen Ferd. Schöningh'schen Buchhandlung, für Paderborn der Bonifacius-Druckerei in Paderborn, für Trier P. Lehnen & Co. in Trier übertragen. Auch sind dieselben von unserer Expedition in M.Gladbach (A. Riffarth) zu beziehen. Preis pro 40 Stück 50 Pfg., 125 St. 1 Mk., 200 St. 1.50 Mk., 450 St. 3 Mk., 1000 St. 6 Mk. portofrei.

Die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig teilt uns mit, daß Stanley's Werk **„Im dunkelsten Afrika“** in der zweiten Hälfte des Juni erscheinen wird, und zwar gleichzeitig in zehn Ausgaben. Diese Ausgaben sind: eine englische, amerikanische, deutsche, französische, italienische, holländische, schwedische, spanische, ungarische und böhmische. Die Fertigstellung des über 60 Bogen starken Werkes mit 150 Abbildungen und 3 großen Karten in so kurzer Zeit ist eine überaus schwierige Aufgabe für Verfasser, Übersetzer, Setzer, Drucker und Buchbinder. Stanley begann das Manuskript erst am 25. Januar d. J. zu schreiben und lieferte täglich 20 Druckseiten; er korrigierte selbst die Druckbogen zweimal und sandte den letzten am 3. Juni in die Druckerei. An der deutschen Ausgabe, deren Auflage bei der großen Zahl der Bestellungen fortwährend erhöht werden mußte, drucken unausgesetzt 20 Schnellpressen! Diese Ausgabe (die bei gleicher eleganter Ausstattung nur halb so viel kostet als die englische) wird noch einen besonderen Vorzug erhalten durch einen von Stanley an seinen deutschen Verleger gerichteten Brief, in dem er sich über die für das deutsche Publikum wichtigsten Gesichtspunkte: sein Verhältnis zu Emin Pascha und seine Beurteilung des Vorgehens Deutschlands in Afrika, in der offensten Weise ausspricht. Der vom 27. Mai 1890 datierte Brief füllt 6 Folioseiten und wird außer in Übersetzung auch im Facsimile abgedruckt.

Von Kettler's **Karte von Deutsch-Ostafrika** in 12 Blättern erschien soeben die zweite Lieferung. (Preis 1,50 Mk.) Dieselbe enthält die Blätter 6 und 11. Auf Blatt 6 ist die Somali-Küste mit dem sog. „Sultanat“ Obia dargestellt. Blatt 11 behandelt den südlichen Teil der deutschen Interessensphäre, also das durch die jüngsten Kämpfe Wißmanns heute in den Vordergrund des Interesses gerückte Gebiet.

Kath. Gebet- und Tugendbuch, oder Anleitung zu der großen Kunst, andächtig zu beten, fromm zu leben und selig zu sterben. Nach dem Alt-

deutschen des P. Alex Wille aus der Gesellschaft Jesu, bearbeitet von J. P. Toussaint, Priester. Ausgabe Nr. 1. Benziger & Co., Einsiedeln und Waldshut. Ein sehr reichhaltiges und nützliches Buch, das den großen Vorzug hat, daß es gleichzeitig zu praktischer Bethätigung christlichen Lebenswandels anleitet. Druck und Einband machen der Verlagshandlung alle Ehre und empfehlen das Buch als Gelegenheitsgeschenk. Dasselbe können wir sagen von den zwei folgenden Gebetbüchern aus gleichem Verlage: **Preis dem Allerhöchsten** und **Wegweiser zum Himmel,** beide bearbeitet nach dem ehrw. P. Wilh. Nacatenus S. J. Beide sind mit farbiger Einfassung gedruckt und präsentieren sich in reichem und würdigem Einbande bei mäßigen Preisen.

Briefkasten der Redaktion.

Vom 1. Juli ab werden alle eingehenden Gaben bei der **Expedition** (A. Riffarth) in M.Gladbach verrechnet, und bitten wir dieselben dorthin gelangen zu lassen. — **Nach Zanzibar:** Ein Abonnent wünscht Auskunft, ob der Inhaber der Firma Hansing & Co. identisch ist mit Theodor Hansing, geb. 1843 zu Magdeburg. Um Auskunft wird gebeten. — **A.** in **L.:** Besten Dank für die hochherzige Unterstützung. — **Nach Breslau:** Nur immer vorwärts. Gott wird helfen. — **P, K.** in **L.:** Welche Nachrichten haben Sie von Berlin? — **P. A.** in **Zanzibar:** Der letzte Brief kam eben vor Thorschluß, wir mußten ihn deshalb etwas kürzen. Über Ihre Bauprojekte wäre uns ein längerer Artikel sehr erwünscht. Bitte dem hochw. Herrn P. General L. uns zu empfehlen. — **M. L.** in **A.:** Wir haben die gesandten 1 Mk. 10 Pfg. in gewünschter Weise verwandt; Ihre Anliegen dem Gebete der Schwestern und Missionaren empfohlen. Ihr Gelübde wird damit vollkommen erfüllt sein.

(Schluß der Redaktion am 21. Juni.)

« Zur Unterhaltung. »

Der Schwur.

Eine Sklavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Nach **Raoul de Navery.** (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Compian war von Garants Hause geraden Weges nach dem Hafen gegangen. Gestern hatte er sein Kommando niederlegen wollen, heute fühlte er sich wieder als Kapitän. Von weitem schon sah er den „Centaur" auf den Wogen schaukeln, sah seine Matrosen eifrig beschäftigt, das Schiff zu reinigen und die Waren in die unteren Räume zu verstauen. Ein Boot brachte ihn an Bord, wo Olli, der Lieutenant, sein Stellvertreter, ihn empfing. Olli war ein junger Mann, dessen schlanker, schwächlicher Körperbau und blasse Züge wenig harmonierten mit dem robusten Aussehen, das man an Seeleuten gewohnt ist. Die Sonne des Glückes schien ihm nicht gelächelt zu haben, ein schwermütiger Zug um seinen Mund ließ eher auf eine Vergangenheit voller Leiden und Entbehrungen schließen. Und darin hatte man Recht. Der junge Mann besaß keine Familie. Als ganz kleines Kind hatte man ihn eines frühen

Morgens vor der Kirchthüre von Ollioules, einem Dorfe bei Marseille, gefunden, und da niemand weder Namen noch Herkunft wußte, so taufte man ihn auf den Namen Maximus Ollioules, kürzer Olli. Eine gute Frau aus dem Dorfe erbarmte sich seiner, obwohl sie selbst kaum Brot für die eigenen Kinder hatte und nahm ihn in ihr Haus auf. Er erwies sich später dankbar dafür und zeigte große Anhänglichkeit an seine Adoptivgeschwister, besonders an die 6 Jahre später geborene Marie, die fast stets seiner Sorge überlassen wurde, denn die Mutter war plötzlich Witwe geworden und mußte suchen, den Unterhalt für sich und die ihrigen zu erwerben. Sobald er aber 15 Jahre hinter sich hatte, sah der Knabe doch ein, daß er bei aller Thätigkeit seiner Pflegemutter keine große Hülfe leisten konnte, wenn er keine lohnende Beschäftigung fände, und so faßte er denn einen großen Entschluß. Er hörte täglich von den Reichtümern reden, welche die Seeleute von ihren Reisen zu Hause brächten, und es war denn ganz natürlich, daß ihm der Gedanke kam, sein Glück zur See zu versuchen. Er wartete nur auf eine Gelegenheit. Diese bot sich eines Tages, als er den Auftrag erhielt, eine Anzahl Immortellenkränze nach Marseille zu tragen. Kaum hatte er seinen Auftrag ausgerichtet, als er nach dem Hafen lief und dort in jenem nie gesehenen Getümmel von Arbeitern und Seeleuten umher irrte, als ob er jemanden suche. Eine harte Stimme riß ihn plötzlich aus seinen Träumen:

In deinem Alter hat man besseres zu thun, als hier umher zu bummeln. Man arbeitet! redete ein Matrose ihn an. — Man arbeitet gern, wenn man Arbeit hat, gab der Junge zurück. — So suche doch! — Ich stehe ja eben im Begriffe, Arbeit zu suchen. — Ach so, das ist recht. Was willst du denn arbeiten? — Ich möchte zur See gehen. — Das trifft sich gut, sagte der Matrose, ich kann einen Schiffsjungen brauchen. — So nehmen Sie mich doch! bat der Junge. — Hast du denn auch wohl Beruf dazu? — Ich glaube wohl. — Ißt du denn auch gerne Schiffszwieback? — Ich bin schon zufrieden, wenn ich nur nicht Hungers sterbe! — Fürchtest du dich denn nicht? — Ich fürchte nur die Not der Meinigen. — Kannst du auch gehorchen? — O, ich bin ein armer Waisenknabe und nicht verwöhnt. — Du sagtest doch eben, du fürchtetest die Not deiner Familie. So hast du also Verwandte? — Nein, Herr; eine arme Frau hat mich erzogen und ich möchte ihr wieder gut machen, was sie an mir gethan hat. — Du gefällst mir, Bursche. — Wollen Sie mich nehmen? — Auf Probe. — Und wann soll ich Schiffsjunge werden? — Heute noch. — So geben Sie mir Zeit, nach Ollioules zu gehen, Mutter Micheline zu benachrichtigen und Marie und Peter Adieu zu sagen. — Dazu braucht es nicht viel Zeit. Eine halbe Stunde hin, eine halbe Stunde für dein Paket zu machen, eine Stunde, um allen Adieu zu sagen, und eine halbe Stunde für den Rückweg, das macht zweieinhalb Stunden. Wenn du in drei Stunden nicht hier bist, kommst du nicht mit, abgemacht! — Ich werde da sein. Aber, Herr, wie steht es mit dem Lohne? fragte der Knabe.

Tüchtige Hiebe mit der Schiffskatze und am Ende der Reise eine Handvoll Thaler, war die Antwort. — Gut, aber auf welchem Schiffe finde ich Sie, wenn ich zurückkomme? — Auf dem „Centaur". Frage nur nach Jack Donner, belehrte ihn der Matrose.

Recht so, ich komme! Und der Junge lief, was die Beine ihn tragen wollten, nach Hause. Als er dort ankam, richtete die Mutter eben das Mittagessen her.

Mutter! rief Max, der Frau Micheline an den Hals fliegend, heute esse ich zum letzten Male eure Suppe. Schaut mich nur nicht so erstaunt an, und du, Marie, weine nicht. Es ist Zeit, daß ich mir mein Brod verdiene und meine Schuld an euch abtrage. . . . Ich habe mich als Schiffsjunge auf dem „Centaur" verdingt und besitze die Fürsprache von Jack Donner.

Bei diesem Namen schaute die kleine Marie ganz ängstlich aus ihren großen blauen Augen.

Erschrecke dich nicht, meine Kleine, beruhigte sie Max, Jack Donner ist ein alter Seebär; aber er scheint mir nicht so gefährlich, wie sein Name klingt. Übers Jahr komme ich wieder, dann bin ich schon ans Leben auf dem Meere gewöhnt und bringe eine gefüllte Börse mit, die für dich bei Seite gelegt wird.

Mutter Micheline war an den Knaben herangetreten. Beide Hände auf seine Schultern gelegt, weinte sie helle Thränen, so daß es dem zukünftigen Seemanne ganz schwer ums Herz wurde. Das kleine Mädchen begriff nur eines: ihr Freund und Beschützer wollte sie verlassen, deshalb schrie sie wie eine Verzweifelnde.

Mutter, bat Max, macht mir den Abschied nicht schwer; tröstet euch doch. Ihr wisset ja, daß ich euch alle lieb habe. — Wenn ich das nicht wüßte, würde mir dein Fortgehen nicht leid thun. Aber das schreckliche Meer! klagte die gute Frau.

Ich fürchte mich nicht, Mutter; in einem Jahre sehen wir uns wieder. Es muß sein, ich habe mein Wort gegeben, und das halte ich.

Die gute Frau sah selbst ein, daß ihr Pflegesohn Recht hatte. Also ergab sie sich in die unvermeidliche Trennung und trug das Mittagsbrod auf. Die Mahlzeit war nicht heiter, niemand redete ein Wort. Max erhob sich zuerst, suchte seine wenigen Sachen zusammen und machte daraus ein Paket, nahm dann aus Mariens Hand zwei Immortellen, die er in seiner Weste verbarg, umarmte Mutter, Marie, Rosa und Peter und eilte fort, ohne sich mehr umzusehen. Er kam vor der bezeichneten Stunde auf dem Schiffe an. Jack Donner empfing ihn mit zufriedenem Lächeln, zeigte ihm den engen und dunklen Platz, wo er schlafen sollte, gab ihm rasch einige Unterweisungen und stieg mit ihm hinauf. Ein Mann von hoher Figur mit ernster und wohlwollender Miene stand auf dem Hinterdeck. Jack Donner schob Max bei den Schultern vor. Herr Kapitän, hier ist der neue Schiffsjunge. Es ist gut, Jack, halte ihn unter deinen Befehlen, war die Antwort.

Das Kommando des Matrosen war ebenso bestimmt als gebieterisch. Er befahl gleichzeitig mit Stimme und Gesten und zeigte sich niemals geizig mit handgreiflichen Zurechtweisungen. Die Lehrzeit Ollis war also eine ziemlich harte. Glücklicherweise wußte der Junge in seinen freien Stunden sich eine wohlthuende Zerstreuung zu verschaffen: er konnte lesen und hatte durch den Pfarrer seines Dorfes etwas Unterricht genossen. Eines Tages bat er seinen Matrosen, ihm ein Buch zu verschaffen und dieser wandte sich an den Kapitän, welcher dadurch Interesse für den Knaben gewann. Nicht allein lieh er ihm die Werke, die er an Bord hatte, sondern er ließ sich auch von ihm seinen Lebenslauf erzählen, und als die Reise zu Ende war, gab er ihm das Doppelte des versprochenen Lohnes. Die Freude Ollis war unbeschreiblich. Spornstreichs lief er zu Hause, um sein Vermögen in Mutter Michelines Hände zu schütten und die kleine Marie mit seidenen Tüchern, seltenen Früchten und bunten Vögeln, die er aus Indien mitgebracht, zu erfreuen. Vierzehn Tage dauerte die Freude in dem armen Hause. Dann mußte er wieder abreisen, aber diesmal ging es nur nach Afrika und die Hoffnung auf baldige Rückkehr machte den Abschied weniger schwer.

So vergingen die Jahre. Wie Olli älter wurde, grub sich ein Bild immer tiefer seinem Gedächtnisse ein, und als ihn dann Compian zu seinem Steuermanne ernannte, sagte er bei einem neuen Abschiede zu Mutter Micheline: Behütet mir Marie, noch einige Jahre und sie wird meine kleine Frau. — Die gute Alte hatte Thränen der Freude in den Augen und Marie verbarg ihr erglühendes Gesicht hinter der Mutter. Sie war jetzt sechszehn Jahre alt. Wie gewöhnlich nahm Olli einen Zweig von Immortellen zur Erinnerung mit, nur brauchte er ihn sich nicht mehr aus Mariens Hand zu nehmen, sondern sie selbst reichte ihm das gewohnte Andenken dar und duldete es mit verschämtem Erröten, daß er ihr Köpfchen in beide Hände nahm und einen Kuß auf die rosigen Lippen drückte.

Seit Jahrhunderten ist die Kultur der Immortellen ein Haupterwerbszweig der Bewohner von Ollioules, und man rechnet die jährliche Einnahme aus dieser Blume auf 70—80000 Francs. Die Ernte findet im Juni statt; man schneidet die in Blüte stehende Pflanze ab, bindet sie in Büschel zusammen und hängt sie auf zum Trocknen. Hierauf ist es eine Arbeit für Frauen und Kinder, den zarten Flaum, der die Stiele überzieht, zu entfernen, und ist das geschehen, so sind die Blumen fertig zur Verwendung. Ein Teil der Ernte wird in Paketen nach den großen Städten versandt, der andere, und wohl der größte, bleibt in Ollioules und Umgegend zur Beschäftigung der Frauen und Mädchen. Marie Micheline hatte seit ihrer Kindheit sich dem Berufe ergeben, Kränze für die Verstorbenen zu flechten. Eines Tages durchwanderte ein damals berühmter Landschaftsmaler jene Schluchten, um seine Skizzenmappe zu bereichern; er traf Marie im Schatten eines dichten Olivenbaumes, ihre Hände vollendeten eben einen Kranz, während andere fertige vor ihr auf dem Boden zerstreut lagen, und die Büschel unverarbeiteter Blumen neben ihr der Verwendung harrten. Einige Schritte entfernt spielte ein kleiner Knabe. Der Künstler schien entzückt von dem Bilde, warf sie rasch auf Papier und errang mit der „Immortellen-Madonna" einen unbestrittenen Erfolg. Zum Dank schenkte der Maler Mutter Micheline eine verkleinerte Kopie, auf welcher Marie so wohl getroffen war, daß sie von da ab nur noch die „Immortellen-Jungfrau" genannt wurde.

An dem Tage, wo Compian auf Bitten seiner Frau sich entschloß, die See nicht mehr zu betreten, war sie eben siebzehn Jahre alt geworden, und ihr Verlobter, damals vierundzwanzig, nahe daran, seine Ernennung zum Ka-

pitän zu erhalten. Das Unglück von Compians altem Freunde zwang diesen leider, sein Vorhaben noch einmal zu vertagen und Olli mußte also Steuermann bleiben, was er indes nicht bedauern konnte, weil er ja nicht ahnte, wie nahe ihm das ersehnte Glück gewesen. Da seine Stellung als Steuermann indes eine gut bezahlte war, so willigte Mutter Micheline ein, daß die Hochzeit der jungen Leute nach der nächsten Rückkehr des „Centaur" stattfinden solle. Diesmal gab es wieder einen herzzerreißenden Abschied; nicht allein Olli mußte sich von Mutter und Braut losreißen, sondern auch Peter, der jüngere Bruder, der, wie sein Milchbruder Max, Seemann werden wollte, ging mit ihm. Auch er trat unter Jack Donners Befehle und dieser, der die Eigentümlichkeit besaß, jedem neuen Ankömmlinge einen Schiffsnamen zu geben, taufte ihn „St. Elmsfeuer". Das Kind beklagte sich nicht darüber, es war noch besser weggekommen, als ein Kamerad, der mit ihm eintrat und von Jack den Namen „Meerschwein" erhielt. St. Elmsfeuer wußte sich bald die Freundschaft der Bemannung zu erwerben. Olli hatte mit Hülfe seines Verdienstes Sorge getragen, daß Peter eine für damalige Zeiten ungewöhnliche Schulbildung genossen, und, was ihm besonders zu statten kam, er war ein eifriger Leser und geistreicher Erzähler. Zudem war er ein heiterer Gesellschafter und guter Sänger, lachte wie ein Spottvogel, kletterte wie ein Eichhörnchen und verstand es, sich bald unentbehrlich zu machen. Wenn ihm jemand zu nahe getreten, so konnte die ganze Besatzung sicher sein, daß er weder zum Singen noch zum Erzählen zu bringen war. Deshalb hatte er bald alle zu Freunden und den Kapitän zum Beschützer, wie er seinerseits wieder „Meerschwein" unter seinen Schutz nahm, ein Glück für diesen, denn der Junge würde unfehlbar die Katze zu schmecken bekommen haben, so oft es an günstigem Winde fehlte.

Die Stunde der Abreise rückte heran. Der Kapitän überwachte mit großer Sorgfalt alle Vorbereitungen. Sein Schiff war beladen mit den reichsten Waren, und wenn der Verkauf einigermaßen lohnend ausfiel, so konnte diese Reise ein Viertel der Garant geliehenen Summe wieder einbringen. Große Bewegung herrschte an Bord. Auf dem Hinterdecke waren die Familie des Abschied Nehmenden, sowie Garant und einige Freunde versammelt; Mutter Magdalena, von banger Ahnung erfüllt, ließ ihren Thränen freien Lauf, während Viktor und Julian ihr Trost zusprachen. Die furchtsame Marie, auf Mutter Michelmens Arm gestützt, hörte dem hoffnungsfreudigen Olli zu und lächelte trotz ihrer Thränen. Ein solcher Moment hat immer etwas hochfeierliches. Man sagt sich Lebewohl, aber niemand kann mit Bestimmtheit hinzufügen: „Ich komme wieder", zumal in jener Zeit, wo das Seeräuber-Unwesen in vollster Blüte stand.

Endlich war der entscheidende Moment gekommen. Noch einmal umarmte jeder seine Lieben, noch einmal erklang ein „Gott schütze dich!" von den bebenden Lippen und die Zurückbleibenden bestiegen die Boote, um an den Strand zu fahren. Adieu! Adieu! winkte es noch einmal von hüben und drüben, während der „Centaur", ungeduldig, losgelassen zu werden, auf den Wogen hin und her schaukelte. (Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Riffarth in M.Gladbach.

Gott will es!

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

Bericht über die dritte Sitzung des Zentral-Vorstandes,

gehalten am 25. Juni im erzbischöflichen Palais zu Köln.

Die statutengemäße halbjährliche Versammlung des Zentral-Vorstandes des Afrika-Vereins deutscher Katholiken fand heute unter dem Vorsitze des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs im erzbischöflichen Hause statt. Zugegen waren die Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses: Justizrat Sieger, Religions- und Oberlehrer Hespers, Landgerichtsrat Reichensperger, Rechtsanwalt Wirtz, Kaufmann Horten; dann als Vertreter der Diözesan-Vereine Domdechant und Generalvikar Walter (Limburg), Domkapitular Rüping (Münster), Rechtsanwalt Müller (Trier), Seminar-Prokurator Dicke (Paderborn). Es hatten sich wegen Krankheit oder dringender Amtspflichten entschuldigen lassen: der hochwürdigste Herr Bischof von Hefele (Rottenburg), Domstiftssenior Kutschank (Sachsen), Professor Albrecht (Hildesheim), Domkapitular Engel (Fulda). Justizrat Sieger erstattete Bericht über die Lage des Vereins. Außer Köln zählt derselbe neun Diözesan-Vereine: Münster, Trier, Paderborn, Limburg, Fulda, Rottenburg, apostolisches Vikariat Sachsen, Hildesheim und Osnabrück. Bei dem Kölner Verwaltungs-Ausschusse sind bis jetzt 588 Zweig-Vereine zur Anmeldung gekommen. Dazu kommen die Zweig-Vereine der andern Diözesan-Vereine, so daß die Gesamtzahl aller Zweig-Vereine über 1500 beträgt. Mit Freude wurde begrüßt, daß der Afrika-Verein auch im Elsaß festen Fuß gefaßt hat.

Herr Rechtsanwalt Müller (Trier) sprach den vom Zentral-Vorstande gebilligten Wunsch aus, daß alle Zweig-Vereine, die sich in den verschiedenen Diözesen bildeten, sich den bestehenden Diözesan-Vereinen anschließen möchten.

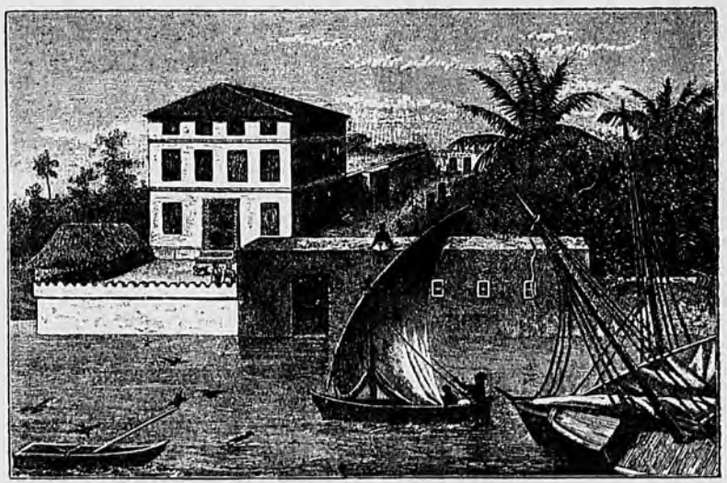
Aus dem Kassenberichte, den Herr Horten (Köln) ablegte, ergab sich, daß manche Zweig-Vereine ihre Sammlungen bis jetzt noch nicht beendet hatten. Bei den vielen und großen Aufgaben, welche an den Afrika-Verein herantreten, wurde der Erwartung Ausdruck gegeben, daß die Vorsitzenden der Vereine in der zweiten Hälfte des Verwaltungsjahres die noch ausstehenden Beiträge einholen lassen möchten. Hierauf wurden zu Kassen-Revisoren die Herren Landgerichtsrat Reichensperger und Banquier Pistorius gewählt.

Herr Religionslehrer Vizepräsident Hespers berichtete über die Verwendung der Mittel. Nach einem Rückblicke auf die umsichtige und erfolgreiche Thätigkeit des deutschen Reichskommissars Wißmann zur Unterdrückung des Sklavenhandels, schilderte er die Wirksamkeit der von dem Afrika-Verein unterstützten Missionsgesellschaften, zunächst derjenigen, welche in Deutsch-Ostafrika dem Missionswerke obliegen.

1. Apostolisches Vikariat Nord-Zanzibar. Die vom Afrika-Verein mit 50,000 M. unterstützten Missionen der Väter vom h. Geist in Ostafrika, haben nach Bewältigung des Aufstandes ihre Thätigkeit in allen Stationen wieder aufnehmen können. 1889 waren im apostolischen Vikariate Nord-Zanzibar thätig: 1 apostolischer Vikar, 36 Patres und Brüder, 16 Schwestern aus der Genossenschaft vom heil. Josef. Die Missionen der Väter vom heil. Geist zählten in Deutsch-Ostafrika einschließlich Zanzibar 8 Stationen, 12 Kirchen und Kapellen, 1 Seminar, 8 christliche Dörfer, 11 Krankenhäuser und Apotheken, 7 Waisenhäuser mit 760, 7 Schulen mit 327, 7 Werkstätten mit 121, 6 Ackerbau-Schulen mit 359 Kindern. Die Station auf der Insel Zanzibar selbst hat 2 Schulen, 1 Spital für die Armen, welche umsonst verpflegt werden, 1 Spital für die Europäer, welche eine mäßige Pension zahlen. Beide Spitäler werden von den Töchtern Mariä geleitet. Mit der Mission in Verbindung steht das Spital U. L. Frau von den Engeln zu Gulioni auf der Insel Zanzibar, von einer wohlthätigen französischen Dame, Madame Chevalier, gegründet und von Frauen aus dem Laienstande geleitet. Seit der Gründung, 2. August 1884, wurden in diesem Hospitale mehr als 7000, meist Neger und Neger-Sklaven, verpflegt. (Der hochw. P. Acker, Oberer der Mission, beginnt eben den Bau eines neuen Krankenhauses für die Europäer. D. Red.) Auf dem Festlande ist Bagamoyo Stützpunkt und Mutterhaus für alle andern Stationen im Innern. Die Station hat Plantagen und Gärten, Werkstätten, ein Krankenhaus und mehrere Schulen. Das Dorf St. Josef zählt gegen 100 christliche Familien, welche aus den Schulen der Mission hervorgegangen sind. Die Stationen im Innern: Mhonda, Mandera, Mrogoro, La Longa, Condoa und Tununga sind in kleinerm Maßstabe wie Bagamoyo angelegt. Alle Afrika-Reisenden, wie auch die Vertreter der Regierung und der Gesellschaften, sind einig in dem Lobe der Missions-Stationen der Väter vom h. Geist. Der Afrikareisende Junker, der 1887 bei seiner Rückkehr aus dem Sudan in Mrogoro weilte, nennt sie die schönste aller Missionsstationen, die er von Oberägypten an in Afrika gesehen. Noch kürzlich hat der Vertreter der deutschen Reichsregierung Major Liebert, im deutschen Reichstage der Thätigkeit der Väter vom hl. Geist hohes Lob gespendet. Er sagt nach dem stenographischen Berichte:

„Die katholische Mission ist seit 25 Jahren im Lande thätig und zwar sind es die Frères Algériens, die im Innern, und die Brüder der Congrégation du Saint-Esprit, welche an der Küste wirken. Die einzelnen Brüder

sind zum größten Teil Deutsche, vom Rhein, aus Elsaß-Lothringen u. s. w. gebürtig, und haben beim Aufstande und bis jetzt immer ein ganz ausgezeichnetes Verhältnis zu unseren deutschen Offizieren und Beamten unterhalten. Ich habe viel mit den Missionaren und den einzelnen Brüdern verkehrt und den allerbesten Eindruck von der Thätigkeit derselben erhalten; speziell die Missionsanstalt von Bagamoyo ist geradezu eine Musteranstalt zu nennen. Dort habe ich über 100 Negerknaben und 100 Negermädchen gesehen, die zur Arbeit und zur christlichen Lehre angeleitet werden. Die Missionare haben besonders die geschickte Hand, daß sie den Neger nicht über seine Kulturstufe erheben, sondern ihn nur zu strenger Arbeit unter den bescheidensten Verhältnissen erziehen, so wie es seiner Lebensweise und dem allgemeinen Nutzen entspricht. Diese Missions-



Hospital U. L. Frau von den Engeln auf Zanzibar. (S. S. 418.)

station hat ferner einen Pflanzgarten angelegt, der sämtliche tropischen Produkte, Tabak, Baumwolle, Cacao, Kaffee, Vanille, Indigo zieht und den Beweis liefert, was aus dem Lande zu machen ist, wenn die kleinen Versuchspflanzungen in großem Maßstabe fortgeführt werden."

Was Major Liebert von den Stationen an der Küste berichtet, bestätigt P. Schynse aus der algerischen Missionsgesellschaft von denen im Innern, welche er auf seinem Marsche mit Stanley und Emin Pascha im November 1889 besuchte, insbesondere von La Longa und Mrogoro. (Schynse, mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika, herausgegeben von Karl Hespers. 1890. S. 72—74, S. 76—78.)

Am Ende des vorigen Jahres (1889) hat der apostolische Vikar von Nord-Zanzibar eine neue Missionsstation am Tana in Kozi, der

Hauptstadt von Ndera, unter dem Namen St. Josef von Tana, gegründet und dem deutschen P. Gommenginger die Leitung derselben übertragen. Zugleich hat derselbe in Makongeni am Sabaki-Flusse ein ausgedehntes Besitztum erworben, um auch dort eine neue Station einzurichten. Den Vätern vom hl. Geist in Bagamoyo wurde zur weitern Ausdehnung ihrer Thätigkeit eine neue Gabe von 10 000 M. bewilligt.

2. Sankt Benediktus-Missions-Genossenschaft. Dieser Genossenschaft, welcher vom Afrika-Verein 100 000 Mark zur Erweiterung der Missionshäuser und zur Anlage von Stationen in Deutsch-Ostafrika zur Verfügung gestellt wurden, ist die apostolische Präfektur Süd-Zanzibar anvertraut. Die erste von ihr gegründete Missionsstation Pugu war bekanntlich von den Aufständischen zerstört worden. Als im Herbste vorigen Jahres die Genossenschaft in Erfahrung brachte, daß die Verhältnisse die Wiederaufnahme der Missionsthätigkeit erlaubten, wurde auf Aufforderung der Vertreter der Reichsregierung am 8. November eine neue Missions-Expedition nach Ostafrika abgesandt. Die Missionare, an ihrer Spitze der apostolische Präfekt P. Bonifazius, kamen am 30. November in Zanzibar an.

Sie wählten die Küstenstadt Dar-es-Salaam für die neue Niederlassung, die aus Kloster, Spital und Asyl für befreite Sklaven-Kinder bestehen sollte. Dar-es-Salaam schien aus folgenden Gründen der geeignetste Ort zu sein:

1. Sie ist die Zanzibar zunächst gelegene, größere Stadt der Präfektur Süd-Zanzibar. 2. Wegen ihrer Lage und ihres vortrefflichen Hafens wird sie von großer Bedeutung für Deutsch-Ostafrika werden. 3. Von hier aus können die später zu gründenden Stationen leicht versorgt werden. 4. In dieser Stadt kann unter dem Schutze der deutschen Truppen ein sicheres Heim, insbesondere für die befreiten Sklavenkinder, geschaffen werden. 5. Größere und für alle Handwerke eingerichtete Werkstätten können einstweilen nur an der Küste eingerichtet werden, da nur hier Bretter, Eisen u. s. w. zu haben sind. Die hier ausgebildeten Handwerker (Neger) können später bei Neugründung von Stationen im Innern nützlich verwendet werden.

So begannen die Missionare sofort, das notwendige Terrain zu erwerben, um je ein Haus für die Brüder und für die Schwestern zu errichten. Ende Januar waren die Arbeiten an dem einen Hause schon so weit vorgeschritten, daß die Brüder dasselbe beziehen und zugleich eine Schreinerei und eine Schmiede einrichten konnten. Bald wurde auch der Bau des zweiten Hauses für die Schwestern in Angriff genommen. Wesentlich fördernd war, wie der apostolische Präfekt schreibt, die außerordentliche Güte und Freundlichkeit, mit welcher der Herr Reichskommissar Wißmann den Missionaren entgegenkam. Bald hatte P. Bonifazius eine gute Anzahl seiner frühern Arbeiter aus der Station Pugu um sich; eine Kapelle wurde errichtet, und so konnte

nach diesen notwendigen Vorbereitungen der Präfekt neue Brüder und Schwestern vom Mutterhause sich erbitten. Am 12. Juni d. J. schifften sich sechs Missionare der St. Benediktus-Missions-Genossenschaft unter Führung von P. Franz Mayr und neun Missionsschwestern unter Führung der Oberin Schwester Agnes Zirden in Marseille nach Zanzibar ein. Leider war inzwischen P. Bonifazius am Gallenfieber schwer erkrankt und mußte sich nach Zanzibar in das Spital der Väter vom hl. Geist begeben, um seine Gesundheit wiederherzustellen. Durch diese Erkrankung erlitten die Arbeiten in Dar-es-Salaam manche Verzögerung. Es ist zu hoffen, daß nach Ankunft der frischen Hülfskräfte dieselben mit verdoppeltem Eifer aufgenommen werden.

Im Mutterhause zu St. Ottilien haben am letzten Pfingstfeste vierzehn Novizen die hl. Gelübde abgelegt und zehn Postulanten das Noviziat angetreten. Am Pfingstmontage legten zwanzig Novizinnen der Missionsschwestern die hl. Gelübde ab, und zwölf Postulantinnen empfingen das hl. Kleid und den Schleier. Außerdem feierten zwei Neopresbyter des Mutterhauses ihre Primiz.

3. Die algerische Missionsgesellschaft, welche in der deutschen Interessensphäre die Vikariate Viktoria-Nyanza und Tanganjika, das Provikariat Unyanyembe, dann westlich vom Tanganjika das Provikariat Lualaba leitet, hatte im Jahre 1889 mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die einerseits durch die arabische Bewegung in Ost-Afrika, anderseits durch die wiederholten Umwälzungen in Uganda hervorgerufen waren. Die Genossenschaft hatte 1888 eine neue Missions-Karawane (die siebente) ins Innere gesandt: den neuen apostolischen Vikar Bridoux für den Tanganjika, sechs Patres zur Verstärkung der verschiedenen Missionsposten, zwei Brüder und drei schwarze Ärzte, die an der Universität zu Malta waren ausgebildet worden. P. Schynse, der ein Mitglied dieser Missionskarawane war, hat über die Reise und die weiteren Schicksale ausführlich berichtet. Infolge der drohenden Haltung der Araber mußte die Missionsstation Kipalapala bei Tabora in Unyanyembe im Juni 1889 aufgegeben werden. Die Missionare mit den Kindern retteten sich durch die Flucht zum Viktoria-Nyanza und erreichten glücklich die Station Bukumbi am Süduser des Sees. Hier befanden sich auch die Missionare, welche aus Uganda vertrieben waren.

P. Schynse, der von Kipalapala ebenfalls nach Bukumbi gekommen war, mußte schon anfangs Oktober 1889 mit dem augenkranken P. Girault zur Küste gehen. Auf dem Wege traf er Stanley und Emin Pascha, mit denen er im Dezember 1889 die Küste in Bagamoyo erreichte.

Inzwischen war der rechtmäßige König von Uganda, Muanga, der drei Monate seines Exils in der Mission von Bukumbi verweilt hatte, mit Hülfe der Christen in sein Reich zurückgekehrt, hatte den Thronräuber Karema vertrieben und die Missionare persönlich zurückgeführt. Die PP. Lourdel und Benoit zogen mit dem siegreichen Könige

am 12. Oktober in die Hauptstadt ein. Später folgte der Bischof Livinhac mit noch zwei Missionaren.

Während der Abwesenheit der Missionare hatten die zurückgebliebenen eingeborenen Christen eifrig für die Verbreitung der christlichen Lehre gewirkt. Die Zahl der Katholiken hat sich, wie die Eingeborenen berichteten, um 3000 vermehrt.

Uganda ist nach dem Zeugnisse der Forscher und der Missionare für die Christianisierung Afrikas von außerordentlicher Bedeutung. Es sei nur das Urteil Stanleys angeführt. Er sagt von der Mission von Uganda: „Das Land ist dafür mehr wert als ganz Afrika zusammen; ich sah nirgends ein ähnliches Streben bei der Bevölkerung, unterrichtet zu werden. Man thäte klug, all seine Leute und Mittel auf dieses Land zu konzentrieren; von dort aus wird das Christentum in die andern Länder wie von einem Sterne ausstrahlen."

Inzwischen ist P. Schynse auf Wunsch Emin Paschas mit diesem und einem andern Missionar, P. Achte, wieder nach dem Viktoria-Nyanza aufgebrochen. Er verfolgt dabei die Absicht, neue, für die Mission geeignete Landschaften aufzusuchen, und die alten Missionen zu sichern.

Nach den letzten erfreulichen Nachrichten hat Muanga die Rebellen, die ihn zum zweiten Male vertrieben hatten, wieder geschlagen und von neuem Besitz von seinem Reiche ergriffen. Von welch guten Hoffnungen er beseelt, bezeugt sein jüngst veröffentlichter Brief an den Kardinal Lavigerie.

Der apostolische Vikar Livinhac, der im September 1889 zum Generalobern der algerischen Genossenschaft gewählt wurde, ist mit Dr. Peters auf dem Wege zur Küste. Vorher hat er noch seinem Nachfolger, den Elsässer Johanes Hirth, zum Titularbischof von Tebessa geweiht.

Die günstigen Nachrichten, welche vom Viktoria-See kamen, haben die Genossenschaft veranlaßt, den inner-afrikanischen Missionen eine außerordentliche Verstärkung zu senden. Am 12. Juli werden sich in Marseille zwölf Missionspriester, sechs Brüder und zwei in Malta ausgebildete Neger-Ärzte nach Zanzibar einschiffen, um von dort in das Gebiet der großen Seeen zu gehen. Wegen der außerordentlichen Wichtigkeit der Mission am Viktoria-Nyanza und Tanganjika, insbesondere auch zur Unterstützung des P. Schynse, der mit Emin Pascha ins Innere gezogen ist, und des neuen deutschen Bischofs Hirth, wurde der Genossenschaft, welche schon früher mit 40 000 Mk. unterstützt worden war, eine weitere Gabe von 20 000 Mk. bewilligt.

4. Zambesi-Mission. Nach eingeholter Ermächtigung von Seiten der Mitglieder des Zentral-Vorstandes hat der Verwaltungs-Ausschuß dem Superior der Zambesi-Mission, dem deutschen P. Stephan Zimmermann, der im Begriffe stand, mit einer großen Missions-Karawane nach dem obern Zambesi zu gehen, die Summe von

15 000 Mk. bewilligt. Am 21. Mai hat sich die Missions-Expedition, bestehend aus neun Missionaren und acht Schwestern vom hl. Josef in Lissabon eingeschifft, um über Quilimane an der Zambesi-Mündung das Innere zu erreichen. „Durch die großmütige Unterstützung des Afrika-Vereins sind wir," so schreibt P. Zimmermann unmittelbar vor seiner Abreise, „in den Stand gesetzt, die am Zambesi bereits vorhandenen drei Stationen mit dem Nötigen zu versehen und durch Errichtung einer oder zweier neuer Stationen die Mission weiter auszudehnen. Das Territorium von Boroma wird der Mittelpunkt unserer Thätigkeit werden. Ich selbst gehe mit einem Laienbruder nach Zumbo, um dort eine Station zu beginnen. Der Weg dahin ist zwei Monate weit von der Küste von Quilimane entfernt und mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden. P. Gabriel, der vor sechs Jahren diese Reise unternahm, ist am Wege erlegen und nahe vor Zumbo, am Zambesi-Flusse, gestorben. Die Neger begruben ihn am Ufer im Sande und niemand kennt sein Grab, dessen Spur der Regen längst verwischt hat."

Nach diesem Berichte des Herrn Religionslehrers Hespers beriet die Versammlung über die weitere Errichtung eines deutschen Missionshauses für die afrikanische Mission. Da es Sache des deutschen Episkopates ist, über diese Angelegenheit zu entscheiden, so vereinigte sich der Zentral-Vorstand des Afrika-Vereins zu folgender Resolution: „Der Zentral-Vorstand erklärt sich bereit, das nach dem Wunsche des hl. Vaters für die Missionen in Deutsch-Afrika in Deutschland zu errichtende Missionshaus nach Kräften zu unterstützen und zu diesem Zwecke vorläufig eine Summe bis zu 100 000 Mark zur Verfügung zu stellen."

Zum Schlusse berichtete Herr Landgerichtsrat Reichensperger über die Mittel zur weitern Ausbreitung des Vereins. Der Verein hat jetzt eine fast zweijährige Thätigkeit hinter sich, er ist verbreitet worden über den größten Teil unseres Vaterlandes und hat bereits weit über 300 000 Mark beigebracht. Ein solcher, oder wenigstens ein ähnlicher Betrag muß Jahresbeitrag für unsern Verein bleiben, da die Anforderungen stets wachsen und immer größere Aufgaben an unsern Verein herantreten. Es ist bekannt und geht aus dem Rechenschaftsberichte zudem deutlich hervor, daß wir bereits große Summen für unsere Vereinszwecke verausgabt haben, ich erinnere nur an die Zuwendungen für die Genossenschaft in St. Ottilien, für die mehreren großen Missionsgesellschaften, welche auf afrikanischem Boden thätig sind u. s. w. Die erforderlichen Mittel können wir aber nur dann flüssig machen, wenn unser Verein in stetem frischen Leben bleibt, wenn insbesondere auch die Zweigvereine in ihrem Eifer und Interesse nicht nachlassen. Um solches zu erzielen, um außerdem auch die Zahl der Zweigvereine zu vermehren, kommen hier vorzüglich zwei Mittel in Betracht; die Thätigkeit in der und durch die Presse und die eigentliche Vereinsthätigkeit.

Die Presse, jene Großmacht, wie sie einst Görres nannte, hat sich bisher im allgemeinen unsern Zwecken gegenüber sehr sympatisch gezeigt. Es muß bei dieser Gelegenheit wiederum lobend hervorgehoben werden die allbekannte Zeitschrift „Gott will es", welche sich ganz in den Dienst unserer Bestrebungen stellte und engen Anschluß an unsern Verwaltungs-Ausschuß stets unterhalten hat. Das erste Jahr war für den verdienstvollen und eifrigen Herausgeber ein sehr mühevolles; es hat keinen Gewinn demselben abgeworfen, es hat aber unsere Sache wesentlich gefördert. Durch Vermittlung der Zeitschrift sind Scherflein gesammelt worden für gute Zwecke in reicher Zahl (Unterhalt einzelner Schwestern in St. Ottilien; Freistellen für Schüler bei den Vätern vom hl. Geiste; Loskauf von Sklavenkindern zur Taufe; Beschaffung eines Harmoniums u. s w.)

Inzwischen hat im II. Jahrgange die Erscheinungsweise der Zeitschrift sich wesentlich gebessert; sie erscheint nunmehr alle 14 Tage und trotz des reichen Inhalts, der vielen Originalberichte, ist der halbjährliche Preis auf 1,20 M. gesetzt. Durch das häufigere Erscheinen kommen alle Nachrichten früher zur Kenntnis; sie können erschöpfender gegeben werden und in der That entsprechen die Aufsätze auch hochgespannten Anforderungen. Demgegenüber ist es nunmehr strenge Pflicht aller Vereinsgenossen, für die Zeitschrift zu wirken; alle müssen nicht nur selbst abonnieren, sondern auch Abonnenten suchen; alle müssen die Aufsätze lesen und deren Kenntnis verbreiten, denn dadurch halten wir das Interesse wach an den Mühsalen unserer Missionare und an den schweren Leiden und Drangsalen der Bewohner des schwarzen Erdteils rege. Dort drängen sich fortdauernd bis in die neueste Zeit hinein die Ereignisse; es muß sich jedermann bekannt halten.

Übrigens müssen auch von allen Seiten Mitteilungen an die Zeitschrift zur Veröffentlichung übersandt werden. Nicht nur vom Zentralausschusse her, sondern auch aus einzelnen Sitzungen der Diözesan-Räte, aus den Versammlungen der Zweigvereine und aus Vorträgen, die etwa gehalten wurden. Jegliche Förderung der Zeitschrift enthält zugleich eine Förderung unserer Vereinssache.

Daneben dürfen wir aber auch die Lokalpresse nicht vergessen. Überall haben wir jetzt katholische Blätter in Deutschland, an Diözesansitzen jedenfalls. Diesen sollten Berichte über Vorträge aus den Vereinen, Ereignisse in Afrika, Sitzungsbeschlüsse, Sammel-Ergebnisse der Diözesan- und Zweigvereine zugehen, ohne jedoch die genannte Zeitschrift zu vergessen.

II. Vereinsleben und Thätigkeit. a) Das Streben muß dahin gehen, neue Zweigvereine zu bilden; der Zusammenschluß derselben zu Diözesanvereinen darf, wo es eben angeht, nicht unterlassen werden. Die Zweigvereine selbst müssen in Kenntnis von

den Aufgaben und Arbeiten des Vereins bleiben, sonst erschlaffen sie; sie sind nicht nur als Sammelvereine gedacht; sie sollen auch durch Anregung aus ihrem Schoße, durch Bekundung ihrer Sympathie, durch rege Teilnahme die Arbeiten des Ausschusses, des Gesamt-Vereins fördern und denselben ihrerseits Nachdruck geben. Unser Verein umfaßt viele tausend deutsche Katholiken, diese müssen alle wissen, um was es sich handelt; sie haben ein warmes Herz und offene Hand für ihre notleidenden schwarzen Mitbrüder und sie müssen mit offenen Augen deren Leiden und Qual, sowie die Versuche zu deren Heil verfolgen.

Die Zweigvereine dürfen die Verbreitung der Zeitschrift „Gott will es" nicht versäumen. Es können für je 25—30 Mitglieder je 1 Exemplar als Vereinsschrift auf Vereinskosten gehalten und verteilt werden; dabei empfiehlt sich aber die Verteilung durch Träger, durch besondere Beauftragte; nach allen Erfahrungen ist jede andere Verbreitung von Mitglied zu Mitglied erfolglos und durchaus unregelmäßig, — Die Lektüre allein genügt aber keineswegs; die Zweigvereine müssen von Zeit zu Zeit Sitzungen abhalten; das lebendige Wort muß zur Lektüre hinzutreten. Aber es geht nicht wohl an, daß jeder Zweigverein für sich Vorträge veranstaltet; diese mögen statthaben am Diözesansitz oder in sonstiger größerer Stadt, oder doch für mehrere Zweigvereine zusammen. Bei dem heute weitverbreiteten Interesse für den schwarzen Erdteil findet sich gewiß der Pfarrer, oder ein Lehrer, oder sonst eine kundige Persönlichkeit bereit, solche Vorträge zu übernehmen. An solche Vorträge können sich angemessen Besprechungen anreihen über Fragen aus dem Vereinsgebiete. Soweit eben möglich, werden die Mitglieder der Diözesan-Ausschüsse gern bereit sein, derartige Zweigvereins-Versammlungen zu besuchen und ihrerseits Mitteilungen zu machen von den Arbeiten der leitenden Stelle.

Nicht ohne Bedeutung dürfte es erscheinen, wenn der Generalbericht über die Ausschuß-Sitzungen und die Gesamtthätigkeit den sämtlichen Vereinsvorständen als Sonder-Abdruck übermittelt wird, zur Kenntnisnahme und zu weiterer Verbreitung.

Unter Gottes gnädigem Beistande ist unsere von dem hochwürdigen Herrn Erzbischofe ins Leben gerufene, von den hochwürdigen Herren Bischöfen, dem Klerus und dem katholischen Volke Deutschlands vielseitig unterstützte Arbeit bisher vielverheißend und erfolgreich gewesen; möge auch der fernere Verlauf unserer Vereinsthätigkeit ein glücklicher sein, möge dieselbe nicht erlahmen gegenüber den großen Aufgaben, vor denen wir stehen; es wird dann auch reicher Segen unserem Vereine zu teil werden.

Nachdem noch eine Reihe von Anträgen des Diözesan-Vereins Hildesheim, die sich auf die Verwaltung und Organisation des Vereins bezogen, erledigt waren, wurde die Versammlung nach mehr als dreistündiger Dauer vom hochwürdigsten Herrn Erzbischofe geschlossen.

Der Brüsseler Antisklaverei-Kongreß

hat am 28. Juni nach fast siebenmonatlicher Thätigkeit seine Arbeiten beendigt und das Resultat derselben in einem 100 Paragraphen langen Vertrage niedergelegt. Wir bringen denselben in nächster Nummer eingehender, für heute wollen wir uns nur auf nachstehende Notizen beschränken.

Die Generalroute bezeichnet in Artikel 1 als Maßregeln zur Unterdrückung des Skavenhandels: 1. Einrichtung geordneter Zustände in den Kolonialgebieten in Afrika, die unter Sklavenjagd leiden; 2. Errichtung befestigter Stationen; 3. Bau von Wegen und Eisenbahnen; 4. Einrichtung von Dampferlinien auf den Flüssen und Seen; 5. Anlage von Telegraphenlinien. Die folgenden Artikel bestimmen die Einzelheiten der Ausführung, die Maßnahmen für befreite Sklaven, den Schutz der Privatunternehmen gegen die Skavenjagd. Die Einfuhr von Feuerwaffen ist auf 12 Jahre im Gebiete vom 20. nördlichen bis zum 22. südlichen Breitengrade behindert, wird stets genau kontroliert und ist im Gebiete der Sklavenjagd gänzlich verboten. Ähnliche Bestimmungen gelten für den Schnapshandel. Das Durchsuchungsrecht ist auf verdächtige Schiffe von weniger als 500 Tonnen in der Zone von der Küste von Belutschistan bis Quilimane beschränkt. Über das Anhalten verdächtiger Schiffe durch ein Kriegsschiff hat der Kapitän zu berichten. Die Türkei, Persien und Zanzibar unterdrücken ihrerseits die Sklaverei in ihren Gebieten. Internationale Bureaus zur Überwachung des Sklavenhandels und zur Sklavenbefreiung werden in Zanzibar errichtet.

In Kraft tritt dieser Vertrag 60 Tage nach Eintreffen der Anerkennung aller beteiligten Mächte. Holland allein macht noch Schwierigkeiten, wird aber hoffentlich dem Beispiele anderer Regierungen folgen.

Major von Wißmann über die Missionen.

Herr v. Wißmann hatte neulich in München eine Unterredung mit einem Mitarbeiter der Münchener Allg. Ztg., und diese berichtete darüber u. a. folgendes: „v. Wißmann betonte vornehmlich die unberechtigte und unheilstiftende politische Rolle, welche sich die englischen, wie gleichfalls die deutschen evangelischen Missionare anmaßen, und er verglich deren intriguantes Treiben nicht eben vorteilhaft mit den guten Werken, christlichen Einfluß, Kultur und Sittlichkeit fördernden Bemühungen der opferfähigen und unermüdlich wirkenden katholischen Missionare. Während er die letztern als Grundpfeiler der Zivilisation bezeichnete, versicherte er mir, daß die englischen wie deutschen protestantischen

Missionare geradezu sein Werk erschwerten und hinderten, so daß die großen, auf Missionswesen verwendeten Summen in der That weggeworfen seien, ja daß diese Herren, statt zu nützen, durch ihre politische Agitation nichts wie Unheil anrichteten."

Darüber gab es denn böses Blut unter den Protestanten und schließlich behauptete man sogar, die ganze Geschichte sei eine Erfindung der Katholiken. Wißmann habe das gar nicht gesagt. Nun erhält aber die Berliner „Post" von Major von Wißmann folgenden Brief, den wir nicht übersehen wollen:

Lauterberg am Harz, 6. Juli 1890.

„Meine Äußerungen über die evangelische Mission in Afrika betreffend, bitte ich Sie, nachstehendes zu veröffentlichen, da es mir besonders bei meinem jetzigen Gesundheitszustande nicht möglich ist, die vielfachen brieflichen Anfragen zu beantworten, auch die eingesandten Artikel, unter denen der in der Täglichen Rundschau vom 3. Juli von Dr. theol. Warnecke geschriebene von großer Unkenntnis der Verhältnisse Zeugnis giebt, vorläufig durch nachstehendes zu erledigen. Der Ursprung aller Erörterungen über meine Äußerungen ist in einer Unterhaltung mit dem Redakteur der Münchener Allgemeinen Zeitung und mit einem Herrn, der von Ägypten aus für die Times schrieb, zu suchen. Beide Herren haben nur evangelische und katholische Missionen auseinandergehalten und infolgedessen meine Ansichten über die englischen Missionen auch auf die deutschen übertragen, während meine Äußerungen in den Blättern immer mehr entstellt werden. Ich konstatiere demgemäß zunächst, daß mein Vorwurf, politische Beeinflussung ausgeübt zu haben, durchaus nicht die deutschen Missionare betrifft. Den Hauptmoment meines Gespräches mit den oben erwähnten Herren bildete der Wert der verschiedenen Missionen als jetzt bestehender Kulturfaktor in Deutsch-Ostafrika. In diesem Punkte verdient ohne Zweifel die katholische Mission bei weitem den Vorrang, und zwar sprach meine Ansicht dahin aus, daß hieran nicht nur das langjährige Bestehen und ich die große Erfahrung der katholischen Missionen die Schuld trägt, sondern auch die Leitung derselben. Die Disziplin der katholischen Kirche scheint mir der Hauptfaktor für die Erfolge der römischen Mission zu sein. Der Umstand, daß die katholischen Missionare hinausgehen, um bis an ihr Lebensende zu wirken (eine Heimsendung wegen Krankheit ist nur äußerst selten), und die Thatsache, daß der Kultus der römischen Kirche mit seinen Äußerlichkeiten dem Wilden leichter Eindruck hinterläßt, als die nüchternen Formen der evangelischen Religion, begründen die bei weitem größern Erfolge römischer Missionen. Jeder Kenner des Afrikaners oder wilder Völker überhaupt wird mir beipflichten, daß ein Verständnis der christlichen Religion der Liebe bei Völkern derartig niedriger Kulturstufe nicht zu erwarten ist, daß also der richtige Weg für Missionen der sein muß, daß man den Wilden zu einem höheren Wesen erzieht und ihm dann das Verständnis für die Religion beizubringen sucht. Dies streben die römischen Missionen an, indem sie den Grundsatz befolgen: Labora et ora, und nicht wie die evangelischen Missionen den für Völker auf höherer Kulturstufe passenden Spruch: Ora et labora. Ein anderer äußerst wichtiger Punkt der großen

Erfolge der römischen Missionen ist das von vielen Seiten angegriffene Aufkaufen von Sklavenkindern. Zunächst ist an und für sich dieses Vorgehen ein gutes Werk, wenn man bedenkt, was sonst aus den weit von ihrer Heimat, von ihren Eltern weggeschleppten Kindern werden würde, und dann setzt dieser Kauf ganz allein die Missionen in die Lage, noch zu leitende, zu formende Wesen, Kinder, derartig in ihre Obhut zu bekommen, daß etwas aus ihnen zu machen ist. Ich kenne keine evangelischen Missionen in Äquatorial-Ostafrika, die ein derartiges Material für ihre Arbeit zur Verfügung hatten. Selbst wo evangelische Missionare die Eltern dafür bezahlten, daß sie ihre Kinder zum Unterricht, wenn auch nur auf Stunden, den Missionaren überließen, waren doch keine Erfolge zu erzielen. Ich habe junge Missionare kennen gelernt, die, in Afrika angekommen, bitter enttäuscht, sich allein aus diesem Grunde wieder in die Heimat wünschten, wo ihnen ganz andere Aufgaben eine lohnendere Arbeit versprächen. Daß ich den evangelischen Missionen nicht nur keine Schwierigkeiten oder Hindernisse in Ostafrika in den Weg gelegt habe, sondern dieselben in jeder mir nur möglichen Weise unterstützt habe, kann ich durch Dankschreiben von seiten englischer und deutscher Missionen belegen. Daß ich aber glaube, daß bei richtiger Leitung diese Missionen unendlich mehr leisten können, daß ich die ungeheueren Summen für englische Missionen, die nach meiner Überzeugung in keinem Verhältnisse stehen zu dem Erfolge, besser angewandt wissen möchte, das will ich hier und überall wiederholen. Ich möchte nicht auf Vorkommnisse eingehen, die mich grade im letzten Jahre hätten veranlassen können, das Interesse an den evangelischen Missionen zu verlieren. Erörterungen über diesen Punkt passen besser in eine Besprechung mit direkt Beteiligten. Es ist, möchte ich zum Schlusse erwähnen, mein sehnlicher Wunsch, sobald meine Gesundheit hergestellt ist, auf die hier nur oberflächlich behandelten Gesichtspunkte zurückzukommen und meine langjährigen Erfahrungen und Beobachtungen in Afrika den Herren zur Verfügung zu stellen, welche die Organisation und Leitung evangelischer Missionen in Afrika in die Hand genommen haben, nur von dem Wunsche beseelt, auch unsere evangelischen Missionen zu segensreichen Faktoren heranwachsen zu sehen. Ich weiß, daß alle Kenner Afrikas, Kaufleute, Forscher und Soldaten, Deutsche, Engländer, oder welcher Nationalität sie auch angehören, mit mir in allen ebenerwähnten Punkten übereinstimmen. Wie ich in meinem letztgeschriebenen Werke „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika", so haben sich viele andere in diesem Sinne geäußert. Viele haben es unterlassen, um nicht in eine ihnen unbequeme Polemik hineingezogen zu werden. Diesen Standpunkt aber halte ich für mehr als falsch, denn was kann den Vorkämpfern der christlichen Religion der Wahrheit willkommener sein, als eine Beurteilung ihrer Thätigkeit von Männern, die das Feld derselben genau kennen. Und sollten selbst meine Äußerungen für manche Punkte nachhaltig widerlegt werden können, so würden dieselben doch dazu beitragen, den richtigen Weg, der zum Ziele führt, näher zu beleuchten. Ich bin vorläufig außerstande, mich über dies Thema weiter auszulassen, und bitte daher weitere Erörterungen aufzuschieben oder an Herrn Pastor Diestelkamp in Berlin einzusenden, mit dem ich, sobald meine Gesundheit wiederhergestellt sein wird, in Verbindung zu treten hoffe.

v. Wißmann.

Wir haben nur den einen Wunsch, daß diese Worte den Erfolg haben, die deutschen Missionare evangelischer Konfession abzuhalten, sich obiges, den englischen Missionen geltende Urteil, in Zukunft selbst zu verdienen.

Die lange geplante belgische Expedition nach dem Tanganjikasee

hat endlich den ersten Schritt zur Ausführung gethan. Am 16. Juni haben sich die Herren Paul van de Kachove, früherer päpstlicher Offizier, und Huik, ein junger belgischer Offizier, der bereits 2 Jahre am Kongo lebte, nach Afrika eingeschifft. Ihnen fällt die Aufgabe zu, am Lomami, einem Nebenfluß des Kongo, die nötigen Vorbereitungen zu treffen, Neger militärisch auszubilden, also Stationen zu gründen, welche als Ausgangspunkte des Marsches zum Tanganjikasee dienen sollen. Inzwischen wird ein Dampfer gebaut und dorthin geschafft werden. Bis die Expedition ihr Ziel erreicht, können noch reichlich 2 Jahre vergehen. Wir wünschen den beiden tapferen Herren, welche die Vorhut bilden, Glück zu ihrem Unternehmen, hoffentlich werden sie, wenn sie am westlichen Ufer des Tanganjika anlangen, von den Salutschüssen eines deutschen Dampfers begrüßt werden.

Die deutsche Kolonial-Gesellschaft

hielt am 30. Juni und folgenden Tage Generalversammlung in Köln. Man hatte gehofft, in der Hauptsitzung den Reichskommissar v. Wißmann begrüßen zu können, doch mußte dieser wegen eines Fieberanfalles von der Reise abstehen. Erwähnen wollen wir, daß als Gäste anwesend waren der hochw. Herr Erzbischof von Köln, der hochw. Herr General der Väter vom hl. Geiste, P. Emonet aus Paris, und Herr Major Liebert. Letzterer entwarf in kurzen Zügen die Geschichte des ostafrikanischen Aufstandes und seiner Niederwerfung. Besonders hob er die Expedition des stellvertretenden Reichskommissar Dr. Schmidt gegen den Häuptling Simbodja hervor, der sich Anfang dieses Jahres ohne Kampf unterwarf und in deutsche Dienste trat, ferner den Umstand, daß schon in Mpwapwa Stanley und Emin von deutschen Offizieren begrüßt wurden und von dort ab ihre Expedition unter deutscher Flagge ihren glücklichen Abschluß fand. Emin habe ihm persönlich seine Genugthuung über diesen Empfang durch Landsleute in der Wildnis, 300 Kilometer von der Küste, ausgesprochen. Persönlich hat Major Liebert an einem Zuge gegen Vana-Cheri teil genommen und mit größter Achtung die Marsch- und Gefechts-Leistungen der weißen und schwarzen Truppen Wißmanns beobachtet. Im Laufe eines Jahres (Mai 1889—1890) hat Wißmann die Küste und das Innere Ost-

afrikas bis auf 300 Kilometer unterworfen, den Sklavenhandel an der Küste vollständig unterbunden, uns eine glänzende Machtstellung in Ostafrika geschaffen. Den Kern der Reichstruppe bilden Sudanesen vom oberen Nil, strenge Mohamedaner, gut disziplinierte Berufssoldaten; Redner hat einen Soldaten gesehen, der schon vor einem halben Jahrhundert in der Schlacht von Nisibi focht. Wunderbar ist die Konstitution dieser schwarzen Soldaten, die wenig Empfindung für Schmerz haben und wunderbar rasch von den schwersten Wunden genesen. Alkohol trinken sie nicht. Auch die Zulus werden ausgezeichnete Truppen werden. Sonderbarerweise haben sie keine Namen, sondern bezeichnen sich mit dem Namen ihres Anführers nebst Nummer, singen auch hübsch „Heil dir im Siegerkranz", wenn auch ohne Verständnis. Das Verhältnis zwischen Offizieren und Truppen ist vorzüglich, überhaupt der Eindruck der schwarzen Soldaten ausgezeichnet. Unsere Konkurrenten beneiden uns darum. Wir haben jetzt schon eine Reihe fester Plätze. Am besten baut man landesüblich aus Korallenstein mit einheimischem Kalk und Mangrovestämmen. Die Europäer wohnen stets im ersten Stockwerk, über welchem gleich das flache Dach liegt. — Redner wendete sich gegen die Annahme, als sei jetzt eine starke Schutztruppe überflüssig. Sie müsse die Stationen besetzen, Expeditionen begleiten, die Missionare schützen. Emin Pascha richte jetzt eine Militär-Station am Süd-Ende des Viktoria-Sees ein, eine andere müsse bei Tabora errichtet werden; die benachbarte Missions-Station Kipalapala, bekannt aus dem hübschen Buche des Pater Schynse, sei infolge der frühern Schutzlosigkeit verlassen worden. Weitere Stationen seien in Udschidschi (am Ostufer des Tanganjika) und am Norduser des Nyassa zu errichten.

Unbedingt müßten auf den großen Seen Dampfer fahren, im Handels-Interesse und zur Unterbindung der Sklaverei. Natürlich seien dieselben in Stücken hin zu transportieren. Da möge man mit freiwilligen Beiträgen einspringen. Wie schön wäre es, wenn der erste Dampfer auf dem Viktoria-See den Namen „Stadt Köln" trüge. (Beifall.) Möge jetzt dem Militär der Kaufmann folgen, die kriegerische Thätigkeit abgelöst werden durch die friedliche Kultur-Arbeit. Friedlos ist dieses Land seit Jahrhunderten gewesen, dem krassesten Aberglauben ergeben. Die neugeborenen Kinder werden in Menge umgebracht. Wer jetzt die Verwaltung übernimmt, hat eine hohe, schöne, vielseitige Aufgabe zu erfüllen. Möge Major v. Wißmann diese Aufgabe übernehmen, wir wünschen ihm den besten Erfolg."

So Major Liebert. Wir stimmen ihm vollkommen bei. Was im übrigen die Verhandlungen der Versammlung angeht, so bewegten sie sich vielfach auf einem uns fremden Gebiete, dem der Kolonialpolitik. Besonders wurde das neueste Grenzabkommen zwischen Deutschland und England scharf kritisiert und dementsprechend auch eine Resolution angenommen, in welcher der Unmut über den Vertrag offen

zu Tage tritt. Wir sind der Meinung, daß es für die Zivilisierung Afrikas ein entschiedener Fortschritt ist, daß endlich einmal Klarheit geschaffen ist, daß Deutschland und England sich über ihre Gebietsansprüche endgültig und freundschaftlich geeinigt haben. Wenn wir um des lieben Friedens willen Opfer an Land gebracht haben, so überlassen wir es der Zeit, kundzugeben, ob unsere Regierung daran wohl gethan oder nicht. Vorläufig sind die Ansichten darüber noch sehr geteilt. Jedenfalls giebt jenes große Gebiet, welches uns jetzt unbestreitbar gehört, uns reichliche Arbeit für lange Zeit. In Ostafrika allein haben wir rund 969 500 Quadrat-Kilometer zu kultivieren, fast die doppelte Fläche des deutschen Reiches, welches 540 600 Quadrat-Kilometer umfaßt. Dazu kommen dann noch die verschiedenen Besitzungen in West- und Südwest-Afrika. Da nun der fragliche Vertrag einmal endgültig abgeschlossen ist, so erscheint uns jedes Wort darüber verloren, um so mehr, als die große Mehrheit des deutschen Volkes sich bisher mit der Idee einer ausgedehnten Kolonialpolitik noch nicht befreunden konnte.

Major Hermann v. Wißmann.

(Mit Porträt.)

Major v. Wißmann weilt zur Zeit bei seiner Mutter am Harze, um sich die nötige Erholung zu gönnen. Nach Ablauf seines Urlaubs wird er als Führer der Schutztruppe wieder nach Ostafrika zurückkehren. Sein Aufenthalt in Deutschland und speziell die Ovation, welche ihm der Reichstag in Berlin veranstaltete, wo wir den tapferen Reichskommissar am Arme Windthorsts sahen, werden ihm die Überzeugung gegeben haben, daß er für die Fortführung des begonnenen Werkes auf die notwendige Unterstützung rechnen darf. Die letzter Tage verbreiteten Gerüchte, als ob er nicht mehr nach Afrika zurückkehren wolle, sind eben nur Gerüchte; wir werden den schneidigen Offizier noch längst nicht entbehren können, und er selbst scheint uns nicht der Mann zu sein, schon jetzt auf seinen Lorbeern ausruhen zu wollen.

Major Hermann v. Wißmann ist jetzt 37 Jahre alt. Er wurde am 4. Sept. 1853 in Frankfurt a. d. Oder als Sohn eines Regierungsassessors geboren. Seine Mutter stammt aus einem altmärkischen Adelsgeschlechte. In Erfurt, Kiel und Neu-Ruppin besuchte der wilde Knabe das Gymnasium; er wollte sich den Naturwissenschaften widmen, aber durch den 1869 erfolgten Tod seines Vaters wurde dieser Jugendplan zerstört. Von der Untersekunda des Ruppiner Gymnasiums ging Wißmann sofort in die Prima des Kadettenkorps über und Mutter und Geschwister entschlossen sich, die immerhin schweren Opfer, die eine militärische Karriere den Anverwandten auferlegt, zu tragen, weil sie von der strengen Disziplin Gutes für den ungebärdigen Charakter des

Jünglings erwarteten. Auch in der Kadettenanstalt gab es noch manchen harten Strauß zu bestehen, aber zu Ostern 1873 bestand Wißmann mit allen Ehren sein Fähnrich-Examen, er besuchte die Kriegsschule in Anklam und trat dann als Offizier in das zu Rostock garnisonierende mecklenburgische Füsilier-Regiment Nr. 90. In Rostock lernte der junge Lieutenant den Afrikareisenden Dr. Pogge kennen, der 1874 einen von der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin ausgerüsteten Entdeckungszug nach Westafrika als Freiwilliger mitgemacht hatte und mit Homeyer bis ins Lundareich vorgedrungen war. Pogge und Wißmann wurden bald gute Freunde und als 1880 Pogge mit der ersten deutschen Durchquerung Afrikas von derselben Afrikanischen Gesellschaft beauftragt wurde, da war in Lieutenant Wißmann die

Reichskommissar H. von Wißmann.

Sehnsucht nach dem dunkeln Erdteil bereits so mächtig, daß er sich von der Militärbehörde einen längeren Urlaub erbat und, nach erfolgter Anstellung, zu der ihm Dr. Nachtigall verhalf, am 19. November 1880 der Expedition als Geograph folgte. Schon im April des folgenden Jahres mußte der schwer erkrankte Pogge umkehren und vom 4. Mai an führte Wißmann selbständig die Expedition. Die ganze Durchquerung Afrikas kostete nur ca. 30 000 M.; schon im April 1883 war Wißmann in Berlin wieder angelangt und wurde als der erste Deutsche, der Afrika durchquert hatte, froh und festlich begrüßt. Auf dieser Reise war Wißmann auch einmal Gast desselben Bana Heri, der ihm wenige Jahre später in blutigem Kampfe gegenüberstand und der sein Schwert dem weißen Häuptling zu Füßen legen mußte. Schon am 16. November 1883 schiffte sich Wißmann, in Begleitung des Hauptmanns v. François und zweier jüngerer deutschen Offiziere,

abermals nach Afrika ein, diesmal im Auftrage des Königs der Belgier, der auf den kühnen Deutschen aufmerksam geworden war und der ihn nun mit der Erforschung des Kongobeckens betraute. In Afrika angelangt, konnte Wißmann gerade noch dem alten Freunde Pogge die Augen zudrücken, dann brach er mit den Genossen, mit 320 Trägern, einem zerlegbaren Stahlboote, einer ihm von Krupp geschenkten Kanone und der vom Prinzen Karl von Preußen gestifteten schwarz-weiß-roten Flagge durch das Gebiet der Sklavenhändler nach dem breiten Kassaï-Strom auf. Am Kongo erreichte ihn die Kunde von der Begründung des Kongostaates und gleichzeitig erfuhr er zu seiner Freude, daß auch sein deutsches Vaterland Kamerun und ostafrikanische Landstriche erworben hatte. Deutschland war in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten. Wißmann hatte festgestellt, daß die vier früher als selbständige Flüsse angesehenen Arme sämtlich zum Flußsysteme des Kassaï gehörten; er hatte sich durch diese Lösung des Rätsels ein beträchtliches Verdienst erworben, aber seine Gesundheit war angegriffen und er mußte sich zwei Monate auf Madeira erholen, bevor er, einem neuen Wunsche der Belgier folgend, nach Afrika zurückkehren konnte. Nachdem er hier seine mannigfachen Aufgaben glücklich erledigt hatte, sah er endlich die Heimat wieder. Noch einmal mußte er den Winter, es war 1887/88, auf Madeira verbringen, dann kehrte er, nach kurzem Aufenthalte in Ägypten, wo er für den Kongostaat thätig war, nach Deutschland zurück. Seine späteren Thaten sind in aller Gedächtnis.

Aus St. Ottilien.

Im November wurde den verehrten Lesern des „Gott will es" kurzer Bericht erstattet über die Einkleidungsfeier der Missionsschwestern. Eine noch schönere Feier war mit dem letzten hochh. Pfingstfeste verbunden; besonders werden die letzten Tage des Maimondes denjenigen in unvergeßlich teurem Andenken bleiben, denen sie die Quelle eines dauerhaften Glückes eröffneten.

Einkleidung und Profeß der Brüder und Schwestern gestaltete sich zu einem herrlichen Doppelfeste, wie man es in St. Ottilien bisher nie gesehen. Am Pfingstsonntage fand die Einkleidung von 11 Brüdern statt und im Anschluß daran begann die Feier der Gelübdeablegung. 13 Brüder traten zum Altare, um vor Gott und seinen Heiligen, in Gegenwart des hochwürdigsten Vaters und der versammelten Klostergemeinde, mit einem hl. Eide zu versprechen, was sie schon Jahrelang zuvor geübt und worauf sie sich durch vorhergegangene 3tägige Exerzitien noch besonders vorbereitet hatten.

Am folgenden Tage fand die fast noch schönere Feier der Einkleidung und Profeß der Schwestern statt. Wich auch die Einkleidungsfeier im wesentlichen nicht von der schon früher einmal beschriebenen ab, so wurde doch manches hinzugefügt, was zur Hebung der Feier beitragen konnte, und es wird gewiß die verehrten Leser interessieren, hierüber noch einiges zu erfahren.

7 Uhr morgens rief feierliches Geläute den ganzen Konvent in die festlich geschmückte Kirche. Zunächst sollten 11 Jungfrauen wählen zwischen der Welt und dem Ordensleben. Durch 3tägige Exerzitien ebenso wie die Professinnen auf diesen wichtigen Schritt vorbereitet, harrten sie sehnsuchtsvoll der feierlichen Stunde. In einem Nebenraume der Kirche harrten die Einzukleidenden paarweise geordnet, bis sie in Prozession unter Absingen des Hymnus „Jesu corona Virginum“ an die für sie bestimmten Plätze in der Kirche geleitet wurden. Es war rührend zu sehen, wie diese glücklichen Seelen in weißem Gewande, Brautschleier und Myrthenkranz auf dem Haupte, umgürtet mit grüner Schärpe, hoffnungsfreudig einherschritten und bald darauf auf die Frage des hochwürdigsten Vaters nach ihrem Begehren, einstimmig um die Gnade des hl. Kleides baten. Eine nach der andern kniete freudig an der Kommunionbank nieder und opferte zum Zeichen ihrer Bereitwilligkeit, dem Herrn sich ganz zu schenken und den lockenden Freuden und Eitelkeiten der Welt zu entsagen, ihr Haar, welches unter den Gebeten des Priesters von der ehrwürdigen Mutter mit Hülfe zweier Assistentinnen geschnitten wurde. Inzwischen benedicierte der celebrierende Priester (der hochwürdigste Vater), die auf einem weißgedeckten, mit Blumen bestreuten Tische liegenden Kleider der Neueinzukleidenden. Nach Beendigung der Zeremonie des Haarschneidens, erhielt jede der Jungfrauen das geweihte Kleid, worauf sie sich in Begleitung der ehrwürdigen Mutter und der beiden Assistentinnen, in den Nebenraum der Kirche begaben, um nun ihr Weltkleid abzulegen und dafür das geistliche Kleid zu nehmen. In die Kirche zurückgekehrt, kniete jede einzelne vor den hochwürdigsten Vater hin, um von ihm den gesegneten roten Gürtel, nebst gleichfarbigem Rosenkranz zu empfangen, darauf wurde ihnen unter Gebeten des Priesters das Skapulier angelegt. Statt des Brautschleiers erhielten sie den Nonnenschleier und als „kluge Jungfrauen“ eine brennende Kerze. Zum Schlusse wurde ihnen ein neuer Name gegeben.

Nach Beendigung der Einkleidungszeremonien begaben sich die Neueingekleideten in ihre Chorstühle und das hl. Meßopfer begann. Nach der Epistel wandte sich der Priester um und forderte die Neuprofessinnen auf, zum Altare zu kommen mit den Worten: „Prudentes virgines etc.“, worauf alle sich von ihren Plätzen erhoben und mit brennenden Kerzen, den klugen Jungfrauen nachahmend, dem Bräutigam entgegengingen. Der hochwürdigste Vater und die assistierenden Priester nahmen ihre Sitze am Fuße des Altares ein und die Feier der hl. Profeß begann. Eine nach der andern trat vor, las laut den Akt ihrer hl. Gelübde vor, unterschrieb denselben mit eigener Hand und forderte alle Anwesenden zu Zeugen ihres hl. Eides auf, indem sie die Unterschrift vorzeigte. Die Profeßkarte wurde dann auf dem Hochaltare niedergelegt. Nach Beendigung dieses Aktes folgte Fortsetzung des hl. Meßopfers bis zur Opferung, wo alle Neuprofessinnen auf das Zeichen des Zeremoniars das „Suscipe me Domine“ anstimmten, zu deutsch: „Nimm mich auf, o Herr, nach deiner Verheißung und ich werde leben und werde nicht zu schanden werden in meiner Erwartung“. Dieses wurde dreimal gesungen, jedesmal in höherem Tone. Der ganze Konvent antwortete und stimmte zuletzt das „Gloria Patri“

an. Nach dem „Suscipe“ wurde die Allerheiligen-Litanei gebetet, während welcher die Neuprofessinnen tief gebeugt im Chor knieten. Zu beiden Seiten desselben brannten Sterbekerzen und die Sterbeglocken wurden geläutet zum Zeichen, daß sie jetzt der Welt ganz abstürben. Nach beendigter Litanei wandte sich der hochwürdigste Vater zu den Schwestern, betete über dieselben und incensierte sie. Auf den Ruf des Diakons erhoben sich alle und eine nach der andern kniete dann mit der brennenden Kerze in der Hand vor den Priester hin, das Skapulier zu empfangen. Darauf wurden die schwarzen Profeßschleier gesegnet, jeder Einzelnen vom hochwürdigsten Vater aufs Haupt gelegt und von der ehrwürdigen Mutter und den beiden Assistentinnen befestigt. Zum Zeichen der Vermählung mit Christus erhielten die Gottesbräute einen gesegneten goldnen Ring, welcher vom hochwürdigsten Vater gereicht und von der ehrwürdigen Mutter an den Ringfinger gesteckt wurde. Sehr sinnreich war die letzte Zeremonie; es wurde nämlich den Bräuten Christi eine geweihte Krone aufs Haupt gesetzt, ihnen zur steten Erinnerung an die ewige Glorienkrone, welche der Herr ihnen an diesem Tage als Unterpfand der Treue bereitet hat, und womit er sie einst im Himmel krönen wird. Am Schlusse des hl. Meßopfers wandte sich der hochwürdigste Vater noch einmal zum ganzen Konvente, betete über die neuen Ordensmitglieder und forderte auch die Mitgeschwister auf, für sie zu beten. Nach dem letzten Evangelium begaben sich die glücklichen Bräute Christi wiederum zur Kommunionbank, wo sie das gesegnete Offiziumbuch aus der Hand des Priesters empfingen, zum Zeichen, daß sie von nun an zur Abbetung der kirchlichen Tagzeiten verpflichtet seien.

Wer so glücklich war, an diesem Feste teil zu nehmen, konnte Zeuge sein von dem tiefen Frieden und der unaussprechlich reinen Freude, die an diesem wonnereichen Tage in die Herzen der Gottesbräute ausgegossen ward, wie es sich im Antlitze einer jeden spiegelte. Welch ein Kontrast zwischen der Welt und dem Ordensleben!

Mit diesen reichen Gnadentagen schlossen die Festlichkeiten in der geliebten Einsamkeit noch nicht ab. Andere Freuden, andere Gnaden, hatte der liebe Gott den Bewohnern St. Ottiliens für den Beginn des Herz-Jesumonats als Erstlingsspende aufbewahrt. Am Samstage vor dem Feste der allerheiligsten Dreifaltigkeit weihte der hochwürdigste Herr Bischof Pankratius von Augsburg zwei Mitglieder der Genossenschaft zu Priestern, welche noch am selben Tage in St. Ottilien eintrafen, in Begleitung des hochwürdigen Herrn Dompredigers Steigenberger aus Augsburg.

Im Mutterhause war alles festlich vorbereitet, Ehrenpforten und Triumphbögen errichtet. Zirka vierzig Reiter, wie es hier in Baiern üblich ist, und ein Musikchor waren vorangeeilt, um den neugeweihten Priestern von der Bahn aus das Ehrengeleite zu geben. Der Prozession der Brüder und Schwestern, die sich mit ihren geistlichen Obern zum Empfange in das nahe Wäldchen begeben hatten, schlossen sich ungefähr vierzig weiß gekleidete, mit Kränzen geschmückte Mädchen, sowie eine zahlreiche Volksmenge aus den benachbarten Dörfern an.

Nach einer kurzen, wechselseitigen Ansprache der hochwürdigen Herren

setzte sich der Zug in Bewegung und gelangte unter Musik und Gesang wieder zurück zur Klosterkirche, wo die jungen Priester feierlich den Primiziantensegen spendeten. Die übliche Herz-Jesu-Andacht schloß die Feier dieses Tages.

Am folgenden hl. Dreifaltigkeitsfeste feierte der hochwürdige Herr P. Franziskus seine Primiz. Viele Freunde und Gönner des Missionshauses von nah und fern, zirka 4000 Menschen waren zu dem Feste herbeigeeilt. Unmöglich hätte die kleine Klosterkirche auch nur einen geringen Teil der Fremden fassen können. Vorsorglich hatte man daher den Primizaltar unter Gottes freiem Himmel, auf einer grünen Wiese, welche von drei Seiten mit Buchenwald umgeben ist errichtet und der Feier entsprechend mit einem roten Baldachin überdeckt, mit hochflatternden Fahnen, frischem Grün, Blumen und vielen Lichtern geschmückt. Schon längst vor der festgesetzten Stunde (9 Uhr) wogte die Menge ungeduldig wartend um die Klosterkirche, von wo aus der hochwürdige Herr Primiziant in Begleitung seines geistlichen Vaters und mehrerer anderer Priester, unter dem Geläute der Glocken, unter Musik des Münchener Veteranen-Musikchors zum Primizaltar zog. Die Eresinger Feuerwehr bildete den Zug entlang Spalier. Vierzig weißgekleidete Mädchen, teils Blumensträuße tragend, teils Blumen streuend, andere die Geschenke des hl. Vaters auf Kissen tragend (Kelch, Stola, Manipel, Bourse), gingen vor dem Primizianten her. Das hl. Meßopfer wurde mit aller möglichen Pracht gefeiert. Choralgesang der Missionare und passende Lieder wechselten miteinander ab. Die Festpredigt hielt der hochw. Herr Domprediger Steigenberger aus Augsburg. Nach beendigtem Gottesdienste begab sich die Prozession zum Kloster zurück, wo dann ein kleines Festmahl gehalten wurde, an welchem sich die hochwürdigen Herrn Pfarrer, die Herrn Lehrer der Nachbarschaft und einige Freunde und Gönner beteiligten.

Am 8. Juni wurden die schon früher bestimmten fünf Brüder unter Begleitung des hochwürdigen Herrn P. Franziskus ausgesandt, ebenso die Missionsschwestern in Begleitung ihrer Oberin, Schw. M. Agnes Zirden, welche früher als Elementarlehrerin in Schwerfen thätig war. Die Namen der Missionsschwestern sind:

Schw. M. Agnes aus Amel (Oberin),
" " Scholastika aus Seppenrade,
" " Johanna aus Löningen,
" " Juliana aus Hüsten,
" " Pankratia aus Lüdinghausen,
" " Afra aus Saarlouis,
" " Pia aus Bergeborbeck,
" " Thekla aus Emsdetten,
" " Helena aus Barßel.

Die Feier war einfach und rührend. Während der hl. Messe erneuerten die für Afrika bestimmten Brüder und Schwestern ihre hl. Gelübde, erhielten das Missionskreuz und nach erfolgter Händeauflegung wurden sie ausgesandt. Sämtliche Brüder und Schwestern begleiteten nach verrichtetem Reisegebet die Missionare und Missionarinnen bis zur Lourdes-Grotte, welche vom hochwürdigen Herrn P. Franziskus noch eingesegnet wurde. Die Abreisenden zogen von dort weiter, während die übrigen zur Feier der Frohnleichnamsprozession zurückblieben. Der hochwürdigste Vater gab ihnen das Geleite bis zur Bahn, um nochmals seinen scheidenden Söhnen und Töchtern den väterlichen Segen zu spenden und ihnen „Lebe wohl" zu sagen. Die ehrwürdige Mutter hatte es sich jedoch zur Pflicht gemacht, ihre geistlichen Töchter bis Marseille zu begleiten, um ihnen bei der Einschiffung behülflich zu sein, welche am 12. Juni erfolgte.

Am 15. Juni fand die Primizfeier des hochwürdigen Herrn P. Xaver statt, in der nämlichen Weise wie die oben beschriebene, nur daß die Menschenmenge sich auf 7000 belief. Bei dieser Feier hielt der hochwürdige Herr Stadtpfarrer Huhn aus München die Festpredigt.

Unser Harmonium,*)

das Angebinde unserer Leser für die junge Mission des hochverehrten P. Amrhein in Dar-es-Salaam, ist fertig. Leider haben wir diesmal nicht den Raum, um eine Abbildung und Beschreibung geben zu können, das aber können wir versichern, die guten Missionare und Schwestern werden ihre helle Freude daran haben. Es ist ein wahres Kabinetstück, ein Schmuck, wie ihn sicher keine afrikanische Mission besitzt. Und erst die Schwarzen, wie werden die tanzen vor Vergnügen, wenn unter den Fingern der guten Schwestern die himmlischen Akkorde dem Instrumente entströmen!

Am 23. Juli wird das Instrument, wohlverpackt und versichert gegen Seeunfall, von Hamburg abgehen. Früher konnten wir die Absendung nicht bewerkstelligen, weil wir das Instrument direkt nach Dar-es-Salaam schicken wollten, so daß es nur im Hafen abgeholt zu werden braucht. Es wird also wohl Mitte August dort eintreffen und unsere Grüße der Mission überbringen, gleichzeitig auch unsere Bitte, der Geber im Gebete zu gedenken.

Aus Ostafrika

wird gemeldet, der Stellvertreter Wißmanns, Lieutenant Schmidt, habe anfangs Juni mit einer starken Abteilung einen Zug ins Innere angetreten, um unruhige Stämme zu züchtigen. Diese Thatsache kennzeichnet die Lage in Ostafrika deutlich; eine dauernde Ruhe ist wohl nur herzustellen, wenn die Schutztruppe in ihrer jetzigen Stärke erhalten wird und sie unter gleich guter Leitung wie bisher bleibt. Ein bleibender Erfolg und eine durchgreifende Erziehung der Eingeborenen läßt sich nur erwarten, wenn man auf dem bisherigen Wege fortschreitet

*) Es fehlen noch ca. 150 *M.* Um fernere Gaben wird freundlichst gebeten. Die Redaktion.

und seine Thätigkeit mehr nach dem Innern verlegt. Alles spricht dafür, daß der Reichskommissar dahin zurückkehren muß, wenn unser Schutzgebiet nicht wieder in seinen alten unruhigen Zustand zurückfallen soll. Ebenso befestigt sich hier an berufener Stelle die Ansicht, daß die Schutztruppe in nächster Zeit noch nicht verringert werden darf, eine Überzeugung, welche durch die neuesten Nachrichten noch verstärkt werden wird. Zunächst kommt in Betracht, daß der thatsächlich stark angegriffene Gesundheitszustand des Majors v. Wißmann sich bessert. Hat er erst seine frühere körperliche Frische und Kraft wieder erlangt, so wird das Weitere bald sich ergeben.

Mohamed bin Kassim, ein arabischer Händler, ist, einer telegraphischen Meldung zufolge, am 27. Juni zu Bagamoyo nach kriegsgerichtlichem Urteile gehenkt worden. Mohamed hatte vor einigen Jahren mitten im Lager den deutschen Händler Giesecke meuchlings ermordet. Er wurde dafür nicht nur nicht bestraft, sondern rühmte sich später seiner That noch offen im Lager Tippu-Tips Europäern gegenüber. Sein Einfluß auf seine Stammesgenossen war, wie Wißmann selbst erfuhr, ein sehr schlimmer, und seine Bestrafung wird sehr heilsam wirken.

Der englische Karawanenführer Stokes ist in deutsche Dienste getreten und führt eine Abteilung der Schutztruppe in das Innere.

Dr. Peters wurde am 10. Juli in Bagamoyo erwartet. Über seine Erlebnisse und Aufenthalt in Uganda giebt ein Brief vom 15. April Aufschluß. Peters hatte nur noch 11 Askaris und 44 Träger bei sich. Bei Ripon-Falls fand am 19. Februar der Übergang der Peters'schen Expedition über den Nil und der Vormarsch durch Uganda statt, welches sich hier heillos verwüstet zeigte. Tage lang ging der Marsch durch völlig ausgebranntes Land. Am 25. Februar langte die Expedition in Mengo-Rubagha an, wohin bei ihrem Anmarsch der König Mwanga und die Weißen von ihrer Insel Bulingogwe zurückgekehrt waren. Hier half Peters nach Kräften an der Regelung im europäisch-christlichen Sinne. Mit Unterstützung des Superiors der französischen Mission, P. Lourdel, gelang es ihm, am 28. Februar mit König Mwanga einen Vertrag zu schließen, wodurch dieser sein Land, unter Annahme der bezüglichen Bestimmungen der Kongo-Akte, dem Handel und Verkehr aller europäischen Nationen eröffnete und zugleich mit Deutschland in ein besonderes Freundschaftsverhältnis trat. Trotz der Einsprache englischer Agenten, welche den Handel in Uganda für die britisch-ostafrikanische Gesellschaft zu monopolisieren gedachten, blieb der König fest bei dem Vertrage. Die englische Hilfe, welche Mr. Jackson bringen sollte, war ausgeblieben. Am 16. März erließ König Mwanga ein feierliches Verbot des Handels mit Sklaven und der Sklavenausfuhr. Um den König in diesen seinen menschenfreundlichen Bestrebungen zu unterstützen und ihm den Widerstand gegen das

vom Sklavenraub und vom Sklavenhandel lebende Arabertum möglich zu machen, gab ihm Peters einen großen Teil seines Pulvervorrats (150 Pfund) ab und unternahm es auf den Wunsch des Königs, den arabischen Einfluß im Westen des Viktoria-Nyanza zu brechen. Es galt vornehmlich, den Araber Kimbulu aus Busiba zu entfernen, welcher den Verkehr und die Pulverzufuhr von Unyanyembe nach Unjoro vermittelte. Peters fuhr mit einigen hundert Soldaten, welche ihm der König zur Verfügung gestellt hatte, in 30 Böten westlich um den See. Kimbulu und der den Arabern ergebene Sultan Utatembora in Busiba ergriffen bei Annäherung der Expedition die Flucht, das Land unterwarf sich dem christlichen Mwanga und erklärte sich zu dauernder Tributzahlung bereit. Einen Monat blieb Peters, dem Wunsche des Königs entsprechend, in Uganda. Während dieser Zeit strömten die Einwohner massenhaft in das verwüstete Land zurück. Von Uganda wandte sich Dr. Peters nach der südlich vom Viktoria-Nyanza gelegenen Landschaft Usukuma. Seine letzten Berichte sind von der französischen Mission Nyagezy bei Ukumbi in Usukuma datiert.

Auch von dem ihn begleitenden Lieutenant v. Tiedemann ist ein Brief bei seinen Angehörigen eingetroffen, der in kurzen Zügen eine Schilderung der Kämpfe giebt, welche die Expedition mit den Wagalla, Wandorobbo, Walhalka, Wakikugu und Massai zu bestehen gehabt: In dem einen Massai-Gefechte, das mit der gänzlichen Niederlage unserer Feinde endete (sie ließen 43 Tote auf dem Platze), ging es uns auf ein Haar an den Kragen. Ich selber bekam einen Giftpfeil durch die linke Brusttasche; die Kerle kämpften wie leibhaftige Teufel; wir zahlten ihnen aber in vollwichtiger Münze heim; vier baumlange Massaikrieger kommen auf mein spezielles Konto ... Als wir noch etwa drei Tagemärsche von Emins nächster Station entfernt waren, erhielten wir die Nachricht von seinem Abmarsch und entschlossen uns, nach Uganda zu marschieren, vielleicht der gefährlichste Schritt der ganzen Reise. Jackson hat mit 500 Mann nicht gewagt, was wir mit 60 unternahmen. Der König Mwanga hat uns überaus freundlich und mit den höchsten Ehren aufgenommen. Unser Marsch von Usoga nach Uganda glich einem Triumphzuge. Uganda ist entsetzlich verwüstet; überall Spuren von Mord, Brand, Greueln; Skelette und halb verweste Leichname lagen zu Hunderten umher. Hier auf der Insel ist es paradiesisch, und meine Gastfreunde, die katholischen Missionare, sind charmant, vor allen der vicaire apostolique du Nyanza, Monseigneur Livinhac, in dessen Zimmer ich schreibe. Meine Aufgabe ist augenblicklich, Boote aufzutreiben, um unsere Expedition über den See nach Usukuma zu bringen." In dem zweiten Briefe wird berichtet, daß die Expedition nach 16tägiger Fahrt über den Viktoria-Nyanza in 30 Kanoes und Piroquen wohlbehalten in Niagesi angelangt sei, von wo Dr. Peters in Gesellschaft des Msgr. Livinhac nach der Küste zu marschieren gedenke und dort gegen Ende Juni einzutreffen hoffe."

Emin Pascha schreibt aus Mrogoro vom 15. April: „Wir sind heute früh in Mrogoro eingerückt, nachdem uns die letzten Tage wenigstens für einige Stunden Sonnenschein gebracht hatten. Hier haben wir nun ein hübsches Lager bezogen, angelehnt an einige von dichtem Gebüsch umgebene Hochbäume, die ein reiches Tierleben zu bergen scheinen. Wir werden hier wenigstens drei Tage verweilen müssen, um die Ballen zu öffnen und die völlig durchtränkten Stoffe zu trocknen; und nun will ich die Morgenstunden benutzen, um Nüsse und Säugetiere zu sammeln, soweit dies unter den immerhin schwierigen Verhältnissen thunlich ist. Es giebt hier nämlich so viel anderweitige Arbeit, daß ich mir die Minuten stehlen muß. Desertion von Trägern, Herbeischaffung neuer Verproviantierung der Leute, geographische und meteorologische Arbeiten und die hunderterlei kleinen Aufgaben und Anfragen geben einem gerade genug zu thun. Jetzt fängt die Sache an, in Ordnung zu kommen, und die Leute gewöhnen sich an ihre verschiedenen Beschäftigungen. Mein alter Präparator ist zu den Mhadisten übergegangen und ich bin nun wieder darauf angewiesen, mir Leute zu schulen. So überraschend dies klingt, hat mirs in Zanzibar nicht glücken wollen, einen nur einigermaßen tauglichen Mann zu finden. Ich habe jetzt den Vertrauensmann Fischer's und Hildebrand's, Mabruk, gewonnen, der aber nur Jäger ist und sich aufs Pflanzensammeln nicht versteht. Ein zweiter lernt noch. Es scheint aber, daß er by some innate powersity sich Reinlichkeit beim Präparieren nicht angewöhnen kann. Ich muß also, wenn nicht das Geleistete allen Ansprüchen genügen sollte, um Entschuldigung bitten. Was mir neu und bemerkenswert erscheint, soll für Sie beiseite gelegt werden. Ich bin fest überzeugt, daß die Schilfdickichte des Viktoriasees, sowie die Hochländer im Westen desselben noch große zoologische Schätze bergen, und es wäre ein hübscher Lebensabschluß für uns beide, noch dieses Stück Arbeit zu thun. Komme ich dieses Mal zurück, so wird es doch an der Zeit sein, Gott nicht mehr zu versuchen, sich lieber nach einem Ruheplätzchen umzusehen und jüngeren und tüchtigeren Kräften das Feld zu überlassen. Und deshalb betrachte ich dieses als mein letztes Reiseunternehmen in Afrika und wünsche sehr, daß die Sammlungen, die ich noch sende, so reichhaltig und vielseitig als nur irgend möglich ausfallen mögen." Dr. Emin stellt noch ein Schreiben in nächste Aussicht, „dann aber werde wohl längere Zeit vergehen, ehe wieder Nachricht von ihm zu erwarten sei."

Mannigfaltiges.

Kardinal Lavigerie wird demnächst in der italienischen Hauptstadt eintreffen, um mit der Propaganda fide Beratungen über die katholischen Missionen in Afrika zu pflegen. Nach Erledigung dieser Angelegenheit wird sich der genannte Kirchenfürst nach Frankreich, sodann nach England und Belgien begeben, um über verschiedene, das Kolonialwesen in Afrika betreffende Fragen zu unterhandeln. Die europäische Reise des Kardinals dürfte ungefähr einen dreimonatlichen Zeitraum beanspruchen.

Befreit aus der Gewalt des Mahdi. Aus Kairo wird die Meldung bestätigt, daß der Mahdi Lupton und den anderen gefangenen Europäern sowie den von ihm festgehaltenen katholischen Schwestern die Freiheit geschenkt hat.

Tippu-Tip hat am 20. April die Falls-Station verlassen und sich über Nyangwe auf den Weg nach Zanzibar gemacht. Von dort aus will er eine Pilgerfahrt nach Mekka machen. In dem Falls-Gebiete wird ihn als Wali sein Neffe Raschid vertreten. Als europäischer Vertreter des Kongostaates (Resident) befindet sich bei den Falls jetzt der Belgier Lehrmann.

Janssen, der bisherige General-Gouverneur des Kongostaates, kehrt nicht nach Afrika auf seinen Posten zurück; er übernimmt jetzt die Abteilung der Finanzen in der Kongo-Regierung zu Brüssel.

Mit der Unterdrückung des Sklavenhandels in Ostafrika hat sich auch jüngst wieder das englische Parlament beschäftigt. Es kam in der Debatte dabei mehr und mehr die Überzeugung zur Geltung, daß durch eine Bekämpfung des Sklaven-Transportes zur See allein der Sklavenhandel und die Sklavenjagden nicht unterdrückt werden könnten, man müsse demselben vielmehr im Innern des afrikanischen Kontinents entgegentreten. Neben der Anlage von Stationen zur Überwachung der Sklavenkarawanen wurde besonders die Herstellung von Eisenbahnverbindungen zwischen der Küste und der Region der großen Seen empfohlen. Es wurde der Wunsch ausgesprochen, daß die Regierung solche Unternehmungen durch Subsidien oder Zinsgarantien unterstützen möge, weil durch Schaffung neuer Transportmittel an Stelle der bisher zum Tragen von Lasten benutzten Sklaven das Bedürfnis nach den letzteren von selbst fortfallen würde.

Versuchsplantage in Togo. Seitens des kaiserl. Kommissariats für das Togo-Gebiet sind seit etwa 2 Jahren im Verein mit der Firma J. K. Victor auf dem Regierungsgrundstück bei Sebbe Versuche mit dem Anbau tropischer Pflanzen in kleinem Maßstabe vorgenommen worden. Dieselben haben günstige Ergebnisse erzielt. Es hat sich gezeigt, daß Tabak gut gedeiht und von Sachverständigen in größerem Stil mit Aussicht auf Erfolg angebaut werden könnte. Die Berichte über die nach Deutschland gesandten Tabaksproben lauten so günstig, daß Herr Victor beabsichtigt, ein größeres Unternehmen zum Zwecke des Tabaksbaues in Togo zustande zu bringen. Eine kleine Kaffeeplantage von etwa 160 Bäumchen ist angelegt worden; ein Urteil über das

Ergebnis ist jedoch erst in etwa vier Jahren zu erwarten. Die angepflanzten Baumwollenstauden haben sich gut entwickelt. Bekanntlich ist kürzlich ein Sachverständiger nach Togo entsandt worden, um sich über die Rentabilität des Anbaues von Baumwolle daselbst aus eigener Anschauung ein Urteil zu bilden. Auch mit der Anpflanzung von Kakao werden demnächst Versuche gemacht werden.

Wissenschaftliche Expedition nach dem Kongo. Von Seiten des belgischen Staates wird jetzt eine Expedition nach Afrika ausgerüstet. Die belgischen Kammern haben auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften 30 000 Frcs. Beitrag zu einer wissenschaftlichen Expedition nach dem Kongo bewilligt. Die Leitung derselben ist dem Kapitän Delport, Lehrer der Geodäsie und der Astronomie an der Kriegsschule, übertragen, dem der Lieutenant und Adjutant Gillis, schon seit Jahren sein Gehülfe, beigegeben ist. Die Expedition soll astronomische und magnetische Beobachtungen, Längen und Breitenbestimmungen zahlreicher Orte machen u. s. f. Sie will von Banana nach Boma und Matadi fahren, dann den Karawanenweg nach Leopoldville verfolgen und den Kongo aufwärts bis zu den Stanley-Falls gehen. Von da wird der Weg stromauf entweder auf dem Lomami oder auf dem Kongo bis nach Nyangwe genommen und weiter westwärts vorgerückt, bis zum Sankuru, wo Le Marinel das befestigte Lager errichtet. Dann geht es den Sankurufluß ab in den Kassai und Lulua nach der Station Luluaburg und schließlich den Kassai abwärts in den Kongo und wieder nach Leopoldville, von da wird die abgesteckte Eisenbahnlinie verfolgt bis nach Matadi. Schon am 26. Juni wird die Expedition mit dem neuen Wörmann-Dampfer „Bundesrath" von Antwerpen die Reise nach Westafrika antreten.

Bücherschau.

In unseren Händen befindet sich das neueste Stanleysche Werk: **Im dunkelsten Afrika.** Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas. Zwei Bände. Mit 150 Abbildungen und drei großen Karten (F. A. Brockhaus, Leipzig.) Preis geh. 20 Mk., gebunden 22 Mk. Auch in 40 Lieferungen à 50 Pf. zu beziehen. Stanley berührt die Teile der Fahrt von London nach Zanzibar um das Kap der guten Hoffnung zur Kongomündung und den Kongo aufwärts bis Jambuja nur kurz, so daß der größte Teil des Werkes sich mit der Beschreibung des völlig unbekannten Innern zwischen Jambuja und Wadelai einerseits, zwischen Wadelai und Deutsch-Ostafrika andererseits beschäftigt. Mit glänzender Erzählungsgabe zeichnet Stanley das trostlose Bild der in den undurchforschlichen Wäldern verhungernden Entsatzkarawane. Hunderte seiner Begleiter erliegen dem Hungertode, den Pfeilen der heimtückischen bisher fabelhaften Zwerge, den Bissen unbekannter giftiger Insekten, oder kommen um in den reißenden Strömen oder in offenen Feldschlachten gegen eine fanatische Bevölkerung. Abgeschnitten von Emin Pascha durch hunderttausende kriegerische Neger, wochenlang ohne andere Nahrung als Schwämme und Beeren, findet sich der Hauptteil der Karawane von seiner Arrieregarde imstich gelassen. Stanley ist gezwungen, die Kranken und Wegmüden im „Lager des Hungertodes" zurückzulassen, mit der Vorhut allein zu Emin zu ziehen, den er trotz

vorheriger Benachrichtigung nicht am vereinbarten Zusammenkunftsorte Kavalli findet. Zum zweiten male muß er den gefahrvollen Weg durch die Wildnis und bis zum „Lager des Hungertodes" zurücklegen, zum zweiten male muß er, von der Arrieregarde ohne jegliche Nachricht gelassen, beinahe bis zum Kongo zurückwandern! Unter unsäglichen Schrecknissen, Mühen und Kämpfen legt er nochmals den Weg vom Kongo bis Wadelai zurück, um, am Albert-Nyansa endlich wieder angelangt, zu finden, daß die ganze zivilisierte Welt falsch unterrichtet war, als sie annahm, Emin bedürfe der Hülfe und die wenigen hundert Begleiter Stanleys würden im stande sein, den von 4000 Soldaten umgebenen Statthalter zu befreien. Stanley macht demselben drei Vorschläge und nimmt den inzwischen von seinen eigenen Untergebenen gefangen gesetzten und bei Stanleys Ankunft wieder befreiten hülfesuchenden Pascha und dessen Freund Casati unter seinen Schutz. Der gemeinsame Rückzug vor den aufrührerischen egyptischen Soldaten führt durch unbekannte Gegenden, die von einer halben Million kriegerischer, durch die Araber aufs äußerste gereizter Völkerschaften bewohnt sind, vorbei an einem wunderbaren firnbedeckten Berge, dem Ruwenzori oder „Wolkenkönig", einem Rivalen des Kilima-Ndjaro. Die deutsche Ausgabe, welche trotz gleicher eleganter Ausstattung nur halb so viel kostet als die englische, können wir unseren Freunden bestens empfehlen.

Generalkarte von Afrika, entworfen und gezeichnet von F. Handtke. **51.** Auflage. Glogau. Karl Flemming. Wir haben diese beste Afrikakarte bereits früher empfohlen, heute wollen wir nur deshalb auf sie hinweisen, weil die neue Abgrenzung der deutschen und englischen Gebietsteile bereits darin sehr klar dargelegt wird. Sie kostet nur 1 Mk. und sollte bei keinem Gebildeten fehlen. Wir empfehlen sie besonders für Schulen.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

(Bis einschließlich 6. Juli.)

☛ Von jetzt ab findet die Verrechnung durch die **Expedition** in M.Gladbach statt, und bittet man, gütige Beiträge dorthin zu adressieren, oder aber direkt an den Schatzmeister des Vereins, Herrn Kaufmann Heinrich Horten, Neumarkt 3, in Köln.

1. Für den Afrika-Verein: Kaplan Mehrmann, Rheine, 15 M. — Aus Niederorschel 8 M. — Durch P. Amrhein: 1. von Grenzaufseher Gerber in Stadt Selb 3 M.; 2. von Pfr. Soumagne in Tuddern 5 M. — Pfr. Abeln, Ramsloh, 8,60 M. — F. G. in F. 1 M. — Durch Lehrer Roters, Walbergen*, 11,92 M. — Ohsens-Bokraden, Ankum, 1,10 M. Zusammen 53,62 M.

2. Zur Anschaffung eines Harmoniums für die Mission in Dar-es-Salaam: Durch Joh. Kantberg, Seifendau, 5 M. — Vikar Wenn, Kohlbusch, 1,30 M. — Ung., Neustadt a. Rübenberge, 20 Pf. — Aus A., Name unleserlich, 50 Pf. — Durch die Alphonsus-Buchhandlung aus Frankenau i. Ostpr., 3,50 M. — Aus der Mädchenoberklasse in Linden (Westf.) 2,50 M. — Babette Kamer, Wertach, 5,20 M. — Pfr. Krug, Flachberg, 1 M. — Ung., Freising, 1 M. — Aus Bautzen 30 Pf. — Durch Kaplan Deitmer, Kevelaer, 1 M. — Ung., Rheine, 2 M. — Luise D., Heinsberg, 1,13 M. — Durch A. Wyns, Münster, 1,50 M. — B. B. 1,50 M. — Durch Pfarrer Dolman, Referath, 40 Pf. — Frz. Xav. Bauer, Straßenwärter in Meckatz, 21 M. — Küfer H. G., Hildesheim, 1 M. — A. H., Peterswalde, 2 M. — Gesammelt in einer Bauernfamilie zu Ehren des hl. Herzens Jesu 1,60 M. — T. G. in E. 50 Pf. — Minna Heine, Lüchtringen, 15 M. — Gesammelt durch Lorenz Kreuzeder in Eham 2 M. — Lehrer Jos. D. in Olpe 2 M. — Usselmann-

*) Alle mit * bezeichneten Gaben sind Erlös aus dem Absatz unserer Zettel „Afrikas Klage".

Ahausen 1 M. — Th. Th., Dortmund, 50 Pf. — Durch H. Lüttkemeyer, Buchholz,* 11 M.; (darunter aus Neuenbecken von Ad. Bruns 1 M., Joh. Backhaus 50 Pf., Ernst Bruns 20 Pf., Franz Wewer 20 Pf., Herm. Schmidt 70 Pf., Fritz Planken 20 Pf., Fritz Thon 20 Pf., Bern. Flott 50 Pf.) — Rektor Neumann, Aachen,* 3 M. — Jos. Anhalt, Erfurt,* 10 M. — Dech. Witte, Sterkrade,* 2 M. — Rektor Willenbrink, Capelle,* 4,50 M. — B. Fontaine, Rhede (Westf.)* 2,50 M. — Pfr. Ellerkamp, Selm,* 18,50 M. — Frl. Fried. Acherbach, Echternach, 25 M. — Ant. Knipschild, Kirchhundem, 50 Pf. — Franz B., Velmede, 30 Pf. — Zweigverein Blankenstein, Kr. Hattingen, 10 M. — Ung., Weyer 50 Pf. — Durch Vikar Heigel von Bewohnern Straßbergs in honorem S. S. Trinitatis ad gaudium et utilitatem Afrorum nigrorum 4,20 M. — W. Heumos, Unterfinningen, 10 Pf. — J. Fischer, Unterfinningen, 40 Pf. — Kaplan M. in N. 30 Pf. — Durch unseren fleißigen Agenten Jos. Kogel in Stolberg (Rhld.) 1,55 M. (und zwar: von H. in Münsterbusch 10 Pf., von E. ebendort 20 Pf., aus Stolberg: von J. K. 20 Pf., Fr. B. 20 Pf., St. 10 Pf., Fr. B. 10 Pf., W. 5 Pf., Frl. W. 50 Pf., B. 10 Pf.) — W. Lingen 50 Pf. — Ung., Münster, 3 M. — N. N., Lastrup, 10 M. — Rosa Zilliken, Koblenz, 4 M. — Abonnent Brehm 1 M. — Lehrer a. D. St. 30 Pf. — Zwei Ung. in Baden 1 M. — Frz. Kammen, Krefeld, 4 M. — Aus Schwaz (10 Kreuzer) 17 Pf. — Klara H. 1 M. — Vikar Leuchter, Stoppenberg, 1 M. — Durch das „Kath. Kirchenbl." in Dresden 4 M. — Maria Dr.* 30 Pf. — Jos. Poschmann, Heiligenthal, 3 M. — Aus Bonenburg durch Pfr. Steinhausen 4 M. — Joh. und Auguste Maulhardt „zum Lobe U. L. Frau von Afrika 1 M. — Pfr. van Bonn, Bienen*, 1,50 M. — Von B. J. S. 5 M. — F. H., Danzig, 1 M. — Pfr. J. Schw., Neuthen, 50 Pf. — Frau Math. Richter, Berlin, 15 M. — Frau Bäckermstr. Keil 10 Pf. — Jungfrau Johanna Roski 50 Pf. — Frau Mundthal 10 Pf. — Agnes W. in Kalk 50 Pf. Zusammen 231,45 M.

Im ganzen sind für diesen Zweck eingegangen 911,45 M. — Die Gesamtkosten einschließlich Fracht bis Dar-es-Salaam werden aber etwa 1100 M. betragen, so daß also noch Gelegenheit gegeben ist, sich durch einen kleinen Beitrag dem ewigen Andenken der Mission zu empfehlen. Wir bitten also noch herzlich darum. Sollte sich ein Überschuß ergeben, so werden wir denselben dem hochw. Herrn Pater Amrhein für die junge Mission übergeben.

3. Zum Unterhalte von Schwestern in St. Ottilien: L. St. in Rheine 3 M. — Therese O., Breslau, 1 M. — Familie Richter, Berlin, 6 M. Jungfrau Joh. Roski, Berlin, 1,20 M. Zusammen 11,20 M.

4. Für die Patres vom hl. Geiste: 1. Zur Ausbildung von Missionaren: Vikar Leuchter, Stoppenberg, 2 M. — Therese O., Breslau, 1 M. 2. Für ein Kind zu taufen auf den Namen Helene Brors, von Helene Bolmer, Köln, 50 M. Zusammen 53 M.

5. Für die Weißen Väter Lavigeries: Therese O., Breslau, 1 M. — Zum Loskaufe eines Sklavenkindes, zu taufen auf den Namen Heinrich, von H. Heine in Lüchtringen, 50 M. Zusammen 51 M.

6. Für Loskauf von Sklavenkindern: Frl. Marie A., Luzern, 20 Pf. — Ung. 20 M. — Jos. Poschmann, Heiligenthal, 4,60 M. — Brehm 2 M. — Rosa Zillicken 3 M. — Familie Richter, Berlin, 40 Pf. — Jungfrau Joh. Roski, Berlin, 10 Pf. — Frau Mundthal 10 Pf. — Wwe. Schirmeister und Tochter, Berlin *)1, 50 M. — Th. Th., Dortmund, 1 M. — H. Heine in Lüchtringen, 35 M. — Pfr. G. Krug, Flochberg, 1 M. — Rektor Möller, Borken, 11 M. — Anton Tilke, Halberbracht, 26,50 M. Zusammen 106,20 M.

7. Zum Ankauf von Heidenkindern in Dar-es-Salaam: Aus Bitburg von J. B. und M. B. für zwei Kinder, Juliana und Franziskus zu taufen, 42 M.

Paten-Auslosung.

Folgenden Personen wurde die Ehre zu Teil, Pate oder Patin bei einem freigekauften Sklavenkinde zu sein:

1. Lehrer J. Kral in Radibor bei Kleinwelka und Maria Fuß, Crefeld, Westwall. Name des Täuflings Jakobus oder Maria. — 2. Pfarrer Gebhard Krug in Flochberg, Kr. Bopfingen und Rosa Zillicken in Coblenz (Finanzstr. 11.). Name des Täuflings Gebhard oder Rosa. — 3. Mathilde Zimmermann in Wembach, Post Schönau i. Wiesenthal, Baden, und Anton Tilke in Halberbracht bei Elspe i. W. Name des Täuflings Mathilde oder Anton. — 4. Rosa Bohrer in Lindau i. B. und Heinrich Lütkemeyer auf Glashütte Buchholz, Post Neuenbeken, Westf. Name des Kindes Rosa oder Heinrich.

Die verehrten Wohlthäter, welche diesmal nicht das Glück hatten, laden wir zur Beteiligung an der nächsten Verlosung (im Oktober) ein. Zur Teilnahme berechtigt ist jeder Abonnent und jede Abonnentin, welche den Wunsch ausspricht, Adresse angiebt und wenigstens 10 Pf. an unsere Expedition einsendet. Der für das Kind gewünschte Taufname ist anzugeben.

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

B. W.: Um Beistand in einer bevorstehenden schweren Stunde. — Fr. Gr.: Hülfe in leiblichen und geistigen Nöten. — T. G.: Um Beharrlichkeit und Glück in dem erkannten Berufe für mich und meinen Bruder. — M. H.: Verschiedene Anliegen. — J. D.: Um Erleuchtung in der Standeswahl. — Th. Th.: Um die Gnade einer glücklichen Sterbestunde. — B.: Eine besondere Gnade für meine Frau und Erhaltung unserer Gesundheit. — F. H.: Die Bekehrung meines Bruders. — J. Schw.: Bitte, daß mein langjähriges Leiden (Fußwurzelgelenk-Entzündung), das sich wieder etwas verschlimmert hat, doch so wieder sich bessern möchte, wie es bis vor kurzem war. Auch möchte dem Gebete empfehlen meine Familien-Angehörigen. — Außerdem eine Reihe nicht näher bezeichneter Anliegen.

Briefkasten der Redaktion.

Nach Schwaben. Gewiß können katholische Mädchen mitarbeiten an der Bekehrung der Neger. Wenden Sie sich einmal an den hochw. Herrn P. Amrhein in St. Ottilien, P. Türkenfeld, Bayern. — **A. Z. in Hostel:** Sehr erfreulich, der Eifer, welcher sich in Ihrer Gemeinde für unsere Sache kundgiebt, steht fast einzig da. Senden Sie mir die Freimarken, ich will sehen, was sich thun läßt. — **Nach Dar-es-Salaam:** Bitte um Bericht, ob das Harmonium glücklich angekommen. — **Nach Berlin:** Bravo! Leider diesmal kein Glück gehabt. Besten Gruß! — **An Viele:** Bestellungen und Reklamationen sind entweder direkt an die Post oder Buchhandlungen, oder an die Expedition (A. Riffarth) in M.Gladbach zu richten. In Münster ist nur noch die Redaktion. — **J. F. in H.:** Natürlich wird der Herausgeber milde Gaben wie bisher mit Dank annehmen, aber er muß sie dann zur Verrechnung nach M.Gladbach senden.

(Schluß der Redaktion am 10. Juli.)

Zur Unterhaltung.

Der Schwur.

Eine Sklavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Nach **Raoul de Navery.** (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

4.

Bisher hatte Magdalena sich tapfer gehalten, um ihrem Gatten den Abschied nicht zu erschweren, als aber der „Centaur" ihren Augen entschwand, als ihre Blicke den über dem Meere lagernden Nebel nicht mehr zu durchdringen vermochten, da war es mit ihrer Widerstandskraft zu Ende und sie brach in lautes Schluchzen aus. Martha, den weichen Arm um ihren Hals gelegt, sprach ihr leise Trost zu. Vater hat ja versprochen, in drei Monaten wieder zurück zu sein; diese kurze Zeit geht ja bald vorüber. Er hat stets Glück gehabt auf seinen Reisen, warum giebst du dich heute trüben Gedanken hin? Gott und die hl. Jungfrau, der Meeresstern, sind sein Schutz, und wir beten nie inständiger, als wenn wir den Vater draußen wissen.

Magdalena küßte Martha, drückte Viktor die Hand und nahm den Jüngsten auf den Schoß. Julian und Garant, die auf dem entgegengesetzten Ende des Bootes Platz genommen, beobachteten ein respektvolles Schweigen. Der alte Bankier machte sich Vorwürfe, daß er es war, der diesen Schmerz verschuldet; der junge Mann neben ihm würde gern sein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt haben, hätte er Martha und den ihrigen diesen Kummer ersparen können. Sein Blick ruhte mit dem Ausdrucke so aufrichtiger Teilnahme auf der betrübten Familie, daß Martha davon tief gerührt war.

Kommen Sie, Julian, sagte sie, und auch Sie, Herr Garant; helfen Sie mir der Mutter Trost zusprechen. Der junge Mann wie der Bankier beeilten sich, diesem Rufe zu folgen. Julian ergriff respektvoll die Hand derjenigen, die er bereits wie eine Mutter verehrte. Frau Compian, sagte er, Ihre Besorgnis ist unbegründet. Alles läßt erwarten, daß die Überfahrt eine gute wird. Das Meer ist ruhig, der Wind günstig. Also Mut und Gottvertrauen! — Ihre Thränen sind für mich ein harter Vorwurf, nahm Garant das Wort, aber Sie wissen ja selbst, daß ich das Opfer Compians nicht annehmen wollte. — Nikolaus hat nur seine Pflicht gethan, fiel Frau Compian lebhaft ein. Zwanzigmal wohl habe ich ihn abreisen sehen, aber niemals war mein Schmerz so groß wie heute. Zürnen Sie mir deshalb nicht, Herr Garant, Sie tragen keine Schuld daran. Was mein Mann für Sie gethan, war nichts als die Abtragung einer alten Schuld. Aber wir hatten so schöne Pläne gemacht, er hatte mir gesagt: Jetzt bleibe ich stets bei dir, und nun sehe ich alles ins Wasser gefallen . . . nein, nein, nur verschoben. In drei Monaten wird das Glück des Wiedersehens uns für die heutigen Thränen entschädigen

. . . Martha, trockne deine Augen, ich selbst will nicht mehr weinen, will meinen Schmerz unterdrücken! Und die arme Frau machte eine heroische Anstrengung, um ihrer Bewegung Herr zu werden. Es gelang ihr, sich einen äußeren Schein von Beruhigung zu geben, aber die Seele war weit entfernt von Trost und Hoffnung. Julian und Garant begleiteten sie nach Hause. Tretet ein, bat sie, heute Abend müssen alle, die den teuren Abwesenden lieben, mit uns für ihn beten.

Die Diener traten ein. Im Hause Compians herrschte der schöne Brauch, daß das Gebet gemeinschaftlich gehalten wurde; in der Stunde, wo man vor Gott kniete, verschwand der Unterschied zwischen Herrschaft und Gesinde. Der alte Thomas, der Magdalena als kleines Kind auf seinen Knieen geschaukelt, trat zuerst heran, dann kam Charlotte, ein Magd mit lebhaften Bewegungen, heiteren Auges und lachenden Lippen, während eine alte sauber gekleidete Frau sich in der dunkelsten Ecke des Zimmers niederließ. Magdalena kniete auf ihren Betschemel, die Kinder Julian und Gaspard folgten ihrem Beispiele. — Mein Sohn, sagte die Mutter, zu ihrem Ältesten gewendet, du vertrittst jetzt des Vaters Stelle, es gebührt dir, vorzubeten. Viktor fühlte sich in innerster Seele bewegt. Die sonst so feste Stimme zitterte; erst als er an das jedem Marseiller geläufige Gebet zu Unserer Lieben Frau von der Meereswacht kam, klang ein zuversichtlicher Ton, ein felsenfestes Vertrauen auf die Macht der Beschützerin der Seefahrer durch. Niemals ist wohl ein kräftigeres Gebet aus reineren Seelen zum Himmel gestiegen. Und doch, wenn auch Magdalena nach diesem Gebete gefaßter und ergebener in Gottes Willen erschien, die Hoffnung wollte in ihr nicht wieder aufleben und ihre Unruhe nicht abnehmen. — Garant und Julian verabschiedeten sich. Magdalena brachte Lazarus zu Bett und das Kind träumte, sein Vater kehre zurück und bringe ihm als Gefangenen einen der Könige mit, welche er am letzten Weihnachtsfeste an der Krippe von Bethlehem gesehen. Glückliche Jugend!

Am andern Tage nahm alles im Hause wieder seinen gewohnten Gang. Viktor und der Kassier genügten für die gewöhnliche Geschäftsleitung, die zahlreichen Kommis verdoppelten ihren Eifer, denn jeder wollte Frau Magdalena durch den Beweis seiner möglichsten Ergebenheit trösten. Abends sprach Garant vor, um den Gang der Geschäfte einzusehen, Viktor einige Ratschläge zu geben und Magdalena zu trösten. Bei der Ankunft des nächsten Schiffes von Tripolis schickte Magdalena Viktor zu dem Kapitän, um zu erforschen, ob er den „Centaur" nicht gesehen. Die Antwort lautete verneinend. Ein Tag nach dem anderen schlich langsam dahin, der erste Monat wurde voll, er erschien wie ein Jahrhundert. Man konnte indes noch auf keinen Brief von Compian rechnen, und es war sogar wahrscheinlich, daß er, eilig, seine Geschäfte abzuwickeln, nicht schrieb und unvorbereitet in Marseille eintraf.

Ein weiterer Monat verrann, die Traurigkeit im Hause machte freudiger Erwartung Platz; noch ein Monat vielleicht, und der Tag des Wiedersehens brach an. Magdalena vervielfachte ihre Beschäftigungen und häuslichen Sorgen, damit ihr die Zeit nicht so lang werde. Die Zimmer des Gatten wurden umgewandelt und neu dekoriert. Viktor hatte Besitz von Vaters Bureau ge-

nommen und sich nach seinem Geschmacke eingerichtet. Der erste Stock des Hauses wurde einer gründlichen Renovierung unterzogen, denn er sollte Marthas und Julians Wohnung werden. Dieser junge Mann hatte seit Compians Abreise einen so lebhaften Anteil an dem Kummer der Familie genommen, daß er bereits zu den Kindern des Hauses gezählt wurde, ehe seine Vermählung mit Martha als feststehend galt. Die Mutter fand ihren besten Trost in der reinen Liebe der jungen Leute und ihre wirksamste Zerstreuung in der Sorge, ihnen ein wohnliches Heim zu bereiten. Aber auch diese Beschäftigung nahm ein Ende, das Nest des zukünftigen Paares war fertig; die Aussteuer Marthas füllte Schränke und Koffer, das „Buch der Vernunft", in weiße Seide gebunden, mit goldenen Nägeln verziert, ruhte neben dem Gebetbuche; das eine sollte die Geschichte eines ganzen Lebens aufnehmen, das andere über das irdische Leben hinaus zum Himmel führen.

So nahete der Tag, den Compian beim Abschiede als das voraussichtliche Datum seiner Rückkehr bezeichnet hatte.

5.

Der „Centaur" hatte bald die Rhede von Marseille hinter sich und steuerte mutig ins offene Meer hinaus. Noch einmal schickte der Kapitän einen letzten ernsten Gruß nach jenem Strande, von dem seine Lieben ihm und den tapferen Gefährten nachsahen, und drängte dann mit einer kräftigen Willensanstrengung alle weichen Empfindungen in seinem Herzen zurück, um ganz seinem Berufe anzugehören. Hier war er nicht mehr der liebende Gatte und Vater, hier war er der Kapitän, der für Leben und glückliche Ankunft seiner Leute die Verantwortung trug.

Jack Donner befand sich wieder in seinem Elemente. Mit dem Ellenbogen auf die größte der drei Kanonen des Fahrzeuges gestützt, überwachte er die Thätigkeit seiner Zöglinge. Er war nicht allein Obermatrose, sondern auch ein vortrefflicher Artillerist, und das Geschütz, neben dem er stand, der „Kugelspucker", wie er es nannte, hatte, von ihm gerichtet, schon mehr als einem Korsaren blutige Grüße gesandt. Zu jener Zeit, wo die Seeräuberei im Mittelländischen und Roten Meere in Blüte stand, weil die Häfen Afrikas den Flibustiern gastliche Aufnahme gewährten, war jeder Kauffahrteifahrer eine Art Kriegsschiff, und auch der „Centaur" hatte mehrmals Proben von seiner Solidität und Schnelligkeit, sowie von der Kaltblütigkeit seiner Besatzung gegeben, ja sogar einmal ein genommenes Raubschiff nebst dem überlebenden Teile seiner Mannschaft im Schlepptau nach Hause gebracht. Die gefangenen Räuber wurden gehängt, das Schiff dem Kapitän als gute Prise zugesprochen und der Inhalt der Mannschaft überlassen. Solche Abenteuer haben ihren Reiz und man darf sich deshalb nicht wundern, wenn Jack Donner heimlich den Wunsch hegte, auf dieser Reise wieder einmal Gelegenheit zu finden, seinem Kugelspucker Beschäftigung zu geben.

Indes, nichts Außergewöhnliches trat mehr ein. Compian benutzte die freie Zeit, den Steuermann Olli in die Geschäfte einzuweihen, welche er ihm in höchstens zwei Jahren mit dem Kommando des Schiffes zu übergeben versprach, da er sich nach einem ruhigen Leben sehnte. (Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Riffarth in M.Gladbach.

Gott will es!

Rastlos vorwärts,

das ist die Losung der Afrika-Vereine, und das muß das Streben aller Freunde unserer Sache sein. Noch in diesen Tagen hat unser hl. Vater an Se. Em. den Kardinal Lavigerie ein Schreiben gerichtet, in welchem er den Kirchenfürsten zu fernerem Wirken gegen den Sklavenhandel ermuntert und eifrige Missionsthätigkeit als das beste Mittel zur Erreichung des von ihm verfolgten Zieles der christlichen Menschenliebe empfiehlt. Diese Ermunterung Sr. Heiligkeit würde zwecklos sein, wäre sie nur an den Führer der Antisklaverei-Bewegung gerichtet, denn jener seeleneifrige und opferfreudige Gottesmann bedarf derselben wahrlich nicht. Das Wort Leos XIII. richtet sich aber in der Person des Kardinals an alle Katholiken, an die Bischöfe, an die Priester, an die Laien, an alle mit einem Worte, welche auf das Wort des Papstes, als des berufenen höchsten Führers hören, an alle, welche ihre hl. katholische Kirche lieben und deren Ausbreitung wünschen.

Das Wort des hl. Vaters, liebe Leser, richtet sich an erster Stelle an uns deutsche Katholiken. Und warum? Weil die göttliche Vorsehung unserem Vaterlande so große Gebiete Afrikas zur Zivilisierung zugewiesen hat. Wer in dem Laufe der Ereignisse den Finger Gottes, das Walten der Vorsehung zu erkennen weiß, der kann keinen Augenblick in Zweifel darüber sein, daß Gott nur deshalb die Teilung des schwarzen Erdteils zugelassen hat, weil es seiner Absicht entspricht, demselben jetzt das Licht des Glaubens zugänglich zu machen. Und dies kann nur durch jene geschehen, welche die Gnade des Christentums bereits genießen, also durch uns. Daraus entspringt aber für uns die Pflicht, uns zu Werkzeugen der göttlichen Vorsehung zu machen und das Werk, welches uns augenscheinlich übertragen ist, ernstlich in Angriff zu nehmen und mit Ausdauer durchzuführen.

Niemand wird heute mehr sagen dürfen, wie vor zwei Jahren, daß es sich um eine schöne, aber aussichtslose Idee handelt, niemand wird mehr sagen können, daß die für den Afrika-Verein gespendeten Gelder hinausgeworfen seien, daß man mit ihnen im eigenen Lande Besseres schaffen könne. Nein, nirgends können unsere Beiträge höhere Zinsen tragen, nirgends kann mit wenigen Mitteln größeres Elend gelindert und beseitigt werden, nirgends kann man der katholischen Kirche eine leichtere und größere Ausdehnung geben, wie gerade in Afrika.

Und noch eines, Katholiken. Um die Seelen der schwarzen Brüder entbrennt ein Kampf, ein friedlicher, aber um so schärferer Kampf, aus welchem nur der Teil als Sieger hervorgehen wird, welcher im Opfermut der großen Aufgabe sich gewachsen zeigt. Noch haben wir einen großen Vorsprung vor den übrigen Konfessionen. — Wißmann, Borchert, Casati und so viele andere erfahrene Männer geben uns dies Zeugnis — sollen wir uns diesen Vorsprung rauben lassen? Wollen wir warten, bis wir durch die Anstrengungen der Andersgläubigen auch in Afrika zurückgedrängt werden, wie wir in Deutschland zurückgedrängt sind?? Nein, und abermals nein!

In unserem katholischen Volke herrscht ein überaus großes Interesse für dieses Werk und wo es noch nicht hervorgetreten ist, liegt der Grund einfach darin, daß die berufenen Führer des katholischen Volkes es bisher an der Anregung fehlen ließen. In dieser Beziehung hat noch viel zu geschehen. Soll die katholische Missionsthätigkeit in Afrika Großes leisten, so darf es keine Pfarrei geben, welche auf der Liste der Zweigvereine fehlt, und wo wäre denn eine Pfarrei so arm, daß sie nicht alljährlich 20 M. für diesen guten Zweck aufbringen könnte?

Wir bitten deshalb die hochw. Herren, welche Leser unseres Blattes sind, doch ganz besonders auf jene ihrer Herren Konfratres zu wirken, welche noch keinen Zweigverein gegründet haben. Möchte dies Thema besonders in den Dekanatskonferenzen besprochen und nach Gebühr gewürdigt werden.

Daneben vergesse man nicht die Agitation durch die Presse. Tausende giebt es noch — leider! — die absolut kein Verständnis von unseren Zielen haben. Da kann nur die Aufklärung helfen. Der Herausgeber des „Gott will es!" geht gern mit Material an die Hand.

(Nachdruck untersagt.) # Die katholischen Missionen Afrikas. (10. Fortsetzung.)

Von Baron Leo de Bethune.

2. Apostolisches Vikariat der Seyschellen-Inseln.

Die kurze Geschichte dieses Vikariats legt wieder einmal Zeugnis ab für die Thatsache, daß Verfolgungen oftmals sehr zu Gunsten der Ausbreitung und Befestigung des Christentums wirken. Vertrieben durch die abessinischen Schismatiker aus seiner Mission unter den Galla-Völkern, wandte sich der Kapuzinerpater Leo des Avanchers im Dezember 1850 nach den Seyschellen, wo nach einem ihm zugekommenen Gerüchte sich Katholiken befinden sollten.

Die Seyschellen, früher bekannt unter dem Namen der Mahé-Inseln, verdanken ihre Entdeckung den Portugiesen und ihre Kolonisierung dem berühmten Gouverneur der französischen Indischen Gesellschaft, de Mahé Labourdonnais; im Jahre 1787 bildeten sie eine katholische

Gemeinde, welche unter der Jurisdiktion des Erzbischofs von Paris, Abteilung für den indischen Ozean, stand. Die französische Revolution sollte für diese Inselgruppe verhängnisvoll werden. Die Kreolen von der Insel Bourbon wollten von der Schreckensherrschaft nichts wissen, die vom Pariser Konvente zu ihnen gesandten Bevollmächtigten konnten sich keine Geltung verschaffen; man bemächtigte sich ihrer, ebenso der Revolutionäre auf der Insel selbst, und schaffte sie kurz entschlossen nach den Seyschellen. Bald darauf verbannte Bonaparte einige störrische Republikaner, unter ihnen den früheren General der Westarmee, Rossignol, nach jenen entfernten Inseln. Um sich in ihrer Einsamkeit zu trösten, ergaben sich diese Verbannten eifrig dem Sklavenhandel und dem Seeräuberleben. Ihr Treiben ward so arg, daß ein französisches Kriegsschiff einschreiten mußte, die Schlimmsten festnahm und nach der Ostküste von Afrika schaffte, wo sie elend zu Grunde gingen.

Nachdem die beiden Archipel der Seyschellen und Amiranten im Friedensschlusse von 1814 an England gefallen waren, gelangten sie bald durch den Anbau des Zuckerrohrs zu großem Wohlstande, und dieser lockte tausende von französischen Kreolen herbei. Diese katholischen Kolonisten gingen die englische Verwaltung auf Mauritius dringend an, ihnen doch einen Priester zu berufen. Aber die englische Verwaltung bestand ausschließlich aus Anglikanern, und diese sandte anstatt eines katholischen Priesters einen kalvinistischen Genfer Prediger. Die Katholiken, so unwissend sie in religiösen Dingen auch waren, ließen sich durch diese List nicht täuschen, und trotz aller Kunstgriffe und allem behördlichen Druckes brachte der Prädikant seine Gemeinde in vollen zehn Jahren auf nicht mehr als 500 Seelen.

Es war also eine glückliche Eingebung, welche den P. Leo nach den Seyschellen führte. Die Bevölkerung, obwohl seit einem halben Jahrhundert ohne Seelsorge, war ihrem katholischen Glauben getreu geblieben und empfing den bescheidenen Ordensmann mit Jubel. Aber auf die Klagen des kalvinistischen Pastors hin schickte der Gouverneur den Gottesmann nach Mauritius; dort wollte man ihn gleich einem gefährlichen Verbrecher nach London transportieren, indes die Entrüstung der Katholiken vereitelte diesen Plan und veranlaßte den Staatssekretär für die Kolonieen, dem Missionar die formelle Erlaubnis zur Ausübung seines Amtes auf der Insel zu erteilen. Vergeblich überhäuften die Lokalbehörden den Kapuziner mit Scherereien und Beleidigungen; er störte sich nicht daran. In wenigen Monaten wurden sieben Kirchen erbaut und bald bekannte sich der ganze Archipel öffentlich zur katholischen Religion.

Die Mission der Seyschellen und Amiranten, seit 1880 zu einem apostolischen Vikariat erhoben, zählt gegenwärtig etwa 15 000 Katholiken, bei einer Einwohnerzahl von 16 000 Seelen. Nur auf der Insel Praslin bilden die Protestanten eine einigermaßen starke Ge-

meinde. Vierzehn Kapuzinerpatres leiten die Seelsorge an 20 Kirchen und Kapellen; ihnen zur Seite stehen vier Franziskanerbrüder, sechs Maristenbrüder und zweiundzwanzig Schwestern vom heil. Josef von Cluny, außerdem noch etwa zwanzig Lehrer aus dem Laienstande. Zwei Hospitäler, drei Waisenhäuser mit 210 Kindern, fünfundzwanzig Elementarschulen mit 1220 Schülern, ein Kolleg für Knaben mit 9 Internen und 38 Externen, eine höhere Schule für Mädchen mit 74 Zöglingen — das etwa ist der gegenwärtige Stand jener blühenden Mission im indischen Ozean.

3. Diözese von St. Denys auf der Insel Reunion.

Die Geschichte der Diözese von St. Denys bietet ein weniger bewegtes Bild als jene von Port Louis. Den inneren Wirren und äußeren Gefahren, welche die Revolution im Gefolge hatte, entging die Insel Reunion dank einer Gegenströmung, geleitet durch den Grafen von Villèle, später Minister Ludwigs XVIII. Auch nach dem Sturze Napoleons blieb sie französisch und lernte niemals jene Periode geistiger Verlassenheit und religiösen Druckes kennen, welche die Katholiken von Mauritius durchlebten. Auch war die Einwanderung von Asiaten weniger stark und geschah langsamer, als in der britischen Kolonie.

Unter der Präsidentschaft Louis Napoleons erhielt die Insel einen Bischof, welcher dem Erzbischofe von Bordeaux unterstellt ward; vor zwanzig Jahren zählte der niedere Klerus 73 Priester in 52 Pfarreien. Gegenwärtig hat sich diese Zahl etwas vermindert, denn infolge der von der französischen Republik beliebten Abstriche am Kultus-Budget der Kolonieen können nicht alle Lücken ausgefüllt werden; auch besitzt die Diözese leider kein eigenes Priesterseminar. Zum Ersatze dafür widmen sich die Patres vom heil. Geiste in ihrem Pesthause, die Brüder von der christlichen Lehre in vierzehn Schulen, die Schwestern vom hl. Josef von Cluny, die Töchter Mariens und die Schwestern vom hl. Vinzenz von Paula in ihren vierzig Häusern dem doppelten Dienste der Erziehung und der christlichen Liebe. Besonders lobend müssen wir erwähnen die Kreolen-Kongregation der Töchter Mariens, in welcher ein bewunderungswürdiger christlicher Sinn herrscht, welcher keine Rücksicht weder auf Rasse noch auf Farbe nimmt, so zwar, daß eine frühere Sklavin als Oberin jungen Damen der europäischen Aristokratie vorstand. Gegründet 1849, zählt diese Kongregation heute mehr als tausend Ordensfrauen in den Häusern auf den Maskarenen und Zanzibar.

Die Bevölkerung von Reunion, nach der Zählung von 1883 161 503 Seelen, ist fast ganz katholisch; dasselbe gilt von den 7500 Bewohnern der Insel St. Marie an der Ostküste von Madagaskar, welche seit 1887 mit der Diözese von St. Denys vereinigt ist.

Vergessen wir nicht den bedeutenden Einfluß, welchen die Kirche von St. Denys auf die Ausbreitung des Katholizismus in den benachbarten Gegenden geübt hat. Im Jahre 1837 trug einer ihrer Priester, der ehrw. P. Dalmond, das Licht des Glaubens nach Madagaskar und auf die kleinen madagassischen Inseln; die Missionen von Madagaskar und seiner Archipel sind also gewissermaßen Töchter der Diözese von St. Denys. Ferner verdanken wir der Fruchtbarkeit der letzteren und dem apostolischen Eifer ihres Bischofs, Msgr. Maupoint, die 1860 erfolgte Gründung der Mission von Zanzibar (Küstenland), welche bis 1872 zur Diözese St. Denys gehörte und heute in ein apostolisches Vikariat von Nord-Zanzibar und eine apostolische Präfektur von Süd-Zanzibar geteilt ist.

4. Apostolisches Vikariat von Madagaskar.

Bereits 1584 hatten Dominikaner von Mozambique die große afrikanische Insel betreten, die ersten ordentlichen Missionen errichtet zu haben, ist aber das Verdienst der Lazaristen Nacquart de Champmartin und Gondrei. Diese ersten Missionen datieren von 1648 und ihre Gründung fiel zusammen mit den ersten Kolonisierungsversuchen, welche mit Unterstützung des Kardinals Richelieu gemacht wurden. Dank dem energischen Drängen des hl. Vinzenz von Paul machte die Christianisierung schnelle Fortschritte, besonders in der Umgebung des Fort Dauphin, wo sich die europäischen Einwanderer zumeist niedergelassen hatten. Die Madagassen zeigten sich sehr gelehrig und das Bekehrungswerk berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, als, Dank der Übergriffe ihrer höheren Beamten, die Franzosen im Jahre 1674 gezwungen wurden, das Festland von Madagaskar vollständig zu räumen. Erst unter der Restauration gründeten Kreolen von der Insel Bourbon neue Niederlassungen an der seit dem 17. Jahrhunderte verlassenen Küste. Der englische Gouverneur von Mauritius, Sir Robert Farquahr, erhob nun Anspruch auf Madagaskar, indem er geltend machte, die Insel gehöre zu jenen, welche im Friedensschlusse von 1815 an England gefallen seien, aber die französische Regierung schloß einen Vertrag mit jener Englands, in welchem letztere seine Rechte auf die Insel anerkannte.

Die religiöse Entwicklung der Madagassen ist eng verknüpft mit den politischen Kämpfen zwischen den verschiedenen europäischen Einflüssen, welche bis in die letzten Jahre fortdauerten. Was den Ursprung seiner Bewohner anbetrifft, so gehören diese mehr zur malayischen Rasse, als zu den Negern Afrikas. Die Sprachforschung und die historischen und geographischen Überlieferungen der arabischen Schriftsteller haben seit langem die enge Verwandtschaft der auf dieser großen Insel herrschenden Rassen mit denen des ostindischen Archipels und der Südsee festgestellt. Die verschiedenen Stämme der Insel lebten ohne nationalen Zusammenhang, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Stamm der Hovas ein gewisses Übergewicht über die Nachbarvölker zu erlangen begann. Radama I., der im Jahre 1813 den

Thron der Hovas bestieg, unternahm es, seine Herrschaft über die ganze Insel auszubreiten. Ein Freund des Fortschrittes, versicherte sich dieser Fürst zur Erreichung seines großen Zieles der Unterstützung Englands, das, im Besitze von Mauritius, schon lange nach dem von Madagaskar strebte. Acht Jahre lang, von 1820 ab, hatten die englischen Residenten vollen Einfluß am Hofe von Tananarive; Missionare, Lehrer, Soldaten, Kaufleute wirkten zusammen, den Einfluß ihrer Nation zu befestigen; man schmeichelte sich in London, daß die Krieger der Hovas bald die ganze Insel unter das religiöse und militärische Protektorat Albions bringen würden, als ein Thronwechsel plötzlich diese schimmernden Hoffnungen zerstörte.

Die Witwe Radamas, Ranavalona, welche ihrem Gatten im Jahre 1828 folgte, trieb eine der bisherigen gerade entgegengesetzte Politik. Mißtrauisch gegen den wachsenden Einfluß der Europäer, verschloß sie diesen die Insel gänzlich. Das Christentum, das durch die Bemühungen der Methodisten hier und da Wurzel gefaßt hatte, wurde bald in die Acht erklärt. Einige Erfolge, die die Hovas gegen die zeitweise vereinigten Streitkräfte Englands und Frankreichs davontrugen, reizten den Ehrgeiz der Herrscherin. Später versuchten einige französische Abenteurer, welche sich in Tananariva niedergelassen hatten und sich ihrer Gunst erfreuten, sie in den Engländern feindlichem Sinne und zum Vorteil der hundertjährigen Bestrebungen Frankreichs zu beeinflussen, aber es gelang ihnen nicht. Die Politik der Königin verfolgte weitere Ziele, als blos unter dem Schutze einer europäischen Regierung zu leben; sie bezweckte die Gründung eines großen, die ganze Insel umfassenden und gänzlich selbständigen Staates. Madagaskar für die Hovas, das scheint die Idee der genialen Heidin gewesen zu sein.

Während der langen Herrschaft der Fürstin blieb also ihr Land den Missionaren beinahe vollständig verschlossen. Indessen brannte der ehrwürdige P. Dalmond, der seit 1837 auf den kleinen Inseln der Küste wirkte, vor Eifer, in das große Land einzudringen. Er beschrieb die Bevölkerung, die außerdem durch den Kultus eines einzigen Gottes von götzendienerischen Gebräuchen ziemlich frei war, als besonders geeignet, um das Licht des Glaubens zu empfangen. Allein die Bekehrung der Sakalavas, eines direkt unter arabischem Einflusse stehenden Stammes an der Westküste, erschien ihm schwierig. P. Dalmond rief die Jesuiten zur Hülfe und wenige Monate später folgten einige Mitglieder dieses Ordens seinem Rufe. Aber die Mißgunst der Königin hielt sie aus dem Lande fern und brachte die unabhängigen Sakalavas gegen sie auf; die Jünger des hl. Ignatius richteten also ihre Bemühungen auf die Inseln des madagassischen Archipels. Im Jahre 1855 konnte ein Priester unter Verkleidung bis in die Hauptstadt vordringen und sich hier mit Hülfe von Rakoto, des Sohnes der Königin und Freundes der Christen, verborgen halten; aber diese erste

Niederlassung blieb ohne unmittelbares Resultat. Um die spätere Bekehrung Madagaskars zu erleichtern, gründeten die Jesuiten auf der Insel Reunion ein großes Kolleg zur Ausbildung von Priestern und eingeborenen Katecheten. Dabei errichteten sie bald eine Handwerkerschule für Hunderte von Schülern aus den vornehmsten madagassischen Familien, und diese Kinder bildeten später die erste christliche Gemeinde unter den Hovas. Ausgedehnte Grundstücke waren den Missionaren durch die Familie Desbassayns zur Verfügung gestellt worden, einer der reichsten und großherzigsten der kolonialen französischen Aristokratie.

Am 16. August 1861 starb die Königin Ranavalona und der erste Regierungsakt ihres Sohnes Rakoto, jetzt Radama II., war die Berufung der Methodisten und Katholiken. Am 7. November teilte der Fürst dem Papste Pius IX. seinen Regierungsantritt in folgenden bemerkenswerten Worten mit:

„Ich habe nur einen Wunsch, heiliger Vater, nämlich den, mein Volk glücklich und zivilisiert zu sehen. Ich habe geglaubt, daß das sicherste Mittel zu diesem Zwecke der Unterricht in der christlichen Religion sein würde. Deshalb habe ich die Missionare berufen und sie ermächtigt, in meinem ganzen Königreiche zu lehren und zu predigen, und schon ist der ehrwürdige P. Jouen mit seinen Begleitern in meiner Hauptstadt angekommen, um Schulen und Hospitäler zu eröffnen, die von geistlichen Schwestern geleitet werden sollen. Heiliger Vater, ich bin noch ein junger König ohne lange Erfahrung und sehr der Hülfe bedürftig, um die hohe Aufgabe würdig zu erfüllen, die Gott mir anvertraut hat. Ich zähle auf deinen Segen und ich bitte dich darum mit all der Achtung und all der Ergebenheit eines Sohnes für seinen Vater."

Die Herrschaft Radamas II. eröffnete eine leider nur zu kurze Aera glücklicher Entwickelung für den Katholizismus. In wenigen Monaten hatten die in Tananariva, Tamatava und Mahela ansässigen Jesuiten mehrere Tausend Eingeborene bekehrt; Hunderte von Kindern, darunter der Erbprinz Raphael Ratahiry, besuchten ihre Schulen. Radama selbst bekannte sich zum methodistischen Glauben, aber eine geheime Vorliebe schien ihn dem Katholizismus zuzuführen. Unter der verfolgungssüchtigen Herrschaft seiner Mutter hatte er mit Gefahr seines Lebens bei dem in der Hauptstadt verborgenen Priester die hl. Messe gehört. Diese Neigung war so stark, daß der Fürst, der schon am Morgen seiner Krönung im Geheimen dem hl. Meßopfer beigewohnt hatte, erst durch einen katholischen Priester heimlich die Krone weihen ließ, die ihm einige Stunden später das Oberhaupt der Methodistenkirche mit allem Gepränge auf das Haupt setzte.

Diese Vorliebe des Königs war nicht unbemerkt geblieben. Ein Vertrag mit Frankreich, für die Hovas zwar sehr ehrenvoll, aber vielleicht in einem ungünstigen Augenblicke geschlossen, verdoppelte das Miß-

trauen und die Eifersucht der Protestanten, und die Unzufriedenheit der Altgläubigen, die nur ungern das Regierungssystem der früheren Königin verlassen sahen. Es klingt unglaublich, daß alle diese Unzufriedenen, Heiden und Protestanten und an ihrer Spitze ein sogenanter Missionar, sich verbanden, um das Land in den früheren barbarischen Zustand zurückzustürzen. Am 12. Mai 1863 brach eine Revolution aus, die dieser Fanatiker angezettelt und geleitet hatte, und Radama II. wurde entthront; um ihre Hände nicht in königliches Blut zu tauchen, fanden die Verschwörer den pharisäischen Ausweg, den dritten König der Hovas zu erdrosseln.

Am Tage des Meuchelmordes wurde die Witwe des unglücklichen Fürsten unter dem Namen Rasoherina zur Königin ausgerufen. Der eingeborene Führer der Empörung machte sich selbst zum Premier-Minister und Prinz-Gemahl; ein Jahr später wurde dieser Ehrgeizige durch eine Gegenrevolution gestürzt und sein Bruder Rainilaiarivony an seine Stelle gesetzt. Mitten unter diesen tragischen Ereignissen, und während der englische Konsul selbst vor der Wut seiner rasenden Glaubensgenossen fliehen mußte, blieben die katholischen Missionare unbewegt auf ihrem Posten in Tananariva. Diese energische Haltung flößte den Briganten, in deren Händen sich die Hauptstadt befand, Respekt ein, und die Gewalthaber kamen mit der den Orientalen eigenen Verschlagenheit bald zu der Überzeugung, daß es sicherer sei, eine scheinbare Ordnung der Dinge herbeizuführen, um später durch geheime und hinterlistige Maßregeln die katholische Mission im Keime zu ersticken. Rasoherina, im Herzen Katholikin, war ohnmächtig und in ihren guten Absichten durch die Mitherrschaft der protestantischen Missionare und des mit ihnen verbundenen Premier-Ministers gelähmt. Aber ein Punkt, in dem die Königin niemals nachgab, war die Erziehung ihrer Kinder; nicht allein ließ sie ihren Sohn Ratahiry in dem Institute der Jesuiten, sondern vertraute auch ihre Tochter den Schwestern an und Ratahiry selbst, trotz seines jugendlichen Alters, bekannte sich öffentlich als „römisch". Von der Wahrheit der katholischen Religion im tiefsten Herzen überzeugt, wollte die Königin vor ihrem Tode den letzten Schritt thun, der sie vom Katholizismus trennte und in der engen Gefangenschaft, in der diese afrikanische Maria Stuart durch ihren Gatten gehalten wurde, ließ sie sich am 27. März 1868 durch den ehemaligen französischen Konsul Laborde taufen. Drei Tage später vertauschte die schwer geprüfte Fürstin die Dornenkrone, die sie auf Erden getragen hatte, gegen die Krone des ewigen Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Generalakte der Brüsseler Antisklaverei-Konferenz.

Im nachstehenden geben wir einen Auszug, welcher das wesentlichste aus den getroffenen Vereinbarungen enthält.

Erster Abschnitt. — Gebiete des Sklavenhandels. — Maßregeln, welche für die Ursprungsgebiete gelten.

Artikel 1 zählt als wirksamste Mittel zur Bekämpfung des Sklavenhandels im Innern Afrikas auf: 1. Fortschreitende Organisation des Verwaltungs-, Gerichts-, religiösen und militärischen Dienstes; 2. allmähliche Errichtung stark besetzter Stationen im Innern; 3. Anlage von Straßen und besonders von Eisenbahnen zur Verbindung der vorgeschobenen Stationen mit der Küste und zur leichten Erreichung der Wasserläufe des Innern, auch neben dem Oberlaufe der von Schnellen und Fällen durchschnittenen Ströme und Flüsse, damit der gegenwärtige Verkehr mittels menschlicher Träger durch wirtschaftliche und schnellere Beförderungsmittel ersetzt werde; 4. Einstellung von Dampfern auf den schiffbaren Wasserstraßen des Innern und den Seen, mit Stützung auf die an den Ufern errichteten befestigten Posten; 5. Anlage von Telegraphenlinien zur Verbindung der Posten und Stationen mit der Küste und den Hauptverwaltungsstellen; 6. Ausrüstung von Expeditionen und Streifzügen zur Erhaltung des Verkehrs zwischen den Stationen unter einander und mit der Küste, zur Nachhülfe für die strafende Bethätigung der Stationen und zur Sicherung des Verkehrs auf den von diesen benutzten Straßen; 7. Einschränkung der Einfuhr von Feuerwaffen, wenigstens der verbesserten Waffen, und von Schießvorrat in dem gesamten vom Sklavenhandel heimgesuchten Gebiete.

Artikel 2. Die Stationen, die von jeder Macht in ihren Gewässern veranstalteten binnenländischen Kreuzungsfahrten und die den letztern als Stützhafen dienenden Posten, haben neben ihrer Hauptaufgabe, nämlich der Verhinderung des Einfangens von Sklaven und der Belegung der dem Sklavenhandel dienenden Straßen, folgende Nebenaufgaben: 1. den abhängigen wie den unabhängigen Völkerschaften, auch zeitweise allen andern, im Falle unmittelbarer Gefahr, als Stützpunkt und nötigenfalls als Zufluchtsort zu dienen. Die abhängigen Völkerschaften instand zu setzen, zu ihrer eigenen Verteidigung mitzuwirken; die innern Kriege zwischen den Stämmen auf schiedsgerichtlichem Wege zu vermindern; die Stämme zur landwirtschaftlichen Arbeit und zur gewerbsmäßigen Thätigkeit heranzubilden, um deren Wohlstand zu erhöhen, dieselben der Gesittung zu gewinnen und das Schwinden barbarischer Gewohnheiten, wie Menschenfresserei und Menschenopfer, herbeizuführen; 2. den Unternehmungen des Handels Hülfe und Schutz zu gewähren, die Gesetzlichkeit dieser Unternehmungen, insbesondere durch Prüfung der Dienstverträge mit den Eingeborenen, zu beaufsichtigen, und die Gründung von bleibenden Pflanzungsstätten und von Handelsgeschäften vorzubereiten; 3. die bestehenden und die zu errichtenden Missionen ohne Unterschied des Bekenntnisses zu beschützen; 4. für den Gesundheitsdienst zu sorgen und den Forschungsreisenden wie allen, welche

in Afrika an der Unterdrückung des Sklavenhandels mitwirken, Gastfreundschaft und Unterstützung zu gewähren.

Artikel 3 verpflichtet diejenigen Mächte, welche in Afrika eine Herrschaft oder eine Schutzherrschaft ausüben, zur allmählichen Unterdrückung des Sklavenhandels in ihrem Gebiete und unter ihrer eigenen Leitung sowie zu gegenseitiger Unterstützung in diesem Werke.

Nach Artikel 5 hat jede Macht binnen Jahresfrist ein Gesetz zu erlassen oder bei den gesetzgeberischen Körperschaften zu beantragen, wodurch einerseits die Bestimmungen ihrer Strafgesetzgebung betreffs grober Frevel gegen die Personen, auf die Veranstalter und Helfer von Menschenjagden, auf die Urheber von Verstümmelungen an Männern und Knaben und auf alle diejenigen, welche bei dem gewaltsamen Sklavenfang mitwirken, anderseits die Bestimmungen betreffs der Frevel gegen die persönliche Freiheit auf die Begleiter und Treiber von Sklavenzügen und die Sklavenhändler für anwendbar erklärt werden. Ferner wird gegenseitige Mitteilung und Unterstützung vereinbart.

Artikel 6. Die infolge der Verhaftung oder der Zerstreuung einer Sklavenzufuhr im Innern des Festlandes befreiten Sklaven werden, wenn die Umstände dies gestatten, nach ihrer Heimat zurückgeschickt; wenn nicht, so hat die örtliche Behörde ihnen nach Möglichkeit die Lebensfristung, oder, falls sie es wünschen, die Niederlassung an Ort und Stelle zu erleichtern.

Artikel 7. Jedem flüchtigen Sklaven, welcher auf dem Festlande den Schutz der vertragschließenden Mächte nachsucht, muß derselbe gewährt werden, sowie Aufnahme in die von diesen Mächten amtlich angelegten Lager und Stationen oder an Bord der auf den Seen und Flüssen fahrenden Staatsschiffe. Die Stationen und Schiffe der Privaten werden zur Ausübung des Zufluchtsrechtes nur unter dem Vorbehalte der vorgängigen Zustimmung des Staates zugelassen.

Artikel 8. Da die Erfahrungen sämtlicher Nationen, welche mit Afrika Beziehungen unterhalten, die schädliche und vorwiegende Rolle der Feuerwaffen in den Bewegungen des Sklavenhandels und den innern Kriegen erwiesen, da dieselben Erfahrungen offenkundig dargethan, daß die Erhaltung der afrikanischen Völkerschaften, deren Fortbestehen die Mächte den ausdrücklichen Willen haben, zu wahren, vollständig unmöglich wird, sofern nicht einschränkende Maßregeln bezüglich des Handels mit Feuerwaffen und Schießvorrat getroffen werden, so beschließen die Mächte, insoweit es der gegenwärtige Zustand ihrer Grenzen gestattet, daß die Einfuhr von Feuerwaffen, insbesondere von gezogenen und verbesserten, sowie von Pulver, Kugeln und Patronen, mit Ausnahme der im folgenden Artikel vorgesehenen Fälle und der dafür gestellten Bedingungen untersagt ist.

Nach Artikel 9 sind sämtliche eingeführte Feuerwaffen in einer unter Aufsicht der Staatsverwaltung stehenden öffentlichen Niederlage unterzubringen. Die Entnahme aus diesen Niederlagen darf nur auf die vorgängige Ermächtigung der Verwaltung stattfinden.

Artikel 10 und 11 betreffen das Recht der Durchfuhr von Feuerwaffen und Schießvorrat.

Artikel 12 betrifft die Strafen aus Artikel 8 und 9.

Artikel 14. Die vorstehenden Einrichtungen bleiben zwölf Jahre lang in Kraft und alsdann weiter bis auf zweijährige Kündigung.

Zweiter Abschnitt. — Von den Karawanenstraßen und der Sklavenzufuhr über Land.

Artikel 15. Unabhängig von ihrer unterdrückenden und schützenden Thätigkeit an jedem Herd des Sklavenhandels, haben die Stationen, Kreuzungsfahrten, Posten u. s. w., die durch die Sklavenhändler eingeschlagenen Straßen zu überwachen, durchziehende Sklavenzüge aufzuhalten oder zu verfolgen.

Artikel 16 betrifft die Einrichtung von Wachen in denjenigen Küstengebieten, welche als gewöhnliche Durchzugspunkte oder Endziele der vom Innern kommenden Sklavenzüge bekannt sind.

Artikel 17 betrifft die Untersuchung der Karawanen; jede Person, die eingefangen, mit Gewalt entführt oder verstümmelt worden, ist in Freiheit zu setzen.

Artikel 18. Die Verwaltung hat befreite Sklaven zu beschützen, wenn möglich nach ihrer Heimat zu befördern und im besondern für die Erziehung und Unterbringung der verlassenen Kinder zu sorgen.

Dritter Abschnitt. — Von der Unterdrückung der Sklavenverfuhr über See.

§ 1. Allgemeine Bestimmungen.

Artikel 20 verlangt Maßregeln zu wirksamer Unterdrückung der Sklavenverfuhr in derjenigen Seezone, wo dieser Mißbrauch noch besteht.

Artikel 21. Diese Zone erstreckt sich einerseits von den Küsten des Indischen Ozeans (mit Inbegriff des Persischen Golfes und des Roten Meeres), von Beludschistan bis zur Spitze von Tangalane (Quilimane), anderseits von einer konventionellen Linie, welche zuerst dem Längengrade von Tangalane bis zu dessen Zusammentreffen mit dem 26. Grad südlicher Breite folgt, weiter längs diesem letztern hinläuft, dann in ihrer östlichen Richtung an der Insel Madagaskar vorbeiläuft, wobei sie sich 20 Meilen von der östlichen und nördlichen Küste hält, bis zu ihrem Zusammenlaufen mit dem Meridian des Cap d'Ambre. Von diesem Punkte an bildet eine Querlinie bis zur Küste von Beludschistan hin die Grenze der Zone; diese Querlinie geht auf eine Entfernung von 20 Meilen am Vorgebirge Ray-el-Had vorbei.

Artikel 22 und 23 beschränken das gegenseitige Recht auf Durchsuchung und Beschlagnahme der Seeschiffe auf die vorhin bestimmte Zone und vorläufig auf Schiffe von weniger als 500 t.

Artikel 25 und 26 verpflichten jede Macht, dem widerrechtlichen Gebrauche ihrer Flagge zu steuern und schreiben den schleunigen Austausch der Mitteilungen über den betriebenen Sklavenhandel vor.

Nach Artikel 27 ist wenigstens ein internationales Amt zu errichten, und zwar in Zanzibar. Demselben sind Nachweise jeder Art, welche zur Unterdrückung der Sklaverei beitragen können, mitzuteilen.

Artikel 28. Jeder Sklave, welcher sich an Bord eines Kriegsschiffes unter die Flagge einer der unterzeichnenden Mächte flüchtet, ist sofort und endgültig frei, untersteht jedoch der zuständigen Gerichtsbarkeit, wenn er ein gemeinrechtliches Verbrechen oder Vergehen begangen hat.

Artikel 29. Jeder gegen seinen Willen an Bord eines einheimischen Schiffes zurückgehaltene Sklave hat das Recht, seine Freiheit zu fordern, und kann von jedem Agenten einer der unterzeichnenden Mächte, denen diese Generalakte das Recht zur Kontrole des Personenstandes an Bord der besagten Schiffe verleiht, befreit werden.

§ 2 betrifft Vorschriften bezüglich des Gebrauches der Flagge und der Beaufsichtigung der Kreuzer.

Vierter Abschnitt. — Von den Bestimmungsländern, deren Einrichtungen die häusliche Sklaverei gestatten.

Artikel 62. Diejenigen vertragschließenden Mächte, deren Einrichtungen das Fortbestehen der häuslichen Sklaverei gestatten, und deren in oder außer Afrika gelegene Besitzungen ungeachtet der Wachsamkeit der Behörden den afrikanischen Sklaven zum Bestimmungsorte dienen, verpflichten sich, die Einfuhr, die Durchfuhr und die Ausfuhr, sowie den Handel mit denselben zu untersagen. Sie werden an allen Orten, wo die Einfuhr, die Durchfuhr und die Ausfuhr der afrikanischen Sklaven stattfindet, die thätigste und strengste Aufsicht veranstalten.

Artikel 63. Die in Ausführung des vorigen Artikels befreiten Sklaven sind, sofern es die Verhältnisse gestatten, nach ihrer Heimat zurückzuschicken. In jedem Falle erhalten sie von den zuständigen Behörden Freiheitsbriefe und haben sie ein Anrecht auf den Schutz und die Unterstützung dieser Behörden um Existenzmittel.

Artikel 64. Jeder flüchtige Sklave gilt bei der Ankunft an der Grenze einer der im Artikel 62 erwähnten Mächte für frei und ist dazu berechtigt, von den zuständigen Behörden einen Freiheitsbrief zu verlangen.

Artikel 65 bestimmt, daß Sklavenverkauf nichtig ist.

Artikel 66 betrifft die Befreiung der Sklaven, die auf einheimischen Schiffen durch die örtlichen Behörden in den Häfen beim Ein- und Auslaufen betroffen werden.

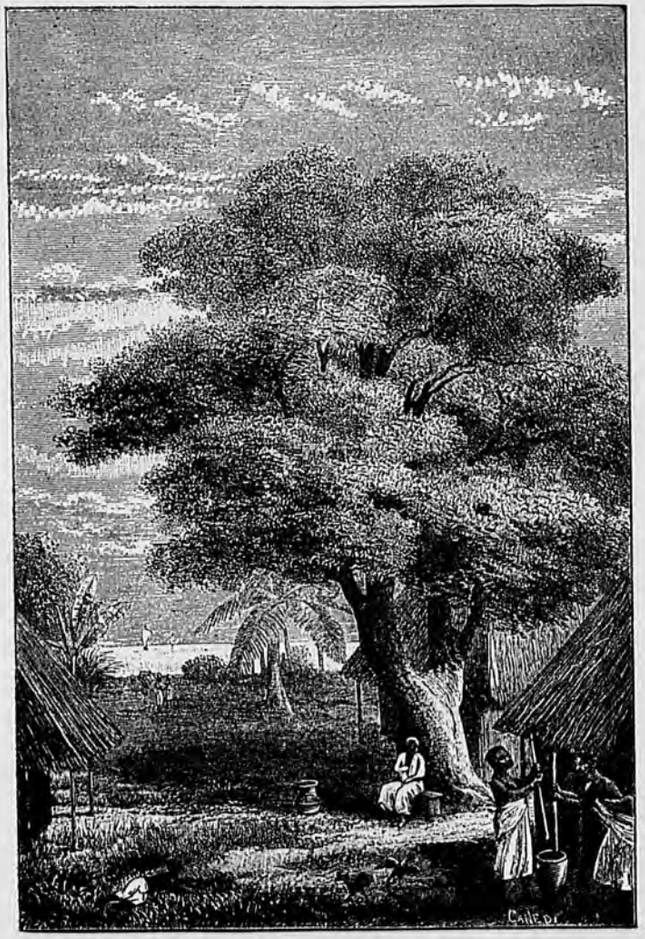
Artikel 67 bestimmt ähnlich wie Artikel 5.

Artikel 68. Die unterzeichneten Mächte erkennen den hohen Wert des von Sr. Majestät dem Kaiser der Osmanen (dem Sultan) am 4./16. Dezember 1889 vollzogenen Gesetzes über das Verbot des Handels mit Schwarzen an; sie hegen die Überzeugung, daß die osmanischen Behörden eine strenge Aufsicht, besonders an der Westküste von Arabien und auf denjenigen Straßen veranstalten werden, welche diese Küste mit den andern Besitzungen Sr. kaiserl. Majestät in Asien verbinden.

Artikel 69. Se. Majestät der Schah von Persien willigt darin ein, eine thätige Aufsicht zu veranstalten in den Gebietsgewässern und in den unter seiner Hoheit stehenden Gewässern der Küste des Persischen und des Oman-

Golfes sowie auf den Straßen im Innern, welche der Beförderung der Sklaven dienen.

Artikel 70. Se. Hoheit der Sultan von Zanzibar willigt ein, zur



Straße nach Bagamoyo. (S. S. 472.)

Unterdrückung der von den Händlern mit afrikanischen Sklaven zu Lande und auf See begangenen Vergehen und Verbrechen seine wirksamste Mithülfe zu gewähren.

Artikel 72. Freilassungsämter oder solche Einrichtungen, welche dieselben ersetzen, sind von den Verwaltungen derjenigen Länder, wohin die afrikanischen Sklaven geführt werden, zu errichten, um den im Artikel 18 bestimmten Zweck zu erreichen.

Artikel 73 betrifft den Austausch statistischer Angaben.

Fünfter Abschnitt. — Von den Einrichtungen behufs Sicherung der Ausführung dieser Generalakte.

Artikel 74. Gemäß den Bestimmungen des Artikel 27 wird in Zanzibar ein internationales Amt errichtet werden, in dem jede der unterzeichnenden Mächte sich durch einen Delegierten vertreten lassen kann.

Artikel 88. Die unterzeichnenden Mächte werden in ihren Besitzungen die Errichtung von Zufluchtsanstalten für Frauen und Erziehungsanstalten für Kinder fördern.

Artikel 89. Die befreiten Sklaven dürfen sich stets an die Ämter wenden, um Schutz im Genuß ihrer Freiheit zu erhalten. Wer Betrug oder Gewalt gebraucht, um einem befreiten Sklaven seinen Freilassungsbrief wegzunehmen oder ihn seiner Freiheit zu berauben, wird als ein Sklavenhändler angesehen.

Sechster Abschnitt. — Betrifft einschränkende Maßregeln bezüglich der geistigen Getränke.

Siebenter Abschnitt. — Schlußbestimmungen.

Artikel 96. Diese Generalakte wiederruft alle entgegengesetzten Bestimmungen der früher unter den unterzeichnenden Mächten abgeschlossenen Vereinbarungen.

Artikel 97. Unbeschadet der Vorschriften der Artikel 14, 23 und 92 behalten sich die unterzeichnenden Mächte vor, späterhin in gemeinsamem Einverständnis an dieser Generalakte diejenigen Änderungen und Verbesserungen vorzunehmen, deren Notwendigkeit durch die Erfahrung erwiesen wird.

Artikel 98. Diejenigen Mächte, welche diese Generalakte nicht unterzeichnet haben, können zum Beitritt zugelassen werden.

Artikel 99. Diese Generalakte wird in einer möglichst kurz zu bemessenden Frist, die in keinem Falle ein Jahr übersteigen darf, ratifiziert werden. Sobald sämtliche Ratifikationen eingegangen sind, oder spätestens ein Jahr nach der Unterzeichnung der Generalakte, wird über die Einsammlung der Ratifikationen ein Protokoll aufgenommen, welches von den Vertretern sämtlicher Mächte, die ratifiziert haben, unterzeichnet wird.

Artikel 100. Diese Generalakte tritt in kraft in den sämtlichen Besitzungen der vertragschließenden Mächte an dem 60. Tage nach dem Tage der Unterzeichnung des Protokolls.

Urkundlich dessen haben die Bevollmächtigten diese Generalakte unterzeichnet und ihr Siegel darauf gesetzt.

Zerstörung von Pugu am 13. Januar 1889.

Melodie: Als noch im Maien die Nachtigall schlug.

Hörst du das Glöcklein zur nächtlichen Stund'?
Es ruft! Zum Gebet
Die Herzen erhöht!
Siehst du das Kreuz? Es thut allen kund:
Herr Jesu Christ
Hier auch ist.
Brüder und Schwester, sie gaben dahin,
Eltern, Geschwister, der Welt eitlen Sinn,
Nur für den Heiland in Lieb' sie erglüh'n,
All' ihre Zeit
Gott geweiht.

Sieh'st du im Kindesaug' leuchtenden Schein?
Ob schwarzgebrannt
Uns doch verwandt.
Nicht mehr sollen verlassen sie sein!
Dem Kinderfreund
Eng vereint,
Sank auch der Vater durch mordendes Blei,
Trennt auch die Mutter Islams Tyrannei,
Christus, der König, er macht alle frei,
Giebt durch sein Blut
Treue Hut.

Pugu! Des Feindes Macht dränget einher,
Wehe, sie naht
Der friedlichen Statt.
Kriechende Schlange mit tückischem Speer,
Hegt in der Brust
Mörderlust.
Ach! Wo der Kleinen Gebet schon erschallt,
Chorgesang der Brüder so ernst wiederhallt,
Lobenden Mundes — da blitzt es, es knallt!
Taucht sich in Blut
Höllenwut.

Petrus, hinwandelnd in betenden Reih'n
Rufend zu Gott
Trifft ihn der Tod.
„Barmherziger Gott wolle gnädig uns sein,
Bittend er stirbt,
Gnad' erwirbt.
Betend schwingt sich die Seele empor,
Stimmet ein in der Heiligen Chor,
Sterbend bewacht er des Heiligtums Thor.
O! Welch' ein Tod,
Nur für Gott!

Benedikt, wahrhaft gesegnet vom Herrn!
Gott ohne End'
Im Sakrament
Beut sich als Wegzehr zur Reise dir gern.
Senkt in die Brust
Himmelslust.
Mörd'rische Kugeln! nicht bringet ihr Schmerz,

Löset ja nur das gottsehnende Herz,
Gottvereint schwingt sich der Geist himmelwärts.
Jesus mit dir!
Für und für.

Martha, sie eilet zum schützenden Hort,
Dem Heiland zu Fuß
Mit betendem Gruß.
Wohlgeborgen an heiligem Ort,
Jesus bei dir
Ihr Pannier.
Ob auch der Feinde Wut sie umbräut,
Hier, wo sie oft schon dem Herrn sich geweiht,
Hier empfängt sie zum Tode bereit,
Den Martyrkranz,
Lilienglanz.

Sengend und brennend die Höllenschar wühlt
Jubelnd im Staub
Schändenden Raub.
Grausam an Kindern den Rachedurst kühlt,
Zum Himmel ziehen ein
Engelein.
Drückende Fesseln, sie mehren die Qual,
Wunden geschlagen von wütendem Stahl,
Haß sind auf Marter und Pein ohne Zahl,
Göttliche Huld!
Gieb Geduld!

Engelein! O kommt und habt treu in Acht,
Voll Ehr' und Ruhm
Dies Heiligtum,
Kostbar der Ort, wo zum Opfer gebracht
Dem höchsten Gut
Christenblut.
Sank auch das Kreuz in Trümmer dahin,
Schöner wird bald die Saat auferblüh'n,
Herrlich zu Afrika's Heile erglüh'n.
Gott säet gut,
Martyrblut.

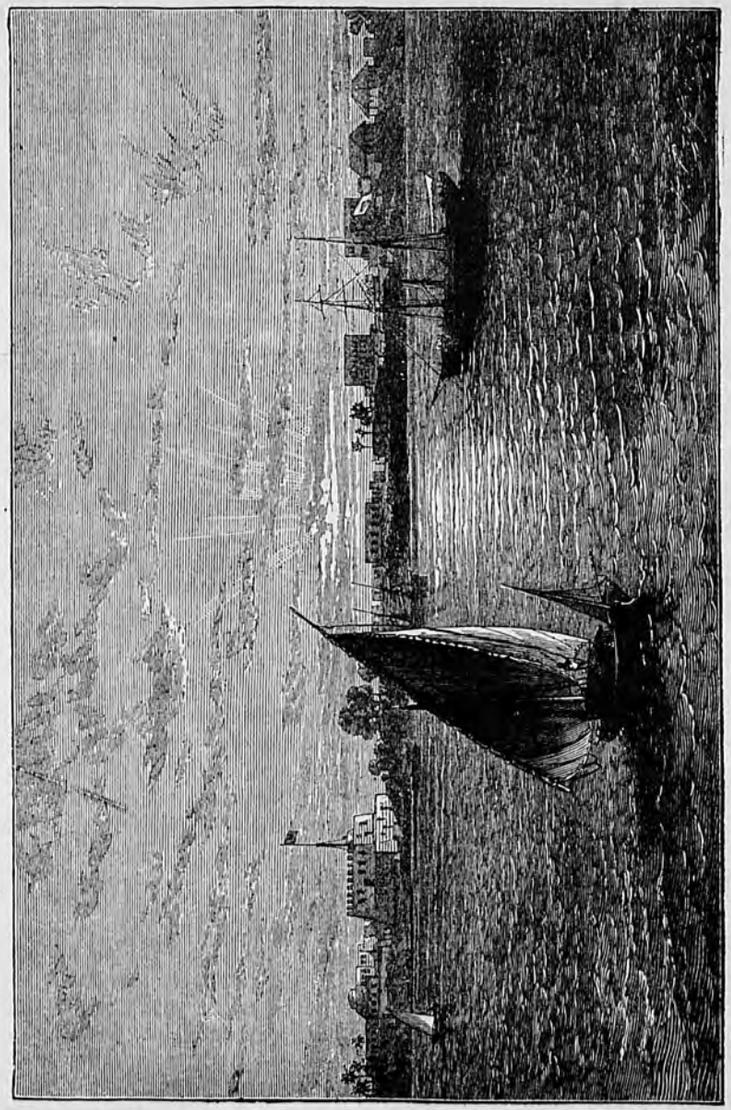
J. H.

Ein Abenteuer im Sudan. (Schluß.)

„Haben Effendi viel Geld bei sich? Wenn ja, sein reicher Mann, haben gehört von Karawane und sein gekommen sehen seine Ware. Wünschen kaufen schöne Mädchen für Harem. Aber Effendi müssen zeigen Gold, viel Gold, sonst nicht erlauben, daß sehen Leute."

Mittlerweile war der Anführer der Schwarzen herangekommen — eine weite blaue Bluse stellte ihn eine Stufe höher als seine Gefährten, die nur einen schmalen Leibgürtel trugen, während ein Turban und Sandalen allen gemeinsam war. Hinter dichtem Buschwerk hielt er an und mit drohender, lauter Stimme rief er die verdächtigen Fremden an, wer sie wären und was sie wollten.

„Licht meiner Augen", begann der geschmeidige Schwarze, der die Rolle des Vermittlers übernommen, in arabischer Sprache, „wir sein



Dar-es-Salaam. (S. S. 472.)

friedliche Leute und wollen nicht rauben. Homed führen reichen jungen Effendi, der kommen sehen eure Schätze und der nehmen einen Diener mit sich. Sehen selbst, o Herr und Gebieter, ob Homed haben gesagt

die Wahrheit und lassen Effendi suchen unter den schönen Mädchen, die euer Mut und Geschick zusammengebracht, ob er finden, was sein Auge erfreuen. Eure mächtigen Krieger brauchen nicht nehmen Schild und Schwert, um kämpfen gegen uns. Warum so viele wollen fürchten drei einfache Männer!"

„Was der Schwarze für Verstand hat!" brummte der grobe Irländer, der auch in diesem bedenklichen Augenblicke seine Laune nicht verloren hatte, während Fred, den Revolver in der Faust, gespannt auf den weiteren Verlauf der Dinge harrte.

Die Auseinandersetzungen Homeds schienen Glauben zu erwecken. Nach kurzer Beratung schickte der Lieutenant des Sklavenhändlers zwei seiner Leute von dannen, um sich zu überzeugen, ob außer den bezeichneten drei, niemand sich in der Nähe verborgen halte. Fünf Minuten vergingen, die den Gefährdeten eine Ewigkeit dünkten. Die übrigen Schwarzen waren derweilen in einem den Felsblock umspannenden Halbkreise näher gerückt, dabei nach Möglichkeit hinter Steinen und Gestrüpp sich verbergend. Das Schwert in der Faust und das Schild über dem Haupte, hielten sie in gebückter Stellung und warteten auf das Zeichen zum Angriff. Aber es kam nicht. Die Ausgesandten hatten ringsum nach weiteren Menschenspuren vergebens gesucht. Die geschickten Schmeicheleien des Schilluk waren nicht ohne Wirkung geblieben und der schwarze Offizier entschloß sich, die Fremdlinge zu seinem Herrn zu führen.

Dieser war jedoch nicht gerade sehr erbaut vom Besuch der „Ungläubigen", die er schnell als solche erkannt hatte. Nicht am Gesicht, denn das war braun genug, um als das eines Arabers zu gelten, aber eine geringe Verschiebung von Freds Burnus zeigte ihm die darunter befindliche englische Uniform und machte ihn mißtrauisch. Aber der Fremdling bewies Ernst zum Handel, und ein Goldstück als Aufgeld, sowie das Bewußtsein, genug Schutz gegen jeden Gewaltstreich um sich zu haben, besänftigte des Sklavenhändlers Bedenken.

Im Lager wurden die Neuankömmlinge mit scheuen Blicken empfangen. Die Sklaven, etwa hundert an der Zahl, waren in mehrere Gruppen getrennt. Während die Männer stumpfsinnig dastanden, drängten sich die Kinder — kleine, nicht gerade hübsche Wesen mit in jenen Gegenden so häufig anzutreffenden abscheulich aufgetriebenen Bäuchen, die sich aber in späteren Jahren durchweg verlieren — ängstlich zusammen. Auch die Weiber waren wenig zutraulich, ausgenommen etliche blutjunge Negerinnen, die von zierlicher Gestalt und mit niedlicher Haartracht lustig sich herumjagten und den Verlust ihrer sonstigen Freiheit nicht gerade sehr empfanden. Sie trugen kleine, riemengeflochtene Schürzen und nahmen erfreut die Geldmünzen, die ihnen Fred bot. Durch das Beispiel angelockt, kamen auch einige der reiferen Mädchen heran, ebenfalls völlig nackt, bis auf den Gürtel, den die Mädchen im Sudan so lange tragen, bis sie Frauen geworden

sind. Übrigens waren sie nicht allzu schön. Der Körper, beinahe fingerdick fettbeschmiert von oben bis unten — auch das Haar war nicht verschont —, glänzte zwar wie poliertes Ebenholz, duftete aber dank der Öleinreibung nicht gerade lieblich. Viele besaßen schöne Formen, manche aber litten an jener Überfülle, die die Negerin so schnell häßlich macht. Einfache Halsketten von blauen und gelben Perlen, Ohr- und Nasenringe, seltener schon eine Armspange, dienten als Schmuck.

Der Händler verriet Fred, daß er die schönste Ware noch verborgen halte und nötigte ihn in sein Zelt, das, unter Klippen versteckt, von den Fremdlingen gar nicht bemerkt worden war, und in dessen hinterem Raume sich die wertvolleren Sklavinnen — etliche Abessinierinnen — befanden, während im vorderen Teile der Gastgeber ein Mahl herrichten ließ, wovon der schlaue Orientale einen ihm günstigen Einfluß auf die darauf folgenden geschäftlichen Verhandlungen erhoffte. Fred war die Einladung nach den nächtlichen Strapazen nicht unangenehm. Er labte sich an Kaffee und Scherbet und aß zwischendurch die vortrefflichen Feigen- und Melonenkompotts, in deren Bereitung die mohammedanische Welt groß ist. Aprikosen, dongolesischer Bilbil- und Dattelkuchen, eine Delikatesse, die der nie vergißt, der sie einmal gekostet, wurden dargereicht.

Im Laufe des Gespräches hatte sich Homed als überflüssig erwiesen, denn der Sklavenschah verstand etwas englisch, und so kauderwelschten nun Gast und Gastgeber bei einer Pfeife köstlichen Tabaks, die ein reichgekleideter Negerknabe herbeigebracht und die nebst einem Schälchen Mokka die erste Notwendigkeit bildet bei einer orientalischen Konversation. Selbst das Essen stellt man — und sei auch der Hunger noch so groß — gegen die Pfeife und den Kaffee zurück. Der genügsame Araber findet an diesen beiden Dingen schon seine Labung. Sullivan, der als Diener angesehen wurde, durfte das Zelt nicht betreten und belustigte sich, selber ärgerlich, damit, die nahebei lagernden Kamele mit Steinwürfen zu ärgern. Machen diese häßlichen Tiere schon so einen höchst melancholischen und lächerlichen Eindruck, noch mehr ist dies der Fall, wenn sie gereizt werden. Ihr Geschrei, das täuschend dem ungezogener kleiner Kinder gleicht, ist drollig, dazu ihr empörter Blick und dann wieder die Gleichgültigkeit, mit der sie zwischendurch kauen, eine Arbeit, bei welcher allein die untere Kinnlade und zwar wunderbar regelmäßig hin- und hergeschoben wird und somit annähernd das Bild eines Geschöpfes zustande bringt, das aus Altersschwäche nicht mehr ordentlich die Speise zu zermalmen vermag — alles das muß den nicht daran gewöhnten Beschauer zum Lachen reizen.

Der Schilluk trieb sich indessen im Lager herum und schwatzte unermüdlich bald hier, bald da mit einem von seiner Farbe. Aus einer Seitenthür des Zeltes kam ihm ein schwarzes Mädchen entgegen

von schlanker Gestalt und anmutigen Bewegungen. Das zierliche Gesichtchen mit den herrlichen in dunklem Feuer schwimmenden Augen paßte gut zu der junonischen Figur und schuf eine jener Schönheiten, die der Krämer im Menschenfleisch hochschätzt, die er aber bei den Stämmen am oberen Nil selten trifft. Und doch lag da ihre Heimat, ihre Hautfarbe bewies es deutlich. Jetzt — Homeds Augen vergrößerten sich — zeigte sich eine schwache Narbe auf ihrer linken Wange. Er tritt auf sie zu und blickt auf die Schulter und zerrt an dem leichten Gewande, in das sie sich frostschauernd gehüllt. Ihr bleiches Gesicht zeigt, daß sie leidet. Aber da — da ist das Mal, mit dem die Mutter daheim ihre Kinder gezeichnet — ein Freudenruf hallt durchs Lager — Marian! — Und Homed hat seine Schwester wiedergefunden. Und herzen sie sich und küssen sich und haben des Schwatzens gar kein Ende — es ist eine Freude, die übermütigen beiden Geschöpfe zu sehen, denn sie lieben sich, wenn schon sie Wilde heißen. Sie lieben sich, denn auch unter der schwarzen Haut schlägt ein fühlendes Herz. Sie haben sich beweint und verloren geglaubt, und nun hat sie das Schicksal zusammengeführt und niemand soll sie trennen als der Tod.

„Zurück und schont eures Lebens", donnert der Schilluk auf die Sklavenknechte ein, die ihm entgegentreten, da er die Schwester aus dem Lager entführen will. Und er entreißt dem nächsten das Schwert und bricht sich Bahn durch die scheu zurückweichenden Sklaven. Aber die Söldner des Sklavenschah folgen ihm, und sie werfen sich auf den Unglücklichen, der, die geliebte Schwester im Arme, mit der andern Hand die blanke Klinge durch die Luft zieht. Ein Weheschrei — dann wütendes Gebrüll — einer der Verfolger ist verwundet. „Haltet den Räuber, haltet ihn", gelt es ihm nach und schon beeifern sich Verschiedene, ihm den Ausgang nach den Klippen abzuschneiden.

Ein Speer saust an seinem Ohr vorüber — jetzt springen ihm zwei schwarze Teufel entgegen. Aber die Hilfe ist nahe. Sullivan hat die Gefahr erkannt und mit dem Opfermute des echten Seemannes trotzt er derselben. Mitten in den Weg stürmt er vor die zum Schlage erhobenen Schwerter — sein Revolver fliegt aus dem Gürtel, der Blitz zuckt und ein Knall dröhnt durch das Lager. Der eine der Feinde stürzt mit zerschossenem Arme zu Boden. Nun wird das Gewühl wilder, der Sklavenschah ist beim ersten Lärm aufgesprungen, auch Fred will hinaus, um zu sehen, was passiert. Aber jener vertritt ihm den Weg.

„Du bleibst, Dschaur, und hastest mit deinem Leben für das, was im Lager geschieht", schnaubt ihn der Araber grimmig an — ein Blick durch die geöffnete Thür hat ihm gezeigt, was der Ire und Homed gethan.

Jetzt wälzt sich der Haufe am Zelt vorüber. „Zuhilfe, Sir, zuhilfe, man will uns morden — laßt meine Beine los, schwarze Schurken — so, wahre deinen Schädel, du Schuft!" — und sein Pistolenkolben saust auf den nächsten nieder, der ihn niederzureißen versucht. „Zuhilfe, Sir, — rettet euch und uns, oder wir sind verloren?"

Todesangst und Verzweiflung malte sich bei diesen Worten auf dem Gesichte des armen Fred, der den in Not hörte, den er in die Gefahr gelockt. Und nun nicht helfen können — nein, das ging nicht an, und mit der Kraft, die um das Leben ringt, stürzte er sich auf den Araber, der unter dem Anprall des Kadetten wankte, aber nicht stürzte. Und doch! — er fällt! — ein Stöhnen, dann grinst ein Schwarzer hinein in das Zelt, reißt den krummen Säbel aus dem Gürtel des Gefallenen und winkt Fred, ihm zu folgen. Es ist die höchste Zeit — der Helfer in der Not ist ein Schilluk aus dem gleichen Dorfe Homeds —, auch er will frei sein oder fallen, und er ahnt, daß ihm die Briten zu helfen vermögen. — Ein entsetzlicher gellender Schrei, der nichts menschliches hatte — hinaus! um Gottes willen.

Draußen lag Homed am Boden und ein breitschultriger tierischer Dinka stand über ihm mit erhobener Klinge, bereit, ihm den Gnadenstoß zu geben. Daneben rangen zwei andere mit Sullivan, der mit den Schimpfworten um sich warf: „Vermaledeiter Strolch, möge deine Mutter im Fegefeuer brennen dafür, daß du einen irischen Gentleman belästigst. Nimm das dafür." — „Auch du, mein Lämmchen, warte, dich will ich beißen lehren — was, du willst einen britischen Unterthan mit deinem Spieße kitzeln?" Dabei teilte der Wackere, dessen Humor beim Raufen wieder durchbrach, nach allen Seiten Püffe und Schläge aus. Unter den Sklaven begann es bedenklich zu gären — zwei der Menschenjäger waren bereits kampfunfähig, und der Führer selbst war vor den Augen der übrigen durch den braven Schilluk, der ihn mit einem Keulenschlage niedergeschmettert, kampfunfähig.

Nun drängte sich die Herde der Geknechteten zusammen, sie wagt noch nicht offene Empörung, aber die Blicke und das Murmeln der Leute verraten deutlich genug ihre Gefühle. Der Offizier des Schahs erkennt das Gefährliche der Lage und teilt seine Truppen in einen größeren Haufen zur Bekämpfung der Feinde, während sechs Mann, wohlbewaffnet und mit unheilverkündenden Blicken die verdächtige, aber wehrlose und gefesselte Sklavenschar bewachen.

Ein Jubelruf wird laut: Freds Kugel hat den Bedränger Homeds hingestreckt, während der schwarze Retter des Midshipman dem Iren Luft schafft.

Zwei herkulische Arme haben Marian, das arme, verschüchterte Geschöpf, umspannt, um sie zurückzuschleppen zu den Gefährtinnen ihres Elends. Ein Hieb mit dem Yatagan löst die Bande, und nun ist der Weg frei zur Flucht. Homed wirft das halbbetäubte Mädchen über die Schulter und ringt, nein, flieht mit ihr die Felsen hinan. Seine Brust keucht unter der gewaltigen Anstrengung, dicker Schaum quillt ihm

über die Lippen. Die Augen drängen aus den Höhlen, und das Herz hämmert in der Brust, als wolle es die Wände sprengen. Aber der Riesenleib erlahmt nicht, er leistet Unglaubliches, und nur ein Schwarzer vermag das zu ertragen, was Homed erträgt. In großen Sätzen, unbekümmert um die nachgesandten Kugeln und Pfeile, springt er von Stein zu Stein. Ihm nach der verwundete Sullivan, während Fred und der andere Schilluk den Rückzug decken.

Unaufhaltsam eilten die Flüchtlinge weiter, im Laufe jede Deckung benutzend, denn von unten schwirrten noch Pfeile empor und etliche Schwarze folgten ihren Fersen. Aber Freds wohlgezielte Kugeln und die kräftigen Säbelhiebe seines dunkelhäutigen Begleiters trieben sie in respektvolle Entfernung zurück. Bald erlahmten die wenigen Verfolger und wandten sich schnell, wie sie gekommen, zum Lager, in dem wüstes Lärmen herrschte und man eifrig bemüht war, den verwundeten Sklavenschah aus seiner Betäubung wachzurufen.

„Hurra für Alt-England! Mut, Mut, Kameraden, dort sind die Hütten von Ambukol!" — Sullivans Worte belebten die kleine Gesellschaft, die sich unverhofft aus großer Gefahr errettet sah. Das Abenteuer war gut verlaufen, dank dem Umstande, daß durch die Verwundung des Sklavenhändlers Verwirrung unter dessen Leute gebracht worden war. Andernfalls hätte es freilich das Leben der Tollkühnen kosten müssen, denn der wütende Araber hätte alles aufgeboten, um jene zu strafen, die ihn betrogen und beraubt.

Es erübrigt noch, hinzuzufügen, daß Fred sowohl wie Sullivan ihre Abenteuerlust außer mit dem ausgestandenen Schrecken und der Verwundung auch noch durch eine entsprechende Strafe von seiten ihres Vorgesetzten büßten, der sie sich übrigens mit gutem Humor unterzogen, hatten sie doch ein Abenteuer erlebt, wie keiner ihrer Kameraden sich eines ähnlichen rühmen konnte.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

7. Liste der eingegangenen Gaben:

	Mark
Übertrag	68 848.83
Zw.-V. Welsching. b. Engen, Baden	36.51
„ Borschemich, Post Otzenrath	65.—
Diözesan-Verein Paderborn	240.—
Schneidermeister Carl Becker in Stutthof, Westpr.	4.20
K. Gerkrath f. d. Väter v. hl. Geiste — für zwei hl. Messen	3.—
Ungenannt aus Duisdorf	
Summa	69 197.54

	Mark
Übertrag	69 197.54
zu Gunsten der Heidenkinder mit der Bitte, um die Gnade von Gott zu erlangen, durch Gebet in seinem Stande treu auszuharren	3.—
Diözesan-Verein Breslau	1000.—
Diözesan-Verein Münster, Westfalen	24 800.—
Zw.-V. Angermund, R.-B. Düsseldorf	25.—
Summa	95 025.54

	Mark
Übertrag	95 025.54
„ Gran-Rheindorf bei Bonn	100.—
„ Buschdorf b. Bonn	50.—
„ Bergen, Oberbaiern	42.20
„ Elberfeld	105.—
Diözesan-Verein Trier	292.65
Zw.-V. Einruhr, Kr. Schleiden	51.—
„ Efferen bei Köln	101.—
„ Siegburg	770.—
„ Gürzenich b. Düren	50.—
„ Heilsberg, Ostpr.	100.—
„ Menden b. Troisdorf	57.—
„ Düsseldorf-Hamm	100.—
Diöz.-V. Limburg a. d. Lahn	1500.—
Zw.-V. Noervenich	63.—
„ Oberhausen	55.—
„ Cottenheim bei Andernach	46.—
„ Manheim bei Buir	15.—
„ Kuckum b. Wickrath	23.—
„ Huckingen, Lothringen	11.—
„ Linden b. Vorweiden, R.-B. Aachen	80.50
„ Oidtweiler b. Bäsweiler, Post Alsdorf	90.30
„ Cosel, Schlesien	50.—
„ Nippes-Köln	250.—
„ Burtscheid b. Aachen	370.—
„ Pfarre St. Ursula in Köln	200.—
Geschwister Becker, Oppeln, für Missionsschwestern in St. Ottilien	25.—
Georg Martin in Münster, Ober-Elsaß	17.—
Josepha Jahn, Fulda, für Missionsschwestern in St. Ottilien	3.—
— — Harmonium	1.—
Ungenannt aus Breslau	50.—
Diözesan-Verein Freiburg i. Breisgau (Baden):	
von Freiburg	646.50
„ Offenburg	332.15
„ Heidelberg	300.—
„ Mannheim	97.70
„ Gurtweil	66.—
„ Walldorf	50.—
Summa	101 137.04

	Mark
Übertrag	101 137.04
Diözesan-Verein Freiburg i. Breisgau (Baden):	
„ Tiefenbronn	50.—
„ Bruchsal	39.—
„ Zell a./H.	29.—
„ Neudingen	27.50
„ Höpfingen	25.20
„ Ilfezheim	20.—
„ Oberharmesbach	20.—
„ Ringsheim	20.—
„ Illenau	18.—
„ Oberried	15.—
„ Bühl, Stadt	16.10
„ Niederimsingen	5.—
„ Berghaupten	5.—
„ Niederwihl	13.85
„ Luttingen	4.—
Total Mark 1800.—	
J. H. Gottfried B. in Köln für arme Sklavenkinder	2.60
Zw.-V. Liebour, Kr. Mülheim a. Rhein	35.—
Geschwister T. in Süchten	5.—
Redaktion des „Gott will es!": 1. Gaben für den Afrika-Verein Mk. 53.62. — 2. Für 1 Harmonium in Dar-es-Salaam Mk. 231.45. — 3. Zum Unterhalte der Schwestern in St. Ottilien M. 11.20. — 4. Für d. Patres vom hl. Geiste Mk. 53.—. — 5. Für die Weiß. Väter Mk. 51.—. — 6. Für Loskauf von Sklavenkindern Mk. 106.20. — 7. Ankauf von Heidenkindern Dar-es-Salaam Mk. 42.—. Summa	548.47
Zw.-V. Werden a./d. Ruhr	400.—
„ Crefeld	1400.—
Pfarrer Ruys in Hassum, Kr. Cleve, zum Ankauf 1 Heidenkindes, Herm. oder Maria	21.—
Zw.-V. Schlick bei Langerwehe	77.15
„ Oberkassel b. Bonn	115.—
„ Wülfrath	24.—
Summa	104 122.41

Köln, den 20. Juli 1890.

Heinrich Horten,
Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Mannigfaltiges.

Unsere Bilder. Von dem Orte Bagamoyo an der ostafrikanischen Küste, gegenüber der Insel Zanzibar gelegen, ist schon häufiger in unserer Zeitschrift die Rede gewesen. Unser Bild auf Seite 461 veranschaulicht eine Straße des Ortes. Prächtige Bäume und stattliche Palmen zeigen die dortige Üppigkeit der Pflanzenwelt. Im Hintergrunde sieht man den Hafen. Vorne sind einige Frauen mit Stampfen von Mais beschäftigt, welcher ein Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung jener Gegenden bildet. — Das Bild auf Seite 465 zeigt die für unsere deutschen Besitzungen in Ostafrika hochwichtige Hafenstadt Dar-es-Salaam auf Deutsch-Hafen des Friedens. Dasselbe ist augenblicklich um so mehr von Interesse, als das nunmehr abgesandte, von den Lesern des „Gott will es!" gestiftete Harmonium für die Missionsstation dieses Ortes bestimmt ist. In der nächsten Nummer bringen wir eine Abbildung und ausführliche Beschreibung des Harmoniums.

Reichskommissar Major von Wißmann ist noch krank, jedoch auf der Besserung. Er leidet an Gelenkrheumatismus, eine Folge der erlittenen Strapazen in Afrika. Wir wünschen ihm von Herzen recht baldige völlige Genesung.

Frhr. von Gravenreuth wird, wie verschiedene Blätter melden, die Stellvertretung des Reichskommissars für Ostafrika übernehmen, da Major von Wißmann noch längere Zeit der Erholung bedarf.

Dr. Peters ist wieder an der Küste angekommen und am 21. Juli nach Deutschland abgereist. Wie verlautet, beabsichtigt er weitere Streifzüge in Afrika zu unternehmen. Peters traf in Mpwapwa mit Emin Pascha zusammen, welcher Peters ermächtigte, das in Wadelai zurückgelassene Elfenbein zu holen. — Stokes marschierte mit seiner aus 2700 Trägern bestehenden Karawane aus Saadani ab. — Chef Schmidt bekämpft mit einer großen Truppe die Maseti.

Bei den Protestanten haben die Äußerungen Wißmanns über die katholische Missionsthätigkeit im Vergleiche mit der protestantischen baß verdrossen und vielfach Einreden hervorgerufen. Wir haben keinen Grund, uns in den Streit zu mischen, wohl aber allen Grund zu der Annahme, daß die Herren, welche wie Wißmann, Borchert, Casati und andere, genaue Einsicht in die afrikanischen Verhältnisse genommen haben, ein maßgebendes Urteil abzugeben imstande sind. Übrigens sind die Herren Wißmann und Borchert selbst Protestanten und wenn sie die Verdienste der katholischen Missionare so unverhohlen anerkennen, so thun sie dies sicher nicht, um ihre eigenen Glaubensgenossen abzuschrecken, sondern um ihnen zu sagen: Gehet hin nach Afrika und thuet desgleichen.

Evangelische Missionsthätigkeit. Den Beweis für die Richtigkeit der Wißmannschen Behauptung, daß die Erfolge der evangelischen Missionen in gar keinem Verhältnisse stehen zu den aufgewendeten

Kosten, liefert das englische Blatt „Tablet" durch folgende Angaben: „In Mittel- und Nordindien haben die protestantischen Missionare im ganzen vorangegangenen Jahre 1889 298 Heiden unter 220 Millionen bekehrt. Um dieses Resultat zu erzielen, haben die Bibel-Gesellschaften 841 Prediger angestellt und 48 296 Pfund Sterling und 19 Schilling (nach unserem Gelde ungefähr 965 920 Mark) ausgegeben. 59 protestantische Missionare predigen das Evangelium in Persien, Palästina, Egypten und Arabien. Im letzten Jahre haben sie ein Mädchen bekehrt. Diese einzige Bekehrung hat die Mühe von 109 Reverends gekostet, welche 12 000 Pfund Sterling (240 000 Mark) erhalten."

Die evangelische Missionsgesellschaft für Ostafrika hat kürzlich einen Aufruf an alle evangelischen Prediger Deutschlands versendet, von dem ein Exemplar in unberufene Hände geriet. Die evangelischen Christen werden dringend aufgefordert, zu helfen, den Boten des Krieges Boten des Friedens nachzusenden, welche die durch den Krieg geschlagenen Wunden heilen! Evangelische Jünglinge und Jungfrauen, besonders auch Kandidaten und Lehrer, sollen sich bereit finden, in den hl. Dienst zu treten. Jeder evangelische deutsche Prediger soll zehn Mark sammeln, jeder evangelische deutsche Lehrer zwei Mark. Der „Aufruf" schließt mit den Worten: „So wollen wir das Netz fröhlich weiter hinauswerfen und winken Euch, Ihr liebenswürdigen Brüder: Kommt, helft uns ziehen!" — Ist dies nicht für uns Katholiken nachahmenswert?

Aus Uganda veröffentlicht der Sekretär der englischen Kirchenmissions-Gesellschaft in der „Times" folgende Nachrichten: „Wir haben einen, Uganda, vom 18. März datierten Brief des Missionars E. C. Gordon erhalten. Die Streitkräfte der Christen, Protestanten und Katholiken vereinigt, hatten im Februar die muhammedanische Partei völlig geschlagen und Muanga wieder auf den Thron gesetzt. Dies geschah ohne Beistand der Expedition der britischen ostafrikanischen Gesellschaft unter Mr. Jackson, welche in Uganda blieb. Der deutsche Reisende Dr. Peters war auf dem Schauplatz erschienen und hatte Muanga veranlaßt, einen Vertrag zu unterzeichnen. Die Katholiken waren dafür; die Protestanten aber traten dagegen auf, weil Muanga schon die Flagge der britischen Gesellschaft angenommen hatte. Sie mußten aber nachgeben, Dr. Peters reiste von Uganda ab und setzte über den See mit dem unterzeichneten Vertrage in der Tasche. Derselbe ist natürlich durch das deutsch-englische Abkommen jetzt hinfällig geworden. Mr. Gordon schreibt über ernste Zwistigkeiten zwischen der protestantischen und katholischen Partei. Ehe sie sich vereinigten zur Wiedereinsetzung Muangas, machte sich jede eidlich verbindlich, falls sie ans Ruder kommen sollte, die andere nicht zu belästigen." — Die anglikanischen Missionare haben stets die Fortschritte der katholischen

Mission mit mißgünstigen Augen betrachtet; in politischen Intriguen sind sie nach Wißmanns Urteile bekanntlich stärker als in der Bekehrung der Ungläubigen.

Über die nächsten Aufgaben der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft äußert sich Herr Bohsen wie folgt: Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat ihren Geschäftsbetrieb in Bagamoyo bereits eröffnet und vor Anfang des nächsten Jahres denkt sie den Bau ihrer Faktoreien in Tanga, Pangani und Dar-es-Salaam fertiggestellt und den Bau der in Lindi und Mickindani geplanten begonnen zu haben, mithin einen Handelsbetrieb auf der ganzen Küstenlinie zu beginnen. Die Expedition, welche Dr. Baumann nach Usambara unternommen, hat auch außer der topograpischen Aufnahme des Landes das Resultat gehabt, uns über den wirtschaftlichen Wert des Bodens aufzuklären. Ganz in der Nähe der Küste besitzen wir daselbst ausgezeichnet fruchtbares Land, ausgedehnte Waldungen mit großem Kautschukreichtum, was Herrn Dr. Baumann zu der Bemerkung Anlaß gab, daß er diesen Teil unseres Besitzes als einen der wertvollsten betrachte. Er habe den Kongo bis zu den Stanley-Fällen bereist und habe daselbst kein Land vorgefunden, welches sich an Fruchtbarkeit mit Usambara messen könnte. Über den Bau einer Bahn äußert sich Dr. Baumann günstig, und ihre Herstellung nach dem Usambaragebirge und von dort nach dem Kilimandscharo und von da weiter bis nach dem Viktoria-Nyanza wird jetzt schon in den Kreisen unserer Gesellschaft lebhaft ventiliert. Für die ersten 100 km dieser Bahn haben schon namhafte Industrielle ihre Teilnahme zugesagt und es steht zu erwarten, daß dieselbe gleich nach dem Zustandekommen eines Einvernehmens zwischen unserer Regierung und der Gesellschaft in Angriff genommen werde. Die Terrainschwierigkeiten sollen nur geringe sein; Wasser soll überall gefunden werden können. Auch steht wohl eine Rentabilität für die ersten 100 km dieser Bahn in sicherer Aussicht. Als Ausgangspunkt ist Tanga gedacht und die Annahme der Rentabilität stützt sich auf folgende Gesichtspunkte. Tanga ist ein vortrefflicher Hafenplatz von etwa 10 000 Einwohnern, welcher Schiffen mit großem Tiefgang zugänglich ist. Die Bahn führt bis zum Fuße des Usambara-Gebirges durch reichbevölkertes, fruchtbares Land, mit einer arbeitsamen Bevölkerung. Nach den Untersuchungen von Dr. Hans Meyer und Dr. Baumann soll Usambara sich zur Anlage von Plantagen vorzüglich eignen. Kaffee- und Cacao-Plantagen können an den Abhängen der Berge mit Erfolg angelegt werden. Baumwolle und Tabak haben alle Aussichten, in der am Fuße des Gebirges belegenen, mit zahlreichen Wasserläufen durchfurchten Ebene kultiviert zu werden. Die Kosten der ersten 100 km der Bahn sind einschl. des Betriebsmaterials auf 2 000 000 Mark veranschlagt. Neben der Expedition Dr. Baumanns ist die Expedition Emin Paschas mit der Sicherstellung der Verkehrswege beschäftigt; einzelne Stationen

werden wohl an den Seeen und auf den Karawanenstraßen zum Schutz und zur Stütze der vorhandenen zivilisatorischen Unternehmungen angelegt werden müssen. Sie sollen dazu dienen, den Sklavenhandel zu verhindern und die Umgestaltung der Sklavenarbeit in freie Arbeit anzubahnen. An der Küste ist ein wirksamer Damm gesetzt gegen die Sklavenausfuhr. Das Menschenkapital und mithin das Arbeitskapital, welches seither Ostafrika durch den Sklavenhandel geraubt wurde, wird ihm erhalten bleiben und die Ziele der Humanität sowie die Entwickelung des Landes kräftig gefördert werden. Die drei großen Karawanenstraßen vom Nyanza und Kilimandscharo nach Tanga, die von Udschidschi und Tabora nach Dar-es-Salaam, die vom Nyassa und Tanganjiika nach Lindi werden für den Verkehr sichergestellt werden.

Handwerker in Afrika. Der protestantische Missions-Inspektor Büttner hat einen längeren Vortrag über dieses Thema gehalten, dem wir folgendes entnehmen: „Wenn jemand, wie Meister Hämmerlein, mit Hammer und Zange, mit Säge und Hobel nach Inner-Afrika käme und von Ort zu Ort zöge oder sich irgendwo ansässig machte, es würde ihm nie an Arbeit und nie an Lohn fehlen. Ohne übermäßige Hoffnungen zu erregen, sei doch erzählt, daß ein geschickter Engländer, der von Haus aus nur Ziegelbäcker war, sich aber nach und nach alle möglichen Geschicklichkeiten aneignete, im Damaraland außer einem guten Leben 60 000 Mark bares Geld erwarb. Er verstand zuletzt fast alle Handwerke. Er war Zimmermann, reparierte Gewehre, baute Häuser u. s. w. Ein deutscher Büchsenmacher, namens Holbig, reparierte alles Eisenzeug, auch Nähmaschinen, er tischlerte und erwies sich in allen Künsten geschickt. Der Mann starb als einer der reichsten Leute in Damaraland. Er bewohnte zuletzt ein Haus mit über 20 Wohnzimmern und vielen Werkstätten. Er hatte viele Eingeborene und mehrere Europäer in seinem Dienste. Ein Handwerker in Afrika muß Hans in allen Gassen sein, will er zu etwas kommen; er darf sich vor keiner Arbeit scheuen, auch wenn sie nicht in sein Fach schlägt. Er kann vollkommen sicher wohnen und reisen. Gegen den Haß der Eingeborenen und Mächtigen schützt ihn seine Kunst. Der blutdürstige König Theodor von Abessynien hat einen deutschen Gelbgießer mit Ehren und Gaben überhäuft, weil dieser ihm Kanonen gießen konnte. Der Handwerker muß sich allerdings in Afrika nicht erhaben fühlen über die Eingeborenen, sondern muß bei ihnen, wie bei den Europäern Arbeit suchen. Vor allem sind Schmiede und andere Metallarbeiter sehr notwendig, weil man drüben ohne Werkzeuge nicht leben kann. Eine Spanne Bandeisen wird mit einem fetten Schaf bezahlt, eine Rolle Draht gleichfalls. Eine Lanzenspitze ist einen Ochsen wert. Ferner sind Lederarbeiter, wie Sattler, Schuhmacher, die auch zu gerben verstehen, sehr gesucht. Die Eingeborenen klopfen oft über 8 Tage an einem Fell, um es notdürftig zu gerben. Einem Holzarbeiter, der Tischler, Stellmacher, Zimmermann in einer

Person ist, kann es in Afrika ebenfalls nicht fehlen. Der Handwerker kann ohne größeres Kapital in Afrika anfangen, was weder dem Kaufmann, noch dem Pflanzer möglich ist.

Kongo-Kaffee. Die Handelskammer von Antwerpen hat ein Gutachten über den ihr zugesandten Kongo-Kaffee abgegeben. Darin heißt es: Der Wert des Kaffee von Leopoldville ist vielleicht ein wenig geringer, als jener des Java Malang, welcher gegenwärtig 54 Fl. oder im Depot 114 Frks. zu Antwerpen kostet. Die verschiedenen Sorten des Leopoldviller Kaffees haben angenehmen Geschmack, große Bohnen und gute Zurichtung, sie sind daher für den Antwerpner Markt geeignet. Er wird leicht in den Verbrauch des Landes eintreten, weil er mit den hauptsächlich in Belgien verbrauchten Sorten, Java, Haiti und Santos konkurrieren kann. Die Handelskammer giebt daher dem Kongostaate den Rat, den Kaffeebau zu begünstigen.

Warum Mohammed das Weintrinken verbot. Eines Tages ging Mohammed mit mehreren Genossen durch die Gassen einer großen Stadt spazieren. Aus einem Hause ertönten lustige Lieder und helles Lachen. Man feierte irgend ein Fest. Mohammed kam gerade hinzu, als sich zwei Männer, jeder eine Flasche Weines in der Rechten, herzlich umarmten und unzähligemale küßten. Mohammed fragte, ob das Brüder seien, die sich so lieb hätten. Man sagte ihm, daß das wildfremde Menschen seien, die sich am Weine ergötzten und nun ihren Gefühlen Luft machten. Mohammed ging nachdenklich weiter. Das Gesehene ließ ihn nicht ruhen. Hat der Wein die Macht, einem Menschen solch edle Gefühle einzuflößen, ihn zu einem wahren Menschenfreunde zu gestalten, dann ist ja dies eine göttliche Gabe eigenster Art. Aber — — — seine Gedanken kamen auf andere Wege, doch wollte er davon keine Erwähnung machen, teilte es aber so ein, daß er mit seinen Freunden nach einiger Zeit wieder zu jener Stelle kam, wo die „guten Freunde" geblieben waren. Schon von weitem hörte er ein gräuliches Lamento, Schimpfen und Fluchen, und als er näher trat, lag der eine der beiden „guten Freunde" mit durchstochener Brust tot auf der Erde, während man den andern „Freund" dem Gerichte überlieferte . . . Als Mohammed dies sah, sagte er zu seinen Begleitern: „Sehet, das ist die eigentliche Wirkung dieses höllischen Getränkes. Verdammt sei, wer davon einen Tropfen über seine Lippen gleiten läßt, denn selten ist der Mann, der sich beim Weintrinken zu bemeistern vermag. Und merket eines: Wer Gesetze giebt, muß alles erwägen, das Gute und das Schlimme, das Zufällige und das Notwendige . . . Brüder, meidet den Wein!" Also sprach Mohammed. Er wäre auch berühmt geworden, hätte er dieses Wort nicht gesprochen. Die Reformtürken haben für ihren Zweck folgende Sage „kombiniert": Als Noah die Weinrebe verpflanzte, kam des Nachts Luzifer und sprach: „Liebe Rebe! Ich werde helfen, daß du besser gedeihst." Und er schlachtete zuerst ein Lamm, dann einen Löwen und schließlich ein Schwein, und goß

das Blut dieser drei Tiere rings um die Rebe. Daher kommt es, daß, wenn man den Wein mäßig genießt, er uns erquickt und lammsfromm macht; trinkt man aber mehr, dann wird man wild wie ein Löwe; schließlich aber, wenn man des Guten zu viel gethan, dann wälzt man sich wie ein Schwein im Kothe.

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Einen Ungläubigen, daß er sich bekehre. — Einen jungen Mann, daß Gott ihm verleihe eine Familie. — Ein Knabe, daß er seine Lieblingsfehler ablege und künftighin seinen Eltern nur Freude mache. — Familie F.: Daß alle unsere Kinder brave und gottesfürchtige Menschen werden. — Die Seelenruhe aller Verstorbenen aus unserem Leserkreise. — Eine kränkliche Gattin und Mutter von acht Kindern. — Um den Missionsberuf für unsere Kinder. — Um wahre Frömmigkeit. — Ein Lehrer bittet um Wiedererlangung seiner Gesundheit und Erhaltung in seinem Berufe. — Eine Jungfrau bittet um die Gnade des Missionsberufes.

Bücherschau.

Der **erste** Jahrgang von **„Gott will es!"** ist noch vorrätig und kann von der Expedition oder durch jede Buchhandlung und unsere Agenten bezogen werden. Preis 2 *M*, portofrei 2,40 *M*. — Unsere als Agitationsmittel so zugkräftigen Zettel **„Afrikas Klage"** können noch fortwährend durch die Expedition und direkt von dem Herausgeber bezogen werden. Preis: 40 Stück 50 *Pf*, 125 Stück 1 *M*, 200 Stück 1,50 *M*., 450 Stück 3 *M*, 1000 Stück 6 *M*. — Jeder Zettel kann für 10 *Pf* verkauft werden zum Besten der Missionen. In einer einzigen Pfarrei sind damit über 100 *M* gelöst. — Als ferneres gutes Agitationsmittel sei empfohlen die kleine Broschüre: **Deutsch-Afrika und die deutschen Katholiken.** Durch die Expedition und jede Buchhandl. zu beziehen.

Der Aufstand in Deutsch-Ostafrika und seine Niederwerfung im nördlichen Teile, mit einem Nachwort über die deutsche und englische Emin-Pascha-Expedition, lautet der Titel einer Broschüre von ungefähr 100 Seiten, welche der Lieutenant a. D. Blümke, ehemaliger Offizier in der Schutztruppe, bei A. Tonger in Berlin herausgegeben hat. Beigegeben ist eine große übersichtliche Karte unseres ostafrikanischen Gebietes nach der neuen Abgrenzung. Das Büchlein enthält eine zusammenfassende Darstellung der Kämpfe der Schutztruppe, welche insbesondere durch die Berichte Wißmanns und die Weißbücher bekannt geworden sind. Diese offiziellen Berichte werden aber ergänzt und belebt durch eigene Erlebnisse des Verfassers.

Im August erscheint der so rasch beliebt gewordene **St. Ottilien-Missions-Kalender** pro 1891. Herausgegeben von der St. Benediktus-Missionsgenossenschaft zu St. Ottilien zum besten ihrer Missionen in Deutsch-Ostafrika. Preis 50 *Pf*, franko zugesandt 60 *Pf*. — Dieser inhaltlich sehr reich und prächtig ausgestattete Kalender mit seinen Kunstbeilagen wird sicher auch heuer wieder viele neue Freunde gewinnen. Da dessen ganzer Reinertrag der Missionskasse zufließt, so ist dessen Verbreitung doppelt verdienstvoll.

Briefkasten der Redaktion.

In Dortmund befindet sich seit Anfang dieses Jahres ein Neger aus Westafrika und dient als Kellner. In Deutschland ist er 9 Monate, bis dahin war er zehn Jahre Matrose. Er ist katholisch, 25 Jahre alt, von gutem Charakter, spricht geläufig englisch und portugiesisch, etwas deutsch. Des-

Wanderlebens müde, wünscht er eine dauernde Stelle als Diener bei einer vornehmen katholischen Herrschaft, wozu er ganz geeignet sein soll. Gefl. Angebote werden unter H. K. 59 postlagernd Dortmund 3 erbeten. — Wir bitten wiederholt, Bestellungen und Reklamationen direkt nach M.Gladbach zu richten, da anderenfalls nur Zeitverlust entsteht. — **Nach Burgsteinfurt:** Der Preis unserer Zeitschrift ist nicht 1 ℳ, sondern 1,20 ℳ halbjährlich, jedes Heft 10 ₰; billiger kann man doch nicht wohl liefern. — **E. S.** in **H.:** Werden daran denken. — **Nach Alst:** Besten Dank; kommt in nächster Nummer, der Fortsetzung sehen wir entgegen. — **Nach Wien:** Also die Herren haben abgewirtschaftet? Konnte nicht ausbleiben. — **Nach Limburg:** Herzlichen Dank für die wirksame Empfehlung. — **Nach Dar-es-Salaam:** Freundlichen Gruß! Bitten um den Ordensnamen der Schwester Organistin. — **P. Kr.** in **N. D. de L.:** Brief eben erhalten. Daß Ihnen das letzte Heft noch nicht zuging, ist ja recht unangenehm. Freuen uns auf Besuch.

(Schluß der Redaktion am 21. Juli.)

Zur Unterhaltung.

Der Schwur.

Eine Sklavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Nach **Raoul de Navery.** (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In solcher Unterhaltung begriffen, standen eines Tages die beiden Männer und ließen, auf die Brustwehr gelehnt, ihre Blicke über die endlosen Fluten schweifen. Plötzlich hielt Compian im Gespräche inne, richtete seine Blicke fest auf den fernen Horizont hinter ihnen und legte seinen Arm auf die Schulter Ollis.

Schau einmal nach dieser Richtung, erscheint dort nicht ein schwarzer Punkt? fragte er.

Sie haben Recht, Kapitän, ein schwarzer Punkt, aber kaum sichtbar, gab der Steuermann zurück. —

Was hältst du davon, Olli? — O, eine unbedeutende Wolke, die schwerlich gefährlich werden kann. — Dieser dunkle Punkt da, eine Wolke? Ich glaube, du irrst dich, Olli; ich halte ihn für ein Schiff.

Olli blickte lange gespannt auf den verdächtigen Punkt. Meiner Treu, Kapitän, Ihr habt Recht! Es ist ein Schiff! — Und ein Schiff von eigentümlicher Gangart. Es marschiert schnell, seine Ladung ist nicht schwer, es sucht sich uns zu nähern, meinte Compian. — Vielleicht ist es gar der „fliegende Holländer"! lachte Olli.

Aber Compian war nicht zum Scherzen aufgelegt. Er beobachtete fortdauernd den dunkeln Punkt.

Vermehre die Zahl der Segel! befahl er, das Schiff kommt näher, und mein Instinkt sagt mir, daß wir ihm aus dem Wege gehen müssen.

In einem Augenblicke war der Befehl ausgeführt. Aber trotz der größeren Geschwindigkeit nahm der Abstand zwischen den beiden Schiffen ab. So ging die Jagd eine Stunde fort. Mittlerweile schlug der Wind um, die Wolken sammelten sich, und die Vorboten eines Sturmes kündigten sich an. Das Auge des Kapitäns wog beide Gefahren mit einander ab. Der Sturm kommt von Gott, sagte er; seien wir ohne Sorgen unter seiner Hand, selbst, wenn sie rauh ist. Aber die Korsaren sind Menschen, diese müssen wir fliehen! Und trotz der Gefahr, welche die Beschleunigung des Marsches in einem solchen Augenblicke mit sich brachte, ließ Compian auch die letzten Segel noch aufspannen. Der „Centaur", obwohl kräftig gebaut, ertrug kaum die Wucht des Windes in dem vollen Segelwerk; ein großes Segel ward hinweggerissen, die Masten krachten, ein unheimliches Geknister ließ sich hören. Die Matrosen, unbeirrt durch das Heulen des immer stärker werdenden Sturmes und das Tosen der Wogen, stehen unbeweglich auf ihrem Posten, jedes Winkes gewärtig. Jetzt wirft ein Windstoß das Schiff auf die Seite, die Masten berühren die Fluten; um es wieder aufzurichten, muß ein Opfer gebracht werden, mächtig schallt das Kommando des Kapitäns, die Äxte sausen durch die Luft, einige Schläge und der große Mast stürzt über Bord mit seiner ganzen Takelage. Erleichtert, richtet das Schiff sich wieder auf, aber es kommt nur mehr langsam vorwärts, seine Kraft ist gebrochen.

Angst ergreift die Seele Compians; ein Blick nach dem fremden Schiffe zeigt ihm, daß es näher kommt. Der „Centaur" droht zu sinken. In einer Stunde wird alles vorbei sein. Compian sieht ein, daß gegen zwei Feinde, Sturm und Seeräuber, ein Kampf aussichtslos ist. Er sieht die schrecklichste Stunde seines Lebens herannahen. Noch einmal zieht er aus seinem Busen zwei Porträts seiner Lieben hervor, drückt sie heftig an seine Lippen, steckt sie an ihren Ort zurück und hat abgeschlossen mit allen Erinnerungen. Es bleibt ihm nur noch eines zu thun, ein Mittel zu finden, um seine Leute zu retten. Auf die Bergung der kostbaren Ladung verzichtet er.

Der Wind beruhigte sich ein wenig. Die tobenden Elemente hatten ihr Werk der Zerstörung vollbracht, sie schienen befriedigt zu sein. Es war von Wichtigkeit, diesen Moment der Ruhe sich zu Nutze zu machen. Der Kapitän gab dem Steuermanne einen Befehl.

Die Bote ins Meer! rief Olli. Das Schiff sinkt, Gott will uns prüfen, ergeben wir uns darein! Aber im Geiste des Kapitäns tauchte ein neuer Gedanke auf, er ließ Gegenbefehl geben und die Leute um sich sammeln. Kameraden, redete er sie an, Gott schickt uns entweder einen würdigen Tod oder eine mächtige Hülfe. Jenes Schiff floh ich eben, so lange das unsere noch marschfähig war, jetzt, wo alles verloren ist, will ich es erwarten. Rasiert wie ein Wrack, würde der „Centaur" ruhmlos in den Fluten verschwinden. Diesem traurigen Untergange ziehe ich die Aussicht eines blutigen Kampfes tausendmal vor. Der Feind nähert sich, laßt uns ihn erwarten! Unsere Masten sind verschwunden, um so besser, der Platz ist frei für den Kampf!

Das Meerwasser hat unsere Säbel noch nicht zerfressen! rief Goland begeistert. —

Mein Kugelspucker hat genug Salzwasser geschluckt, er braucht Feuer zum Trocknen, setzte Jack Donner grinsend hinzu. — Vorwärts, hole die Munition herauf! schrie Goland St. Elmsfeuer zu, und du, Meerschwein, schaffe Pulver und Zündschnur zur Stelle! Die beiden Jungen verschwanden in der Luke.

Selbst wenn man hätte ein Zusammentreffen mit dem unbekannten Schiffe vermeiden wollen, so wäre dies doch unmöglich gewesen. Mit der Schnelligkeit des Windes kam es heran. Bereits konnte man deutlich unterscheiden, was auf dem Deck vorging, nur nicht, welcher Nationalität das Fahrzeug angehörte, denn keine Flagge wehte vom Maste. Aber auch dieser Zweifel wurde gelöst. Als die Distanz sich bis auf Kanonenschußweite verringert hatte, stieg unter rasendem Allah il Allah! die totverkündende schwarze Flagge auf, gleichzeitig mit ihr eine weiße Rauchwolke und eine Kanonenkugel brachte dem „Centaur" den ersten Gruß.

Nun, Kapitän? fragte Olli. — Uns bleibt nur noch übrig, unser Leben teuer zu verkaufen und Frankreichs Flagge nicht ohne Kampf preiszugeben! war die entschlossene Antwort des Kapitäns.

Beginnt das Feuer! erscholl das Kommando.

Jack Donner beugte sich über sein Geschütz und zielte mit solcher Geschicklichkeit, daß die Ladung Bestürzung in den Reihen der feindlichen Bemannung anrichtete. Offenbar war jenes Schiff, das heute die Räuber trug, eines der schönsten und flottesten, welche in diesen Gewässern kreuzten. An der Zierlichkeit seines Rumpfes, an der ganzen Ausstattung ließ sich leicht erkennen, daß es auf keiner orientalischen Werft gebaut war; es hatte, wie so manches andere, nach heißem Ringen den Herrn gewechselt, sein Eigentümer ruhte in der Tiefe des Meeres oder schmachtete in der Sklaverei, während Ben Sadoc, der kühnste und blutgierigste aller Flibustier, es zu seinen Raubzügen verwandte. Er hatte ihm den Namen „Arasfiel" gegeben, nach jenem Engel, den die Muselmänner als Vorläufer des Todes betrachten.

An Bord des Raubschiffes herrschte die größte Stille. Aufrecht auf dem Hinterdeck stehend, verschlang Ben Sadoc mit den halb geschlossenen Augen den Besiegten, der ihm zur Beute werden sollte. Er betrachtete das Schiff als vollständig kampfunfähig und hielt die Mannschaft für so entmutigt, daß er wie aus einem Traum auffuhr, als ihm die erste Kugel einen Mann tötete und einen Mast zersplitterte.

Ich glaubte sie tot! rief Ben Sadoc. Gelobt sei der Prophet! Die Sklaven, die uns in Aussicht stehen, werden unseren Gewinn erhöhen! Und unbeirrt setzte der „Arasfiel" seinen Marsch auf den „Centaur" fort. Wieder donnerte der Kugelspucker und dieses Mal war seine Wirkung mörderisch, denn Jack Donner hatte das Rohr bis zur Mündung mit Stückkugeln vollgepfropft.

Am Bord des „Arasfiel" folgte auf ein rasch ersticktes Geschrei abermals tiefe Stille. Der Kommandant, fürchtend, bei diesem Geschützfeuer durchlöchert zu werden wie ein Sieb, befahl rascheren Marsch, um mit der Mannschaft seines Gegners Brust an Brust zu ringen. (Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Riffarth in M.Gladbach.

Gott will es!

Schreiben Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. an Se. Em. Kardinal Lavigerie.

Das schon an der Spitze vorigen Heftes erwähnte Schreiben lautet:

Leo XIII., Papst.

Geliebter Sohn! Gruß und apostolischen Segen!

Überaus erfreut waren Wir über den Brief, welchen du Uns übersandt hast als Begleitschrift zu der wirklich bedeutungsvollen und rührenden Rede, welche du am Feste der Apostelfürsten an die Schar algerischer Missionare gehalten, die bereit stand, nach dem Innern Afrikas abzureisen. Um so angenehmer wurden Wir durch das genannte Schriftstück berührt, als daraus der, wenn auch unter großen Schwierigkeiten sich vollziehende Fortschritt der Bemühungen zur Zivilisierung der afrikanischen Völker klar zu ersehen ist. Es ist dir wohl bekannt, daß Wir dieses Werk besonders begünstigen und nach Kräften zu unterstützen bereit sind. Daher sagen wir der göttlichen Vorsehung den innigsten Dank, daß sie sowohl großherzige und auserlesene Männer erweckt, welche sich diesem edlen Werke widmen, als auch, weil sie ihrem evangelischen Dienste Kraft, Wachstum und reichliche Frucht verleiht. Rühmlich und erfreulich sind diese Bestrebungen der Missionare, welche, den ersten Verkündern des Evangeliums nacheifernd, in die unerforschten Gegenden Innerafrikas eindringen, denen bisher kein Licht erstrahlte, um sie mit dem Lichte der Offenbarung Jesu Christi zu erleuchten, noch erfreulicher ist es, daß Fürsten der wilden Stämme bereitwillig den christlichen Glauben angenommen haben und um die Vermehrung der evangelischen Arbeiter bitten, damit das Reich Gottes um so schneller in ihren Gebieten sich ausbreite. Indem Wir hierin das wohlthätige Wirken der göttlichen Vorsehung erkennen, bewundern Wir dieselbe nicht minder in dem Bestreben der Lenker der europäischen Völker, durch Entfaltung ihrer Machtmittel die Sache der Menschlichkeit in Afrika zu fördern. Einen hervorragenden Beleg für dieses Streben bot der vor kurzem zu Brüssel abgehaltene Kongreß, in welchem die genannten Staatslenker mittelst ihrer Abgesandten die von Uns vertretene Sache unter ihren Schutz genommen haben. Denn daselbst wurden einstimmig die geeignetsten Bestimmungen getroffen zur Abwendung des Verderbens, welches Afrika erwächst aus der Habgier so vieler, die, unwürdig des menschlichen Namens, mit barbarischer

Grausamkeit den Handel mit Negersklaven betreiben, obwohl diese doch gleichfalls das Ebenbild des göttlichen Schöpfers an sich tragen und, derselben Natur teilhaftig, als den übrigen Menschen gleichberechtigt anzusehen sind. Diesen vortrefflichen Absichten der europäischen Fürsten spenden Wir hiermit das verdiente Lob und Unsern Dank; Wir wünschen ihren Absichten vollen und glücklichen Erfolg, wie Wir auch eifrigst trachten, dieselben zu fördern, und nichts unterlassen werden, damit ganz Afrika jene Gesetze und Sitten annehme, welche der Würde des von Christus erlösten Menschengeschlechtes entsprechen.

Im übrigen müssen Wir Unsere Hauptsorge darauf richten, daß die Zahl der apostolischen Männer möglichst groß werde, welche das Licht des Evangeliums in jene Gegenden tragen, und in dieser Beziehung ist Uns dein ausnehmender Eifer und deine unverdrossene Emsigkeit vom größten Nutzen. Denn obwohl verschiedene Methoden und Hilfsmittel zu Gebote stehen, denen allen eine bestimmte Bedeutung und Eigenschaft zur Zivilisierung der Afrikaner innewohnt, so giebt es doch nichts Vorzüglicheres und der Natur dieses Unternehmens wie dem Geiste des Evangeliums Angemesseneres, als die Sendung zahlreicher Boten der Wahrheit, die gleich einer unerschrockenen Kriegerschar ans Werk gehen, wie die Erfahrung und die Erfolge der jüngsten Vergangenheit lehren. Der Soldat Christi nämlich, welcher das Missionsamt antritt, zieht nicht hin, durch irgend eine Begierde nach Erwerb oder Ruhm angelockt, sondern einzig dem Rufe Gottes folgend und mit seiner Gnade ausgerüstet, so daß er keine Schicksalsschläge fürchtet. Er, angeregt von jener Liebe, von welcher der Sohn Gottes gedrängt ward, sich für das Heil des Menschengeschlechtes zu opfern, verläßt Familie und Heimat, um, von keiner anderen Neigung beherrscht, dem hochedlen und göttlichen Dienste sich zu widmen, dem er Kraft und Leben schenkt. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn die heldenmütige Tugend solcher Männer, welche die fleischlichen Gelüste dem Geiste zu unterwerfen gewöhnt sind, jene großen Thaten zu erneuern vermag, durch welche auf die Lehre der Apostel hin der heilige Geist das Angesicht der Erde erneuert und über die in der Finsternis sitzenden Völker das unauslöschliche Licht des Glaubens ergossen hat.

Daher wünschen Wir sehnlichst und flehen zu Gott, daß trotz des wütenden Hasses der Gottlosen gegen den Klerus und die religiösen Genossenschaften recht viele apostolische Männer erstehen, die, getrieben vom Geiste Christi, weit und breit den Samen der Worte Gottes in Afrika ausstreuen und denselben mit ihrem Schweiße, ja, wenn nötig, mit ihrem Blute befruchten. Gewiß wird in jenen Gegenden, wo das verehrungswürdige Zeichen der Erlösung aufgepflanzt worden, bald neben dem Kreuze Bildung und Gesittung erblühen. Wir zweifeln auch nicht, daß du, geliebter Sohn, folgend Unserer Mahnung und dem Triebe deines priesterlichen Herzens, eifrig fortfahren wirst, diesem Werke obzuliegen, dem Wir, obschon von Widerwärtigkeiten bedrängt und vielen Gefahren unterworfen, einen großen Teil der apostolischen Amtsthätigkeit widmen.

Endlich wollen Wir dir Unsere Befriedigung nicht verbergen über den von dem Antisklavereivereine gefaßten Beschluß, eine Preisausschreibung zu veranstalten behufs Prämiierung desjenigen Werkes, in dem die geeignetsten Mittel angegeben werden, um die durch die allgemeine Stimme der Menschheit verurteilte Sklaverei gänzlich abzuschaffen. Demzufolge gehen Wir gerne auf deine Bitte ein, daß bei Zuerkennung des Preises Unserer vollen Zustimmung zu dieser Sache Erwähnung gethan werde.

Indessen, obgleich jedes derartige Bemühen lobenswert ist, — geht es doch dahin, die Bestrebungen und Gesinnungen der Menschen zur Vollführung eines ebenso schwierigen als heilsamen Unternehmens zu einigen —, so ist doch die größte Hoffnung auf ein glückliches Gedeihen in den Beistand der göttlichen Gnade zu setzen, die umso eher mit den Mitwirkenden sein wird, je inbrünstiger und beharrlicher man sie erfleht. Als Unterpfand dieser göttlichen Hilfe und als Zeichen Unseres väterlichen Wohlwollens, spenden Wir dir, geliebter Sohn, und zugleich deinem Klerus und den deiner Hirtensorge anvertrauten Gläubigen liebevoll im Herrn den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom beim heil. Petrus am 17. Juli 1890, im dreizehnten Jahre unseres Pontifikates.

(Nachdruck untersagt.) **Die katholischen Missionen Afrikas.** (11. Fortsetzung.)

Von Baron Leo de Bethune.

Die Herrschaft von Ranavalona II. sollte für die Kirche nicht günstiger sein. Persönlich neigte die neue Fürstin zwar der katholischen Gemeinde zu, deren lebhafte Sympathien sie sich erwarb, als sie die Waisen ihrer Schwester Rasoherina adoptierte, aber durch Ehe und Politik mit Rainilaiarivony verbunden, stand sie gänzlich unter dem Einflusse der Methodisten, denen sie den Schutz ihres königlichen Ansehens verlieh. Trotz unerhörter Anfeindungen setzten indes die Jesuiten langsam aber sicher ihr Werk der Bildung und Bekehrung fort, wenn auch die Freiheit des Apostolats immer eine sehr zweifelhafte war. Ein am 7. August 1868 zwischen der hovaischen Regierung und dem kaiserl. französischen Kommissar Garnier abgeschlossener Vertrag setzte zwar ausdrücklich die Lehrfreiheit des Katholizismus fest, aber der moralische Erfolg dieses Vertrages wurde gelähmt durch die Niederlage Frankreichs im Jahre 1870 und nur durch eigene Energie konnten sich die Missionare auf der Königin der afrikanischen Inseln behaupten. Im Jahre 1872 schien der allmächtige Premier-Minister sich den Katholiken wieder zuzuneigen; wenigstens vertraute er seinen Sohn den

Jesuiten an, um ihn in Frankreich zu erziehen. Aber immer zeigte sich der Protestantismus, seine Privilegien als Staatsreligion mißbrauchend, verfolgungssüchtig. Bei hoher Buße war der protestantische Sonntagsgottesdienst allen nicht katholischen Eingeborenen als Verpflichtung auferlegt und in den von den Missionsstationen entfernten Ortschaften wurden die Katholiken häufig gewaltsam zur Beiwohnung des ketzerischen Gottesdienstes gezwungen. Das Journal Teny-Soa (Gute Worte) war der Dolmetscher all der Verleumdungen, welche die Sekte gegen die Katholiken schleuderte; aber glücklicherweise sind die Jesuiten nicht so leicht zu entmutigen und einige Wochen später legte eine von Pater Caussègue gegründete kath. Revue dem gehässigen Pamphlet Schweigen auf. Es währte übrigens nicht lange, bis der innere Hader die Protestanten unter sich in Sekten teilte; gegenwärtig sind Lutheraner und Anglikaner heftige Gegner des offiziellen Presbyterianismus.

Inzwischen nahm die Verbreitung des Katholizismus mit einer Schnelligkeit Fortgang, die wohl geeignet war, die Eifersucht der herrschenden Religion zu wecken.

Ein Blick auf die Statistik und die Wirksamkeit des apostolischen Vikariats von Madagaskar im Jahre 1882 beweist genugsam die wachsende Entwickelung dieser vergleichsweise so jungen Mission. Die Zahl der Anhänger belief sich auf 80 905, darunter 23 490 Getaufte und 57 415 Katechumenen. Entgegen dem protestantischen Brauche ist es hier wie in allen heidnischen Ländern die Gewohnheit unserer Missionare, die Taufe erst nach einer Reihe von Prüfungs- und Lehrjahren zu erteilen, und die Praxis hat den Vorzug dieser Methode bestätigt. Die durchschnittliche Zahl der Taufen in den Jahren 1872 bis 1882 betrug jährlich etwa 1600. 48 Priester der Gesellschaft Jesu, unterstützt von 20 Brüdern, verwalteten die ausgedehnte Mission, 8 christliche Schulbrüder und 26 Schwestern vom hl. Josef von Cluny (6 davon eingeborene) stehen ihnen zur Seite. In den 316 Stationen des Vikariats erteilten 346 Lehrer und 184 Lehrerinnen ungefähr 20 000 Kindern Unterricht. Das Vikariat besaß 170 Kirchen oder Kapellen, 54 im Bau begriffene Gebäude nicht mitgerechnet.

Vergessen wir nicht die erhabene Thätigkeit der Jesuiten in der moralischen und physischen Unterstützung der auf der Insel so zahlreichen Aussätzigen. In Madagaskar ebenso wie in allen Gegenden, wo die katholische Barmherzigkeit unbekannt ist, sind diese unglücklichen Geschöpfe in unbewohnte, abgelegene Gegenden verwiesen, wo man ihnen zu leben gestattet, vorausgesetzt, daß sie die Gesellschaft mit ihrer ansteckenden Gegenwart verschonen. Der ganze christliche Heldenmut katholischer Ordensleute war erforderlich, um sich mit diesen Ausgestoßenen zu beschäftigen.

Bei den Hovas, wie auf Havaï, in Tonkin, in Indien, auf den Antillen — gerade wie in der religiösen Zivilisation des Mittelalters — gebührt den katholischen Priestern der Ruhm, auch für die armen verachteten

Aussätzigen die Grundsätze der Menschlichkeit zur Geltung gebracht zu haben. Sie machten sich eine Ehre daraus, die ansteckenden Wunden zu waschen, jene von der Menschheit ausgestoßenen Wesen trösten zu dürfen. Oft genug sieht man diese Helden in der Soutane, für welche der moderne Pöbel im Kittel wie im Frack nur Schimpfworte kennt, ihr ganzes Leben hinbringen, inmitten des Pestgeruches einer Leproserie, wo sie mit lächelndem Munde und freudigem Herzen ihren Körper der Ansteckung einer schrecklichen Krankheit preisgeben, von welcher nur der Tod erlösen kann. Im Jahre 1882 zählte das Leprosenhaus der Jesuiten zu Ambohivoraka auf Madagaskar 102 Kranke, und die Unzulänglichkeit dieses Hospitals machte die Errichtung von Nebenanstalten notwendig.

Von 1883 ab traten schwerwiegende Ereignisse im Königreiche der Hovas ein. Ranavalona III., Witwe des Fürsten Ratrimo, welche ihrer Base Ranavalona II. am 13. Juli 1882 auf dem Throne folgte, mußte sich, wie ihre beiden Vorgängerinnen, die Vormundschaft Rainilaiarivony's gefallen lassen. Dieser unvermeidliche Majordomus, Prinzgemahl der beiden letzten Königinnen, wurde gleichfalls wieder der Gemahl der neuen Monarchin. Der Beginn dieser Regierung sollte kein friedlicher sein. Pochend auf den Titel „Königin von Madagaskar", welcher der Königin Ranavalona II. im französischen Vertrage vom 7. August 1868 beigelegt war, hatten die protestantischen Missionare Parrett und Pickerspill anfangs 1882 die hovaische Fahne an der westlichen Küste aufgepflanzt, obwohl diese seit langen Jahren von Frankreich als Eigentum in Anspruch genommen war. Überdies versuchten sie, die Inseln Nossi-Mitsiu und Nossi-Fali dem Protektorate Frankreichs zu entziehen. Quos vult perdere Jupiter dementat! Diese verwegenen Anschläge sollten den Sturz des ganzen politischen Systems herbeiführen, auf welches der Protestantismus seine Hoffnungen baute; die Unabhängigkeit des Königreiches der Hovas ging gleichzeitig mit der Macht der methodistischen Prediger zu Grunde. Nachdem Frankreichs ernsthafte Reklamationen erfolglos geblieben, erließ dieses am 1. Juni 1883 eine letzte Aufforderung, und dieser folgte die Beschießung von Tamatave durch den Kontreadmiral Pierre.

Infolge der Ausweisung aller Franzosen verließ Ende Mai das Personal der katholischen Mission die Stationen des Innern. Die Patres Cormellan und Thomas, welche sich auf ihre englische resp. belgische Staatsangehörigkeit beriefen, mußten trotzdem den Wanderstab ergreifen. Schwere Sorge befiel die Seele der vertriebenen Missionare. Würde ihre unvorhergesehene Abreise nicht den Verfall der Mission im Gefolge haben? Würden die Neugetauften, ohne geistliche Stütze und aufgereizt durch den gegen Frankreich ins Feld geführten Patriotismus, nicht unwiederbringlich verloren gehen? Glücklicherweise waren diese Besorgnisse unbegründet, die Festigkeit und Frömmigkeit der Katholiken bewährte sich glänzend. Unter Leitung der Gesellschaft „Katholischer

Verein" zu Tananarive und einer eifrigen Katholikin, der Prinzessin Viktoria Rasoamanarivo, Stieftochter des ersten Ministers, versammelten sich die Gläubigen der Provinz von Emyrne jeden Sonntag in den Kirchen und Oratorien, um den Tag des Herrn zu heiligen und sich im Gebete zu stärken. Mit großen Kosten hielt genannter Verein die meisten katholischen Schulen offen. Nur in einer entfernteren Provinz, in Betsileos, gelang es den Protestanten, einige Katechismusschüler zu sich herüberzuziehen, welche aber bald durch neue ersetzt wurden. Durch die Verbannung der Missionare aus dem Innern wurde es ermöglicht, neue Stationen an den zeitweise von französischen Streitkräften besetzten Küsten zu gründen. Die Jesuiten hatten ferner die Freude, daß in Tamatave ein früherer englischer Missionar, Pakenham, englischer Konsul, seinen Irrtum abschwor. Dieser Mann, welcher in seinem Leben so viel zur Protestantisierung Madagaskars beigetragen hatte, trat an dem Tage vor seinem Tode zu der von ihm so hartnäckig bekämpften katholischen Kirche über.

Durch die unentschiedene Haltung der französischen Kammern in der madagassischen Angelegenheit verlängerte sich die peinliche Lage der katholischen Mission bis zum 17. Dezember 1885, an welchem Tage nach langen Verhandlungen ein Vertrag zustande kam, welcher das ganze Königreich Madagaskar unter den Schutz der französischen Republik stellte. Als Zeichen dieser Oberhoheit schickte Frankreich nach Tananarive einen bevollmächtigten Minister nebst militärischer Begleitung. Nach diesem Friedensschlusse kehrte Msgr. Cazot, der apostolische Vikar, mit seinen Gehilfen wieder an die früheren Wohnsitze zurück. Ihr Wirken scheint ein sehr gesegnetes gewesen zu sein; die Beständigkeit ihrer früheren Schüler während der Verfolgung spricht dafür, nicht minder der Umstand, daß in neuerer Zeit eine große Zahl von Mitgliedern der hohen madagassischen Aristokratie katholisch wurden, selbst einige Personen von königlichem Blute folgten dem ihnen vor zwanzig Jahren von der Königin Rasoherina und ihrem Sohne, dem Prinzen Rafael Ratahiry, gegebenen Beispiele. Ein Brief aus Madagaskar, abgedruckt in dem protestantischen Hauptjournal „Le Temps" vom November 1888, spricht von den Fortschritten des katholischen Glaubens auf der Insel. Im Lande der Betsileos, wo die Missionsschulen 1887 nur 2000 Zöglinge hatten, zählten sie im folgenden Jahre bereits 10 000. In der Hauptstadt Tananarive vergrößern die Schulbrüder von der christlichen Lehre und die Schwestern vom heil. Josef ihre Anstalten und bauen neue; endlich erbauen die Jesuiten in Ambohipo, zwei Kilometer von der Hauptstadt entfernt, ein königliches Observatorium und ein prächtiges Kolleg für mehr als zweihundert Zöglinge. Und alles das, fügt der Berichterstatter hinzu, wird bald wieder zu klein werden. Nehmen wir diesen Ausspruch als eine gute Vorbedeutung für die Zukunft.

Alles deutet darauf hin, daß die Massenbekehrung der Madagassen nicht mehr fern ist. Die hunderttausend Katholiken, welche jetzt die Königin Ranavalona III. unter ihren Unterthanen zählt, dürften bald eine Million werden. Wir wollen nicht bestreiten, daß der Wechsel in der politischen Lage der Dinge, die Stellung des Landes unter französischen Schutz, seinen Anteil hat an der Entfaltung des Katholizismus, aber nur in so weit, als jetzt die katholischen Missionare frei und ungehindert arbeiten können. Weiter geht der französische Einfluß nicht, denn Frankreich kümmert sich nach dem Vertrage in keiner Weise um die inneren Angelegenheiten des Landes, welche ganz Sache der einheimischen, zumeist aus Protestanten bestehenden Behörden geblieben sind; sein Vertreter in Tananarive hat lediglich die politischen Beziehungen Madagaskars zu den übrigen Mächten zu überwachen. Aber selbst wenn Frankreich den Missionen Vorschub leisten könnte, so wäre eine solche Bethätigung katholischer Gesinnung von den zeitigen Machthabern in Frankreich nicht zu erwarten, eher das gerade Gegenteil. Der religiöse Zug, welcher die malayisch-afrikanischen Völkerschaften zum Katholizismus führt, ist also ein ganz freier; es ist der Lohn für die Mühen und Opfer, für die weise, beständige Mäßigung der Jesuiten, gleichzeitig aber auch die Strafe für die unruhigen Politiker, maskiert als protestantische Missionare, welche bei allen Revolutionen, unter denen das Land der Hovas seit dreißig Jahren gelitten hat, ihre Hände im Spiele hatten, Das Urteil Wißmann's, welches er über die protestantischen englischen Missionare fällte, und in welchem er ihnen den Vorwurf politischer Umtriebe macht, findet auf jene Madagaskars voll und ganz Anwendung.

5. Apostolische Präfektur der kleinen madagassischen Inseln.

Im Jahre 1837 begab sich der Abbé Dalmond, ein Mann von bewundernswertem apostolischen Eifer, von Reunion nach der Insel St. Marie (Nossi-Burah). Dort fand er eine Bevölkerung, die überaus gute Anlagen zur Annahme des Christentums zeigte, und er bekehrte eine große Zahl Insulaner. Nach Reunion zurückberufen, mußte er die Massentaufe der 6000 Bewohner auf spätere Zeit verschieben. Drei Jahre später wurde die Insel Nossi-Beh, westlich von Madagaskar, das Arbeitsfeld des unermüdlichen Gottesmannes. Obwohl es dort alte Kolonien von mohammedanischen Arabern gab, so war doch der Drang der Bevölkerung zu seinen Predigten fast wunderbar zu nennen. Wieder einige Monate später finden wir Herrn Dalmond auf Nossi-Mitsiu. Nachdem er vergeblich versucht hatte, ins Land der Hovas einzudringen, hauchte der heiligmäßige Begründer dieser Missionen an den glühenden Gestaden von Nossi-Burah sein Leben aus, ganz allein, als einzigen Trost in seinen letzten Stunden seinen Glauben und das Bewußtsein, unendlich viel für Christum gewirkt zu haben.

Die französischen Jesuiten nahmen das Werk des Verstorbenen wieder auf, und 1851 wurden die madagassischen Inseln zu einer be-

sonderen apostolischen Präfektur vereinigt. Jetzt machte das Bekehrungswerk rasche Fortschritte, schon nach wenigen Jahren konnte ein Pater über die Insel St. Marie berichten: „Es giebt kein Dorf mehr, das heute nicht zahlreiche Christen zählt, und jene Einwohner, welche den katholischen Glauben noch nicht bekennen, betrachten wir als Schüler, zu deren Unterricht uns nichts fehlt, als die Zeit. Bald wird diese ganze Gegend Christum anbeten." — Auf der Insel Nossi-Beh lagen die Verhältnisse ebenso günstig.

Was nun die unter dem Namen der Comoren bekannte Inselgruppe anlangt, so hatte 1822 der Sultan Andrian Suli die östlichste derselben, Mayotte, an Frankreich abgetreten. Die ersten Missionsversuche, welche seit 1845 in diesem vom Islam verseuchten Lande unternommen wurden, hatten schwer zu leiden wegen der ungesunden Verhältnisse der Insel. Aber die Jesuitenpatres ließen sich nicht abschrecken, und ihrem heiligen unverdrossenen Eifer gelang es endlich, den Katholizismus dort fest zu begründen. Seit 1868 besitzt Mayotte, wie St. Marie und Nossi-Beh, seine von den Josefsschwestern geleiteten Schulen. Auf Mohely, einer anderen Comoreninsel, stritten sich vor zwanzig Jahren ein französischer Marine-Offizier, als Vertreter des Christentums, und ein reicher Zanzibarit, Vertreter des Islam, um die Macht und die Hand der Königin Jamba Suli. Der Araber blieb Sieger in diesem romantischen Duell, aber die Insel fiel bald unter das französische Protektorat. Die Anlage von Pflanzungen durch Kreolen vermehrte dort die Zahl der Katholiken. Die Sultanats von Groß-Comoro und von Johanna, ebenfalls seit kurzem in die Abhängigkeit von Frankreich gebracht, gehören seit 1859 zu der Mission der kleinen madagassischen Inseln.

Die Gesellschaft Jesu wünschte indes, alle ihre Anstrengungen auf Madagaskar selbst richten zu können, und so trat sie 1879 diese Präfektur an die Patres vom hl. Geiste ab. Seit 1887 ist die Insel St. Marie mit ihren 7500 katholischen Einwohnern der Diözese St. Denys von Reunion zugeteilt worden. Auf den Inseln Mayotte, Mohely und Nossi-Beh haben die Patres vom hl. Geiste zahlreiche und eifrige katholische Gemeinden vorgefunden. Eine neuliche Reise nach Gr.-Comoro und Johanna ließ sie dort mehrere Katholiken finden, so daß es notwendig erscheint, auch dort feste Stationen zu gründen. Leider entspricht die Zahl der Missionare längst nicht dem Bedarfe an Arbeitskräften. Bei einer Bevölkerung von etwa 50 000 Köpfen zählt die Präfektur der Comoren und von Nossi-Beh bereits mehr als 5000 Katholiken, und diese Ziffer ist in stetem Wachsen begriffen.

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Post.

(Eigener Bericht des „Gott will es!")

Zanzibar, 3. Juli 1890.

Schon in meinem letzten Briefe teilte ich Ihnen mit, daß ich wieder einmal Baumeister geworden, und Sie werden sich deshalb nicht wundern, wenn mein Brief den Stempel der Eile trägt.

Unser Hospital hier in Zanzibar wächst aus der Erde, noch acht Tage, und das Erdgeschoß ist fertig. Ich werde bei diesem Bau eiserne Balken verwenden, eine Neuerung hier am Orte, aber dauerhafter. Mit Gottes Hülfe hoffe ich noch vor Neujahr das Mauerwerk der ersten und zweiten Etage herzustellen.

Bischof Msgr. de Courmont hat eben Neuigkeiten von unseren Stationen erhalten, von denen Einiges Interesse für Ihre Leser haben dürfte.

P. Karst, Oberer von Mrogoro, schreibt unterm 4. Juni folgendes:

„Die Patres Schynse und Achte aus der Kongregation der Missionare von Algier haben hier acht Tage lang verweilt. Emin Pascha wohnte in seinem Lager, besuchte uns aber. Der Pascha war ganz entzückt von der schönen Lage und den Baulichkeiten von Mrogoro. Uns machte es eine besondere Freude, ihm die herzlichste Gastfreundschaft bieten zu können. Er hat uns einen kranken Unteroffizier hier gelassen, den wir bestens pflegen, aber leider fehlt es in diesem von allem entblößten Lande an so manchem, dessen ein Kranker bedarf. Wir werden versuchen, ihn baldmöglichst nach der Küste zu bringen, damit er besser gepflegt werden kann.

Im übrigen geht alles seinen Lauf. Unser Christendorf ist in bestem Stande. Kingo, das Oberhaupt der Gegend, reist heute nach der Küste, um den deutschen Behörden einen Besuch zu machen. Er ist ein rechtschaffener, unserer Mission sehr ergebener Mann, dem nichts als die Taufe fehlt. Ich hoffe, er wird auch diese seiner Zeit empfangen, freilich muß er zuvor der Vielweiberei entsagen, ein schwerer Entschluß.

Die Karawanen nehmen jetzt ihren Weg hart am Fuße der Mission her. Ich habe dort einen schönen Lagerplatz herrichten lassen mit einigen Hütten, welche als Hospital dienen. Dieser Dienst wird uns, hoffe ich, einige Seelen für den Himmel gewinnen lassen . . ."

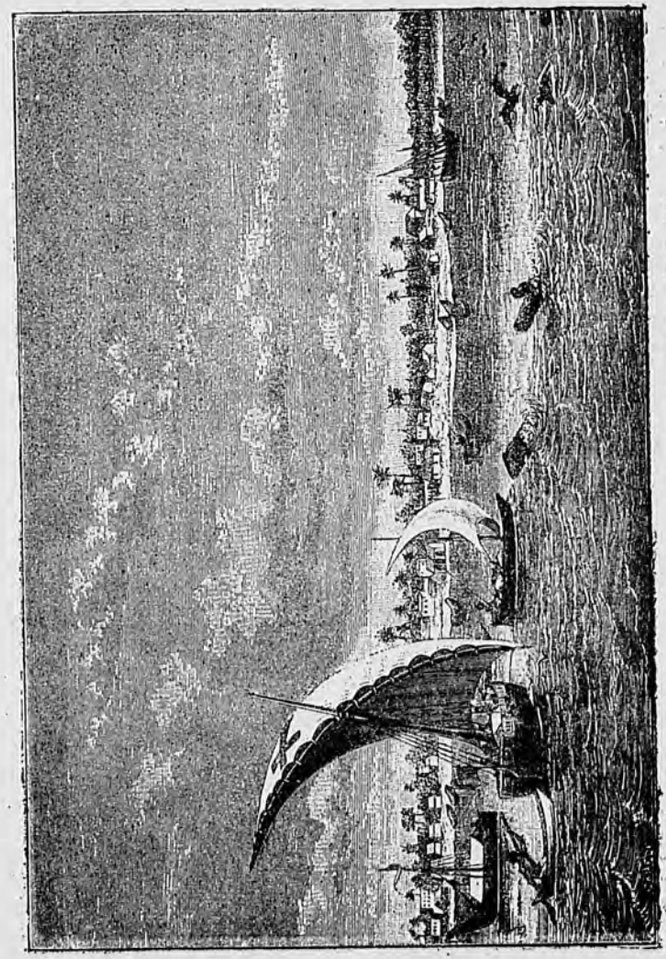
P. Horne, Oberer der Station Lalonga, berichtet unterm 27. Mai:

„Seit drei Tagen habe ich das Vergnügen, die Patres Schynse und Achte zu beherbergen. Am hl. Pfingstfeste hatte Lalonga das seltene Glück, das erste feierliche Hochamt mit Diakon und Subdiakon zelebrieren zu sehen. Emin Pascha kam mit seiner Truppe erst am Pfingstsonntag Mittag an. Er schlug sein Lager zu Farhani auf, um leichtere Verbindung mit der Mission zu haben. Eben dorthin waren die Araber und die Häuptlinge der Gegend zu einem großen Schauri (Versammlung) berufen. Sie kamen gestern und heute

an, und der Pascha, als deutscher Gouverneur des Innern, hielt an sie eine Ansprache, in welcher er mit großem Lobe von unserer Mission sprach und gewissermaßen unsere Autorität und unseren Einfluß, welche wir nach allen Seiten hin ausüben, befestigte. Er erklärte nämlich den Eingeborenen, es sei sein Wille, daß sie bei vorkommenden Streitigkeiten den Oberen der Mission zum Schiedsrichter machten. Er hat dann von den Arabern die Auslieferung der Fahne des Sultans verlangt (ob dieser Punkt ausgeführt wurde, weiß ich übrigens nicht), und heute Morgen die deutsche Flagge gehißt, zu welcher Feier eine expreß nach Kondoa gesandte Abteilung drei Gewehrsalven abgab. Auf den Wunsch des Paschas wohnte ich dem Schauri bei, übrigens hatten mich auch die Häuptlinge gebeten, mit ihnen zu gehen. Die meisten hatten sich von mir schriftlich bestätigen lassen, daß sie zu unseren Freunden gehörten. Die Araber selbst, statt direkt auf dem Karawanenwege nach Farhani zu gehen, machten einen Umweg, um unserer Mission ihre Geschenke — 5 Sack Reis, 5 Sack Reismehl, einen Ochsen und einige Ziegen — zu bringen und mich mit zum Schauri zu nehmen. Bana Sahor, der alte und beste Freund (wenn man die Freundschaftsbeteuerungen eines Arabers ernst nennen darf??) unserer Mission ward vom Pascha zum Chef der Araber von Kondoa ernannt, an Stelle Bana Sefu's, der diesen Posten zur Zeit der Oberhoheit des Sultans bekleidete. Sefu hat übrigens einen fatalen Prozeß mit einem Manne von Iranghi, dessen Tochter er nach Bagamoyo schleppte, vermutlich, um sie als Sklavin zu verkaufen. Jener Mann schuldete ihm 20 Dotis Leinwand (ein Doti ist etwa $3^1/_2$ deutsche Ellen), und hierfür forderte Sefu von ihm fünf junge Sklavinnen. Als aber der Schuldner ihm die fünf Kinder, die er wahrscheinlich selbst gestohlen, brachte, wies Sefu drei davon zurück, unter dem Vorwande, sie seien nicht hübsch genug, und verlangte drei andere von einem anderen Stamme. Inzwischen nahm er die eigene Tochter seines Schuldners, welche, wie man sagt, sehr hübsch sein soll, als Pfand, und während der Mann von Iranghi auf die Suche ging, um die ungerechte Forderung Sefu's zu befriedigen, zog dieser mit dessen Tochter und den beiden anderen Mädchen nach der Küste. Emin Pascha benachrichtigte sofort Herrn Major von Wißmann und den Stationschef von Bagamoyo, damit wenigstens die Tochter ihrem Vater, der selbst des Paschas Schreiben überbringt, zurückgegeben werde.

„Bana Sahor erhält wahrscheinlich ein kleines Gehalt von 25 Rupien (1 Rupie = 1,60 M.) monatlich, um ihn besser in der Hand zu halten. Aber es ist ausdrücklich in Gegenwart der Eingeborenen und vor mir erklärt worden, daß Bana Sahor keinerlei Gewalt über die Eingeborenen des Landes hat. Seine Aufgabe ist einzig und allein, die Araber zu vertreten und in deren Zwistigkeiten zu entscheiden. Die wichtigeren Sachen müssen überdies entweder in Bagamoyo oder bei dem Oberen unserer Mission vorgebracht werden, an welchen sich alle, Neger wie Araber, wenden können.

Emin Pascha und seine Offiziere waren bei uns am Pfingstmontage zu Tisch, und für heute habe ich mit dem Pater Ledonné eine Einladung ins Lager angenommen. Die Bewohner der Umgegend und selbst der ferner liegenden Bezirke unterhalten die besten Beziehungen zu uns. Der Katechismusunterricht ist, obwohl die herannahende Ernte den Leuten viel Arbeit macht, um die Felder gegen Vögel und Affen zu schützen, immer gut besucht. Der tägliche Kursus zählt augenblicklich 74 Schüler, darunter 17 Erwachsene." —



Bagamoyo, vom Meere aus. (Gezeichnet von P. Le Roy.) (S. S. 492.)

Seit einiger Zeit läuft das Gerücht, die Mahdisten seien in Uganda eingefallen. Die letzten Briefe der Weißen Väter sprechen Befürchtungen in diesem Sinne aus, indes liegen noch keine sicheren Nachrichten vor. (Diese Befürchtungen sind inzwischen geschwunden. D. Red.)

Seit dem Gefechte von Myumbo, in welchem Baron von Gravenreuth die Mafitis so gründlich geschlagen hatte — er stand mit 200 Mann gegen 5000 —, kündigten diese wiederholt an, sie würden Rache nehmen für ihre Niederlage. Unsere Station Tununguo ist auch wirklich ernstlich bedroht, wir hoffen aber, daß es beim Drohen verbleibt. Abgesehen von den Mafitis im Süden und den Massais im Norden des Innern, Stämme, welche als gewerbsmäßige Räuber längst bekannt sind, ist alles ruhig. Der Krieg ist zu Ende. Unser hochw. Herr Bischof wollte dieses Ereignis durch ein besonderes Dankfest feiern und wählte dazu den Tag des Herz-Jesu-Festes, den 13. Juni. Bei Beginn des Aufstandes hatten Se. Bischöflichen Gnaden die ganze ostafrikanische Mission unter den Schutz des heiligsten Herzens gestellt, und der Schutz des Allerhöchsten schwebte die ganze schwere Zeit sichtlich über unseren Stationen. Deshalb wollte Msgr. de Courmont dieser Feier den möglichsten Glanz verleihen. Am Morgen fand ein Pontifikal-Hochamt statt und am Abend durchzog eine prächtige Prozession unsere ganze Besitzung von Bagamoyo. Dieselbe wurde erhöht durch die Teilnahme der Offiziere, der Musik und einer großen Anzahl Matrosen von Sr. Majestät Kriegsschiff „Carola", und sämtlicher Herren der Expedition Wißmanns und der Ostafrikanischen Gesellschaft, soweit sie in Bagamoyo anwesend waren.

Die Stadt Bagamoyo nimmt mehr und mehr ihre alte Physiognomie wieder an, d. h. im Handel und Wandel, denn was Straßen und Gebäude angeht, so ist alles sehr viel schöner wie vor dem Kriege. Wir beschäftigen uns ernstlich damit, eine Schule und ein Hospital dort zu bauen. In der zehn Minuten von der Stadt entfernt liegenden Mission haben wir freilich bereits ein Spital, in welchem Hunderte von Eingeborenen die Gesundheit des Leibes und der Seele gefunden haben, aber ein Hospital in der Stadt selbst würde für unsere Zwecke bedeutend mehr wirken können, und bei der Bedeutung, welche Bagamoyo jetzt rasch gewinnen wird, ist es notwendig, daß wir nichts vernachlässigen, was geeignet ist, Eroberung für den Himmel zu machen. Es giebt hier in diesem Augenblicke nicht weniger als 14 000 Schwarze, außer der gewöhnlichen Bevölkerung, und demnächst erwarten wir eine ganze Reihe von Karawanen, die je 700—2000 Mann stark sind. Und Hunderte von diesen kommen krank an und bedürfen unserer Pflege.

Was den Karawanenhandel angeht, so sind in den letzten sechs Monaten nach Angabe eines geschäftskundigen Inders nicht weniger als 10 000 Frasla (1 Frasla = 55 Pfd.) Elfenbein hier durchgeführt, das Frasla zu 120 Piaster = 384 Mark gerechnet, macht das 3 840 000 Mark.

Gestern hatten wir das Glück, den hochw. P. Bonifazius und seine 15 Brüder und Schwestern, welche ihm eben der französische Postdampfer aus St. Ottilien zuführte, in unserer Mission zu beher-

bergen. Am 20. nächsten Monats erwarten wir zwanzig Missionare von der Gesellschaft der Weißen Väter, und im Oktober werden wir selbst 12 neue Missionare unseres eigenen Ordens (vom heil. Geiste) erhalten, um neue Stationen zu gründen. Sie sehen, die religiöse Bewegung in diesem Lande macht erfreuliche Fortschritte.

Herr Sigl reist mit Msgr. Stokes nach dem Ukumbi. Von da wird er nach Tabora zurückgehen, um dort die Anlage einer befestigten militärischen Station zu versuchen.

Herrn von Wißmanns Stellvertreter, Herr Lieutenant Schmidt, wird den Mafitis einen Besuch machen, um in Verhandlungen mit ihnen einzutreten und sie nötigenfalls zu züchtigen, falls sie sich nicht verpflichten, unsere Missionen in Ruhe zu lassen.

Nach den letzten Nachrichten werden Dr. Peters und Msgr. Livinhac nächster Tage hier ankommen.

Nun noch herzliche Grüße an Ihre Leser, deren wir stets im Gebete gedenken. Hoffentlich werden dieselben auch uns und unsere Schützlinge nicht vergessen. P. A.

* * *

Hieran schließen wir kurz noch die neuesten Nachrichten.

Lieutenant Schmidt fand bei den Mafitis keinen Widerstand; der letzte Rebell ist besiegt, die ganze Nordprovinz dauernd pazifiziert. Die Mafitis sind geflohen. Der gefangene Häuptling ist nach Zanzibar gebracht.

Dr. Peters ist mit Msgr. Livinhac glücklich an der Küste angekommen und wird dieser Tage in Deutschland erwartet. Er bringt Briefe vom König Muanga an Kaiser Wilhelm und den König von Belgien mit. Msgr. Livinhac blieb vorläufig in Zanzibar, wo er die zwanzig Missionare, welche Kardinal Lavigerie nach Uganda schickte, empfing und ihnen seinen Segen mit auf den Weg gab.

Emin Pascha soll heftige Kämpfe mit den Massais bestanden haben, angeblich aber Mangel an Munition leiden. Er wird mittlerweile wohl schon in Tabora angekommen sein.

Der Sultan von Zanzibar verdient unser Lob. Er hat unterm 1. Juli weitere Bestimmungen über die Sklaverei getroffen. Die Verordnungen, welche vor dem Abschluß des deutsch-englischen Abkommens bestanden, bleiben inkraft. Der Verkauf oder Austausch von Sklaven wird untersagt und die Haltung von Sklaven-Depots bei strenger Strafe verboten. Beim Ableben eines Sklaveneigners gehen dessen Sklaven in den Besitz seiner legitimen Kinder über, erhalten aber die Freiheit in dem Falle, daß keine legitime Nachkommenschaft vorhanden ist. Grausame Behandlung von Sklaven wird mit deren Freilassung bestraft. Bei Eheschließungen zwischen Arabern und britischen Unterthanen werden die Sklaven des Arabers frei. Endlich

können in Zukunft Sklaven ihre Freiheit erkaufen und die Rechte freier Unterthanen erlangen. — Dieses Dekret kam unerwartet und hat überrascht. Die Tragweite kann nicht überschätzt werden, da dasselbe nicht nur das Los der Sklaven sofort verbessert und zur Unterdrückung des Sklavenhandels beiträgt, sondern auch die gänzliche Abschaffung der Sklaverei im ganzen Gebiete des Sultans in absehbar kurzer Zeit sichert. Das Dekret wurde in arabischer und englischer Sprache, mit des Sultans Siegel versehen, öffentlich angeschlagen und rief ungeheure Bewegung hervor. So weit bemerkbar, hat die arabische Bevölkerung diesen Todesstreich gegen die Sklaverei mit Ruhe aufgenommen. Die Araber waren schon seit der Überhandnahme des englischen Einflusses und seit der Besetzung der Küsten durch die Europäer auf die Sklavenbefreiung gefaßt und, wenn das Dekret auch weiter geht, als sie erwarteten, so sind doch keine erhebliche Unruhen zu befürchten. Der Sultan verdient unter allen Umständen die höchste Anerkennung dafür, daß er so bald nach seiner Thronbesteigung furchtlos die Verantwortlichkeit einer solchen Maßnahme, welche einem großen Teile seiner einflußreichsten Unterthanen verhaßt sein muß, auf sich genommen hat. Sache Englands wird es nun sein, darüber zu wachen, daß die Verordnung auch ausgeführt wird.

Ein neuer Antisklaverei-Kongreß

ist von Kardinal Lavigerie zum 15. Oktober nach Paris berufen worden. Jedes nationale Komité, heißt es, sendet drei Vertreter; es hat also nicht ein jeder Zutritt. Der ersten Sitzung wird der Kardinal selbst präsidieren; es wird in dieser der Vorstand gewählt und die Tagesordnung festgesetzt. Vorläufig ist folgendes Programm aufgestellt worden:

1. Beschluß darüber, ob es angezeigt ist, daß jeder nationale Verein sich in Afrika ein bestimmtes Gebiet für seine Thätigkeit reserviert, und welches? (Dieser Punkt muß für unseren Afrika-Verein absolut bejaht werden.)

2. Sollen die nationalen Komités (für uns also der Afrika-Verein), im Einvernehmen mit ihren Regierungen Freiwilligenkorps bilden, um den Sklavenhandel zu bekämpfen, sei es an seinen Quellen, sei es an den Karawanenstraßen? (Für Deutsch-Ostafrika wird hoffentlich unsere Regierung diese Aufgabe übernehmen.)

3. Welche Mittel sind anzuwenden, den Verhältnissen der einzelnen Länder entsprechend, um den Einrichtungen zu Gunsten der Antisklaverei die notwendigen Gelder zu sichern? (Diese Frage müßte unseres Erachtens in jedem einzelnen Lande dem Ermessen der betreffenden Landesvereine überlassen bleiben.)

4. Eine Jury ist zu ernennen, welche im Namen des Papstes jenem Schriftsteller den Preis zuerkennen soll, welcher das beste volkstümliche Werk zu Gunsten der Abschaffung des Sklavenhandels liefern wird. (Den Gedanken, eine neue populäre Schrift dieses Inhalts zu beschaffen, billigen wir im Prinzipe, zweifeln indes, daß sie einen größeren Absatz finden dürfte. Vor allen Dingen dürfte sie nicht teuer sein. Vielleicht wäre es für die Sache selbst vorteilhafter, eine kleine, kräftige Flugschrift in Millionen von Exemplaren gratis in entsprechender Weise zu verteilen, besonders in jenen Gegenden, wo die Bewegung noch keinen Boden gefaßt hat.)

Außer vorgenannten Punkten können die Vertreter der einzelnen Hauptvereine noch ihre besonderen Anträge stellen.

Wir wünschen diesem Kongresse allen Erfolg. Unserem unmaßgeblichen Dafürhalten nach wird der Hauptwert darin liegen, daß es zu einem Meinungsaustausche zwischen Männern aller Nationen kommt, und werden gerade unsere Vertreter, welche doch an der Spitze des unstreitig lebenskräftigsten Vereins unter allen stehen, ihren Kollegen manchen schätzbaren Wink geben können. Weshalb aber als Ort des Kongresses Paris gewählt ward, ist uns nach den Erfahrungen vom Vorjahre leider nur zu sehr begreiflich.

Unser Harmonium

schwimmt auf dem Meere und wird, so Gott will, voraussichtlich am 30. August in Dar-es-Salaam anlangen.

Schon ein Blick auf das in diesem Hefte gegebene Abbild wird unseren Lesern zeigen, daß wir unsere Absicht, ein würdiges Instrument zu liefern, ausgeführt haben. Herr Walhorn in Münster — wir erkennen dies gern an — hat ein Werk geschaffen, das in seiner Art einzig dasteht, und für dessen Dauerhaftigkeit er die vollste Garantie übernimmt. Um dies aber zu können, mußte er in mühsamster Weise, ohne Benutzung von Fabrikartikeln, alle Teile eigenhändig arbeiten und dem Bau eine so solide Konstruktion geben, daß weder das in Afrika so wechselvolle Klima, noch Staub oder Insekten die Leistungsfähigkeit beeinträchtigen können.

Das Gehäuse ist 1,35 m hoch, 1,34 m breit und 77 cm tief, aus feinstem Spiegeleichenholz in gotischem Stile gebaut und mit Schnitzereien verziert. Für die Zungen (Stimmen) ist bestes englisches Glockenmetall verwandt; die 16 Register ermöglichen dem Instrumente die zartesten Töne, wie auch die vollsten orgelähnlichen Akkorde zu entlocken. Die Bezeichnung der Register ist folgende: Forte, Vox jubilante, Cremona, Violon, Bourdon, Cor anglais, Dulciana, Grand-jeu, Expression, Seraphon, Flûte, Clarinette, Aeoline, Flageolet, Vox céleste, Forte. Die Stimmlade ist aus bestem Ulmenholz gefertigt, aufs sorgfältigste geleimt und mit Messingschrauben versehen; die Gebläse sind aus bestem Kiefernholz, mit eichen Fournierung und dauerhaftestem Leder hergestellt, auch hier ist alles mit Messingschrauben und Nieten versehen.

Wir wollen keine ins Einzelne gehende Beschreibung geben, welche doch dem Unkundigen unverständlich bliebe, es möge den freundlichen Spendern genügen, daß das Instrument, das etwa acht Tage in Münster ausgestellt war, allgemeine Anerkennung fand und in bezug auf seine Bauart Bewunderung erregte. Wir ließen dasselbe prüfen von zwei ausgezeichneten Kennern, den Herren Domchordirektor Prälat Schmidt, in weiteren Kreisen bekannt als verdienstvoller Generalpräses der deutschen Cäcilien-Vereine, und dem Kgl. Musikdirektor und Domorganist Hüls in Münster, und setzen deren Atteste hierher.

Münster, den 20. Juli 1890.

Das von der Firma A. Walhorn hierselbst für die katholische Mission in Dar-es-Salaam (Ostafrika) verfertigte Harmonium ist sowohl wegen seiner soliden Konstruktion, als auch wegen des ihm eigenen vollen und energischen Klanges, der sehr an die Fülle der eigentlichen Kirchenorgel erinnert, als ein ganz vorzügliches Werk in seiner Art zu bezeichnen.

(Gez.) B. Hüls. Friedr. Schmidt.

Der Kostenpunkt ist etwas erheblicher geworden, als wir beabsichtigten, indes, da Herr Walhorn vor allem den Auftrag hatte, etwas durchaus gutes zu liefern, und seine Rechnung nach dem Urteile von Sachverständigen noch sehr niedrig ist, so dürfen wir ganz zufrieden sein. Allerdings verbleibt uns noch eine kleine Schuld, doch wissen wir, daß unsere Leser dieselbe gern übernehmen und ihr Scherflein zur Deckung spenden werden. Sie setzen sich damit ein Denkmal in Afrika, das fast unvergänglich ist und die Beschenkten werden sich uns gewiß dankbar bezeigen durch ihre Fürbitte bei Gott. Erwähnen wollen wir noch, daß eine vergoldete Platte an der Vorderseite oben folgende Widmung enthält: „Zum frommen Andenken gestiftet von Redaktion und Lesern der Zeitschrift „Gott will es!" Münster i. W. 1890."

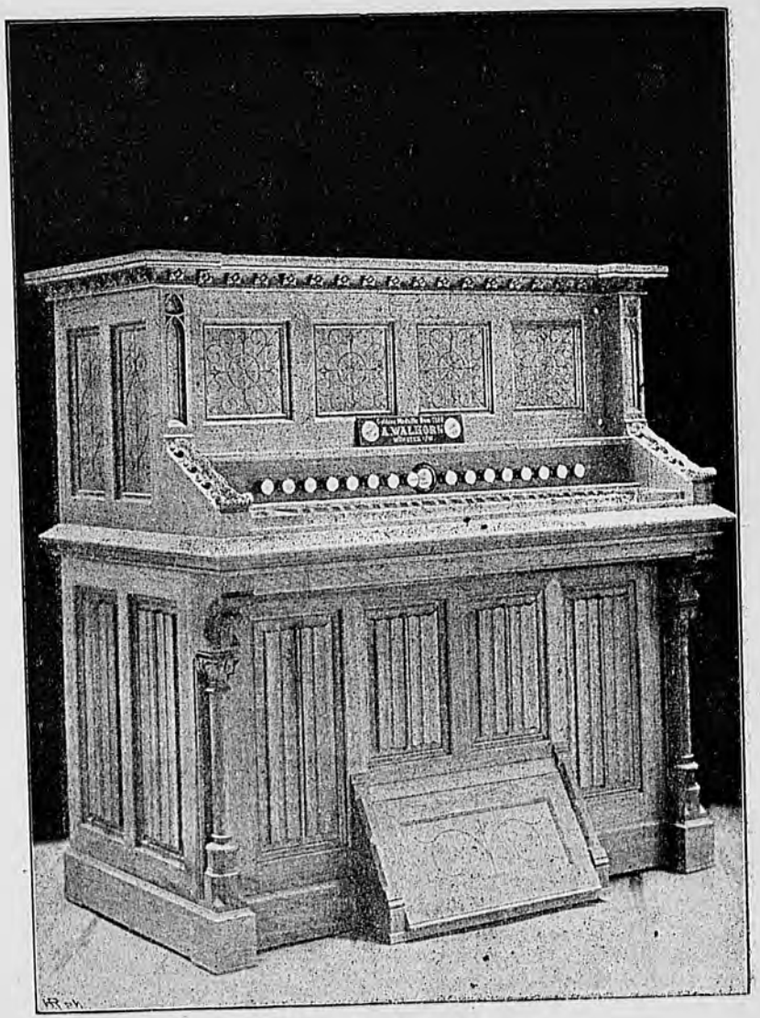
Die Rechnung des Herrn Walhorn beträgt 1260 M. Hierzu treten aber noch 157.05 M. Transportkosten von Münster bis Dar-es-Salaam, so daß das ganze Geschenk sich auf 1407.05 M. stellt. Eingegangen waren bis August 1147.69 M.; es sind also noch 259.36 M. Schulden zu decken.

Vom hochw. Herrn Pater Amrhein ging uns inzwischen nachstehendes Schreiben zu:

St. Ottilien, den 29. Juli 1890.

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Mit herzlicher Freude empfing ich die Photographie des schönen Harmoniums, das die Leser des „Gott will es!" dank Ihres unermüdlichen Eifers für unsere Mission in Dar-es-Salaam gekauft haben. Empfangen Sie daher, verehrter Herr, und mit Ihnen alle Ihre Leser, für dieses sowohl nützliche als schöne Geschenk den Ausdruck meines wärmsten Dankes. Es wird uns stets



Unser Harmonium.

ein Vergnügen sein, derer in dankbarer Erinnerung zu gedenken, die durch ihre frommen Spenden diese Anschaffung ermöglichten, — besonders soll dies in unseren Gebeten und bei den hl. Meßopfern geschehen, die allwöchentlich zweimal für die lebenden und verstorbenen Wohlthäter unserer Kongregation dargebracht werden. Der Anblick des Bildes hat bei allen Bewohnern St. Ottiliens lebhafte Freude wachgerufen; das schöne Instrument macht auch seinem Meister alle Ehre. Wie werden sich erst die armen Schwarzen freuen! Nicht minder groß wird die Freude unserer Glaubensboten sein, daß sie nun imstande sind den an sinnliche und erregbare Musik gewöhnten Negern durch schöne und edle Harmonien für das einen Ersatz bieten zu können, was sie besser nicht mehr hören, um ihnen so den Aufenthalt im Missionskloster anziehender zu machen. Ich habe unseren Apost. Präfekten in Dar-es-Salaam von der baldigen Ankunft der reichen Gabe, die ein hochherzig denkender Teil von Deutschlands Katholiken ihm gespendet, bereits in Kenntnis gesetzt, damit er das Instrument an Bord des Schiffes abhole und sorgfältig an seinen Bestimmungsort bringen lasse.

Die Missionare und Missionsschwestern, die am 8. Juni St. Ottilien verlassen, befinden sich schon seit bald einem Monat in Dar-es-Salaam. Es ist nun mit Gottes Hülfe ein Anfang gemacht, und ich hoffe, daß die zahlreiche Kommunität von 18 Personen (2 Priester, 7 Laienbrüder und 9 Missionsschwestern), welche dicht am Hafen 2 Klöster bewohnen, mit der Gnade Gottes mancher Seele den Himmel erschließen werden. Nach unserer Missionsmethode, welche die alterprobte und bewährte derjenigen Missionare ist, denen fast ganz Europa die Segnungen des Christentums und der Kultur verdankt, — der Benediktiner, sind unsere Missionare auf den Unterricht der Jugend in Arbeit und Religion angewiesen. Dadurch hoffen wir einen christlichen Kern zu bilden, an dem sich in langsamer aber sicherer Reihenfolge stets neue Ringe angliedern. Achtung und Liebe für die Arbeit, welche man dem Kinde einzupflanzen sucht, sichern die Erfolge des Missionars, besonders dann, wenn er „Allen Alles wird" und mit den Schwarzen wie einer aus ihnen arbeitet und sie in allem durch das eigene Beispiel anleitet. Aus diesem Grunde sind in unserer Mission so viele Laienbrüder, welche Handwerk verstehen und aus diesem Grunde wird in unserer Genossenschaft die Arbeit als Apostolat gepflegt, und der Ausbildung der Laienbrüder eine besondere Sorgfalt zugewendet. Der Laienbruder, wenn er guter Ordensmann und fromm ist, kann bei unkultivierten Völkern oft mehr wirken als ein wissenschaftlich gebildeter Priester. Ein Aufsatz in unserem Missionskalender für 1891 „Der Laienbruder als Heidenmissionar" berichtet hierüber ausführlich. Wenn mancher junge Mann wüßte, welch' reiche Verdienste er sich so für die Ewigkeit erwerben könnte, er würde nicht Schätzen nachjagen, die Rost und Motten verzehren, sondern jenen unvergänglichen Gütern, die niemand rauben kann, und seine Zeit und Kraft besser verwenden, als dies häufig der Fall ist.

Ein Beweis für den Nutzen der Laienbrüder und eine gute Vorschule für dieselben bildet der Bau eines neuen Schwesternhauses, der hier gegenwärtig eifrig betrieben wird. Es konnten bei demselben die Brüder Schreiner

die Einrichtung zweier Stockwerke übernehmen, während die Brüder Schlosser, Spengler und Schmiede alle in ihr Gewerbe einschlagenden Arbeiten besorgen; die Brüder Maurer und Zimmerleute nicht zu vergessen. Die in der Ökonomie thätigen Brüder leisten fast sämtliche Fuhrdienste. Auch die Missionsschwestern halfen mit. Sie haben es sich als eine besondere Gunst erbeten, den Bauplatz zu ebnen, zuzurichten und die Keller und Fundamente auszugraben. Letztere sind bereits bis zur Sockelhöhe, wenigstens teilweise, aus dem Boden herausgewachsen. Wir ersparen auf diese Weise viel Geld; auch würde es mir ohne diese Hülfe schwer werden, den Neubau in dem beabsichtigten Umfange auszuführen, ohne die öffentliche Wohlthätigkeit zu sehr in Anspruch zu nehmen, was ich trotzdem noch werde thun müssen. Das Gebäude soll Raum für 150 Schwestern bieten und wird bei einer Länge von 50 m und einer Breite von 16 m mit seinen zwei Stockwerken (außer dem Erdgeschosse) trotz seiner äußeren Einfachheit einen stattlichen Anblick gewähren.

Möge es mir noch vergönnt sein, Ihnen bei dieser Gelegenheit für all' das zu danken, was Sie, verehrter Herr, durch Ihre Zeitschrift in der Afrikabewegung bereits gutes gewirkt haben; auch für unsere Genossenschaft durch die wiederholten Sammlungen an Geld und die verschiedenen Nachrichten über unser Werk.

Mit der nochmaligen Versicherung meines innigsten Herzensdankes im Namen unserer Glaubensboten im fernen Afrika und Ihnen und Ihren Lesern auch ferner unsere Gebetshülfe, wie bisher, schenkend, — alle im „Gott will es!" empfohlene Anliegen, werden auf der Gebetsintentionentafel, die am Anbeterstuhle bei der ewigen Anbetung des Allerheiligsten aufliegt, dem Gebete der Kommunität und jedes einzelnen Anbeters ans Herz gelegt, — verbleibe ich um die gleiche Hülfe bittend und Ihrer Zeitschrift reiches Gedeihen wünschend, in vorzüglichster Hochachtung P. Andr. Amrhein, O. S. B., Supr.

Aus der Jesuiten-Mission am Zambesi.

Bekanntlich hat auch dieser Mission unser Zentralvorstand eine erhebliche Unterstützung bewilligt. Wie wohlgethan das war, mögen unsere Leser aus nachfolgenden Zeilen des hochw. Herrn P. Zimmermann S. J. ersehen.

Da ich meine Europa-Reise beendet habe und abermals zu meinen lieben Negern am Zambesi zurückkehre, drängt es mich, allen edlen Wohlthätern, die unsere arme Neger-Mission im Innern Afrikas großmütig unterstützt haben, meinen innigsten Dank und ein tausendfaches „Vergelt's Gott!" zu sagen. Wenn wir auch im Innern Afrikas, wo wir mit dem tötlichen Zambesi-Fieber und mit großen Entbehrungen und Schwierigkeiten zu kämpfen haben, unseren edlen Wohlthätern keine Denktafeln aus Marmor und Erz errichten können, so wollen wir doch ihre Namen in die dankbaren Herzen der armen Neger einprägen. Täglich werden unsere armen Waisenkinder vereint mit den übrigen bekehrten Negern und mit uns Missionaren bei der heiligen Messe für ihre Wohlthäter beten und Gottes Segen auf sie herabflehen. Bei meinem Ab-

schiede kann ich nicht unterlassen, unsere überaus wichtige und ebenso schwierige Zambesi-Mission der gütigen Teilnahme und Wohlthätigkeit auch für die Zukunft auf das innigste zu empfehlen und um milde Gaben für die armen, verlassenen Neger am Zambesi zu bitten.

Die Zambesi-Mission, welche eine der schwierigsten und opferreichsten und zudem eine der jüngsten in der Kirche ist, kann freilich noch keine großen Erfolge und Massenbekehrungen aufweisen. Sie hat seit ihrer Entstehung im Laufe von zwölf Jahren viel gekämpft und mehr als dreißig ihrer tüchtigsten Missionare geopfert. Die vielen Entbehrungen und Anstrengungen, die übergroße Hitze und das Zambesi-Fieber haben so manche hoffnungsvolle Kraft frühzeitig ins Grab gebracht. Im heißen Zambesi-Sande in Moßba ruhen: P. Wehl, P. Gabriel, P. Vesteneck samt vielen anderen; und sie sind der Same für eine reichliche Ernte, die im Innern Afrikas bald erblühen wird, wenn die nötigen Schnitter und die Unterstützung von Europa nicht fehlen werden.

Da es mir auf meiner Europareise gelungen ist, nebst vielen tüchtigen Missionaren zugleich auch die ersten Nonnen für die Erziehung der armen Negermädchen für die Zambesi-Mission zu gewinnen, so wird es möglich sein, das ausgedehnte Missionsgebiet besser zu besetzen, die bereits vorhandenen Stationen mit dem Nötigen zu versehen und neue Stationen weiter im Innern zu errichten.

So wird die Sklaverei allmählich, jedoch sicher, nicht durch Gewalt und Waffen, sondern durch Christianisierung und Zivilisierung abgeschafft; wie ich das in meiner Station von Boroma, die eine Monatsreise weit von der Mündung des Zambesi im Innern Afrikas liegt, seit vier Jahren bereits mit dem besten Erfolge begonnen habe. Ich habe da inmitten der Neger, isoliert von allen Weißen, eine Missionsstation angelegt, die bereits viele Gläubige und mehr als fünfzig getaufte Negerknaben zählt, die ich aus der Sklaverei losgekauft und erzogen habe. Mehrere derselben üben bereits das wichtige Amt eines Katechisten aus und dienen ihren erwachsenen Landsleuten als Lehrer in unseren heiligen Glaubenswahrheiten. Es handelt sich nun darum, mehrere solche Stationen auf gleiche Weise einzurichten und in Stand zu setzen, recht viele arme Negersklaven loskaufen und zu tüchtigen Katechisten, Handwerkern und Arbeitern erziehen zu können. Es muß auch für die Erziehung der armen Negermädchen durch Nonnen gesorgt werden. Es müssen alle Instrumente und Werkzeuge für den Ackerbau und die verschiedenen Handwerke angeschafft und in das Innere geführt werden. Alles das kann nicht ohne die Mitwirkung und Gaben edler Gönner geschehen. Wir Missionare und die opferfreudigen Nonnen können wohl für die armen Neger unsere Gesundheit und unser Leben aufopfern; aber das Nötige zum Unterhalte, zur Erziehung und Zivilisierung können wir nicht herbeischaffen ohne die fortdauernde Unterstützung edler Wohlthäter und Gönner. Und so bitte ich im Namen der armen Neger und aller unserer Missionare und Nonnen, uns auch fernerhin großmütig unterstützen zu wollen. Gütige Gaben für unsere Mission werden von der Expedition des „Gott will es!“ entgegengenommen und an uns übermittelt.

P. Stephan Zimmermann, apostolischer Neger-Missionar.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

Diözesan-Verein Münster.

Für den Afrika-Verein sind im Monat **Juni** 1890 eingegangen aus:

Breyelt 133 M. — Oedt 111 M. — Brochterbeck 26 M. — Martini 272 M. — Milte 230 M. — Elten 123,20 M. — Ahaus 652 M. — Rheinberg 188 M. — St. Mauritz 200 M. — Dompfarre 187 M. 30 Pfg. — Überwasser 1600 M. — Altenberge 300 M. — Aegidie 106,50 M. — Dülmen 302 M. — Suderwick 9,75 M.

Ferner sind im Monat **Juli** eingegangen aus:

Bottrop 500 M. — Boisheim 85 M. — Hassen 43 M. — Herten 203,50 M. — Nütterden 6 M. — Ottmarsbocholt 63 M. — Ottenstein 30 M. — Dorsten 36 M. — Ramsdorf 55 M. — St. Tönis 220,10 M. — Lembeck 52 M. — Wulfen 22,80 M. — Laer 104 M. — Hönnepel 19,45 M. — Lüttelforst 38 M.

Münster, den 5. August 1890. von Noël, Schatzmeister.

Diözesan-Verein Osnabrück.

Beim Unterzeichneten sind eingegangen aus: Werlte 44,60 M. — Kapellengemeinde Sutthausen 158 M. — Brees 78,80 M. — Wallenhorst 80 M. — Sondermühlen 4 M. — Hebelermeer 10 M. — Bohmte 100 M. — Osterkappeln 202,50 M. — Haste 54 M. — Glandorf 68 M. — Osnabrück (Stadt- und Landgemeinde) 201,50 M. — Zusammen 1001,40 M. — An die Zentralstelle in Köln sind 1000 M. abgeführt.

Osnabrück, 25. Juli 1890. Schwenger.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

(Bis einschließlich 1. August.)

Für den Afrikaverein: Pfarrer M. Brink, Roth,* 40 Pfg. — Freifräul. von Habermann, Fulda, 10 M. — v. d. Becke, Ankum, 90 Pfg. — Wedewer, Wittenberg, 10 M. — St. in St. 20 M. — Fr. Toussaint, Aachen,* 1 M. — J. Capellmann, Morsbach, 1 M. 20 Pfg. — B. Wellen, Bentheim,* 4 M. 70 Pfg. — Zusammen 48 M. 20 Pfg.

Zur Anschaffung des Harmoniums für die Mission in Dar-es-Salaam: Lehrer A. Gehrmeyer, Emden, 3 M. — Fr. B. Stollberg 10 Pfg. — Fr. S. Stollberg 10 Pfg. — N. N. in Aachen* 2 M. 50 Pfg. — F. Deters in Lohme 40 Pf. — Vikar Wacker, Schönau, 1 M. 60 Pfg. — Aus Hadamar 50 Pfg. — Pfarrer Lehnen, Wintersdorf, 1 M. — Math. Schneider, Steindorf, 50 Pfg. — M. Müller, Abtsrode, 50 Pfg. — G. O. in A. 1 M. — D. B. in A. 20 Pfg. — C. Maulhard und Genossen, Hochheim (gesammelt anl. der Nachfeier der goldenen Hochzeit des N. Rosenstengel'schen Ehepaares), 7 M. — G. F. in B. 10 Pfg. — H. L. in A. 10 Pfg. — C. Henrich in Clafeld 60 Pfg. — Fr. Toussaint, Aachen, 50 Pfg. — Potthöfer, Meschede, 3 M. — Eing. d. B. v. d. Becke,* 3 M. 50 Pfg. — Pfarrer Steinmetz, Grevenbroich, 8 M. — Pfarrer Settele, Rehrosbach, 25 M. — Erbgraf Königsegg, Hohlkirch, 30 M. — G. Herz, Lindau, 1 M. — Aus Heinsberg* 18 M. — J. H. Cörbecke 1 M. — Aus Brechten 50 Pfg. — E. Fuß, Krefeld,* 3 M. — H. Beyer, Nippes, 1 M. 50 Pfg. — Aus Werth 1 M. — Aus Seitendorf 10 Pfg. — M. A. L. Mainz 2 M. — Zusammen 117 M. 30 Pfg.

Zum Unterhalte der Schwestern in St. Ottilien: G. O. in A. 1 M. — H. L. in A. 1 M. — Aus Hadamar 50 Pfg. — Jos. Uhlenbrock, Börste, 20 Pfg. — J. H. Cörbecke 3 M. — M. A. L. Mainz, eine Sammlung Briefmarken. — Zusammen 5 M. 70 Pfg.

Für die Patres vom hl. Geiste: Von H. in Andernach 10 M. — Durch unsern Agenten K. in Stolberg, von Frau P. für 2 hl. Messen 2 M. — Durch Frl. S. L. in Stolberg für 1 hl. Messe in bes. Meinung 1 M. 50 Pfg.; für 1 hl. Messe zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes 2 M.; für 1 hl. Messe in derselben Intention 1 M. 50 Pfg. — Aus Hadamar 50 Pfg. — Maria 1 M. 50 Pfg. für 1 hl. Messe z. l. Muttergottes. — E. Gockel, Höxter, für ein Pathenkind „Ernst" 50 M. — M. A. L. Mainz 2 M. — Zusammen 71 M.

Für die weißen Väter Lavigeries: Zum Loskauf von Sklavenkindern von Th. Schmelzer, Oberahlbaum, 50 M. — M. in Neuenburg 1 M. 50 Pfg. für eine Seelenmesse. — Père Pf. St. Louis 8 M. — Zum Loskauf von 3 Heidenkindern von Kaplan Cohaus, Werne, 63 M. — Zusammen 122 M. 50 Pfg.

Zum Loskaufe von Sklavenkindern mit Patenauslosung: G. O. in A. 1 M. — G. F. in B. 20 Pfg. — Durch Joh. Schwiertz von Abonnenten in Königshof 15 M. — Aus Schwaz 45 Pfg. — Aus Hadamar 50 Pfg. — M. A. L. Mainz 1 M. — Zusammen 18 M 15 Pfg.

Für die Mission in Dar-es-Salaam. Th. Weber, Büsbach, 2 M. — P. J. K. 1 M. — H. K. in Büsbach 3 M. — **Zum Ankaufe von Heidenkindern:** Von R. in Lüchtringen* 14 M. und 21 M. für Ankauf eines Heidenkindes, Josef zu taufen. — Paul aus Dortmund 1 M. — Durch Dr. B., Luzern, für Loskauf eines Sklavenkindes „Anna" von Fr. W. 40 M. — Durch Jos. Uhlenbrock, Börste, 1 M. 40 Pfg. — Kr. Cörbecke 1 M. — J. H. Cörbecke 1 M. — Zusammen 85 M. 40 Pfg.

Mannigfaltiges.

Major von Wißmann ist fast gänzlich wieder hergestellt; indes wird er noch einige Zeit der Ruhe bedürfen. Im Herbste gedenkt er nach Ostafrika zurückzukehren und seinen Sitz in Bagamoyo zu nehmen. Bagamoyo — so sagte er — ist unbedingt der bedeutendste Karawanenplatz von ganz Afrika. Selbst Orte wie Tunis können sich im Karawanenverkehre nicht entfernt mit Bagamoyo messen. Da aber Bagamoyo für große Seeschiffe unzugänglich ist und unsere Reichspostdampfer das benachbarte Dar-es-Salaam anlaufen müssen, so ist es erforderlich, die beiden Orte so gut wie irgend möglich zu verbinden, und zwar durch eine Eisenbahn, was bei der Ebenheit des Terrains und der Kürze der Entfernung mit mäßigen Unkosten geschehen kann. Ebenso müssen die ebenfalls nahe bei einander liegenden Tanga und Pangani durch eine Bahn verbunden werden. Das Kabel zwischen Zanzibar, Bagamoyo und Dar-es-Salaam wird in etwa 3 Monaten fertig sein. Als seine nächste Aufgabe bezeichnet er die Sicherung der Karawanenstraßen und die Gewinnung der im Innern wohnenden Stämme, und es sind zu diesem Behufe bereits wichtige Maßregeln getroffen. Abgesehen von der Expedition Emin Paschas, die eine Station am Viktoria-Nyanza gründen soll, ist die des in die Dienste Wißmanns getretenen Mr. Stokes von hoher Bedeutung. Sie ist für das Gebiet der Wanjamwesi bestimmt. „Die Wanjamwesi" — so sagte der Reichskommissar — „sind zweifellos die intelligentesten und arbeitskräftigsten unserer sämtlichen ostafrikanischen Negerstämme." Stokes, der Schwiegersohn eines ihrer einflußreichsten Führer ist, wird die einzelnen Häuptlinge aufsuchen und sie auffordern, an die Küste zu kommen, um uns den Salaam und als Zeichen der Unterwerfung

etwas Elfenbein zu bringen. Die wenigen, die sich darauf vielleicht nicht einlassen wollen, werden zur Unterwerfung gezwungen werden. Auch die weiteren Andeutungen v. Wißmanns bekunden seinen praktischen Blick. Mehrere Stationen in das Innere hinein sind schon angelegt, die eine immer 20 Tagreisen von der andern entfernt und mit einer Besatzung, sowie mit Vorräten versehen, so daß sie zur Sicherung der Straßen, zum Stützpunkt der Karawanen und Expeditionen, zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung dienen können. Die Anlage von weiteren Stationen an geeigneten Punkten wird folgen. Als sehr wichtig bezeichnete es der Reichskommissar, möglichst schnell einen Dampfer auf den durch Stationen mit der deutschen Küste verbundenen Viktoria-Nyanza zu bringen; für die nötige Anzahl von Trägern, welche den zerlegten Dampfer ins Innere schaffen sollen, habe er bereits Vorsorge getroffen, und es komme nur darauf an, daß das Fahrzeug schnell gebaut werde, damit uns die Engländer nicht zuvorkommen und auf diese Weise den Haupthandelsverkehr auf dem See an sich reißen. Eine Eisenbahn in das Innere sei vorläufig nicht rentabel. Daß Deutsch-Ostafrika vermutlich Reichskolonie und seine Beamten Reichsbeamte werden, entspricht durchaus den Wünschen Wißmanns, der noch hinzufügte, der Kaiser habe ihm gegenüber selber den Wunsch geäußert, daß die Schutztruppe zu einer kaiserlichen Truppe werden solle.

Zwischen dem deutschen Reiche und dem Kongostaate ist ein Vertrag unterzeichnet worden, welcher die Auslieferung von Verbrechern und die Gewährung sonstiger Rechtshülfe in Strafsachen zwischen den deutschen Schutzgebieten in Afrika und dem Gebiete des Kongostaates regelt.

Neue Geldmünzen für Ostafrika. Die im September auszugebenden Silbermünzen für Deutsch-Ostafrika werden auf der einen Seite mit dem Brustbilde des Kaisers in Gardes du Korps-Uniform mit entsprechendem Helm und auf der andern Seite wahrscheinlich mit einem Löwen geschmückt werden. Die Wahl der Gardes du Korps-Uniform mit Adlerhelm für das kaiserliche Bildnis ist auf ausdrücklichen Wunsch des Monarchen geschehen. Das Relief hat der königl. Münzmedailleur, Herr Weigand, in der königlichen Münze modelliert. Der Wert jeder Münze beträgt 1 Rupie, etwa M. 1,50, jedoch steigend und fallend, je nach dem Kours. Kupfermünzen sind bereits geschlagen.

Telegraphenlinien. Einen wesentlichen Fortschritt in ihrer Entwickelung werden unsere Kolonieen erfahren durch die Anlage von eigenen Telegraphen-Zweiglinien nach denselben. Wie schon früher angegeben, wird bereits jetzt ein Kabel von Zanzibar nach Dar-es-Salaam gelegt; außerdem sollen auch noch Kabel in West-Afrika nach Togo und nach Kamerun gelegt werden.

Mit dem Dampfer „Reichstag", welcher als erstes Schiff der neugegründeten Deutsch-Ostafrika-Linie mit voller Ladung und vielen Passagieren den Hamburger Hafen verlassen hat, fährt auch der bereits vier Jahre im dunkeln Erdteile ansässig gewesene Herr Künstl aus Baiern mit einem Ingenieur, einem Arzt, einem Tischler, einem Bäcker und einem Mechaniker. Die

Herren beabsichtigen, in Lamu (Witugebiet) zu landen und dort eine Dampf-Sägemühle anzulegen. Die hierzu erforderlichen Maschinen und sonstigen Artikel sind, in 91 großen Kisten verladen, mit dem „Reichstag" fortgegangen, ebenfalls eine Lokomobile, diverse Wagen, hölzerne Häuser mit den dazu gehörigen Zink-Wellblech-Bedachungen.

Was die Protestanten für ihre Missionen aufbringen. Es giebt mehr als 100 Bibelgesellschaften, und von 14 derselben führt der protestantische Prediger Sainton für das Jahr 1888 folgende Einnahmen auf:

Verein für protestantische Propaganda	3 466 670	Mark,
Verein der Mährischen Brüder (Herrenhuter) . .	1 300 000	„
Englischer Baptistenverein	1 094 470	„
Londoner Gesellschaft	3 121 500	„
Anglikanische Gesellschaft	5 533 270	„
Amerikanische Gesellschaft (Boston)	3 336 450	„
Amerikanischer Baptistenverein	2 093 960	„
Baseler Gesellschaft	900 000	„
Wesley-Gesellschaft	3 296 680	„
Presbyterianischer Kirchenverein (Verein. Staaten)	3 727 800	„
Methodistischer Kirchenverein (Vereinigte Staaten)	4 133 720	„
Presbyterianischer Kirchenverein (England) . . .	1 413 170	„
Verein der freien schottischen Kirche	2 095 329	„
Chinesischer Kirchenverein	800 000	„
Budget dieser 14 Gesellschaften	37 111 210	Mark.

Das Gesamtbudget der verschiedenen Gesellschaften übersteigt 50 Millionen . . . fünfzig Millionen für das eine Jahr 1888! Und diese Ziffer ist nicht etwa übertrieben, sondern mehrere protestantische Zeitschriften berechnen dieselbe sogar auf 62 Millionen. — Da bleibt uns Katholiken aber noch viel, sehr viel zu thun. Brächten wir für den Afrika-Verein nur erst einmal eine Million jährlich auf!

Expedition zur Erforschung der Kongoquellen. Vor kurzem wurde aus Brüssel berichtet, daß die belgische Kongo-Gesellschaft eine Expedition ausrüste, um nach dem im Innern Afrikas berühmten Goldlande Katanga vorzudringen und die Quellen des Kongo-Lualaba zu erforschen. Es handelt sich nicht nur um eine nähere Untersuchung der oberen Läufe des Lualaba, des Luapula und des aus dem Tanganjika kommenden Lugunka, sondern auch um Feststellung des Seensystems, unter dem der Landji-See als Aufnahmebecken der genannten Flüsse eine große Rolle spielt. An der Expedition, welche auf drei Jahre berechnet ist, sollen 14 Weiße teilnehmen, darunter auch ein Deutscher, Kapitän Boshart aus München, der schon früher im Dienste des Kongostaates stand. Derselbe ist bestimmt, die militärische Abteilung der Expedition zu führen.

Sklavenhandel in Tripolis. Nach dem „Figaro" zugekommenen Berichten wird der Sklavenhandel in Tripolis trotz der bestehenden Verbote schwunghaft betrieben. Die Händler von Tripolis geben den Karawanen Waren

mit und tauschen diese in Murzuk gegen Sklaven um. Tausende von Negern sind stets auf dem Markte von Murzuk vorrätig. Nach Tripolis werden die Sklaven in der Nacht gebracht und bis zum Verkaufstage in den Gärten der Oase El Hani versteckt. Von Tripolis aus werden sie dann nach Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien verschifft. Die Sklavenmärkte finden in Tripolis monatlich in Privathäusern oder an Straßenecken statt. Eine kräftige junge Negerin wird mit 300 bis 400 Franks bezahlt; Männer und Knaben haben einen geringeren Wert. Allein in Bengaz wurden in vier Jahren 21 000 Neger verkauft; man kann daher für ganz Tripolitanien in der gleichen Zeit einen Verkauf von über 100 000 Negern annehmen.

Im egyptischen Sudan bereiten sich anscheinend neue Gestaltungen vor. Wiederholt hat in den letzten Tagen der Telegraph Meldungen gebracht, daß die Mahdisten von dem seit einem halben Jahre oft genannten „Scheich Senussi" geschlagen worden seien; angeblich soll Omdurman, der Hauptsitz des Mahdi, Khartum gegenüber, selbst bedroht und das Reich des letzteren dem Zerfalle nahe sein. Dieser Kampf gegen den Mahdi ist ein aus religiösen Gründen hervorgegangener, kein nationaler oder von patriotischen Gesichtspunkten veranlaßter. Die Senussi sind eine neue mohammedanische Sekte, welche vor nahezu 50 Jahren von Mohammed Senussi aus Algier gegründet wurde. Die Sekte hat sich rasch über das französische Gebiet von Nordafrika, dann durch ganz Egypten bis in den Sudan hinein verbreitet, und hat einen unglaublich großen Einfluß in jenen Gebieten. Ihrer Einwirkung ist es gelungen, die früher ziemlich lauen Mohammedaner in der Wüste zu Fanatikern zu machen; der Einfluß der Senussi auf die Bevölkerungen der von ihnen belegten Länder ist dadurch ein sehr großer und dauernder geworden, daß sie sich überall in den Besitz des besten Landes zu setzen wußten. Das Hauptkloster der Senussi befindet sich zu Sarabub, etwas westlich von Siwah, der alten Oase des Jupiter Ammon in Nord-Egypten; dort hat der Sohn des Stifters Mohammed-el-Mahdi, als Oberhaupt des Ordens, seinen Sitz. Sollte der entbrannte Kampf zu Gunsten der Senussi ausfallen und mit der gänzlichen Niederlage des Mahdismus enden, so würde Europa keinen Vorteil davon zu erwarten haben. Der Fanatismus der Senussi ist nicht geringer, als jener der Mahdisten; selbst in den ruhigsten Zeiten haben europäische Reisende, z. B. in den egyptischen Oasen der lybischen Wüste, schlimme Erfahrungen mit dem Einfluß der Senussi gemacht. Kardinal Lavigerie hält ihn für außerordentlich mächtig und gefährlich.

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Mehrere besondere Anliegen. — Die Seelenruhe von mehreren Verstorbenen. — C. H.: Um glücklichen Verlauf einer wichtigen Sache. — Um Abwendung von Krankheit. — Mehrere Bitten um Genesung. — Um die Gesundheit unseres Vaters wieder zu erlangen. — Um sich auf den Ehestand würdig vorzubereiten. — Von der Muttergottes, die Hülfe zu erlangen, daß mein Bräutigam seine Stelle behalten möge. — Um Bewahrung der Unschuld und Liebe zum Herzen Jesu und noch eine besondere Bitte. — Einige besondere

Anliegen. — Ein junger Mann in schwieriger Heiratsangelegenheit. — Eine Witwe um guten Geschäftsgang. — Ein armer Handwerker um dauernde Stelle. — Eine Gräfin um Gnaden zur Rückkehr in die römisch-katholische Kirche. — Ein Jüngling mit einer häßlichen Gewohnheitssünde, um Befreiung davon. — Mehrere wichtige Anliegen.

Bücherschau.

Der junge Katholik in der modernen Welt. Briefe an einen jungen Mann von Augustin Egger, Bischof von St. Gallen. 4. Aufl. Einsiedeln — Benziger. Wahrhaft väterliche Worte sind es, die der Bischof von St. Gallen in der kleinen Schrift „Der junge Katholik in der modernen Welt" an einen jungen Diözesanen richtet, der im Begriffe steht, fern vom Elternhause in einer für das sittliche Leben überaus gefahrvollen Großstadt seine Lehrlingsjahre durchzumachen. Als Führer und Ratgeber für die heranwachsende Jugend sehr empfehlenswert.

Altar und Tabernakel. Lehrgedicht von Peter Sömer. Paderborn. Bonifaziusdruckerei. In ansprechendem, glatt dahin fließendem Versmaße spricht der Dichter zunächst von der dreifachen Bedeutung des hl. Meßopfers, und wie alle vorbildlichen Opfer in Vergleich zu diesem nur Schatten sind. Sodann führt er uns in den Speisesaal nach Jerusalem, läßt uns hier in poetischem Bilde die Einsetzung des hl. Altarssakraments schauen und zeigt an verschiedenen Beispielen, wie dasselbe von Anfang an die Quelle aller Tugendfülle gewesen ist, und wie ohne das Sakrament, diesen Magnet und diese Seele des Gottesdienstes das Gotteshaus eine kalte Leiche und nur Bethaus sein würde. Nach den Belehrungen über dieses hochwürdige Sakrament und den würdigen Empfang desselben folgt in einem längeren Schlußgedichte ein Erguß jener Gefühle, Klagen, Seufzer, die uns in Gegenwart des hl. Sakraments erfüllen müssen, wenn unsere Liebe zum Heilande im Tabernakel nicht erkalten soll. Das Büchlein ist darum allen Priestern und gebildeten Laien recht zu empfehlen.

Was ein Waldbruder sang. Gedichte von Dr. Wilhelm Reuter. Paderborn. Bonifaziusdruckerei. Unter diesem Titel ist bereits der 2. Teil erschienen, enthaltend: „Neue Gedichte", geeignet, dem bewährten Dichter neuen Ruhm zu bereiten. In „Klausners Bergreien" giebt sich der hohe Naturssinn des Dichters kund; in ihnen klingt gleichsam das Echo der gefiederten Sänger wieder und sind die Blumen auf Wiesengrund und Bergeshöhe nach Volksbrauch und Volkssage zu einer poetischen Blumenlese vereinigt. „Klausners Nachtgedanken" sind entstanden durch Betrachtung der ernsten Seite in den Naturerscheinungen und bieten eine Fülle von Bildern und Gleichnissen. So erscheint z. B. die Kirche mit dem Monde verglichen „Jetzt in hellem Glanze strahlend, Jetzt im Wolkenflor der Leiden." Sodann werden in „Klausners Wallfahrtsliedern" die berühmtesten Gnadenorte in Süd- und Westdeutschland besungen, und wenn „Klausners Kinderglöcklein" die muntere Kinderschar zusammenruft, dann hat der Waldbruder eine Menge schöner Gedichte bereit für die lieben Kleinen. Zum Schluß folgt „Klausners Spruchschatz," welcher tiefsinnige, von echt christlichem Geiste durchwehte Distichen, Reimsprüche und Spruchlieder enthält.

Es ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben der **St. Ottilien-Missions-Kalender** für das Jahr 1891. Herausgegeben vom Missionshaus St. Ottilien zum Besten seiner Genossenschaft und ihrer Missionen in Deutsch-Ostafrika. Da der ganze Reinertrag dieses Kalenders in die Missionskasse fließt, so möchten wir dessen Verbreitung, insbesondere den Mitgliedern des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, dringendst ans Herz legen. Preis 50 Pfg.

Briefkasten der Redaktion.

W. L. in **S.:** Major von Wißmann ist Protestant, dagen sind von Gravenreuth und Schmidt katholisch. — **Jos. Th.** in **L.:** Da Sie die 50 M. jetzt voll haben, so werden wir Ihnen bei nächster Gelegenheit ein Sklavenkind bestellen. — **A. H.** in **S.:** Ihr Vorhaben können wir nicht billigen, es scheint uns, daß Gott Ihnen andere Pflichten gegeben hat. Auch sind Sie zum Eintritt in einen Orden wohl schon zu alt, wenigstens für Afrika. Geld oder Marken waren in Ihrem Briefe nicht enthalten. — **M.** in **L.:** Wenn Sie gern dem Afrika-Verein beitreten wollen, in Ihrer Gegend aber kein Zweigverein existiert, so senden Sie ihren Beitrag an den Herrn Schatzmeister, Kaufmann Heinrich Horten in Köln; das genügt. — **J. H.** in **M.:** Aller Anfang ist schwer, aber deshalb nicht verzagen! — **Nach Alst:** Wegen Stoffüberflusses müssen wir Ihren Artikel leider noch zurückstellen. — **Nach Höxter:** Da wir nicht wissen, ob Ihre frühere Gabe bereits die gewünschte Verwendung fand, so glaubten wir die 50 M. am besten zum Ankaufe eines weiteren Sklavenkindes verwenden zu sollen. Für die einmal Befreiten wird ohnehin bestens gesorgt, aber noch harren Tausende ihrer Freiheit. — **Nach Innsbruck:** Der fragliche Betrag ist im 12. Hefte, S. 376, quittiert. — **Al. Kr., Scheibbs:** Diese Angelegenheit besprechen Sie am besten mit Ihrem Oberen. — **Père Pf. Algier:** Wir haben den gütigst gesandten Betrag von 8 M. den weißen Vätern überwiesen. Die Hefte werden Ihnen nach wie vor in bisheriger Weise zugehen. Um Ihre gütige Fürbitte für das weitere Gedeihen unserer Sache bitten wir freundlichst.

(Schluß der Redaktion am 9. August.)

« Zur Unterhaltung. »

Der Schwur.

Eine Sklavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Nach **Raoul de Navery.** (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Das war auch der Wunsch Compians und seiner Leute. Alle brannten vor Begierde, zu siegen oder einen ruhmvollen Tod zu finden. Der Sieg aber konnte ihnen nichts nützen, wenn er blos darin bestand, den Räuber zur Flucht zu bringen; das eigene Schiff war schwer beschädigt, die einzige Rettung lag also darin, sich des Korsarenfahrzeuges zu bemächtigen. Wie der „Arasfiel" näher kam, wurde das Feuer auf beiden Seiten allgemein, aber es befriedigte weder hüben noch drüben. Die Matrosen des „Centaur" luden ihre kleinen Stücke mit Begeisterung, sie hatten den verwegensten Feind der Christenheit, den wildesten Freibeuter des Mittelmeeres, den Schrecken aller Kauffarteischiffe erkannt und hofften, seinen bereits zur Legende gewordenen Blutthaten ein Ziel setzen zu können. Endlich, rief Olli, werden wir Ben Sadoc von Angesicht zu Angesicht sehen können! — St. Elmsfeuer will seinen Namen ver-

lieren, Steuermann, wenn er nicht, wie David, diesem verfluchten Goliath das Handwerk legt! beteuerte der Schiffsjunge, Ollis Adoptivbruder. Jack Donner fuhr schweigend fort, zu laden und zu zielen, während Meerschwein die brennende Lunte an die Pfanne hielt. Compian entwickelte die ganze Kaltblütigkeit eines Mannes, von dem der Erfolg einer entscheidenden Schlacht abhängt. Seine Augen blitzten in kriegerischem Feuer, von Zeit zu Zeit näherte er sich Jack und ermahnte ihn, genau zu zielen, dann wieder ging er zu den beiden anderen Geschützen, ließ Säbel und Gewehre am Fuße des großen Mastes niederlegen und die Enterhaken bereit halten.

Jetzt sauste der „Arasfiel" heran, um Bord an Bord den Kampf fortzusetzen. Kameraden! schrie Goland, dieser Hund von einem Türken greift uns mit einem Schiffe an, das aus Frankreichs Häfen stammt, und von ihm geraubt ist. Wir müssen es ihm wieder abjagen und es im Triumpfe, den „Centaur" im Schlepptau, nach Marseille zurückbringen! Die Matrosen applaudierten, während Meerschwein auf ein Geschütz sprang und aus Leibeskräften schrie: Tod dem Piraten Ben Sadoc! — Die Enterhaken! erschallte das Kommando Compians.

Der Befehl wurde prompt ausgeführt und im nächsten Augenbicke lagen die beiden Fahrzeuge aneinander gefesselt da. Jetzt begann ein schreckliches Durcheinander. Jack Donner, eine Axt in der nervigen Faust, stürzte sich in den dichtesten Haufen und hieb wie wahnsinnig auf die Feinde los. Wut- und Schmerzensschreie vermischten sich, der Geruch des frischen Blutes berauschte die Araber, der Name Allahs schallte immer von Neuem inmitten des Getümmels. Ben Sadoc, wutschnaubend über den unerwarteten Widerstand, feuerte beständig seine Leute an, die Christenhunde schonungslos niederzumachen. Compians Leute, den Piraten an Zahl weit nachstehend, vollbrachten Wunder der Tapferkeit. Er selbst, gegen einen Mast gelehnt, hielt den Ansturm von vier Türken aus und hatte bereits zwei niedergestreckt, als er plötzlich von einem der Leute Ben Sadocs bei den Füßen ergriffen und niedergerissen wurde. Zu mir her! Kameraden! rief er fallend. Ein Schuß antwortete ihm und der Angreifer rollte zu seinen Füßen. Josse und Jack befreien ihn aus seiner gefährlichen Lage, und der Kapitän, einsehend, daß es trotz der Tapferkeit seiner Leute kaum möglich werden wird, mit dem Feinde fertig zu werden, sucht in dem Gewirre Ben Sadoc, um sich Auge in Auge mit ihm zu messen

Eine Weile wogte so der schreckliche Kampf, das Deck des „Arasfiel" bedeckte sich mit Toten und Sterbenden. Auch Jack Donner, aus mehreren Wunden blutend, fühlt, daß es aus ist mit ihm, er schleppt sich nach dem Orte, wo das Lilienbanner noch weht. Sein Schüler, der flinke St. Elmsfeuer, gesellte sich zu ihm. — Kleiner, sagte der Matrose, erweise mir einen letzten Dienst; die Hunde, wenn sie sich auch des Schiffes bemächtigen, dürfen die Flagge nicht haben. Sie soll ihnen nicht zum Spott dienen. Kannst du daran kommen? — Ich will es versuchen, Matrose, antwortete der Junge. — Ja, vorwärts, ehe der Feind sie nimmt! — Der Junge sprang, um den Befehl auszuführen. Über dem Abgrunde hängend, kletterte er der Fahne zu, als eine Gewehrkugel ihn an der linken Schulter traf. Aber das tapfere Kind stieß

keinen Schrei aus. Ich habe sie, rief er dem Matrosen zu. — Und ich räche sie, antwortete dieser, und damit hatte er sich erhoben und mit letzter Anstrengung den niedergeschlagen, der auf St. Elmsfeuer geschossen. Dieser rutschte mit der Flagge herab. — Gieb, gieb, schrie Jack; sie sollen sie nicht haben; wenn du das Unheil überlebst, so sag dem Kapitän . . . — Er vollendete den Satz nicht mehr, wickelte sich die Flagge um den Leib und ließ sich über Bord fallen.

St. Elmsfeuer stürzte ihm nach; er wollte versuchen, ihn zu retten. Wird es ihm gelingen? Der Schiffsjunge tauchte unter und brachte den verwundeten Matrosen an die Oberfläche zurück. Vor ihm trieb ein Gewirr von Segelstangen und Segelwerk, darauf schwamm er zu mit der Kaltblütigkeit und Ausdauer eines Mannes, und es gelang ihm, den Ohnmächtigen auf dem Segelwerk, wie in einer Hängematte, zu betten und selbst einen Anhalt zu finden. So überließ er sich und Jack den Wogen, die ihn immer weiter vom Schauplatze des Kampfes wegführten, wohin? das lag in der Hand der Vorsehung.

Oben auf dem Schiffe war der Kampf noch nicht zu Ende. Auge in Auge, Brust an Brust standen Compian und Ben Sadoc einander gegenüber. Das Schauspiel dieses Kampfes der beiden Kommandanten zog aller Augen auf sich; man fühlte, daß die Entscheidung nahe. Meerschwein, der den Beginn sah, wartete das Ende nicht ab; er hatte seinen Plan. Versehen mit einer Zündschnur, war er in das Innere des „Arasfiel" hinabgestiegen, fest entschlossen, das Schiff in die Luft zu sprengen, wenn er an die Pulvervorräte gelangen konnte. Sich ergeben war nicht möglich, die Aussicht, als Sklave verkauft zu werden, bot nichts Verlockendes, besser war es, sich mit dem Feinde in den Wellen zu begraben.

Der Junge kroch in den unteren Räumen umher und fand richtig, was er suchte. Er sieht die mit Pulver gefüllten Fässer, nimmt seine Zündschnur, setzt sie in Brand, aber ehe er noch seinen verzweifelten Entschluß ausführen kann, fällt er, von sicherer Hand ins Genick getroffen, zu Boden. Ein Türke, von Ben Sadoc zum Schutze der Pulverkammer zwischen den Fässern verborgen, hatte den Anschlag vereitelt. Grinsend gab er dem im Todeskampfe zuckenden Jungen einen Fußtritt und schleuderte ihn in eine Ecke.

Gott wollte nicht, daß die Mannschaft des „Centaur" gerettet werde. Compian gab freilich keinen Daumen breit nach, und eben war er im Begriffe, Ben Sadoc für seine Verbrechen büßen zu lassen, als er sich plötzlich umringt und von allen Seiten angegriffen sah. Er schrie nach den Seinen, und Goland fiel wie eine Bombe in den Haufen der Angreifer, aber auch er teilte das Los seines Herrn. Verwundet am rechten Arm, nahm er seinen Yatagan in die Linke, ein Säbelhieb trennte die Hand vom Arme. Alles war aus für die Tapferen; die meisten Matrosen lagen tot oder sterbend auf dem Deck, die anderen waren bald gefesselt, und diese erwartete ein schreckliches Schicksal. Sie konnten sich nur mehr der Gnade Gottes empfehlen.

Ein Trost war Compian noch beschieden; sein alter „Centaur", der ihm Jahre lang so treu gedient, sollte nicht mehr schimpflich remorkiert werden.

Matt vom Kampfe mit dem Unwetter, der Rumpf durchbohrt von mehreren Kugeln, sank er tiefer und tiefer und würde den „Arasfiel" mit sich gezogen haben, wenn Ben Sadoc nicht hätte die Enterhaken lösen lassen. Bald lag das Schiff auf der Seite und schwamm aufs Geratewohl weiter nach derselben Richtung, in welcher Jack und St. Elmsfeuer fortgetrieben waren, bis es ganz verschwand.

Compian und einige noch lebende Matrosen wurden gefesselt in den untersten Schiffsraum gebracht, die Toten und Schwerverwundeten aber über Bord geworfen. Dann gab Ben Sadoc Befehl, das Deck zu reinigen, damit jede Spur des Gefechtes schleunigst verschwinde; einige Stunden später hätte das schärfste Auge nichts mehr von dem Vorgange erraten.

Es war ein gräuliches Loch, in welches man Compian und seine Schicksalsgenossen geworfen hatte, ohne Luft und Licht, nicht einmal ein wenig Stroh diente als Lager. Die Gefangenen konnten ihren schmerzenden Gliedern keine wohlthuende Ruhe gönnen; sie waren auf dem höchsten Gipfel des Unglückes angekommen, fast alle mehr oder weniger verwundet, erwartete sie nur der Tod oder die Sklaverei, und doch freuten sie sich noch ihrer heldenmütigen Gegenwehr und bedauerten nur, daß der infame Ben Sadoc nicht den verdienten Lohn für seine Blutthaten erhalten.

Jeden Tag stieg dieser zu den Gefangenen hinab, unter dem Vorwande, sich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen, in Wirklichkeit, um sich an den Leiden seiner Opfer zu ergötzen. In seiner Gegenwart untersuchte man ihre Fesseln, um sicher zu sein, daß die Gefangenen keinen Ausbruch wagen könnten.

Wohin sollten wir denn fliehen? fragte ihn Compian. — Ihr könntet den Tod in den Wellen suchen, antwortete der Räuber. — Das wäre ein Selbstmord, und den verbietet uns unsere Religion. — Beobachtet ihr eure Religion denn so streng? — Wie es einem Diener Christi geziemt. — Muhamed ist größer als Christus; er hat uns den Sieg über euch gegeben, höhnte der Pirat. — Und die Gerechtigkeit Christi wird dich finden, wenn es Zeit ist! erwiderte Compian unerschrocken. — Ihr müsset euch hier recht schlecht befinden? fuhr Ben Sadoc fort. — Ich beklage mich nicht, antwortete Compian, aber da ist einer meiner Matrosen, Goland, dem die Hand fast abgehauen wurde, dessen Platz wäre besser in der Lazaret-Kajüte. Die anderen haben auch gelitten; ich würde dir dankbar sein, wenn du sie besser pflegen ließest. — Und was wünschest du für dich, Christ? — Nichts. — Nicht einmal Luft und Licht und Befreiung von deinen Ketten? — Meine Seele ist frei, war die Antwort. — Und du wünschest nicht zurückzukehren in dein Land? fragte Ben Sadoc weiter. — Ich habe keine Hoffnung, daß du es erlaubst. — Vielleicht doch. — Würdest du ein Lösegeld annehmen? — Das hängt von seinem Werte ab. — Ich biete dir alles, was von meinem Vermögen noch übrig geblieben ist. — Ich bin schon zu reich, Christ; ich setze mein Geschäft nur fort, um meine Leute zu bereichern. — Was willst du denn? fragte Compian gespannt.

Verleugne deinen Glauben, tritt das Kreuz mit Füßen, und deine Ketten sollen fallen . . . ja, noch mehr, ich schenke deinen Leuten die Freiheit und halte dich schadlos für den Verlust deines Schiffes . . . Ich will den Triumph

Muhameds über Christus sehen, dieses Schauspiel hat allein noch Reiz für mich! — Unter uns ist kein Judas, spare deine Mühe, antwortete Compian verächtlich. — Hast du keine Familie? — Ich habe eine Frau, die ich liebe, einen braven Sohn, eine erwachsene Tochter und ein kleines Kind, das mein Augapfel ist . . . aber ehe ich das Glück, sie wiederzusehen, um einen solchen Preis erkaufe, warte ich lieber bis in jenem Leben.

Und du? wandte sich Ben Sadoc an Goland. — Ich? ich denke wie mein Kapitän. Ich habe eine alte kranke Mutter zu erhalten. Gott wird für sie sorgen; ich verlasse mich auf ihn und bleibe ihm treu.

Recht so, Goland, flüsterte Compian.

Und ihr? fuhr der Räuber fort, seine Blicke über die anderen schweifen lassend.

Einige zuckten mit den Achseln, ohne den Piraten auch nur einer Antwort zu würdigen, die übrigen gaben dem Kapitän Beifall.

Hunde von Giaurs! schrie Ben Sadoc wütend, ich will doch sehen, ob ich euren Trotz nicht breche, ehe wir landen! Dabei zog er eine silberne Signalpfeife hervor und ließ einen schrillen Pfiff ertönen. Vier Neger erschienen, in ihren Zügen lag etwas Bestialisches, wie es nur die Erniedrigung der Sklaverei geben kann. Ben Sadoc zeigte auf die Gefangenen. Nehmet diese Giaurs in die Kur, und ohne Erbarmen! befahl er.

Beleuchtet von zwei von Sklaven getragenen Fackeln, war der Pirat in diesem Moment eine Schrecken einflößende Erscheinung. Die schwarzen Augen blitzten, um den Mund lagerte ein Zug von Hohn und Grausamkeit, die Lippen zuckten nervös und zeigten zwei Reihen scharfer weißer Zähne. Die Gefangenen begriffen, daß der Befehl, den die Schwarzen erhalten, für sie Schreckliches bedeute. Sobald Ben Sadoc mit den Sklaven verschwunden war, machte die gewaltsam zurückgehaltene Entrüstung der Gefährten Compians sich Luft. Nichts empörte sie mehr, als daß dieser Türke sie für feige genug gehalten hatte, ihren Glauben zu verleugnen.

Wir werden ihm zeigen, wer wir sind, diesem Hunde! knirschte Goland, mit seinen Ketten rasselnd.

Kameraden, sagte Compian ernst, wir wollen uns nicht zu sehr auf unsere eigene Kraft verlassen, wir sind schwache Menschen, denen eine schreckliche Versuchung droht. Heute handelt es sich nicht mehr darum, den Säbel zu führen und die Kanonen donnern zu lassen . . . Die Matrosen sind verschwunden, in diesem Gefängnisse befinden sich nichts als armselige Kreaturen, die vielleicht zum Martertode bestimmt sind. Bitten wir Gott, daß er uns Mut verleiht, auch das Schrecklichste zu ertragen.

Diese Worte des Kapitäns gaben den Gedanken der Seewölfe eine andere Richtung. Jeder fühlte, daß die Zeit der Prüfung erst begonnen, und daß es galt, standhaft zu bleiben bis ans Ende.

So verging eine Stunde, und es kam die Zeit, wo man ihnen gewöhnlich die tägliche Ration an Brot und Wasser verabreichte. Der Schlüssel kreischte im Schlosse, der Riegel wurde zurückgeschoben und die Thüre öffnete sich. Aber der Eintretende brachte nicht wie sonst ein Licht mit, die Gefangenen sahen nur einen dunklen Schatten eintreten und dann wurde die Thüre

wieder verschlossen. Nur zu rasch sollte sich dieses Rätsel lösen. Statt des Brotes hatte der Sklave die Peitsche mitgebracht und hieb nun mit unmenschlicher Wut auf die Gefesselten los. Keinem war es möglich, sich den Hieben zu entziehen, das Gesicht gegen den Boden gedrückt, nahmen sie mit stummer Resignation, nur hier und da einen unterdrückten Schmerzenslaut ausstoßend, die Mißhandlung hin. Endlich schien der Henker ermüdet und die blutenden Opfer atmeten auf, als er die Thüre der Zelle öffnete. Bittere Enttäuschung. Ein zweiter Sklave löste den ersten ab, und die Wut, mit welcher er über die Armseligen herfiel, war, wenn möglich, noch größer, als die seines Vorgängers. Bereits wurden zwei Matrosen ohnmächtig, niemand bemerkte es in der Dunkelheit; neue Schläge riefen sie wieder zur Besinnung und Erkenntnis ihres Elendes zurück.

Eine ganze Stunde lang dauerte diese unmenschliche Behandlung, an welcher alle vier Schwarze ihren Anteil nahmen. Schließlich ließ man die Halbtoten liegen, ohne Wasser, ohne Brot, ja, ohne sich nur zu überzeugen, ob sie noch am Leben seien.

Am folgenden Morgen erschien Ben Sadoc wieder und erneuerte seine Versprechungen und Drohungen. Niemand antwortete ihm. Und abermals kamen die Schwarzen, abermals sausten ihre Peitschen auf die Glieder der Unglücklichen nieder, nachdem sie denselben vorher, um die Schläge wirksamer zu machen, die Kleider stückweise vom Leibe gerissen. Sei es, daß diese zweite Mißhandlung zu hart gewesen war, oder daß die verdorbene Luft die Opfer erstickt hatte, am anderen Morgen fand Ben Sadoc zwei Matrosen tot in der Zelle. Sie hatten ihr Martyrtum vollendet, beneidet von den Überlebenden, von denen ein jeder gern an ihrem Platze gewesen wäre. So großen Genuß der Pirat in seiner Grausamkeit fand, und so fanatisch er die Christen haßte, so lag es doch nicht in seiner Absicht, die Gefangenen umzubringen; sie waren die einzige Beute aus dem blutigen Kampfe, und er beabsichtigte, sich durch ihren Verkauf einigermaßen zu entschädigen. Er stellte also die Mißhandlung ein und erlaubte ihnen, frische Luft auf dem Verdecke des Schiffes zu schöpfen, aber nur jeder einzeln, damit sie wenigstens nicht den Trost hätten, sich sehen zu können.

Endlich lief das Schiff im Hafen von Tripolis ein. Die Gefangenen, kaum noch menschlichen Wesen gleich, wurden heraufgeholt, in ein Boot geschleppt und, immer noch in Ketten, in ein großes Gebäude gebracht. In demselben war alles zu finden, was Europa, Afrika und Asien an Erzeugnissen und Waren übers Meer sandte, französische Seide, indische Shawls, Werkzeuge, Waffen und Munition, kurz alles, was dem Piraten in die Hände fiel. Ben Sadoc selbst würde schwerlich imstande gewesen sein, den Wert seines Vermögens anzugeben. Dies war ihm auch vollständig gleichgültig. Hatte er einen Raubzug beendet und die Beute mit seinen Leuten geteilt, so warf er das gemünzte und ungemünzte Geld in seine Tonnen, verkaufte die Waren und verschleuderte den Ertrag in wüsten Gelagen, die nicht eher ein Ende nahmen, als bis ihm das Geld zu fehlen anfing. Dann verkaufte er seine Sklaven und ging von neuem aufs Meer. (Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Riffarth in M.Gladbach.

Gott will es!

Die katholische Missionsthätigkeit in Afrika.

Antwort auf die Angriffe der Herren Warneck, Merensky und Genossen.

Von Dekan Schneider in Stuttgart.

Ein Sturm der Entrüstung fuhr vor einigen Wochen durch einen großen Teil der protestantischen Zeitungen, als der Reichskommissar Major von Wißmann ein freies Urteil über die Thätigkeit der christlichen Missionare in den deutsch-ostafrikanischen Ländern abgegeben hatte. Was sollen wir dazu sagen? Daß durch den Ausbruch gewaltigen Zornes über die Äußerungen eines so erfahrenen Kenners der Zustände im schwarzen Erdteile und besonders in den genannten Länderstrichen ein Beweis gegen die letztern erbracht sei? Nein, es mußte erwartet werden, daß man durch Thatsachen die Behauptungen v. Wißmanns als unhaltbar und falsch zurückweise, daß man klar und deutlich darlege, daß die katholische Missionsthätigkeit aus diesen und jenen Gründen das Lob nicht verdiene, welches derselbe ihnen spendete, ja, daß sie vielmehr hinter den Erfolgen der protestantischen Heidenbekehrer zurückbleibe. Wir schätzen die Beobachtungsgabe und die Unparteilichkeit v. Wißmanns zu hoch, als daß wir seine Aufstellungen über den angeregten Punkt leichthin abweisen möchten; seine Schriften und seine Thätigkeit stellen ihn uns als einen praktischen, scharfblickenden und tiefererfahrenen Beobachter afrikanischen Lebens dar, als einen Mann, der durch genaues Eingehen in den Geist und die Bedürfnisse der schwarzen Rasse sich zur Abgabe eines beachtenswerten Urteils vollkommen befähigt erweist.

Der protestantische Prediger Dr. Warneck, Herausgeber der „Allgem. Missions-Zeitschrift“ hat nun auf Wißmanns Äußerungen in einer 48 Seiten langen Broschüre geantwortet. Er hat des Majors Urteilsfähigkeit in solchen Dingen als sehr fragwürdig hingestellt, die protestantische Missionstheorie als die einzige gepriesen, welche dem Wesen des Christentums entspreche, ja sogar behauptet, die protestantischen Missionare erzielten nicht nur größere, sondern auch dauerhaftere Erfolge, während die katholischen Missionare das Heidentum eigentlich nur in anderer Gestalt weiter ausbildeten, wie er auch den ganzen Katholizismus nur als ein „verbrämtes Heidentum“ betrachtet.

Den Vorwurf Wißmanns, die protestantischen Missionare seien mehr politische Agenten wie Verkündiger des Christentums, suchte er damit zu parieren, daß er den Kardinal Lavigerie einen „politischen Intriganten" nennt und die längst abgethane Beschuldigung wiederholt, die Patres vom hl. Geiste arbeiteten in Ostafrika für Frankreich, obwohl dieses Land dort doch gar keine Interessen zu vertreten hat. Die günstigen Eindrücke, welche Herr v. Wißmann in den katholischen Missionsanstalten gewonnen hat, beruhen nach ihm auf Täuschung; man habe dem Reichskommissar eine blühende Mission auf dem Präsentierteller gezeigt, aber die Bewohner dieser Anstalt sind für Warneck keine rechte Christen, es sind zum Frohndienste abgerichtete und gezwungene Kinder, Sklaven mit einem Worte. Der von den katholischen Missionaren mit Vorliebe gepflegte Loskauf von Sklavenkindern und ihre Erziehung hat für Warneck keinen Wert, denn, sagt er, die so herangezogenen Neger werden vom Verkehre mit ihren Stammesgenossen abgeschlossen, können also keinen Einfluß auf das Volk gewinnen. Warneck behauptet ferner, von einer eigentlichen Bekehrung der Neger durch katholische Missionare könne man nicht reden, denn „Rom mit seinem Heiligendienste, seinen Rosenkränzen, Medaillen, richte den Neger nur zu einer anderen Art von Heidentum ab, es führe als Christentum nur ein übertünchtes Heidentum ein."

Lassen wir es vorläufig bei diesen Redensarten — weiter sind sie doch offenbar nichts — bewenden und halten wir es Herrn Dr. Warneck zu Gute, daß er zu jener Klasse von Protestanten gehört, welche über den Katholizismus aus Gewohnheit schimpfen, sich aber nie die Mühe geben, in sein inneres Wesen einzudringen. Man kann nicht leicht eine größere Menge von Unsinn in einer Broschüre zusammenstellen. Wir haben nun aber nicht die Absicht, uns mit Warneck zu streiten — Herr v. Wißmann wird ihm schon die rechte Antwort geben,*) wir wollen nur so weit auf seine und seiner Genossen Äußerungen eingehen, als es in den Rahmen unserer Aufgabe, die katholische Missionsthätigkeit zu besprechen, sie zu rechtfertigen und in Vergleich mit der protestantischen zu bringen, paßt.

Neben Dr. Warneck hat sich besonders Merensky, Missionssuperintendent in Berlin, berufen gefühlt, die Ehre der evangelischen Glaubensboten zu retten, indem er die Thätigkeit der katholischen Missionare gegenüber dem Urteile Wißmanns als unbedeutend, ja als unchristlich darstellte. Allerdings muß er zugeben, daß die katholischen Missionare, und es sind hier die Väter vom hl. Geist in Ostafrika gemeint, großartige Stationen geschaffen haben, wie z. B. in Bagamoyo, gegenüber der Insel Zanzibar. „Das Ganze macht einen wohlthätigen Eindruck," sagt Merensky, „und wäre ein hervorragender Erfolg christlicher Mission zu nennen, wenn das, was wir hier sehen, geschaffen wäre durch die Predigt des Evangeliums. Das ist aber nicht der Fall. Wir behaupten," so lautet der kühne Erguß des alten Afrika-Missionars, „daß diese blendende römische Mission eigentlich gar keine christliche Heidenmission ist, eine mit geweihtem Öl geschmierte Maschine (!!) hat man sie mit einem gewissen Recht genannt." All diese Schwarzen in den katholischen Missionen seien gekaufte Sklaven, die man gewaltsam dorthin geführt, die man mit Gewalt dort zurückhalte und allmählich an „römische Äußerlichkeit" gewöhnt habe; von dem Evangelium im Herzen sei nichts bei diesen Schwarzen zu bemerken.

*) Hat es bereits gethan, in einer bei Walther & Apolant in Berlin erschienenen Broschüre.

Das sind ja schwere Anklagen gegen katholische Missionare, von denen doch alle Afrika-Forscher behaupten, daß sie Kultur, Zivilisation und Christentum mit großem Erfolge verbreiten. Wie verhält sich die Sache nun in Wirklichkeit? Die Missionare bauen ihre Hoffnung für die Zukunft vorzugsweise auf die Kinder, durch diese glauben sie am schnellsten die Regeneration der schwarzen Stämme herbeiführen zu können. Sie begaben sich, als noch Sklavenmärkte in Zanzibar bestanden, dorthin, um Kinder loszukaufen, welche sie in ihrer Missionsanstalt unterbrachten; auch bei andern Gelegenheiten vermochten sie Sklavenkinder mit der Freiheit zu beschenken, und manche Eltern boten ihre Kleinen denselben um ein Geringes an. Wie viele fand man außerdem an den Wegen und im Gesträuche sich selbst überlassen, dem Hungertode nahe! Diese alle gehören freilich der Mission, sind aber mit nichten Sklaven der Missionare, sondern Freie für alle Zukunft. Als später der öffentliche Sklavenmarkt unterdrückt wurde, bestand der Handel mit Menschen im Geheimen dennoch fort; nicht selten haben die englischen und deutschen Kreuzer Raubschiffe mit Sklaven gekapert und ihnen die lebendige Ware abgenommen. Die Befreiten, welche man in ihre Heimat nicht mehr zurückbringen konnte, wurden dann den katholischen und protestantischen Missionen zur Erziehung übergeben. Die Kinder und Halberwachsenen wurden in der katholischen Mission bekleidet, ernährt, an Arbeit gewöhnt und in der christlichen Religion unterrichtet. Kleinen Kindern hat man alsbald die Taufe erteilt, die größern und ältern wurden durch Unterricht dazu vorbereitet; durch gute Aufführung während langer Prüfungszeit mußten sie sich der Aufnahme in das Christentum würdig machen; Gewalt und Zwang blieb ausgeschlossen. Wenn Merensky nun behauptet, vom Evangelium im Herzen dieser Kinder sei nichts zu merken, so ist dies das gerade Gegenteil von der Wahrheit. Alle Berichte unserer Missionare sind voll Freude über die wirklich erbauliche Frömmigkeit, welche ein großer Teil der Zöglinge an den Tag legt. Und die Ereignisse des Jahres 1886 in Uganda haben dem römischen Marty-

rologium hunderte von Helden hinzugefügt, welche sich kühn neben die Blutzeugen der ersten Jahrhunderte stellen dürfen.

So war es früher in der Mission von Bagamoyo, so ist es noch heute dort und in allen von dieser Pflanzstätte ausgegangenen katholischen Niederlassungen. Aber dieses Werk des Loskaufs, welches die Missionare, wie ihre Wohlthäter, als ein Werk der Humanität ansehen, ist nicht immer von jedermann so angesehen worden. Eines Tages brachte das „Foreign Office" von London die für den Minister des Auswärtigen in Paris bestimmte Nachricht, daß in Zanzibar schwere Dinge vorgehen: „Die katholischen Missionare treiben Sklavenhandel!" Diese alberne und gehässige Behauptung konnte leicht widerlegt werden. Denn Sklaven loskaufen, Sklaven befreien und sie wie Freie pflegen, erziehen, zivilisieren und christianisieren, und wenn sie zivilisierte Christen geworden, für ihr Weiterkommen sorgen, heißt nicht Sklavenhandel treiben, sondern ist das gerade Gegenteil. Nur Merensky will das nicht einsehen, und er beschuldigt jene ehrenvollen, gebildeten und aufopferungswilligen Männer voll hoher Ideen und praktischen Verständnisses des schändlichsten Handwerks, das es unter der Sonne giebt. Als solche niederträchtige und aller Humanität entblößte Menschen haben wir die Glaubensboten der katholischen Kirche nicht gekannt, da sie von uns fort gingen und über das Meer zogen; als solche erscheinen uns die ehrwürdigen Männer auch dann nicht, wenn sie uns über ihre Thätigkeit im Heidenlande in Briefen berichten oder von Zeit zu Zeit persönlich vor ihren Freunden und Obern in der Heimat Rechenschaft von ihrem Wirken ablegen; als solche wurden sie unseres Wissens auch bisher von keiner Seite her geschildert. Es gehört mehr als blinde Voreingenommenheit dazu, um eine solche ungeheuerliche Anklage fertig zu bringen. Es ist aber merkwürdig, wie man Worte so geschickt zu verdrehen versteht, um das Gegenteil von dem, was sie ausdrücken, herauszupressen. P. Acker,*) Superior in Zanzibar, schreibt in den Katholischen Missionen (Freiburg, Herder), 1881, Seite 49, über die dortigen kath. Anstalten und das Verhalten der jungen Neger in denselben. Von letzteren weiß er viel rühmenswertes zu sagen, lobt ihren Gehorsam und erwähnt den wohlthätigen Einfluß der Missionare auf sie. „Da wir sie aus der Sklaverei losgekauft haben," sagt er sodann, „behalten wir volle Gewalt über sie." — Was will damit gesagt sein? Für vernünftige Leute ist der Sinn klar. Durch den Loskauf aus der Sklaverei und Aufnahme in freiwillige Verpflegung, Bildung und Erziehung in einem Waisenhause (Asyl) entsteht ein Rechtsverhältnis zwischen Pflegern und Pfleglingen, so daß erstern die Befugnis zukommt, ungebührliches Verhalten oder leichtsinniges Fortlaufen zu verhindern; die Missionare thun nichts, als daß sie eine wohlberechtigte väterliche Gewalt über die aus dem tiefsten Elende herausgerissenen oder ihnen von den Konsuln übergebenen Schwarzen ausüben. Diese Pflegempfohlenen, die ihren früheren Zustand erkennen und einsehen, daß, wenn man sie aus der Anstalt wegwiese, sie ohne Heimat wären und der Sklaverei anheimfallen würden, unterwerfen sich der Ordnung und Zucht in dem regelmäßigen Haushalte; so schwer das auch manchmal den Kindern der Wüste, die ihren Leidenschaften zu folgen gewohnt waren, werden mag, sie anerkennen die moralische Gewalt, und wie P. Acker weiter sagt: „Sie nennen uns Väter und wir nennen sie Kinder." Damit ist das gegenseitige echt christliche Verhältnis zwischen den Erziehern, den Missionaren, und den Schülern, den freigelassenen Sklaven, auf das schönste bezeichnet. Wie seltsam ist die Logik, mit welcher Merensky aus den angeführten Worten des verdienten Missionars und Vorstandes des Asyls in Zanzibar folgert: „damit werde verblümt ausgesprochen, daß die Zöglinge als Sklaven weiter gehalten und als solche erzogen werden!" Wir kennen den Pater durch persönlichen Umgang und schriftlichen Verkehr und stehen deswegen um so weniger an, ihn vor solcher Verleumdung zu schützen.

*) Den Lesern des „Gott will es!" durch seine häufigen Briefe wohl bekannt.

Herr v. Wißmann, der diese Missionen aus eigener Anschauung kennt, sagt, daß die Anschuldigungen Merenskys „ungerecht" seien; er selbst erblickt ebenso wenig als andere Afrikareisende in den schwarzen Schülern, Handwerkern und Ackersleuten Sklaven der katholischen Missionare, er weiß, wie gut es für jene ist, daß die weißen Lehrer der Religion sie durch ihren moralischen Einfluß in heilsamer Obhut und Gewalt besitzen. Ja, er hält das Prinzip der katholischen Mission für einen entschiedenen Vorzug. „Wenn man in Rechnung zieht," sagte er schon vor Jahren, „wie angekaufte Kinder dadurch, daß sie in die Hände wohlthätiger Lehrer kommen, einem schweren Los entgehen, daß sie einer notwendigen, festen Leitung und dem gerade für den Neger segensreichen gewissen Zwang unterworfen werden, wie anderwärts die Klage der englischen Missionare dahin geht, daß freie Kinder durch plötzliches Fortbleiben und Unterbrechen der Beziehungen die Arbeit vieler Wochen verloren machen, so muß ich für meinen Teil dem Prinzipe katholischer Missionen beipflichten. In Wahrheit entspricht der großartige Erfolg, den diese letztern schon nach kurzer Zeit aufwiesen, für meine Ansicht. Von den englischen Missionen, die andere Prinzipien verfolgen und von andern Gesichtspunkten aus die Bekehrung des Negers erzielen wollen, lernte ich später allerdings auch am Nyassa Erfolge kennen, die den hervorragendsten katholischen nichts nachgeben, aber bei weitem größerer Mittel benötigen, als jene." (Quer durch Afrika, 2. Aufl., S. 269.)

Sind diese Worte nicht eine unumwundene Anerkennung des pädagogischen Geschickes der katholischen Missionare? Und von Tadel über das Ankaufen von Kindern oder von Vorwürfen wegen Sklavenhalterei findet sich keine Spur in der angezogenen Äußerung. Wie

wenig anstößig, ja wie lobenswert selbst die deutschen Behörden die Handlungsweise der Missionare erachten, ersieht man daraus, daß, während der Ankauf von Sklaven von wem immer auf das strengste bestraft wird, es nicht verboten ist, solche an die Erziehungsanstalten zu verkaufen. Die Obrigkeit ist überzeugt, daß der Verkauf von Kindern an die Missionare so viel als Freilassung und Erziehung derselben bedeutet. Nun giebt es leider in Europa Menschen, welche gegen besseres Wissen das Gegenteil behaupten, aus keinem andern Grunde, als weil jene Missionare „römisch" sind. Möchten dieselben lesen, was Wißmann in seiner Erklärung sagt: „Ein wichtiger Punkt der römischen Erfolge ist das von vielen Seiten angegriffene Aufkaufen von Sklavenkindern. Zunächst ist an und für sich dieses Vorgehen ein gutes Werk, wenn man bedenkt, was sonst aus den weit von ihrer Heimat weggeschleppten Kindern werden würde, und dann setzt dieser Kauf die Missionen in die Lage, noch zu leitende, zu formende Wesen, Kinder, derartig in ihre Obhut zu bekommen, daß etwas aus ihnen wird." Will man nun Wißmann, ihn, der zur Abschaffung der Sklaverei nach Afrika gesandt wurde, etwa auf Grund dieser Worte beschuldigen, durch die Hinterthüre der Missionare die Sklaverei wieder einzuführen?

Übrigens ist Herr Major v. Wißmann bei weitem nicht der einzige, welcher die katholischen Missionen obenan stellt. Die Herren Borchert und Casati haben sich ausdrücklich mit seinem Urteile einverstanden erklärt, Herrn Lieutenant Giese's Urteil ist nicht weniger schmeichelhaft. Emin Pascha sieht in den katholischen Patres seine besten Verbündeten. Er hat noch dieser Tage in einem Briefe der deutschen Regierung ernstlich anempfohlen, die Patres vom hl. Geiste möglichst zu begünstigen. Was will gegen solche Autoritäten der Widerspruch des Herrn Warneck und seiner Genossen besagen?

Aber neben den Verleumdern, die, freilich erst durch Wißmanns Äußerungen aus dem Schlafe erweckt, hervorgekrochen sind, haben die katholischen Missionen in dem jetzigen deutsch-ostafrikanischen Gebiete eben so viele Bewunderer als Besucher gefunden. Alle, welche einen Einblick in diese Anstalten gethan, heben hervor, wie eminent praktisch und schnell zum Ziele führend dort die Erziehungsmethode sei.

Damit kommen wir auf einen andern Punkt, und um die Mißverständnisse oder übeken Nachreden zurückzuweisen, müssen wir uns die Frage stellen: Wie wirken die katholischen Missionare, welches System befolgen sie?

P. Horner sagte, nachdem er schon zwanzigjährige Erfahrungen hinter sich hatte, „daß der Erfolg der afrikanischen Missionen zum größten Teile von der Achtung und Liebe zur Arbeit abhängen würde, die man den Schwarzen, welchen man das Evangelium verkündet, einflößte. Ich wiederhole es, einzig und allein durch die in christlichem Geiste geübte Arbeit wird man es zur Umwandlung der

Schwarzen bringen." (Schneider, Kathol. Mission von Zanguebar, S. 57.) Die Mission, welche wirken soll, muß zugleich eine landwirtschaftliche und industrielle Anstalt sein, die Schule und der Religionsunterricht allein genügen nicht. Das wichtigste Mittel also, die Schwarzen aus dem Zustande der Erniedrigung allmählich zu heben, ist die durch das Christentum geheiligte Arbeit; beides muß miteinander verbunden sein, Arbeit und christlicher Unterricht, um die materielle und geistige Wohlfahrt der wilden afrikanischen Stämme herbeizuführen. Die Mission ist daher bei den Vätern vom hl. Geist in Ostafrika, wie anderswo, Kleinkinderschule, Volksschule, Ackerbau- und Handwerksschule, ja auch Spital, um einerseits dem sozialen, anderseits dem geistigen und sittlichen Elende zu steuern. Es genügt zur Zivilisierung dieser gesunkenen Naturen nicht, die Thätigkeit bei denselben mit Verbreitung von Bibeln und mit Bibellesen zu beginnen. Kann man vernünftiger Weise den Samen der Religion auf ein so unbebautes und ungepflügtes Ackerfeld ausstreuen. Muß der Boden nicht zuvor, längere oder kürzere Zeit hindurch, bereitet werden? Wer, wenn er ein Haus bauen will, beginnt damit, das Dach aufzusetzen?

Reichskommissar von Wißmann lobt nun eben das an der kath. Mission, daß sie „den Wilden zuerst zu einem höhern Wesen erzieht und ihm dann das Verständnis für die Religion beizubringen sucht. Dies streben — sagt er — die römischen Missionen an, indem sie den Grundsatz befolgen: Labora et ora (arbeite und bete) und nicht, wie die evangelischen Missionen, den für Völker auf höherer Kulturstufe passenden Spruch: Ora et labora (bete und arbeite)." („Gott will es!", II. S. 427.) Genau auf denselben Grundsatz kommt (nach der „Magdeburger Zeitung") ein Mitglied der Leitung der protestantischen Mission in Ostafrika, Dr. Schröder-Poggelow. „Wir alle blieben in einer akademischen Erörterung stecken", sagt er, „bis Wißmann als Praktiker den erlösenden Grundsatz aufstellte: ‚Erst arbeite, dann bete!' Niemand wird sich der Wahrheit dieses Grundsatzes verschließen können. Wenn der Neger erfolgreich zur Arbeit, Ordnung und Disziplin angehalten ist, erst dann kann die christliche Lehre bei ihm auf einen fruchtbaren Boden fallen. Wer aber mit dem Katechismus und der Lehre von der Dreieinigkeit anfangen wird, wird nur eine unfruchtbare Saat ausstreuen."

Gewiß wird sich niemand der Wahrheit dieses Grundsatzes verschließen können. Doch liegt die Gefahr nahe, das „Arbeite und bete" in dem Sinne falsch aufzufassen, als ob man die Religion nicht als den wichtigsten Kulturfaktor ansehe, als ob das Wort Christi: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das Übrige wird euch als Zugabe werden" (Matth. 6, 33), seine Bedeutung für Afrika verloren habe. Diese niedrige Auffassung des religiösen Elements bei der Zivilisierung unterschieben in der That sowohl Dr. Warneck

als auch der Missionsinspektor Dr. Zahn in Bremen Herrn von Wißmann. Wir glauben, mit Unrecht. Zahn schreibt kürzlich in der Weserzeitung: „Wenn Herr von Wißmann behauptet, daß die römische Mission den Grundsatz in dieser modernen Ordnung befolge, so beschuldigt er sie, daß sie gegen die Lehre ihrer Kirche handle. Denn die römisch-katholische Kirche ist auch hier mit der evangelischen darüber einverstanden, daß das ‚bete' an erster Stelle richtig steht." — Gewiß gebührt im Leben des Menschen dem „Bete", d. i. der Religion die erste Stelle, und auch der Missionar geht nur wegen der Verkündigung der Religion zu den Heiden. Aber nicht alle Heiden stehen auf gleicher Kulturstufe und deswegen sind zu ihrer Bekehrung verschiedene Wege nötig. Die Apostel hatten es hauptsächlich mit den hochgebildeten antiken Völkern zu thun, die für Aufnahme der höchsten Wahrheiten geistig befähigt waren. Daher arbeiteten sie hauptsächlich mit dem Wort, der Predigt des Evangeliums. Bei den rohen germanischen Völkern trugen die Benediktiner und andere Glaubensboten neben dem Kreuz und Evangelienbuch noch Schaufel und Hacke, Hammer und Kelle; ähnlich verfahren die katholischen Missionare in Ostafrika.

Vor allem muß die intellektuelle Fähigkeit zur Aufnahme übersinnlicher, übernatürlicher Wahrheiten geweckt werden; der roh sinnliche, fast tierische Mensch ist aus seiner tiefen Erniedrigung um eine Stufe zu erhöhen; man hat ihn nach Wißmanns Ausdruck zuvor zu einem höhern Wesen zu machen, bevor der Katechismus an die Reihe kommt. Die Gnade knüpft an die Natur an. Es soll ja nicht behauptet werden, daß das Christentum, die Religion der Liebe, sich nicht für jeden Menschen, besonders nicht für den Neger eigne, wie Dr. Zahn den Ausdruck Wißmanns auffaßt. Wißmann will ohne Zweifel nichts anderes sagen, als was die katholischen Missionare und die Kirche sagen, nämlich, daß die Schwarzen zunächst für die Religion empfänglich gemacht werden müßten. Die Religion der Liebe können und sollen auch die Wilden annehmen und üben, und sie werden es um so eher thun, je mehr man ihnen dieselbe im Werke zeigt, statt nur theoretisch von der Liebe zu sprechen und hohe Dinge vorzulesen, die sie noch nicht begreifen.

So kann nun das „Bete und arbeite", wie das „Arbeite und bete" einseitig aufgefaßt werden. Die Auffassung des Wißmannschen „Arbeite und bete" hat einen guten Sinn, wenn man darunter versteht, daß die katholische Mission die Gewöhnung des Negers zur Arbeit als nötige Vorbedingung einer fruchtbaren Evangelisation betrachte. Und so ist es offenbar gemeint.

Übrigens ist es grundfalsch, wenn Warneck glauben machen will, die katholischen Missionare beschäftigten sich lediglich mit Erziehung ihrer angekauften Kinder, ihrer „Sklaven". Die Leser des „Gott will es!", soweit sie die Geschichte der katholischen

Missionen Afrikas verfolgt oder die Missionsberichte gelesen haben, wissen, daß die Kindererziehung nur ein Zweig der Aufgabe der Missionare ist. Und wenn dieser Zweig in Ostafrika zur Zeit der am meisten kultivierte ist, so beweist das eben, daß er vorläufig der wichtigste und ertragreichste ist. Daneben geht die Krankenpflege, die Unterweisung Erwachsener, welche Interesse für christlichen Unterricht bezeigen, sowie der Schulunterricht, in welchen die freien Eltern ihre Kinder schicken. So ist es überall in den Missionen aller Weltteile, so ist es auch in Afrika. Freilich, zu bloßem Bibelvorlesen auf öffentlichen Plätzen vor einem aus Neugierde zusammenlaufenden Publikum wird der katholische Missionar weder Lust noch Zeit finden. Wie P. Acker im vorigen Hefte mitteilte, beabsichtigen die Patres vom hl. Geiste die Errichtung einer Schule in Bagamoyo. Ob diese vielleicht auch lediglich für die „Missionssklaven" bestimmt sein soll?

P. Horne schreibt unterm 27. Mai von seiner Station Lalonga:

„Der Katechismusunterricht ist, obwohl die herannahende Ernte den Leuten viel Arbeit macht, immer gut besucht. Der tägliche Kursus zählt augenblicklich 74 Schüler, darunter 17 Erwachsene."

Es wurden in den katholischen Missionen, wie jetzt noch, so schon früher auch Erwachsene unterrichtet und in das Christentum aufgenommen. Nach den Berichten der Missionare sind dieselben nicht mehr blos in den Stationen, sondern auch auf dem Lande in der Umgegend da und dort zerstreut wohnend. Mehrere haben sich sogar drei Tagereisen weit von Bagamoyo entfernt und bei Dar-es-Salaam von selbst zu einer kleinen Gemeinde vereinigt. Diese auf ihren kleinen Gütchen zerstreut wohnenden Schwarzen sind nicht nur selbst, nach dem Zeugnisse der Missionare, gute Christen, welche nie die Sonntags- und Osterpflicht versäumen, sondern sie sammeln auch Heiden um sich, welche sie zur Arbeit verwenden und zugleich dem Evangelium zuführen. So wird die christliche Bevölkerung und der christliche Besitz sich immer weiter ausbreiten, da der wohlthätige Einfluß der Bekehrten auf die Umgegend sich überall jetzt schon bemerklich macht und die Konversionen sich mehren. Wir sehen somit, wie ungerechtfertigt die Ansicht des Missionssuperintendenten Merensky ist, wenn er den Satz hinschreibt: „Dem, welcher nach dem missionierenden Einflusse, welchen solche Kolonie auf ihre heidnische Umgebung ausübt, fragt, müssen wir antworten, daß er gleich Null ist. Die hier erzogenen Christen sind ihrem Volke entfremdet und können als Sklaven keinen Einfluß auf freie Leute üben." Hier ist fast jedes Wort unrichtig, und unwahr ist, daß die katholische „Mission auf die Predigt des Evangeliums unter den erwachsenen Heiden verzichtet." Wenn die Predigt nach der Klage der Missionare auf die im Laster verhärteten Herzen der Erwachsenen gewöhnlich auch keine Gewalt ausübt, so ist man doch weit davon entfernt, gänzlich auf die Evangelisation derselben zu verzichten.

Und Herr Dr. Warneck behauptet, die katholischen Missionare beschäftigten sich lediglich mit der „Dressur" von Kindern, ihren Missionssklaven!! Seite 23 von Warnecks Broschüre lesen wir:

„Gegen das Ankaufen von Sklavenkindern haben wir nichts, solange es als ein Werk der Barmherzigkeit gelegentlich geübt wird; aber wenn es Missionsgrundsatz ist, lediglich mit gekauften Kindern die Stationen zu bevölkern, weil man über diese „volle Gewalt" behält, so wird das „gute Werk" eine verwerfliche Missionsmethode. Wir warten dann lieber ein wenig, bis die Eingeborenen uns ihre Kinder freiwillig in die Schule schicken; nach einiger Zeit thun sie es schon, und bezahlen selbst Schulgeld, wie es unsere Erfahrung allerorten gewesen ist. Das Kaufen von Sklavenkindern bleibt immer eine bedenkliche Missionspraxis."

Aber Herr Dr. Warneck glaubt sicherlich selbst nicht, was er hier sagt. Er kennt die katholischen Missionare viel zu gut als vielseitige, praktische Männer, als daß er glauben könnte, sie beschäftigten sich „lediglich" mit Ankauf und Ausbildung von Negerkindern. Er weiß ganz gut, daß überall, wo katholische Missionen sich niederlassen, Kirchen, Schulen, Spitäler, Armenapotheken und Waisenhäuser erstehen, daß der Ungläubige eben mit allen Mitteln für das Christentum gewonnen werden soll. Wenn nicht alle katholischen Missionen in Ostafrika bereits jetzt schon alle diese Anstalten besitzen, so wird das im Verlaufe der Zeit schon kommen.

Lesen wir S. 22 folgende Stelle:

„Daß die katholische Mission eine lange Missionserfahrung hat, erkennen wir ebenso an wie ihren Ruhm der Disziplin und, was wir oft genug hervorgehoben, die Selbstverleugnung vieler ihrer Arbeiter. Nur hat die evang. Mission auch eine nun bald hundertjährige Erfahrung, übt in ihren gut organisierten Missionsgesellschaften Disziplin und besitzt eine große Schar der opferwilligsten Missionare, die im Missionsdienste aushält und stirbt. Freilich eine Klosterdisziplin haben wir nicht und wollen wir nicht, und von der römischen Missionserfahrung können wir nur soviel uns aneignen, als sich mit der biblischen und reformatorischen Wahrheit verträgt. Es ist unsre wohl begründete Überzeugung, daß die römische Mission viel mehr von der evangelischen zu lernen hat, als diese von jener."

Wahrlich ein kühnes Wort! Wir wollen einmal hören, wie die Afrika-Forscher über diesen Punkt denken, welche Früchte sie am Baume der protestantischen Mission gefunden haben.

Wie auch Herrn Dr. Warneck wohl bekannt sein dürfte, haben von jeher die katholischen Missionen in Ostafrika in ihren Besuchern meist Bewunderer gefunden. Wenn nun Reichskommissar v. Wißmann vom Werte der verschiedenen Missionen als jetzt bestehenden Kulturfaktoren spricht und behauptet, daß in diesem Punkte die katholische Mission ohne Zweifel bei weitem den Vorzug verdiene, so ist er nicht der einzige und nicht der erste Reisende oder Kenner Afrikas, der diese

Behauptung ausgesprochen hat. Freilich hat noch niemand mit solcher Autorität, mit solchem Nachdrucke dieses ausgesprochen; denn kein anderer vor ihm befand sich in ähnlicher maßgebender und verantwortungsvoller Stellung, wie der Reichskommissar, der Schöpfer und hoffentlich auch noch auf Jahre hinaus der oberste Beamte unserer großen ostafrikanischen Kolonie. Wenn ein Mann in dieser Eigenschaft ein Urteil über die Hauptstützen der Ordnung — das sind doch offenbar die Missionen — in seinem Wirkungskreise abgiebt, so thut er das nicht leichthin, sondern mit vollster Überlegung und in Würdigung aller Umstände. Deshalb hat gerade des Reichskommissars Urteil einen so hohen Wert für uns, deshalb aber hat man auf der anderen Seite den Tadel so schmerzlich empfunden.

Und wenn nun die Herren frischweg behaupten, Herr v. Wißmann habe ein parteiisches, von Vorurteilen beeinflußtes Urteil abgegeben, er habe sich blenden lassen durch äußeren Schein, und wie die Phrasen alle heißen mögen, so können wir es uns nicht versagen, eine ganze Reihe durchweg protestantischer Afrikaforscher sprechen zu lassen. Vielleicht sehen dann selbst Herr Warneck und seine Freunde ein, daß sie mit ihren abschätzenden Urteilen über „die römische Mission" zu voreilig waren.

Als der unglückliche Baron von der Decken um 1860 die von Dr. Krapf, einem Württemberger, der im Dienste der „englischen Church-Missionary-Society" stand, schon im Jahre 1843 gegründete Station in Kissoludini bei Mombas besuchte, fand er, daß „der Erfolg des Mühens im Verhältnisse zu den aufgewandten Mitteln nur unbedeutend ist, sei es, daß die Art und Weise der Missionsthätigkeit nicht die richtige ist, oder daß die Völker Ostafrikas noch nicht reif sind, höhere Gesittung zu empfangen." Die Ursache des geringen Erfolges begründet er folgendermaßen:

„Es will scheinen, als ob die Heidenlehrer nicht genug Rücksicht auf den geistigen Zustand und die Verhältnisse der Eingeborenen nehmen. In der Wahl der Mittel sind manche katholische Missionen den protestantischen überlegen. Sie versuchen zuerst, wie wir es in Zanzibar kennen gelernt haben, dem Neger Geschmack an der Arbeit beizubringen, unterrichten ihn in weltlichen und geistlichen Dingen, ohne ihm irgend eine Lehre aufzudringen, und zeigen ihm durch ihr Beispiel den Segen eines geordneten, christlichen Haus- und Familienlebens. Erweist sich dann der eine oder andere würdig, den Namen Christi zu tragen und spricht er den Wunsch zum Übertritte selbst aus, so wird er getauft, nachdem man sich von seiner Festigkeit überzeugt hat." (v. d. Decken, Reisen in Ostafrika, I. 212, 219.)

Dies schätzbare Zeugnis aus dem Munde eines Protestanten beweist uns die Trefflichkeit der Methode der katholischen Mission, welche in der verständnisvollen Verbindung der natürlichen und übernatürlichen Mittel der Erziehung besteht. Man muß zudem bedenken, daß

von der Decken die katholische Mission nur in ihren allerersten Anfängen in der Stadt Zanzibar sah, während die protestantische bei Mombas schon seit achtzehn Jahren unter Krapf und Rebmann bestanden hatte. Neuerdings hat man freilich zur Entschuldigung gesagt, daß die protestantischen Missionen in Ostafrika jüngern Datums seien, als die katholischen, was nicht ganz richtig ist und nur bei den deutschen protestantischen Missionen zutrifft.

Zehn Jahre später (1871) landete Stanley in Bagamoyo und nahm die angebotene Gastfreundschaft des Superiors P. Horner vom hl. Geiste an. Obwohl er damals das Gegenteil von Sympathie für katholische Geistliche an den Tag legte (Schneider, kath. Miss. von Zanguebar, S. 314), mußte er doch, nachdem er einen Einblick in die Kulturthätigkeit derselben gethan, in sein Buch (Wie ich Livingstone fand, Kap. 4) schreiben: „Ich muß gestehen, daß sie gute Erfolge erzielen, und die 200 Kinder der Mission gaben Zeugnis von den wohlthätigen Wirkungen der Erziehung."

Noch unverdächtiger ist das englische Blaubuch aus den Jahren 1872 und 1873 mit seinem Lobe über die fruchtbare Thätigkeit der Missionare vom hl. Geiste. Der außerordentliche Gesandte Großbrittanniens, Sir Bartle Frere, welcher damals mit der Unterdrückung des Sklavenhandels betraut war, spricht in seinen Depeschen, die er an Lord Granville, den Minister des Auswärtigen, schickte und welche dieser dem Parlamente vorlegte, auch von der katholischen Mission in Zanzibar und Bagamoyo. Obwohl durch sein religiöses Bekenntnis von dieser verschieden, steht er nicht an, am 5. April 1873 nach einer eingehenden Schilderung der Anstalten zu berichten:

„Ich war so erstaunt über das bewunderungswürdig praktische System, nach welchem die Mission geleitet wird, daß ich als Vertreter der Regierung den Missionaren, weil ich ihre Hilfsmittel zu beschränkt fand, die Summe von 200 Pfund Sterling (4000 M.) beisteuerte, und ich zweifle nicht, daß Ew. Exzellenz dieses vollständig billigen werden." (Correspondence resp. Sir Bartle Frere's Mission to the East coast of Africa 1872—1873 No. 43.)

Zur Unterbringung und Erziehung der von den englischen Kreuzern an der Ostküste den Raubschiffen abgenommenen Sklaven, die man nicht mehr in ihre Heimat zurückbringen konnte, empfahl der Gesandte vor allem die Anstalt von Bagamoyo:

„Es ist mir unmöglich," schreibt er, „irgend etwas anzugeben, was in der allgemeinen Einrichtung der Anstalt geändert werden müßte, um sie ihren industriellen und zivilisatorischen Zweck vollkommener erreichen zu lassen, und in dieser Hinsicht möchte ich sie als eine wahre Musteranstalt für jeden Versuch, Afrika zu zivilisieren oder christlich zu machen, empfehlen. Das einzige, was in ihren weltlichen Verhältnissen zu wünschen übrig bleibt, ist eine Vermehrung der Hilfsmittel ... ohne Rücksicht auf die Nationalität einer Anstalt, die mit so viel Verständnis das Ziel verfolgt, welches sich die englische Regierung für die Freiheit und Zivilisation Afrikas vorgesteckt hat." (Correspondence etc., S. 122.)

Bezüglich der von England in Aussicht gestellten materiellen Unterstützung machte P. Horner seine Vorschläge und der Gesandtschaftssekretär Clement Hill übermittelte sie mit seinen Bemerkungen nach London, wo sie dem Parlamente vorgelegt wurden. Hill sagt in seinem Begleitschreiben:

„Die Einrichtung der katholischen Mission in Bagamoyo ist in den frühern Depeschen so genau beschrieben worden, daß hierüber sehr wenig zu sagen übrig bleibt. (Es liegt der vollständige Unterrichts- und Arbeitsplan der jungen Schwarzen bei.) Die Art und Weise, wie die Patres ihre Theorie, den Neger zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu machen und ihn in den Lehren des Christentums zu unterrichten, durchführen, ist so bewunderungswürdig praktisch, daß zur Sicherung der erwarteten Erfolge nichts mehr zu wünschen übrig bleibt."

Nachdem Clement Hill für jeden befreiten Sklaven 5 Pfund Sterling als Unterstützung an die Anstalt beantragt hatte, schließt er:

„Es mögen sehr wahrscheinlich Einwendungen gemacht werden, daß wir auf diese Weise eine römisch-katholische Anstalt unterstützen. Aber so lange unsere (protestantischen) Missionsgesellschaften jenem Beispiele nicht folgen und ihre Zöglinge nicht so erziehen, daß sie nützliche Bürger und fromme Christen werden, was sollen wir da anders thun? Es ist sicherlich besser, daß diese heidnischen Afrikaner das Christentum annehmen, wenn auch in einer Form, die wir nicht billigen, als daß sie in ihrem jetzigen Zustande der Finsternis bleiben." (A. a. O. Nr. 53.)

Wie diese Kundgebungen für den gerechten und unbefangenen Sinn der beiden protestantischen Staatsmänner zeugen, so sind sie auch jetzt noch gegenüber jeglichen übelwollenden, geringschätzenden Auslassungen gewisser Kritiker bedeutsam zu Gunsten der katholischen Missionen.

Zur Abwehr der ungünstigen Urteile über die katholischen Missionsanstalten genötigt, müssen wir uns leider erlauben, Sir Bartle Freres Bemerkungen über die protestantischen ostafrikanischen Missionen hier mitzuteilen, um jedem ein Urteil über die bessere oder weniger gute Methode der Heidenbekehrer zu ermöglichen.

Von der englischen „Universitätsmission" in Magila bei Tanga berichtet der schon erwähnte Gesandte:

„Diese Missionare haben gearbeitet, Knaben zu Lehrern und Missionaren zu erziehen, und ihre Hauptaufmerksamkeit bezieht sich auf das Englische und die Sprache der Eingeborenen; in beiderlei Hinsicht haben sie gute Erfolge erzielt. Aber wir müssen auch den weltlichen Zweck ins Auge fassen; es scheint mir der Hauptmangel der Mission in dem Versäumnisse eines mehr industriellen Unterrichts in mechanischen Arbeiten oder Ackerbau zu liegen. Ich würde, wenn ich den Missionaren einen Rat zu geben mir erlauben darf, das industrielle Element in größerem Maßstabe einführen. Jeder Zögling sollte

ein Handwerk oder eine mechanische Beschäftigung irgend welcher Art, oder das Nötige von Ackerbau lernen, um sich selbst fortzubringen." (A. a. O. Nr. 53, Jeclosure.)

Der Gesandte kommt sodann auf die von Dr. Krapf gegründete „Church Missionary Societys Mission" in Kisoludini zu sprechen.

„Als wir", heißt es in dem Memorandum, „diesen Platz besuchten, war Herr Rebmann (aus Gerlingen bei Stuttgart) der einzige europäische Missionar. Er zählt wahrscheinlich zu den ältesten und gelehrtesten Missionaren, die gegenwärtig in Afrika sind, und hat länger als irgend ein anderer an der Ostküste gearbeitet. Hauptsächlich hat er sich dem Studium der einheimischen Sprachen gewidmet. Wir trafen nur acht Bekehrte. Herr Rebmann hat unüberwindliche Bedenken gegen Einführung jeder Art industriellen und weltlichen Elements in den Unterricht und die Leitung der Mission."

„Vieles von dem," fährt Bartle Frere fort, „was von Kisoludini gilt, ist auch wahr in Bezug auf Ribe (bei Mombas), die Station der Vereinigten freien Methodistenkirche. Hier, wie in der Nachbarmission, schien mir der Mangel eines umfassenden Hereinziehens des industriellen Elements und einer direktern Belehrung, wie man sowohl in dieser Welt leben, als auch für die zukünftige sich vorbereiten kann, der hervorstechendste Fehler zu sein." (A. a. O.)

Nach Dr. Warneck (S. 17) zu schließen, wären die Stationen Kisoludini und Magila heutzutage in einem glänzenderen Zustande, und er vermutet, daß dieselben auf v. Wißmann „einigen Eindruck gemacht hätten." Wir hätten gerne gelesen, in welcher Weise sich dieselben in den letzten Jahren gehoben haben, denn Dr. Warneck weiß „manches günstige Zeugnis aufzuweisen." Aber leider will er nichts davon mitteilen, indem er sagt: „bei der jetzt herrschenden, beinahe blinden Voreingenommenheit gegen alles englische unterlasse ich die Anführung."

Doch fahren wir noch ein wenig fort in der Zitierung von Urteilen von Afrikareisenden. Das folgende Urteil betrifft zwar nicht unser Gebiet, sondern Westafrika, jedoch eine Mission, welche von denselben Missionären bedient wird, wie die von Deutsch-Ostafrika, nämlich von den Patres vom hl. Geist. Daher kann es füglich hieher bezogen werden. Dr. Lenz in seinen Skizzen aus Westafrika schreibt nämlich über die katholischen Missionare in Gabun:

„Mit Recht legen die Missionare den Hauptwert bei ihrer oft recht mühsamen und undankbaren Thätigkeit auf die Heranbildung von Handwerkern, die später imstande sind, sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, ohne wie die jetzige Generation nur Sklavenhandel zu treiben oder durch einen schon an Gaunerei streifenden Zwischenhandel die rationelle Ausbeutung reicher Naturschätze seitens der Europäer immer mehr zu erschweren.

Man vergleiche damit sein Urteil über die dortige anglikanische Anstalt:

„Die Anstalt erzieht gleichfalls weit über hundert schwarze Knaben und Mädchen, aber soweit ich es kennen lernte, wird mir hier zu viel Wert auf die rein religiöse Seite der Sache gelegt. Das Auswendiglernen von unverstandenen und unverständlichen Bibelsprüchen und ähnlichen Sachen tritt zu sehr hervor gegenüber der Heranbildung der Neger zu brauchbaren Menschen, d. i. in erster Linie zu ‚Arbeitern.'"

Über dieselben Anstalten schreibt Hermann Soyaux:

„Ich erinnere mich hier des Gegensatzes, welcher zwischen zwei Missionsanstalten in dem französischen Kolonialplatz Gabun besteht. Die französische Katholikenmission (Kongreg. vom hl. Geiste) erteilt durch sachlich gebildete Missionare und Laienbrüder — nebenbei bemerkt darunter viele Elsässer — praktischen Unterricht in verschiedenen Handwerken und bebaut ausgedehnte Pflanzungen mit Hilfe ihrer großen Zahl von Zöglingen. Die amerikanische Baptistenmission betreibt nur theoretische Lehrthätigkeit und — irre ich nicht — daneben Handel. Der Anhang und der Einfluß der ersteren ist anerkanntermaßen so groß und verbreitet, wie derjenige der letztgenannten Mission klein und beschränkt ist."

Hören wir nun Herrn Dr. Hübbe-Schleiden, eine Autorität auf kolonialem Gebiete. In einem Aufsatze in der „Deutschen Kolonial-Zeitung (1887) beklagt er, von den protestantischen Missionen redend, die unpraktische Verwendung der Missionsgelder. Er behauptet, trotz einem Aufwande von 25 Millionen Mark seien die Erfolge der evangelischen Mission doch nur geringfügige. Und warum? Weil ihnen, wie er sagt, die richtige Missionsorganisation fehlt. Von den in den Stationen der Baseler Mission ausgebildeten Negern sagt er:

„Durchweg wird die widerwärtigste Karrikatur aus solchem Menschen, den man dann sicherlich weder einen Christen noch einen Kulturmenschen nennen kann. Und dieser Übelstand geht sogar soweit, daß schon vielfach ‚Sachverständige', die aber den wahren Sachverhalt nicht durchschauten, den Missionen vorgeworfen haben, daß sie Unsegen unter den Naturvölkern verbreiteten, den Negern, ohne sie auf eine ausreichende sittliche Grundlage zu stellen, die Mittel der europäischen Kultur in die Hand gäben, und so die Ursache würden, daß solche Missionszöglinge diese Kulturmittel nur mißbrauchten und weit unzuverlässiger würden, als die Naturneger es waren, weit raffinierter im Heucheln, Lügen und Betrügen. Ich habe selbst viele solcher Neger unter meinen Angestellten gehabt, und wenn ich auch wohl sagen darf, daß diese Wirkungen an ihnen sich nur sehr mit Unterschieden zeigen und daß sich auch einzelne rühmliche Ausnahmen von denselben finden, im großen und ganzen ist doch die Thatsächlichkeit dieser Sachlage nicht zu leugnen: die ganz aus dem Einflusse der Mission entlassenen Neger machen dieser selten Ehre, meistens ist es wahr, daß auf Naturneger mehr Verlaß ist."

Als wirksames Mittel empfiehlt er das, was die katholischen Missionen längst eingeführt haben: Missionsplantagen.

„Wenn solche Missionen in wirklich menschenliebendem christlichen Geiste, erhaben über alle dogmatische Engherzigkeit, betrieben werden, so müssen es die Zöglinge und Arbeiter derselben bei ihnen so gut haben, daß sie gern dort bleiben, und daß auf diese Weise schon der äußere Vorteil mehr und mehr Kräfte von außen heranziehen wird. So muß der segenbringende Einfluß der Missionen lawinenartig wachsen. Eine Kulturetappe nach der andern kann bald in die Welt hinaus vorgeschoben werden, und so können sich die Kulturstraßen solcher Missionsorganisation mit immer zunehmender Schnelligkeit nach den verschiedenen Richtungen hin ausdehnen."

Hören wir weiter Dr. Baumann. Von einem Besuche auf der englischen protestantischen Mission in Mombas (Kissoludini bezw. Freretown) erzählt er in seinem Buche: „In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes" u. a.:

„Unser Weg führte durch einen schattigen Mangohain der Mission zu. Die Missionsgebäude sind sehr hübsch mit Wellblech gedeckt, jedoch in einem nahezu wüsten Terrain verstreut. Von Gartenkultur ist fast nichts zu bemerken, und das wenige besorgen nicht etwa die Zöglinge, sondern bezahlte Weiber, die auch Wasser tragen müssen. Doch sieht man zahlreiche Jungen und Mädchen umherlaufen, alle in der bezeichnenden Kleidung, die mir vom Westen her bekannt war, und mit jenem selbstbewußt-unverschämten Benehmen, das englischen Missionszöglingen leider so häufig anhaftet. Ein weißer Missionar führte uns in die Schule, wo eine Anzahl von Schülern und Schülerinnen unter Leitung eines schwarzen „Gentleman" geistlos im Chorus Bibelverse herableierte. Die große Mehrzahl der Kinder bummelte aber unthätig umher, sah sehr wohlgenährt aus und arbeitete gar nicht. Wir glaubten vielleicht zufällig einen Ruhetag getroffen zu haben, doch wurde uns ausdrücklich erklärt, daß diese Mission, wie überhaupt fast alle englischen Missionen, das System habe, die Kinder nichts arbeiten zu lassen. Wie weit sie mit diesem „System" kommen, kann man daraus sehen, daß im allgemeinen kein Europäer einen englischen Missionsjungen in seine Dienste nimmt. Dieselben sind schlechte Arbeiter und glauben durch ihr Bischen Christentum und ihre holperige Kenntnis des Englischen und der Elementargegenstände schon so gut wie Weiße geworden zu sein. Diese Abneigung gegen alles, was aus der Mission kommt, geht so weit, daß man in Zanzibar bereits jeden Neger mißtrauisch ansieht, der englisch spricht."

Die in Freretown empfangenen Eindrücke waren noch sehr frisch, als Baumann von Zanzibar einen Ausflug nach Bagamoyo unternahm und die dort befindliche katholische Mission kennen lernte. Lassen wir ihn selbst erzählen.

„Die größte und nahezu einzige Sehenswürdigkeit Bagamoyos ist die katholische Mission der Kongregation vom hl. Geiste. Für mich bot dieselbe ganz besonderes Interesse, da ich die Missionen derselben Gesellschaft in Westafrika, Gabun, Landana, Boma und Linzolo kennen und als wahre Musteranstalten schätzen gelernt hatte. Nachdem man die letzten Hütten der Stadt

hinter sich gelassen, tritt man in eine prachtvolle Kokospflanzung, welche bereits zur Mission gehört. Überall sieht man hübsche Wege, die mit Ananas eingefaßt sind, und unter den vertrauten Formen der Kokospalmen erblickt man vereinzelt fremdartige amerikanische Palmenarten. Nach etwa 20 Minuten erreicht man das Eisengitter, welches die Missionsgebäude und den Garten einzäunt. Es war Sonntag, und der wohlklingende Gesang der Missionskinder tönte aus der Kirche, so daß der alte Thürhüter, ein Türke aus Mesopotamien, meinte, ich thäte besser, erst morgen wiederzukommen, da heute Ruhetag sei. Dennoch konnte ich nach der Messe die freundlichen Patres und Laienbrüder begrüßen und wurde zu ihrem einfachen, aber trefflichen Frühstück eingeladen. Die Missionare sind fast sämtlich aus Elsaß-Lothringen und sprechen fast alle deutsch. Das eigentliche Getriebe der Mission lernte ich allerdings erst am nächsten Tage kennen, wo alles in voller Thätigkeit war. Da sieht man freilich keine feinen, zierlichen Boys (Jungen), wie in den englischen Missionen; die Jungen in Bagamoyo sehen an Wochentagen recht verrissen und schmutzig aus, müssen aber auch von früh bis abends tüchtig arbeiten, und Criquet spielende Faullenzer sind hier gänzlich unbekannt. Was mit solchen Kräften unter tüchtiger, verständiger Leitung geleistet werden kann, das bezeugt die ganze große Missionsanstalt. Sehr interessant und lehrreich ist der Garten, welcher künstlich bewässert wird, und wo nicht nur alle Kulturgewächse des tropischen Ostafrika gedeihen, sondern auch manche europäische, und wo selbst mit Produkten ferner Tropenländer, wie Kakao und Vanille, gelungene Versuche gemacht werden. Der Friedhof, der unter Kokospalmen hinter dem Garten liegt, beweist, daß die Mission schon viele Verluste erlitten hat. Für die Unterkunft der Jungen sind lange, ebenerdige Häuser errichtet worden, in welchen sie auf Holzpritschen schlafen; Matten sind aus Reinlichkeitsgründen verpönt. Die Jungen sprechen unter sich Suaheli und werden auch in dieser Sprache unterrichtet, während in den westafrikanischen Missionen der französische Unterricht streng durchgeführt wird. Die Patres meinten, daß es ihnen, falls dies von der deutschen Regierung verlangt werden sollte, keineswegs schwer fallen würde, ihre Mission in eine deutsche zu verwandeln. Sie würden dann eben nur die vorgeschrittenen Jungen statt im Französischen im Deutschen unterrichten, was um so weniger Schwierigkeit hätte, als die Nationalität der meisten Patres ohnehin deutsch ist. Unter liebenswürdiger Führung des Superiors P. Baur besah ich denn auch den Viehpark, wo Rindvieh, Esel und zwei Strauße um ein paar prächtige Bambussträucher grasen, die Schmiede und die Tischlerei, wo mit Eifer und Geschick gearbeitet wird, und zuletzt das Kirchlein. Letzteres ist zwar nicht sehr großartig, aber dadurch bemerkenswert, daß es ausschließlich aus dem Erlös von Insektensammlungen erbaut ist. Ähnlich wie bei den Patres sieht es bei den Schulschwestern aus, bei welchen die Mädchen erzogen werden.

„Zwar schien es mir, als ob die Ordnung und besonders die Reinlichkeit in der älteren Mission von Landana (Westafrika) noch größer seien, doch bekam ich im hohen Grade den Eindruck, daß hier etwas geleistet werde. Von der vielfach auf äußeren Schein berechneten Humanitätstünche der englischen

Mission war nichts zu bemerken; die Jungen werden streng zur Arbeit angehalten und zu tüchtigen oder wenigstens arbeitsamen Menschen herangebildet. Das System ist dasselbe wie in Westafrika. Die Kinder werden als Sklaven von den Eingeborenen angekauft oder, besser gesagt, losgekauft und in der Mission erzogen. Hierauf werden sie untereinander verheiratet und in der Umgebung der Mission in christlichen Dörfern angesiedelt. Aus diesen wieder werden Kolonisten als Kern für christliche Gemeinden in Nguru und Usagara entnommen.

„Abgesehen von dem reinen Bekehrungserfolg, der im Verhältnis zur Masse der Bevölkerung natürlich noch kein bedeutender sein kann", so schließt Baumann, „ist der moralische Einfluß gar nicht hoch genug zu schätzen, den ähnliche Missionen auf die Eingeborenen ausüben. Die neuen und zweckmäßigen Methoden des Feld- und Gartenbaues, der Handwerke und Fertigkeiten, welche sie pflegen, die Erfolge, welche sie damit erzielen, die ärztliche Hülfe, welche sie bereitwillig jedem Neger gewähren, dies alles wirkt auf die Schwarzen viel stärker und nachhaltiger, als Jahre langes Predigen und Ermahnen. Welch' hohe Achtung die Mission in Bagamoyo genießt, zeigte sich am deutlichsten beim jetzigen Aufstande, wo die arabischen und schwarzen Insurgenten während der wütendsten Kämpfe um Bagamoyo die nahezu wehrlose Mission völlig ungestört ließen und ihren Boden nur als letzte Zuflucht benutzten."

Ganz anders wieder lautet das Urteil des Reisenden über die englische protestantische Mission in Magila, welche er auf der Reise von Pangani nach Haschatu berührte:

„Leider herrscht in Magila ein ähnliches Missions-System wie zu Mombasa, und von ausgedehnteren Kulturen ist nichts zu bemerken," erzählt er, und er giebt sich der freudigen Hoffnung hin, daß die erfahrenen Patres von Bagamoyo mit ihren fleißigen Zöglingen dort rasch in der fruchtbaren und wasserreichen Gegend ein kleines Paradies schaffen werden, wenn, wie es heißt, die englische Mission diesen Punkt an die Kongregation von Bagamoyo abtreten wird.

Die vorstehenden Zeugnisse klingen ganz anders, als das in Warnecks Broschüre (S. 12, 13, 17) selbstgefällige Hervorheben angeblicher Erfolge des protestantischen Missionswesens in Freretown und Magila. Wenn man meint, nur das Wort und das Buch (die Bibel) solle zum Herzen des noch im Urzustande befindlichen Wilden sprechen und diesen umwandeln, so klingt das etwas sehr kühn. Wer nicht einmal Kinder erziehen kann, macht aus einem, in seinem Heidentume alt gewordenen Neger schwerlich mehr einen Christen. Wie viel hoffnungsvoller leuchtet es aus einem Berichte des P. Zimmermann S. J. auf, wenn er schreibt: „Mehrere meiner losgekauften und getauften Negerknaben üben bereits das Amt eines Katechisten aus und dienen ihren Landsleuten als Lehrer in unseren heiligen Glaubenswahrheiten." Erkennt man auf

Seite der Gegner jetzt bald, weshalb unsere Missionare arme Sklavenkinder aus ihren gräulichen Banden lösen?

Auch Herr Dr. Grundemann, der kürzlich gegen Herrn von Wißmann in der „Kreuzzeitung" ins Zeug ging, machte früher einmal ganz bemerkenswerte Äußerungen über die katholischen Missionen, wenn auch Falsches bei ihm mit unterläuft. Er sagt z. B. über die Mission von Bagamoyo:

„Dieses Aufziehungs- und Ansiedelungssystem würde unserer Ansicht nach ein gutes und der Nachahmung zu empfehlendes sein, wenn, wie dies z. B. beim syrischen Waisenhaus in Jerusalem mit seinen nahezu 150 Zöglingen der Fall ist, die Erziehung für das Leben und für den Verkehr mit der übrigen Welt damit verbunden wäre, so daß die jungen Christen nach ihrem Austritte aus der Anstalt, wie ein Sauerteig zersetzend auf die Anschauungen und Gewohnheiten der oft sehr verkommenen heidnischen Umgebung wirken könnten. Von dem Guten, welches in jenem oft irrtümlich als französisch bezeichneten Systeme liegt, ist indessen auch für die evangelische Mission in deutschen Kolonialgebieten zu lernen, und zwar vor allen Dingen zweierlei: 1. Die Beförderung der Bildung christlicher Familien, denen Beistand gegen die Versuchungen der Außenwelt geleistet werden muß, bis sie ganz auf eigenen Füßen stehen gelernt haben, und 2. Die Pflege der kultivierenden Thätigkeit, welche nicht nur die Eingeborenen ihrem bisherigen Leben entrückt, sondern auch der betreffenden Mission selbst eine größere Wertschätzung verschafft, namentlich auch seitens der Regierungen, auf deren Schutz sie angewiesen und deren Bedürfnisse zu berücksichtigen sie gewissermaßen verpflichtet sind. Übrigens werden, wenn sich bei einer Missionsanstalt zu Kirche, Schule und Krankenhaus auch Werkstätten und Musterpflanzungen gesellen, die Interessen der Anstalt selbst am besten gewahrt sein, weil dieselbe dann auch eigene, von der Wohlthätigkeit ihrer Freunde unabhängige Einnahmen haben wird."

Herr Dr. Grundemann mag sich darüber beruhigen, daß die katholischen Missionare ihre Zöglinge auch für das praktische Leben erziehen. Es wird nicht mehr lange dauern, so sind die von ihnen ausgebildeten jungen Neger als Landwirte und Handwerker ein sehr gesuchter Artikel in Afrika, und auch die Kolonialregierung wird sie sehr gut in der Verwaltung verwenden können. Dazu gehört aber, daß sie eine gute Schule durchmachen und die Mission nicht blos zum Zeitvertreib besuchen, wie das bei den Zöglingen der anglikanischen Anstalten der Fall ist.

Graf Karl Krockow von Wickerode hat vor Jahren einmal die protestantische Mission Matama im egyptischen Sudan besucht und sich von Pastor Eperlein über dessen Erfolge berichten lassen. Er erzählt davon folgendes:

„Auf meine Nachfragen über die Erfolge der Bekehrungsversuche hörte ich, daß trotz aller guten Lehren, trotz der Anleitung zur Arbeit, trotz aller

Geschenke seit Begründung der Mission noch nicht ein Bewohner von Matama oder der Umgegend zum Christentume übergetreten sei. Gute Lehren würden wohl angenommen, auch die äußeren Formen beobachtet, aber ein tieferes Verständnis des Mitgeteilten und eine Nutzanwendung desselben auf das Leben liege den Leuten fern, außerdem lähme der Einfluß der Umgebung alle ernstlichen Bemühungen und lasse die ausgestreute Saat nicht Wurzel fassen. Die Geschenke nehmen die Leute gern an, sie geben Versprechungen, verrichten auch wohl Arbeiten, für die sie bezahlt werden, aber wenn die Missionare zur Hauptsache, der Bekehrung zum Christentume schreiten wollen, dann verschwinden die Zuhörer und ziehen sich von dem erteilten Unterrichte zurück. Die Schwierigkeit bei der Unternehmung eines solchen Werkes, welches große sprachliche Vorstudien und Kenntnis der Volkssitten und Gebräuche verlangt, wird übrigens, meiner Ansicht nach, von den Missionsgesellschaften und ihren Sendboten noch zu wenig gewürdigt. Mit christlichem Glaubenseifer und mit dem guten Beispiele, das ihre Bekehrer geben, ist noch wenig gethan. Dadurch allein werden diese Völkerschaften der heißen Zone noch nicht zu einer geistigen Lehre bekehrt, deren Sinn von ihnen kaum begriffen wird, viel weniger ihnen in Fleisch und Blut übergehen kann. Damit will ich nicht sagen, daß alle christlichen Bekehrungsversuche zu unterlassen seien, sondern man mag zuerst durch Arbeit und gute Sitte, nicht durch ermüdende Gebetsformeln, am wenigsten aber durch Geschenke, auf die Eingeborenen einwirken, auch den Handelsspekulationen entsagen, durch welche leicht der Argwohn der Eingeborenen rege gemacht wird. Während eines achttägigen Aufenthaltes in Matama wurden durch die kleine Glocke des Herrn Eperlein morgens und abends die zur Station gehörenden Diener, acht oder neun an der Zahl, teils Abessinier, teils Galla oder anderen Negerstämmen angehörige Leute im Alter von 18—19 Jahren in einer großen Tuckel versammelt. Der Missionar las in deutscher Sprache ein Kapitel, sprach ein Gebet, und zum Schlusse ließ sich die schwarze Zuhörerschaft auf die Knie nieder, das ‚Vaterunser' in arabischer oder in der Landes (Takrir)-Sprache laut hersagend. Einige der Mitglieder verstanden weder Arabisch noch die Takrir-Sprache und machten die Andachtsübungen natürlich nur mechanisch mit."

Da lauten die Berichte katholischer Missionen aus dem Sudan ganz anders. Bereist doch augenblicklich noch ein ehemaliger Sklave, heute Ordenspriester, P. Daniel von dort, Deutschland.

Um nun wieder nach Ostafrika zurückzukehren, wollen wir Herrn Dr. K. W. Schmidt das Wort geben. Er verbreitet sich speziell über den Gegensatz des englischen (protestantischen) Missionsbetriebes zu dem französischen (katholischen) in Bagamoyo. Dr. Schmidt wird von Herrn Dr. Warneck wahrscheinlich auch wieder nicht als urteilsfähiger Beurteiler angenommen werden, das kann uns aber nicht hindern, ihn für afrikakundiger und zuständiger zu halten, als Herrn Dr. Warneck. Herr Dr. Schmidt schreibt also:

„Eine hervorragende Rolle spielen in Zanzibar die Missionen, obgleich ihr eigentliches Wirkungsfeld natürlich auf dem Festlande liegt. Da sind es nun wieder die englischen Missionen, die auch in politischer Beziehung eine hohe Bedeutung beanspruchen. Wenn es eine alte Wahrheit ist, daß die Missionare meist die Vorkämpfer der Kultur, d. h. der Annexionen sind, so haben sich wenigstens die anglikanischen Missionare redlich bemüht, diese Wahrheit zu Ehren zu bringen. Der Anlage ihrer Stationen hat einzig und allein eine eventuelle politische und kommerzielle Wichtigkeit jener Distrikte zur Richtschnur gedient! Denn es ist eine gerade im Gegensatze zu den französischen (kath.) Missionsstationen doch gar zu auffällige Thatsache, daß sich englische Niederlassungen nur in jenen Distrikten und an solchen Punkten befinden, die sich jetzt in irgend einer Beziehung als besonders wertvoll herausstellen. Wenn es noch nötig ist, Beispiele dieser Art anzuführen, so sei nur an die verschiedenen Stationen in der Umgegend vom Mombas, dem Schlüssel für den ganzen nördlichen Teil des tropischen Ostafrika, an die Stationen in dem weiter südlich gelegenen fruchtbaren Bezirke von Bondei erinnert. Es befinden sich hier, nur wenige Stunden von einander getrennt, nicht weniger als vier englische Missionsstationen, die durch die Bedürfnisse nicht im allerentferntesten gerechtfertigt erscheinen. Aber es giebt noch weit schlagendere Beweise für die englische Missionspolitik. Vor einiger Zeit, sobald die Frage des Kilimandscharo-Gebietes unter den ostafrikanischen Fragen sich bemerkbar machte, hatten die Engländer nichts eiligeres zu thun, als sofort eine Niederlassung am Fuße jenes Gebirgsstockes mit einer neuen Zwischenetappe in Teita zu gründen. Der Engländer ist eben auch in der Religion ein praktischer Mann.

„Fragt man nun nach den kulturellen Erfolgen, die diese vielgeschäftigen Missionare bisher erzielt haben, so sind dieselben unter Umständen schlimmer als Null. Es thut mir leid, daß ich es sagen muß: ich habe nirgends so unverschämte und freche Negerlümmel gefunden, wie auf der englischen Missionsstation Mkuzi in Bondei.

„Es macht sich ja gedruckt sehr hübsch, wenn da zu lesen steht: die und die Mission zählt so und so viel Zöglinge, so und so viel auswärtige Schulbesucher. Aber man darf sich doch durch solche Zahlen nicht täuschen lassen. Denn selbst wenn sie sich nicht zum größten Teile auf in die Missionen überführte, den Sklavenhändlern abgejagte Beute bezögen, würden sie doch für eine ersprießliche Thätigkeit der Missionare gar nichts beweisen. Diese läßt sich überhaupt in Zahlen nicht fassen. Ein einziger, der europäischen Kultur und christlichen Gesinnungsart wirklich näher gebrachter Schwarzer wiegt zahllose zur Statistik dienende singende und Gebete plappernde Missionsheiden auf.

„Und ich wiederhole auch an dieser Stelle: es ist schwer, ja, es ist einfach unmöglich, einen derartigen Erfolg — zu erzielen, wenn man seine Thätigkeit damit beendet glaubt, den Zöglingen das Singen von Gebeten und die Kenntnis einiger Bibelstellen, allenfalls auch noch etwas englisch Lesen und Schreiben einzupauken. Im günstigsten Falle wird man mit diesem Versuche nichts erreichen, als daß der Neger wie ein abgerichtetes Tier, wie ein Papagei oder ein Affe erscheint. Im minder günstigen erzieht man sich schlaue Heuchler, und häufig wird durch diesen

mit Gewalt aufgetragenen Firnis auch noch eine Frechheit und Einbildung genährt, wie sie bei dem natürlichen Neger nie zu finden ist.

Es ist wahrhaftig gleichgültig, *was* der Neger lernt, um in wahrem christlichen Sinne dem Ebenbilde Gottes näher zu treten. Das *Wie* ist das punctum saliens. Nicht „lackiert" soll der Neger werden, sondern sein inneres Selbst soll durch allmähliche Entwickelung dem Verstehen unserer Kultur, unserer ganzen christlichen Weltanschauung näher gebracht werden. Es ist für den Missionar nicht damit gethan, mit Formeln und Äußerlichkeiten sich zu begnügen. Ein wahrhaftes Verständnis soll er für seine Aufgabe besitzen und dann mit nie ermüdender Liebe und Sorgfalt dieselbe zu erfüllen suchen. Erst in diesem Sinne wird das Missionartum ein hoher und heiliger Beruf.

„Der engherzige, nüchterne Engländer besitzt aber dies Verständnis höchstens in Worten. In dem Lande, wo das *Missionarspielen* fast ein Sport wie das Alpensteigen und das Jagen geworden ist, kann man es der Natur der Sache nach auch nicht suchen. Ich frage, *wo sind die Erfolge* aller Bemühungen, all der unendlichen aufgewendeten Kraft? Sind sie vielleicht in den christlichen Zöglingen der Stationen, in den spärlichen Gräbern christlicher Neger der Friedhöfe zu suchen? Oder aber sollten die *zahllosen Bibelübersetzungen* als solche zu betrachten sein?

„Der Hauptsitz der englischen Mission ist in Zanzibar einerseits, in Mombas anderseits. In der Stadt Zanzibar hat man eine für ostafrikanische Verhältnisse in der That grandiose Kirche erbaut. Tagtäglich füllt sich dieselbe mit der Kinderschar des dicht dabei gelegenen Missionsgebäudes, und zu den Klängen der Orgel ertönen in Suaheli-Lauten die Gesänge. Schöne Glasgemälde, sowie auch verschiedene Gedenktafeln sind darin angebracht: so für Livingstone und den verstorbenen Bischof Steere.

„In Magilla, dem Hauptorte der Mission in Bondei, ist ebenfalls ein imposanter Kirchenbau aufgeführt. Das ist den englischen Missionaren nicht abzustreiten: in diesem Punkte, in der Aufführung würdiger Gebäude ihres Kultus, haben sie es nie und nirgends an Ausdauer und Energie fehlen lassen. Die Kirche in Magilla, ganz aus Gneis erbaut, ist das sehenswerteste Gebäude des kontinentalen Ostafrika. Der Chor derselben ist, im Gegensatze zu der schönen Wölbung der Kirche auf Zanzibar, aus Eisen und Zink hergestellt.

„So scharf man die englische Missionsthätigkeit verurteilen muß, *um so mehr Anerkennung kann man dagegen den Franzosen zollen*. Die französische Mission (la Congrégation du St. Esprit et du Saint Coeur de Marie (Patres vom heil. Geiste), ist sowohl im Geiste wie in der Praxis den richtig erkannten Zwecken und Zielen stets treu geblieben. *Nie hat sie von vornherein politische Zwecke verfolgt* und nur selten sich späterhin mit solchen befaßt.*) In stiller, unermüdlicher Wirksamkeit haben es

*) In welcher Weise die „französischen" Missionäre vom hl. Geist, die nach Wißmanns Angabe (Antwort S. 10) „übrigens nicht Franzosen, sondern zum größten Teil Deutsche sind und von jetzt ab nur noch Deutsche sein dürfen," die Politik auffassen, ersieht man aus den Worten, welche der Generalsuperior der Kongregation, P. Emonat, in einer Rede am 18. Februar 1888 gesprochen hat. „Was den patriotischen Einfluß betrifft," sagt er, „so muß ich Ihnen bemerken, daß wir in den einer andern Macht als Frankreich unterworfenen Missionsgebieten es uns zur Pflicht machen, die bestehenden Gesetze und nationalen Angelegenheiten zu respektieren und darauf hinzuwirken, daß sie respektiert werden. Noch mehr: wir schätzen uns glücklich, die Befestigung des Einflusses dieser Mächte durch unsere moralische und zivilisatorische Thätigkeit zu fördern, wie wir auch glücklich sind, ihr Wohlwollen für die rasche Verbreitung des Guten zu besitzen." (Annales apost. 1888). Diese Sprache des Obern der ganzen Kongregation ist deutlich, klar und jede Verdächtigung abwehrend.

sich ihre Sendboten stets angelegen sein lassen, den Geist des Christentums und die Segnungen unserer Kultur unter den schwarzen Völkerschaften zu verbreiten. In Zanzibar, dem Hauptsitze der Mission, ist die dieser Körperschaft innewohnende Gesinnung so recht in einem segensreichen Institute, dem *Hospital*, versinnbildlicht. Wie viele kranke Europäer, wie viele meiner Kameraden haben dort schon Aufnahme und liebevolle Pflege durch die Hand der Schwestern gefunden, und ich muß gestehen, so oft ich dort aus- und eingegangen bin, so oft habe ich ein wohlthuendes Gefühl über die dem Ganzen innewohnende Ordnung, Sauberkeit und christliche Barmherzigkeit mit nach Hause genommen.

Die bedeutendste und wirklich großartig angelegte Station auf dem Festlande befindet sich in *Bagamoyo*, dem wichtigen, als Ausgangspunkt der meisten Karawanen dienenden Küstenplatze, gegenüber Zanzibar. In vielen Beziehungen ist dieses Etablissement als ein Muster derartiger Anlagen hinzustellen, und es gewährt ein wahres Vergnügen, unter der Führung des würdigen Père Etienne, oder des unverwüstlichen, recht lebhaft an manche köstliche mittelalterliche Figur erinnernden Frère Oskar dasselbe zu durchwandern. Man sieht überall, daß die ehrwürdigen Patres auch die praktisch-kulturelle Seite ihres Berufes nicht außeracht gelassen haben.

Hier sind Probepflanzungen von Vanille, von Kaffee, von Cacao, dort wird geschustert, getischlert, geschlossert, werden Bücher gedruckt und gebunden, und wieder an anderen Orten betritt man die Lokalitäten für eine treffliche, ausgedehnte Viehzucht, die selbst Schweine in ihren Rahmen aufnimmt. Mit all dieser lebhaft entwickelten Thätigkeit, die es ernstlich unternimmt, die Schwarzen für eine geregelte Arbeit zu erziehen, mit all diesen weit ausgedehnten und wohlgepflegten Anlagen und Gebäuden, mit dem wahrhaft lebendigen christlichen Geiste, der über dem Ganzen waltet, können die Engländer gar nicht daran denken, zu rivalisieren. Und für so wenig ersprießlich ich die Thätigkeit der letzteren halte, um so erfreulicher und segensreicher erscheint mir das Wirken der französischen Mission, und ich kann an dieser Stelle nur den aufrichtigen Wunsch aussprechen, daß dieselbe immer ein ruhiges und ungestörtes Wirkungsfeld in Ostafrika finden möge."

Hier macht also Dr. Schmidt genau denselben Vorwurf den Protestanten, welchen Warneck und Genossen auf die katholischen Missionen abwälzen wollen, nämlich den: nur *scheinbare* Christen zu erziehen, abgerichtete Papageien, welche in ihren Sitten eher schlechter

als besser werden. Das Urteil ist hart, es thut uns leid. Was wir aus Höflichkeit nicht sagen wollten, Wißmann, Schmidt, Baumann u. s. w. sagen es frei heraus, und wir begnügen uns, diese Urteile zu registrieren.

Indessen hat der viel älterer Afrikareisender, der Engländer Burton, ein ähnliches Urteil über diese Anstalten abgegeben.

„Bezüglich der Erfolge der Mombasstation", schreibt er, „auf welche große Summen Geldes verwendet wurden, spricht man um so besser, je weniger man davon spricht. Dr. Krapf trug sich mit dem großartigen Plan einer ‚Apostelstraße', einer Kette von Missionen quer durch Afrika, von Meer zu Meer, er, der nicht genug Leute hatte, um ein einziges Haus zu gründen!" (Burton Zanzibar II. Kap. 4.)

In ähnlicher Weise äußert sich v. d. Decken, welcher 1861 in Kissoludini den Gottesdienst besuchte, welchen Rebmann mit den Wanika in ihrer Sprache hielt. Es wurde an diesem Orte, wo er in Anbetrugt der großartigen Geldopfer auch großartige Erfolge zu sehen erwartete, einer Gemeinde von zwei Christen, vier unbekehrten Erwachsenen und drei Kindern biblische Geschichten vorgelesen und erklärt.

„Sie gebärdeten sich," sagt der Reisende, „wie bei uns Besucher der niedrigsten Klasse einer Elementarschule. Dies waren die Erfolge vierzehnjähriger Missionsthätigkeit! Trotzdem giebt es Leute, welche aus diesem Verhalten der Zöglinge Hoffnung zu schöpfen wagen. Solchen sei gesagt, daß, selbst wenn die Saat hier Wurzel schlüge, sie dennoch durch die Fäulnis der häuslichen und sittlichen Verhältnisse vergiftet werden müßte, daß alle Predigt vergebens ist, wenn nicht zuvor die äußern Umstände gebessert werden." (v. d. Decken I. S. 211.)

Daß die Art der „römischen Missionierung" die bessere ist, sagt uns ferner der englische Afrikaforscher Cameron in seinem Buche „Quer durch Afrika" (I. 1, 15). Wir lesen dort:

„Industrielle Niederlassungen nach dem Muster der Mission in Bagamoyo zu gründen, um die Eingeborenen zu Handel und Ackerbau anzuleiten, scheint mir für Missionare in diesem Lande die Hauptaufgabe zu sein. Die Missionare scheinen hart zu arbeiten und sowohl durch Lehre als Beispiel viel Gutes zu wirken, und ich zweifle nicht, daß ihre Bemühungen viel zur Zivilisierung dieses Teils von Afrika beitragen."

Nicht vorenthalten wollen wir den Lesern die in der „Nationalzeitung" erst vor kurzem mitgeteilte Zuschrift eines Mitglieds der Emin-Pascha-Expedition, des Herrn Oskar Borchert, welcher erklärt, daß der von v. Wißmann in dieser Sache eingenommene Standpunkt auch der seinige sei.

„Ich hatte Gelegenheit," schreibt er, „mich an Ort und Stelle von der Thätigkeit und dem Wirken der verschiedenen Missionsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika zu überzeugen und gelangte bald zu der Erkenntnis, daß von den in dem so eben genannten Gebiete vertretenen Missionen die römischen bei der

eingeborenen Bevölkerung das größte Ansehen, die größte Achtung und den meisten Einfluß hatten, und hiermit die unbedingt nötige Grundlage für eine erfolgreiche Missionsthätigkeit, die größten Chancen für die Zukunft besitzen. Bei genauerer Beobachtung der bestehenden Verhältnisse ersah ich sehr bald, daß das Gedeihen der römischen Missionen nicht durch die längere Dauer ihrer Thätigkeit, sondern durch die Art und Weise der Arbeit erzielt worden ist."

Ein oft genannter „Ostafrikaner" (Offizier) teilte uns Januar 1889 seine Ansicht über die beiderseitigen Missionen in einem Briefe in folgender Weise mit:

„Welcher Unterschied ist doch zwischen der englischen evangelischen und der katholischen Mission! Hier Überzeugung, dort Profession; hier sorgfältige Erziehung zur Arbeit, dort mehr piätistische Schwärmerei. Die Früchte sind darum auch ganz verschieden: hier gute, dort vielfach negative. Dies ist die Anschauung der meisten Ostafrikaner, welchem Glaubensbekenntnisse sie auch angehören."

Es herrscht demnach unter den kompetenten Männern, die über Afrika sprechen, vollständige Übereinstimmung in Beurteilung des kulturellen und zivilisatorischen Wertes der katholischen Zanzibar-Mission. Der glänzende Erfolg liegt, wie oft gesagt, in der weisen Verbindung des industriellen und religiösen Elementes. Es darf aber nicht übersehen werden, daß das religiöse Element den Missionaren als das Ziel, das industrielle als das Mittel zum Ziel, d. i. der christlichen Zivilisation erscheint.

Diese als praktisch erprobte Methode sollen jene Missionare, die eine andere Form des religiösen Bekenntnisses haben, eben nachahmen und wir werden dann sehen, ob sie mit ihr zu demselben Ziele gelangen. Gerühmte Beispiele soll man sich zum Vorbild nehmen. So spricht sich denn auch ein Forscher im äquatorialen Ostafrika, Herr Cl. Denhardt, in einem Briefe an uns in diesem Sinne aus:

„Ich halte, abgesehen von einigen Kleinigkeiten, die katholische Mission von Bagamoyo für eine Mustermission, an der sich die protestantischen Missionen ein Beispiel nehmen sollten. Ich stand mehrere Monate während meines Aufenthaltes in Ostafrika mit der Mission in Bagamoyo, welche mit so bedeutendem Erfolge bei geringen Geldmitteln thätig ist, in engem freundschaftlichen Verkehr, lernte ihr Wirken ziemlich gründlich kennen und demgemäß schätzen." (Der verehrte Herr wird uns die Indiskretion, seinen privaten Brief zu zitieren, vergeben.)

Wenn Herr Merensky glauben machen will, daß die in der katholischen Religion erzogenen Neger Sklaven und Heiden bleiben, die für die Zeremonien und religiösen Äußerlichkeiten hergedrillt werden, ohne wahre Sittlichkeit zu besitzen, die zu unfreien, unselbständigen Puppen abgerichtet, aber nicht zu Menschen erzogen seien, welche auf eigenen Füßen stehen; wenn er mit Emphase ausruft: „Wir

stehen nicht an, allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz zu behaupten, daß diese blendende römische Mission in Bagamoyo gar keine christliche Heidenmission ist;" so müssen wir über die Gewagtheit einer solchen Sprache, eines so kühnen Leugnens offenkundiger Thatsachen staunen. Halten wir ihm entgegen, was ein katholischer Missionar von dort vor Jahresfrist nach Europa schrieb:

„Mit den durch die Mission losgekauften Kindern", sagt er, „wurde das christliche Dorf St. Josef bei Bagamoyo gegründet. Seit 1885 hat aber letzteres wichtige Veränderungen gesehen. Die jungen Leute haben nach der Verheiratung in der Mission und für dieselbe gearbeitet. Dafür erhielten sie aber ihre Wohnung, Kleidung und Nahrung. Aber weder nach der Absicht der Missionare noch nach der Meinung der Schwarzen sollte dieser Zustand immer fortdauern. Es kam die Zeit, wo die ersten Einrichtungen beendigt waren und jetzt mußte Arbeit geschaffen werden, um diese Familien zu beschäftigen. Der Mission war es ferner unmöglich, für so viele Leute Lebensmittel aufzubringen. Endlich wurde es nötig, diese Christen, die keine Kinder, keine Sklaven mehr waren, früher oder später ihrer eigenen Initiative, ihrer persönlichen Verantwortung zu überlassen, kurz der Freiheit wieder zu übergeben. Dieser Übergang war sehr gefürchtet. In den protestantischen Missionen hat er zur fast vollständigen Entvölkerung der Dörfer, zur Zerstreuung der Söhne des lautern Evangeliums, zum Übertritt mehrerer zum Islam oder etwas Ähnlichem geführt. In Bagamoyo aber vollzog sich der Übergang ohne Geräusch, ohne Erschütterung, ohne den geringsten Zwischenfall. Und wenn man bedenkt, welche Gefahr in der That in dieser neuen „Proklamation der Menschen- und Bürgerrechte" vorlag, so muß man wahrhaftig sich Glück wünschen zu dem guten Geiste und den christlichen Gesinnungen, von denen diese Erstlinge der katholischen Mission in diesem unglücklichen Lande beseelt sind. Nicht ein einziger hat nach Besitzergreifung seiner Rechte nur einen Augenblick seine Pflichten vergessen." (Annales apostoliques de la Congrég. du St. Esprit, 1889.)

Auf diese Weise wurden nun schon acht christliche Dörfer gegründet, deren schwarze Bewohner in dem letzten Kriege treu zu den Missionaren standen und in Zukunft wohl ebenso treu als gute Christen zum neuen Vaterlande stehen werden.

Hören wir ein Gegenstück. Die „Deutsche Kolonialzeitung" enthält von einem in Kamerun ansässigen Schweden, Georg Baldau, Schilderungen aus jenem Lande. Am Schlusse behandelt er die Frage der Erziehung des Negers zur Arbeit, wobei er dem Gouverneur, Freiherr von Soden, hohes Lob spendet. Derselbe schildert die schwarze Bevölkerung in den englischen Kolonien als „eine einzige Sammlung von Kanaillen, total verdorben." „Hieran," sagt er, „hat auch die englische Mission einen großen Anteil. Die Mitglieder derselben führen die Gebote der Bibel über die Gleichheit der Menschen im Munde und bedenken nicht, daß dieselben sich gewöhnlich auf geistliche

Dinge beziehen, und da, wo sie in weltlicher Meinung zu nehmen sind, Völker von ein und demselben oder doch wenigstens einem beinahe gleichen Kulturgrad vor Augen haben. Anstatt, daß die faulen Neger an den Missionsanstalten arbeiten lernten, verlassen die meisten diese Missionsanstalten fauler als jemals und dazu trotzig, eingebildet und mit einer falschen Vorstellung von ihrer eigenen Vortrefflichkeit erfüllt."

Diese Erfolge rühren freilich nicht von der Thätigkeit deutscher, sondern englischer Missionare her. Aber zu unserer Genugthuung konstatieren wir, daß es nicht „römische" sind; die geschmähte Methode der letzteren hätte zweifelsohne ein ganz anderes Resultat erzielt.

Herr Warneck behauptet auf S. 15 seiner Broschüre, wenn Herr von Wißmanns Reisen sich auf andere Gebiete Afrikas erstreckten, z. B. auf die Westküste von Sierra Leone bis zum Niger, so würde er „die größeren Erfolge" auf Seite der evangelischen Mission gefunden haben. Nun, das soeben erwähnte Kamerun liegt auf der Westküste. Wir bedauern daher um so mehr, Herrn Warneck in dieser Illusion noch weiter stören und ihm einen Bericht des Rev. Sunter, protestantischen Schulinspektors und früheren Ministers in den britischen Besitzungen Westafrikas, entgegen stellen zu müssen. In diesem 1889 veröffentlichten Schriftstücke heißt es mit klaren Worten:

„Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß in den vier englischen Kolonien Westafrikas in dreien die Schulen der katholischen Schwestern den ersten Rang einnehmen, nämlich in Sierra Leone, Lagos und Gambia. An der Goldküste hat die Schule der Schwestern, die vor verhältnismäßig kurzer Zeit errichtet wurde, einen guten, wenn auch nicht den ersten Rang eingenommen. In all diesen Schulen haben die katholischen Schwestern allein das Verdienst des Erfolges ... Ich bedauere, konstatieren zu müssen, daß die anglikanische Schule von St. Mary (von Gambia) gar keine ehrenvolle Rolle spielt."

In einem späteren Berichte sagt er von den katholischen Missionaren und Schwestern, sie arbeiteten in den Schulen mit einem solchen Eifer, daß ihre opfervollen Mühewaltungen in Bezug auf die Belehrung der Eingeborenen und deren Zivilisation geradezu sprichwörtlich geworden seien.

Das sind nun „die größern Erfolge" der protestantischen Missionsarbeit in Ostafrika; sie stehen in seltsamem Gegensatze zu den Angaben der Augenzeugen.

Wohl im Geständnisse, daß etwas faul ist, muntert denn auch die Berliner Evangelische Missionsgesellschaft alle evangelischen Christen auf, die Mission in den Schutzgebieten kräftiger zu unterstützen und das Interesse dafür in weitere Kreisen zu verbreiten. „Dann wird bald," heißt es in dem Aufrufe, „der Thatbeweis geliefert werden, daß die evangelische Mission auch in Ostafrika nicht nur dieselben,

sondern noch bessere Früchte hervorbringen kann, als die Arbeit der katholischen Kirche."

Wie dürfen also, wie es scheint, in nicht allzu ferner Zeit die Zeugen eines heiligen Wettkampfes zwischen den beiden Konfessionen in jenen fernen Ländern sein. Möge aber dann jene häßliche Eifersucht, welche bis zur Ausschließung der Missionare des einen oder andern Bekenntnisses in dieser oder jener Gegend in kleinlicher Weise fortschreiten möchte, in den ungeheuern Länderstrichen der afrikanischen Kolonie niemals aufkommen! Dort ist doch Platz und Luft für viele, um in edlem Wetteifer ihre Kraft ungehindert zu entfalten. Ist ja auch in den neuesten Abmachungen zwischen Deutschland und England den Missionen beider Staaten Kultus- und Unterrichtsfreiheit gewährt. Es kann daher von jetzt an wohl keine Rede mehr sein von einer Beschränkung unserer Missionsthätigkeit durch Einrichtung von „Jagdgehegen" der Konfessionen, wie eine ängstliche Seele im Reichstage beantragte.

In die Missionen auf nicht ostafrikanischen Gebieten wollen wir Herrn Dr. Warneck nicht folgen. Bei unserer Frage handelt es sich nicht um Südafrika, Asien oder Südamerika, auch nicht um längst vergangene Zeiten, sondern um unsere Kolonialländer an der Ostküste des schwarzen Erdteils, und um die Gegenwart; hierüber aber stunden wir Rede. Wir meinen aber zuversichtlich, daß die katholischen Missionen auch in dieser Gegenüberstellung die Probe bestehen würden.

Ist dann bei Warneck von der größern Zahl der „Bekehrungen" durch die protestantischen Missionare die Rede, so verzeihe man, wenn wir seit dem Erscheinen der gegnerischen Besprechungen dieser Angelegenheiten mit noch mißtrauischerem Blicke auf die hohen Ziffern sehen.

„Wir haben das Geld und Sie haben die Kinder," sagte einst der anglikanische Bischof Steere von Zanzibar in einer vertraulichen Stunde zu P. Horner. Seitdem beide gestorben sind, ist es gestattet, dies uns 1875 von letzterm mitgeteilte Geständnis des erstern öffentlich zu sagen.

Herr Merensky und Dr. Zahn fürchten nun, daß die katholischen Missionen, heute so schimmernd, bald in Ruinen fallen werden, weil nach ihrer Ansicht unsere Missionare eine falsche Methode anwenden. Das wollen wir doch ruhig abwarten, vorläufig die Herren aber darauf hinweisen, daß die katholischen Missionen so alt sind wie das Christentum selbst. Daß hier und da auch katholische Missionen wieder zu Grunde gehen können, ist begreiflich. Auch sie sind von Umständen mancherlei Art abhängig. Die Schuld an solchem glücklicherweise sehr seltenem Ruine liegt ganz wo anders, als in der falschen Methode. Oder war es viel leicht diese, welche es verschuldete, daß der Islam die ehemals so blühende afrikanische Kirche in Egypten und Nordafrika fast völlig vernichtete? War es die falsche Methode, welche den Untergang des Christentums in Ostafrika, das im 16. Jahrhundert aufzukeimen begann, herbeiführte, oder die Habsucht der Gewalthaber und die neidische Politik? Unter denselben Verhältnissen würde auch keine protestantische Mission Stand halten, und wir bezweifeln sehr, daß sich noch protestantische Christen in einem Lande finden würden, aus dem mehrere Generationen hindurch die protestantischen Missionare verbannt waren. Wir kennen aber Fälle genug, daß unsere katholischen Missionare noch Katholiken dort vorfanden, wo vor Jahrhunderten katholische Gemeinden gegründet waren, dann aber infolge mißlicher Umstände sich selbst überlassen werden mußten, ohne jede geistliche Hülfe.

Unsere Leser werden aus Vorstehendem ohne Zweifel bereits die Ansicht gewonnen haben, daß es eine Spiegelfechterei ist, wenn unsere Gegner uns den Vorwurf machen, wir stellten die Arbeit ihrem Werte nach über . . . das Gebet und die christliche Unterweisung. Sie ist für uns nur ein Mittel zu dem erhabenen Ziele der Bekehrung. Bei uns geht alles Hand in Hand, und auch die Protestanten kommen allmählich dazu, ja, sie haben längst begonnen, mit ihren Zöglingen Ackerbau und Industrie zu treiben. Englische Missionen, welche Industrie betreiben, sogenannte Industrial-Missions giebt es nach Warnecks Broschüre eine ganze Anzahl. Er behauptet aber, daß sich gegen solche bereits eine heftige Bewegung zeige, z. B. unter den südafrikanischen Kolonisten, weil durch die Missionsarbeit die Preise herabgedrückt würden. Das läßt tief blicken. Sollten jene englischen Missionen es vielleicht mehr auf Gelderwerb als auf die Seelen der Schwarzen abgesehen haben? Vielfach wirft man ja den englischen protestantischen Missionaren vor, daß das Missionskleid nur die Maske ist, unter welcher sie politische und kaufmännische Geschäfte machen.

Wenn nun die Protestanten thatsächlich selbst Kinder erziehen, wenn sie selbst Landbau und Handwerke betreiben, wie kommt es denn, daß ihre Resultate so gering geschätzt werden im Vergleiche mit jenen der katholischen Missionen?

Herr Warneck wird uns einfach antworten, wie er es in seiner Broschüre thatsächlich thut, diese Geringschätzung beweise nur die Unkenntnis der betreffenden Beurteiler, im Gegenteile, die Verkündiger des „reinen Wortes" erzielten weit größere Erfolge, als die Apostel des „verbrämten Heidentums". Er wird uns auch wahrscheinlich mit imposanten Ziffern aufwarten, aber solche sind bekanntlich schlecht auf ihren inneren Wert zu prüfen und es kommt doch sehr auf die Qualität der Missionschristen an. Immerhin bleibt die Thatsache bestehen, daß die katholischen Missionen wirkliche und sichtliche Erfolge erzielen, Erfolge von Dauerhaftigkeit, was unsere Gegner, die erst etwa 80 oder 90 Jahren Heidenmission betreiben, bisher noch nicht behaupten dürfen. Um dies zu begreifen, muß man das Wesen des Katholizismus, den Charakter seines Priesterstandes und seiner Orden erfaßt haben. Mag der evangelische Christ oder Prediger mit den besten Absichten zu den Heiden gehen, er ist nichts als

ein Mensch, angewiesen auf seine eigene Willenskraft; es fehlt ihm das Kriterium des richtigen Apostels, die Sendung Christi, es fehlt ihm die sakramentale Weihe mit ihrer übernatürlichen göttlichen Kraft, welche ihn in den Stand setzt, auf alle Annehmlichkeiten des Lebens zu verzichten, nicht rückwärts zu sehen und nicht nach Verbesserung seiner persönlichen Lage zu streben. Der protestantische Missionar nimmt selbst nach Afrika einen ganzen Ballast persönlicher Sorgen mit, in vielen Fällen sogar Weib und Kind. Kein Wunder, daß er sich nicht so ausschließlich dem Bekehrungswerke widmen kann, wie der katholische Priester, der Bruder, die Ordensschwester, welche mit allem abgeschlossen haben und in feierlichster, zu Herzen gehender Weise mit dem Auftrage entsandt werden, jetzt nur noch das Reich Gottes, und nichts als dieses, unter den Heiden zu fördern, gleichviel ob Gesundheit und Leben dabei zu Grunde gehen. Der protestantische Missionar ist ein Mensch und bleibt ein solcher mit all seinen Neigungen, seinen Hoffnungen und Schwächen, der katholische Missionar ist ein Apostel, ausgerüstet mit der Kraft Gottes, ein Held, der nur die eine Losung kennt: Sieg oder Tod! Vergessen wir auch nicht die Stetigkeit und Gleichmäßigkeit der Arbeit, das wohldisziplinierte, zielbewußte Schaffen der Ordensleute, welche alle den gleichen Sinn, die gleiche Regel, das gleiche Ziel haben, dann dürfen wir uns nicht wundern, daß unter der Leitung der katholischen Missionare die Wilden keine Heiden bleiben, sondern bald gesittete Menschen und gute Christen werden, die Freude und Geschick zur Arbeit, Liebe und Eifer für die Religion bezeugen.

Was evangelischerseits zu thun ist, spricht übrigens der oben genannte Dr. Schröder unverhohlen aus und das ihm vielleicht schwere Wort ausgesprochen zu haben, gereicht ihm zur Ehre. „Die Eifersucht," — das sind seine schwerwiegenden Worte, „daß die römische Missionierung auf diesem Wege vorgeht, kann uns doch unmöglich abhalten, das Bessere zu wählen." Das meinen wir auch; *man wähle das Bessere!*

Die vorstehend angeführten Zeugnisse werden um so mehr zur Steuer der Wahrheit dienen, als sie fast alle von Männern herrühren, die zwar nicht mit uns auf demselben kirchlichen Boden stehen, aber trotzdem, vom Geiste der Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe geleitet, eben das bestätigen, was wir Katholiken aus den Berichten und aus dem Munde der Missionare zu aller Zeit über ihr großartiges Wirken unter den Schwarzen in Ostafrika erfahren und nicht minder von ihnen erwarten zu müssen stets geglaubt haben.

* * *

Wir wollen hier abbrechen, obwohl wir noch eine ganze Reihe von unverdächtigen Zeugnissen anführen könnten.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so ergiebt sich ein dreifaches: Erstens hat Herr Reichskommissar Major von Wißmann mit

anerkennenswertem Freimute, den wir an dem Protestanten besonders hoch schätzen, unseren Missionaren ein wohlverdientes Lob gespendet, ein Lob, dem alle Afrikareisenden beistimmen; zweitens haben die Herren Warneck, Merensky und Genossen sehr unrecht, wenn sie die den protestantischen Missionen erteilte Lehre in gehässiger Weise ausbeuten und ihren Ärger an den katholischen Missionen und an der katholischen Kirche auslassen. Herr Warneck bemüht sich in seiner Schrift redlich, die Überlegenheit der protestantischen über die „römische" Religion zu beweisen. Um so empfindlicher muß es ihn also treffen, wenn er aus dem Munde *aller* Autoritäten ohne Ausnahme hören muß, daß die Leistungen der beiden Konfessionen so ungeheuer verschieden sind und so ganz zum Vorteile der katholischen Kirche sprechen.

Uns hat das Urteil des Herrn Reichskommissars *nicht* Veranlassung gegeben, die protestantische Missionsthätigkeit in Ostafrika einer Kritik zu unterwerfen, wir haben uns begnügt, jenes Urteil zu verzeichnen, wir konnten aber auf die Angriffe gegen unsere Kirche nicht schweigen. Wenn man unseren missionierenden Brüdern, Sklavenhandel, Verweltlichung des Christentums und Einführung eines neuen Fetischismus zur Schuld legt, dann empört sich das Herz, und die Hand greift zur Feder, die Verleumdung abzuweisen. Schiedlich-friedlich mögen alle Konfessionen die Propaganda in Afrika betreiben; wir werden niemanden hindern noch bekämpfen, aber man lasse auch *unsere* Missionare in Frieden ihre so segensreiche Thätigkeit fortsetzen.

Zum dritten möchten wir ein Wort mit den Katholiken reden. Mit Stolz und Freude dürfen wir auf die Erfolge unserer unvergleichlichen Missionare blicken, aber dabei darf es nicht bleiben. Es gilt, das so herrlich begonnene Werk kräftig fortzusetzen und auszudehnen. Jeder Katholik sollte eine Ehre darin suchen, teilzunehmen an demselben, und das kann er leicht, wenn er alljährlich eine Kleinigkeit für Missionszwecke in Afrika spendet. An der Spitze des Zivilisationswerkes steht der *Afrika-Verein deutscher Katholiken* unter dem Ehren-Vorsitze des Erzbischofs von Köln. In ihm findet sich alles zusammen, was Interesse nimmt an der Zivilisierung der schwarzen Brüder. Noch giebt es in Deutschland — leider!! — viele katholische Pfarreien, in welchen dieser Verein noch nicht begründet ist. Wollen diese noch länger fern bleiben? Die Missionare bedürfen unserer ausgiebigen Unterstützung und unser Geld ist bei ihnen gut angelegt. Wir bedürfen auch neuer Anstalten auf deutschem Boden, welche Missionare: Priester, Brüder und Schwestern ausbilden. Denn in Afrika fehlt es vor allem an Arbeitern, und in Deutschland giebt es genug junge Leute, welche ihr Leben einem so edlen Zwecke zu weihen bereit sind, sobald man ihnen Gelegenheit dazu bietet.

Also antworten wir auf die uns angethane Unbill am besten durch gesteigerte Opferwilligkeit für unseren Afrika-Verein, für unsere Missionare, besonders aber sorgen wir, daß der Afrika-Verein bald

über ganz Deutschland sich ausbreitet. Die protestantischen Missionsgesellschaften haben im Jahre 1888 mehr als 50 Millionen Mark aufgebracht, man gebe dem Afrika-Verein alljährlich nur eine Million, und unsere Missionare werden Wunderdinge leisten.

Die eben beendete 37. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands hat dem Wirken des Afrika-Vereins ungeteilten Beifall gespendet und empfiehlt die Ausbreitung des Vereins über ganz Deutschland. Hoffentlich wird dieser Ruf sein Echo in allen deutschen Gauen finden, und dann wird sich die Leistungsfähigkeit unserer Missionen — unterstützt durch ausreichendere Geldmittel — in noch ganz anders glänzender Weise kundgeben, als es bisher möglich war.

* * *

Freiwillige Gaben nehmen alle Vorstände des Afrika-Vereins in den einzelnen Pfarreien in Stadt und Land, der Schatzmeister des Zentral-Ausschusses, Herr Kaufmann Heinrich Horten in Köln, Neumarkt, sowie die Expedition des „Gott will es!" in M.Gladbach (A. Riffarth) dankend entgegen.

Briefkasten der Redaktion.

Um vorstehenden höchst wichtigen und für jeden Freund der katholischen Missionen interessanten Artikel nicht teilen zu müssen, haben wir alles übrige zurückgelassen. Wir bitten alle unsere Freunde, diesem Hefte eine große Verbreitung zu geben. Dasselbe wird auch separat durch jede Buchhandlung und durch unsere Expedition zum Preise von 20 Pfg. zu beziehen sein. — Das Verzeichnis der bei der Redaktion im Monat Juli eingegangenen Gaben ist in folge eines Versehens der Druckerei liegen geblieben und wird in nächster Nummer veröffentlicht. — Unregelmäßigen Erhalt der Hefte bitten wir nicht der Redaktion in Münster, sondern der Expedition in M.Gladbach zu melden, die für Abhülfe nach besten Kräften stets sorgen wird. Für die nächsten Nummern liegt eine große Fülle hochinteressanter Artikel, Mitteilungen und Illustrationen vor, worauf wir unsere Leser schon jetzt aufmerksam machen wollen. — **Diejenigen, welche dies Heft einzeln bezogen haben, laden wir freundlichst zum ständigen Bezuge der Zeitschrift ein. Jede Postanstalt und Buchhandlung, sowie auch die Expedition vermittelt denselben. Den Käufern dieses Heftes wird der gezahlte Preis auf den Abonnementsbetrag von 1 M. 20 Pfg. halbjährlich in Abrechnung gebracht.**

(Schluß der Redaktion am 20. August.)

Druck von A. Riffarth in M.Gladbach.

Gott will es!

Der Afrika-Verein auf der 37. Generalversammlung deutscher Katholiken zu Coblenz.

Wie recht und billig, haben auf dem eben beendeten diesjährigen Katholikentage unsere Vereinsbestrebungen die verdiente Anerkennung und Empfehlung gefunden. Der Vorsitzende unseres Verwaltungsausschusses, Herr Justizrat Sieger, hatte nachstehende Resolution eingebracht:

„1. Der unter dem Ehrenpräsidium des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Köln bestehende Afrika-Verein deutscher Katholiken fördert wesentlich die von Sr. Heiligkeit dem Papste ins Leben gerufenen und gegenwärtig über ganz Europa verbreiteten Bestrebungen zur Unterdrückung der Sklaverei und des Sklavenhandels in Afrika, insbesondere durch Unterstützung der in jenem Erdteile thätigen Missions-Gesellschaften.

„2. Aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf die namentlich in letzterer Zeit von den verschiedensten Missions-Genossenschaften an den Afrika-Verein erhobenen bedeutenden Ansprüche wird der Beitritt zu demselben und dessen thatkräftige Unterstützung allen Katholiken Deutschlands angelegentlichst empfohlen.

Der Antragsteller weist hin auf die Zwecke des Afrika-Vereins. Von den eingegangenen Geldern sind 60 000 M. verwendet worden für die Väter vom hl. Geist in Bagamoyo, 100,000 M. für die Benediktus-Genossenschaft in Dar-es-Salaam und 60 000 M. für die Algerischen Väter (Bravo!); aber auch fremdländischen Genossenschaften — wir sind erst katholisch und dann national — sind Beiträge gezahlt worden. 100 000 M sind ausgegeben worden für die Errichtung eines Missionshauses in Deutschland.

Damit aber gesteigerten Bedürfnissen genügt werden kann, müssen die Mittel vergrößert werden durch Bildung von Zweigvereinen, um deren Gründung besonders die Geistlichkeit sich verdient machen kann. Retten Sie einen Weltteil von der Sklaverei, verhelfen Sie ihm zur Zivilisation und zum Christentume!"

Eine zweite Resolution, von dem verstorbenen Abgeordneten Dr. Virnich eingebracht, lautete wie folgt:

„Die 37. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands wolle beschließen, angesichts der hervorragenden Verdienste, welche sich unsere religiösen Orden und Kongregationen um die Verbeitung des Christentums und die Begründung der wahren Kultur und Zivilisation selbst nach dem Urteile hervor-

ragender und kompetenter Männer andersgläubigen Bekenntnisses erworben haben und noch immer erwerben, die nachdrückliche Forderung zu wiederholen, daß endlich die kulturkämpferischen gesetzlichen Bestimmungen, welche eine Reihe dieser Ordensgenossenschaften, die sämtlich in allen deutschen Schutzgebieten zur Missionsarbeit unbeschränkt zugelassen sind, von dem Boden des deutschen Reiches ausschließen und diese Ordensgesellschaften hindern, hier Noviziat-, Missions- und Studienhäuser zu errichten, in Wegfall kommen mögen.

Beide Anträge wurden unter allgemeinem Beifall einstimmig angenommen.

Ferner hatte Se. Em. Kardinal Lavigerie der Versammlung die Mitteilung gemacht, daß die Kongregation der „Weißen Väter" soeben eine neue Missionsanstalt einrichtet für Deutsche, und zwar in der altehrwürdigen Abtei Marienthal im Großherzogtum Luxemburg. Auf diese hocherfreuliche Kunde hin hat die Versammlung nachstehendes Telegramm an seine Eminenz abgesandt:

„Die Generalversammlung nimmt mit größter Ehrerbietung Kenntnis von dem Schreiben Sr. Eminenz des Kardinals Lavigerie an den Präsidenten der Versammlung vom 15. August 1890. Sie spricht Sr. Eminenz ihren verbindlichsten Dank aus für die Fürsorge, welche er den religiösen Interessen unserer Schutzgebiete in Ostafrika durch Errichtung eines besonderen für unsere Schutzgebiete bestimmten Missionshauses in Marienthal den Weißen Vätern bewiesen hat, und empfiehlt allen Katholiken Deutschlands die nachhaltige Unterstützung dieses Missionshauses, sowohl durch Geldspenden, als auch namentlich durch Eintritt in dieses Missionshaus. Sie knüpft daran den Ausdruck ihrer begeisterten Bewunderung für die erfolgreiche Missionsthätigkeit des Kardinals und vereinigt ihre Gebete mit denjenigen der Weißen Väter für die baldige Christianisierung von ganz Afrika."

Unter dem Vorsitze des Herrn Justizrats Sieger fand auch eine spezielle Versammlung der in Coblenz anwesenden Mitglieder des Afrika-Vereins statt. Nach einem einleitenden Vortrage des Herrn Vorsitzenden sprachen die Herren Rechtsanwalt Müller (Trier), Rechtsanwalt K. Trimborn (Köln) und Dom-Kapitular Hilpisch (Limburg), durchgängig im Sinne einer straffern Organisation der Lokal- bezw. Diözesan-Vereine, und unter Betonung der hervorragenden Bedeutung, welche die Unterstützung der afrikanischen Missionen für die Bekämpfung der Sklaverei und des Sklavenhandels, für die Konsolidierung des deutschen Einflusses in den afrikanischen Kolonialgebieten und mittelbar auch für die gerechtere Würdigung des katholischen Ordenslebens bei unsern andersgläubigen Mitbürgern besitzt.

Möchten diese Kundgebungen von günstiger Wirkung auf den Fortschritt unserer Sache sein! Wir haben ja — niemand wird das bestreiten — in der kurzen Zeit unserer Thätigkeit schon viel geleistet, aber weit mehr muß noch geleistet werden. Sehr richtig sagte unser verehrter Führer, Exzellenz Dr. Windthorst, in seinem Schlußworte:

„Nachdem Deutschland seine Marine erweitert, nachdem es in den Besitz außerdeutscher, außereuropäischer Inseln und Länder gekommen ist, ist es selbstverständlich, daß der Ruf an die Apostel, sie sollen hinausgehen und alle Völker lehren, mit besonderer Deutlichkeit jetzt an das Ohr jedes Katholiken dringen muß, und wir sind durchaus in die Notwendigkeit versetzt, in den neuen Schutzgebieten Deutschlands für eine kräftige Missionsthätigkeit zu sorgen. Der Afrika-Verein hat erfreulicher Weise sich ausgedehnt; er hat erhebliche Mittel beschafft. Diese werden nach der weisen Leitung, der er unterstellt ist, sicher zu den Missionszwecken verwendet werden. Aber das genügt immer noch lange nicht; es gehört aber zu den Missionen nicht allein Geld, sondern vor allen Dingen gehören dazu Missionare, und zur Bildung dieser fehlen uns in Deutschland zur Zeit noch die genügenden Institutionen. Es ist das ein Kapitel, worüber ich bereits im Reichstage wiederholt zu sprechen Gelegenheit gehabt habe, worüber ich aber auch hier spreche, damit im ganzen katholischen Volke das Bewußtsein rücksichtlich dieses Gegenstandes klarer wird, und damit aus dem Volke heraus sodann die Stimmen, die in Berlin erschallen sollen, unterstützt werden."

Mögen diese in Coblenz mit lautem Beifall begleiteten Worte im ganzen deutschen Reiche wiederhallen. Geld, viel Geld, und Missionare, das ist es, womit Afrika erobert werden kann, und dieses Geld, diese Missionare zu stellen, ist eine Pflicht, eine Ehrensache des katholischen Volkes.

Das Wesen des Islam.

I.

Man begegnet zuweilen der Ansicht — in der liberalen Presse besonders hat sie weite Verbreitung gefunden —, daß die mohamedanische Sklaverei für den Neger doch eigentlich ein so schlimmes Los nicht sei, man hierin vielmehr eine Wohlthat für ihn erblicken müsse. Aus seinem heidnischen, finstern Götzendienste versichert man, werde der Neger herausgerissen und dem Monotheismus zugeführt; der Islam bringe ihm eine gewisse Kultur und bilde für ihn gleichsam die Vorstufe, die Vorbereitung auf das Christentum. Nun, was die Größe dieser „Wohlthat", dieses „besseren Loses" betrifft, womit der Islam die Neger bescheert, so ist dieselbe von Kennern afrikanischer Verhältnisse, von berühmten Forschern sowohl, als besonders katholischen Missionaren, längst auf ihren wahren Wert zurückgeführt. Wie düster und ergreifend ist das Gemälde, das sie uns oft in so lebendigen Farben entwerfen! Wir sehen da, wie nicht blos der Sklavenraub und -Transport den armen unglücklichen Opfern so unsägliche Leiden bringen, sondern wie die Sklaverei selbst für die armen Neger das denkbar härteste Los ist, daß es ihr Verderben, ihren Ruin bedeutet für Seele und Leib. Wer sich hierüber näher informieren will, lese

den vortrefflichen Aufsatz von P. Geyr, apost. Missionar in Zentral-Afrika, histor. pol. Blätter, H. 7, 1889.

Wir nun wollen im Folgenden, um auch jene „Wohlthat" des Islam näher zu beleuchten, kurz hinzeigen auf das Wesen und die Natur dieser Sekte.

Der Islam ist ein Gemisch aus Heiden-, Juden- und Christentum; mit den beiden letzteren hat er aber nur das gemein, daß er sich zum Monotheismus bekennt (d. h. auch nur an einen Gott glaubt), sonst steht er ihnen durchaus entgegen. Äußere Formen nur und Zeremonien vor und nach der gottesdienstlichen Handlung (z. B. Waschungen, Verbeugungen beim Gebete 2c.) entlehnt er teils dem Juden-, teils dem Christentum; sein Gottesbegriff aber, seine Auffassung von dem Verhältnis zwischen Gott und den Menschen ist durchaus heidnisch, ja an Bosheit und Schlechtigkeit übertrifft die islamitische Rechts- und Sittenlehre die des Heidentums in dessen höchster Entartung. Wie weit sich der Islam in seinem Wesen von dem Judentume entfernt — um vom Christentume ganz zu schweigen, wovon das Judentum ja nur ein Vorbild, ein Schatten ist —, welch' unendliche Kluft zwischen beiden liegt, zeigt ein oberflächlicher Blick auf die Art und Weise, wie Moses und Mohamed, jener vor dem israelitischen, dieser vor dem arabischen Volke als Gesandte Gottes auftraten. In Moses offenbarte sich Jehovah dem israelitischen Volke als der Gott der Heiligkeit und Gerechtigkeit, der keine Sünde und keinen Frevel duldet und der seinem Volke mit den schärfsten Strafen droht, wenn es seine Gebote nicht hält. Mohamed dagegen läßt seinen Allah als einen höchst milden, nachsichtigen Vater erscheinen, der von Liebe und Zärtlichkeit gegen alle überfließt, welche nur seinem „Gesandten" Mohamed glauben und sich zum Islam bekennen. Während Moses strenge Predigt oft Murren und Unwillen im israelitischen Volke erregte — verlangte ja Jehovah Selbstüberwindung und Kampf gegen die böse Leidenschaft —, so fand Mohamed rasch begeisterten Anhang: dem sinnlichen, feurigen Charakter des arabischen Volkes gefiel ein Gott, wie Mohamed ihn verkündete, der alles gestattet und nichts versagt, der jedem Laster und Genuß ohne Maß und ohne Schranke fröhnen läßt. Eine solche Sekte verdient aber mit nichten den Namen „Religion"; den Stempel ihres Ursprungs trägt sie an der Stirn: sie erscheint nicht als Gottes- sondern als Teufelswerk. Dieses zur Kennzeichnung des Islam im allgemeinen.

Sehen wir uns jetzt einzelne Glaubenssätze aus dem Koran, dem Gesetzbuche Mohameds, an, worin sich der Geist des Islam besonders ausprägt. Der einzige Vermittler zwischen Allah und seinem gläubigen Volke ist sein Prophet Mohamed, dem alle unbedingt gehorchen müssen. Gleich in der 4. Sure (Glaubenssatz) heißt es: O ihr Gläubigen, seid gehorsam dem Propheten und allen (Iman d. i. höchster geistlicher Würdenträger), welche Gewalt über euch haben"; und in der 33. Sure: Mohamed ist der Gesandte Gottes und das Siegel aller Propheten

. . . Wer nicht gehorcht Gott und seinen Propheten, der ist in offenbarer Verblendung". Dieselbe hohe Stellung nehmen nach dem Koran auch die Iman als Stellvertreter des Propheten ein und es braucht nur jemand zu verstehen, sich als Iman aufzuspielen und mit Mut und Energie als solcher aufzutreten, um das leicht erregbare arabische Volk für sich zu begeistern und in Masse an sich zu ziehen (wie ein falscher Prophet noch kürzlich im Sudan). — Nur diejenigen, welche sich zum Islam bekennen und an Mohamed glauben, werden im Koran „Gläubige" (Moslemen) genannt, alle anderen heißen Ungläubige (Kofir). Letztere, welche nicht zum Islam übertreten wollen, sind Feinde Gottes und es wird den Moslemen zur heiligen Pflicht gemacht, gegen sie zu kämpfen und mit der Gewalt des Schwertes sie zu unterwerfen. So heißt es ausdrücklich: „Der Krieg wider die Ungläubigen ist eine für jeden Muselmann verbindliche Pflicht, welcher volljährig, gesund und frei ist.*)

Diese Koranssätze (Glaubenssätze) werden dem Muhamedaner schon von Jugend auf eingeprägt; in den Koranschulen, die es überall, auch in den kleinsten Dörfern giebt, müssen die Knaben sie wörtlich auswendig lernen. So nimmt es nicht Wunder, daß der Moslim von Stolz und Verachtung gegen Andersgläubige erfüllt ist, die er am liebsten Giaurs („Christenhunde") nennt. Ganz auffallend zeigen sich diese Früchte des Koran bei den zum Islam übergetretenen Negern, welche die Araber besonders gern bei den Sklavenjagden verwenden. Diese begegnen ihren Stammesbrüdern (den heidnischen Negern) mit offener Verachtung und Geringschätzung, indem sie sich ihnen in ihrer jetzigen „Bildung" weit überlegen glauben; förmlichen Haß aber bringen sie den Christen und dem Christentume entgegen.

Freilich, wo der europäische Einfluß mächtiger ist, zeigt der Muhamedaner jenen Stolz und jene Verachtung gegen Andersgläubige nicht so offen. Er weiß sich dann meisterhaft zu verstellen und seine Gedanken, selbst seine Leidenschaft derart zu verbergen, daß niemand recht weiß, was in seinem Innern vorgeht. Verstellung und Lüge — im Notfalle selbst Verleugnung seines Glaubens — ist dem Moslim nach dem Koran gestattet, wenn er dadurch den Ungläubigen täuschen und sich so einen Vorteil verschaffen kann. Wenn aber ein mohamedanischer Fürst wie der Sultan von Zanzibar mit den Europäern Verträge schließt, die wesentlich seine Macht und seinen Einfluß beeinträchtigen, wie durch Gebietsabtretungen, Verbot des Sklavenhandels (der für ihn eine reiche Erwerbsquelle war) und Einschränkung der Sklaverei; wenn ferner in jüngster Zeit selbst der Sultan von Konstantinopel eine Irade (Gesetz) erlassen hat, worin er den Sklavenhandel verbietet, Bestimmungen, welche gegen die Koranssätze arg verstoßen, so ist dies offenbar nur so zu erklären, daß die Sultane unter dem

*) Dieser, wie die folgenden Glaubenssätze sind dem Werke entnommen: Moslemisches Recht, von Nikolaus von Tornow, Leipzig. Dyk. 1885.

Zwange und dem Drucke europäischer Mächte handelten. So lange der Muselmann sich einem Stärkeren gegenübersieht, bewahrt er eine demütige Haltung, nennt sich gern einen „guten treuen Freund", um sich dann, sobald sich eine günstige Gelegenheit nur bietet, als hinterlistigen Feind zu entpuppen.

Wie der Koran alle „Ungläubigen" für rechtlos erklärt, so gelten nach ihm auch alle Verträge nicht, welche der Moslim mit jenen schließt; jeden Friedensvertrag z. B. kann der Moslim brechen, sobald er nur Aussicht hat auf Erfolg. „Mit den Ungläubigen", sagt der Koran, „wird kein dauernder Friede, sondern nur ein Waffenstillstand abgeschlossen, der zu jeder Zeit wieder aufgehoben werden kann, sobald der Wiederbeginn des Krieges dem Muselmann vorteilhaft erscheint". Um letzteren zum Kriege noch mehr anzureizen, entfacht der Koran in ihm die Herrsch- und Habsucht, indem er ihm Person und Vermögen des Feindes als unumschränktes Eigentum zuspricht. Nach islamitischem Rechtsbegriff gilt der Muselmann, welcher den Herbi (d. i. „Ungläubigen") oder sein Vermögen in Besitz nimmt, als „primus occupans"; d. h. der Herbi, welcher kein Recht auf Freiheit hat, und darum mit seinem Vermögen eine herrenlose „Ware" bildet, fällt rechtmäßig dem Muselmanne anheim, welcher zuerst davon Besitz nimmt. — Selbst Haß und Grausamkeit pflanzt der Koran den moslemitischen Kriegern ein; so sagt er wörtlich: „Die Ungläubigen, welche sich nicht freiwillig unterwerfen, haben keinen Anspruch auf Gnade. Die gefangen genommenen Männer müssen, wenn sie nicht den Islam annehmen, getötet werden; die Frauen und Kinder werden in die Sklaverei geführt. Es hängt indessen vom Iman ab, ob er den Männern das Leben lassen, oder auch sie zu Sklaven machen will."

So ist nach dem Koran der Andersgläubige schutz- und rechtlos, seine Person, wie sein Hab und Gut ohne Schonung, ohne Gnade und Barmherzigkeit dem Muselmanne verfallen, der nach Gutdünken darüber schalten und walten kann. Und wenn dieser seine Gefangenen und Besiegten tötet, so ist das ein gutes, von Allah (Gott) geheiligtes Werk; wenn er aber seines Lebens schont, um ihn zeitlebens zu seinem Sklaven zu machen, so erscheint dies als ein Zeichen besonderer Gnade und Milde. — Das ist eine Ansicht, welche jedem Begriffe von wahrer Zivilisation ins Gesicht schlägt, ein offener Hohn auf alle internationalen Rechte und Gesetze. Jene toten Buchstaben des Koran aber, die wir nicht ohne Grauen lesen und die in Wahrheit mehr als ein Produkt teuflischen Hasses und teuflischer Bosheit als menschlicher Erfindung und Verworfenheit erscheinen, haben in furchtbarer Weise Leben und Gestalt angenommen in jenen schrecklichen Kämpfen, welche die Muselmänner im Laufe der Jahrhunderte (besonders die Türken in Europa) geführt, in jenen räuberischen Einfällen und verheerenden Zügen, welche arabische Horden in friedliche Länder machten und lawinenartig ganze Länder von Nord-Afrika und Süd-Europa überfluteten und verwüsteten. Und all' die grausamen Sklavenjagden, welche die Araber noch fortwährend in Afrika auf die armen Neger halten, all' die Gräuelszenen, welche sich dort zur Entrüstung und Empörung aller zivilisierten Völker abspielen, sind ein Ausfluß jener Sätze des Koran; solche Ungeheuer, wie die arabischen Sklavenjäger, diese Teufel in Menschengestalt, hat eben der Koran erzogen. H. T.

(Forts. folgt.)

Militärisches aus Ostafrika.

Bekanntlich hat Major v. Wißmann feste Stationen angelegt und zwar sind zunächst die Hauptküstenplätze befestigt worden und im Anschluß daran dann je nach Bedürfnis einzelne Punkte in der Umgebung der Küstenplätze und im Innern, sofern dieselben für die Offenhaltung der Karawanenstraßen von Wichtigkeit waren, oder aber für die dauernde Erhaltung des deutschen Ansehens, für den Schutz von Missionsstationen oder als Ausgangspunkte kultureller Arbeiten einen besonderen Schutz erforderten.

Bei einem größeren Teile der Stationen sind als Kern des Forts gewöhnlich ein oder mehrere große und feste Araber- oder Inderhäuser benutzt worden, so zum Beispiel in Dar-es-Salaam und Bagamoyo. Die betreffenden Häuser sind dann meist im Innern gänzlich umgestaltet und außerordentlich fest ausgebaut worden; hier und da sind Stockwerke aufgesetzt worden und um den Kern der festen, als Wohnräume für die Offiziere und Unteroffiziere, als Speiseanstalten und Vorratsräume dienenden Gebäude sind mächtige Mauern und Befestigungen aufgeführt, innerhalb deren sich die Wohnungen für die sudanesischen Truppen, die Munitionsmagazine, Stallungen u. s. w. befinden.

Die von Wißmann angelegten Stationen für den nördlichen Teil des Interessengebietes von Wanga bis zum Rufidschi herab zählen gegenwärtig 14, und zwar 7 große und 7 kleine. Die im nachstehenden bei den Namen der einzelnen Stationen aufgeführten Besatzungsstärken sollen, wie man der Kreuzztg. berichtet, auch für die Zukunft bestehen bleiben. Die Namen der Stationen sind:

1. In Usambara: a) Große Stationen: Tanga (50 Sudanesen), und Pangani (40 Sudanesen). b) Kleine Stationen: Bweni (20 Sudanesen), Lewa (Plantage der deutsch-ostafrikanischen Plantagen-Gesellschaft (10 Sudanesen) und Ras-Mujesa (10 Sudanesen).
2. In Useguja: a) Große Stationen: Saadani (50 Sudanesen) und Mkwadja (50 Sudanesen). b) Kleine Station: Mandera, englische Missionsstation (10 Sudanesen).
3. In Usaramo: a) Große Stationen: Bagamoyo (60 Sudanesen) und Dar-es-Salaam (65 Sudanesen). b) Kleine Stationen: Mtoni, Fähre über den Kingani (12 Sudanesen) und Tondunghuu (8 Sudanesen).
4. In Usagara: Mpwapwa, größter Knotenpunkt der Karawanenstraßen, 10 Tagemärsche von Bagamoyo (150 Sudanesen).
5. Am Kilimandscharo (20 Sudanesen).

Außer dem Hauptfort in Bagamoyo, in welchem die ständige Garnison untergebracht ist, befindet sich am andern Ende der Stadt an der sog. Dunda-

straße in der Nähe der katholischen Mission, die Zulukaserne, ein ausgedehntes, ebenfalls stark gebautes Araberhaus, in welchem für Expeditionszwecke Streifzüge u. s. w. das Expeditionskorps I in der Stärke von 183 Mann stationiert ist; das Expeditionskorps II ist für die Expedition Emin Paschas nach dem Innern gesandt.

Die Bewaffnung jeder Station ist je nach ihrer Wichtigkeit verschieden. Die größeren Stationen besitzen einige Feldgeschütze, Mörser, 4,7 cm-Geschütze und einige Revolverkanonen. Das vom Kaiser der Wißmanntruppe geschenkte Maximgeschütz, welches sich übrigens außerordentlich bewährt und auf die Aufständischen den größten Eindruck hervorgebracht hat, befindet sich bei dem Expeditionskorps I in Bagamoyo. Im weiteren Umfange ist jedes Fort von einem starken Stacheldrahtzaun umgeben, innerhalb dessen die Wachtposten das Fort zu umgehen haben. Der Platz innerhalb des Stacheldrahtzaunes wird außerdem als Weide für die Reittiere und als Lagerplatz für Baumaterial und dergleichen benutzt. Die Hülfe der Eingeborenen bei der Erbauung der Forts ist hauptsächlich für den Transport von Sand und Steinen in Anspruch genommen worden, und zwar hat sich dabei ergeben, daß die Eingeborenen ausnahmslos und ohne jede Anwendung von Zwang gegen einen geringen Lohn von einigen Pesas (je 2 Pfennige) freiwillig sich zur Arbeit gemeldet haben. (Am auffallendsten trat dies zu Tage beim Ausbau des Forts von Saadani: Die Leute Bana Heris, welche etwa 70 an der Zahl vor der eigentlichen Übergabe in fast verhungertem Zustande, Anfang April auf der Station ankamen, wurden 2—3 Tage von der Station ernährt, sahen die Art der Behandlung, die Thätigkeit der beim Bau der Station Beschäftigten und meldeten sich nach kaum drei Tagen allesamt freiwillig zur Arbeit.)

Als Reittiere für Offiziere und weiße Unteroffiziere sind bis jetzt seitens des Reichs-Kommissariats mit gutem Erfolge Maskatesel verwandt worden; seit kurzem wird der Versuch mit Pferden erneuert. Nur ein geringer Teil der Pferde ist im Besitz des Reichs-Kommissariats — nämlich nur diejenigen, welche für Major Wißmann selbst, den Adjutanten und den Stab bestimmt sind — alle übrigen Pferde sind Privatbesitz der Offiziere. Die Neuerung verdankt ihren Ursprung dem Zufall, daß vor einigen Wochen ein Dampfer mit persischen und arabischen Pferden von Bombay in Zanzibar eintraf. Bis jetzt haben die Tiere sich außerordentlich gut bewährt.

Was den Dienst auf den Stationen anlangt, so ist derselbe in der Weise geregelt, daß jede größere Station einem „Chef" unterstellt ist. (Abzeichen: drei goldene Streifen auf der fast niemals zur Verwendung kommenden blauen Uniform, drei gelbe Streifen auf dem Ärmel des weißen Leinen-Anzuges; der oberste Streifen trägt eine Schleife.) Der „Chef" ist für den gesamten Dienst auf seiner Station verantwortlich, ebenso ist ihm der zu seiner Station gehörige Landesbezirk unterstellt, endlich übt er, so lange das Kriegsrecht an der Küste besteht, die oberste Gerichtsbarkeit in seinem Bezirke aus. Dem „Chef" sind eine Anzahl Offiziere, je nach der Stärke der Station unterstellt. Je einer der Offiziere auf der Station hat den eigentlichen Stationsdienst unter sich; zu diesem gehört besonders auch die Beaufsichtigung der ankommenden

und abgehenden Karawanen und der gesamte Verwaltungsdienst. Die anderen Offiziere fungieren als Kompagnieführer, beziehungsweise haben sie den Artilleriepark und den Geschützdienst unter sich. Die Deckoffiziere sind entweder mit Beigabe von Unteroffizieren im Verwaltungsdienst (kaufmännische und Materialverwaltung) beschäftigt, oder sie haben das seemännische Material der betreffenden Stationen (Signalwesen, Botsdienst, Seezeichen u. s. w.) unter sich.

Der Dienst der Truppen selbst, zerfällt in den eigentlichen Militärdienst und den Arbeitsdienst. Die Exerzierübungen geschehen — besonders für die von Anfang an im Reichskommissariat angeworbenen Sudanesen —, fast ausnahmslos nach dem Morgenappell (6 Uhr) bis gegen 9 Uhr. Nach dem Exerzierdienst folgt der Kasernendienst (Putzen u. s. w.). Am Nachmittag, beziehungsweise schon von 11 Uhr vormittags, giebt es Arbeitsdienst unter Leitung der deutschen Unteroffiziere. Zum Arbeitsdienst gehört die Anlage von Straßen, ferner die Anlage von Gärten für Stationszwecke, zum Bau von Gemüsen u. s. w., die Instandhaltung der Viehhürden, endlich die Ausführung von Bauten.

Der Kirangosi. (S. S. 560.)

Die neuangeworbenen Sudanesen haben selbstverständlich nur Militärdienst und zwar neben dem Exerzieren ganz besonders Felddienst- und Schießübungen. Das Kommando ist durchweg deutsch, und zwar auch seitens der sudanesischen Unteroffiziere; nur das gegenseitige Anrufen der Wachtposten bei Nachtzeiten geschieht auf arabisch, wobei die einzelnen Posten ihre Nummer immer dem nächstfolgenden zurufen. In den Forts sind auch die Strafgefangenen untergebracht; dieselben werden mit zum Arbeitsdienst, besonders zum Erdetragen und zur Wegebesserung verwandt.

Was endlich die Verpflegung auf den Stationen anlangt, so haben die Sudanesen selbst für ihre Verpflegung zu sorgen. Die meisten derselben haben ihre Weiber bei sich und führen eigenen Haushalt; die unverheirateten führen untereinander gemeinsame Menage oder beteiligen sich an dem Haushalte der Verheirateten. Einzelne Stationen, so besonders Bagamoyo und Dar-es-Salaam, habe große, dem Reichskommissariat gehörige Viehbestände. Es wird im allgemeinen das System befolgt, daß alles Vieh, welches mit den Karawanen aus dem Innern kommt, von den Stationen für annehmbare Preise aufgekauft wird, um auf diesem Wege den indischen Zwischenhandel zu umgehen, welcher für die Verpflegung der Stationen selbstverständlich außerordentlich hohe Kosten bedingen würde. Kleinvieh und besonders Geflügel wird großen-

teils von den sudanesischen Frauen selbst gehalten, oder aber es wird, und zwar ziemlich reichlich, von den Negern aller umliegenden Ortschaften zum Verkauf gebracht. Der Preis für eine Ziege beträgt gegenwärtig in Bagamoyo etwa 4 Rupien (gleich 6 ℳ), für einen Ochsen 15—20 Rupien (ca. 30 Mk.). Offiziere und Unteroffiziere führen ihre Speiseanstalten auf eigene Kosten.

Afrikanische Post.

(Eigener Bericht des „Gott will es!")

Zanzibar, 29. Juli 1890.

Dieses Mal schreibe ich Ihnen vom Krankenlager aus. Seit Ende April hat mich die Dysenterie (Ruhr) heimgesucht, und ich kann sie nicht wieder los werden. Gestern kündigte mir der Arzt an, es gäbe kein anderes Mittel mehr, als eine Luftveränderung. Aber wie kann ich meinen Aufenthaltsort verändern, wie abreisen. Der hochw. Herr Bischof de Courmont hat seit dem 5. Juli eine Reise nach dem Kilimandscharo angetreten, mit ihm die Patres Horne und August Gommenginger. Letzterer wird ohne Zweifel dort bleiben, um eine neue Station zu gründen. Vor zwei Tagen erhielt ich Nachricht, daß der Obere von Bagamoyo, Pater Stephan Baur, von einem sehr gefährlichen Fieber ergriffen ist. Wie könnte ich da abreisen! Glücklicherweise erhalte ich eben Mitteilung, daß der Zustand des guten Paters sich gebessert hat, und ich hoffe, daß dieser bald stark genug sein wird, um die Reise hierher zu machen und mich eine Zeit lang zu vertreten.

Der Draht hat Ihnen gemeldet, daß Dr. Peters in Zanzibar angekommen ist, ohne Msgr. Livinhac. Dr. Peters hat über 20 Tage auf den Bischof gewartet, und dann, da er es sehr eilig hatte, ist er allein von den Seen abgereist. Am verflossenen Samstag nun überraschten uns Msgr. Livinhac und P. Hauttecoeur. Beide befinden sich, ebenso wie Dr. Peters, sehr wohl, alle haben auf ihrer Reise die Wahrnehmung gemacht, daß von Tabora bis nach der Küste das Land niemals so ruhig war, wie jetzt. Niemals zeigten die Eingeborenen so großen Respekt für die Europäer, überall sieht man, welchen großen Eindruck das schnelle und energische Eingreifen des Majors von Wißmann hervorgebracht hat. In wirklich außerordentlich kurzer Zeit hat der tapfere Oberkommandant es verstanden, den Einfluß der Araber zu brechen, den Frieden wieder herzustellen und das Ansehen Europas zu befestigen.

Dr. Peters hat uns einen kurzen Besuch gemacht und ist dann nach Dar-es-Salaam gefahren, von wo aus er einige Ausflüge machen wollte. Mit dem am 3. August abfahrenden Dampfer der Messageries Maritimes wird er nach Europa zurückkehren, auch Msgr. Livinhac und P. Hauttecoeur benutzen dies Schiff, ersterer um die obere Leitung der Missionsgesellschaft der Weißen Väter anzutreten, P. Hauttecoeur, um sich etwas zu erholen und dann auf seinen Posten zurückzukehren.

Dr. Peters hatte mit König Muanga Handelsverträge abgeschlossen, die nach dem deutsch-englischen Vertrage aber ohne Wirkung bleiben. Die Engländer behalten Uganda, d. h. sie nehmen es nicht sofort in Besitz, sondern werden eine geeignete Zeit dafür abwarten.

Das England zugefallene Protektorat über die Insel Zanzibar hat die hiesigen Deutschen sehr überrascht; sie begreifen die Nachgiebigkeit Deutschlands nicht, welches Zanzibar an England abtrat. Mir ist es ja gleichgültig, unter welcher europäischen Macht wir hier stehen, aber es scheint mir doch, daß Deutschland überhaupt nichts abgetreten hat. Im Gegenteile, seit die Deutschen hier sind, war jedermann erstaunt, daß England sie so ruhig gewähren ließ. Die Engländer beherrschen ganz Zanzibar durch den indischen Handel; seit 50 Jahren unterhalten sie hier Konsuln, Kriegsschiffe u. s. w.; welche Ausgaben und politische Anstrengungen haben sie nicht gemacht zur Abschaffung des Sklavenhandels! Und jetzt sollten sie alles plötzlich im Stiche lassen und die englische Ostafrikanische Gesellschaft in Abhängigkeit von den Deutschen bringen, lediglich deshalb, weil diese Gesellschaft an der Küste nur im Namen des Sultans ihre Verwaltung führte, und weil dieser Sultan jetzt der Schützling Deutschlands ist? O nein, so uneigennützig sind die Engländer nicht, und man kann es ihnen auch nicht verargen.

Dr. Peters — um auf ihn zurückzukommen — hat die Reise von Uganda nach der Küste mit außerordentlicher Schnelligkeit gemacht, dazwischen auch Kämpfe bestanden, besonders im Usekuma- und Ugogo-Gebiete. Msgr. Livinhac, der nach ihm durch jene Gegenden kam, konnte die Spuren davon bemerken. In Usekuma war der Zorn der Eingeborenen noch nicht beruhigt, sie wollten ihre Niederlage an dem Bischof rächen. Glücklicherweise waren die Leute des letzteren mit Flinten bewaffnet, während die Wilden nur Lanzen und Pfeile besaßen. Länger als einen halben Tag hindurch ward die Missions-Karawane durch die Horden verfolgt. Ein Mann ward ziemlich schwer, 6 oder 7 andere sind leicht verletzt. Von Zeit zu Zeit kommandierte der Bischof Halt und dann mußten durch eine volle Salve die Zudringlichen verjagt werden. Doch diese ließen sich nicht abschrecken, sondern kehrten immer wieder. So ging es, bis endlich am Abend Msgr. Livinhac einen Wald erreichte, der zum Gebiete eines anderen Stammes gehörte. Interessant ist es, daß der Bischof auf seiner ganzen Reise keinen Hongo (Durchgangssteuer) zu zahlen hatte. Das Ugogo-Gebiet war früher der Schrecken des Reisenden, denn alle 5—6 Stunden, d. h. bei jedem Dorfe, mußte Halt gemacht werden, und dann vergingen 3, 4, 5 Tage, bis die Höhe des Hongo festgestellt war. Diesmal aber hat unsere Karawane nicht nur keinen Hongo bezahlt, sondern aus allen Dörfern wurden derselben sogar Geschenke gebracht.

Das letzte Dorf von Ugogo war bereits teilweise durchschritten, und noch schien man sich nicht beeilen zu wollen, die Huldigungsgabe zu bringen, da schoß Pater Hauttecoeur einige Wasserhühner, um etwas für das Nachtessen zu finden, ein großes Geschrei antwortete auf die Schüsse und das Geschenk ward eiligst herbeigebracht. Dr. Peters hatte diesen Wilden Respekt vor den Weißen beigebracht. Übrigens ist es ein feststehender Charakterzug bei dem Neger, daß er nur selten Anerkennung hat für das Gute, was man ihm thut. Alles nimmt er hin, als ob man es ihm schuldig sei, und verlangt noch mehr. Wenn er sich verfehlt hat und man bestraft ihn nicht, so nimmt er das für Schwäche und wird unverschämt. Es sei aber fern von mir, alle die Brutalitäten zu rechtfertigen, welche man gegen die Schwarzen angewandt hat. Auch gegenüber dem Neger ist es niemals erlaubt, die Regeln der Gerechtigkeit und christlichen Liebe außer Acht zu lassen, ja ich sage noch mehr: gerade gegenüber dem Neger soll man das nicht thun, denn er verzeiht das niemals. Aber man lasse auch das Gefühl einer falschen Humanität und Freiheit bei Seite, welches manche Europäer verleitet, für die Schwarzen Rücksichten zu verlangen, welche sie nicht einmal den Weißen zugestehen. Dadurch macht man die Neger nur unverschämt.

Msgr. Livinhac hat unterwegs Emin Pascha getroffen. Die ganze Karawane befand sich wohl. Sie schien nach Tabora marschieren zu wollen. Emin Pascha frug den Pater Hauttecoeur, ob er glaube, daß er in Tabora Widerstand finden werde. „Sie können ganz allein dorthin gehen", antwortete der Pater; „man wird von Ihnen die deutsche Flagge verlangen und sie können dieselbe auf jede Hütte pflanzen, wenn Sie wollen".

Msgr. Livinhac hat einige Waganda's (Einwohner von Uganda) mitgebracht, welche er nach Malta führen will, wo die Weißen Väter Schwarze zu Ärzten ausbilden lassen, welche dann später schätzbare Dienste in der Mission leisten. Alle haben mit Muanga für die Wiederherstellung des Friedens und den Triumph der Ordnung gekämpft. Einer von ihnen trägt noch die Spuren der früheren Grausamkeit des Königs an sich. Eines Tages hatte Muanga ihn beten sehen. „Was thust du da?" fährt ihn der König wild an. — „Ich bete zum allmächtigen Gott!" antwortete der Knabe. — „So, du betest, komm, ich will dich beten lehren!" und auf der Stelle ließ ihm der Wüterich die Ohren abschneiden. — Der Bekenner seines Glaubens geht jetzt nach Malta, um dort Arzt zu werden und dann in seiner Heimat der guten Sache zu dienen.

Unglücklicherweise erhebt sich in Uganda ein neuer Feind. Der Einfluß der Muselmänner ist gebrochen. Muanga verdankt seine Herrschaft nur dem Eingreifen der Katholiken; diese bilden die große Mehrheit der Christen. (Notiz für Herrn Warneck u. a., welche die großen Erfolge der viel älteren anglikanischen Mission rühmen. Die Red.)

Der König aber, welcher noch nicht thatsächlich zum Christentume übergetreten ist, gehört dem, der am meisten bietet. Die Katholiken sind nun hier wie überall die ärmsten; ihre Kraft besteht lediglich in dem Bewußtsein, der gerechten Sache zu dienen. Die englischen Protestanten haben die Mittel, reiche Geschenke anbieten zu können und infolgedessen haben sie in diesem Augenblicke die Regierung für sich. Sie geben sich auch deshalb keine Mühe, ihren Haß gegen die „Papisten" zu verbergen und bringen diesen Haß auch ihren Zöglingen bei. Es wird also den Weißen Vätern wohl nichts anderes übrig bleiben, als entweder das Land zu verlassen, oder es auf einen Kampf mit den Protestanten (einen Kampf mit Knitteln!?) ankommen zu lassen. Ich hoffe, daß die Regierung der Königin von England, welche sich in den Kolonien so liberal gegen die Katholiken zeigt, einen solchen Zustand der Dinge nicht dulden wird. Es ist wirklich traurig anzusehen, wie das Reich Jesu Christi dort von jenen beeinträchtigt wird, die sich seine Abgesandten nennen. Aber man muß die protestantischen „Missionare" in der Nähe sehen, um das verstehen zu können. In ihren Augen leisten die katholischen Missionen nichts, absolut nichts und was sie thun, ist Teufelswerk. Glauben Sie mir, ich übertreibe nicht. Da lese ich eben Nr. 5 der „Nachrichten aus den Ostafrikanischen Missionen", in welcher es beklagt wird, daß die Benediktiner sich in Dar-es-Salaam ansiedeln dürfen. Man wollte sie hindern, eine Zuflucht an der Küste zu finden, und der bekannte Herr Michahelles, der geborene Protektor der Deutschen hier, arbeitete besonders gegen sie. In vorliegendem Hefte schreibt der protestantische Bruder Greiner aus Dar-es-Salaam:

„Auch die katholische Missionsniederlassung geschieht unter dem zulassenden Willen Gottes, vielleicht heißt es auch jetzt „Lasset beides miteinander wachsen bis zur Erntezeit."

Man läßt also die katholische Mission wie ein unabwendbares Unheil über sich ergehen und vertröstet sich auf die Erntezeit! Armer Greiner, wenn er wüßte, in welchem Geruche der Heiligkeit er bei den Protestanten von Zanzibar steht!! Wenn wir dem guten Bruder Greiner einen Rat geben dürften, so wäre es der, nicht über uns zu reden und uns in Ruhe zu lassen, denn jedesmal, wenn er von uns spricht, macht er sich lächerlich bei allen, welche die hiesigen Verhältnisse kennen. Daß wir auch gern bereit sind, nicht von ihm zu reden, versprechen wir im Voraus; wir haben mit unserer eigenen Aufgabe genug zu thun, und ob und wie wir sie lösen, überlassen wir dem Urteile kompetenter Männer, wie Wißmann, Liebert und so viele andere. Wenn ich hier notgedrungen einmal von dem Hasse der Protestanten gegen uns „Papisten" reden muß, so muß ich doch anerkennen, daß der anglikanische Bischof Smythies von der University mission hier eine rühmliche Ausnahme macht. Er ist ein rechtschaffener Mann, der uns die Gerechtigkeit widerfahren läßt, anzuerkennen, daß

auch wir Seelen retten und daß wir eben so gut Anspruch auf den Himmel haben, als die Protestanten.

Doch lassen wir das unerquickliche Thema fallen.

In der Stadt läuft das Gerücht, daß der Sultan sich demnächst nach Mombassa begeben werde, um an der Feier des ersten Spatenstiches zu der neuen englischen Bahn zwischen Mombassa und dem Nyanzasee teilzunehmen. (Hat sich nicht bestätigt. Die Red.) Übrigens überbieten sich seit 14 Tagen die Engländer in Ehrenbezeugungen für ihren hohen Vasallen. In letzter Woche fand eine große Truppen-Revue statt, an welcher die englischen wie die Truppen des Sultans teilnahmen. Beim Erscheinen des Sultans begrüßte ihn der Admiral Fremantle mit 21 Kanonenschüssen. Es war das erste Mal, daß ein Sultan zu Lande von einer auswärtigen Nation so begrüßt wurde, aber vielleicht ist der Sultan jetzt eigentlich schon selbst ein Fremder im eigenen Lande und die Engländer sind die Herren. Zwei Tage später begab sich der Sultan an Bord, um den Admiral zu begrüßen. Natürlich hat man ihn tüchtig gefeiert.

Die Engländer beschäftigen sich ernstlich mit den Geschäften der Insel. In vergangener Woche versammelten sich die hervorragendsten Indier bei dem Oberst Evan Smith, um über die Errichtung einer englischen Schule zu beraten. Noch in derselben Sitzung haben die Indier 40 000 Rupien (ca. 60 000 Mk.) für diese Schule gezeichnet.

Doch ich muß schließen und thue es mit der Bitte an alle Ihre Leser, meiner und meiner Brüder im Gebete zu gedenken. P. A.

* * *

Laut Nachrichten aus Zanzibar ist Pater Lourdel aus der Kongregation der Weißen Väter, gestorben. Sein Tod ist ein schwerer Verlust für die Mission in Uganda, wo er mit Msgr. Livinhac seit Jahren thätig war und alle Leiden dieser vielgeprüften Mission teilte. Gott lohne ihn im ewigen Leben seinen unermüdlichen Eifer!

Das bereits gemeldete Dekret des Sultans von Zanzibar gegen den Sklavenhandel ist so bedeutungsvoll, daß wir dasselbe im Wortlaute geben wollen:

„Im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen.

Das nachstehende Dekret wird von Uns, Seyid Ali bin Said, Sultan von Zanzibar, veröffentlicht, und ist bekannt zu machen, damit es von allen Unseren Unterthanen in Unserem Gebiete vom gegenwärtigen Tage an befolgt werde: 1. Ich bestätige hierdurch alle früheren Dekrete und Anordnungen, welche von Unseren Vorgängern gegen die Sklaverei und den Sklavenhandel erlassen sind, und erkläre, daß, mögen diese Dekrete bis jetzt in Kraft gewesen sein oder nicht, sie in Zukunft für Uns und Unsere Unterthanen verbindlich sein sollen. — 2. Wir erklären, daß unter den nachstehenden Bedingungen alle Sklaven, welche sich bis heute im rechtmäßigen Besitze Unserer Unterthanen befunden haben, ihren Eigentümern nach wie vor verbleiben sollen. Ihr Status soll unverändert bleiben. — 3. Wir verbieten von heute ab unbedingt jeden Tausch, Kauf und Verkauf von Sklaven, Hausssklaven oder anderen. Es darf kein Sklavenhandel irgend welcher Art oder Gattung mehr stattfinden. Alle Häuser, welche bisher von Sklavenhändlern zum Zwecke des Handels mit Hausssklaven gehalten wurden, sollen für immer geschlossen werden, und alle Personen, welche als Händler für den Tausch oder Verkauf von Sklaven gefunden werden, sollen streng bestraft und aus Unserem Gebiete ausgewiesen werden. Jeder Araber oder andere Unserer Unterthanen, welcher künftig beim Tauschen, Halten oder Verkaufen von Hausssklaven oder anderen Sklaven gefunden wird, soll streng bestraft werden und zwar zur Verbannung und zum Verluste aller seiner Sklaven. Alle Häuser, in welchen in irgend einer Form Sklavenhandel betrieben wird, werden konfisziert. — 4. Sklaven sind beim Tode ihrer Eigentümer nur an die gesetzlichen Kinder vererbbar. Hat der Eigentümer solche Kinder nicht hinterlassen, so sollen seine Sklaven bei dem Tode ihrer Eigentümer ipso facto frei werden. — 5. Jeder Araber oder andere Unserer Unterthanen, welcher gewohnheitsmäßig seine Sklaven mißhandelt oder im Besitze von wunden Sklaven befunden wird, verfällt harter Bestrafung und in offenbaren Fällen von Grausamkeit dem Verluste aller seiner Sklaven. — 6. Solche Unserer Unterthanen, welche sich mit Personen verheiraten, die der britischen Rechtspflege unterworfen sind, werden ebenso wie diejenigen, welche aus solchen Ehen hervorgegangen sind, hiermit für unfähig erklärt, Sklaven zu halten, und alle Sklaven derjenigen Unserer Unterthanen, welche bereits in dieser Weise verheiratet sind, werden für frei erklärt. — 7. Alle Unsere Unterthanen, welche früher selbst Sklaven, durch britische Autorität befreit worden sind, oder vorlängst frei gelassen sind, werden ebenfalls für unfähig erklärt, Sklaven zu halten, und alle Sklaven solcher Personen werden für frei erklärt. Alle Sklaven, welche nach Erscheinen dieses Dekrets gesetzmäßig ihre Freiheit erlangen, sollen für immer unfähig sein, Sklaven zu halten, bei Androhung strengster Bestrafung. — 8. Jeder Sklave soll berechtigt sein, zu jeder Zeit hinfort seine Freiheit zu einem gerechten und angemessenen Preise zu erkaufen, welcher von Uns und Unseren arabischen Unterthanen festgesetzt wird. Das Kaufgeld soll von dem Sklaven seinem Eigentümer vor einem Kadi (Vorsteher) bezahlt werden, welcher dem Sklaven eine Bescheinigung über seine Freiheit auszustellen hat, und solche befreite Sklaven werden unter Unseren besonderen Schutz gegen Mißhandlung gestellt. Dieser Schutz soll ebenso auf alle Sklaven ausgedehnt werden, welche ihre Freiheit auf Grund einer der in diesem Dekrete getroffenen Verfügungen erlangen. Vom Datum dieses Dekrets ab hat jeder Sklave dasselbe Recht, wie alle Unsere Unterthanen, welche nicht Sklaven sind, alle Beschwerden und Klagen vor Unsere Kadis zu bringen.

Gegeben unter Unserer Unterschrift und Siegel am 15. Tage des El Hej 1307 zu Zanzibar (1. August 1890).

Ali bin Said, Sultan von Zanzibar.

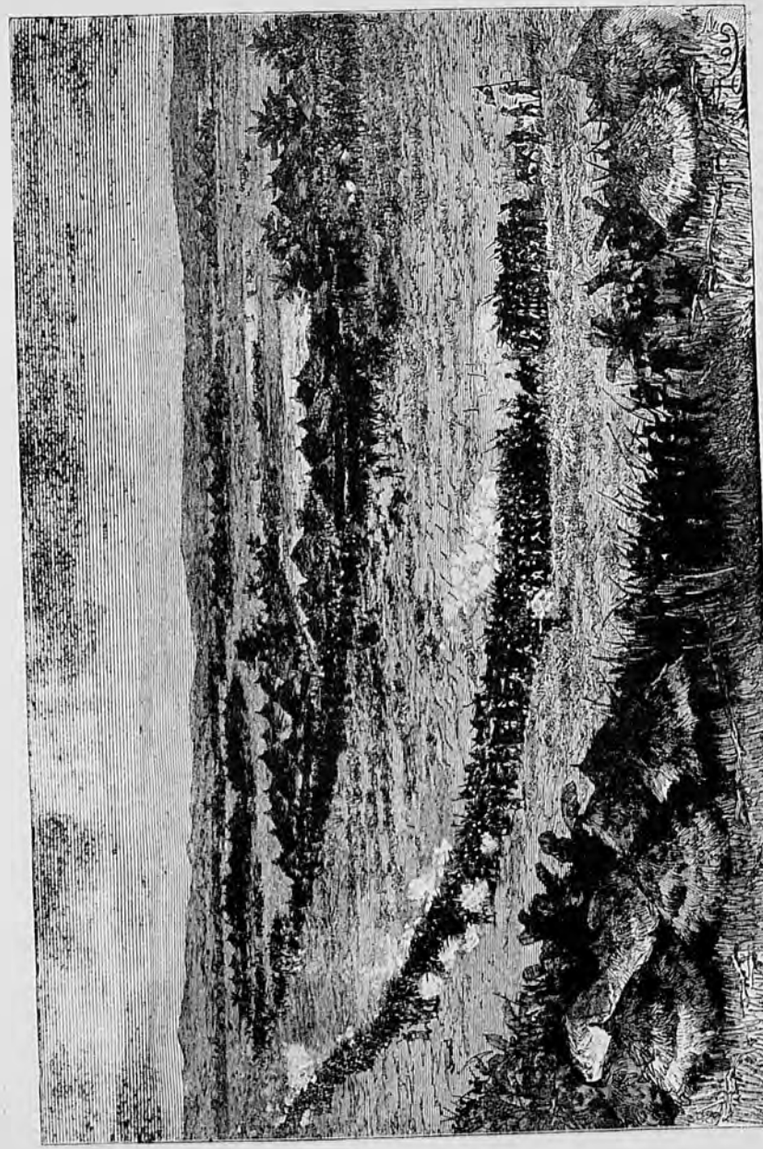
Mannigfaltiges.

Unsere Bilder. In unserer heutigen Nummer bringen wir das Bild des allbekannten englischen Afrikaforschers Stanley und drei Bilder aus seinem neuesten Werke „Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas, Gouverneurs der Äquatorialprovinz. Von Henry M. Stanley." Leipzig, F. A. Brockhaus. Das Werk kostet geheftet 20 Mk., gebunden 22 Mk., ist aber auch in Lieferungen à 50 Pfg. zu beziehen. Die Reise, welche Stanley in demselben beschreibt, war wohl die mühseligste, die je von einem Afrikaforscher in dem dunklen Weltteile unternommen worden ist.

Henry Stanley.

Am 25. Februar 1887 reiste er mit beinahe 700 Mann von Zanzibar ab und kam am 18. März in Banana an der Kongo-Mündung (Westafrika) an. Von dort ging es die fast 1800 Kilometer lange Strecke zu Schiff auf dem Oberkongo (Aruwimi) hinauf, nach Jambuja, wo man am 15. Juni anlangte, um am 28. Juni die Reise durch den afrikanischen Urwald nach den Panga-Fällen fortzusetzen.

Dieser Marsch war mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden, da der Pfad durch das Dickicht nur 30 cm breit war und die aus 389 Mann bestehende



Stanleys Zug durch Ituriwald. (S. 562.)

Vorhut nötigte, im Gänsemarsch, einer hinter dem andern, zu gehen. Es klang nicht sehr ermutigend für Stanley, als er den Kirangosi, den Führer der Kolonne (S. S. 553) fragte:

„Wie viele Stunden sind es bis zum nächsten Dorfe?" und darauf die Antwort erhielt:

„Das weiß nur Gott."

„Kennst du kein Dorf oder Land in jener Richtung?"

„Nicht ein einziges, wie sollte ich auch?"

Das war alles, was Stanley über den einzuschlagenden Weg in Erfahrung bringen konnte.

Das Bild auf Seite 561 zeigt uns ein Gefecht, welches Stanley und seine Truppe am 21. Sept. 1889 gegen die kriegerische Bevölkerung von Urima im Gebiete von Usukuma zu bestehen hatte. Von zwei Seiten zugleich angegriffen, war die nicht mehr zahlreiche Expedition mehrere Male der Gefahr nahe, aufgerieben zu werden. Schließlich wurden die feindlichen Neger dennoch erfolgreich zurückgeschlagen. Um möglichst rasch zum Ziele der Expedition in die Äquatorialprovinz zu gelangen, hatte Stanley eine Anzahl seiner Leute in Banalja unweit Jambuja zurückgelassen, die er dann später wieder aufsuchte um mit diesen vereint dann den Zweck der Expedition, die Zurückführung des Gouverneurs der obengenannten Provinz, Emin Pascha, zu erfüllen. Das Wiederzusammentreffen mit dieser Nachhut stellt das Bild auf Seite 571 dar. Nach endlosen Mühen langte der kühne Forscher mit Emin Pascha am 3. Dezember 1889 auf deutschem Gebiete in Bagamoyo an der ostafrikanischen Küste an, wo er und seine Begleiter aufs herzlichste vom deutschen Reichskommissar Major von Wißmann empfangen wurde. Wir werden noch einmal Gelegenheit nehmen, unseren Lesern einige Schilderungen aus dem oben genannten hochinteressanten Werke zu bieten.

Unser Harmonium ist in den ersten Tagen des September in Dar-es-Salaam angelangt. Da der Dampfer „Reichstag" aber im dortigen Hafen auf den Sand geriet und erst wieder flott gemacht werden mußte, hat die Ausschiffung sich einige Tage verzögert, ist aber glücklich beendet. Hoffentlich erhalten wir bald briefliche Nachricht.

Der Bau eines Dampfers für den Viktoria Nyanza-See wird von dem Reichskommissar v. Wißmann, der jetzt vollkommen wiederhergestellt ist, sehr energisch betrieben. Major v. Wißmann hatte sich zunächst an sämtliche namhafte deutsche Werften mit der Anfrage gewandt, ob sie imstande seien, den zerlegbaren Dampfer innerhalb einer bestimmten Frist zu bauen, indessen überall verneinende Antworten erhalten, da die Werften mit Aufträgen zu sehr überhäuft seien. Der Reichskommissar wird nunmehr den Dampfer in England bauen lassen, da es dringend notwendig ist, ihn in möglichst kurzer Zeit fertig zu stellen. Inzwischen sind dem Reichskommissar bereits über 70 000 M. für einen Dampfer zur Verfügung gestellt, darunter von Sr. Majestät dem Kaiser 3000 M.

Von Emin Pascha ist ein Schreiben an Verwandte in Berlin eingetroffen, welches aus Wpwapwa, der bekannten deutschen Station in Usagara, vom 5. Juni d. J. datiert ist. Wie die Voss. Ztg. dem ihr vorliegenden Schreiben entnimmt, befand sich Emin, seiner Mitteilung gemäß, auf dem Wege

nach dem Seengebiete, und zwar unter vieler Arbeit und Sorge für die seiner Leitung anvertrauten Expedition. Als sein Ziel bezeichnet er die Ufer des Viktoria-Nyansa, an denen er längere Zeit werde verweilen müssen. — Über die Entschädigung, welche Emin Pascha von der ägyptischen Regierung erhalten hat, sowie über das Gehalt, welches er in den Diensten des deutschen Reichskommissars bezieht, sind verschiedene Gerüchte verbreitet. Wie wir aus bester Quelle mitteilen können, hat Emin von der ägyptischen Regierung 5000 Pfd. Sterl. (100 000 M.) erhalten, die ihm freilich noch nicht ausgefolgt werden konnten, da er sich jetzt bekanntlich wieder im Innern Afrikas befindet. Diese Summe ist ihm übrigens erst nach energischen Bemühungen des deutschen Generalkonsuls in Kairo bewilligt worden. Von dem deutschen Reichskommissariat bezieht Emin ein Jahresgehalt von 20 000 M.

Deutsche Schutztruppe. Der Landtruppe und Flotte der deutschen Schutztruppe für Ostafrika gehören gegenwärtig 184 Deutsche an. Das Offizierkorps der Landtruppe wird von 44 Herren gebildet. An der Spitze derselben steht bekanntlich der Reichskommissar v. Wißmann, gegenwärtig vertreten durch Chef Dr. Schmidt. 12 der Offiziere führen den Titel Chef, 4 sind Premierlieutenants, 22 Sekondelieutenants. Dazu kommen 2 Chefärzte und 3 Assistenzärzte. Auf Urlaub befinden sich gegenwärtig 4 Herren (v. Wißmann, Frhr. v. Gravenreuth, Frhr. v. Eberstein, Premier-Lieutenant und Adjutant Dr. Bumiller), während 2 (Sekonde-Lieutenant Langheld und Sekonde-Lieutenant Dr. Stuhlmann) Emin Pascha auf seiner Expedition begleiten. Die Schutztruppe zählt ferner 13 Deckoffiziere erster und 3 Deckoffiziere zweiter Klasse, und an Unteroffizieren 11 Feldwebel, 11 Vizefeldwebel, 22 Sergeanten, 63 Unteroffiziere. — Zur Flotte gehören 3 Kapitäns (davon Graf v. Pfeil und Prager beurlaubt), 8 Deckoffiziere, 14 Unteroffiziere, 3 Matrosen.

Für die katholische Mission in Kamerun ist der hochw. Herr Vieter aus Kappenberg (Diözese Münster) zum apostolischen Präfekten ernannt. Über den Zeitpunkt der Abreise dahin verlautet noch nichts Bestimmtes, doch dürfte dieselbe recht bald stattfinden.

Eine Warnung vor übereilter Übersiedelung nach Zanzibar oder Deutsch-Ostafrika finden wir in den Blättern.

„Jeder Dampfer, so schreibt man aus Zanzibar, bringt eine Anzahl Deutscher, die aufs Geratewohl hier ihr Glück zu machen hoffen, sehr selten aber werden die bescheidensten Erwartungen derselben rasch erfüllt werden. Die rapide Zunahme des deutschen Elements, die damit verknüpfte Steigerung des Arbeitsangebotes steht in keinem Verhältnis zum vorläufigen Bedarf. Eine Folge ist das Sinken der Gehälter; Gesellschaften wie Private suchen natürlich möglichst billig zu arbeiten, daher kommen Anstellungen mit monatelanger bis halbjähriger Probezeit oder Anstellungen ohne Gehalt, nur bei freier Station, nicht selten vor. Das vermehrte Angebot steigert aber unwillkürlich die Anforderungen an die Leistungen; die probeweise Besetzung bedingt einen Wettbewerb zwischen den Angestellten, aus welcher die bedauerliche Folge sich ergiebt, daß die Kräfte des Geistes und Körpers in einem nicht gerade gesunden Lande über das hygienisch zulässige Maß hinaus angestrengt werden. Gar mancher gab den hiesigen Kampf ums Dasein, durch Krankheit gezwungen, auf. Wer in

Zanzibar auf eine ihm zusagende Stellung warten will, muß immerhin größere Mittel zur Verfügung haben, da der Lebensunterhalt teuer ist. Selbst mit großen Mitteln ausgerüstete Kaufleute werden augenblicklich einen schweren Stand haben, da das Absatzgebiet für die Einfuhr vorläufig klein und Import wie Export in den Händen lange eingearbeiteter Firmen ruhen. Die rapide Zunahme des europäischen Elements in den letzten Jahren hat eine ebenso starke Steigerung der Preise der Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse zur Folge gehabt. Die Preise für Fleisch sind in Zanzibar seit ein und einhalb Jahr auf das Doppelte gestiegen, fast alle übrigen Lebensmittel werden aus Europa oder Indien bezogen und sind demgemäß kostspielig. Sehr schwierig ist auch die Wohnungsfrage. — Mancher mit kühnen Hoffnungen Hergekommene hat seinen Wanderstab weiter setzen müssen. Nicht Deutsche allein, Franzosen, Schweden, Österreicher strömen in Menge hierher und machen dem Deutschen Konkurrenz. Nur Leuten mit Kapital ist vorderhand zu raten, nach Zanzibar zu gehen; der Bau von Hotels, die Gründung von Gemüsegärtnereien und dergleichen wird sich rentieren. Ferner werden Maurer, Zimmerleute, Schlosser und Tischler bei einigen Mitteln schon jetzt Aussicht auf gute Existenz haben."

Die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika hat in ihren „Missions-Nachrichten" an ihre Mitglieder eine Erklärung erlassen, von welcher der Schlußsatz heißt: „Wir bitten nun alle evangelischen Christen, welche wirklich wünschen, daß unsere schwarzen Landsleute in der größten deutschen Kolonie für das Evangelium gewonnen werden, die Mahnung des Herrn v. Wißmann zu beherzigen und unsere Mission kräftiger zu unterstützen. Man gebe nun den unfruchtbaren Zeitungskrieg auf und bemühe sich lieber, das Interesse für die evangelische Mission in den Kolonieen in weiten Kreisen zu erwecken, damit wir die Arbeiter, die mit so großer Freudigkeit in jenes weite Erntefeld hinauszugehen wünschen, auch wirklich hinaussenden und neue Stationen gründen können. Dann wird bald unter Gottes Beistand der Thatbeweis geliefert werden, daß die evangelische Mission auch in Ostafrika nicht nur dieselben, sondern noch bessere Früchte hervorbringen kann, als die Arbeit der katholischen Kirche." Wir haben nichts hinzuzufügen, als — abwarten.

Noch ein protestantisches Zeugnis für die katholischen Missionare. Ein anglikanischer Missionar am Tanganjika-See schreibt an seinen Verwandten, den anglikanischen Pastor Robert Steward in Gateshead: „Außer unserer ist die Jesuiten-Mission die einzige am See. Ich verabscheue den Jesuitismus, aber das praktische Vorgehen der Jesuiten muß ich bewundern. Sie haben zum Beispiel einen Bischof, und wenn irgendwo Bischöfe nötig sind, so ist es im Missionswesen. Weiter können sie anscheinend so viel Leute bekommen, wie sie wollen, welche niemals wieder in die Heimat zurückzukehren gedenken. Ihre Fähigkeit, zu erkennen, wozu sich jeder am besten eignet, ist bemerkenswert. Einer, der Sprachtalent hat, macht Übersetzungen und evangelisiert; ein Kinderfreund hat die Kleinen unter sich; ein dritter, der Geschäftssinn hat, besorgt Kauf und Verkauf. Auf einer Station haben sie sogar einen eigenen Jesuiten, der ihre Mannschaften einexerziert für Kämpfe. Sie kaufen Kinder in Udschischi und machen natürlich aus denselben gute Katholiken. Die Jesuiten haben Hunderte von Mannschaften und sind wohl auf einen Kampf vorbereitet. Sie besitzen 700 Gewehre." Der Briefschreiber irrt, wenn er von einer Jesuitenmission spricht. In jenem ganzen Bereiche der Gegend am Viktoria Nyanza und Tanganjika sind nur algierische Weiße Väter thätig. Diesen gilt also obiges.

Ist es praktisch, Negerkinder nach Deutschland kommen zu lassen? Wir haben verschiedene Male Anfragen erhalten von gutherzigen Personen, welche geneigt waren, Negerkinder zur Erziehung zu übernehmen. Wir haben dieserhalb bei Missionaren Erkundigung eingezogen, und diese raten ganz entschieden von einem solchen Vorhaben ab. Der Neger bedarf einer eigenartigen Erziehung, er nimmt sehr leicht die Fehler, aber schwerer die guten Eigenschaften des Europäers an, und es ist deshalb viel ratsamer, solche Kinder durch Personen erziehen zu lassen, welche den Charakter der Zöglinge aus Erfahrung kennen, also in den Missionsanstalten. Dazu kommt noch, daß der Afrikaner unser Klima auf die Dauer nur selten erträgt; seine baldige Rückkehr in die Heimat ist unvermeidlich. Wer also wirklich etwas für diese unglücklichen Geschöpfe thun will, thue es durch Vermittelung der Missionare.

Wohlfahrts-Einrichtungen für Neger. In der Behandlung der Neger macht man immer weitere Fortschritte; insbesondere geht hierin der Kongostaat voran, der durch die dauernde Besetzung und Verwaltung auch des Innern vielerlei Erfahrungen macht. So liegt jetzt eine Darstellung der Entwickelung der Station Bangala vor, welche einen recht bemerkenswerten Fortschritt der Fürsorge für das Gedeihen der eingeborenen Bevölkerung berichtet. Lieutenant Baert, der Leiter der Station, hat eine dankenswerte Neuerung in Bezug auf die Kinder der schwarzen Arbeiter getroffen. Bisher wurde mit den Kindern ebenso verfahren, wie mit den Erwachsenen, d. h. die Kinder empfingen ebenfalls ein Stück Zeug, um sich damit Lebensmittel zu kaufen, und zwar früher immer für je 10 Tage, später für 7 Tage. Das dafür Erhaltene verzehrten sie gewöhnlich in zwei Tagen, die übrige Zeit mußten sie Hunger leiden. Auch ließen die Räume, in denen die Kinder haufenweise untergebracht, alles zu wünschen übrig in Bezug auf Luft, Licht und Reinlichkeit. Baert hat nun eine doppelte Reihe von kleinen luftigen Häusern aufführen lassen, die eigens für die Kinder bestimmt sind. Zur Seite derselben erhebt sich ein langer Schuppen, in dessen Mitte eine lange Tafel aufgestellt ist mit Bänken an beiden Seiten; dort werden täglich dreimal 170 Kinder abgespeist unter der Aufsicht von Weißen. Mehrere Männer und Frauen sind mit dem Einkauf der Lebensmittel für die Kleinen beauftragt und drei Weiber haben die Speisen herzustellen. Seit Einführung dieser Einrichtung, da die Kleinen zu regelmäßigen Zeiten eine gesunde und genügende Nahrung erhalten, entwickeln sich diese in körperlicher Beziehung ersichtlich besser, auch gewöhnen sie sich an Ordnung. Ebenso ist daselbst ein Hospital errichtet. Mitte Juni befanden sich darin zwölf Eingeborene, nämlich acht Kinder, drei Männer und eine Frau, auf eine Bevölkerung von 500 Seelen.

Der Elfenbeinhandel am Kongo. Der König Leopold II. hat am

9. Juli eine Verfügung erlassen, welche den Handel mit Elfenbein regelt. Die Regierung überläßt darnach die Einsammlung und den Handel mit Elfenbein in den Gebieten zwischen dem Stanley-Pool und den Stanley-Fällen den Privatleuten vollkommen, und zwar an allen den Dampfern zugänglichen Stellen am Kongo und seinen Nebenflüssen bis auf 50 Kilometer vom Ufer ins Innere. Wer auch immer Elfenbein sammelt oder sich sonst auf irgend eine Weise verschafft, hat außer dem Ausfuhrzolle noch eine Patentsteuer von zwei Franken für das Kilogramm zu zahlen. In den Gebieten des oberen Kongo, welche außerhalb des oben genannten Rahmens liegen, muß eine Patentsteuer von fünf Franken für das Kilogramm gezahlt werden. Vom 1. Oktober 1890 unterliegt die Ausfuhr von Elfenbein einem Zolle von 200 Franken für 100 Kilogramm. Es werden Zollstellen in den Stationen Bangala, Äquator, Kwamouth und Leopoldsville hierzu errichtet.

Die Kongo-Eisenbahn. Die Arbeiten des Bahnbaues nehmen sichtbaren Fortgang, namentlich ist man eifrig mit der endgültigen Festlegung der Linie beschäftigt. An erster Stelle ist die Stelle, wo der Mposofluß überschritten werden soll, bestimmt worden; dort wird eine eiserne Brücke von 80 Meter Länge errichtet; weiter ist die Linie bis zum Bergstocke Pallaballa festgelegt. Diese Arbeiten erstrecken sich zunächst auf die ersten 25 Kilometer, wo sich für den Bahnbau die größten Schwierigkeiten finden; weiterhin bietet das Land nur wenige Hindernisse. Im ganzen schreiten alle Arbeiten rüstig fort; der wichtige Bahnhof von Matadi, welcher ganz in Felsen gesprengt werden mußte, ist nahezu vollendet; die Erdbewegungen von diesem Bahnhofe bis zum Hafen sind ausgeführt, man ist schon mit dem zweiten Teile, nämlich den Erdarbeiten bis zum Mposo beschäftigt. Eine Anzahl von Häusern für die Europäer, die eingeborenen Arbeiter und zu Magazinen sind bereits errichtet oder im Bau begriffen. Ein eiserner Pier vom Bahnhofe Matadi ist errichtet und dient schon seit einiger Zeit zur Entladung der von Europa kommenden Dampfer. Er soll noch etwas verlängert werden, um die Entladungen zu erleichtern. Die Direktion der Bauarbeiten wartet nur auf die Ankunft der Lokomotiven, der Wagen und einiger Maschinen, um dann mit größerer Geschwindigkeit nach dem Innern vorzugehen. Drei Lokomotiven und eine große Anzahl niederer Wagen sind in Löwen hergestellt und sollen demnächst in Antwerpen eingeschifft werden. Der Direktor Charmanne hat unter seiner Leitung am Kongo 98 Europäer, Ingenieure, Verwaltungsbeamte und Handwerker.

Schnellfeuergeschütze. Der Reichskommissar, Major von Wißmann, hat wiederum zwei Schnellfeuergeschütze von der Waffenfabrik Maxim-Nordenfelt in London gekauft. Dieselben sind zur Ausrüstung eines Ende dieses Jahres geplanten neuen Zuges nach dem Innern von Afrika bestimmt.

Glocken für Afrika. Aus einer Glockengießerei in Hildesheim sind in der letzten Zeit vier Glocken für südafrikanische (protestantische) Missionsanstalten hervorgegangen. Die Glocken tragen folgende Inschriften: 1. Dienet dem Herrn mit Freuden; 2. Alles, was Odem hat, lobe den Herrn; 3. Kommet, lasset uns anbeten; 4. Lobet den Herrn, alle Heiden, preiset ihn, alle Völker.

Der Sultan von Zanzibar ist 37 Jahre alt und eines der 57 Kinder seines Vaters. Von allen seinen Geschwistern leben nur noch fünf Schwestern, von denen zwei noch unverheiratet sind, da sie als Kinder des Sultans eine Mesalliance (nicht standesgemäße Heirat) verschmähen. „Der Sultan hat (so schreibt die Londoner „Allg. Korresp.") viel Verstand, aber es mangelt ihm an jenem Takt und der Energie, welche seinen Bruder Sayed Bargasch auszeichneten. Trotz seiner verhältnismäßigen Jugend sieht er etwas gealtert aus. So lange Sayed Bargasch lebte, hatte er sich mühselig durchgeschlagen. Er bekam nur 50 Dollars (ca. 200 M.) den Monat und mußte sich manche Beschränkungen in der Lebensweise gefallen lassen."

Bücherschau.

Aus dem Verlage von Benziger & Co. wollen wir heute drei uns vorliegende Gebetbücher erwähnen: **Vollständiges Ablaßgebetbuch,** von P. Philibert Seebök O. S. Fr., enthaltend nur solche Gebete, mit welchen die heil. Kirche besondere Abläße verbunden hat; ferner **Mein Herr und mein Gott,** eine Sammlung approbierter Gebete für jeden Gebrauch; — und schließlich ein nettes **Lehr- und Gebetbüchlein** für Kinder, von Praxmarer. Die mehr als 400 Nummern zählende Sammlung von Gebetbüchern dieser Firma ist weltbekannt; man findet ihre Werke in jeder Buchhandlung.

Ein recht empfehlenswerter Kalender ist der **Einsiedler-Kalender.** Der Inhalt ist sehr reichhaltig, die Illustrationen sind zahlreich und sehr gut gedruckt, überhaupt zeichnet sich dieser Kalender, welcher bereits zum 51. Male erscheint, durch ein elegantes Äußere vorteilhaft aus. Er kostet nur 40 Pfg. und erscheint bei Benziger & Co. in M.-Einsiedeln. — Auch **Benziger's Taschenkalender** (20 Pfg.) dürfte gute Dienste leisten.

„Echo aus Afrika". Katholische Monatsschrift für alle Freunde der Antisklaverei-Bewegung. Jährlich mit Post für Deutschland 1 M. 20 Pfg. — Inhalt von Nr. 3: Das Werk der Antisklaverei, von A. Halka (2. Fortsetzung). — Rundschau. — Vereinsnachrichten (Wien, N. Pölten). — Nachrichten aus Afrika. — Verschiedenes. — Bücherschau. — Prämienverteilung. — Letzte Post. — Briefkasten. — Diese österreichische Antisklaverei-Zeitschrift steht noch in ihren Anfängen, ist aber geschickt redigiert und kann in Oesterreich manches Gute wirken.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

	Mark
Übertrag	104 122.41
Zw.-V. Muggensturm (Baden)	53.—
" Spelldorf	54.07
" Dattenfeld, R.-Bez. Köln	14.30
" Dompfarre Köln .	400.—
" Velbert	7.80
" Arsbeck b. Wegberg	14.—
" Vikar Vincke in Schwege bei Glandorf, f. d. Harmonium	1.50
Pfarrer G. Krug, Flochberg (Würtemberg), für ein	
Summa	104 667.08

	Mark
Übertrag	104 667.08
Patenkind Columban 1 Mk., f. d. Harmonium 1 Mk. Summa	2.—
Zw.-V. Berg.Gladbach . .	200.—
Katholischer Gesellenverein Berg.Gladbach . . .	50.—
Zw.-V. Kierdorf b. Liblar	17.—
Agnes Nelles, Köln . . .	5.—
Zw.-V. Prummern b. Geilenkirchen	38.—
" Scharrel b. Ramsloh, Oldenburg . .	60.80
Summa	105 039.88

	Mark
Übertrag	105 039.88
Zw.-V. Kirchherten b. Harff	158.—
„ Uckerath	7.—
„ Maubach b. Düren	20.—
„ Euskirchen . . .	289.60
W. Meier, Baden-Baden, f. d. Harmonium in Dar-es-Salaam	—.70
W. Block, Frankenau, Ostpreußen	3.—
Pfarrer Sch. in D . . . Diözese Trier, Erlös für 6 silb. Löffel und 1 gold. Ring	40.—
Schreinermstr. Jak. Fischer, Unterfinning, Baiern, f. d. Harmonium . .	2.—
Ww. H. in Sp., bei Gütersloh, für die Missionare	
Summa	105 560.18

	Mark
Übertrag	105 560.18
und Schwestern in Afrika	100.—
Diözesan-Verein Osnabrück	1000.—
„ „ Trier . .	1684.92
Zw.-V. Braunsberg, Ostpreußen	372.35
„ Danzig, Westpr. .	400.—
„ Klein-Zöllnig, Schl.	17.—
„ Morsbach b. Aachen	69.30
„ Zons am Rhein .	46.—
„ Eupen	400.—
Albert Hoffmann in Augsburg f. d. Schwestern in St. Ottilien . . .	3.—
Derselbe für Loskauf von Sklavenkindern . . .	3.80
Zw.-V. Aachen	964.22
Summa	110 620.78

Heinrich Horten,

Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Diözesanverein Münster.

Eingegangen sind im Monat August 1890 aus:

Cappenberg 10 M. — Orsoy 90 M. — Brüggen 29 M. — Brochterbeck 10 M. — Moers 120 M. — Sterkrade 250 M. — Millingen 141 M. — Rorup 45 M. — Bynen 50 M. — St. Hubert 210 M.

Münster, 3. September 1890. v. Noël, Domkapitular.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

(Bis einschließlich 1. September.)

1. Für den Afrikaverein: Max Cordes, Gelsenkirchen,* 30 M. — Hauptlehrer J. St. in St. 50 Pfg. — Aus Oelde 100 M. — Benefiziat Schwarzkopf in Hohenkrug 10 M. — Probst Hermann von dem Zweigverein Bischofsburg 151 M. — P. S. in Köln 1 M. — Runte in Westereiden 1 M. 35 Pfg. Summa 293 M. 85 Pfg. — Bei der Redaktion gingen ein: Rektor Dr. Brökelmann, Warendorf,* 1 M. — Kaplan Kentrup, Riesenbeck,* 22 M. — Pfr. Feldhaus, Südlohn,* 7 M. 80 Pfg. — Kaufm. Grove, Hoheneggelsen,* 6 M. — Pfr. Offenberg, Haltern,* 6 M. — Vik. Heitmann, Lorwesum,* 7 M. — Pfr. Amann, Scheibenhard, 2 M. — Vik. Rodenberg, Feldhausen,* 9 M. 90 Pfg. — Vik. Finke, Dingden, 8 M. 50 Pfg. Summa 70 M. 20 Pfg. Zusammen 364 M. 05 Pfg.

2. Zur Anschaffung des Harmoniums in Dar-es-Salaam: M. in L. 1 M. — H. K. in D. 3 M. — J. Schmitz in Hänscheid 2 M. — M. E.

*) Alle mit * bezeichneten Gaben stammen aus dem Verkaufe von **„Afrikas Klage."** Die Zettel sind noch fortwährend von der Expedition des „Gott will es!" zu beziehen.

in Münster 1 M. — Lehrer Menkel in H. 2 M. 50 Pfg. — Aus Südlohn 50 Pfg. — H. Löcken in Neuenkirchen 1 M. 20 Pfg. — Ungenannt aus Lindau 40 Pfg. — E. S. in Neuwied 3 M. — F. H. Bauer in Meckartz 17 M. — Grell in Bilstein 50 Pfg. — J. M. in Stettin 3 M. — Klever in Recklinghausen* 6 M. — Schütt in Einruhr 3 M. — Ungenannt 10 Pfg. — A. Mack, Dürrwangen 1 M. 50 Pfg. — A. Koster in Bitburg 10 M. — Benefiziat Schwarzkopf in Hohenkrug 5 M. — Lehrer Schüler in K. 1 M. — Frau M. Richter, Berlin,* 15 M. — P. S. in Köln 1 M. — Glasschleifer Jagemann 50 Pfg. — J. Planken 50 Pfg. — J. Volmari 50 Pfg. — A. Grewe 50 Pfg. — Janzen 30 Pfg. — Bütkemeier 10 Pfg. Summa 80 M. 10 Pfg. — Bei der Redaktion gingen ein: Pfarrer Selbmann, Tecklenburg,* 9 M. — Ein armer Theologe zu Ehren der hl. Cäcilia 1 M. — Bieger II 50 Pf. — Lehrerin Korte, Lembeck,* 11 M. 10 Pfg. — Pfr. Ketteler, Hembergen,* 2 M. — Frl. Cramer, Bischdorf,* 5 M. 60 Pfg. — E. J., Neuburg a. D., 50 Pfg. — Dech. Dahlen, Ahlen,* 1 M. 50 Pfg. — Pfr. Berger, Hörstel,* 6 M. 35 Pfg. — N. N. O. D. 1 M. — Durch die Alfonsus-Buchhandlung 7 M. — Aus Münster, Sammlung beim Bier, 4 M. — W. Gatzweiler, Aachen,* 6 M. — Vik. Fontaine, Rhede,* 13 M. 25 Pfg. — Coop. Stift, Beutk a. d. Leitha,* 1 M. 24 Pfg. — Rektor Brexel, Rhedebrügge 10 M. — Ph. Karpicke, Groß-Ossig, 1 M. 50 Pfg. — H. Conen, Emsbüren, zu Ehren des Herzens Jesu gesammelt, 8 M. — Kaplan Hagemann, Recke,* 9 M. 40 Pfg. — Lehrer J. Kral, Ratibor,* 9 M. — Karoline Miesl, Tondern, 5 M. — Ludw. Noest, Münster, 1 M. — Ung., Münster, 1 M. — Hauptl. O. Grimm, Carnap,* 2 M. 90 Pfg. — Pfr. Kemper, Büren,* 11 M. — Pfr. Tapke, Friesoythe* 11 M. — Durch E. Holterdorf, Oelde, 6 M. 30 Pfg. — Kapl. A. Temming, Kessel b. Goch,* 11 M. — C. Malldrein, Bankgeschäft Baden-Baden, 6 M. — Aug. Buße, Hannover, 1 M. 50 Pfg. — Bohmann, Langförden, 2 M. — Pfr. Bruns, Burscheid (Ddorf),* 1 M. — Ung., Einnum, 5 M. — Gesammelt in der Kongregation vom hl. Herzen Jesu in Hamm i. W.. 38 M. — H. Bronnert, Gescher,* 50 Pfg. — Pfr. Allbrinck, Waltrop,* 4 M. — Durch Lehrer Pantel in Dortmund*: 1. von den Schülern und Schülerinnen der Liboreischule 30 M., 2. von den Schülerinnen der Klosterschule 20 M. — Pfr. Depenbrock, Alverskirchen,* 13 M. 74 Pfg. — A. Barkowski, Allenstein, Ostpr.,* 2 M. 60 Pfg. — Lehrer Dominick, Hoven,* 4 M. 30 Pfg. — Pfr. Alfers, Rhede,* 2 M. — Pfr. Butscher, Baindt,* 1 M. — Pfr. Zwickel, Göttelfingen, 1 M. — Pfarramt Christazhofen 4 M. — Durch Kapl. Tenhage, Alst: 1. von Schulze Hermeling, 5 M.; 2. von Frau Meys 60 Pfg. — Durch Brehm, Enger, 1 M. 80 Pfg. Summa 301 M. 13 Pfg. Zusammen 381 M. 23 Pfg.

3. Zum Unterhalte der Schwestern in St. Ottilien: Aus Südlohn 50 Pfg. — E. S. in Neuwied 2 M. — Ungenannt 10 Pfg. — Max Richter, Berlin, 50 Pfg. Summa 3 M. 10 Pfg. — Bei der Redaktion gingen ein: Aus Hovestadt 40 Pfg. — Kapl. Greshake, Groß-Reken,* 10 M. Summa 10 M. 40 Pfg. Zusammen 13 M. 50 Pfg.

4. Für die Patres vom hl. Geiste: K. in N. Für eine hl. Messe um recht baldige Erhörung einer dringenden Bitte 1 M. 50 M. — M. K. Ar. aus Rütenbrock zum Loskaufe eines Sklavenkindes 50 M. Summa 51 M. 50 Pfg. — Bei der Redaktion gingen ein: Pfr. Schimmele, Tomerdingen,* 10 M. 50 Pfg. — Rekt. Vogt, Waltrop, 3 M. — Pfr. Fugmann, Hönnepel,* 3 M. 40 Pfg. — Pfr. Specht, Handorf,* 11 M. 60 Pfg. — Lehrerin Becker, Tholey,* 2 M. 50 Pfg. — Ungenannt aus Münster 1 M. — Kapl. Billmann, Milte,* 24 M. — Pfr. Neuwöhner, Telgte,* 23 M. 50 Pfg. — A. E., Ahaus, 10 M. — Pfr. Schwering, Gronau,* 18 M. 60 Pfg. — Kapl. Greshake, Groß-Reken, 9 M. 21 Pfg. Summa 117 M. 31 Pfg. Zusammen 168 M. 81 Pfg.

5. Für die Weißen Väter Lavigeries: Klara in Neuenburg: Für eine Singmesse zur göttlichen Vorsehung um Erhörung einer dringenden Bitte 3 M. — Aus Guttstadt: Für 1 hl. Messe pr. dekto Rochus und Caroline 2 M.,

dito Anton und August 2 M., dito Franz und Josefine 2 M. — 1 hl. Messe pr. vivo Familie Buchholz 2 M. Summa 11 M.

6. Zum Loskaufe von Sklavenkindern mit Patenauslosung: N. E. in M. 10 Pfg. — Fr. F. Südlohn 20 Pfg. — Durch N. Bohrer, Lindau, 2 M. 20 Pfg. — Ferner als Patengeschenk 2 M. — Aus Schönau 50 Pfg. — Bauer in Meckartz 30 Pfg. — E. Niedermann in Hernats 40 Pfg. Summa 5 M. 70 Pfg. — Bei der Redaktion gingen ein: Rekt. B. Möller, Borken i. W.,* 6 M. 25 Pfg. — Kapl. Conermann, Beelen,* 4 M. 75 Pfg. — J. K., Kempen, 42 M. — Vik. Bohlen, Dormagen,* 10 M. — Rekt. Bottermann, Höhr,* 13 M. — Kapl. Greshake, Groß-Reken,* 10 M. — Kapl. Brinkmann, Bruch,* 4 M. 58 Pfg. — Derselbe* 50 Pfg. — Kapl. Schlathölter, Sendenhorst,* 9 M. 65 Pfg. — Klemmer, Lessenich,* 8 M. 30 Pfg. — Von den Kindern in Saerbeck,* 10 M. — Pfr. Deventer, Warendorf,* 5 M. 23 Pfg. — Aus Conz* 75 Pfg. — Pfr. Fitzthum, Büderich, 18 M. 10 Pf. Summa 143 Mark 11 Pfg. Zusammen 148 M. 81 Pfg.

7. Für die Mission in Dar-es-Salaam: E. S. Neuwied 2 M. — W. K in Münster 2 M. — Ungenannt in M.Gladbach 1 M. — W. M. Stolberg, 2 M. — Bei der Redaktion gingen ein: Zum Loskaufe eines Heidenkindes mit Namen „Elisabeth" 21 M. — Zum Ankaufe von Heidenkindern: J. Schmitz in Hänscheid 3 M. — N. E. in M. 50 Pfg. — Aus Ölde: Auf den Namen „Leonhard" zu taufen, 21 M. — Ungenannt aus Lindau 1 M. — Kaplan H. K. in Körbecke 29 M. 60 Pfg. — E. D. in Unterkirnach 40 Pfg. — Ungenannt 40 Pfg. — P. Antony in Huscheidermühle 4 M. 50 Pfg. — Frau M. Richter, Berlin, 6 M. 50 Pfg. Zusammen 94 M. 90 Pfg.

8. Für die Mission am Zambesi: E. S. in Neuwied 2 M. — Joh. Niepmann in Camp 6 M. Summa 8 M.

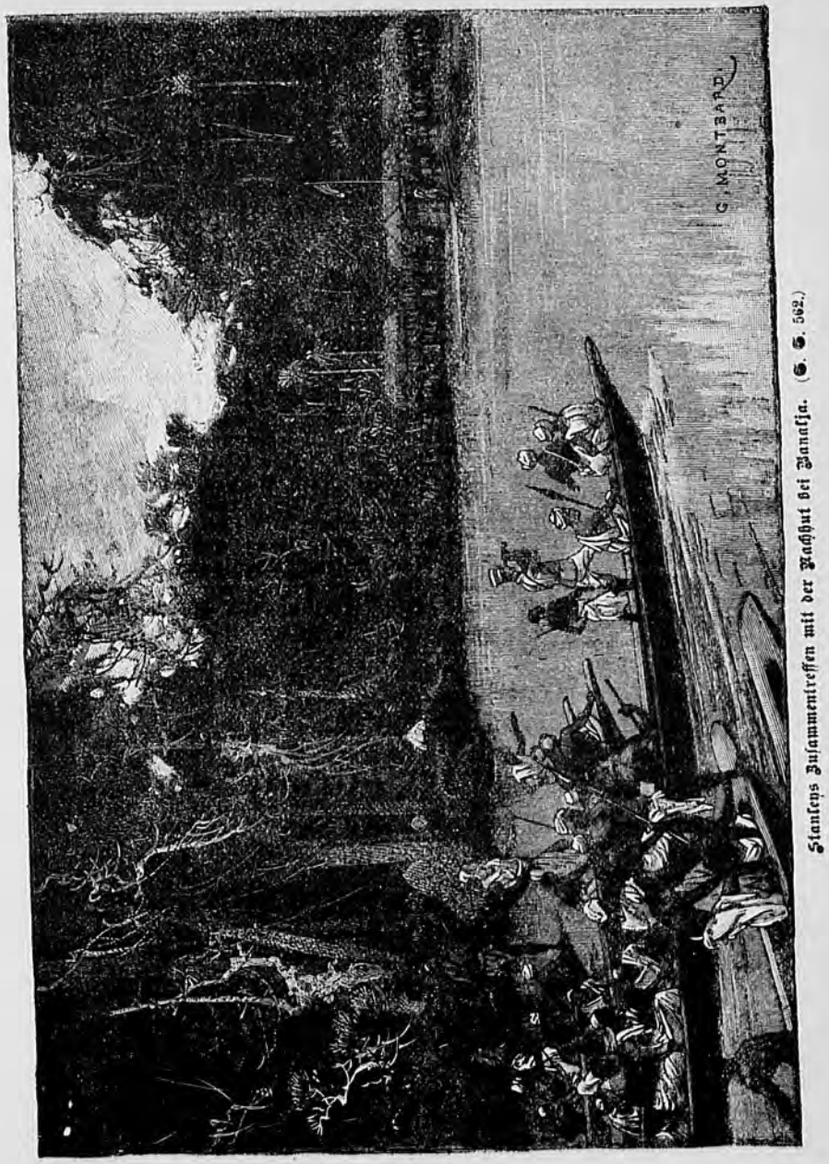
Mit Vergnügen können wir die Sammlung für das den Benediktus-Missionaren und Schwestern geschenkte Harmonium am selben Tage (10. September) schließen, an welchem das Instrument in der Mission eingetroffen ist. Für dies Resultat danken wir herzlich, bitten aber, nun nicht nachzulassen im Eifer für unsere guten Zwecke. Besonders bitten die Patres vom hl. Geiste, welche im Begriffe sind, neue Stationen zu gründen, um kräftige Unterstützung. Auch die armen Sklavenkinder wolle man nicht vergessen. Die nächste Patenauslosung wird hoffentlich im Oktober stattfinden können.

Milde Gaben können gesandt werden an **den Schatzmeister des Afrikavereins, Kaufmann Horten, Köln, Neumarkt 3.** Ferner an **die Expedition von „Gott will es!" (A. Riffarth), M.Gladbach (Rheinland).**

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Eine Mutter von acht Kindern empfiehlt sich und die Ihrigen. — Mehrere Verstorbene. — Bekehrung eines Vaters und Bruders. — Erhaltung des Glaubens und Friedens in zwei Familien. — Um glücklichen Ausgang eines schwierigen Prozesses. — Eine Mutter um Befreiung von Rheumatismus. — Um eine glückselige Sterbestunde für mehrere Personen. — Alle Anliegen einer Jungfrau. — Eine kranke Jungfrau um Genesung. — Ein Jüngling um den Missionsberuf und um die dazu erforderliche Gesundheit. — Eine junge Frau um Demut und Herzensreinigkeit, und um Abwendung von Ärgernis. — Ein junger Mann in schwieriger Heiratsangelegenheit. — Um wahre Geduld und Ergebung in Gottes hl. Willen in allen Trübsalen dieses Lebens. — Um Befreiung von einem Kopfleiden, um Gott besser dienen zu können. — Um Bekehrung mehrerer Verwandten. — Die Bekehrung zweier leichtsinniger Brüder. — Für eine Mutter um große und eifrige Verehrung der Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe. — Um die Gnade, die hl. Kommunion immer würdig zu empfangen. — Das geistige und leibliche Wohl der Familien-



Stanleys Zusammentreffen mit der Nachhut bei Banalya. (S. S. 562.)

angehörigen. — Erlangung geistiger und körperlicher Gesundheit. — Heilung von Schwerhörigkeit. — Ein Gymnasiast um den Sieg über eine böse Gewohnheit. — Befreiung von einem langjährigen Nervenleiden. — Eine Familie, besonders der jüngste Sohn, damit er vor Verführung bewahrt bleibe. — Ein Priester, um von der Mutter Gottes die Gnade zu erhalten in jedem Stande die Keuschheit zu bewahren. — J. B. in D.: Ein besonderes Anliegen. — Mehrere besondere Anliegen. — Ww. H. in Sp.: Zwei besondere Anliegen.

Gebetserhörung.

In einem wichtigen Anliegen nahm ich meine Zuflucht zur Muttergottes und zum hl. Josef, ich ließ ihnen zu Ehren zwei hl. Messen lesen, empfahl das Anliegen in „Gott will es!“ und versprach Veröffentlichung, wenn ich Erhörung fände. Dank der Fürbitte der lieben Heiligen wurde mein Anliegen besser erfüllt, als ich geahnt hatte.

Briefkasten der Redaktion.

Nach Berlin: Brief erhalten. Freimarken konnte ich leider noch nicht los werden; ich glaube kaum, daß die Mühe des Sammelns sich lohnt. — **Nach Stuttgart:** Der Artikel hat gewirkt wie eine Bombe. — **Nach Bremen:** Von der Bildung eines dortigen Zweigvereins verlautet leider noch nichts. — **Nach Hovestadt:** Wenden Sie sich direkt an die ehrw. Frau Oberin der Schwestern von St. Ottilien, P, Türkenfeld, Bayern. — **Nach Aachen:** Die Gründung eines afrikanischen Missionshauses in Münster ist keineswegs aufgegeben, aber als Vorbedingung ist die Rückkehr der Patres vom hl. Geiste nach Deutschland erforderlich. Nur Geduld. — **Nach Hoheneggelsen:** Schönen Gruß! — **Nach Einnum:** Besten Dank! — **Nach Wien:** Requiescat in pace! — **P. J.** in **Einruhr.** Freimarken werden gerne angenommen und bitten wir um recht häufige Einsendung. — **E. H.** in **Freiburg:** Den Jahrgang Missionen bitten wir freundlichst einzusenden. Wir werden denselben bestens verwerten. Im Voraus freundlichsten Dank.

(Schluß der Redaktion am 12. September.)

« Zur Unterhaltung. »

Der Schwur.

Eine Sklavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Nach **Raoul de Navery.** (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Sobald Compian und seine Leidensgefährten im Hause Ben Sadocs untergebracht waren, änderte sich ihre Behandlung. Am Bord waren sie Menschen, hier waren sie nur mehr eine Ware. Da aber eine beschädigte, unansehnliche Ware geringer bezahlt wird, als eine gesunde und schöne, so lag es natürlich im Interesse des Menschenfleisch-Händlers, seinen Sklaven ein für den Verkauf günstiges Aussehen zu geben. Die Ketten wurden ihnen also erleichtert, reichliche Nahrung brachte sie bald wieder zu Kräften, Bäder und Knetkur ließen die Spuren der schrecklichen Mißhandlung auf dem „Arasfiel“ verschwinden, und es war ihnen gestattet, nach Belieben in einem großen

Garten spazieren zu gehen, wo sie noch mehrere Gefangene trafen, die wie sie für den Sklavendienst bestimmt waren. Hoffnung stieg wieder in der Brust der Unglücklichen auf, und mehr als einmal kam das Wort „Freiheit“ in ihren Gesprächen vor.

Freiheit! Im Augenblicke, wo sie die Fesseln der Skaven anlegen sollten, wo ein noch unbekannter fanatischer Muselmann sie kaufen würde, um nach Belieben über sie zu verfügen! Und doch blieb eine schwache Hoffnung. Zu jener Zeit gab es einen Mönchsorden, die Jünger des ehrwürdigen Johannes Matha, dessen Mitglieder Frankreich und Spanien durchpilgerten und milde Gaben sammelten für den Loskauf christlicher Sklaven. Aber die Zahl dieser Unglücklichen war so groß, alljährlich wurden so viele neue in Banden geschlagen, daß jene ehrwürdigen Männer bei allem Eifer doch nicht einmal dem kleinsten Teile die Freiheit wiedergeben konnten.

Compian bot Ben Sadoc wiederholt an, sich loszukaufen, aber dieser haßte ihn zu sehr, um sich auf einen solchen Handel, so vorteilhaft er gewesen wäre, einzulassen; er wollte ihn, dessen Geist er nicht besiegen konnte, gedemütigt wissen; der Gedanke, daß er als Sklave zu den niedrigsten Dienstleistungen gezwungen sein würde, gewährte dem Piraten einen teuflischen Genuß, und diesen ließ er sich mit Geld nicht abkaufen. So blieb denn für Compian keine Hoffnung, er mußte sich in das Unvermeidliche ergeben, so sehr auch die Erinnerung an Weib und Kinder seine Seelenqualen vergrößerte, hoffend, daß die göttliche Barmherzigkeit ein Einsehen haben und ihn nach überstandener Prüfung in die Arme der Seinigen zurückführen werde.

7.

An dem Tage, für welchen Compian seine Rückkehr in Aussicht genommen hatte, begab sich die ganze Familie nach Notre Dame de la Garde. Es ist dies der beliebteste Wallfahrtsort aller frommen Seeleute. Hoch auf einem Felsen, dessen eine Seite ziemlich jäh nach dem Meere zu abfällt, haben katholischer Glaube und Dankbarkeit der Mutter Gottes ein Heiligtum erbaut, zu welchem man über eine Stiege von mehreren hundert Stufen gelangt. Die untere Hälfte des Turmes schließt mit der Höhe des Daches ab und bildet das Piedestal für eine Statue der Gottesmutter, die in enormer Größe und tadellosen Formen hier thront und schützend ihre Arme über das weite Meer ausstreckt. Vom Kopfe bis zum Fuße vergoldet, brechen sich die Strahlen der Sonne in ihrem Glanze und lassen das hehre vertrauenerweckende Bild dem heimkehrenden Schiffer schon auf fünfzig Seemeilen Entfernung entgegen winken. Hierher eilt, wer eine Reise durch die gefahrdrohenden Fluten antreten will, und bittet, daß der Meeresstern ihm voranleuchte durch Sturm und Nacht, hierher strömen die glücklich Heimgekehrten und legen ihren Dank in Gebeten und Geschenken der Huldreichen zu Füßen; besonders aber sind es jene, denen unterwegs der grause Wellentod nahe trat, welche der himmlischen Retterin oft rührende Beweise ihrer Erkenntlichkeit darbringen. Die Wände der Kirche sind bedeckt mit Votivtafeln und den verschiedenartigsten Gegenständen, sogenannten ex-voto, deren jedes, wenn es reden könnte, uns eine wunderbare Geschichte erzählen würde.

Das Wetter war mild, der Wellenschlag an den Felsen mäßig, man sah von weitem hellschimmernde Segel wie die Flügel der Seemöven, teils sich nähernd, teils allmählich verschwindend.

Als Mutter Magdalena auf der Plattform angekommen war, von wo aus sich der Gesichtskreis bis zum fernen Horizont ungehindert ausdehnt, schien es ihr, als müsse sie dort auf den Wogen den „Centaur" erblicken, aber so lange und angestrengt sie auch Ausschau hielt, kein der sich nähernden Schiffe zeigte den stolzen Gang, durch welchen der Schnellsegler ihres Gatten sich einen so guten Ruf erworben.

In der Kapelle — damals war es noch nicht das prächtige Bauwerk, das seit etwa zwanzig Jahren den Stolz Marseilles ausmacht — herrschte feierliche Stille. Die Madonna strahlte in ihrem Schmucke von Diamanten, Martha und ihre Mutter beteten inbrünstig, Lazarus sagte her, was er von seinem Gebete wußte, und die Pilger, die eben ihre Andacht verrichtet, stiegen den steilen Abhang hinab, als plötzlich eine große Bewegung sich kundgab. Stimmen ertönten von unten herauf, unter lauten Gesängen entrollte sich eine Prozession von Seeleuten, Frauen und Kindern auf dem Wege, der, im Zickzack zur Höhe führend, bald das Bild des malerischen Zuges majestätisch in ganzer Größe vor Augen führte, bald wieder verschwinden ließ.

Magdalena hatte sich abwartend gegen das Gebäude der Terrasse gelehnt, Garant und Viktor, dem Abhange näher stehend, beobachteten die Pilger, deren Zahl sich von Minute zu Minute vergrößerte. Martha hielt Lazarus an der Hand, der sich absolut losreißen und der Prozession entgegen laufen wollte.

Vor den Seeleuten her wird ein Gegenstand von mächtiger Größe getragen, aber er ist nicht erkenntlich, seine Formen verschwinden unter einem Stücke groben Segeltuches. Überreste von Segelwerk hängen auf beiden Seiten. Es ist offenbar eine Trophäe, an welche sich ein Wunder Mariens knüpft, vielleicht ein Stück von einem gescheiterten Schiffe, das man nun zu diesem Heiligtume bringt.

Viktor, neugierig gemacht durch den großen Zulauf, schreitet der Prozession einige Schritte entgegen, seine Augen suchen den Schleier von Segeltuch zu durchdringen. Doch, was ist das? Vielleicht hat er schlecht gesehen; er beugt sich noch einmal vor . . . aber das ist ja doch nicht möglich! Da plötzlich, auf seine Mutter zufliegend und sie in seine Arme schließend, verdeckt er mit der Hand ihre Augen.

„Komm, Mutter," sagte er zitternd, „sieh nicht hin!"

„Was giebt es denn da? Was hast du mir zu verbergen? Diese Matrosen kommen Gott danken, daß er ein Wunder an ihnen vollbracht, morgen wird die Reihe an uns sein."

Viktor, leichenblaß, antwortet nicht; er hat nur einen Gedanken, den, seine Mutter hinweg zu ziehen. Die dichte Menge, zu groß, als daß die Kapelle sie fassen könnte, drängt sich auf dem Platze um Magdalena und ihre Kinder.

Jetzt ertönt ein Gesang, und in dem Momente, wo die ersten Noten des Ave maris stella zum Himmel aufsteigen, fällt der Schleier, und der bisher bedeckte Gegenstand enthüllt sich den Augen der Menge.

„Der ‚Centaur', die Figur des Centaur!"

Diese Worte treffen Magdalena wie ein Blitzstrahl. Vergebens sind alle Anstrengungen ihrer Kinder und des alten Garant, sie drängt vorwärts, bittet, befiehlt, bis sie sich einen Weg durch die Menge gebahnt hat. Auf den ersten Blick erkennt sie diese Figur, welche das Hinterteil von Compians Schiff zierte . . . kein Zweifel mehr, das Schiff ist zu Grunde gegangen. Aber die Seeleute sind gerettet . . . diese Wallfahrer . . . O, Gott ist gut; sicher hat er den Gatten gerettet. Compian kehrt, wenn auch ohne Schiff, am bestimmten Tage zurück, aber ehe er an seine Thüre klopfte, wollte er hier dem danken, der ihn seinem Weibe, seinen Kindern erhielt. Sicher befindet er sich hier unter der Menge, und wenn er sein Gebet verrichtet, wird er in ihre Arme sinken.

Magdalena drängt weiter vorwärts, das Gespenst des „Centaur" schreckt sie nicht mehr, die Verzweiflung hat froher Hoffnung Platz gemacht. Martha und Viktor folgen ihr, das Volk, welches sie erkannt, bewahrt ein trauriges Schweigen.

Magdalena gelangt bis in die Kirche. „Platz," ruft sie, „Platz für die Frau Nikolaus Compians!" Sie nähert sich dem Altare, richtet einen erschreckten Blick auf die zwei aus dem Schiffbruche geretteten Leute und ihre Hand umklammert krampfhaft den Arm des Sohnes. Die beiden Pilger sind Jack Donner und der arme kleine St. Elmsfeuer.

Magdalena läßt das Ave maris stella aussingen, aber kaum sind die letzten Töne verhallt, als sie mit schmerzerfüllter, zitternder Stimme ruft: Ein de profundis für die Seele Nikolaus Compians!

Die Menge sinkt in die Kniee. Sie allein, die Frau, welche sich Witwe glaubt, rezitiert aufrecht stehend mit letzter Kraftanstrengung diesen Schmerzenspsalm. Ihre Kräfte sind erschöpft, sie wankt, Jack Donner streckt ihr den gesund gebliebenen Arm entgegen, während der Schiffsjunge ihr zuruft: Aber der Kapitän ist nicht ertrunken, er lebt vielleicht; die Mutter Gottes wird ihn unter ihren Schutz genommen haben.

Magdalena schüttelte den Kopf. Armes Kind, du willst mich täuschen aus Mitleid mit meinem Schmerze.

Nein, nein, versicherte Jack Donner, nein, ich schwöre es bei diesem Schiffstrümmer, daß uns das Schicksal des Kapitäns zu dieser Stunde noch unbekannt ist. Sehen Sie diesen Fetzen, fuhr er fort, die Schiffsflagge aufrollend, die er, als Gürtel um den Leib gewickelt, trug, als ich mich und das Schiff verloren glaubte, band ich ihn um, damit er nicht durch die Türken entehrt werde.

Die Türken! Seid Ihr denn von den Türken überfallen worden? — Kommet, Ihr sollt erfahren, was wir wissen, erwiderte der Matrose. Alles drängte nun zur Kapelle hinaus, Neugierde und Teilnahme mit dem Unglück, das eine der geachtetsten Familien betroffen, war auf jedem Gesichte zu lesen.

Rechts neben der Kirchthür lehnte der „Centaur", eine sonderbare Figur, halb Mensch, halb Roß, an der Wand; lange Jahre hatte diese mythische Figur Compians Schiff durch die Meere begleitet und ihm den Namen gegeben, bis es nach dessen Untergange sich offenbar losgelöst und als Überbringer der Unglücksbotschaft den Weg nach Marseille gemacht.

Umgeben von ihren Kindern und Freunden, bot Frau Magdalena das denkbar ergreifendste Bild menschlichen Schmerzes dar. Gerade in derselben Stunde, wo sie zu diesem Felsen kam, Gott um die glückliche Rückkehr ihres Gatten zu bitten, erfuhr sie seinen Untergang; sie schaute aus nach den Segeln des „Centaur", und man brachte ihr das letzte aus den Wellen gerettete Stück entgegen!

Jack Donner, von der Menge mit Fragen bestürmt, kletterte auf einen Felsblock und machte ein Zeichen, daß er reden wollte. Alle Blicke hingen an seinem Munde.

Wir waren kaum auf hoher See, begann er, als der Wind umschlug. Die Brise wurde zum Sturm. Der Kapitän und sein Steuermann, wir alle, thaten wacker unsere Pflicht; wäre der Sturm der einzige Feind gewesen, würden wir schon mit ihm fertig geworden sein, aber der Kapitän beobachtete mit Sorge einen schwarzen Punkt, den er im Verdacht hatte, ein Piratenschiff zu sein. Bald sah man, daß er Recht hatte, und da der Sturm kein so gefährlicher Feind ist, als der Türke, so wurde befohlen, trotz des Sturmes alle Segel einzusetzen. Es gab eine Hetze ums Leben. Der „Centaur" machte seinem Namen Ehre, er flog dahin wie eine Möve, aber bald verfing ein Wirbelsturm sich in dem Segelwerke und riß es in Fetzen. Das Schiff legte sich auf die Seite, wir opferten zwei Masten, es erhob sich wieder, aber mit dem Laufen war es aus. Der Korsar, dem wir entrinnen wollten, näherte sich mit erschreckender Schnelligkeit, der Kampf war unvermeidlich, aber auch unsere einzige Hoffnung, denn unser Fahrzeug hatte ein großes Leck und begann zu sinken. Wir wollten den Seeräuber besiegen, uns und die wertvollste Ladung an sein Bord retten und den Rest dem Meere überlassen. Jetzt fühlte ich, daß ich nicht umsonst Jack Donner heiße, ich lud den Kugelspucker, St. Elmsfeuer half mir, Meerschwein, Gott sei seiner Seele gnädig, bediente das andere Geschütz, wir spielten den Türken tüchtig auf, aber die Hunde schienen nicht darauf zu achten und hielten fest auf uns zu. Wie der Freibeuter Seite an Seite neben uns kam, packten wir ihn mit den Kenterhaken und nun begann ein Gemetzel, ein Gemetzel, sage ich Euch! Das Schiff war der „Arasfiel", eben so berüchtigt, wie der „Fliegende Holländer" der Sage. Mit Säbeln, Beilen, Pistolen, Flinten, mit der Faust und dem Messer suchten wir den Feind zu vernichten; unsere Schiffsjungen kämpften wie junge Löwen . . . Meerschwein wollte die Pulverkammer in Brand setzen, er wurde massakriert. Dieser Junge hier handelte wie ein Soldat. Der „Centaur" war verloren, der Kapitän kämpfte verzweifelt gegen die Übermacht, noch blieb die Fahne zu retten, diese durfte den versl . . . Türken nicht in die Hände fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Riffarth in M.Gladbach.

Gott will es!

(Nachdruck untersagt.) ## Die katholischen Missionen Afrikas. (12. Fortsetzung.)

Von Baron Leo de Bethune.

IV. Missionen an der Ostküste.

1. Apostolisches Vikariat von Nord-Zanzibar. — Apostolische Präfektur von Süd-Zanzibar.

Das Bedürfnis, Proselyten zu machen, welches Mohammed seinen ersten Anhängern einimpfte, nicht minder auch die Uneinigkeit, welche bald unter den eifrigsten Jüngern des Propheten einriß, beförderte die Auswanderung der Araber ungemein. Die benachbarte Küste von Afrika, den Bewohnern von El Yemen und Hadhramaut von altersher bekannt, lag aber auch den Kolonisten und Handeltreibenden der Halbinsel zu gelegen, als daß sie dieselben nicht bald in den Kreis ihrer Eroberungen gezogen hätten. Nicht ganz ein Jahrhundert nach Mohammed suchten die in einem Aufstande besiegten Parteigänger Alis Zuflucht und Schutz im ostafrikanischen Küstenlande und von da ab ergossen sich unaufhörlich Schwärme von Arabern und Chiraziern in jene Kolonieen. Im 16. Jahrhunderte dehnten sich die muselmännischen Gemeinden, welche vielfach einen hohen Grad von Wohlhabenheit erlangten, bereits von den damals den Europäern noch unbekannten Mündungen des Zambese bis nach Abessinien hin aus.

Aber auch den Nachkommen Japhets genügte die alte Welt nicht mehr. Ein Heldenvolk, eingeengt zwischen eifersüchtige Nachbarn und den ungeheueren Ocean, ebenso begierig auf religiöse Eroberungen, als auf Ruhm und Reichtum, begab sich auf das Meer und begann abenteuerliche Züge zu unternehmen, welche für Europa und Afrika den Seeweg nach Indien entdecken sollten. Der Portugiese Vasco de Gama landete 1497 in Mozambik, entrann glücklich allen Gefahren, welche ihm hier wie in Mombassa von seiten der Muselmänner drohten, entdeckte Melinde und segelte triumphierend nach Indien.

Von da ab datirt das Duell, welches sich im Indischen Ozean zwischen der abendländischen Zivilisation und dem Arabertume abspielt, ein Duell, welches jetzt seiner Entscheidung nahet. Nach großen Anstrengungen setzte sich Portugal für einige Zeit in den Küstenstädten fest, und infolge des Handels dehnte sich sein Einfluß an manchen Punkten auch nach dem Innern hin aus. Aber verblendet durch ihre

Erfolge, versäumten die Portugiesen es, ihrer Herrschaft eine andere Grundlage zu geben, als jene der Gewalt. Fünfzig Jahre nach der Eroberung fand der hl. Franziskus, Apostel Indiens, daß in Melinde, einem bedeutenden, von Europäern viel besuchten Hafen, das Christentum fast ganz unbekannt war; ein Kirchhof mit einer Menge von Grabkreuzen, das war alles, und der Heilige beklagte es bitter, daß das Zeichen der Erlösung weniger für die Lebenden als für die Toten existirte. Später, leider zu spät für die Zivilisation, gründeten in der Stadt Zanzibar und in Mombassa die Franziskaner und Augustiner Anstalten. Diese Mönche, an Zahl sehr beschränkt, widmeten natürlich ihre Kräfte zunächst den portugiesischen Garnisonen, bei denen sie als Militärgeistliche angestellt waren; ihre Predigten fanden wenig oder gar keinen Anklang bei den islamitischen Stadtbewohnern, und da Portugals Stern bereits im Erbleichen war, so konnten sie sich nicht ins Innere des Landes wagen, wo sie Völker gefunden haben würden, die empfänglicher für die Lehren des Christentums waren. Trotzdem erzielten die Augustiner Erfolge in Pateh und Brawa; zu Ausgang des 17. Jahrhunderts zählten sie bis zu 1200 Bekehrungen in einem Jahre.

Dem portugiesischen Regimente gelang es nicht, sich im Lande festzusetzen, da von dem benachbarten Arabien der kriegerische Mut der Araber stets neue Nahrung erhielt. In der Zeit von 1499 bis 1698 mußten die Portugiesen die Stadt Mombassa achtmal wieder erobern. Wenn man bedenkt, daß dieses mutige Ringen mit dem Islam gerade in jene Zeit fiel, wo Portugal Spanien unterworfen war, so muß man die Ausdauer bewundern, mit welchem die lusitanischen Offiziere ihre vorgeschobenen Posten der Zivilisation gegen den Halbmond verteidigten. Nachdem es den Arabern von Maskat endlich gelungen war, die Portugiesen aus ihren Besitzungen am Persischen Golfe zu vertreiben, warfen sie sich auf Afrika und 1699 zwangen sie die Christen, ihre letzten befestigten Plätze nördlich vom Cap Delgado aufzugeben: Im Jahre 1728 gingen die Portugiesen nochmals zum Angriff über und zum neunten male nahmen sie die Stadt Mombassa ein, konnten dieselbe aber nicht festhalten. Die letzten Spuren des Christentums verschwanden mit dem Abzuge der Portugiesen und die ganze Küste von Zanzibar blieb im Besitze des Imans von Maskat.

Zehn Jahre später schwang sich Achmed ben Seid, der Ahnherr der jetzt in Zanzibar und Maskat regierenden Familie, mit Hülfe einer Revolution auf den Thron, während der Gouverneur von Mombassa, welcher zur Familie der Masrui gehörte, sich lossagte und als unabhängig erklärte. Erst zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts gelang es dem Sultan Seid Seid mit Hülfe Englands, Mombassa wieder zu seinem Reiche zu bringen. Seid Seid starb 1856 und das Reich ward abermals zerissen. Der Älteste, Seid Suëm, erhielt Maskat und die Besitzungen in Asien, Seid Medschid, einem jüngeren Bruder, fiel die afrikanische Küste in einer Ausdehnung von mehr als 15 000 Kilometer

als Erbteil zu. Seid Medschid war ein dem Fortschritt zugeneigter Herrscher, unter der Vormundschaft Englands, eifersüchtig überwacht von Frankreich unter Napoleon III., brachte er den zanzibaritischen Handel und Ackerbau zu einer gewissen Blüte. Er selbst trieb Handel und besaß mehrere Schiffe, welche die auf seinen ungeheuren Besitzungen von mehreren tausend Negersclaven kultivierten Landesprodukte nach Indien führten und dort gegen indische Produkte austauschten.

Inmitten dieser bedeutenden materiellen Entwicklung blieb die religiöse vollständig zurück. Die Katholiken, welche der Handel dorthin führte, fanden keine Seelsorge. Andererseits ward aber schon die Hauptstadt Seid Medschids als eines der Thore jenes geheimnisvollen Kontinents betrachtet, auf welchem Livingstone, Speke, v. d. Decken u. a. hervorragende Forscher den Missionaren die Wege bereiteten. Die traurige religiöse Lage auf Zanzibar bewog den seeleneifrigen Bischof Maupoint von St. Denis auf der Insel Reunion zum Eingreifen, und am 25. Dezember 1860 landeten auf der Insel drei Priester seiner Diözese unter Führung Favas, nachmaligen Bischofs von St. Peter auf Martinique und heute Bischof von Grenoble, als welcher er einen hervorragenden Platz im französischen Episkopate einnimmt. Msgr. Fava und seine Mitbrüder überzeugten sich aber bald, daß die geringen Hilfsquellen ihrer Diözese für die neue Mission absolut ungenügend waren, auf ihren Bericht hin übergab Bischof Maupoint 1863 die Mission von Zanzibar der Kongregation vom hl. Geiste.

Die Patres vom hl. Geiste waren längst vertraut mit der Bekehrung der Schwarzen, sie hatten bereits Missionen in Guinea, in den französischen Kolonieen wie im Süden Amerikas, aber trotzdem fanden sie in Zanzibar ganz neue und überaus schwierige Verhältnisse. Der Islam beherrschte dort alles, und wie schwierig es ist, Mohammedaner inmitten einer mohammedanischen Umgebung zu bekehren, darüber braucht man kein Wort zu verlieren. Eine Thorheit aber wäre gewesen, ins Innere eindringen zu wollen, ehe man einen sicheren Stützpunkt im Rücken, an der Küste hatte. Der neue Superior, Pater Horner, (ein Deutscher, auf den wir stolz sein dürfen), früher Direktor eines Aussätzigen-Spitals auf Bourbon, erkannte mit seinem außerordentlich praktischen Sinne bald, daß die neue Mission nur eine Zukunft haben könnte, wenn man zunächst einen Kern bildete, und zwar dadurch, daß man Kinder, welche noch nicht von der Pest des Islam berührt waren, zu Christen erzog.

Die Gelegenheit hierzu war günstig; der große Sklavenmarkt von Zanzibar lieferte diese Kinder, mit welchen man die Erziehungsanstalten bevölkern konnte. Französische Ordensfrauen übernahmen die Mädchen; für die Knaben schufen die Patres eine Handwerksschule, deren Leistungen bald die Bewunderung des Sultans erregten. Seid Medschid, entzückt von den Erfolgen des Erziehungssystems der

Missionare, wandte der Mission sein aufrichtigstes und beständigstes Wohlwollen zu. Aber nicht allein für Handarbeiten zeigten sich die jungen Neger befähigt, ihr Geist war auch recht empfänglich für die Frömmigkeit und Studien, besonders bewiesen sie ein gutes Gedächtnis und Anlagen zu Musik und Gesang. Schon 1868 fanden sich acht Zöglinge so weit fortgeschritten, daß man mit ihnen lateinischen Unterricht beginnen konnte.

Bald wurde es den Missionaren in der Stadt Zanzibar zu eng; die Handwerke genügten nicht mehr zur Beschäftigung aller Zöglinge, und die ersten der Sklaverei entrissenen Kinder waren herangewachsen. Man konnte sie nicht mehr in der Anstalt behalten, konnte aber auch die Neugetauften nicht wieder schutzlos unter die Muselmänner werfen, denn so eifrig sie auch in der Anstalt waren, man hatte ihre Schwäche und die Verführung der Mohammedaner zu fürchten. Diese Gründe bestimmten den Pater Horner, an der benachbarten Küste eine Ackerbau-Kolonie zu begründen, er kaufte also in der Nähe von Bagamoyo eine große Fläche unbebauten Landes, das bisher nur von wilden Tieren bewohnt war. Der unternehmende Superior machte mit Hülfe seiner Zöglinge diese Grundstücke urbar und erbaute darauf jene Anstalt, die heute die Bewunderung aller Reisenden erregt. Jetzt konnte er auch die Zahl seiner Schützlinge bedeutend vermehren. Neben den Waisenhäusern, das eine von Patres, das andere von Schwestern geleitet, erhoben sich bald die Hütten eines Dorfes von Eingeborenen, die Wohnungen ehemaliger Missionskinder, welche jetzt christliche Familienväter im vollen Sinne des Wortes geworden waren. Ein vom Pater Superior ernanntes Oberhaupt wacht unter seiner Leitung und unterstützt durch seine Autoriät über die öffentlichen Angelegenheiten und übt die Gerichtsbarkeit aus. Die Patres leiten alle Arbeiten auf dem Felde wie in den Werkstätten und bilden ihre erwachsenen Kinder mit sanftem Zuspruch und fester Hand zu Bürgern heran, die Nutzen aus der gewonnenen Freiheit zu ziehen wissen. Bereits im Jahre 1869 zählte diese Niederlassung von Bagamoyo 200 Seelen, und es herrschte in ihr wirklich christlicher Geist und ungekünstelte Frömmigkeit.

Seit Anfang des 18. Jahrhunderts bildete der Hafen von Zanzibar die bedeutendste Sklavenniederlage an der Ostküste. Vergebens hatte die englische Regierung in den Jahren 1820, 1822, 1839 und 1845 eine Reihe von Verträgen mit dem Iman von Maskat, dem Souverän von Zanzibar geschlossen, welche alle die Abschaffung dieses scheußlichen Handels zum Zwecke hatten. Der letzte derselben verbot formell jede Ausführung von Sklaven nach Asien, während England im ganzen Gebiete von Zanzibar die Sklaverei dulden wollte. Nach dem Wortlaute einer späteren Erklärung Lord Russells, datiert vom 14. März 1864, behielt sich die englische Regierung das Recht vor, nötigenfalls einzuschreiten, um die Ausführung des Vertrages von 1845 zu erzwingen.

Dessenungeachtet blieben diese Abmachungen von 1845 absolut wirkungslos. Nach den Zollstatistiken wurden gegen das Jahr 1870 alljährlich ca. 45000 Sklaven aus dem Innern herbeigeschleppt, und die Zahl der ohne Zollabgabe eingeschmuggelten belief sich nach den niedrigsten Schätzungen auf mindestens 20000. Diese ungeheure Masse Neger konnte selbstredend nicht in Zanzibar, einem Staate von etwa eine halbe Million Bewohnern, untergebracht werden, sie wurden nach Arabien, nach Persien, nach den Komoren transportirt, und das geschah trotz aller Verträge offen und am hellen Tage.

Die Fortdauer dieser Zustände führte eine Bewegung in der öffentlichen Meinung Englands bei. 1872 brachte die englische Regierung in Übereinstimmung mit dem deutschen Reichskanzler die Drohungen Lord Russells zur Ausführung, indem sie im Indischen Ozean eine Kreuzerstation errichtete, welche denn auch bald zahlreiche Dhaus, beladen mit für Hadhramant oder Oman bestimmten Sklaven, fortnahm.

Aber diese häufige Wegnahme von Sklaven wurde bald eine Quelle von Verlegenheiten für die Engländer selbst. Was war damit geholfen, daß man diese Frauen und Kinder für den Augenbick ihren Räubern entriß, wenn man sie nicht später gegen neue Gewaltthaten schützen wollte? Man konnte sie doch nicht auf dem Pflaster von Zanzibar oder Mombassa dem Elende und Laster anheim fallen lassen, noch weniger aber konnte man sie in ihre oft sehr weit im Innern gelegene Heimat zurückbringen. Der einzige Ausweg bestand darin, den Befreiten das eine oder andere Handwerk zu lehren, um sie in den Stand zu setzen, sich selbst ernähren zu können, ihnen eine Erziehung zu geben, durch welche sie gewissermaßen zu Missionaren der europäischen Zivilisation würden, zunächst an der Küste, später auch in ihren Stämmen. Der englische Konsul in Zanzibar, der bekannte Sir John Kirk, obwohl selbst Protestant, hatte längst die katholische Mission zu schätzen gelernt und ihr vertraute er die größte Zahl der befreiten Sklaven an.

Es zeigte sich bald, daß die englischen Maßregeln nicht ausreichten, um die Sklavenausfuhr zu hindern. Ein hervorragender englischer Staatsmann, Sir Bartle Frere, ward nach Maskat und Zanzibar entsandt, um von den Herrschern beider Länder ein vollständiges Verbot des Menschenhandels zu erhalten und so das Übel an seiner Quelle in Afrika und in seinen Ausmündungen in Asien zu treffen. Seid Türcki, Iman von Maskat, ließ sich gegen Zahlung einer großen Summe Geldes ohne viele Mühe bereit finden, mehr Arbeit hatte der englische Bevollmächtigte am Hofe von Zanzibar. Seid Bargasch, welcher 1870 seinem Bruder Seid Medschid in der Regierung gefolgt war, stützte sich seit seinem Amtsantritt auf die Araberpartei und antwortete, der Sklavenhandel sei der hauptsächlichste Handelszweig in seinem Lande, der Ertrag des Zolles auf Sklaven bilde den größten Teil seiner Einnahmen und überdies sei dieser Handel sowohl durch

die Gewohnheit wie durch die Religion Mohammeds geheiligt. Sir Bartle Frere verließ Zanzibar am 17. März 1873, ohne sich vom Sultan zu verabschieden. Diese absichtliche Unhöflichkeit machte Eindruck auf den Sultan, drei Monate später gab er den energischen Vorstellungen des Konsuls Kirk nach, freilich erst, nachdem England sich verpflichtet hatte, ihm jährlich 45000 Piaster (1 Piaster = 4,40 M.) als Ersatz für den Ausfall am Zoll auf Sklaven zu zahlen. Bevor der Sultan diesen Vertrag unterzeichnete, hatte er den Superior P. Horner zu Rate gezogen, und erst auf das wiederholte Drängen des Paters gab der Sultan nach. So sehr P. Horner sich über den Erfolg der europäischen Vermittlung auch freute, er gab sich über den Wert dieser erzwungenen Vereinbarungen keiner Täuschung hin, und die Folgezeit hat gelehrt, daß er daran sehr recht that.

Während seines Aufenthalts in jenen Gegenden billigte Sir Bartle Frere offen das Wohlwollen, welches der englische Konsul den katholischen Missionaren zuwendete. Um ihnen aber auch persönlich einen Beweis seiner Wertschätzung zu geben, beantragte er bei seiner Regierung, der Mission von Bagamoyo eine Unterstützung von 4000 M. zu gewähren. In dem Memorandum, welches der englische Diplomat an das auswärtige Amt richtete, betreffs der Unterbringung der befreiten Sklaven, sprach er sich äußerst anerkennend über die Missionsanstalten von Zanzibar und Bagamoyo aus. Die bezüglichen Dokumente sind zu bekannt*), als daß wir hier darauf eingehen müßten.

Inzwischen richteten die Missionare ihre Blicke auf das Innere des Landes. Im Jahre 1870 machten die Patres Duparquet und Baur eine Forschungsreise in das Gebiet von Ukami, welches von ca. 250000 Seelen bewohnt ist, südlich der Karawanenstraße liegt und wo noch kein Weißer vor ihnen gewesen war. Sie fanden dort ein Ackerbau treibendes und vom Islam nur wenig berührtes Volk, welches aus diesen Gründen für die Bekehrung sehr geeignet schien. Leider fehlte es der Mission damals an Mitteln, um eine neue Niederlassung zu gründen, der Krieg von 1870 wirkte lähmend auf die Freigebigkeit der französischen Katholiken, und mehrere Jahre vergingen, ehe man den Plan wieder aufnehmen konnte.

In der Zwischenzeit entwickelten sich die beiden Stationen von Bagamoyo und Zanzibar weiter. In letzterer Stadt besaßen die Patres 1875 zwei Spitäler, zwei Schulen für Knaben, ein Kollegium und ein Schwesternkloster mit zwei Mädchenschulen. Die katholische Kolonie war durch Zuzug portugiesischer Unterthanen aus Goa und Mozambik sehr verstärkt worden. Die Anstalt von Bagamoyo aber veranlaßte schon 1880 den Belgier Jeremias Becker zu nachstehender begeisterter Schilderung. „Wenn man," schreibt der Offizier, „an die Schwierigkeiten jeder Art denkt, an die Hindernisse und Gefahren, welche von seiten der Araber wie der Eingeborenen dem Werke der kühnen Missionare drohten, so steht man überrascht vor den wunderbaren Resultaten, welche sie in weniger als einem Vierteljahrhundert erzielten. Welches auch früher meine Ansichten waren, ehe ich den afrikanischen Boden betrat, heute bin ich überzeugt, daß die Hingebung und Selbstverleugnung des berufstreuen Priesters die mächtigsten Hebel für den modernen Fortschritt in barbarischen, unkultivierten Ländern sind. Der Pater Stephan Baur, welcher so recht den Apostel und den Pionier in einer Person vereinigt, hat unter seiner Leitung ungefähr 600 der Sklaverei entrissene Kinder. Er und seine Brüder haben dieselben aufgenommen, sie ernährt und erzogen, sie in der Religion unterrichtet und, was eine noch schwerere Aufgabe ist, sie an die Arbeit gewöhnt. (Fortsetzung folgt.)

*) Im Heft 17 des „Gott will es!" Jahrgang 1890 sind sie abgedruckt.

Das Wesen des Islam.

II.

Der Koran pflanzt, wie wir in dem ersten Teile dieser Abhandlung sahen, in die Herzen seiner Bekenner das Laster des Stolzes, der Verachtung und des Hasses gegen Andersgläubige ein. Letztere werden hingestellt als Ungläubige und Feinde Allahs; ihnen gegenüber predigt der Koran nur Haß und Feindschaft, religiöse Duldsamkeit, das Gebot der Liebe kennt er nicht.

Worin besteht aber das Dogma des Islam, was ist sein Glaubensbekenntnis? Dieses ist sehr kurz und einfach, es umfaßt nur den Glauben an Allah als den Einen wahren Gott und an Mohammed, seinen größten Propheten. Zwar hat Allah sich auch in Moses und Christus geoffenbart, aber in Mohammed hat er in vollkommenster Weise und zum letzten Male seine Offenbarung gegeben. So heißt es in der 33. Sure: „Mohammed ist der Gesandte Gottes und das Siegel aller Propheten". Dieses gilt dem gläubigen Moslim als unumstößliches Dogma, hierauf schwört er als das unfehlbare Wort Gottes; gilt der Koran ihm ja als das unerschaffene „heilige Buch", welches der Erzengel Gabriel vom Himmel gebracht und dem Propheten Mohammed übergeben hat. Wir lesen, wie ein Missionar glaubte, durch eifrige und warme Verkündigung der christlichen Wahrheit auf einen Muselmann tiefen Eindruck gemacht zu haben; lange hörte dieser schweigend zu, als er zuletzt in feierlich ernstem Tone sprach: „Allah il Allah" und damit jeden Bekehrungsversuch abschnitt. Gewiß, Gott ist Gott, der Eine, ewige, unendliche Gott, aber nicht ein Gott, wie ihn Mohammed verkündet.

Der islamitische Gottesdienst besteht in Gebet und Predigt (Erklärung des Koran). Zu 5 Tageszeiten hat der Muselmann auswendig gelernte Gebetsformeln herzusagen, worin er die Größe und

Macht Allahs preist und seinen Glauben an ihn und seinen Propheten bekennt: „Ich preise die Vollkommenheit meines Herrn“ . . .; „Gott ist sehr groß“; „Ich bekenne, daß es keinen Gott giebt außer Gott und ich bekenne, daß Mohammed sein Diener und Gesandter ist“ ꝛc. Diese Formeln zählt der Moslim an einer Perlenschnur ab, welche 99 Kügelchen enthält und sein Tespit (Rosenkranz) ist. — Um diese „Andacht“ möglichst feierlich zu gestalten und ihr einen geheimnisvollen Anschein zu geben, sind dabei viele Zeremonien vorgeschrieben. Vor dem Gebete hat der Moslim sorgfältig seine Hände zu waschen — denn das Gebet eines Unreinen erhört Allah nicht — und bevor er die Moschee (Bethaus) betritt, seine Schuhe auszuziehen. Beim Gebete selbst kniet er auf einem Teppiche (im Freien auf seinem Mantel); während er nun seine Gebetsformeln langsam hersagt und Allah preist, hat er die verschiedensten Verbeugungen und Verneigungen zu machen, die Hände bis zum Haupte erhoben (die Handflächen gegeneinander gekehrt), das Gesicht nach Mekka gewandt; dabei ist jede Zerstreuung in Blick und Geberden oder in Gedanken strenge verboten.*) — Außerdem schreibt der Koran bekanntlich noch andere religiöse Gebräuche vor, wie strenges Fasten im Monat Ramazan, Almosengeben, Wallfahrt nach Mekka ꝛc. All' diese Gebräuche werden als wesentlich hingestellt, welche jede Schuld tilgen und den Himmel öffnen. — Man sieht indes, wie die religiösen Gebräuche im Islam verbunden mit dem feierlichen Zeremoniell ein Sammelsurium, eine Nachahmung jüdisch-christlicher gottesdienstlicher Gebräuche und Riten sind. Mohammed wollte hierdurch das Verlangen und das Bedürfnis der menschlichen Natur, sich im Geiste zu ihrem Schöpfer zu erheben — welches Bedürfnis sich bei allen Völkern, wenn auch oft in verzerrter Form findet — befriedigen. Freilich in Wirklichkeit lassen jene Gebetsformeln, die so geistestrocken und nichtssagend sind, das Herz kalt und unberührt; mechanisch leiert der Moslim sie her, wobei das Herz nicht weiß (und vielleicht oft nicht versteht), was der Mund spricht. Wohl aber mag das feierlich-geheimnisvolle Zeremoniell den Moslemen in seinem religiösen Wahne bestärken und ihn mit Hochmut und Verachtung gegen Andersgläubige erfüllen, welche solchen „Kult“ nicht haben.

Dieser mohammedanische „Gottesdienst“, welcher so trocken und inhaltsleer, so geistestötend ist, hat auf die Gesinnung, auf das moralische Leben, wie sich von selbst versteht, nicht den geringsten veredelnden und bildenden Einfluß. Um wahre Gesittung, um Beglückung des Menschengeschlechtes war es Mohammed auch keineswegs zu thun; er wollte dasselbe nur für seine Lehre gewinnen, unbekümmert darum, ob jenes glücklich oder unglücklich werde, ob es darin sein Heil finde oder geistig

*) Über diese religiösen Zeremonien und Gebete vergl. die ausführlichen Mitteilungen von Dr. Zschokke in seinem Buche: „Konstantinopel“, Wörl's Reise-Bibliothek.

und körperlich zu Grunde gehe. Man hat Mohammed wohl einen religiösen Schwärmer genannt, der in träumerischer Einsamkeit die fixe Idee gewonnen habe, daß er von Gott wirklich zum Propheten auserwählt sei, somit in gutem Glauben die Sekte des Islam gestiftet habe. Diese „unschuldige Schwärmerei“ kann man indes kaum noch ernst nehmen, wenn man auf den Koran, das Werk Mohammeds, sieht, mit seinen unsinnigen Satzungen, besonders denjenigen, welche sich auf die Moral beziehen. Diese zeugen nicht weniger von großer List und Verschlagenheit, als teuflischer Bosheit und Schlechtigkeit. Wie wir wissen, streiten und ringen in der menschlichen Brust fortwährend zwei Kräfte feindlich miteinander um die Herrschaft, nämlich das Gesetz des Geistes (der Vernunft) und das Gesetz des Fleisches (der niederen sinnlichen Natur). „Ein anderes Gesetz“, sagt der große Völkerapostel, „sehe ich in meinen Gliedern, welches widerstreitet dem Gesetze meiner Vernunft“. (Röm. 7, 22.) Während dieses das menschliche Herz nach Oben, zu seinem Schöpfer hinzieht, drängt jenes zur Weltlichkeit, zur Sünde hin. Diesen Kampf aber, die Unterordnung des Fleisches unter den Geist, fordert die katholische Moral vom Menschen als notwendige Bedingung zur Erlangung des ewigen Lebens. „Denn das Sinnen des Fleisches ist der Tod . . . weil feindlich gegen Gott . . .; das Sinnen des Geistes aber Leben und Frieden“ (Röm. 8, 7, ff.). Gewiß schwer ist dieser Kampf bei der schwachen, sündhaften Natur des Menschen und auch nur mit der Gnade Gottes siegreich durchzuführen, doppelt schwer für die sinnliche feurige Natur der Tropenbewohner. Dieses wußte Mohammed sehr gut. Damit nun seine Lehre den seiner Natur nach lüsternen Araber nicht abschrecke, sondern vielmehr anziehe und dem strengen Christentume möglichst entfremde, fordert sein „Moralgesetz“ diesen sittlichen Kampf nicht, sondern gestattet jeden Sinnengenuß, jedes fleischliche, geschlechtliche Gelüste. In seinem „heiligen Buche“ erlaubt Mohammed die Vielweiberei und begünstigt die gröbste geschlechtliche Ausschweifung, die Unzucht. Der „Prophet“ selbst ging mit seinem Beispiele voran und nahm 7 Frauen. Dieses Recht, 7 Frauen zu nehmen, hat er sich und seinem jedesmaligen Nachfolger, dem Khalifen (jetzt Sultan) gesetzlich vorbehalten, während jeder andere „Gläubige“ nur mit 4 Frauen die beständige, erlaubte Ehe eingehen darf. Außerdem darf der Muselmann bekanntlich mit seinen Sklavinnen geschlechtlich nach Belieben verkehren; die reichen Muselmänner haben deren oft Hunderte, der Sultan von Konstantinopel über 200. — Die Vielweiberei finden wir freilich auch bei anderen Völkern, wie den heidnischen Negern, aber keineswegs mit jener religiösen Weihe und „göttlichen Erlaubnis“ wie im Islam, außerdem auch nur bei den Häuptlingen. Die Haremswirtschaft hat notwendig die Sklaverei zur Folge, welche so unsägliches Elend, so viele Gräuel mit sich gebracht hat und noch fortwährend bringt; der Harem hat ferner das Institut der Eunuchen hervorgerufen, dieses entsetzliche Verbrechen gegen die menschliche Natur,

das ein ewiger Schandfleck in der Geschichte des Islam bleibt. Wir können das schlüpfrige Gebiet der mohammedanischen „Moralität" hier nur oberflächlich berühren. Wer sich hierüber weiter informieren will, lese die in „Gott will es" Jahrgang 1, Heft 2, 5 ff. genannten Schriften.

Wie die Erfahrung zeigt, hat diese moralische Verderbtheit, wie sie im Islam herrscht, das größte Elend im Gefolge; die sittliche Fäulnis frißt an dem Lebensmarke der islamitischen Staaten und überliefert sie (so sichtbar die Türkei) einem zwar langsamen aber sicheren Untergange. Und wie bei den Staaten zeigt sich dieses Verderbnis auch bei dem einzelnen. Diese geschlechtliche Ausschweifung, wie sie der Koran gestattet, führt notwendig zu einem frühen Tode; der außereheliche unzüchtige Verkehr aber mit Sklavinnen, welches Laster der Koran ebenfalls gestattet, ihm somit eine göttliche Erlaubnis und religiöse Weihe giebt, führt (weil ein schweres Verbrechen gegen die von Gott gewollte sittliche Ordnung und als solches durch das Licht der menschlichen Vernunft erkennbar) zum ewigen Verderben . . . Wie überaus traurig ist das Los jener armen unzähligen Sklaven und Sklavinnen, welche dieser Unsittlichkeit zum Opfer fallen! Doppelt bedauerns- und bejammernswert sind aber jene, welche für diese Moral gewonnen und dazu „bekehrt" werden.

Aus Ostafrika

liegt die wichtige Nachricht vor, daß Emin Pascha in Tabora, dem wichtigsten Kreuzungspunkte der östlichen Karawanenstraßen, die deutsche Flagge hißte. Der mächtige Stamm der Unjamwesi hat sich unterworfen.

Ferner wird gemeldet, daß zwischen Zanzibar, Bagamoyo und Dar-es-Salaam eine telegraphische Verbindung hergestellt ist.

In den nächsten Tagen wird der Reichskommissar wieder auf seinen Posten in Afrika zurückkehren, und, seinen in Deutschland gemachten Äußerungen zufolge, Arbeit genug finden. Ganz besonders bemüht er sich, auf die drei das deutsche Gebiet westlich begrenzenden Seen kleine Dampfer zu bringen, welche besonders Jagd auf die Sklavendhaus machen sollen. Durch private Zeichnungen ist der erste für den Nyanzasee bestimmte Dampfer gesichert — der Kaiser selbst hatte 3000 M. gezeichnet — und der Bau desselben ist bereits mit der Werft von Jansen und Schmilinski in Hamburg vereinbart. Der Dampfer soll den Namen „Hermann Wißmann" tragen, wird zerlegbar konstruiert und mit einem Schiff der deutschen Ostafrika-Linie verladen werden. Jetzt gilt es, auch das Geld für die beiden anderen zusammenzubringen, was wohl nicht schwer fallen wird.

Wie ziemlich bestimmt versichert wird, soll Dr. Peters eine Stellung unter Wißmann in Afrika erhalten. Eine solche Verwendung dieses Mannes, dem man persönlichen Mut und Entschlossenheit nicht absprechen kann, erscheint uns ganz angebracht.

Bezüglich der Abgrenzung der ostafrikanischen Stationsbezirke hat der stellvertretende Reichskommissar, Chef Dr. Schmidt, unter dem 6. August von Zanzibar einen Kommandanturbefehl erlassen. Derselbe teilt vorläufig die nördliche Provinz (bis zum Rufidschi) — für die südliche Provinz bleiben die Abgrenzungen vorbehalten — in sechs Stationsbezirke ein. Die nördliche Grenze des ersten Stationsbezirks, Tanga, fällt mit der Grenze des deutschen Interessenbezirks zusammen; die südliche beginnt an der Mündung des Ukumbine derart, daß das Norduser der Mtangatabucht einschließlich Tongoni zum Bezirk Tanga, das Süduser zum Bezirk Pangani gehört. Westlich Tongoni verläuft die Grenzlinie nordwestlich bis zum Sigifluß, diesen in der Höhe des Rukindu Pies treffend und von dort über Mkwa Tunutu durch das Dalaoni-Thal nach Dalaoni; von hier aus den Nordabfall des Usambaragebirges entlang bis Mbaramo, jedoch mit der Maßgabe, daß die dort auslaufenden Gebirgsthäler, als politisch und geographisch zu Usambara gehörend, dem Bezirk Pangani verbleiben. Von Mbaramo verläuft die Grenze zu dem nordwestlichen Abfall des Paragebirges entlang, am Jipe-See vorbei nach Taveta (ausschließlich). Die Besetzung und Verwaltung von Tangata erfolgen von Tanga aus, und es ist Station Muoa der Station Tanga unterstellt. — Die nördliche Grenze des zweiten Stationsbezirks, Pangani, wird durch die vorstehend angegebene südliche Grenze des Bezirks Tanga gebildet, seine südliche Grenze beginnt am Süd-Ufer der Bai von Kipumbwe, läuft über Makorore die Karawanenstraße nach dem Massailande entlang, also über Qua Soa, Mbego nach dem nördlichen Nguru. Besetzung und Verwaltung von Kipumbwe erfolgen von Pangani aus und ist die Station Masinde Pangani unterstellt. Diese Südgrenze des Bezirks Pangani bildet dann die Nordgrenze des dritten Stationsbezirks Saadani, dessen südliche Grenze den Mami entlang bis zum südlichen Nguru und dann weiter über Mamboia nach Mpwapwa (ausschließlich) läuft. Saadani ist die Station Mkwadja unterstellt. Den vierten Stationsbezirk bildet Bagamoyo, dessen Nordgrenze mit der Südgrenze des Bezirks Saadani zusammenfällt, während dessen Südgrenze, von Bueni westlich nach Dunda (einschließlich) verlaufen, dem südlichen Plateaurande des Flußthales des Kingani entlang und von der Einmündung des Mgeta dem Laufe Kingani bis zur Quelle in Ukami folgend, von hier ab dem Abfalle der Ukamiberge folgt, west-nordwestlich nach dem Mkondockwathale verläuft und, dem Abfalle der Robeho-Windy-Bergkette folgend, in Ugogo endigt. Von Bagamoyo aus erfolgen Besetzung und Verwaltung von Bueni, Mtoni, Wendi und Tunungnu (interimistisch.) — Der fünfte Stationsbezirk ist Dar-es-Salaam, dessen Nordgrenze die Südgrenze des vierten

Bezirks bildet, während seine südliche Grenze südlich von Kissiju nach dem Rufidschi hin verläuft und diesen ungefähr mit dem 38. Grad ö. L. trifft und von hier aus den Rufidschi und später dem Rueha bis Marenga Mkati folgt. Von Dar-es-Salaam aus erfolgt Besetzung und Verwaltung von Kissiju. — Der sechste Stationsbezirk endlich heißt „An der Rufidschi-Mündung" und wird im Norden vom Bezirk Dar-es-Salaam begrenzt, während seine Südgrenze von der Mündung des Flusses Mohorro in die Mohorrobai, nach Westen zum Rufidschi hin verläuft, diesen an der Südgrenze von Mahenge schneidet, der Südgrenze Mahenges bis zum Uranga und, dann diesem Flusse folgend, weiter nach Westen verläuft.

Über die Menschenfresserei am Kongo

hat ein ehemaliger Agent des Kongostaates, Glave, seine Erfahrungen im „Century" veröffentlicht. Er sagt darin: Der Kannibalismus herrscht unter allen Stämmen am oberen Kongo östlich vom 16° östlicher Länge und wütet noch weiter an den Nebenflüssen des großen Stromes. Während einer Reise von zwei Monaten auf dem Ubanghi war ich in steter Berührung mit diesem schrecklichen Brauche. In jener Gegend rühmen sich die Eingeborenen der Zahl von Schädeln, welche sie besitzen und welche die Menge ihrer Opfer angiebt. Kränze von 20 bis 30 Schädeln sind an sichtbaren Stellen der Dörfer aufgehängt. Einen jungen Häuptling, welcher sicher nicht über 25 Jahre alt war, fragte ich, wie viel Menschen er in seinem Dorfe schon verzehrt hätte; er antwortete rasch: dreißig. Der Handel auf dem Ubanghi ist für Europäer schwierig und die einzige gangbare Geldsorte ist . . . Menschenfleisch. Mehrere Male wurde mir der Vorschlag gemacht, einen Elefantenzahn gegen einen Mann einzutauschen, und in einem Dorfe namentlich bestanden die Einwohner darauf, daß ich ihnen einen Schwarzen meiner Karawane in Austausch gegen eine Ziege überließe; „Fleisch gegen Fleisch" riefen sie. Bei verschiedenen Gelegenheiten wurde ich angegangen, ihnen im Kampfe gegen ihre Nachbarn beizustehen und man setzte hinzu: „Ihr könnt das Elfenbein nehmen, wir nehmen das Fleisch." Die Hinrichtungen und die grausamen Gebräuche dabei sollten und können unterdrückt werden. Die Schlächterei ist heutzutage größer wie 1877, als Stanley die Kongo-Eingeborenen zum erstenmale sah. Die schreckliche Theorie, kraft deren der Besitzer des Sklaven über Tod und Leben desselben Recht hat, treibt den Wilden an, unter verschiedenen Formen, z. B. auch bei religiösen Feierlichkeiten, das Blut von Männern, Frauen und Kindern zu vergießen, welche er in seinen Besitz gebracht hat, vielleicht in Austausch gegen einige Kupferstangen oder gegen zwei oder drei Zeugstücke. Alle Stämme, welche ich kennen gelernt habe, besitzen einen Begriff von Unsterblichkeit, aber sie glauben, daß der Tod

nur in ein anderes Leben führt, wo man unter denselben Bedingungen weiter lebt, wie hienieden. Die Häuptlinge sind überzeugt, daß sie bei ihrem Eintritte in das neue Leben von einer genügenden Anzahl Sklaven begleitet sind; sie haben dort das Anrecht auf den gleichen Rang, den sie hier hatten, und dieser Glaube hat einer ihrer barbarischsten Gewohnheiten Entstehung gegeben: den Menschenopfern beim Tode einer hervorragenden Persönlichkeit. Beim Ableben eines Häuptlings trifft man die Wahl einer gewissen Anzahl von Sklaven, deren Geister ihn in das zukünftige Leben begleiten sollen. Wenn der Verstorbene etwa 30 Männer und 20 Weiber besaß, so nimmt man von den ersteren 7 bis 8, von den letzteren 6 bis 7; die Männer werden enthauptet, die Weiber erdrosselt. Wenn eine Frau geopfert werden soll, so wird sie mit glänzenden Metallbehängen geschmückt, ihre Haare werden sorgfältig angeordnet und sie in die schreiendsten Farben gekleidet. Die Hände werden auf den Rücken gebunden und um den Hals ein Band geschlungen, zum Henker geführt, wirft dieser das Ende des Stricks über einen Baumast und zieht ihn auf ein gegebenes Zeichen heftig an. Während nun der Körper Todeszuckungen macht, versuchen es die von Fanatismus und allerhand Genüssen trunkenen Zuschauer, diese schrecklichen Konvulsionen nachzumachen. Oft wird auch ein lebendiges Kind mit in das Grab gelegt, gleichsam als Kopfkissen für den toten Häuptling. Alle diese Greuel werden noch am oberen Kongo begangen. Zwei Häuptlinge verständigen sich darüber, daß der Streit unter ihnen beendet sein soll; um den Frieden zu besiegeln, muß Blut fließen. Am Ubanghi-Flusse wird der zum Tode bestimmte Sklave mit dem Kopfe nach unten aufgehängt. Zu Tschumbiri, zu Bolobo, in den großen Dörfern um Irebu zerschlägt man dem unglücklichen Opfer Arme und Beine, dann wird er noch lebendig derart eingegraben, daß er mit dem Kopfe aus der Erde hervorragt, und derjenige, welcher ihm irgend welche Hülfe oder Erleichterung bringen wollte, würde ebenfalls verloren sein. — Auf einem meiner Züge begegnete ich einem Dutzend von Eingebornen auf Kähnen nahe der Einmündung des Ruki im Bezirke Dakute, deren Besitzer mit einer Ladung Sklaven zurückkehrten. Der angekaufte oder gefangene Sklave wird auf den Boden des Kahns gelegt mit auf dem Bauche zusammengebundenen Händen. Bei Tage während der Fahrt werden sie von den Ruderern sorgsam bewacht. Des abends aber bindet man ihnen größerer Sicherheit wegen die Hände auf den Rücken und von der Handwurzel aus ist ein Strick zum Arme des Wächters geführt, damit dieser bei der geringsten Bewegung aufmerksam wird. In einem einzigen Fahrzeuge zählte ich fünf Händler, deren Ladung in 30 Balolo-Sklaven, Männern, Weibern und Kindern bestand; mit ihren eingesunkenen Augen und ihren abgemagerten Körpern gaben sie ein Bild von dem Hunger und den Grausamkeiten, die sie erlitten hatten. Diese Sklaven kommen flußab bis zu den

großen Dörfern am Ruki, dann werden sie gegen Elfenbein an die Bevölkerung am Ruki und am Ubanghi ausgetauscht, wo sie zu den Orgien der Kannibalen dienen. Eine kleine Anzahl wird verkauft, die Männer, um Soldaten zu werden, die Mädchen für die Harems. — (Wir werden demnächst einen längeren Artikel über die Menschenfresserei am Kongo aus der Feder eines Missionars bringen.)

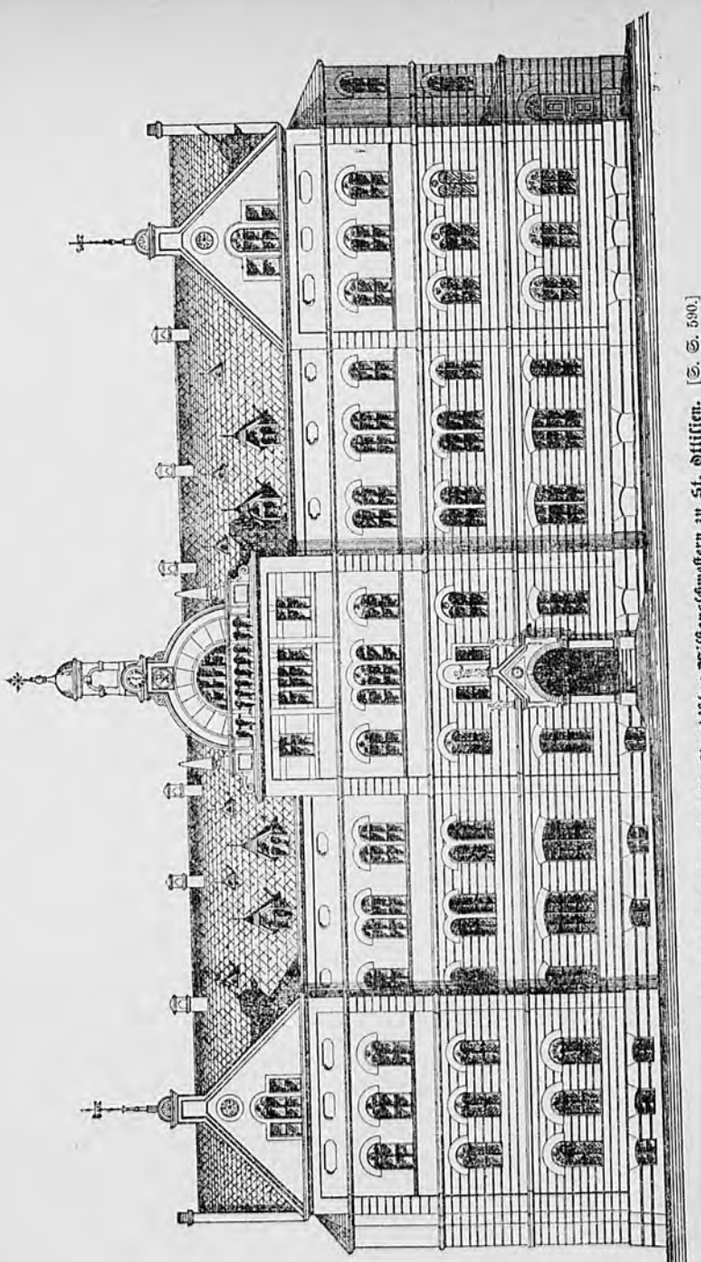
Aus St. Ottilien.

Nebenstehendes Bild zeigt, wie das neue Mutterhaus der St. Benediktus-Missionsschwestern zu St. Ottilien ungefähr aussehen soll. Es wird ein einfacher Bau, gegen 50 Meter lang und 16 Meter breit, für etwa 150 Schwestern berechnet. Schon lange mußten zahlreiche Postulantinnen wegen Mangels an Raum auf später vertröstet werden, und zu den 60 Schwestern, welche die bisherigen engen Räumlichkeiten bewohnten, sind bereits 40 Kandidatinnen vorgemerkt, welche mit Sehnsucht auf die Stunde ihres Eintrittes warten. Wie viel gutes wird in einem solchen Hause gewirkt werden, wie viel gethan und entbehrt zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen; wie viel gebetet und gearbeitet? Da sollen fromme Jungfrauen auf den erhabenen Beruf geprüft und vorbereitet werden, welcher darin besteht, als „Mitarbeiterinnen der Apostel im Evangelium", wie St. Paulus sich ausdrückt, ihr Leben Gott und der Bekehrung der Heidinnen zu weihen und dabei sich selbst zu heiligen. Zu diesem Zwecke enthält das große Haus nur das unumgänglich Notwendige. Willst du, lieber Leser oder liebe Leserin, nicht einen Baustein zu einem solchen Gotteshause beitragen? Unsere Expedition nimmt gern Gaben entgegen.

Ein Streifzug nach Pugu.

(Aus dem Tagebuche eines Offiziers.)

Es ist sechs Uhr morgens, majestätisch steigt der Sonnenball aus den Fluten des Ozeans herauf. Nicht wie in der nordischen Heimat wird sein Erscheinen von neidischen Wolken verschleiert. Urplötzlich, fast ohne Dämmerung wird es hell, und die harte Arbeit des Tages beginnt. Der Moment, in welchem die Sonne über den Wipfeln der Kokospalmen erscheint, ist maßgebend für den Beginn des Dienstes auf der Station. Man denke sich auf den großen Hofraum der Veste Dar-es-Salaam versetzt. Die Stationsglocke ertönt und durch das Thor des Stacheldrathzaunes strömt eine Schar nußbrauner Gestalten jeden Alters und jeden Geschlechtes herein. Es sind Wanyamwesis von der großen Elfenbein-Karawane, welche auf der Station arbeiten. An ihrer Spitze erscheinen die beiden Häuptlinge, welche zu ihrem großen Leidwesen alltäglich beim Verteilen der Arbeit zugegen sein müssen, nachdem einmal Ungehörigkeiten bei derselben vorgekommen waren. In der kalten Morgenluft jämmerlich frierend, kauern sich die



Das neue Mutterhaus der St. Benediktus-Missionsschwestern zu St. Ottilien. [S. S. 590.]

beiden würdigen Herren neben dem Thorflügel nieder, teilnahmslos vor sich hinstarrend. Die Arbeiter teilen sich in verschiedene Gruppen. Zu jeder tritt ein weißer Unteroffizier, welcher die Leute namentlich verliest, um dann die verschiedenen Werkzeuge an sie zu verteilen. Unterdessen ist der Stationschef erschienen. Die Unteroffiziere machen ihm ihre Meldung und rücken zu den Arbeitsplätzen ab. Die eine Abteilung errichtet auf dem Dache des Walihauses ein Lazaret für die schwarzen Soldaten, andere bauen fahrbare Wege nach der Mission und dem Kirchhofe, noch andere rücken nach den neu angelegten Gemüsebeeten ab, um hier zu pflanzen und zu bewässern. Auch die Herren Häuptlinge sind aus ihrer Starrheit erwacht und beeilen sich, dem Chef den Gruß zu entbieten: „Jambo Bana kuba, Jambo sana“ (Guten Tag, großer Herr, schönen guten Tag) und der Ältere, mit dem hahnenfedergeschmückten Fez, vergißt nicht hinzuzufügen: „Nataka biar“ (ich möchte Bier haben). Eine kurze ausdrucksvolle Handbewegung, und die „Könige“, wie man in Westafrika sagt, verduften schleunigst und lautlos.

Um sechseinhalb Uhr ertönt das Signal: „Zweite Kompagnie“. Vor dem Stationshause sammeln sich je ein Zug Askaris und Sudanesen, ferner 15 Wanyamwesis, welche mit dem Bestandteile eines Zeltes, dem Gepäck von mehreren Weißen, einigen Körben voll Lebensmitteln und drei länglichen Kisten von Sargform beladen sind. Wie alle ostafrikanischen Neger tragen sie die Sachen auf dem Kopfe, welcher vor dem Drucke harter Gegenstände, wie z. B. der eisernen Koffer, durch ein aus Gras gedrehtes Ringpolster geschützt ist.

Die eben beschriebene Truppe soll nach Pugu, der zerstörten Station der Benediktiner-Genossenschaft, marschieren, um die Gebeine der im Januar ermordeten drei Missionare zu bestatten. Unter den im Mai 1889 auf der Station um Frieden bittenden Dorfdeputationen hatten sich auch Leute aus Pugu befunden, und der Yambe (Dorfschulze) hatte auf Befragen erklärt, daß die Skelette der vor einem halben Jahre ermordeten Missionare noch vollständig unversehrt an Ort und Stelle lägen. Der Stationschef hatte sofort den Entschluß gefaßt, diese Gebeine zu bestatten, und am 2. Juni wurde dieser Vorsatz zur That gemacht. An Weißen nahmen an der Expedition teil: der Chef von Dar-es-Salaam, Lieutenant Schmidt, die Lieutenants Theremin und Maercker und Unteroffizier Becker. Herr Küsel, der Zollbeamte der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, hatte Erlaubnis erhalten, sich dem Zuge anzuschließen. Die Herren Schmidt und Maercker ritten auf weißen Maskat-Eseln, Theremin und Küsel auf grauen Wanyamwesi-Eseln. Der Weg führte zuerst fast eine halbe Stunde lang durch den an der Küste sich hinziehenden Palmenhain. Dann kam der gewöhnliche, niedrige afrikanische Busch, dessen Dornen einem Kleider, Gesicht und Hände zerreißen, der aber nicht imstande war, uns den geringsten Schutz vor der bereits zu hoch stehenden Sonne zu gewähren. Wir

marschierten auf der breiten Mackinon-Straße, welche vor mehr als zwanzig Jahren von dem jetzigen Direktor der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft, bis nach Ukami hin gebaut war. Im Jahre 1888 ist diese Straße von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft bis Pugu hin wieder in Stand gesetzt und auch mit Ochsenkarren befahren worden. Im dichteren Busch kennzeichnet sich der Weg als Schneuse, auch ist er fortwährend deutlich an den zu beiden Seiten des Weges aufgeworfenen kleinen Erdwällen erkennbar. Nach dreistündigem Marsche wurde Ukanga erreicht, welches vor zehn Tagen durch unsere Truppen niedergebrannt war. Ukanga hatte zum Dorfschulzen den dicken Onanganga gehabt, welcher uns als der eigentliche Mörder der Missionare bezeichnet worden war. Leider ist es dem dicken Herrn, der bei der drohenden Gefahr eine im Verhältnis zu seiner Leibesfülle unbegreifliche Schnellfüßigkeit entwickelt haben muß, gelungen, uns zu entschlüpfen und uns damit des Vergnügens zu berauben, mit seiner werten Persönlichkeit eine der zu diesem Zwecke vorzüglich geeigneten Kokospalmen zu schmücken. Die Besitzung Onanganangas war ein kleines Paradies. Hohe, stämmige Palmen, mächtige, dichtbelaubte Mangos und die zierlichen Büsche des Nelken- und Limonenstrauches umschlossen den geebneten und festgetretenen Hofraum. Die vier braunen Lehmhütten mit den großen, mit Kokospalmblättern gedeckten Dächern hatten dem Schulzen, seinen Frauen und Kindern und seinen Sklaven als Behausung gedient.

In Ukanga wurde eine Rast von zehn Minuten gemacht, welche wir Weiße dazu benützten, um uns an dem herrlichen Getränke, der kühlen Milch der Kokosnüsse, zu erfrischen, von denen uns eine ganze Menge von einem reichen Bauern angeboten wurde. Gleich hinter dem Dorfe überschritten wir die Grenze zwischen Sultanat Zanzibar und der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Der Weg führte einen Hügel hinauf. Der bis dahin leichte Boden wurde allmählich roter Lehm, die Vegetation von Schritt zu Schritt üppiger. Zu beiden Seiten des Pfades bildete der hohe Buschwald eine dichte Mauer, welche den Eintritt in den Wald ohne Hilfe von Messer, Axt und Buschhacke zu einem Ding der Unmöglichkeit machte. Der steil ansteigende Pfad war durch die Macht des Regens tief ausgewaschen, und dieser Umstand, sowie die zahlreichen über den Weg reichenden Lianen und die zähen Blätter des afrikanischen Riedgrases bereiteten unsern Trägern und Eseln eine harte Arbeit. Von Zeit zu Zeit war ein Stück Busch ausgerodet und zu Mais- oder Hirsepflanzungen benützt. An solchen Stellen bot sich nach drei Seiten eine weite Aussicht über die Wipfel der in der Ebene sich hinziehenden ungeheueren Wälder, im Westen aber erhob sich in der Entfernung von drei bis vier Stunden vor uns eine imposante, steil aus der Tiefe aufsteigende, bewaldete Bergwand, welche mich in ihren Formen ganz außerordentlich an die Partie Hohbarr-Geroldseck bei Zabern erinnerte. Wir waren etwa

anderthalb Stunden von Ukanga marschiert und mußten uns bereits in der Nähe Pugus befinden, als wir drei Offiziere, die wir uns seit dem letzten Dorfe an der Spitze des Zuges vereinigt und in ein Gespräch über die außerordentliche Üppigkeit des Pflanzenwuchses vertieft hatten, plötzlich wie auf Kommando die Zügel anzogen und überrascht aufsahen. Wir hatten eine Biegung des Weges passiert und dicht an derselben, wo sich ein kleiner Fußsteig vom Hauptpfade abzweigt, schaute plötzlich von einer kleinen Erhöhung ein mächtiges, roh aus Holz gezimmertes Kreuz auf uns herab. Man denke sich die Gedanken, die uns in diesem Augenblicke durchzuckten. Geht man doch schon in der Heimat nicht ganz achtlos an einem Kreuze am Wege vorüber, und nun trat uns dieses Zeichen der Erlösung, das Siegeszeichen der friedlichen Eroberung Afrikas, mitten in der tiefsten Wildnis und dort entgegen, wo wir nichts als die Greuel der Verwüstung, die Schreckensspuren des unbarmherzigsten, grausamsten Krieges zu finden erwartet hatten. An diesem Kreuze zweigte sich der Weg nach dem zerstörten Missionskloster ab. Da uns unser Führer aber erklärte, daß wir in der in der Nähe gelegenen Station der ostafrikanischen Gesellschaft besseres Wasser finden würden, so marschierten wir noch eine Viertelstunde weiter, erklommen einen sehr steilen Hügel und erblickten bald die Ruinen der ehemaligen Station. Als Platz für das Zelt wurde die Stelle des einstigen Wohnhauses erwählt, weil dort der wohlerhaltene, zementierte Fußboden uns einen trefflichen, gesunden Untergrund lieferte. Kaum zwanzig Schritt entfernt, stand ein prächtiger gemauerter Brunnen, der mit einer großen, ebenfalls zementierten Tränke versehen war und herrliches Trinkwasser lieferte. Eine breite Bananenallee führte zu dem kleinen Dorfe Pugu, dessen Vorsteher uns schon am Wegekreuz empfangen hatte, während die übrigen Bewohner auch bald erschienen, um uns Hühner, Eier, Bananen, Mais, Hirse und andere Lebensmittel zum Verkaufe anzubieten. Nach dem Missionskloster hin erstrecken sich die Felder der Eingeborenen, die dritte und vierte Seite wurde von einer Maispflanzung und einer Kautschukplantage eingenommen. Man hatte nämlich auf der Station Pugu angefangen, Versuche mit Anbau der Kautschukliane zu machen. Es hat sich ergeben, daß die Schlingpflanze, welcher der kostbare Saft entquillt, zum Fortkommen das tiefe Waldesdunkel nötig hat. Man hatte geglaubt, sie gleichsam wie an Spalieren, an schmalen Waldstreifen ziehen zu können; dieser Versuch war jedoch fehlgeschlagen, man hatte einsehen müssen, daß man höchstens schmale Fußpfade in den Wald hauen darf, um die Ernte zu erleichtern. Es erscheint daher die Möglichkeit vorhanden, die Kautschukliane durch Ableger in allen dichteren Wäldern anpflanzen zu können. Da der Kautschukhandel in Zanzibar bereits großartige Ausdehnung angenommen hat, die Nachfrage auf dem Markte sich fortwährend steigert, so hat die Frage der Kautschukgewinnung für unsere ostafrikanische Kolonie ganz besondere Bedeutung. Da

aber der Raubbau, den die Neger treiben (sie zapfen die Liane nicht an, sondern schneiden sie ganz ab), die Befürchtung aufkommen läßt, daß diese kostbare Pflanze zum Teil ausgerottet wird, so sind die in Pugu gemachten Erfahrungen von ganz besonderer Wichtigkeit und eine der Aufgaben der Verwaltung Ostafrikas wird es unter anderm sein, die Gewinnung und den Anbau der Liane gesetzlich zu regeln und zu überwachen.

Nachdem die Befehle für das Aufschlagen des Lagers, den Wachtdienst u. s. w. gegeben waren, erfrischten wir uns an Wein und mitgenommenen Lebensmitteln und machten uns dann, begleitet von zehn Soldaten und mehreren Trägern, die die Särge, Spaten und Hacke trugen, auf den Weg zur Mission. Unteroffizier Becker blieb zurück, um das Mittagessen zu bereiten. In zwanzig Minuten hatten wir unser Ziel erreicht, die Trümmer der Mission lagen vor uns. Die Missionare hatten sich einen herrlichen Punkt ausgesucht. Nach zwei Seiten öffnete sich eine weite, weite Fernsicht über grüne, in der Tiefe liegende Wälder, am Horizonte schimmerte ein schmaler, blauer Streifen, das Meer. Im Westen erhob sich die steile Höhe des vorhin erwähnten Bergrückens, davor der Hügel mit der Usagarastation; im Süden wurde der Blick durch herrlichen Laubwald mit üppigem Unterholz aufgefangen. Der Weg führte am Kirchhofe vorüber, wo ein Bruder und eine Schwester ruhen; beide Gräber waren mit einer üppig wuchernden, immergrünen Pflanze bewachsen und mit kleinen Kreuzen geschmückt, im Hintergrunde erhob sich vor einem mächtigen Baume ein hohes, hölzernes Kreuz. Es berührte uns wohlthuend, daß die Gräber, wie auch die Kreuze völlig unversehrt waren. Inmitten der Greuel der Verwüstung war es ein Friedhof im wahren Sinne des Wortes.

Nach fünfzig Schritten hatten wir das einstige Wohngebäude vor uns. Dasselbe war nach Negerart gebaut, d. h. ein Gerippe aus Stangen und Zweigen war innen und außen mit Lehm beworfen worden. Die auf diese Weise entstehenden Mauern sind außerordentlich fest und trotzen selbst dem heftigsten tropischen Regen. Das Dach war mit Kokospalmblättern bedeckt gewesen und hatte an der Vorderfront etwa drei Meter vorgeragt. Das Gebäude hatte aus drei Teilen bestanden: an den beiden Giebelseiten die Wohnhäuser, eines für die Brüder, eines für die Schwestern. Die in der Mitte gelegene Kapelle hatte sowohl größere Tiefe, als auch bedeutendere Höhe. Vor den Wohnhäusern befanden sich unter dem hervorspringenden Dache die Eßtische, für Brüder und Schwestern getrennt. Dieser Gebäude-Komplex war vollständig zerstört. Nur von den Hintermauern standen noch Reste, die Seiten- und Zwischenmauern wurden nur noch durch verkohlte Balken angedeutet. Wir machten uns sofort an das Aufsuchen der Gebeine. Ein Gerippe, welches wunderbar gut erhalten war, lag im Eßraum vor dem Brüderhause. Die Leute bezeichneten

den hier Gemordeten als „fundi“ (Meister). Die Gebeine gehörten also zweifellos dem Br. Petrus (Schmiede-, Schlossermeister und Mechaniker) an, der beim Gebet nach dem Essen durch einen Schuß durch die Brust auf der Stelle getötet worden war. Ein zweites, zum Teil verbranntes Gerippe, welches wir in der Kapelle neben dem Altare fanden, gehörte Br. Benedikt an. Längere Zeit suchten wir dann im Hause und im Garten vergeblich nach den Überresten der Schwester Martha, bis uns der inzwischen eingetroffene Vorsteher von Pugu, auf Befragen sagte, daß dieselbe in der Kapelle, von einer Seitenwand verschüttet, läge. Es war ein schweres Stück Arbeit, die harten Schuttmassen beiseite zu schaffen; doch fanden wir schließlich die allerdings vollständig verkohlten Überreste eines menschlichen Körpers, der einst so lebensfrischen und allgemein beliebten Schwester Martha. Während unter meiner Aufsicht die Gebeine vorsichtig in die mitgenommenen Särge gelegt und diese mit der Angabe des Fundortes der Leichen versehen wurden, hatte Lieutenant Theremin drei neue Gräber, Schwester neben Schwester, für die Brüder neben den Bruder, graben lassen. Dann wurden die Särge eingebettet, die Grabhügel errichtet und alte wie neue Gräber mit frischen Palmzweigen geschmückt. Die Kreuze sollen sobald als möglich angefertigt und gesetzt werden.

Bevor wir abmarschierten, nahm ich noch einige Photographien vom Kirchhofe und den übrigen Baulichkeiten auf. Neben dem Schwesternhause hatte die Küche gestanden, noch kenntlich am wohlerhaltenen Herde. An die Küche stieß der Brunnen, ein ungeheueres, etwa acht Meter tiefes Loch, welches jetzt aber nur milchiges, unbrauchbares Wasser enthielt. Der Brunnen hatte zugleich den Lehm zum Hausbau geliefert. Hinter Brunnen und Küche waren die Ueberreste eines großen hölzernen Viehstalles sichtbar. Auf der andern Seite des Weges, gegenüber dem Brunnen, stand ein unvollendeter, imposanter Bau, den ich zuerst für eine angefangene Kirche hielt, bis mir gesagt wurde, daß es ein Wohnhaus hatte werden sollen. Es war hergestellt aus riesigen, fast ein Kubikmeter messenden Lehmblöcken, die wahrscheinlich in großen Kisten angefertigt waren. Da die Mauern noch gut erhalten und nur der Dachstuhl eingestürzt war, so wird die Wiederherstellung des Gebäudes nicht allzu viel Schwierigkeiten verursachen.

Bei unserer Rückkehr fanden wir unser Zelt aufgeschlagen und auf einer Kitanda (Negerbettstelle) ein für afrikanische Verhältnisse wahrhaft großartiges Mittagessen aufgestellt. Nachdem wir unserem hungrigen Magen Genüge gethan, brachen wir wiederum auf, um die auf einem dritten Hügel gelegene, ebenfalls zerstörte Plantage der Herren Roos und Schmidt zu besuchen. Auf diesem Hügel fanden wir schwere schwarze Humuserde, von deren Leistungsfähigkeit die geradezu treibhausartige Vegetation Zeugnis ablegte. Die Anlage der Baulichkeiten wie der Samenbeete zeugte von großem Verständnis.

Allgemein wurde Herr Roos, der bald nach der Zerstörung der Plantage dem Fieber zum Opfer fiel, auch als tüchtiger, kenntnisreicher Sumatrapflanzer geschätzt. Auch auf dieser Niederlassung sahen wir das neue Wohnhaus aus enorm dicken Lehmmauern hergestellt. Wie Herr Schmidt mir später sagte, waren zwei Bretter in einem Abstande, welcher der Dicke der Mauer gleichkam, festgelegt, der Zwischenraum wurde mit Lehm ausgefüllt und dieser dann festgetreten. Diese Art Hausbau ist natürlich sehr umständlich und zeitraubend, die Mauern sollen dafür aber auch eine kaum zu übertreffende Festigkeit haben. Etwa eine Viertelstunde vom Wohnhause entfernt, lagen die Samenbeete, etwa 150 an der Zahl. Sie waren unter großen Bäumen, die den sogenannten Schlagschatten warfen, angelegt und so vor zu viel Sonnenlicht geschützt. Leider hatten wir keine Zeit mehr, auch das einstige Tabakfeld zu besichtigen. Wir mußten zum Zelt zurück, um Unteroffizier Becker noch den Besuch der Missionsstation zu ermöglichen. Nach dem Abendbrote wurde frühzeitig zur Ruhe gegangen, da am nächsten Morgen früh abmarschiert werden sollte. Wenn auch bei der Zahl unserer Gewehre kein feindlicher Überfall zu befürchten war, so wurde der Stimme der Vorsicht doch Gehör gegeben. Die Gewehre wurden auf einem freien Platze am Brunnen zusammengesetzt und dem Schutze eines Postens vor Gewehr anvertraut. Die Lagerfeuer wurden unterhalten und zwei patrouillierende Posten umgingen das Lager. Je ein weißer und ein schwarzer Unteroffizier versahen gleichfalls den Wachtdienst. Mich traf die Tour von halb zwölf bis halb zwei Uhr. Ich ging deshalb nicht erst ins Zelt, sondern befestigte meine Hängematte zwischen zwei stehengebliebenen Balken und beschloß, den ersten Teil der Nacht draußen zuzubringen, umsomehr, als die Luft herrlich, der Himmel unbewölkt war und Pugu von der Moskitoplage frei ist.

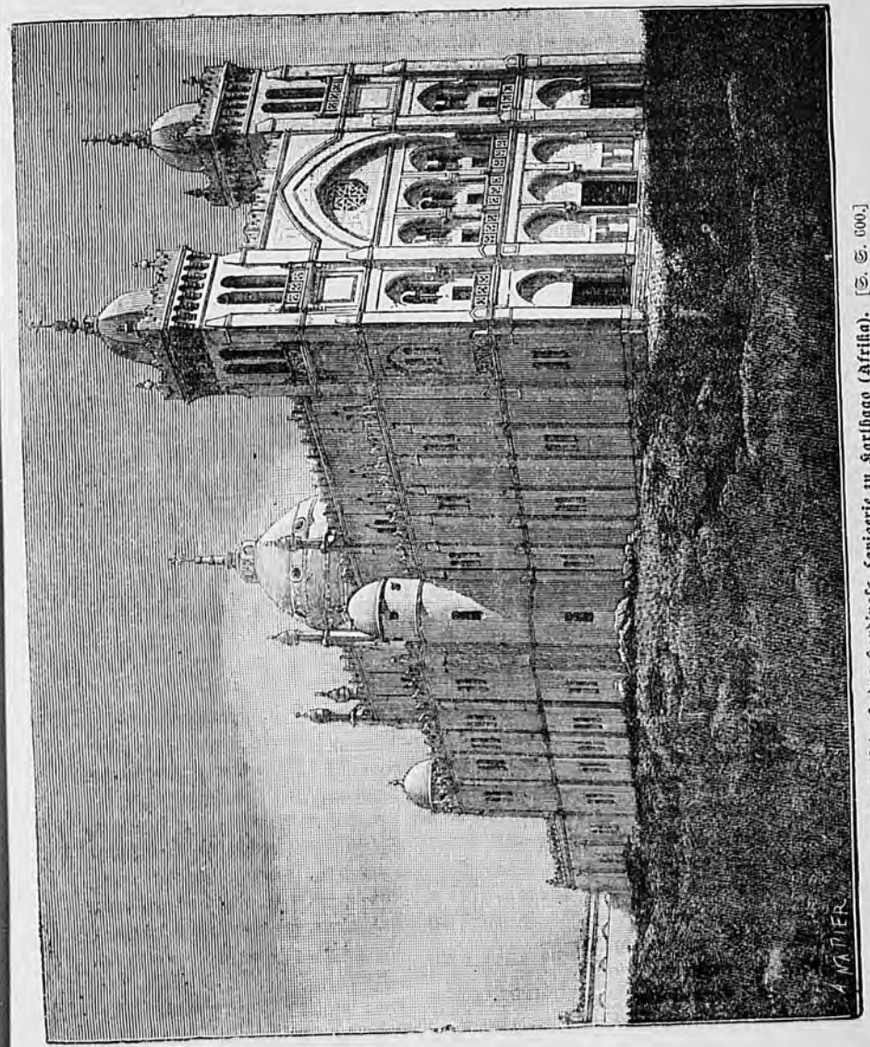
Von allen Himmelsgegenden her erscholl der dumpfe Ton der Ngoma, der Negertrommel, nach deren Klang die Schwarzen die Nächte hindurch tanzen. An diesem Abend ließ sich von Zeit zu Zeit auch in nicht zu weiter Entfernung der laute Klang der Kriegstrommel vernehmen, und da uns noch spät am Abend die Meldung zugegangen war, daß in dem etwa drei Stunden entfernten Dorfe Kaule 40 feindliche Araber eingetroffen seien, so gaben wir bereits der Hoffnung Raum, daß uns ein kleines Gefechtchen mit den Herren bevorstehen könne. Leider wurden wir durch die Angaben einiger im Lager anwesender Puguneger grausam enttäuscht. Im nächsten Dorfe wurden mit der Kriegstrommel die hier zahlreich vorkommenden wilden Schweine aus den Maispflanzungen vertrieben.

Um Mitternacht begann es recht kühl zu werden und die zwei Stunden meiner Wache blieb ich dann auf den Beinen, teils die Posten immer wieder revidierend, teils in der breiten Bananenallee spazieren gehend. So wie ich abgelöst wurde, begab ich mich in das Zelt, leb-

hast bedauernd, nicht auch gleich den andern Offizieren, eine wollene Decke mitgenommen zu haben; so mußte denn meiner Einbildungskraft die Decke meines photographischen Apparates zu Hülfe kommen, und es ging auch. Den Sattel als Kopfkissen benützend, beteiligte ich mich nach spätestens einer Minute an dem Schnarchkonzert der Kameraden, bis um fünfeinhalb Uhr das Signal zum Abbruch des Lagers ertönte. Der Morgen war ganz herrlich, wenn wir auch beim Verlassen des Zeltes gehörig froren und schleunigst an die verlöschenden Lagerfeuer eilten, um noch etwas von deren Wärme zu erhaschen, während uns ein bereits fertiger Thee auch innerlich erwärmte.

Man will es mir oft nicht glauben, daß ich so dicht am Äquator oft wirklich gefroren habe. und nicht selten erblicke ich ein ungläubiges Lächeln auf den Gesichtern meiner Zuhörer, wenn ich erzähle, daß ich oft des Morgens, die Hände in den Hosentaschen vergraben und in eine wollene Decke eingehüllt, am Lagerfeuer gestanden und vor Frost mit den Zähnen geklappert habe. Mir persönlich ist die Kälte der Nacht und Morgenluft, die sich trotz der geringen Senkung des Thermometers der Stetigkeit der Temperatur wegen sehr fühlbar macht, entschieden unangenehmer gewesen, als die Mittagshitze. Man kann in Ostafrika jämmerlich frieren. Ich entsinne mich, daß nach der Einnahme von Kondutschi mehrere Herren, die allerdings durch den strömenden Regen bereits vollständig durchnäßt waren, bis an den Hals in das Meer gingen und stundenlang darin blieben, weil das Wasser bedeutend wärmer als die Luft war.

Kurz nach sechs Uhr wurde der Rückmarsch angetreten. Ich bildete den Schluß des Zuges und war darüber nicht unglücklich, denn während die Herren an der Spitze durch das stark betaute Gras völlig durchnäßt wurden, hatte dieses seine Feuchtigkeit an die fünfzig vorbeimarschierenden Leute abgegeben und konnte mich nicht weiter belästigen. Die Aussicht, die sich uns von der Höhe bot, war entzückend. In der frischen Morgenluft wurde rasch marschiert, besonders auch, da die Träger heute infolge ihrer sehr leichten Lasten nicht aufhielten, und um elf Uhr bereits trafen wir auf der Station wieder ein, müde zwar, aber mit dem erhebenden Bewußtsein, auch in dieser kriegerischen Zeit einmal einen größeren Ausflug gemacht zu haben, ohne Strang, Gewehr und Feuerbrand in Thätigkeit gesetzt, dafür aber den ermordeten Missionaren gegenüber eine Pflicht der Pietät erfüllt zu haben; hatten dieselben doch um die Zivilisierung Ostafrikas sich nicht geringe Verdienste erworben!



Die Kathedrale des Kardinals Lavigerie zu Karthago (Afrika). [S. S. 600.]

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

9. Liste der eingegangenen Gaben:

vom 20. August bis 20. September 1890.

	Mark
Übertrag	110 620.78
Zw.-V. Köln-Longerich . .	45.—
„ Solingen	107.70
„ Hemmerich/Sechtem	20.—
„ Lindlar	50.—
„ Heinsberg	354 17
„ Grinten b. Haan .	21.50
Diözesan-Verein Trier . .	1606.80
Zw.-V. Dekanat Gemünd .	1.20
„ „ Malmedy	35.—
„ „ Uckerath .	12.—
„ Pfarre St. Ursula, Köln	10.—
Die Kinder der Mädchen- und Knabenschule in Alstätte, Kr. Ahaus	6.70
Zw.-V. Honnef	205.—
„ Hasselweiler, Dekanat Jülich . . .	50.95
Summa	113 146.80

	Mark
Übertrag	113 146.80
Zw.-V. Lübeck	44.—
„ Heisingen b. Kupferdreh	40.—
Diöz.-V. Culm, Westpreußen	110.—
„ Trier, Gaben von Coblenz	876.—
Zw.-V. Rommerskirchen .	165.—
„ Auenheim, Kr. Bergheim	25.—
Expedition des „Gott will es!" in M.Gladbach . .	467.65
Zw.-V. Derichsweiler bei Düren	32.45
„ Immekeppel bei Bensberg	13.—
„ Geilenkirchen . . .	320.—
„ Lisdorf b. Saarlouis	153.25
Summa	115 393.15

Köln, 20. September 1890.

Heinrich Horten,

Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Mannigfaltiges.

Die neue Kathedrale des Kardinals Lavigerie in Karthago. (Siehe das Bild S. 599.) Am 15. Mai d. J., am Christi-Himmelfahrtstage, weihte der Kardinal Lavigerie seine neue, am Strande des Meeres in Karthago erbaute Kathedrale ein. An diesem Tage feierte die afrikanische Kirche ihr Auferstehungsfest. Jahrhunderte lang war Karthago, der einstige Bischofssitz des heiligen Augustinus, in den Händen der Muselmänner gewesen, der letzte katholische Bischof war von den Sarazenen an der Stelle ermordet worden, wo heute die neue Kathedrale steht; ebendaselbst war auch König Ludwig der Heilige nach seinem mißglückten Kreuzzuge gestorben. Es war gewiß ein guter Gedanke des Kardinals Lavigerie, auf diesem doppelt geheiligten Platze die schönste Kirche Afrikas zu errichten.

Die Kathedrale ist aus weißem Marmor in maurisch-byzantischem Stile erbaut. Von außen präsentiert sie sich ziemlich einfach, wie alle maurischen Bauwerke, aber im Innern ist sie mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Zweihundert schlanke Marmorsäulen stützen die zierlichen Galerien. Das Mittelschiff ist überwölbt von einer mächtigen Kuppel, welche dem Bauwerk noch mehr als der maurische Stil das Ansehen einer Moschee geben würde, wenn nicht

das siegreiche Kreuz, welches die Kuppel überragt und die Thürme krönt, an die Bestimmung des Baues als christliche Kirche erinnerte. Unter dem Hochaltare in der Mitte des Chores liegen in einem prächtig aus reinstem Golde ziselierten Schreine die Reliquien des heiligen Königs Ludwig. Als dieser große Heilige, welcher sein Land verlassen hatte, um das Grab des Erlösers den Ungläubigen zu entreißen, hier an der Küste von Afrika im Sterben lag, sollen seine letzten Worte gelautet haben:

„O, wenn doch die Zeit wiederkäme, wo auf diesem Boden, im Lande des heiligen Augustinus, die christliche Religion wieder aufleben würde."

Diese Zeit ist nun gekommen. Die Gebeine des edlen Königs ruhen im Schatten des Heiligtums und über seinem Grabe wird das Opfer des neuen Bundes dargebracht werden bis ans Ende der Tage.

Unsere Leser dürfte die Mitteilung interessieren, daß Herr Religionslehrer Hespers in Köln, infolge seiner Verdienste um die Förderung der Antisklavereibewegung vom Kardinal Lavigerie zum Ehrendomherr an der Kathedrale zu Karthago ernannt ist.

In Paris ist soeben der von Sr. Eminenz dem Kardinal Lavigerie berufene Kongreß der Antisklaverei-Gesellschaften aller Länder eröffnet worden. Unser Verein ist vertreten durch den Vorsitzenden, Herrn Justizrat Sieger und durch Herrn Fr. Rody aus Köln. Der franz. Deputierte Keller ward einstimmig zum Präsidenten gewählt, Herr Justizrat Sieger zum ersten Vizepräsidenten. Wir können, da wir hiermit die Redaktion schließen müssen, erst in nächstem Hefte eingehender berichten; möge der Himmel die Arbeiten des Kongresses zum Guten leiten.

Eine hochinteressante Figur auf dem Pariser Kongresse ist ohne Zweifel der jetzige General der Weißen Väter, Msgr. Livinhac, welcher eben aus Uganda zurückkehrt. In seiner Begleitung befinden sich 14 kleine Suaheli-Neger, welche in dem Institute Kardinal Lavigeries auf Malta ausgebildet werden sollen. Msgr. Livinhac erzählt, Uganda sei durch die inneren, von Arabern hervorgerufenen Kriege gegenwärtig ruiniert; doch würde es mit der Zeit eine der besten englischen Besitzungen werden. Es leben daselbst zehntausend Christen. Die Schwarzen würden gute Landbebauer abgeben, die Missionen günstige Erfolge erzielen. Livinhac hat ferner Emin Pascha gesehen, als er infolge eines Angriffes eine Ortschaft zerstörte. Emins Expedition habe, entgegen allen Behauptungen, sich der günstigsten Bedingungen erfreut; mit Ausnahme des Hauptmanns Bulock war kein einziger Kranker zu verzeichnen. Auf dem ganzen von ihm durchzogenen Gebiete proklamierte Emin die Oberhoheit Deutschlands. Im Gebiete zwischen Uganda bis Bagamoyo sei Ruhe und Sicherheit hergestellt. Der Sklavenhandel sterbe allmählich aus, da die Nachfrage nach Sklaven nachlasse. Früher wurden gegen 30000 Sklaven aus Uganda verkauft, jetzt kaum einige Hundert.

Pater Schynse hat wieder etwas von sich hören lassen. In einem in der Kölner Volkszeitung veröffentlichten Briefe vom 10. Juni erzählt er, daß er mit Emin Pascha 14 Tage lang im Regen durch Wasser und Koth gewatet sei. Lange Schlaflosigkeit habe ihn geistig und körperlich angegriffen,

allein der Sonnenschein habe alles wieder gut gemacht. Er beschäftige sich mit astronomischen Beobachtungen und habe eine Wegeskizze angefertigt. In Mpwapwa fand er einen jungen Mganda, Katechumene, der bei Ausbruch der Verfolgung von den Arabern als Sklave nach Tabora geführt worden war. Er erzählte, er sei von Tabora mit drei andern unter Mitnahme von Gewehren und Munition auf dem Wege nach Bukumbi geflüchtet, aber von den nachgesandten Leuten der Araber eingeholt worden. Während zweier Tage und Nächte hätten sie sich im Busche flüchtend geschlagen, zwei von ihnen blieben tot, die zwei Überlebenden mußten sich wegen Munitionsmangel ergeben und wurden nach Tabora zurückgebracht. Von dort flüchtete er wieder, da er hörte, es seien Weiße in Mpwapwa, wo er anlangte. Sobald er vernahm, es kämen Missionare, meldete er sich bei P. Schynse und bat, man möge ihn mit nach Hause nehmen.

Ein Vertrag zwischen Deutschland, England, Italien und Portugal bezüglich der afrikanischen Missionen soll seinem Abschlusse nahe sein. Von England bei allen in Afrika interessierten Mächten in Vorschlag gebracht, geht derselbe dahin, allen mit Beglaubigungsschreiben der Regierungen versehenen Missionaren freien Zutritt zu allen Ländergebieten der Vertragsmächte in Afrika zu gestatten. Nur Frankreich erhob Einwände, da es erst kürzlich den unter seinem Schutze stehenden Missionaren in den zu ihm gehörenden Teilen besondere Vorrechte verliehen habe, welche es jetzt nicht auch den Missionaren anderer Nationalitäten einräumen könne. Die Hauptschwierigkeit soll jedoch bei Frankreich in seinem Gegensatze zu Italien liegen; beide Mächte sind bekanntlich sehr eifersüchtig auf ihr Protektorat über die katholischen Missionen.

Frhr. Karl von Gravenreuth ist zum Hauptmann ernannt worden. Er kam zuerst nach Ostafrika im Dienste der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft; als später die Wißmann-Truppe gebildet wurde, war Frhr. von Gravenreuth einer der ersten Offiziere, die dafür gewonnen wurden. Er vertrat den Reichskommissar, als derselbe im Februar 1889 von hier abgereist war, und hat auch später in Ostafrika bei allen Verhinderungen des Majors von Wißmann dessen Stellvertretung gehabt. Seine sehr erfolgreiche Thätigkeit in Ostafrika dem Aufstande gegenüber ist bekannt; er trat neben dem Reichskommissar vielfach hervor, hatte die Leitung der Expedition, wenn die letztere größere Züge, wie nach Mpwapwa, unternahm, und machte mehrere selbständige Züge mit Erfolg gegen die Aufständischen. Anfang Mai, ehe Wißmann seinen Zug nach dem Süden des Schutzgebietes antrat, erhielt er einen Urlaub auf drei Monate; da seine Ankunft auf deutschem Boden Ende Mai erfolgte, so ist derselbe Ende August schon abgelaufen. Da Frhr. von Gravenreuth durch den Tod eines Bruders in den Besitz eines Majorates gelangt ist, nahm man an, daß er auf eine Rückkehr nach Afrika verzichte. Das hat sich als irrtümlich herausgestellt und es ist nicht daran zu zweifeln, daß er wieder nach Ostafrika zurückkehrt.

Europäische Münzen in Afrika. Die britische und nach ihr die deutsche ostafrikanische Gesellschaft haben neuerdings eigene Münzen in Silber und Kupfer prägen lassen, welche auf ihren bezüglichen Gebieten dort den Verkehr

vermitteln sollen. Die Münzen schließen sich in ihrem Werte und ihrer Bezeichnung an das von Indien eingeführte Rupiensystem an; sie bilden nur in sofern etwas Neues, als sie das Bild des deutschen Kaisers und (auf den Kupfermünzen) den deutschen Reichsadler, wie die englischen das Abzeichen der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft zeigen. Die Silbermünzen, welche jetzt zur Prägung kommen, werden auf der Vorderseite das Brustbild Kaiser Wilhelms II. in der Uniform der Gardes du Corps mit dem Helm auf dem Haupte und auf der anderen Seite einen Löwen tragen. Die schon ausgegebenen Kupfermünzen, die einen Wert von $3^1/_2$ bis 4 Pfennigen haben, enthalten übrigens in der arabischen Inschrift die Jahreszahl 1307 nach muhammedanischer Zeitrechnung. Einen ganz anderen, weittragenderen Versuch macht jetzt Italien mit der Einführung eigener Münzen in Abessinien und der Kolonie Erithrea, wie die anschließenden italienischen Besitzungen amtlich genannt werden. Die Ausgabe der neuen italienischen Kolonialmünzen für das fragliche Gebiet hängt aufs engste zusammen mit den politischen Verträgen, die das Königreich mit Abessinien in den letzten zwei Jahren abgeschlossen hat. Italien ließ sich einen Teil des alten Abessiniens abtreten und stellte dieses christliche Reich Innerafrikas unter seinen Schutz. Auf der anderen Seite bot es dem Negus Negesti ganz neue finanzielle Vorteile, es garantierte dem Herrscher eine Anleihe von 6 Millionen unter eigenartigen früher bereits hier dargelegten Bedingungen. Hierin eingeschlossen ist die Prägung und Ausgabe von neuen Münzen. Dieselben sollen sich ebenfalls an ein altes in ganz Ostafrika verbreitetes Münzsystem anschließen, nämlich an den altbeliebten Maria-Theresien-Thaler. Einer Veröffentlichung der römischen Amtszeitung vom 5. September zufolge haben die neuen Afrikamünzen gesetzliche Gültigkeit, doch sollen sie ausschließlich in der Kolonie Erithrea gesetzliche Umlaufszeit besitzen. Die Münzen bestehen in Thalerstücken von der Größe der Maria-Theresien-Thaler in Viertel-, Halben- und Zehner-Stücken von dieser Einheit. Die Münzen sind ihrem Gehalte nach mit dem italienischen Münzfuße in Einklang gebracht worden, indem die Silbermünzen dem Werte von 5, 2, 1 und $^1/_2$ Lire entsprechen; außerdem sind 10 und 5 Centimes-Stücke in Kupfer geprägt worden. Die Provinzial-Finanz-Direktion in Neapel ist angewiesen worden, die erithreischen Münzen in Italien einzuwechseln. Die Gesamthöhe der auszuprägenden Kolonialmünzen soll die Summe von 6 Millionen Lire nicht übersteigen. Wenn diese Münzen sich in Abessinien einführen, so erreicht Italien dadurch mancherlei Vorteile. Zunächst wird der Negus durch finanzielle Abhängigkeit noch mehr an Italien gebunden, als durch politische Abmachung; dann tritt man durch das gleiche Münzsystem mit der eingeborenen Bevölkerung nach und nach in Verbindungen, welche fester halten und mehr Eindruck machen als andere mehr hervortretende Maßregeln. Dann aber bietet Afrika eine Absatzquelle für überflüssiges Silber. Es ist wahrscheinlich, daß andere europäische Staaten über kurz oder lang den Italienern auf diesem Wege folgen.

Wie schwungvoll der Sklavenhandel in Afrika noch betrieben wird, ergiebt sich aus einer jüngst aus Anlaß der Brüsseler Antisklaverei-Konferenz gemachten Zusammenstellung der wichtigsten und zuverlässigsten, auf den Skla-

venhandel bezüglichen Mitteilungen. Danach giebt es in Afrika drei Hauptgebiete des Sklavenhandels: der östliche Sudan, der westliche Sudan und Zentral-Afrika nebst den Bassins der großen Seen. Wir ersehen daraus, daß Afrika jährlich etwa 80 000 Sklaven liefert, daß aber durch den Fang und Transport mindestens 400 000 Menschen zu Grunde gehen. Die Sklavenjagden werden im Westen ausschließlich durch eingeborene Häuptlinge betrieben und die Sklaven teils zum Ackerbau, teils zu Schlachtopfern bei religiösen Feierlichkeiten verwendet. Im Osten dagegen, wo die Araber die Sklavenjäger sind, werden die Gefangenen nach denjenigen Ländern des Orients ausgeführt, in welchen die Sklaverei noch gesetzlich besteht, also nach Marokko, Tunis, Tripolis, Arabien, der Türkei und Persien. Seitdem Deutschland, England, Frankreich und Portugal energische Maßregeln zur Bekämpfung des Sklavenhandels zu Land und zur See getroffen haben, darf man hoffen, daß dieser Handel im Laufe der Zeiten unterdrückt werden wird.

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Ein junger Mann in schwieriger Heiratsangelegenheit. — Eine Mutter, um die glückliche Überwindung einen bevorstehenden schweren Stunde. — Ein Beamter, um das Bestehen einer Prüfung und um Vervollkommnung in seinem Berufe. — Ein Familienvater, um die Erlösung von einem langjährigen Leiden.

Briefkasten der Redaktion.

Nach Elspe: „Der Kinderfreund" von Breer & Thiemann in Hamm erscheint wöchentlich, alle anderen halbmonatlich oder monatlich. Empfehlen kann ich Ihnen das St. Ottilien-Heidenkind, Preis 50 Pfg. halbjährlich. Sie bestellen es am besten direkt bei der Expedition in St. Ottilien, Post Türkenfeld, Oberbayern. — **Herrn L. auf Glashütte B.:** Sie wünschen mehr Kriegsgeschichten. Wir werden dieselben bringen, wenn es einmal wieder Krieg in Afrika giebt. Vorläufig danken wir Gott, daß er vorbei ist und daß unsere Missionare sich den Arbeiten des Friedens widmen können. — **Nach Marienthal:** Bitten, uns auf dem Laufenden zu halten. — **Nach Nikolsburg:** Warum so schweigsam? — **Nach Bruck a. d. Leitha:** Leider nicht verwertbar; im übrigen besten Dank. — **Nach Ensen:** Die Adresse des Herausgebers steht in jedem Hefte; Sie sind aber im Irrtume, ihn als Konfrater zu betrachten. Er ist seines Zeichens Redakteur am Westf. Merkur und Vater von acht Kindern. Besten Dank für das Übersandte. — **Nach Bischdorf in Ostpr.:** Nur den Mut nicht verlieren; auch Ihr Herr Pfarrer wird wohl bald mitthun. — **Herrn H. B. in D.:** Schwere Sache; würde der junge Mensch sich nicht für die Kolonialtruppe eignen? — **H. L. in C.:** Die afrikanischen Weine von C. & H. Müller in Flape bei Altenhundem sind rein und ausgezeichnet. Sie können den Rotwein ohne Bedenken für die Kranke verwenden, vielleicht etwas verdünnt. Der süße Weißwein ist derselbe, den Kardinal Lavigeries Missionare als Meßwein brauchen. — **Einige Abonnenten und Agenten sind noch vom 1. Halbjahre rückständig; wir bitten dringend um Einsendung der Beträge.**

(Schluß der Redaktion am 26. September.)

« Zur Unterhaltung. »

Der Schwur.

Eine Sklavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Nach **Raoul de Navery.** (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

St. Elmsfeuer riß sie herunter und gab sie mir, wir kämpften wie Wütende, meine eine Hand erhielt einen Säbelhieb, man wollte mir die Flagge entreißen . . . Donnerwetter, sie den Türken ausliefern! . . . Ich wickelte sie um meinen Leib und lasse mich ins Meer fallen. Der „Centaur" war besiegt, aber seine Ehre war gerettet, was lag mir an meinem Leben. Geschwächt durch Blutverlust, nur einen Arm frei, sank ich unter und würde wohl nie mehr an die Oberfläche gekommen sein, wenn nicht plötzlich eine starke Hand mich bei den Haaren ergriffen und emporgezogen hätte . . . es war St. Elmsfeuer.

Jack, sagte er, lege deinen Arm um meinen Hals.

Instinktmäßig gehorchte ich; er schwamm wie ein Fisch, bald begegnete uns ein schwimmender Mast, wir klammerten uns daran fest und trieben nun auf dem Meere umher, während die wenigen Überlebenden des „Centaur" zu Gefangenen gemacht wurden. Unser Schiff verschwand in den Wellen und der „Arasfiel", nachdem man die Leichen in das Meer geworfen, suchte das Weite. Eine Weile trieben wir so weiter, bis plötzlich eine weiße Masse neben unserem sonderbaren Fahrzeuge anstauchte. Der Junge stieß einen Freudenschrei aus: „Das Seepferd!" rief er und im Nu verließ er den Mast, kletterte auf das Hinterteil des „Centaur", zog mich heran und bald hatten wir einen festen Sitz auf dieser drolligen Figur, die so lange die Reise mit unserem Schiffe gemacht hatte.

Das Meer hatte sich beruhigt. St. Elmsfeuer verband meine Wunde mit einem Taschentuche, in der Tasche fand er noch ein Stück Schiffszwieback, durchtränkt mit Salzwasser, und ein Stück Rauchfleisch. Wir teilten und warteten, ob auf den Tod oder auf Rettung, wußte niemand von uns zu sagen. So fuhren wir zwei Tage lang auf unserem hölzernen Rosse herum und bereits hatten wir alle Hoffnung aufgegeben, einem Schiffe zu begegnen, als St. Elmsfeuer mir plötzlich zurief: Jack, thue deine großen Augen auf, ich meine dort hinten ein Segel zu sehen!

Ich glaubte erst nicht recht an seine Worte, aber bald zeigte es sich, daß er Recht hatte. Wir befanden uns nahe der Fahrstraße nach Tripolis und durften hoffen, bemerkt zu werden. Der Junge machte die Flagge los und schwenkte damit wie toll. Richtig, man bemerkte uns, das Schiff bog auf uns zu und bald sandte es ein Boot, um uns an Bord zu holen. Wir waren geborgen und alles umringte uns, um zu erfahren, was uns in diese Lage gebracht, als der Junge rief: Den „Centaur", meine Freunde, nehmt ihn mit,

ich habe ihn der Mutter Gottes versprochen. Und der Kapitän befahl, das letzte Andenken an Meister Compians Fahrzeug ins Schlepptau zu nehmen.

Während der Reise ließ man uns alle mögliche Pflege angedeihen, meine Hand wurde vom Schiffsarzte geheilt, blieb aber verstümmelt. Heute früh ist der „Stern" hier im Hafen eingelaufen; wir sagten da zu unseren Rettern: Kameraden, unter Euch sind gewiß auch einige, die der Jungfrau dort oben Kerzen, Boote (in Wachs) oder sonstige Dinge schuldig sind; wir wollen zusammen nach dem Felsen gehen, ein gemeinsames Gebet findet bessere Erhörung. Da haben sie denn die Figur unseres armen Schiffes auf eine Tragbahre genommen und hier sind wir nun, die beiden Einzigen, die von der Bemannung des „Centaur" übrig geblieben, gerettet durch die Gnade der Mutter des Herrn.

Die rauhen Seeleute entblößten fromm ihre Häupter.

O Nikolaus! schluchzte Frau Magdalena.

Unser Kapitän ist Sklave der Ungläubigen, sagte Jack. Das ist eine Hoffnung, denn die Ungläubigen töten Niemanden, von dem sie ein hohes Lösegeld erwarten.

Wohin fuhr der „Arasfiel"?

Gott weiß es.

Mutter, sagte Viktor im Tone fester Überzeugung, Gott, der so wunderbar die beiden Leute gerettet hat, wird den besten der Männer nicht zu Grunde gehen lassen.

Nein, nein! fiel die Menge ein, Gott verläßt keinen Braven wie Nikolaus Compian!

Man umringte die untröstliche Familie, jeder versuchte der hart betroffenen Frau Hoffnung einzureden, und dann stieg der lange Zug den Berg hinab zur Stadt. Nur das Weib Compian's schien noch an kein Fortgehen zu denken. Festgebannt auf dem Gipfel des Berges starrte sie in die weite See, auf deren Grunde der „Centaur" ruhte und die ihr den Gatten geraubt.

8.

Auf dem großen Platze von Tripolis sind Arbeiter beschäftigt, ein Gerüst aufzuschlagen. Ben Sadoc hielt seine Sklavenversteigerung stets öffentlich; er konnte es zwar eben so gut in seinem Hause thun, aber das litt einmal sein Stolz nicht, und dann wollte er den verhaßten Christen auch diese letzte Demütigung, die noch in seiner Macht lag, nicht ersparen. Sein Durst nach Gold und sein Christenhaß sollten gleichzeitig befriedigt werden. Die Estrade, auf welcher er die Unglücklichen ausstellte, galt ihm als der Schandpfahl der Christen. Nicht allein kamen da die Käufer, betrachteten und beurteilten die Ware, feilschten um den Preis, sondern auch das Volk nahm seinen Anteil an dem Schauspiele, und wer sich nicht den Luxus erlauben konnte, einen Sklaven zu kaufen, verschmähte es nicht, die Christen zu beschimpfen und zu verhöhnen zur Ehre Allah's und seines Propheten Mohammed.

Die Gefangenen waren von dem bevorstehenden Verkaufe benachrichtigt worden. Die letzte Nacht, die sie im Hause Ben Sadocs zubrachten, war schrecklich. Bisher hatten sie wenigstens den Trost gehabt, zusammen leiden, sich gegenseitig trösten und aufrichten zu können. Jetzt sollte auch dieser letzte Lichtblick in ihrem traurigen Dasein verschwinden. Sie sollten auseinander gerissen, das Eigentum von Menschen werden, die kein anderes Interesse an ihnen nahmen, als möglichst viel von ihrem Schweiße zu profitieren, sie sollten mit durch die Leibeigenschaft vertierten Wesen vereinigt, gleich Stücken Vieh die gemeinsten Arbeiten verrichten müssen, dazu allen Mißhandlungen ausgesetzt — einem solchen Schicksale gegenüber wäre der Tod sicher jedem der Unglücklichen als ein rettender Engel erschienen.

Der Pirat verstand das Geschäft eines Henkers und versäumte niemals, seine Gefangenen in diesen letzten schrecklichen Stunden zu besuchen, um sich an ihren Leiden zu weiden. Aber diesmal sollte er sich getäuscht finden. Die Armen hatten die Trostworte ihres Kapitäns, welche dieser zum letzten Male an seine Getreuen gerichtet, dankbar aufgenommen und einander versprochen, dem Türken nicht den Genuß eines moralischen Sieges über sie zu gestatten. Alles verharrte schweigend in größter Stille, als er eintrat, und wie er noch einmal dem die Freiheit anbot, der seinen Glauben verleugnen und Muhammedaner werden wollte, spielte um aller Lippen nur ein verächtliches Lächeln. Wütend über diesen Mißerfolg, gedemütigt durch solchen Mut der Giaurs, verließ Ben Sadoc den Saal.

Als die Stunde der Versteigerung gekommen war, zog man eine lange Kette durch die Ringe der Handschellen und einige Schwarze führten die geduldige Truppe nach dem großen Platze. Die Neuigkeit, daß der Kapitän und die Besatzung des „Centaur" zum Verkaufe kämen, hatte eine Menge Volk herbeigelockt, und sobald die Gefesselten erschienen, wurden sie umringt und mit Gejohle begrüßt, in welchem Hohn und Beschimpfung mit einander wetteiferten. Sicher wäre der Pöbel mit Schlägen und Steinwürfen über sie hergefallen, aber Ben Sadoc würde seine lebende Ware nicht ungestraft haben beschädigen lassen.

Bald waren die Sklaven auf der Tribüne aufgestellt und die Versteigerung wurde mit einem gräulichen Tam-Tam eingeleitet. Dann löste der mit dem Verkaufe Beauftragte einen nach dem andern von der Kette, ließ ihn die Glieder bewegen und nach allen Richtungen ausstrecken, schwere Gewichte heben, das Gebiß zeigen und beendigte die Aufzählung seiner Fähigkeiten und Vorzüge jedesmal mit dem pathetisch ausgerufenen Satze: „Das ist ein Christenhund, den man martern kann an seinem Herzen, seinem Körper und an seiner Seele, zum Ruhme Mohammeds, des Propheten Gottes!"

Alison kam zuerst an die Reihe. Ein türkischer Doktor erstand ihn, um ihn für seine Apotheke zu verwenden, gleichzeitig hoffte er, etwas über die Geheimnisse der europäischen Heilkunst von ihm zu erfahren. Der junge Mann winkte seinen früheren Gefährten ein Lebewohl zu und verschwand mit dem neuen Herrn.

Buschafer und Gargallon wurden zusammen verkauft. Der Mann, der sie erwarb, hatte mehr das Aussehen eines Henkers wie eines Herrn.

„Adieu, Kapitän!" rief Buschafer; „der da verspricht uns nichts Gutes!"

Compian zeigte schweigend nach oben.

Mistral und Josse zitterten bei dem Gedanken, daß man sie trennen würde. Sie waren zusammen aufgewachsen und Josse allein verstand es, den armen Mistral zu trösten. Ein Liebhaber trat heran.

„Kaufe uns beide!“ rief ihm Josse zu. „Einzeln sind wir zu nichts brauchbar, aber zusammen liefern wir die Arbeit für Vier!“

Der Türke schien unentschlossen. „Zehntausend Franken ist eine hohe Summe,“ sagte er und wollte nur Josse nehmen.

„Ich nehme die Beiden,“ ließ sich die Stimme eines neuen Käufers hören. „Wisse,“ fuhr er fort, zu Mistral gewendet, „daß Josse geschlagen wird, wenn du einen Fehler machst, und du bezahlst für Josse mit deinem Rücken.“

Die Menge brach in lauten Beifall aus. Ali, der Renegat, hatte den Wert der Freundschaft zwischen den beiden Matrosen erkannt und basierte darauf seine Spekulation.

Golands Augen suchten in dem Menschenknäuel, um den zu entdecken, der ihn erwerben würde. Da ihm die linke Hand fehlte, war der Preis nicht hoch, ein Kaufmann erstand ihn für sein Schiff.

„Ich komme wieder aufs Meer, Kapitän, Gott sei Dank!“ rief er Compian zu, als er den Weg nach dem Hafen einschlug.

Nun kam die Reihe an den Lieutenant Olli. Der Auktionator begann: „Wohl unterrichtet in den Sprachen des Orients und Europas, jung und kräftig, fanatisch, aber gewandt, sehr geeignet für den Handel, kann als Dolmetscher dienen, war Steuermann an Bord des Centaur!“

Olli zitterte vor Entrüstung. „Nur Mut,“ flüsterte Compian ihm zu. Zahlreiche Gebote erfolgten. Endlich wurde der Zuschlag erteilt und mit einem traurigen Abschiedsblicke auf seinen Kapitän verließ Olli die Estrade.

Compian allein blieb noch übrig. Seit Beginn des Verkaufes stand gegenüber dem Brettergerüste ein reicher Türke, der bisher kein Gebot abgegeben hatte und mit sichtlichem Interesse den Kapitän betrachtete. Die Ruhe dieses Mannes, der alles, Eigentum und Freiheit, verloren, der Ausdruck des Mitleids in seinen Mienen, so oft einer seiner Leidensgefährten abgeführt wurde, machte Eindruck auf den Türken. Aber auch Compian war sein Gegenüber aufgefallen, und mehrmals hatten sich die Blicke Beider begegnet. Der Gesichtsausdruck des Türken war ernst, aber ohne Härte, es lag etwas Mitleidiges in diesen Blicken, ganz im Gegensatze zu denen der Umstehenden, in welchen nur Habgierde, Grausamkeit und Verachtung zu lesen war.

Ein Blick Osmanlis, den Compian auffing, schien ihn zu fragen: Wünschest du mich zu deinem Herrn? Und die Augen Compians erwiderten ohne Zögern: Kaufe mich!

Sobald nun der Kapitän ausgeboten war, übertönte die Stimme Osmanlis das Geräusch der Menge, und sei es, daß man ihn respektierte, oder aber, daß man wußte, er würde jedes neue Gebot übersteigen, niemand machte ihm den Sklaven streitig, so sehr der Verkäufer sich auch anstrengte, einen höheren Preis zu erhalten. So wurde der Kapitän des „Centaur“ Eigentum des Türken Osmanli.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Riffarth, M.Gladbach.

Gott will es!

Ein neues Arbeitsfeld

ist für unsere Missionare und damit auch für den Afrika-Verein deutscher Katholiken eröffnet worden. Kamerun, in welchem bisher nur protestantische Missionare thätig waren, wird in wenigen Wochen katholische Glaubensboten landen sehen; am 1. Oktober hat der neuernannte Apostolische Präfekt P. Vieter mit dem P. Walter und sechs Laienbrüdern in Hamburg auf dem Schiffe „Petropolis“ die Reise nach Westafrika angetreten. Die erste katholische Mission in Kamerun wird wahrscheinlich in dem gesund liegenden Idea oder Edea am Sanaga-Flusse angelegt werden. P. Heinrich Vieter ist ein geborener Westfale, aus Cappenberg, seine Gefährten sind ebenfalls Deutsche, sie alle gehören der vom sel. Palotti gegründeten Kongregation von Weltpriestern für die Missionen an und werden nach ihrem Stifter Palottiner genannt. Sehr viele Mitglieder des Ordens sind Deutsche, und deshalb ist ihnen auch von der deutschen Regierung bereitwilligst die Erlaubnis zur Niederlassung in Kamerun gewährt worden. Was ihnen aber abgeschlagen wurde, das ist die Erlaubnis, in Deutschland eine Anstalt zur Ausbildung von Missionaren zu begründen!! Weshalb? Wir wissen es nicht. Den Jesuiten sind die Palottiner sicher nicht verwandt; man hat also keinen reichsgesetzlichen Grund, sie aus Deutschland fern zu halten. Herr von Goßler, der in Kultusangelegenheiten maßgebende Minister, scheint aber der Ansicht zu sein, es sei besser, wenn unsere Söhne, welche Beruf für die Missionsthätigkeit fühlen, sich zunächst aus dem deutschen Unterthanenverbande loslösen, um im Auslande ihren Studien obliegen zu können. Wenn sie dann mit Hülfe ausländischen Geldes sich in den Stand gesetzt haben, dem Vaterlande Dienste zu leisten, so werden sie in den Kolonieen geduldet, ja man spendet ihren Leistungen Beifall, aber zum Danke für ihre selbstlose Aufopferung bleibt ihnen das Vaterland geschlossen! Seltsam, nicht wahr?

Doch, wir Katholiken sind an Leiden gewöhnt, wir wollen nicht klagen, sondern zu Gott bitten, daß er alles zum Besten lenke. Inzwischen wollen wir deutschen Katholiken mit um so größerer Bereitwilligkeit jenen Männern zu Hülfe kommen, welche mit so großem Eifer alles verlassen, um Gott und ihrem undankbaren Vaterlande in fernen Weltteilen zu dienen. Vorläufig hat der verehrliche Vorstand

des Afrika-Vereins deutscher Katholiken für die neue Mission eine Summe von 20 000 M. bewilligt, und wer von unseren freundlichen Lesern und Leserinnen etwas Besonderes thun will, den bitten wir, Seite 630 weiter zu lesen.

(Nachdruck untersagt.) # Die katholischen Missionen Afrikas. (13. Fortsetzung.)

Von Baron Leo de Bethune.

Vom Jahre 1877 ab wandten sich die Patres vom hl. Geiste entschlossen dem Innern zu und gründeten der Reihe nach eine Anzahl christlicher Dörfer um Mhonda im Usegua, 15 Tagereisen von der Küste entfernt, ferner in Mandera, einer Ortschaft halbwegs zwischen Mhonda und Bagamoyo, sowie in Mrogoro, der Hauptstadt der den Forschern wohl bekannten Königin Simba-Muëne. Kaum hatte der 1883 ernannte jetzige apostolische Vikar Msgr. de Courmont seinen Fuß auf afrikanischen Boden gesetzt, als er in eigener Person das Kreuz in Tununguo im Ukami-Gebiete und in Condoa, einer früheren Station der französischen afrikanischen Gesellschaft, aufpflanzte. Seitdem haben sich neue Stationen den genannten angereiht: Lalonga, Sima, und noch in diesem Jahre 1890 besuchte der Bischof das Kilimandscharo-Gebirge und gründete dort eine neue Niederlassung.

Alle diese christlichen Dörfer, welche ein jedes wieder der Kern neuer Gemeinden werden, sind Filialen des Mutterhauses von Bagamoyo. Jedes Jahr geht aus diesem eine Generation junger Christen hervor, und die Patres sorgen für ihr Weiterkommen, indem sie dieselben zu neuen Ackerbau treibenden Dörfern gruppieren. „Wenn diese Kinder das Alter erreicht haben", schreibt P. Leroy, „in welchem sie zur Gründung eines eigenen Haushaltes geeignet sind, marschieren zwei oder drei Missionare mit 15 oder 20 Jünglingen ab ins Innere, zu einem befreundeten Stamme, zu einem Häuptlinge, den man gut kennt. Dort suchen sie gut gelegenen fruchtbaren Grund und Boden, erwerben denselben und machen in Eile ein Stück urbar, auf welchem sie einstweilen ihre Hütten bauen können. Ist diese erste Arbeit gethan, und bei dem Eifer der jungen Leute dauert das nicht lange, so kehren diese nach Bagamoyo zurück, wählen sich aus den herangewachsenen Mädchen ihre Gefährtinnen — in aller Freiheit natürlich — die Mission feiert die Vermählung der jungen Paare und diese ziehen fröhlich ihrer neuen Heimat zu. So werden alle Jahre eine große Anzahl neuer Christenfamilien gegründet. Die jungen Leute, wenn sie in den Ehestand treten, besitzen noch nichts, als die Hütte, welche sie sich bauen, den Boden, welcher ihnen zugewiesen wird, aber sie sind doch schon viel reicher als alle die Heiden um sie her: sie wissen zu arbeiten und arbeiten mit Lust und Liebe, denn das Christentum hat ihnen zum Bewußtsein gebracht, daß sie einen Lebenszweck haben. Und

ihnen zur Seite steht stets der Missionar, er leitet und überwacht die Arbeiten, belehrt, wo es notwendig, belohnt die Strebsamen und übt auch zuweilen seine Strafgewalt aus. Allmählich verwandeln sich die wüsten Ländereien in lachende Gefilde, in denen Sorgho, Mais, Reis, Zuckerrohr u. s. w. gedeiht, und um die Hütten wird es lebendig: Ziegen, Hühner, Tauben vermehren sich und sorgen mit für den Unterhalt der Menschen. Aber das ist noch nicht alles; diese christlichen Niederlassungen wirken auch moralisierend auf ihre Umgebung. Bald werden Beziehungen angeknüpft mit den Nachbarn, die Heiden, angelockt durch das fremdartige Schauspiel, nehmen Interesse an dem Leben ihrer von den Missionaren ausgebildeten Stammesgenossen, sie sehen allmählich ein, welchen Vorteil und welche Annehmlichkeiten die Arbeit mit sich bringt, und wirkt dann die Gnade Gottes mit, so wird der Missionar allmählich den Weg zu den Herzen der Heiden finden. „Wie großen Einfluß diese christlichen Dörfer und besonders die Anwesenheit des Missionars auf die Sitten der umliegenden heidnischen Stämme ausüben, dafür wollen wir ein Beispiel anführen.

Das Dorf Mandera ward mitten in einer Gegend gegründet, deren Bewohner von den Arabern wegen ihrer Vorliebe für Menschenfleisch gefürchtet waren. In kurzer Zeit aber sind jene Kannibalen teils eifrige Katechismusschüler, teils doch zum mindesten aufrichtige Freunde des Missionars geworden. Die früher allzu häufige Ermordung kleiner Kinder hat infolge der Bemühungen des Oberen von Mandera fast ganz aufgehört. Wenn es den Missionaren vergönnt ist, in der bisherigen Weise fortzuschreiten, so wird dieses Land allmählich der Barbarei entrissen und der christlichen Moral zugeführt werden.

Unglücklicherweise waren die letzten Jahre für das Küstenland von Zanzibar keine friedlichen. Bereits 1863 wies Msgr. Fava auf den Fortschritt des Islam in jenen Gegenden und auf die Gefahren desselben für die zivilisierende Thätigkeit Europas hin. „Ich glaube", schrieb der Prälat, „daß der Mohammedanismus nicht blos ein spekulativer Irrtum ist, mit dem sich nur die Professoren zu beschäftigen hätten. Wenn man in Europa die traurigen Früchte jener Lehre sähe, wie wir sie in Afrika und Asien beobachten können, so würden die wahren Freunde des Guten einen Alarmruf hören lassen. Der Islam ist in diesen Gegenden das größte Hindernis für die Verbreitung der christlichen Wahrheiten, der Zivilisation, der Einigkeit und des Zusammenschlusses der Völker. Leider weiß man das nicht, man läßt sich täuschen und schweigt, während der Mohammedanismus seinen Marsch fortsetzt und eine Moschee nach der anderen erbaut. Die heidnischen Völker, von Natur aus begierig nach einer positiven Religion, wenden sich ihm mit Eifer zu. Sobald aber ein Volk mit dem Zeichen dieser, der Sinnlichkeit schmeichelnden Religion behaftet ist, hat es zwischen sich und der Wahrheit eine Schranke aufgerichtet, welche schwer zu beseitigen ist. Tertullian sagte von dem edlen Teile des Menschen,

der Seele, sie sei naturgemäß christlich, man kann von dem minderwertigen Teile des Menschen behaupten, daß er naturgemäß mohammedanisch ist." — Welches auch die Ansichten der Gelehrten über die Theorie des Islam sein mögen, sicher ist, daß die Religion des Propheten in ganz Mittelafrika sich in der Schmach der Vielweiberei und des Sklavenunwesens verkörpert.

Die Forschungsreisen Livingstones, Stanleys und Camerons legten den Zanzibariten die Notwendigkeit nahe, sich fester als bisher in der Gegend der großen Seeen anzusiedeln. Seid Bargasch ernannte also Gouverneurs für das Usagaragebiet, in Tabora und Udschidschi, und unter der Anregung dieses Fürsten entstand eine wahre Wanderung nach jenen Eldorados des Menschen- und Elfenbeinhandels. Das Jahr 1876 bildete den Kulminationspunkt dieser arabischen Flut.

Zur selben Zeit war es aber auch, daß, dank der Bemühung des Königs von Belgien, die Aufmerksamkeit Europas auf Afrika gelenkt ward. Das Sternenbanner der internationalen Afrikanischen Gesellschaft erschien, wie ein Symbol der Hoffnung und der Freiheit, auf jenem Boden der Sklaverei und des Todes. Zanzibar ward jetzt der Ausgangspunkt von abenteuerlichen Zügen ins tiefe Innere. Das vom König Leopold begonnene Unternehmen fand seine Sanktionierung auf einem europäischen Kongresse, der Berliner Konferenz von 1885, auf welchem gleichzeitig eine vorläufige Teilung Afrikas unter die europäischen Mächte vorgenommen wurde. Diese blieb vorläufig allerdings ohne große Wirkung, indes konnte schon wenige Tage nach Schluß der Konferenz der deutsche General-Konsul in Zanzibar, Herr Rohlfs, dem Sultan anzeigen, daß Deutschland im Osten Afrikas Fuß gefaßt habe. Ein Abkommen zwischen Deutschland und England stellte für die Interessen beider Länder vorläufige Grenzen auf, welche in diesem Jahre, 1890, endgültig geregelt wurden. Der Sultan selbst behielt vorläufig seine Souveränetät über die Insel, mußte aber seine Zollgerechtsame im Küstenlande an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft abtreten.

Dieser Wechsel konnte natürlich nicht nach dem Geschmacke der Araber sein, vielleicht beobachteten auch die Europäer nicht die nötige Rücksicht auf die Gefühle der Einwohner, kurz, es kam zu der Revolution von 1888, welche das ganze Werk und besonders die Missionen in ernste Gefahr brachte. Dank dem energischen Eingreifen des deutschen Reiches und der ebenso kühnen als umsichtigen Führung des Majors von Wißmann gelang es in verhältnismäßig kurzer Zeit, nicht allein den Aufstand nieder zu schlagen, sondern auch den Eingeborenen wie Arabern einen heilsamen Respekt vor der Überlegenheit der deutschen Waffen einzuflößen. Unter dem Schutze der siegreichen deutschen Waffen wird das Missionswesen ohne Zweifel einen raschen Aufschwung nehmen.

Im letzten Vertrage (1890) zwischen Deutschland und England hat die arabische Herrschaft in Ostafrika den Gnadenstoß erhalten. Der Sultan ist unter die Oberhoheit Englands gestellt und wird seine Existenz nur als dessen gefügiger Vasall fortführen können. Ein Erlaß desselben gegen die Sklaverei auf der Insel beweist deutlich seine Abhängigkeit von einer christlichen Macht. Das Küstenland ist gegen eine dem Sultan gezahlte Abfindungssumme deutsch geworden, und Deutschlands Macht beginnt sich bereits im Inneren geltend zu machen. In Tabora weht die deutsche Flagge, von Emin Pascha gehißt, am Njansa-See hat Dr. Peters mit seiner Expedition den deutschen Namen bereits zur Geltung gebracht und nicht lange wird es dauern, bis die drei größten Seen Zentralafrikas, der Njassa-, Tanganjika- und Njansa-See, welche das deutsche Gebiet begrenzen, deutsche Dampfer auf ihren Wogen schaukeln.

Die Änderung der politischen Geographie der Küste fand bald ihre Rückwirkung auf die kirchliche Einteilung. Sobald Deutschlands Ziele in Afrika deutlicher hervortraten, faßte ein glaubenseifriger Deutscher den großen Entschluß, eine besondere geistliche Genossenschaft zur Teilnahme an der Zivilisierung der Neger zu begründen. Es ist der hochw. P. Amrhein, aus dem Orden der Benediktiner, welcher die Niederlassung von St. Ottilien in Oberbayern schuf und sich 1887 mit Baron von Gravenreuth nach Rom begab, um vom hl. Stuhle ein Gebiet der Thätigkeit für seine Söhne und Töchter zu erbitten. Durch Dekret vom 16. November desselben Jahres errichtete der hl. Vater für die Benediktiner von St. Ottilien eine neue apostolische Präfektur von Süd-Zanzibar, und bald erstand die erste Filiale von St. Ottilien in Pugu. Leider segte der Aufstand diese rasch aufblühende Anstalt hinweg, zwei Brüder und eine Schwester starben den Martertod, vier weitere Angehörige des Hauses fielen in Gefangenschaft der Araber und kehrten schließlich mit den Geretteten einstweilen nach Deutschland zurück. Diese Bluttaufe konnte dem neuen Ordenshause natürlich nur förderlich sein; die Anmeldungen zum Eintritt wurden so zahlreich, daß man mit Bedauern viele zurückweisen mußte, und bereits jetzt, im Jahre 1890, hat der hochwürdige Obere die Freude, an Stelle der vernichteten Station von Pugu eine neue in der wichtigen Hafenstadt Dar-es-Salaam zu besitzen.

An dieser Stelle dürfen wir nicht vergessen, des hochwichtigen Afrika-Vereins deutscher Katholiken zu gedenken. Gegründet unter dem Protektorate des hochw. Herrn Erzbischofs von Köln im Dezember 1888, hat derselbe sich rasch in den meisten Diözesen Deutschlands eingebürgert und große Summen zur Unterstützung der ostafrikanischen Missionen aufgebracht. Von seiner ferneren Entwickelung und Thätigkeit wird im Wesentlichen der mehr oder minder rasche Fortschritt des Christentums in den deutschen Gebieten Afrikas abhängen.

Das apostolische Vikariat von Nord-Zanzibar verbleibt den Vätern

vom hl. Geiste. Sie gehören zu den infolge des Kulturkampfes als den Jesuiten verwandt aus Deutschland vertriebenen Orden, aber ihre erfolgreiche Thätigkeit in Ostafrika hat auch bei der deutschen Regierung und ihren Vertretern so hohe Anerkennung gefunden, daß ihre Zurückberufung eine Forderung der Vernunft geworden ist und hoffentlich auch nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Dies ist um so mehr zu erwarten, als die deutsche Regierung verlangt, daß in Deutsch-Ostafrika nur deutsche Missionare wirken sollen, damit aber auch die Errichtung von Anstalten zur Ausbildung von Missionaren in Deutschland selbst als eine Notwendigkeit anerkannt hat.

Trotz der unruhigen Zeiten führt die religiöse Statistik von Zanzibar eine sehr beredte Sprache. Das apostolische Vikariat der Patres vom hl. Geiste umfaßte am 1. Januar 1890 8 Stationen mit 12 Kirchen oder Kapellen, 1 Knabenseminar, 7 Schulen, Waisenhäuser und Werkstätten mit 760 Zöglingen, 6 Ökonomien, 11 Hospitäler und acht christliche Dörfer. An Ordenspersonen wirkten im ganzen 36 Patres oder Brüder und 16 Schwestern. Während des Jahres 1889 wurden 902 Personen jeden Alters getauft, mehr als 10 000 Eingeborene fanden Hülfe und zu gewissen Zeiten sogar Nahrung und Unterhalt in Bagamoyo. Diese Ziffern berechtigen zu den schönsten Hoffnungen! Vergessen wir aber auch nicht, um welchen Preis diese Resultate erzielt sind: von 112 katholischen Missionaren beiderlei Geschlechts, welche von 1860—1885 dort gewirkt haben, sind bereits 42 ihrem erhabenen Berufe zum Opfer gefallen.

Seit Kurzem beginnt die Kongregation vom hl. Geiste ihre Thätigkeit auch auf das englische Gebiet auszudehnen, welches wahrscheinlich bald einen dritten Kreis in der kirchlichen Einteilung des Küstenlandes bilden wird. Nicht weit von den Küstenplätzen Mombassa und Melinde beginnt das Gebiet der Massaï, eines edlen und kräftigen Hirtenstammes und das der südlichen Galla. Diese Völkerschaften, welche die gesunden Abhänge des Kenia und des Kilimandscharo bewohnen, sind noch nicht angesteckt von der Pest des Islam. Die in Mombassa bereits bestehende Mission wird für jene Gegenden geradeso ein Mittelpunkt der Ausbreitung des Christentums werden, wie es Bagamoyo für Süd-Zanzibar ist. Allmählich werden die von Bagamoyo und Mombassa ausgehenden christlichen Niederlassungen eine fortgesetzte Kette bilden bis zu den Stationen der Weißen Väter an den fernen Ufern des Tanganjika- und Njansa-Sees.

Das Witu-Land und die Somali-Küste gehören ebenfalls zu der ausgedehnten Diözese Msgrs. de Courmont. Im Schoße dieser, von wildem Fanatismus beseelten muselmännischen Horden ist es für den Augenblick nicht möglich, das Evangelium Christi zu predigen. Immerhin hat die Somaliküste eine gewisse Bedeutung als Ausläufer Unter-Aethiopiens, ein Grund für Italien, dieselbe wenigstens teilweise zu besetzen. Die Missionare werden bald den italienischen Truppen folgen, und vielleicht geht eine neue Galla-Mission von dieser Küste aus. Damit würde das 1606 durch den Jesuitenpater Antonio Fernandez beabsichtigte Unternehmen, dessen Ausführung P. Lobo acht Jahre später ohne Erfolg versuchte, nach fast dreihundert Jahren doch noch verwirklicht werden. (Fortsetzung folgt.)

Der Antisklaverei-Kongreß zu Paris

ward am Sonntag, 21. September, nachmittags 3 Uhr, in der Kirche St. Sulpice eingeleitet. Über 4000 Personen waren erschienen, denn man wußte, daß Kardinal Lavigerie selbst predigen werde. Von hohen kirchlichen Würdenträgern wurden sehr bemerkt der päpstliche Nuntius, Msgr. Rotelli, der Kardinal-Erzbischof Richard von Paris und der unseren Lesern bekannte, frühere apostolische Vikar vom Njansa, Msgr. Livinhac, welcher nebst fünf anderen Patres seines Ordens und 14 Negerknaben auf dem Chore Platz genommen hatte. Der Kardinal erschien von der Last der Jahre gebeugt, seine Stimme war zuweilen kaum verständlich, aber aus seinen Worten spricht noch wie vor zwei Jahren die glühende Liebe zu den armen unglücklichen Negern, der heiße Wunsch, wenigstens den greulichen Sklavenjagden bald ein Ende gemacht zu sehen. Die gänzliche Beseitigung der Sklaverei ist — so führte er aus — eine Frage der Zeit, sie sofort herbeiführen zu wollen, ein Unding, das große Gefahren mit sich bringen würde. Schrittweise, aber fest und zielbewußt muß auf diesem Gebiete vorgegangen werden. Der Kardinal sprach sich sehr anerkennend über die Beschlüsse des Brüsseler Kongresses der Mächte aus, in welchen alle seine Wünsche erfüllt seien, und richtete eine ernste Mahnung an Holland, weil dieses sich aus handelspolitischen Gründen bisher weigerte, jene Beschlüsse zu unterschreiben und dadurch deren Ausführung verzögert. Schließlich stellte der Kardinal den Bischof Livinhac als seinen nunmehrigen Gehülfen und späteren Nachfolger in dem schweren Werke der Missionierung Afrikas und in der Direktion des Ordens der Weißen Väter vor. Er selbst nahm in bewegtem, jedem Zuhörer zu Herzen gehendem Tone Abschied von Frankreich und Europa, indem er nunmehr nach Afrika zurückkehren und den Rest seiner Tage dort verleben werde. (Augenblicklich befindet sich der Kardinal und Msgr. Lavinhac in Rom.)

Die Verhandlungen des Kongresses fanden am 22. und 23. statt. Den Vorsitz führte der französische Deputierte und Präsident des französischen Antisklavereivereins, Keller, die Vizepräsidenten gehörten verschiedenen Ländern an. Stimmberechtigt waren von den beiden französischen Komitees je 3, England 3, Deutschland 2 (Herr Justizrat Sieger und Herr Franz Rody aus Köln), Österreich 1, Italien (drei Vereine) 9, Spanien 2, Belgien 3 und Portugal 3 Mitglieder. Bemerkenswert ist, daß außer der alten englischen Antisklaverei-Gesellschaft

nur katholische oder doch vorwiegend katholische Gesellschaften Vertreter gesandt hatten. Unter diesen Umständen war eine Einigung über alle zur Sprache kommenden Fragen rasch zu erzielen, um so mehr, als einige Punkte, welche im vorigen Jahre auf dem nicht zu stande gekommenen Luzerner Kongresse wahrscheinlich einen Widerstreit der Meinungen erregt haben würden, inzwischen durch die Ereignisse des letzten Jahres und durch die Brüsseler Verhandlungen geklärt oder erledigt waren.

Die gefaßten Beschlüsse sind folgende elf:

1. Der Kongreß spricht der Brüsseler Konferenz seine höchste Anerkennung aus für das Werk, welches dieselbe verrichtet, und äußert den Wunsch, daß die letzten, noch übrigen Bedingungen (Beitritt Hollands) ohne Verzug erfüllt würden und auf diese Weise den Gefühlen der ganzen zivilisierten Welt Rechnung getragen werde. 2. Die Antisklavereibewegung verteilt sich auf nationale Vereine, welche zwar in der Verfolgung eines gemeinsamen Zieles moralisch mit einander verbunden sind, deren Organisation und Aktionsweise jedoch vollständig unabhängig ist. 3. Der Kongreß rechnet vor allem auf den Erfolg friedlicher Mittel, besonders auf die Thätigkeit der Missionare, behufs sittlicher Hebung der Schwarzen. Die Missionare sind mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen. 4. Die Vereine werden gut daran thuen, wenn sie da, wo die Umstände es wünschenswert erscheinen lassen, auf den privaten Opfersinn (zur Aussendung von Expeditionen) unter den im ersten Kapitel des Generalaktes der Brüsseler Konferenz angegebenen Bedingungen und Vorbehalten einzuwirken suchen. 5. Der Kongreß äußert den ehrfurchtsvollen Wunsch, der heilige Vater, welcher die Freiheit der enterbten Kinder der großen menschlichen Familie gefordert und welcher zur Bestreitung der ersten Ausgaben des Werkes des Kardinals Lavigerie in solch großmütiger Weise beigetragen hat, möge zum Besten der Antisklavereigesellschaften einen Jahresbeitrag bewilligen. 6. Der Kongreß äußert den Wunsch, es möchten Maßregeln getroffen werden — sofern es nicht bereits geschehen ist — zur Verhütung von Mißbräuchen bei der Anwerbung freier Arbeiter und zum ausgiebigen Schutze der Freiheit der Schwarzen und Aufrichtigkeit der mit denselben abgeschlossenen Verträge. 7. Der Kongreß macht alle Mächte, selbst die mohammedanischen, auf die Gefahr gewisser afrikanischer Sekten (der Senussi) aufmerksam. 8. Es erscheint wünschenswert, daß die einzelnen nationalen Vereine periodische Berichte veröffentlichen und regelmäßige Verbindungen mit der Presse unterhalten, um dieselbe über alle Einzelheiten der Antisklaverei-Bewegung auf dem Laufenden zu erhalten. Ebenso wichtig ist es, daß auch unter den verschiedenen Vereinen ein Austausch all dieser Schriftwerke stattfinde und daß durch gegenseitiges gutes Einvernehmen der Erfolg des Werkes gefördert werde. 9. Der Kongreß spricht dem Wohlthäter seine Dankbarkeit aus, welcher einen Preis von 200 000 Franks gestiftet hat zur Belohnung des besten Werkes über die Antisklavereibewegung. Es wird gewünscht, daß jeder Verein die ihm von den seiner Nation angehörigen Verfassern vorgelegten Werke eingehend prüfe und dasjenige Werk bezeichne, welches ihm als das vollkommenste

erscheint. 10. Der Kongreß äußert den Wunsch, daß die den Missionaren zur Unterstützung gesandten Gegenstände von Eingangszöllen befreit werden. 11. Der Kongreß ist der Ansicht, daß eine nochmalige Versammlung der Präsidenten der nationalen Vereine behufs Austausches ihrer Ansichten von größter Wichtigkeit ist, und beschließt, daß dieser zweite Kongreß innerhalb eines Zeitraumes von höchstens zwei Jahren stattzufinden habe.

Möchten diese Beschlüsse sich recht wirksam erweisen, und möchten in zwei Jahren die Vertreter des Afrika-Vereins deutscher Katholiken mindestens eine halbe Million Mitglieder hinter sich haben.

Ein neues deutsches Missionshaus für Afrika

ist, wie wir in Heft 18 meldeten, in Marienthal (Luxemburg) eingerichtet. Die Niederlassung ist eine Filiale der Weißen Väter, sie soll dazu dienen, Knaben und Jünglingen Gelegenheit zu geben, sich zu prüfen, ob sie Beruf für das Missionsleben haben; die weitere Ausbildung erhalten sie hierauf in der höheren Studienanstalt zu St. Eugène und im Noviziate zu Maison carrée, beide in Algier, Nordafrika.

Heute wollen wir unsere freundlichen Leser etwas näher mit Marienthal bekannt machen.

Im Kanton Mersch, etwa drei Stunden von der Stadt Luxemburg entfernt, breitet sich am Fuße der alten Burg Hollenfels ein teils von hohen Felsen, teils von Waldungen eingeschlossenes anmutiges Thälchen aus, durch welches die Eisch dahinzieht. Über der friedlichen, idyllischen Stätte ruht eine feierliche Stille, nur unterbrochen durch das Geklapper einer Mühle, das Rauschen eines Wasserfalles und den Gesang der Waldvögel. Das herrliche Plätzchen ist für eine klösterliche Niederlassung wie geschaffen. —

Hier wurde von Theodorich, aus dem Geschlechte der Herren von Mersch und Truchseß, im Jahre 1231 der Grundstein zu einem kleinen Frauenkloster, dem später so berühmt gewordenen Kloster Marienthal gelegt. Über die Veranlassung zur Gründung dieses Klosters berichtet die Sage folgendes: Eines Tages fand Theodorich in dem genannten Thale in einem Baume ein Marienbild. Erfreut über den hübschen Fund, nahm er das Bild vom Baume herab und trug es in sein auf einer nahen Anhöhe gelegenes Landhaus, um es hier zu verehren. Allein, was geschah? Am folgenden Tage fand es sich durch Gottes Fügung wieder in dem Baume. In der Annahme, daß diese Versetzung die Folge eines Diebstahles oder eines anderen Zufalles sei, brachte Theodorich das Bild wieder in sein Haus zurück. Aber am andern Tage stand das Bild wieder im Baume. Zum dritten Male wurde es in das Landhaus hinaufgetragen, aber auch zum dritten Male fand es seinen Standort im Baume wieder. Hieraus zog nun Theodorich den Schluß, es müsse der Wille der hl. Mutter

Gottes sein, daß ihr Bild nicht auf dem Berge, sondern im Thale, wo es zuerst gefunden worden, verehrt werde. Hier baute er ihm deshalb eine Kapelle. Da die Verehrung des wunderthätigen Bildchens täglich zunahm, so beschloß Theodorich mit Zustimmung seiner Frau Elisa, in diesem Thale ein Frauenkloster zu erbauen. Sobald dasselbe notdürftig aufgeführt war, wurden Schwestern des Dominikanerordens berufen, die es allmählich ausbauten und die klösterliche Observanz darin einführten. Nachdem dann zahlreiche Wohlthäter gleichsam in edlem Wettstreite dem neuen Kloster Geschenke zugewandt hatten, genehmigte die Gräfin Ermesinde von Luxemburg den Ankauf des Thales und bestätigte durch eine Urkunde vom Jahre 1237 alle dem Kloster bereits gemachten und in Zukunft noch zu machenden Schenkungen. Auch der Erzbischof von Trier, Theodorich II., stellte im Jahre 1238 eine Urkunde aus, durch welche er obige Vorgänge ebenfalls bestätigte und dem Kloster außerdem noch umfassende Privilegien gewährte.

Das aus äußerst bescheidenen Anfängen hervorgegangene Klösterchen sollte bald zu hoher Blüte gelangen. Besonders war es die gottselige Priorin Yolanda von Vianden, welche sich um die Hebung des Klosters die größten Verdienste erwarb. Die klösterliche Zucht handhabte sie mit großem Eifer, so daß die Ordensschwestern unter ihr sehr heiligmäßig lebten und das Kloster Marienthal bis in ferne Gegenden berühmt wurde. Sie verstand außer der deutschen auch die lateinische und die französische Sprache und war eifrig auf die Vermehrung der Klosterbibliothek bedacht. Die Regel ihres Ordens ließ sie aus dem Lateinischen in deutsche Verse übertragen, damit die Schwestern dieselben in der Muttersprache besser verständen und der poetischen Form wegen ihrem Gedächtnisse leichter einprägen könnten. Bei Königen und Fürsten stand sie in hohem Ansehen. So kam es, daß König Philipp von Frankreich, ein Sohn Ludwig des Heiligen, ihr einen von einem silbernen Engel getragenen Dorn aus der Krone des Heilandes schenkte. Auch Blanka, die Mutter Ludwig des Heiligen, beschenkte aus Liebe zu Yolanda das Kloster Marienthal. Mit ähnlichem Wohlwollen behandelten Graf Heinrich von Luxemburg und seine Gemahlin Margaretha das Kloster.

Der allseitigen Verehrung, welche das Kloster Marienthal von nun an bei dem Volke und den höchsten Ständen genoß, setzte Margaretha, die gottbegeisterte Tochter des deutschen Kaisers Heinrich VII., gleichsam die Krone auf. Den Fußstapfen Yolandas folgend, trat sie als Klosterfrau in Marienthal ein und wurde 1336 zur Priorin gewählt. Unter ihrer Leitung erreichte das Kloster den Gipfel seiner Blüte; es zählte damals an 120 Schwestern. Die klösterliche Zucht erregte die allgemeine Bewunderung; einer besonderen Pflege erfreute sich daselbst die Andacht zur allerseligsten Jungfrau, welcher das Kloster geweiht war. Zahlreiche Besucher strömten nach dem herrlichen Orte und fanden großmütige Bewirtung; andererseits langten von

vielen Seiten Geschenke und Vermächtnisse an. Unter den Wohlthätern des Klosters werden auch der deutsche Kaiser Heinrich VII., der deutsche Reichskanzler Erzbischof Petrus von Mainz und der Erzbischof Balduin von Trier genannt. Letzterer wandte den demütigen Töchtern des hl. Dominikus seine besondere Huld zu und verteidigte und förderte das Kloster bei jedem Anlasse.

Nachdem so das Kloster Marienthal zum Glanze aller Tugenden gelangt war, brannte die hl. Flamme des Gebetes und des christlichen Opfergeistes Jahrhunderte lang in den gottgeweihten Klosterräumen, bis der verheerende Sturm der französischen Revolution sie zum Erlöschen brachte. Die frommen Schwestern wurden vertrieben, die Güter des Klosters verkauft, die Klostergebäude zum Teil zerstört. Ein Teil des Klosters nebst einigen Nebengebäuden blieb jedoch erhalten. Dieselben befinden sich jetzt nebst den dazu gehörigen Ländereien im Besitze des Grafen von Spee, welcher dieselben mit dem Rechte des Ankaufs dem Kardinal Lavigerie zur Gründung eines Missionshauses zur Verfügung stellte.

An dieser ehrwürdigen Stätte, welche durch das Gebet und die Reliquien vieler tausend gottseliger Klosterfrauen geheiligt ist, haben an dem verflossenen Mariahimmelfahrtsfeste die hochherzigen Söhne des edlen Kardinals Lavigerie sich niedergelassen. Hier, wo einst fromme Gottesbräute ein beständiges Gebets- und Opferleben führten, werden nun gottbegeisterte, opferfreudige Jünglinge die erste Vorbereitung für den erhabenen Missionsberuf erhalten, um später, ausgerüstet mit den Waffen des Glaubens, als Priester oder Ordensbrüder das Licht unserer hl. Religion in das Dunkel des schwarzen Weltteiles zu tragen und die christliche Kultur gegenüber islamitischer Roheit und heidnischer Barbarei zum Siege zu führen.

Augenblicklich wohnen in dem neuen Missionshause drei Patres und zwei Brüder; durch ihre Hingebung und ihre Liebenswürdigkeit werden sie sich wohl bald eine große Popularität erwerben. Vorläufig sind sie damit beschäftigt, die nötigen Vorbereitungen zu treffen, damit die Aufnahme neuer Postulanten bald erfolgen kann. Schon haben mehrere Anmeldungen stattgefunden. Mögen ihnen recht viele folgen! Man wende sich gegebenen Falles an den hochw. Pater Rektor von Marienthal, Post Mersch, Großherzogtum Luxemburg.

Erlebnisse des Dr. Peters auf seinem Zuge nach Uganda.

Dr. Peters berichtete darüber selbst in einer Versammlung in Hannover; da wir nicht den ganzen Vortrag abdrucken können, so beginnen wir mit dem Zeitpunkte, wo er nach mancherlei Schwierigkeiten am Tana anlangte. Lassen wir ihn also erzählen:

Wir kamen am 20. September in das Gebiet der Galla am Tana. In Ostafrika sind große Steppen, wir marschierten über dieselben von einer Terrasse

auf die andere und so klimmten wir allmählich von Odubaruruwa aufwärts. Wir erreichten in sehr kurzer Zeit, in einem Zeitraume von 60 deutschen Meilen 1700 m Höhe, es war also ein erheblicher Anstieg. Der Tana zieht sich im Süden durch die Steppe und zeigt dann den Charakter eines großartigen Bergstromes, der in Katarakten herunterstürzt. Derselbe würde an anderer Stelle ein Gegenstand des Zieles und der Sehnsucht weiter Reisen sein durch seine schöne Landschaftsentwickelung. Die Gallas stellten sich freundschaftlich zu mir, aber sie schienen nicht geneigt, die Freundschaft ernstlich zu nehmen. Ich machte hier meine erste Station und wartete auf die zweite Kolonne mit den Tauschartikeln. Aber es war nicht möglich gewesen, uns diese Lasten nachzuschicken, denn Borchert hatte das Unglück gehabt, daß ihm der größte Teil der Lasten eines Abends explodierte. So saß ich 4 Wochen in Odubaruruwa und wartete auf Nachrichten. Die Gallas hatten gehofft, daß die große Expedition kommen sollte, als das nicht geschah, wurden sie unbequem, und ich bekam am 6. Oktober nachts die Mitteilung, daß die Gallas auf der andern Seite des Tana beabsichtigten, uns in dem Lager zu überfallen. Da Herr v. Tiedemann gerade krank war und ich ihn nicht beunruhigen wollte, so setzte ich über den Fluß bei Mondenschein, wir drangen in das Lager der Gallas, die meisten waren betrunken, und als wir hineinkamen, warfen sie mit Lanzen nach uns, so daß ich gezwungen war, mit Salven dazwischen zu schießen. Es war kein gefährlicher Kampf, sie stoben auseinander (Heiterkeit), und es gelang uns nur, einige in den Häusern zu fangen, besonders Weiber. Wir fanden eine große Masse Getreide — das war eine Lebensfrage für uns, da wir wieder den Steppen gegenüberstanden. In diesen war eine andere Expedition, die des Mr. Pigger, gescheitert.

Ich marschierte nun weiter, weil ich keine Lebensmittel finden konnte. Schließlich gelang es mir, 80 Bootsladungen Mais einzutreiben, und ich versorgte jeden meiner Leute für 28 Tage mit Proviant. Am 20. Oktober marschierten wir von Odubaruruwa, und ich wollte versuchen, ohne Tauschartikel durch die Massailänder zu kommen. Ich muß sagen, daß mir dieser zweite Entschluß eigentlich ebenso schwer wurde, als der, vor der englischen Blockade zu landen, weil es ein Widerspruch gegen die Traditionen ist, wenn eine Expedition ohne Tauschartikel vorstößt. Ich befragte scherzhafter Weise mein Orakel. Ich hatte ein Musikinstrument, in welches Platten eingelegt wurden; ich saß vor meinem Zelte ohne Licht, griff nach den Platten, steckte eine hinein und es war zufällig der Marsch aus Carmen: „Mut in der Brust, siegesbewußt". (Heiterkeit.) Das bewog mich, abzumarschieren. Wir marschierten am oberen Tana hinauf. Von der Steppe kamen wir an den eigentlichen Oberlauf, wo der Tana anfängt, in Katarakten herunterzufallen. Wir glaubten, in das Gebiet des Kiloluma zu kommen, es stellte sich aber heraus, daß es ein von dem Tana unabhängiger Fluß sei, und da erlaubten wir uns, da dem ersten geographischen Entdecker die Benennung zusteht, diesem Flusse den Namen Sr. Majestät des Kaisers zu geben, und die Kette erlaubte ich mir nach dem Namen des Herrn Oberpräsidenten von Bennigsen „Bennigsen" zu benennen. Wir marschierten nun durch ein Gebiet, um welches sich der Tana südlich und

westlich herumzieht, welches vielleicht auch nur Ränder sind von dem Plateau, aber jedenfalls sind oben einige Berge aufgesetzt, aus Granitformationen und Basalt bestehend. Dieselben sehen sehr schön aus und zeigen originelle Bildungen, die sich über den Fluß hinüberziehen. Jetzt setzten wir über den Fluß, wir gingen nordwestlich und kamen in eine große Steppe, wo wir das Glück hatten, den Wandorobbo-Stamm (?) zu treffen. Die Herden mußten an den Fluß getrieben werden, weil wir sonst kein Wasser hatten. Diese Leute hatten noch nie Weiße gesehen, weder Europäer noch Araber, und sie hielten uns für ziemlich harmlos. Ich nahm ein Mädchen gefangen und brachte es in unser Lager. Darauf griffen sie uns an, wurden aber mit Verlust von einem Manne zurückgeworfen. Nachher machten wir Freundschaft — ich kann aber leider nicht auf alles Einzelne eingehen. Sie hielten ihren Vertrag nicht, sie wollten mir zehn Schafe geben, brachten aber nur fünf, und als die Herde über den Fluß kam, ließen sie von den fünf vier springen, und nur eins, noch dazu ein recht kümmerliches Schaf, blieb zurück. Ein Pfeil flog mir dicht am Ohre vorbei. Da hatte ich meinen Entschluß gefaßt; ich schickte einen meiner Somali auf Umwegen nach Tiedemann und ersuchte ihn, mir dreißig Mann zu schicken, und es gelang mir dann, 150 Schafe und Ziegen einzutreiben — auch ein Esel hatte sich verlaufen —, und nun sahen wir mit mehr Vergnügen der Zukunft entgegen, weil wir Herden hatten. Die Somalis sind, wie ich bemerken muß, sehr geschickt im Einfangen wie auch im Treiben und in der Behandlung der Herden. Dann marschierten wir weiter und kamen in das Land der Bazaka. Diese Leute glaubten, unsere Stiefel wären Eselsfüße und unsere Gewehre wären Knüppel; sie tanzten um uns herum wie Besessene. Sie nahmen mir meinen Esel weg und fingen einen Träger ein; darauf ließ ich Herrn von Tiedemann durch die Somalis 600 Stück Vieh eintreiben. Die Verhandlungen mit ihnen führten zu keinem Resultate. Anfang November, an einem Sonntage, griffen sie unser Lager an in einer Stärke von etwa 700 bis 800 Mann; sie wurden aber zurückgeworfen Wir machten nun einen Gegenbesuch in ihren Dörfern, um ihnen zu zeigen, daß es nicht absolut sicher sei, mit uns anzubinden. Wir verbrannten an diesem Nachmittage neun Dörfer. Wir kamen dann zu den kriegerischen Stämmen der Massai, durch deren Gegenden wir nur gehen sollten, wenn wir Tributzahlungen leisteten. Wir waren dazu nicht entschlossen, aber es dauerte lange, ehe wir uns durchschlugen über die Mangoliberge. Drei Wochen lang mußten wir uns durch einen Urwald durcharbeiten — ich kann sagen, das war eine unangenehme Arbeit, zuweilen marschierten wir den Tag über von morgens 6 bis abends 6 Uhr und wir waren kaum 5000 Schritte avanciert. Das war die trübeste Zeit für die Expedition. Da sich der Fluß dort nach Süden biegt und wir keine Lust hatten, ihm zu folgen, so beschlossen wir, eine Brücke zu bauen. Ich hatte das Gefühl: „Die Geister, die du riefst, die wirst du nun nicht los". Ich war nämlich auf englisches Gebiet gekommen und konnte nicht wieder herunter, ohne einen Übergang über den Fluß zu bewerkstelligen, und dieser Übergang war ohne Brücke nicht möglich. Da haben wir es denn versucht, wir haben zwei Brücken über den Fluß geschlagen, aber beide Male

wurden dieselben von der Strömung fortgerissen. Dann starb mein Pferd, bald darauf mein Hund, alles starb dort sehr schnell, auch die Träger in ihren leichten Zelten wurden krank und starben. Da beschloß ich, aufzubrechen und den Fluß entlang zu marschieren. Ich kam aus den Bergen endlich heraus und in drei Tagen gelangten wir auf ein Plateau, welches mit Busch bestanden war und dessen Waldreichtum alles übertraf, was ich bisher gesehen hatte. Auch war hier ein großer Reichtum an Löwen und Katzen überhaupt, wie an Dickhäutern, Rhinozerossen und dergleichen. Die Flüsse wimmelten von Flußpferden und es war hier ein Vergnügen, Krokodile zu schießen, aber die Leute waren bedenklich, über den Fluß hinüberzuschwimmen, wegen der vielen Krokodile. Am 7. oder 8. Dezember kamen wir an die Stelle, wo der Tana anfängt, sich zu gabeln. Es gelang mir, den Strom zu überschreiten; wir machten das in der Weise, daß die Träger eine Kette bildeten und das Vieh von Hand zu Hand gehen ließen. Sie können sich denken, es dauerte lange Zeit, ehe die Herden hinüberkamen. Dann schlugen wir uns in der Richtung nach Nordosten, wohin der Fluß abbiegt, weiter, und gelangten endlich eines Morgens an eine Stelle, wo auf Steinen gekocht war, — nach langer Zeit die ersten Spuren von Menschen. Es war dort eine Karawane hinaufmarschiert, deren Spuren wir eine Zeit lang folgten, und schließlich kamen wir eines Morgens an eine Stelle, wo wir einen Mann aus Pikuju fanden. Der sagte: „Pikuju ist noch eine Tagesreise von euch entfernt." Das war richtig, am folgenden Tage kamen wir nach Pikuju; es war am 10. oder 11. Dezember. Dieses war ein außerordentlich fruchtbares Land; wir fanden hier europäische Kräuter, Klee und alle möglichen Sorten von europäischen Pflanzen, doch war dort eine recht unzugängliche und unverschämte Bevölkerung, mit der wir fast jeden Tag kleinere Gefechte hatten. Sie wurden aber immer geschlagen. Wir wußten, wenn wir es ungestraft durchgehen ließen, daß sie Schafe und Ziegen uns stahlen, daß sie dann die Expedition selbst bald angreifen würden. So war ich denn zu meinem Bedauern gezwungen, auf das Stehlen von Ziegen die Todesstrafe zu setzen, die denn auch jeden Tag exekutiert wurde. Auf unserem weiteren Marsche mußten wir jeden Tag unsere Angreifer zurückschlagen, endlich, nach 7tägigen Scharmützeln, machten sie Frieden. Am 12. Dezember sahen wir den Kenia in seiner reinen Schönheit nördlich vor uns.

Wir marschierten von Pikuju nach Barejo mit dem Plateau Lykipia. Es ist dies meiner Ansicht nach die wunderbarste Landschaft, die es überhaupt geben kann und giebt. Dasselbe hat eine Höhe von 8000 Fuß, wo die Luft, wie man in Niedersachsen sagt, hellhörig ist. v. Tiedemann meinte, das wäre ein vorzügliches Kavalleriemanöverterrain für die Kavallerie sämtlicher europäischer Staaten. Es passierte mir, daß ich auf ein Zebra schoß und die Kugel in der Mitte zwischen mir und dem Zebra einschlug, so hatte ich die Distanz vollständig unterschätzt. Wir marschierten tagelang vorwärts und hatten dabei das Gefühl, als ob wir immer auf derselben Stelle marschierten. Das Land trug etwas Gespensterhaftes in jeder Beziehung an sich. Des Nachts hatten wir drei Mal eine Temperatur von 2° unter Null; am Tage stieg das Thermometer auf 30° Reaumur. Morgens zeigte öfter das Wasser in meinem Wasserbecken Eiskrystallisation, die Leute klapperten vor Frost. Im südlichen Lykipia pflegt sich der Kenia mit seiner 7zackigen Eiskrone mit Wolken zu bedecken, während nachmittags 2 Uhr Gewitterstürme wüteten. Es war, als ob die finsteren Gewalten der Erde sich hier häuslich niedergelassen hätten, als ob wir uns auf dem Schauplatze der Macbethschen Hexenszenen befänden. Es kam mir vor, als ob wir nicht der Schöpfung des Ewigen gegenüberstanden, sondern, als ob das Ewige selbst uns entgegenstarrte — so großartig war in der That die Erscheinung. Rechts erhob sich der Kenia, links war das Ufer des Lupelaparon und vor uns in unendlicher Weite erstreckte sich die Steppe nach Norden. Das Ganze war leicht geschwungen, so daß man beim Marsche die ganze Landschaft jeden Augenblick überschauen konnte. Dies war das Plateau, welches schon lange über dem Wasser stand, als noch alle Erdteile unter Wasser lagen. Amerika hat drei Mal unter Wasser gestanden, während dies Plateau immer der Sonne entgegen starrte. Dasselbe kam mir vor wie ein altes runzeliges Weib mit ihren beiden Söhnen zur Rechten und zur Linken. Es ist uralt, älter, als das Menschengeschlecht auf Erden überhaupt ist. Das macht einen mächtigen Eindruck. — Die Steppen waren abgebrannt, die Aschenmassen wirbelten gleich Gespenstern in die Höhe und der Wind heulte durch die Flötenbäume. — Doch daß wir nicht an Gespensterfurcht zu leiden hatten, dafür sorgte die Vorsehung in sehr eclatanter Weise, als wir am zweiten Tage den Massais von Lykipia, ohne jede Frage dem kriegerischsten und vornehmsten Bevölkerungsstamme des ganzen Zentralafrikas, gegenüber standen. Wir hatten ausgemacht, uns gegenseitig nichts zu thun, aber es schien ihnen wohl zu verlockend zu sein, was wir an Vieh bei uns hatten, denn sie brachen an verschiedenen Stellen in unser Lager ein und schossen mit Pfeilen auf uns, so daß wir feuern mußten. Meine Leute hatten sich schon mit allen möglichen Stämmen geschlagen, nur nicht mit den Massais. — Als ich in der Nacht erfahren hatte, daß sie mir zwei Lasten gestohlen, überlegte ich, ob es nicht für unsere Sicherheit nötig sei, sie jetzt gleich anzugreifen, aber meinen Leuten steckte die Furcht vor den Massais in den Gliedern, so daß ich befürchten mußte, daß sie mir gleich weglaufen würden. Da die Massais den Frieden gebrochen, that ich es jedenfalls am andern Morgen. — Es war am 21. Dezember, mein Angriff war ein ziemlich bedenklicher Entschluß, da hier früher der Engländer Mr. Tompson 5 Tage gefangen gewesen war. — Die Leute in Massai hatten ihn an die Nase gefaßt, in die Backe gestochen und dazu hat er noch Blutgeld zahlen müssen. — Ich aber sagte: „Ihr habt Blut fließen lassen, und da nun einmal von Blutgeld die Rede ist, so könnt ihr mal bezahlen", — da brachten sie 20 Lasten. Sie schienen aber keinen großen Respekt vor den Weißen zu haben! — Am 22. Dezember griffen wir sie an und jagten sie von Elbejeto weg und ich ließ, um ein kleines Faustpfand zu haben, 2000 Stück von ihrem Vieh in mein Lager treiben. — Darauf rückten die Massais von allen Seiten heran und mußten wir schleunigst das Lager räumen. — Ich ließ schnell Patronen austeilen, dann marschierte ich voran, Herr v. Tiedemann hinten, in der Mitte das Vieh. Aber die Massais griffen uns mit außerordentlicher Über-

Schwarzes Elfenbein. (S. S. 632.)

legenheit an; es ist sehr schwer, die Zahlen festzustellen, aber es mochten immer 900—1000 Mann sein. Wir feuerten Salven auf sie ab, aber sie liefen nicht weg, sondern kamen immer näher heran. — Ich hatte überhaupt meinen Ärger daran und befand mich mit 2 Soldaten 30 Meter voran, um den Weg festzulegen. Einer von den beiden lief weg und nahm meine Patronen mit. Ich hatte gegen eine überlegene Macht zu kämpfen; in derselben Lage befand sich Herr v. Tiedemann, dem noch das Malheur passierte, daß sein Repetiergewehr versagte. — Das war ein sehr unbehagliches Gefühl am 22. Dezember! — Die Massais sind die besten Lanzenkämpfer, sie springen dabei in die Höhe und werfen die Lanze von oben herab, selbst ihre Ochsen töten sie damit. Es gelang mir, persönlich zwei Angreifer gleich niederzustrecken, da ich eine Doppelbüchse besaß. Vorn im Walde lagen 43 Leichen, aber der Verlust muß thatsächlich etwa 150 nach unserer Abschätzung betragen haben. Der Feind zog sich in Kolonnen zurück, lief aber nicht weg. Wir hatten im Ganzen 2000 scharfe Patronen gehabt, davon waren vorher 600 und am Morgen 900 verschossen und hatten nun also nur noch 500 Stück.

Wir standen in einem Lande, wo mit jedem Tage sich die Anzahl der Feinde hinter uns vermehrte. Wir mußten sie immer schlagen, wann sie angriffen; schlugen sie uns einmal, dann war unsere ganze Expedition verloren. Sodann waren wir in einem Lande, wo jeder Wegführer fehlte und morgens, wenn wir aufbrachen, wußten wir nicht, ob wir die Kolonnen zum Wasser führen konnten. Das war — bis 6. Januar — eine unbehagliche Zeit, da stand die Expedition sehr auf der Kippe — da schien es beinahe, als ob sie untergehen sollte. Ich marschierte auf Kenia zu, überschritt den Guaso Nyra und Guaso N'Eroko. Es gelang uns dann, noch das Vieh von dem Elbejeto herunterzuholen. In der Weihnachtsnacht hatten wir wieder zu kämpfen. Die Massais griffen um 10 Uhr abends an; ich hatte vorher schon Pulver und Patronen an die Leute verteilen lassen und acht Posten um das Lager gestellt. Um 10 Uhr entstand ein Höllenspektakel und übergab ich nun Herrn v. Tiedemann das Kommando am Fluß, während ich selbst das Kommando im Lager übernahm. Beim Scheine von Leuchtraketen nahmen wir das Ziel und marschierten den Fluß hinunter, bogen nordwestlich um und erreichten in allen möglichen Wechselfällen am 7. Januar endlich den Baringosee. Dies Ziel war mit vollständig erschöpfter Expedition erreicht. Die Leute waren sehr heruntergekommen. Sie hatten, da Nachts Wachen ausgestellt werden mußten, auch den Schlaf meiden müssen. Herr v. Tiedemann selbst ward von einem Fieberanfall befallen. Außerdem war es sehr anstrengend gewesen, durch die Massais durchzukommen; aber das hatte die Expedition erreicht, daß die Massaifurcht aus der Welt geschafft war.

Von hier aus kamen wir in das Land, wo Bischof Hannington ermordet worden war, und marschierten mehrere Tage stark auf den Viktoria-Nyanza-See zu. Hier fiel mir ein Schreiben Stanleys vom 4. September, welches an die englische Station gerichtet war, in die Hände; ich öffnete den Brief und ersah daraus, daß Stanley bereits mit Emin Pascha abmarschiert war. Dem Landsmanne konnten wir also nicht mehr helfen. Weil

jedoch die Verhältnisse so unsicher waren, ließ ich die Kriegstrommel schlagen und zog mit meiner Truppe an den Nil, um ihn zu überschreiten. Es war am 18. Februar, als ich zum erstenmal über den Nil zog, — ein wahrhaft erhebender Augenblick! Trotzdem die Patronen so sehr sparsam waren, konnte ich es nicht über mich gewinnen, diesen still vorübergehen zu lassen und feuerte angesichts des Nils mein Gewehr ab. Nun marschierten wir durch ein vollständig verwüstetes und geradezu unheimliches Land. Wenn ein Land wüst liegt, so ist es oft schaurig; wenn dasselbe aber vorher kultiviert war, wenn darauf die Dörfer niedergebrannt sind und man nun auch noch an den Straßen die Leichen, welche zum Teil nicht ganz verwest sind, liegen sieht, dann bekommt man ein Gefühl des Weltunterganges! — Den König Muanga, der sich sehr freundschaftlich zeigte, bewog ich, die Oberhoheit des deutschen Reiches anzuerkennen und schloß mit ihm am 2. März einen diesbezüglichen Vertrag ab. Seit langer Zeit war kein Regen gefallen und alles verdorrt, nun fing es gerade bei unserer Ankunft an zu regnen, worauf die Eingeborenen sagten: „Seht, das sind die Helfer, die euch den Regen bringen.“ Die Folge davon war, daß das Land kolossal schnell aufblühte — ein Beweis von der großen Schaffenskraft des Bodens — dasselbe liegt 4000 Fuß über dem Meeresspiegel und besitzt ein ziemlich gemäßigtes Klima. Zuerst übernahm ich die Verpflichtung, daß, wenn die Mahdisten von neuem angreifen würden, ich das Kommando übernehmen wollte; ließ die Mannschaft auch tüchtig drillen, denn sie mußte bereit sein, die Herrschaft des christlichen Königs im Westen des Viktoria-Nyanza-Sees wiederherzustellen, wo die Araber noch herrschten, zu welchem Behufe mir noch 2000 Mann zur Verfügung gestellt wurden.

Inzwischen hatte ich noch einen Vorfall mit Mr. Jackson, welcher nun seine Elefantenjagd beendigt hatte. Eines Tages wurde mir nämlich mitgeteilt, daß ich zum Könige von Uganda zu einer Sitzung kommen sollte. Ich nahm an, daß es sich um Nachrichten betr. Boote handele und ging hin. Der König zeigte mir jedoch einen Brief vor, den die Engländer geschickt hätten; wollte ihn mir aber zuerst gar nicht zum Lesen geben, ich erhielt ihn erst nach längerem Zureden. Den Wortlaut werde ich später mitteilen; wenn derselbe auch nicht gerade für die Deutschen, sondern wohl mehr für die Engländer von Interesse sein dürfte, und zwar wurde der König von Mr. Jackson auf Befehl der deutschen und englischen Regierung beauftragt, mich und Herrn v. Tiedemann zu verhaften, er (Jackson) sei nicht in der Lage, es auszuführen, aber sein guter Freund möge es doch thun. — Die Sitzung war für mich im höchsten Maße peinlich. Ich sagte, die Sache müsse erlogen sein und entspräche jedenfalls nicht den Intentionen der englischen Regierung. Der König warf darauf den Brief beiseite, verunglimpfte ihn noch und erwiderte, wenn wir die Engländer bekämpfen wollten, dann wolle er mitziehen. Dies lag jedoch nicht im Interesse der Expedition sowie des Königs, und eine das gleiche Ziel verfolgende Expedition zu bekämpfen, würde auch nicht den allgemeinen Gesichtspunkten von Humanität und Zivilisation, die wir dort vertreten sollten, entsprochen haben. Ich blieb noch einige Tage dort, da bekam ich die Nachricht, daß von Norden die Mhadisten herangezogen kämen. Ich kehrte deshalb sofort

nach der Grenze zurück und schickte die Kranken Herrn v. Tiedemann mit der Mitteilung zu, daß ich jetzt noch ein paar Tage bleiben müsse. Ich ging in die Versammlung von Mangua, um den König zu ermutigen, die Araber anzugreifen.

Eines Tages fuhren wir über den Viktoria-Nyanza-See und sahen ein fernes Segel mit französischer Flagge auftauchen. Als Herren des Sees gaben wir das Signal zum Halten, was auch geschah, während wir mit unserem 24rudrigen Boote darauf zufuhren, rief ich: „Bon jour, messieurs, je suis Dr. Peters." „Ah, nous avons entendu la nouvelle de votre mort." „N'avez vous pas de cognac?" („Guten Tag, meine Herren! Ich bin Dr. Peters." — „Ah, wir haben gehört, Sie seien tot. Haben Sie keinen Cognac?") Wir begaben uns nach der Südseite des Sees, die Araber machten sich rasch aus dem Staube, worauf ich das Vieh eintreiben ließ. Die Leute erklärten sich dann auch bereit, die christliche Herrschaft anzuerkennen.

Es hat sich gezeigt, daß man durchkommen kann, wenn man nur Munition genug hat und dazu noch ein paar Repetiergewehre; dann ist es eben ein Vergnügen, — aber so war es ziemlich lästig. Um uns etwas zu erholen, blieben wir noch sechs Tage am Baringo. Da wandten wir uns nach Westen; aber plötzlich kam mir der Gedanke, daß möglicherweise Emin Pascha schon abmarschiert sei und ich beschloß daher, nach dem Viktoria-Nyanza-See zu gehen. Sollte derselbe bereits abgezogen sein, so würde ich dort gewiß weitere Nachricht bekommen. Wir zogen nach Nord-Westen ab, wurden aber unterwegs immerzu angefallen und mußten sich die Leute in ungemütlicher Kolonnenformation zusammenhalten. Die paar Leute, die wir hatten, mußten außerdem, da wir ein sorgfältiges System von Wachen des Nachts eingerichtet hatten, den normalen Schlaf entbehren und so gelangten wir endlich am 26. an dem Viktoria-Nyanza-See an. — Wir waren nun in einem sehr guten Lande angekommen, dessen Bevölkerung sofort geneigt war, sich mit uns auf Friedensfuß zu stellen. Hier hatte ich wieder einmal die Freude, eine englische Emin Pascha-Expedition zu sehen, welche acht Monate vor unserer aufgebrochen war, und hatte ich sie mindestens an der andern Seite vermutet. Wir waren sehr davon überrascht. Sie hatten sich ein kleines Lager gemacht, und schon mehrere Monate mit den Eingeborenen verhandelt. Die Expedition war im Ganzen 50 Mann stark und führte 50 Lasten Patronen bei sich, trotzdem fühlte sie sich doch nicht stark genug, nach Westen zu marschieren. Sie teilten mir mit, daß Emin Pascha noch in seiner Provinz sei, während Stanley abgezogen wäre. Es fiel mir auf, daß die Engländer wußten, daß Emin Pascha noch da sei. Darauf erwiderte ich dem Mr. Jackson, daß, wenn Emin Pascha noch da wäre, er ebenfalls erst recht hinmarschieren müsse, und schlug vor, mit ihm zusammen zu operieren. Ich sagte, wir sitzen hier an der Grenze der Zivilisation, vor mir ist Emin Pascha und hinter mir die Massais, wir wollen voran marschieren. — Diesen Vorschlag hatte ich gemacht, damit Emin Pascha Hülfe gebracht würde, doch Mr. Jackson kam nicht nach. Wir hatten noch durch räuberische Stämme zu marschieren. Dieselben wimmelten vor den Thoren der englischen Stationen, so daß sich niemand hinauswagte.

Die Engländer hatten hier noch keine Flagge gehißt, da machte ich mich schleunigst darüber her und hißte am 31. Januar feierlichst die deutsche Flagge. Leider habe ich es nicht erleben können, was für ein Gesicht Mr. Jackson machte, als er, von seiner Elephantenjagd heimkehrend, die deutsche Flagge sah. Ich glaube nicht, daß es ein fröhliches gewesen ist. Wir hatten mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil uns sogar die Somalis wegliefen. Ich mußte sie an Ketten legen, um zu verhindern, daß sie alle durchbrännten.

Am 17. April hißte ich auch in der Station Comby die deutsche Flagge, so daß solche jetzt überall am See weht. Die Verträge sind inzwischen anerkannt und ratifiziert. Jetzt wurde ich auch noch acht Tage fieberkrank. Nach acht Tagen marschierte ich, trotzdem die Regenzeit noch nicht zu Ende war, fort. Wir hatten einen mühsamen Weg, oftmals blieben mir die Stiefel im Sumpfe stecken und mußten von meinen Leuten wieder herausgezogen werden, dabei wurden wir noch von den Mosquitosfliegen ꝛc. geplagt. Sodann durchzogen wir eine Landschaft mit außerordentlich viel Vieh, es kam mir vor, als ob wir in den niedersächsischen Marschen marschierten. Dabei hatten wir ab und zu kleine Rencontres, die jedoch schnell zurückgeschlagen wurden. Bei Wakogo meldete sich bei mir eine große Expedition von Mahdisten und schritt ich gleich zu ihrer Einübung, so daß wir schließlich mit 2000 Mann und 14 Trommlern ziemlich schneidig ausziehen konnten. — Wir hatten noch mancherlei Gefahren zu bestehen, dazu bekam ich eine Kopfaffektion, konnte nicht hören, litt an Schwindel ꝛc., das dauerte zwei Tage. Darauf kamen wir noch durch Marengaren Kadi (?) und trafen dann auf Emin Pascha.

Es war für mich eine große Genugthuung und Freude, ihn jetzt zu treffen, nachdem ich bereits an der Küste gewesen war und auch schon im Innern, durch Verträge ꝛc., gearbeitet hatte; also gewissermaßen mit ihm Hand in Hand gegangen war. Außerdem konnte ich ihm über Wasserverhältnisse ꝛc., sowie über die deutschen Stationen am Viktoria-Nyanza-See Mitteilung machen. Ich muß wohl sagen, daß der 20. Januar der schönste Tag meines Lebens bleiben wird, jedenfalls ist es der schönste Tag gewesen, den ich bis jetzt erlebt habe. Wir waren drei Tage zusammen und haben in dieser Zeit eine Reihe von Abmachungen getroffen, über die ich hinweggehen will. — Dann traten wir den Rückweg an, welcher jetzt ein Vergnügen war; die Zeit der Unsicherheit, wo wir sozusagen jeden Tag mit unserer Expedition unterzugehen schienen, war vorüber. Wir konnten gewissermaßen mit dem Spazierstocke den Rest der Reise machen. Ich hatte noch die persönliche Genugthuung, meine alte Landschaft Uragura in ihrer ganzen Schönheit wiederzusehen und zu erkennen, daß wir Deutsche von allen Gebieten, die ich dort gesehen, die schönsten haben. Uragura ist entschieden auch die Perle der deutschen Besitzung. An der Küste erhielten wir 7 Lasten, die mit der Post angekommen waren, mit für uns wertvollem Inhalte, darunter eine Flasche Sekt.

Endlich am 16. Juli kam die Expedition, nachdem sie 1 Jahr 1 Monat 1 Tag gedauert hatte, in Bagamoyo an und hatte ich die Freude, eine Reihe von Landsleuten anzutreffen. Dagegen erhielt ich auch bittere Nachrichten, welche die Freude des Wiedersehens trübten. Auf der anderen Seite hatte ich aber

wieder die frohe Genugthuung, die Aufgabe, die uns von Deutschland gestellt war, mit bester Kraft durchgeführt zu haben. Was die praktischen Resultate der Expedition anbelangt, so lassen sich dieselben in diesem Augenblicke noch nicht übersehen, jedenfalls glaube ich, daß das moralische Resultat für Deutschland nicht ganz hat niedergetreten werden können und ich hoffe, daß es auch für Deutschland ein Gewinn war. Und deshalb waren wir froh, daß es uns vergönnt gewesen, unser Leben und Gesundheit einsetzen zu können, und wir gaben uns beide der Hoffnung hin, daß Deutschland in irgend einer Form es zum Segen erwachsen wird.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

Aufstellung.

Für das nach Dar-es-Salaam gesandte **Harmonium** sind eingegangen:

10. Heft des „Gott will es"	M.	332,98
12. „ „ „ „ „ „		347,02
14. „ „ „ „ „ „		231,45
16. „ „ „ „ „ „		117,30
18. „ „ „ „ „ „		381,23
von Joh. Jahn in Fulda	„	1,—
„ Vikar Vincke in Schwerge	„	1,50
„ Pfarrer G. Krug in Flogberg . .	„	1,—
„ W. Meier in Baden-Baden . . .	„	—,70
„ J. Fischer in Unterfinnig	„	2,—
„ Morsbach	„	—,50
Vom Afrika-Verein deutscher Katholiken .	„	—,82 = M. 1417,50.

Dagegen:

Rechnung von A. Walhorn	M.	1260,—
Fracht bis Hamburg und Dar-es-Salaam	„	157,50 = M. 1417,50.

Köln, den 30. September 1890.

Heinrich Horten,
Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Indem ich allen, welche freundlichen Anteil genommen haben an der so überaus nützlichen Stiftung eines Harmoniums für die Mission Dar-es-Salaam, obige Abrechnung zur Kenntnis bringe, spreche ich nochmals im Namen der Empfänger meinen herzlichsten Dank aus, aber auch zugleich die Bitte, dieses **nicht das letzte** sein zu lassen. Der Wert eines solchen Instrumentes für unsere guten Missionare, welche alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehren müssen, sowie besonders für die Erziehung der so sehr musikliebenden Neger ist ein außerordentlich großer, aber die gewöhnlichen Mittel der Missionen reichen nicht dafür aus. Solche Gegenstände müssen der privaten Opferwilligkeit überlassen bleiben. Wir erweisen uns selbst aber den größten Dienst, wenn wir durch eine kleine Gabe daran teilnehmen, denn jedesmal, wenn ein von uns gestiftetes Harmonium das Lob Gottes verkündet, empfiehlt es seine Stifter der Barmherzigkeit Gottes, trägt unsere Anliegen vor seinen Thron, und die Missionare, Schwestern und bekehrten Neger bitten gleichfalls für uns, nicht einmal, nein beständig, ja noch nach unserem Tode. Und diese Gnaden können wir uns mit wenigen Groschen, aus gutem Herzen gegeben, verdienen. Wo wäre wohl eine Gabe vorteilhafter angelegt?

Es liegen heute zwei Bitten um Zuwendung eines Harmoniums vor, die eine ist von den Patres vom hl. Geiste, welche dringend um ein solches für eine ostafrikanische Station bitten, die andere ist von dem hochw. Pater Vieter, apostolischen Präfekten für Kamerun, welcher eben in seinen Wirkungskreis abgegangen ist.

Ich konnte diese Bitten nicht abschlagen, denn ich durfte unsere Freunde nicht der Gelegenheit berauben, Gutes zu thun und sich dem Gebete der Missionen zu empfehlen. Ich habe deshalb zugesagt, eine neue Sammlung gleichzeitig für beide Instrumente zu veranstalten. Als Gegenleistung werden die Missionare nicht blos unsere Anliegen Gott empfehlen, sondern es soll eine jede Mission, welche durch unsere Vermittlung ein Harmonium erhält, alljährlich zwei heil. Messen lesen für die Geber, für die lebenden wie für die zu Gott heimgehenden.

Bezüglich des Kostenpunktes hoffe ich ein tadelloses, dem Transporte und Klima gewachsenes Instrument für höchstens 1100 M. zu erhalten. Mit Fracht werden also beide Instrumente rund 2500 M. kosten.

Ich bitte nun alle Freunde der Missionen, und besonders alle, welche irgend eine Gnade von Gott zu erbitten haben, einen kleinen Beitrag zu senden und gleichzeitig ihre Anliegen mitzuteilen.

Wer an den Unterzeichneten außer seinem Beitrage 5 Pfg. Rückporto und genaue Adresse einsendet, erhält eine Broschüre über die Sklaverei gratis zugesandt.

Münster i. W.

Der Herausgeber: **W. Helmes,** Redakteur.

Mannigfaltiges.

Das Bild unseres diesmaligen Heftes zeigt uns den Transport gefangener Sklaven in Afrika, des „Schwarzen Elfenbeins“, wie man zu sagen pflegt. Die Männer, Weiber und Kinder werden in der grausamen Weise, wie sie das Bild veranschaulicht, oft Monate lang zu den Sklavenmärkten geschleppt. Mehr wie jede Beschreibung mahnen uns derartige Bilder, jeder nach seinen Kräften beizutragen, um solchen Unmenschlichkeiten baldigst ein Ende zu machen.

Ermordung von Deutschen in Witu. Am 15. September ist der in diesem Blatte schon genannte Bayer Künzel aus Culmbach, welcher im Witulande eine Dampf-Sägemühle anlegen wollte, mit mehreren Gefährten von den Eingeborenen erschlagen worden. Einer Depesche des General-Confuls in Zanzibar zufolge wurden ermordet Künzel, Kaufmann Stauf (Siegen), Holzschläger Urban (Brumthal), Zimmermann Jarwiecki (Sparley), Zimmermann Claus (Nymwegen), Bäcker Karl Horn und Schlosser Friedrich Horn (Neustadt in der Pfalz), Drotleff (Siebenbürgen). Wie der englischen „Times“ ferner berichtet wird, ließ der Sultan von Witu die Deutschen am Tage vor deren Ermordung nach Witu kommen und entwaffnen. Künzel erging sich in heftigen Ausdrücken gegen den Sultan, damit war sein und seiner Genossen Schicksal besiegelt. Vier wurden außerhalb des Thores von Witu und drei nach meilenweiter Verfolgung getödtet. Zuletzt kam die Reihe an Künzel. Neuffel wurde verwundet, entkam aber in dem hohen Grase. Die Mörder begaben sich alsdann nach dem mehrere Meilen entfernten ursprünglichen Lager Künzels und tödteten dort den zurückgelassenen Karl Horn. Die um Witu liegenden deutschen Plantagen wurden gänzlich verwüstet und der deutsche Pflanzer Behnke getödtet. Alle Einwohner des Distriktes, der Sultan eingeschlossen, sind an der That beteiligt. Seitens der Reichsregierung ist eine Untersuchung eingeleitet. Witu steht seit dem Abschlusse des jüngsten Abkommens unter dem Schutze Englands und dürfte jetzt der Sultan wohl abgesetzt werden.

Ueber die zukünftige Stellung des Herrn von Wißmann in Afrika verlautet noch nichts Bestimmtes. Der „Reichs- und Staats-Anz.“ meldete neulich: Über die zukünftige Organisation des ostafrikanischen Küstengebietes wird innerhalb der Reichsverwaltung das erforderliche Material vorbereitet, damit dem Reichstage sofort bei seinem Zusammentritte ein vollständiger Plan in allen Einzelnheiten vorgelegt werden kann. Der kaiserliche Gouverneur in Kamerun, Frhr. v. Soden, begiebt sich in diesen Tagen nach Ost-Afrika, um über die künftige Gestaltung der inneren Verwaltung und die Regelung der Jurisdiktions-Verhältnisse an der Küste Ermittelungen anzustellen und darüber zu berichten. Vorläufig, d. h. bis zum 1. April nächsten Jahres, wird Major von Wißmann wahrscheinlich in seiner bisherigen Stellung bleiben, wir hoffen aber, daß er auch dann noch eine hervorragende Thätigkeit in Afrika entfalten werde, wenn das Küstenland einen Zivilbeamten als Gouverneur erhält, wie es den Anschein hat.

Am 27. September besuchte Major von Wißmann Köln. Zu seiner Ehre fand im Zivil-Kasino eine Feier statt, an welcher etwa 200 Herren, darunter auch der hochw. Herr Erzbischof und die Spitzen des Afrika-Vereins teilnahmen. Wir wollen aus den von dem Gefeierten gemachten Äußerungen das Wichtigste hervorheben. Sein Hauptquartier wird er, nachdem die Insel Zanzibar unter englische Oberhoheit gekommen, nach der Küste verlegen. Vorgeschlagen seien Bagamoyo und Dar-es-Salaam. Bagamoyo habe das nächste Jahrzehnt hindurch gewiß noch die Führung im Handel der Küste. Die Verbindung von Dar-es-Salaam und Bagamoyo durch eine Eisenbahn, bezeichnete Herr von Wißmann als leicht möglich. Der Privatunternehmung müsse man den Eisenbahnbau in das Innere überlassen. Am wichtigsten erscheint dem Major v. Wißmann die Anschaffung von Dampfern auf den Seen. Ostafrika habe zwei Küsten, die eine am Ozean, eine an den großen Seen. Es handle sich darum, mit den Dampfern die Sklaventransporte über die Seen unmöglich zu machen; ein Dampfer mit einem Geschütz reiche auf jedem See aus. Die Dampfer müßten seefüchtig sein, da sie schweren Seegang zu überwinden haben, eine Geschwindigkeit von 8 Knoten sei mindestens erforderlich. Für den Dampfer auf dem Viktoria-See, der übrigens nur 70- bis 80000 Mark kostet, sei der Transport schon vorbereitet. Der bekannte Irländer Stokes habe am 1. Juni 1891 vertragsmäßig in Saadani mit 6000 Trägern zu erscheinen. In Lasten bis zu 60 Pfund verpackt, soll dann der Dampfer in das Innere befördert werden. Die Waniamwesi, welche als Träger dienen sollen, seien ausgezeichnet. Die übrigen zwei Dampfer müßten über fremdes Gebiet auf dem Wasserwege transportirt werden, zum Nyassa-See seien nur zwei Tagereisen zu Land zu machen, zum Tanganjika 22 Tagereisen. England werde man sicher zuvorkommen, wenn bis zum 1. Juni 1891 Alles in Saadani sei. Die Strecke, welche ein englischer Transport von Mombassa aus durch das Hinterland zu durchmessen habe, sei nur in der Regenzeit zu überwinden.

Auf Anfragen aus der Versammlung, wie sich denn die Montage an Ort und Stelle ermöglichen lasse, erwähnte Herr von Wißmann, Emin Pascha sei beauftragt, an dem Viktoria-Nyanza-See einen Hafen anzulegen. Von dem Südende des Sees würden die Teile des Dampfers auf Booten zum Hafen gebracht und dort durch europäische Zimmerleute und Schiffsbauleute zusammengesetzt werden. Diese Leute seien jetzt bei dem Bau des Dampfers zugegen und hätten sich verpflichtet, an den See mitzugehen. Als Brennmaterial wird Holz verwandt werden. Die Heizeinrichtungen der Dampfer auf dem Kongo sind jetzt schon darauf eingerichtet. Das harte knorrige Holz der Savannenbäume ist dazu äußerst geeignet. Sobald die Neger einsehen, daß sie durch Holzlieferungen Geld verdienen können, schaffen sie massenhaft Material herbei. Wenn wir mit den Dampfern auf dem Viktoria-Nyanza-See den Engländern zuvorkommen, so würde unser politisches Ansehen, das jetzt schon durch Peters und Emin Pascha sehr groß sei, noch vermehrt werden. Auch die Teilnahme des kräftigen Stammes der Wanyamwesi an den Kämpfen gegen Buschiri hatte dazu beigetragen. Auch die Sklavenfrage wurde im Laufe der Verhandlung berührt und Major v. Wißmann konnte erklären, daß in Deutsch-Ostafrika keine Sklaven mehr gejagt würden. Alle kämen jetzt aus dem

Kongostaat. Tippo Tip ist, wie Herr v. Wißmann hervorhob, nur dadurch noch im Besitz seiner Macht im Kongostaat, daß diesem die Kraft fehlt, ihn zu vertreiben. Abends fand im festlich geschmückten Saale des Gürzenich ein Kommers zu Ehren des Reichskommissars statt, welcher von 600 Personen besucht war. Für den zweiten Seedampfer wurden während des Kommerses 31300 M. gezeichnet, was mit dem früher gezeichneten 61000 M. ergiebt.

In Dar-es-Salaam ist eine Kaiserlich deutsche Telegraphenanstalt für den allgemeinen Verkehr eröffnet worden. Die Wortgebühr für Telegramme aus Deutschland nach Dar-es-Salaam beträgt 7 Mark 85 Pfennige.

Über das befestigte Lager am Aruwimi berichtet der belgische Missionar Van Rouslé, welcher zur Errichtung einer Missions-Niederlassung im Februar stromauf fuhr: „Am 3. März kamen wir zu der Station im Lande der Basoko, oder vielmehr zu dem befestigten Lager, welches der Kongostaat an der Mündung des Aruwimi errichtet hat. Das Lager, welches dazu dient, den sklavenräuberischen Arabern die Spitze zu bieten, ist von wirklicher Stärke. Der umgebende Wall ist einen Meter dick und vier Meter hoch; er zeigt eine doppelte Reihe von Pallisaden, deren Zwischenraum mit Thonerde ausgefüllt ist. Der Wall steigt unmittelbar vom Flusse aus auf eine beträchtliche Höhe empor. Die Spitze ist zu einer Art Warte hergestellt, von welcher die Mündungen von vier Kanonen herabglänzen. Diese Warte beherrscht den Fluß derart, daß keine Flotte von Sklavenräubern ungestraft vorbeikommen kann. Tag und Nacht steht daselbst eine Wache. Gegenwärtig sind die benachbarten Stämme, die früher oft von den Arabern überfallen wurden und in fortwährendem gegenseitigen Kriege standen, ruhig und friedlich.

Die Dampferflotte auf dem Kongo wächst ununterbrochen in raschem Maße. Die Eisenbahn-Gesellschaft, welche auf dem unteren Kongo bereits den Dampfer „Reine de Belges" besitzt, hat jetzt einen neuen Dampfer „Le Souverain" von 600 Tonnen Tragkraft, das größte aller ständigen Schiffe auf dem Kongo, erworben. Ferner hat die Société du haut Congo (Sanford-Expedition) vor kurzem den Dampfer „Prinzessin Clementine" nach Westafrika abgesandt, auf der Fahrt dahin sind die zerlegten Dampfer „Baron Lambermont" und „Auguste Beernaert". Endlich hat dieselbe Gesellschaft noch den Dampfer „Erzherzogin Stephanie" im Bau. Weiter hat die Afrikaansche Handelsvennotschap in Rotterdam, welche auf dem oberen Kongo die Dampfer „Holland" und „Frederick" besitzt, die Absendung eines dritten Dampfers beschlossen.

Bücherschau.

Bei dem Herausgeber dieser Schrift lagert noch eine große Anzahl von Broschüren gegen die Sklaverei, z. B. die **Humanus-Broschüre** mit dem Bilde des Kardinals Lavigerie (Ladenpreis 60 Pfg.), ferner P. Leroy: **Mehr Licht in die Zustände des dunklen Weltteils** (Ladenpreis 50 Pfg.). Die Verbreitung dieser Schriften kann unserer Sache nur nützen, weshalb der Herausgeber sich entschlossen hat, den ganzen Rest, welcher noch einen Wert von mehr als 1000 Mark repräsentirt, zu **verschenken.** In Zukunft wird ein Jeder, welcher an die Adresse des Herausgebers: **Redakteur W. Helmes in Münster i. W.,** einen Beitrag zu den Kosten der beiden Harmoniums einsendet und seine genaue Adresse beifügt, eine dieser Broschüren gratis erhalten. Es wird aber gebeten, 5 Pfg. Rückporto beizufügen, falls dieses von der eingesandten Gabe nicht abgezogen werden soll.

Reichskommissar v. Wißmann ist, wie uns mitgeteilt wird, in der letzten Zeit beschäftigt gewesen, ein größeres Werk zu bearbeiten, welches seine zweite Durchquerung von Afrika ausführlich behandelt. Das Werk wird in Frankfurt a. O. Mitte November im Verlage von Trowitzsch und Sohn erscheinen.

Im Verlage des Geographischen Instituts zu Weimar erschienen zwei neue Karten, welche gerade heute in hohem Grade zeitgemäß genannt werden dürfen. Eine derselben, die **„Handkarte von Deutsch-Ostafrika",** bildet die erste abgeschlossene, zugleich eingehende und übersichtliche Darstellung unseres ganzen ostafrikanischen Besitzes, wie er durch das Abkommen mit England begrenzt ist. In detailliertem Maßstabe 1:3 Millionen nach den neuesten Forschungen bearbeitet, vereinigt diese Karte ein handliches Format mit niedrigem Preise (1 Mark) und wird daher in weiten Kreisen willkommen geheißen werden. Die zweite Karte steht ebenfalls mit dem deutsch-englischen Abkommen in Zusammenhang; unter dem Tittel **„Berlin-Helgoland"** enthält sie ein Kärtchen von Helgoland und den benachbarten Meeresteilen, welchem in roter Farbe ein Teil des Stadtplans von Berlin in gleichem Maßstabe aufgedruckt ist. Die Karte (Preis 20 Pfg.) ermöglicht so einen interessanten anschaulichen Größenvergleich.

Aus dem Verlage des Liter. Instituts von **Dr. M. Huttler** (Michael Seitz) **Augsburg** liegen uns folgende hübsche Novitäten vor: **Leitsterne für die männliche Jugend** und strebsame Männer, von Frz. Xav. Wetzel. 8°. 288 Seiten. Preis brosch. 2 M. 40 Pfg., elegant geb. 3 M. Wir wüßten kein Werkchen für junge Männer, das eindringlicher vor den hunderten Gefahren und Klippen, von denen unsere Jünglinge tagtäglich umgeben sind, warnend seine Stimme erhebt, die trügerischen „Irrlichter" der Weltfreuden so scharf kennzeichnet, die Fallstricke so hell beleuchtet, als gerade Herr Stadtpfarrer Wetzel es in seinem so trefflichen Werkchen thut. Vater, Mutter, die du einen Sohn in der Fremde, sei es in den Studien, sei es in der Lehre, hast, schenk zu Weihnachten deinem Sohne dieses hoch bedeutsame Werk, und du wirst sicher die Freude haben, ihn unverdorben und unberührt vom eisigen Hauche der eitlen Lüste an dein Herz drücken zu können. — Kuhn Kaspar, **400 Rätsel für Jung und Alt.** 8°. 128 Seiten. 1 M. Allen Schulbibliotheken und Instituten seien diese hübschen Original-Rätsel wärmstens empfohlen. — Pletl G., Priester, **Wesen und Wirken der Jugendbündnisse.** 8°. 43 Seiten. 40 Pfg. In 2 Abhandlungen erörtert der bekannte Herr Cooperator Pletl die Notwendigkeit der Jugendbündnisse zur Wahrung vor den Verderbnissen der Gegenwart, deren Wesen und Organisation nebst Endzwecken. Möge kein Priester verfehlen, sich diese höchst instruktive Broschüre anzuschaffen. — Bei dieser Gelegenheit sei wieder hingewiesen auf die warm geschriebene Broschüre des Augsburger Dompredigers Max Steigenberger, die unter dem Titel **„Taube der Flut,** Evangelische Briefe eines Katholiken" sich an die gutdenkenden Protestanten wendet und berechtigtes Aufsehen erweckt hat. — Von dem unermüdlichen Volks- und Jugendschriftsteller P. Herm. Koneberg, dem wir auch das treffliche **Rosenkranzglöcklein** (100 Stück 4 M., einzeln 5 Pfg.) verdanken, erscheint für Jung und Alt ein **„liturgisches Bilderbuch",** das noch rechtzeitig für Weihnachten und trotz der vielen Illustrationen zu billigstem Preise fertiggestellt wird, wie auch dessen **„Prager Jesukindlein",** dieses liebliche Büchlein vom Jesukinde, schon in 2. Auflage unter der Presse ist. Noch manche Novität wird aus dieser rührigen Verlagshandlung uns erfreuen und werden wir in Bälde auf diese Sachen zurückkommen.

Der Regensburger Marienkalender für das Jahr 1891 (Verlag von Fr. Pustet in Regensburg, Preis 50 Pfg.), darf wieder als ein ächtes katholisches Volksbuch bezeichnet werden, dessen Inhalt und Ausstattung

wirklichen Genuß bieten. Wir heben hervor: Das schöne Kalendarium in Rot- und Schwarzdruck mit 12 Wallfahrtsorten und deren Gnadenbildern, — die Monatsgedichte von Cord. Peregrina, — die Jahresrundschau mit 19 Portraits, — die von Dr. Sprotte erzählte Reise in das heilige Land mit 8 Illustrationen und einem großen Panorama von Jerusalem, — P. Hattler's, S. J. Legenden der 14 heiligen Nothelfer nebst Gruppenbild, — sowie die volkstümlichen Erzählungen von Steigenberger, Keiter, May und Bonn mit zahlreichen Original-Illustrationen. — Der Gesamteindruck, den dieser Kalender macht, ist ein vorzüglicher und ist der Wunsch gerechtfertiget, daß derselbe in keinem katholischen Hause fehlen sollte. Möge dieser Zweck unserer Empfehlung in Erfüllung gehen.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrikaverein: Vom Vorstand des Z.-V. Kolberg, 9 M. — Pfr. Fr. Jos. Riedmiller, Unterschwarzach, 2 M. 50 Pfg. — Dr. Becker, Pfr. Niederheimbach, 2 M. 60 Pfg. Zusammen 14 M. 10 Pfg.

2. Für 2 weitere Harmoniums (eines für Kamerun und eines für die Patres vom hl. Geist in Ostafrika): Lehrer Jos. Becker, Gierath b. Fürth, Rhld.,* 1 M. — Pfr. Wertz, Norvenich,* 6 M. 50 Pfg. — Pfr. Schwarz in Nagelsberg, 4 M. — Aus Twisteden bei Kevelaer* 2 M. — Kuratieverweser Kopp, Kotspiel, Würtemb.,* 3 M. — Dekan Orth, Wicker,* 2 M. — Dechant Lunz, Legie, 23 M. — J. Barkowski, Allenstein, Ostpr.,* 9 M. 55 Pfg. — Vikar Fontaine in Rhede, 42 M. 65 Pfg. — Dr. Trauter, Pfr., Dißlingen,* 14 M. 40 Pfg. — Pfr. Alt, Pfärrich,* 1 M. — Pfr. Frankeser, Sonsbeck,* 1 M. 30 Pfg. — Pfr. Götting, Bosel,* 3 M. — Aus Neufra, Würtemb., 30 Pfg. — Benef. J. Beer, Paulsdorf,* 5 M. 50 Pfg. — Pfr. Kornbrust, Huisberden,* 6 M. 45 Pfg. — Zu Ehren des göttlichen Jesukindes 1 M. — Lehrer Walbach, Linz, 1 M. — W. Iburg, Haren, (Ems),* 6 M. Zusammen 133 M. 65 Pfg.

3. Für die Mission Dar-es-Salaam: 24 M. 10 Pfg. zum Loskauf eines Kindes, gesammelt in der Gemeinde Tiegenhof und Gabe des Joh. Gehrmann, eingesandt von M. Weitzenmiller. Name des Kindes: Johannes. Zusammen 24 M. 10 Pfg.

4. Zum Loskaufe von Sklavenkindern mit Patenauslosung: Pfr. Herzer, Sontheim a. Harz 5 M.

Zu Ehren der Rosenkranzkönigin und zum Troste der armen Seelen bitten wir in den Monaten Oktober und November um fleißige Beisteuer zu den Kosten der beiden Harmoniums.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrikaverein: Kaufmann Reichert, Reichenhall, 50 M. — Pfarrer Selbmann, Tecklenburg, 5 M. — Schulgemeinde Gerkrath 2 M. 75 Pfg. — H. R., Münster i. W., 2 M. Zusammen 59 M. 75 Pfg.

2. Zur Anschaffung von Harmoniums: M. Raffler, Greifenberg, 4 M. 50 Pfg. — Th. Wolfgarten, Euskirchen, 10 M. — Redaktion des Kirchenblattes, Dresden, 9 M. — Wächter, Herbede, 15 Pfg. — Dekan Schneider, Stuttgart,* 2 M. 30 Pfg. — Prothmann, Liewenberg,* 3 M. 40 Pfg. — Grell, Bilstein, 50 Pfg. Zusammen 29 M. 85 Pfg.

3. Zum Unterhalte der Schwestern in St. Ottilien: Welzel, Wendzin, 10 M. — Pfarrer Selbmann, Tecklenburg, 5 M. Zusammen 15 M.

4. Für die Patres vom hl. Geiste: Ph. Kaiser, Düsseldorf, für 21 hl. Messen für eine Verstorbene, namens Helene, 42 M. — Derselbe zum Loskaufe von Sklavenkindern 108 M. — Joh. Bieger II, Marienthal, für 1 hl. Messe zur Wiedererlangung der Gesundheit 1 M. — Ungenannt aus Heiligenhaus, zum Loskaufe von Sklavenkindern, 25 M. — Durch unseren Agenten Jos. Kogel in Stolberg (Rheinland) gingen ein: Von Frau Br., Stolberg, für 1 hl. Messe 1 M. — Von Frau P., Stolberg, für 3 hl. Messen 3 M. — Von Frau Sch., Stolberg, für 3. hl. Messen 3 M. — Von Wwe. H., Stolberg, für 1 hl. Messe zu Ehren des hl. Antonius 1 M., und für 1 hl. Messe für ihren verstorbenen Mann 1 M. — Von Frau K. für 1. hl. Messe 1 M. — Von Ungenannt für 4 hl. Messen 4 M. — Von N. für 1 hl. Messe 1 M. — Von Fräulein H., Münsterbusch b. Stolberg, für 14 hl. Messen 14 M., und für 1. hl. Messe 2 M. — Von Leon. K., Stolberg-Mühle, für 5 hl. Messen 5 M. — Von P., Stolberg, für 1 hl. Messe 2 M. — Von O., Stolberg, für 1 hl. Messe 1 M. — Von R., Stolberg, für 1 hl. Messe 1 M. — Von Ungenannt für 1 hl. Messe 1 M. 50 Pfg. — Von Ungenannt für 7 hl. Messen 7 M. — Von Ungenannt für 1 hl. Messe 1 M. — Von Frau H., Münsterbusch b. Stolberg, für 3 hl. Messen für die Verstorbenen 3 M., und für 1 hl. Messe für ein besonderes Anliegen 1 M. Zusammen 229 M. 50 Pfg.

5. Für die Weißen Väter Lavigeries: Ungenannt zum Loskaufe eines Sklavenkindes, auf den Namen „Viktor" zu taufen, 25 M. — G. Zeindl, Heiligenkreuz, 4 M. 80 Pfg. — Ungenannt, Neuenburg, für 1 Seelenmesse, 1 M. 50 Pfg. Zusammen 31 M. 30 Pfg.

6. Zum Loskaufe von Sklavenkindern mit Patenauslosung: M. Richter, Berlin (acht Namen), 80 Pfg. — Anna Kreschmer, Steglitz, 2 M. — Anna Malius, Berlin, 70 Pfg. — Johanna Roski, Berlin, 1 M. 50 Pfg. — Pfarrer Dolman, Refrath (zwei Namen), 50 Pfg. Zusammen 5 M. 50 Pfg.

7. Für die Mission in Dar-es-Salaam. Zum Loskaufe von Sklavenkindern: Michaela Guggemos, Kaufbeuren, zum Loskaufe eines Sklavenkindes, auf den Namen „Lorenz" zu taufen, 21 M. — Von einem Jünglinge aus Glehn zum Danke für glückliche Genesung aus schwerer Krankheit für ein Negerkind, zu taufen auf den Namen „Paulus," 21 M. — Jos. Anhalt, Erfurt, 5 M. — Niepmann, Camp, zum Loskaufe eines Negerkindes, zu taufen auf den Namen „Joachim" oder „Anna," 21 M. — Ungenannt „Causa nostrae lätitiae. ora pro nobis" 3 M. — Ungenannt, Sterndernheim, 1 M. 50 Pfg. Zusammen 72 M. 50 Pfg.

8. Für die Mission am Zambesi: Pfarrer Trippe in Bigge,* 8 M. 15 Pfg. — Wwe. Vollmer, Velmede, 3 M. Zusammen 11 M. 15 Pfg.

*) Alle mit * bezeichneten Gaben stammen aus dem Verkaufe von **„Afrikas Klage."** Die Zettel sind noch fortwährend von der Expedition des „Gott will es!" zu beziehen.

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Eine Familie. — Die verstorbene ehrw. Oberin eines Klosters. — Eine verstorbene Schwester. — Ein junger Mann in einem besonderen Anliegen. — Eine schwierige Geschäftsangelegenheit. — H. R.: Ein besonderes Anliegen. — Alle Seelen der Verstorbenen aus unserem Leserkreise. — Mehrere junge Leute um den Beruf zum Ordensstande. — Eine Mutter in besonderem Anliegen. — Um Rückkehr der verbannten Orden nach Deutschland.

Briefkasten der Redaktion.

Nach Stuttgart: Außer dem Reichsboten hat kein protestantisches Blatt den Artikel erwähnt. Derselbe war offenbar zu unbequem und man wollte die eigenen Leser nicht darauf aufmerksam machen. — Pfarrer S. in T.: Ihre Anerkennung thut uns wohl, besten Dank. — Pfarrer S. in **Tecklenburg:** Fragl. 9 M. sind S. 569, Zeile 11 von oben, quittiert. Die Verspätung war nicht Schuld des Empfängers. — Auf unsere Bücherschau machen wir besonders aufmerksam.

(Schluß der Redaktion am 10. Oktober.)

« Zur Unterhaltung. »

Der Schwur.

Eine Sklavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Nach **Raoul de Navery.** (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

9.

Der Käufer unseres Helden war ein Mann im besten Alter; man gab ihm höchstens vierzig Jahre. Obwohl Anhänger des Koran, hätte er doch, was Herzensgüte anbetraf, manchem Christen ein Vorbild geben können. Seine Mildthätigkeit gegen die Armen entsprach seinen ungemessenen Reichtümern, die er teils ererbt, teils durch den Handel erworben hatte. Karawanen und Schiffe führten alle Jahre neue Schätze in sein Haus, aber der Durst nach Gold, ein Hauptfehler der Mohammedaner, war ihm unbekannt. Für damalige Verhältnisse besaß er eine überlegene Bildung und hatte viel Land und Leute gesehen, dem entsprechend besaß er in Tripolis auch einen bedeutenden Einfluß. Sein Ideenkreis hatte sich erweitert, obwohl er treu und selbst mit Eifer die Lehre des Propheten beobachtete, so erkannte er doch Jesus den Rang eines Propheten zu und unterhielt gern geschäftlichen Verkehr mit den Christen.

Das Haus Osmanlis lag ganz vereinsamt in einem mächtig großen Garten. Es war nur niedrig und das flache Dach senkte sich unter dem Drucke schwerer Kübel mit blühenden Rosen und anderen Gesträuchen. Im Innern atmete alles orientalischen Luxus und feinen Geschmack. Die Steinmosaik der Sommersäle, die großen Badewannen aus Marmor, die Stoffe der Divans, Tapeten und Teppiche hätten einem Palaste des Beys Ehre gemacht. Aber die Hauptzierde dieser Wohnung bestand in einem auserlesenen Blumenschmucke. Man erriet auf den ersten Blick, daß hier eine zarte Hand, eine delikate Natur die Herrschaft führte. Dieser goldene mit Blumen bekränzte Käfig barg einen seltenen Vogel, Fatma, die einzige Tochter Osmanlis, sein Stolz und seine Freude.

Osmanli hatte niemanden außer diesem Kinde, sein Weib starb, als ihr Töchterchen in der Wiege lag. Sei es aus Gram, sei es aus Weltverachtung, er blieb seit jenem Tage, an dem er Gulnai verlor, allein, nur für das kleine Wesen lebend, dem er eine abgöttische Liebe widmete.

Und Fatma wuchs heran zu einem Mädchen, die der Liebe ihres Vaters würdig war. Mit ihrem ovalen Gesichte, aus dem zwei blitzende schwarze Augen naiv in die Welt schauten, den regelmäßig schönen Zügen, außerordentlich kleinen Füßen und Händen, ohne welche keine orientalische Schönheit mustergültig ist, und der reinen frischen Stimme war sie ein Wesen, welche den Stolz ihres Vaters wohl berechtigt erscheinen ließ. So sehr dieser

auch die Gebräuche des Orients in Ehren hielt, so fand er es doch nicht für notwendig, sein Kind zu zwingen, stets in dichtem Schleier verhüllt zu gehen. Im Hause selbst, sowie innerhalb der Mauern des Gartens legte er ihr keinen Zwang auf, mit fliegenden Haaren durfte sie umherspringen und sich aller Privilegien der Jugend erfreuen.

Die Ausbildung der jungen Mädchen im Oriente ist bekanntlich auch heute noch eine sehr mangelhafte. Fatma verstand reizende Stickereien in Gold und Perlen zu fertigen, Perlschnüre in ihre langen Haare zu flechten, ihre Gesänge mit eintönigen Instrumenten zu begleiten und an einer Perlschnur einige Verse des Korans abzuleiern, aber das war auch alles. Sie hatte niemals Schmerz empfunden, nie eine Thräne geweint. Ihre Sklavinnen kamen allen ihren Wünschen zuvor. Ihr größter Verdruß bisher war der Verlust eines prachtvollen Vogels gewesen, der bisher noch nicht ersetzt war. Ihre Mutter hatte sie nie gekannt. Gewöhnt, der einzige Gegenstand der Liebe des Vaters zu sein, würde sie es schwer ertragen haben, diese mit jemandem teilen zu müssen, und die fast krankhafte Eifersucht des verzogenen Kindes bestimmte Osmanli, auf jede spätere Verheiratung zu verzichten.

Am Morgen des Tages, wo ihr Vater sich zu dem Sklavenverkaufe begeben wollte, sagte Fatma zu ihm:

Der Gärtner, der unsere Rosen pflegte, ist tot.

Und du wünschest, daß ich ihn ersetze?

Wenn du willst, ja.

Als nun Osmanli den Kapitän sah, dachte er bei sich: Der Mann da soll wenigstens nicht zu harter Arbeit verurteilt werden. Meine Tochter wird in ihm einen vernünftigen Gärtner haben, und jeder andere Herr würde ihn unglücklicher machen, als er es in meinem Hause sein wird. —

Hier ist mein Haus! sagte Osmanli zu seinem Sklaven, als sie vor dem Gitterthore standen.

Dieser warf einen Blick auf die vor ihm liegende reizende Villa mit den herrlichen Blumenbeeten, und atmete erleichtert auf.

Wie gefällt es dir? fragte der Türke.

Prachtvoll. Du bist ein guter Mann, antwortete Compian.

Bist du sicher, dich nicht zu irren?

Ganz sicher. Ein Mensch, der die Natur liebt, ehrt Gott und achtet das Unglück seines Gleichen.

Ich ehre Gott und bedauere dich.

Da ich nun einmal Ketten tragen muß, so freue ich mich, daß ich dir dienen soll.

Sie traten ein. Ein Schwarzer sprang herbei, entledigte Osmanli der schweren Kleider, zog ihm die Sandalen aus und wusch ihm die Füße. Nimm diesem Manne die Ketten ab, befahl Osmanli.

Fürchtest du nicht, eine Unvorsichtigkeit zu begehen? fragte Compian.

Nein, ich weiß, sobald ich dir Vertrauen bezeige, wirst du dich treu beweisen. Morgen sage ich dir, was du zu thun hast.

Compian verließ den Vorsaal und trat in den Garten. Der Tag ging

zur Neige und die Sonne sandte ihre letzten Strahlen auf diese prächtigen Anlagen. Das Bild, welches sich Compian vom Sklavenleben gemacht, erbleichte in seiner Seele. Er war der Fesseln entledigt, befand sich allein in einem mächtig großen Garten, sah weder Wächter noch Peiniger. Mit dem Ausdrucke tiefer Dankbarkeit richtete er den Blick zum Himmel. Aber langsam wandten sich seine Gedanken wieder dem Irdischen zu, die Namen Magdalena, Martha, Lazarus kamen auf seine Lippen. Und jetzt, gerade als ob es ihm noch mehr zum Bewußtsein kommen sollte, was ihm fehle, erhob sich die klangvolle Stimme Fatmas, begleitet von leisen Tönen, die sie ihrer Guzla entlockte, sie ließ eine orientalische Weise hören, deren klagende Melodie eigentümlich harmonierte mit der Gemütsstimmung des Gefangenen. Bei dieser zarten Frauenstimme, welche ihn so lebhaft an Martha erinnerte, verlor er plötzlich alle Selbstbeherrschung. Seine Arme streckten sich verzweifelt nach dem Himmel aus, schmerzlich entrang es sich seiner gepreßten Brust: Magdalena! Viktor! Martha! Lazarus! Der starke Mann ließ seinen Thränen freien Lauf. Die Nacht brach herein und immer noch irrte der Unglückliche zwischen den Blumenbeeten umher, bis ihn ein Schwarzer, Tuhu, aus seinem Sinnen weckte, indem er ihm unerwartet die Hand auf die Schulter legte.

O, ich habe mich ganz vergessen, sagte Compian zusammenfahrend. Habe ich Übles gethan? Ist der Herr böse?

Der Herr ist gut; komme zum Essen.

Compian folgte ihm. Er berührte kaum die Speisen, die man ihm vorsetzte, aber er überzeugte sich doch, daß Osmanli seinen Sklaven eine ebenso reichliche als gesunde Nahrung geben ließ.

Du hast Kummer, tröstete ihn Tuhu; das wird vorüber gehen.

Mein Kummer geht nicht vorüber, aber ich werde ihn verbergen, erwiderte Compian. Nach der Mahlzeit wies der Schwarze dem neuen Gefährten ein kleines Zimmer an, in dem er allein wohnen sollte. Die anderen schlafen in einem gemeinschaftlichen Raume, sagte der Neger. Compian dankte seinem Herrn innerlich für diese freundliche Rücksichtnahme und gab sich in der Einsamkeit seiner Zelle jenen Betrachtungen hin, die begreiflicher Weise seine ganze Seele erfüllten. Bis zum Verkaufstermine hatte er immer noch gehofft, daß einer der Väter der Barmherzigkeit, wie man die Trinitaries gemeiniglich nannte, die Sklaven Ben Sadocs loskaufen würde. Mehr als einmal hatte er den Erlösern der Gefangenen bedeutende Summen gegeben, wenn sie an seine Thüre kamen, und stets stand ihnen sein Schiff zu freier Überfahrt zur Verfügung. Compian war keine eigennützige Seele, aber in solcher Lage erschien seine Hoffnung nur zu berechtigt.

Der Pirat hatte zwei Monate gewartet, ehe er zum öffentlichen Verkaufe schritt. Jetzt war Compian Eigentum eines Herrn geworden, der sich sicher nicht aus Geldgier eines Sklaven entäußerte, besonders, wenn er mit dessen Diensten zufrieden war. Von dieser Seite war also nichts mehr zu erwarten; Compian, der geachtete Rheder von Marseille, der liebende Gatte und Vater, durfte unter gewöhnlichen Verhältnissen an die Wiedererlangung seiner Freiheit nicht mehr denken. (Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Riffarth in M.Gladbach.

Gott will es!

Noch einmal die katholische Missionsthätigkeit.*)

Von Dekan Schneider in Stuttgart.

„Vier Jahrhunderte Missionsarbeit der römisch-katholischen Kirche sind ohne nennenswerten Nutzen für Afrika geblieben. Warum hat sie in 450 Jahren Afrika nicht erobert.

Das ist die Frage des Herrn Missionsinspektors Dr. Zahn in Bremen in einem Artikel, welchen er der „Weserzeitung" vom 13. Sept. einverleibte. Wir haben hierauf Antwort zu geben. Herr Dr. Zahn seinerseits hat sie bereits gegeben und sie lautet: „Woher dieser Mißerfolg? Ein Grund ist, daß die römische Kirche den Zwang sanktioniert hat. Der Hauptgrund aber ist, weil sie es gemacht hat, wie sie es heute wieder macht, daß sie statt auf Herzensbildung das Hauptgewicht zu legen, die Einverleibung in die Kirche, die kirchliche Gewöhnung, die Dressur des Anstaltslebens für die Hauptsache ansieht. Sie ist an dem zu Grunde gegangen, was ihre modernen Bewunderer an ihr preisen."

Antworten wir auch unserseits auf die Frage: „Woher der Mißerfolg?" Wir sagen zum voraus, daß die Mission nicht, wie Dr. Zahn meint, an dem zu Grunde gegangen sei, was ihre modernen Bewunderer an ihr preisen; sie ist nicht zu Grunde gegangen an der von ihr angewandten Methode in der Evangelisierung, die der genannte Herr „Zwang, Gewöhnung, Dressur ꝛc." nennt. Vielmehr ergiebt sich aus der Betrachtung der geschichtlichen Ereignisse an der Ostküste Afrikas, daß andere Faktoren zur Vereitlung der ersten Missionsverversuche daselbst mitgewirkt und zur Ausrottung des schon aufblühenden Katholizismus geführt haben.

Um das Jahr 740 ließen sich sehr viele mohammedanische Araber bleibend an der Ostküste Afrikas nieder und herrschten über dieselbe und das Hinterland bis weit in das Innere Jahrhunderte lang von den Handelsplätzen aus, die sie gründeten und mit Scheichen besetzten. Aber 1498 umsegelte Vasco da Gama, der portugiesische Entdecker und Seefahrer, die Südspitze Afrikas und gelangte auf seiner weiteren Fahrt nach Mozambik und Zanguebar. Nach langem hartnäckigem Kampfe mit den Arabern unterwarf er sich die Küste bis Mombassa und die Insel Zanzibar. Sofala, Kiloa, Mombassa und andere Orte, auch jene Insel, erhielten Festungen und bald ließen sich

*) Nachdruck mit Quellenangabe erwünscht.

an den sicheren Orten Portugiesen nieder. Den Eingeborenen, die zum größten Teile Heiden waren, wurde das Evangelium verkündet, da den Eroberern die Missionare auf dem Fuße gefolgt waren. Dominikaner, Augustiner und später Jesuiten waren die Glaubensboten, die an der fernen Küste erschienen.

Zu den Pflanzstätten des Christentums gehörte vor allem die Stadt Mombassa, wo ein Augustinerkloster bestand. Von den zwanzig Kirchen, die dort zur Zeit der Blüte der christlichen Religion bestanden haben sollen, sind nach Burtons Zeugnis (Zanzibar, II. vol. cp. 2, London 1872) noch von dreien, sowie von dem Kloster Überreste vorhanden. Auch war eine Kirche in Ampasa auf der Insel Patta, wo P. Lobo auf der Durchreise den Gottesdienst am Osterfeste 1624 hielt. In Zanzibar fand sich eine zahlreiche christliche Gemeinde und auf Pemba hörte Burton von den Ruinen zweier Kirchen.

Wir wissen freilich nicht genau, mit welchem Erfolge die katholischen Missionare in jenen ungesunden Küstenstrichen gearbeitet haben, und wie hoch die Zahl der bekehrten Eingeborenen gestiegen sei. Denn die Reiseberichte der Missionare, welche von Portugal kamen, wurden von der Regierung mit Sorgfalt geheim gehalten, und solange nicht die Bibliotheken von Lissabon in Bezug hierauf durchforscht werden, müssen wir diesfalls im Dunkeln bleiben. Soviel kann man aber wohl sagen, daß der immerwährende Kampf zwischen den Arabern und Portugiesen im 16. und 17. Jahrhunderte einer gedeihlichen und nachhaltigen Missionsarbeit sehr im Wege stand. (S. Baron de Bethune, „Die afrik. Missionen", Heft 18, 19 und 22 von „Gott will es!")

Noch mehr ward die Missionsthätigkeit erschwert, als die protestantischen Holländer (1595) und Engländer (1597) in jenen Gewässern erschienen und infolge hiervon der Stern Portugals sank. Zudem hatten die Portugiesen, ihre Handelsleute und Beamten, durch Habsucht und Gewaltthätigkeit die Gemüter der eingeborenen Häuptlinge und Stämme derart erbittert und verfeindet, daß die christliche Religion selbst verächtlich und verhaßt gemacht wurde. Es war nicht die Schuld der Missionare, welche den nationalen Haß der Schwarzen bis zu dem Grade steigerte, daß der zum Christentume bekehrte Scheich von Mombassa, Jussuf ben Achmed, durch eine heimlich geplante Empörung (1631) sich der Stadt Mombassa bemächtigte und nach Ermordung der portugiesischen Besatzung, nach Niedermetzelung aller Christen, Greise, Kinder und Frauen, Zerstörung von Kirchen und Vernichtung aller kirchlichen Geräte den Christennamen abwarf. Es war auch nicht die Schuld der Missionare, daß hierauf durch die von Jussuf aufgehetzten Scheichs an anderen Orten ebenfalls die Christen hingemordet wurden. Das hatte die portugiesische Regierung zu verantworten.

Nun erschienen aber (1633) die Fürsten von Oman in Arabien auf dem Kampfplatze und die Europäer brachten nichts Großes mehr

zustande. Der Iman Nassar ben Murdscheb war es, welcher den Kampf gegen Portugal eröffnete; sein zweiter Nachfolger, Sef, nahm (1698) Mombassa, Zanzibar und Kiloa, und vertrieb und tötete alle Abendländer an der ganzen Küste. Die Portugiesen ließen nichts zurück als zerstörte Vesten, verbrannte Kirchen und niedergerissene Häuser. Seit dieser Zeit war dort das Christentum erloschen, nachdem es 200 Jahre lang während der fast beständigen Kriegshändel gesucht hatte, sich zu befestigen und auszubreiten.

Portugal, dem von der Vorsehung die so schöne Rolle der Christianisierung und Zivilisierung Ostafrikas zugewiesen war, hat seinen hohen kulturellen Beruf nicht erkannt. Es selbst trägt die Hauptschuld an der Zerstörung der Saat, welche die katholischen Missionare dort ausgestreut haben; diese aber sind in keiner Weise für den Mißerfolg an jener Küste verantwortlich zu machen, wie Herr Zahn gegen das Zeugnis der Geschichte thut. Wie hätte unter solchen Umständen, und wenn sie auch die beste Methode gehabt, die Mission ihre Existenz behaupten können? Sie ist, wie jedem einleuchtet, nicht an dem zu Grunde gegangen, was ihre modernen Bewunderer an ihr preisen.

Vom Jahre 1698 an, wo alles Christliche ausgerottet wurde, kam kein katholischer Missionar mehr zur Evangelisierung an jene Küste. Erst, nachdem 1840 Said Seid seinen Sitz von Maskat nach Zanzibar verlegt hatte und mit England in freundschaftliche Beziehungen getreten war, wagte die protestantische Mission der englisch-kirchlichen Gesellschaft unter Dr. Krapf auf der Küste zu erscheinen. Siebzehn Jahre später folgten französische Missionare und am Weihnachtsfeste 1860, zur Mitternachtsstunde, wurde zum erstenmale wieder, nach 162 Jahren, das hl. Opfer in Zanzibar dargebracht. Da begannen die neuen Versuche der katholischen Missionare, Ostafrika das Christentum zu bringen. „Es mag auch wohl sein", meint Herr Dr. Zahn, „daß dieselben sich kräftiger erweisen, als die frühern. Denn", sagt er, „die moderne römisch-katholische Mission hat sehr viel von der evangelischen gelernt. In der Heidenpredigt, in der Schulthätigkeit, in der Benutzung der einheimischen Sprachen folgt sie dem Beispiele der evangelischen Mission. Es bleibt freilich noch viel zu wünschen übrig." So Herr Dr. Zahn in der „Weserzeitung."

Dieses Urteil über die katholischen Missionen ist in Heft 17 des „Gott will es!" zur Genüge beleuchtet worden. Neu aber ist die Behauptung betreffs der einheimischen Sprachen und hierüber müssen wir noch ein Wort sagen. P. Le Roy schreibt am 2. Dezember 1885 aus Zanzibar, daß „endlich (den Missionaren) die Sprache des Volkes, dem wir das Evangelium verkündigen sollen, kein Geheimnis mehr sei", daß P. Sacleux Schriften besorgen werde, und „wir wollen hoffen, daß wir von jetzt an nach zwei Jahren die ersten notwendigen Bücher haben werden, um sie in die Hände der Missionare zu legen, den Schulkindern zu geben und in den Dörfern im Innern zu verbreiten,

wo sie ehemalige Zöglinge, die nun Männer geworden sind, lesen und auslegen werden." (Annalen der Verbreitung des Glaubens. 1886.) Herr Zahn zieht aus diesen Zeilen den Schluß, daß bis 1885 überhaupt keine Bücher in der einheimischen Sprache existiert haben, daß die von P. Sacleux besorgten Schriften überhaupt die ersten notwendigen Bücher in der Sprache seien, welche die Schwarzen verstehen. So stehe es heute noch in der katholischen Mission von Zanzibar und Bagamoyo, während die protestantischen Missionen, denen Herr von Wißmann so wenig kulturelle Bedeutung zumesse, längst in den einheimischen Sprachen gearbeitet und etwas geleistet haben. Wir geben Herrn Zahn gerne zu, daß die protestantischen Missionen für die Schule sehr viel von jeher gethan haben. Wenn trotzdem ihre kulturelle Bedeutung weniger gewürdigt worden ist, so hat das einen anderen Grund, welchen am schärfsten Sir Bartle Frere hervorhebt, nämlich den, daß die protestantischen Missionen gerade zu viel Gewicht auf die Sprachen der Eingeborenen legen, dagegen den mehr industriellen Unterricht und den Ackerbau vernachlässigen.

Wir kennen die von Zahn erwähnten Bücher von dem englischen (protestantischen) Bischof Dr. Steere in Zanzibar sehr wohl, sowohl seine Grammatik der Suahilisprache als auch seine Swahili Tales in der Ursprache und englischen Übersetzung; wir wissen von P. Scheuermann, daß Steere unter den Europäern am besten das Suahili kannte und die meisten Dialekte verstand. Dr. Krapfs und Rebmanns Schriften in und über die Sprache von Zanguebar sind uns ebenfalls nicht unbekannt geblieben. Wir haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß die Verdienste dieser Männer um die Linguistik große seien, zumal sie die ersten waren, welche jene Sprachen von Südafrika bekannt machten und kultivierten. (Schneider, Die katholische Mission von Zanguebar, I. Hauptstück, Kap. 4.)

Da aber die linguistische Thätigkeit der katholischen Missionare von Herrn Zahn in ungebührender Weise herabgedrückt wird, als sei von denselben hierin zu wenig, ja nichts von Bedeutung geschehen, so wollen wir hier ein Verzeichnis der Schriften über die afrikanischen Sprachen und in denselben geben, welche, um von anderen nicht zu sprechen, nur allein von den Patres vom hl. Geist veröffentlicht worden sind:

Für Ostafrika: P. Baur, Katechismus, in Suahili und Französisch. 1867. P. Daull, Suahili-Grammatik. 1867. P. Sacleux, Katechismus der christlichen Religion. 1887.

Eine neue Suahili-Grammatik und ein Wörterbuch sind unter der Presse.

In der Wolof-Sprache (Senegambien) sind erschienen: drei Sprachlehren, zwei Wörterbücher, vier Katechismen für Kinder und Erwachsene, zwei Gebetbücher, eine biblische Geschichte und die Sonntagsevangelien. Ferner ein Konversationsbuch in vier Sprachen (Französisch, Wolof, Serere, Englisch), die Nachfolge Christi, heilige Lieder (1851—1886).

In den Sprachen Serere und Bambara (Senegambien): zwei Sprachlehren, ein Wörterbuch, ein Katechismus (1873—1886).

In der Soso-Sprache (Sierra-Leone): Grammatik, Wörterbuch, Katechismus (1885).

In der Pongue-Sprache (Gabon): zwei Grammatiken, zwei Wörterbücher, fünf Katechismen (größere und kleinere), das Leben Jesu, das Leiden Christi (1847—1888).

Fiote-Sprache in verschiedenen Dialekten (Kongo): fünf Katechismen, Liedersammlung, biblische Geschichte, drei Grammatiken, zwei Wörterbücher (1884—1890).

Nach dieser Aufzählung der notwendigsten Bücher für die Missionare und die Neubekehrten wird wohl den katholischen Missionaren nicht mehr Vernachlässigung des Sprachstudiums vorgeworfen werden können. Wenn etwa bemängelt werden wollte, daß doch allzu wenig Schriften zur Belehrung und Unterhaltung für die Schwarzen vorhanden seien, so ist hierauf zu bemerken, daß in Ostafrika bis zur deutschen Zeit, und in den französischen Kolonieen auch jetzt und fernerhin die französische Sprache in den Schulen zur besonderen Geltung kam und kommt, und daß für die der französischen Sprache kundigen Eingeborenen es nicht an passender Lektüre mangelt. In den deutschen ostafrikanischen Gebieten wird, statt wie früher der französischen, von jetzt an der deutschen Sprache die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden, so daß bald deutsche Schriften ihren Weg zu den aus Missionsschulen hervorgegangenen schwarzen Christen finden können. Denn Einzelne wird es ja immerhin geben, welche außer der Landessprache auch die unsrige vollständig erlernen werden. Die katholischen Missionare aber haben genug praktischen Sinn, um zu wissen, was für Weiterbildung der Schwarzen zur Zeit nützlich und notwendig ist. Für diesmal handelte es sich nur darum, dieselben von einem nicht verdienten und ungerechtfertigten Vorwurfe zu reinigen.

Tippu-Tib.

Ein innerafrikanisches Lebensbild.*)

„Was man nicht buchstabieren kann" u. s. w. Diese Strophe wäre auf den Namen dieses berühmten und berüchtigten „Helden", den ich in nachstehenden Zeilen schildern will, am besten anzuwenden. Es weiß nämlich heutzutage noch kein Forscher, wie dieser ominöse Spitzname eigentlich geschrieben wird, und muß ich bemerken, daß jeder Reisende, der entweder mit dem kühnen Araber zusammengekommen ist,

*) Entnommen den „Mitteilungen der Nachtigall-Gesellschaft für afrikanische Geschichtsforschung", Berlin.

oder von demselben gehört, den Namen beharrlich anders schreibt, als seine Kollegen; ich gebe als Überschrift dieses Kapitels der Schreibweise Stanleys den Vorzug, weil genannter Forscher am meisten die Dienste des merkwürdigen Mannes für seine Reisen in Anspruch genommen hat.

In Wirklichkeit heißt dieser braunschwarze Napoleon gar nicht Tippu-Tib, sondern Hamed ben Mohamed. Dieser Beiname ist ihm von den Eingeborenen beigelegt worden, da dieselben damit den Knall eines Gewehres charakterisieren, weil Freund Tippu-Tib stets nach Leibeskräften auf die armen Wilden mit oder ohne Veranlassung losknallte. (Unser Korrespondent in Zanzibar erklärte den Spitznamen anders. S. S. 259, II. Jahrg. dieser Zeitschrift. D. Red.)

Zum erstenmale begegnen wir unseren Helden in der letzten Reisebeschreibung Livingstones. Dieser hat ihn nur einmal flüchtig gesehen, nennt ihn in seinem Tagebuche Tipo-Tipo und fügt hinzu, daß er grausame Raubzüge in den Gegenden des oberen Kongo, am Moero- und Baugweolo-See, ausführe; dies hat, wie gesagt, Livingstone nur gehört, aber nach allem, was wir später von Tippu-Tib erfahren, hat diesem der englische Reisende durchaus kein Unrecht zugefügt.

Der zweite Reisende, der persönlich mit ihm aber auf längere Zeit zusammentraf, war der erste Afrikadurchquerer Cameron. Tippu-Tib bot sich an, die Expedition genannten Forschers nach dem sagenhaften Sankurru-See zu führen, wollte aber durchaus keine Verantwortung übernehmen, falls Cameron auf dieser gefahrvollen Reise ein Unglück zustoßen würde; da er die den See umwohnenden Eingeborenen als sehr feindselig schilderte und Cameron sich auf seine eigenen Leute nicht verlassen konnte, mußte er das Anerbieten des Arabers zurückweisen.

Kurze Zeit nach Camerons Abreise traf Stanley auf seiner ersten Durchquerung Afrikas mit Tippu-Tib zusammen und schilderte den Elfenbeinhändler zwar als einen großen Sklavenjäger, aber doch als einen Zutrauen erweckenden Menschen und schloß mit ihm einen Kontrakt ab, dahin lautend, daß Tippu-Tib ihm 40 Tagemärsche an dem Laufe des Lualaba, Kongo-Stromes, hinab begleiten solle, wofür dem Araber eine wahrhaft fürstliche Summe zugestanden wurde. Tippu-Tib hielt Wort, wenigstens im Anfange, er begleitete mit 400 Mann Stanleys Expedition; in dem undurchdringlichen Waldlande von Uregga entfiel ihm aber der Mut und er kehrte noch vor Ablauf der bedungenen Frist wieder um und zwar im besten Einvernehmen mit Stanley, der dann die berühmte Kongofahrt ohne weitere Hilfe beendete.

Von 1877—1885 hörte man nur wenig von dem reichen Elfenbeinhändler und man erfuhr nur, daß Tippu-Tib nach seiner Zurückkunft von Stanleys Expedition viel Elfenbein mitgebracht und sich von dem Erlöse desselben Gewehre und Pulver kaufte. Jedenfalls hatte er in diesen 8 Jahren die unberührten, in Gemeinschaft mit Stanley durchzogenen Länder mit seinen Räuberhorden allmählich nach und nach

erobert, die Dörfer niedergebrannt, die Eingeborenen als Sklaven fortgeführt und ähnliche Grausamkeiten verübt. Da erschienen seine Leute zum größten Erstaunen der Kongostaat-Beamten im Anfange des Jahres 1885 an der Fallstation und begannen sich dort niederzulassen und eine Faktorei behufs Elfenbeinhandels zu gründen. Mit der Zeit benahmen sich die Araber unverschämt, belästigten die Beamten und ihre Leute, knüpften hinter deren Rücken mit den Eingeborenen, die dem Schutze des Staates unterstellt waren, den Verkehr hindernde Verträge an und betrachteten sich als die Herren am oberen Strome. Die Verstimmung wuchs, als Tippu-Tib persönlich erschien und die Geschäfte leitete; offene Zwietracht brach aus, als die Beamten den Arabern die Sklavenjagden im Staatsgebiete untersagten. Das hieß den Zanzibariten ihren Hauptverdienst abschneiden und als der Kommandant der Fallstation, Deane, eine Sklavin der Araber, die zu ihm geflüchtet war, herauszugeben verweigerte, brach der offene Kampf aus, und Tippu-Tibs Scharen erstürmten die Station, vertrieben und töteten die Beamten, so daß dem von Bangala mit einem Dampfer zu Hilfe eilenden Hauptmanne Coquilhat nichts übrig blieb, als die vereinzelten Flüchtlinge aufzunehmen, den Arabern in Japoro ein Gefecht zu liefern, das ihnen eine ziemliche Anzahl ihrer Leute kostete, in dem aber auch Coquilhat verwundet wurde.

Die Fallstation wurde aufgegeben, der äußerste westliche Posten des Kongo-Staates war Bangala am Mittellaufe des Stromes; zwar blieb auch Tippu-Tib nicht am Flusse, sondern kehrte nach Unyamwesi zurück, aber die Verhältnisse besserten sich nicht, da die Araber nunmehr ausgedehnte Raubzüge bis nach dem Aruwimi unternahmen und die Uferbewohner systematisch ausrotteten. So lagen die Dinge, als anfangs 1887 Stanley seinen Marsch zu Emin Pascha begann. Der praktische Amerikaner hatte Tippu-Tib in Zanzibar gesehen und ihm kurzer Hand das Anerbieten gemacht, entweder die Fallstation dem Kongo-Staate zurückzugeben und als Gouverneur derselben eingesetzt zu werden, oder von der Expedition als Feind einen Angriff zu befürchten haben. Tippu-Tib wählte das erstere, aber nicht ohne Hintergedanken zu haben, die er denn auch, wie bekannt, zum Nachteile Stanleys ausgeführt hat.

Die Expedition ging mit dem Elfenbeinhändler und seinen Leuten nach der Kongomündung ab, die Fallstation wurde erreicht und dem Staate zurückgegeben und Tippu-Tib als Gouverneur derselben bestätigt. Stanley beauftragte den Araber mit der Bildung einer großen Trägerkolonne, die die Nachhut begleiten sollte und marschierte mit der Avantgarde nach Wadelai.

Nun begann Tippu-Tib ein doppeltes Spiel, und ist es bis jetzt noch nicht aufgeklärt, ob er einen persönlichen Groll gegen die Expedition hatte, oder ob seine Macht am oberen Kongo so weit geschwunden war, daß ihm die Araber resp. ihre verbündeten Negerhäuptlinge nicht

mehr so gehorchten wie ehedem. Ist ersteres der Fall, so ist Tippu-Tib einfach ein Verräter, der den Galgen verdient. Der letztere Umstand dagegen würde den Händler nur als Prahler hinstellen, der sich verpflichtete, der Expedition eine Trägerkolonne zu stellen, aber weder die Macht noch das Ansehen hatte, um dies auszuführen, und in diesem Falle könnte er einem Gerichtshofe in Zanzibar nicht unterstellt werden, da der böse Wille, der ihm bis jetzt schuld gegeben wurde, einfach wegfiele. Viel spricht für erstere, einiges auch für die letztere Annahme und werde ich das, was darüber bekannt, hier kurz hervorheben.

Tippu-Tib stellte zuerst nach Major Bartelots Angaben 400 Träger, die aber das Lager von Yambuya nicht erreichten, sondern nach Angabe eines Mitgliedes derselben auf dem Wege dahin angeblich durch Munitionsmangel und feindliche Stämme gezwungen wurden, die Reise aufzugeben. Dagegen sagte ein glaubwürdiger Beamter der Fallstation aus, daß die Trägerschar nur eine Finte und in Wirklichkeit eine von Arabern angeführte Sklavenraub-Expedition war, die unter obiger Maske die Station passierte, Dörfer niederbrannte, Sklaven fing und auf einem andern Wege die Fälle bei ihrer Zurückkunft umging. Nach dem Scheitern dieses Unternehmens sind sowohl Bartelot wie Jamesson verschiedene Male nach der Fallstation zu Tippu-Tib gefahren, um denselben zu veranlassen, eine neue Trägerkolonne von 600 Mann zu stellen; der schlaue Händler hielt die Reisenden ein ganzes Jahr hin und als er endlich nach Drohungen 400 Mann schickte, wurde Major Bartelot schon am ersten Tage des Marsches mit den Leuten von einem Manyematräger ermordet und die ganze Schar desertierte, was den Untergang der Nachhut Stanleys zur Folge hatte.

Die Hauptfrage ist die: trifft Tippu-Tib an dem tragischen Ende der Expedition eine mittelbare Schuld? Man könnte versucht sein, dies zu bejahen, andererseits kann man aber auch nicht verlangen, daß er für diese Wilden verantwortlich sein soll. Der Träger hatte Bartelot erschossen und die anderen liefen aus Furcht vor Strafe davon. Dies entlastet wieder den Händler, außerdem ließ er den Mörder einfangen und derselbe wurde in der Fallstation gehängt.

Ich komme nun auf den letzteren oben erwähnten Fall zurück, daß möglicherweise Tippu-Tib gar nicht mehr die Macht besessen, die er sich anmaßte; seine Bitte um Offiziere und Haussasoldaten des Kongostaates läßt erkennen, daß er sich gewissermaßen unter seinen eigenen Leuten nicht recht sicher fühlte und das würde den Araber einigermaßen entschuldigen.

Die Händler von Zanzibar nehmen immer den Mund sehr voll. Tippu-Tib hatte Stanley versprochen, sogar selbst mit ihm zum Nil zu gehen und dies wenige Monate nachher widerrufen, vielleicht hat er nach seiner Ankunft auf der Fallstation gesehen, daß

sein Einfluß verringert, wenn nicht ganz erloschen war, und sich nur durch erdichtete Angaben von seiner Macht als Gouverneur der Station behauptet.

Jedenfalls ist dem Araber zu raten, sich nicht auf englisches Gebiet zu begeben und Tippu-Tib wird gut thun, bei seiner jetzt angetretenen Wallfahrt nach Mekka, Mombas, Aden oder andere unter englischem Protektorate stehende Orte zu vermeiden, da er dort leicht als Verzierung an einem ebenso einfachen als praktischen Gerüste Verwendung finden dürfte, ob er nun direkte oder indirekte Schuld an der Vernichtung von Stanleys Nachhut trägt, würde er dem Schicksale schwerlich entgehen, das ihm dann bevorstände, — dem Tode am Galgen.

Was nun das Äußere des merkwürdigen Mannes betrifft, so macht das Gesicht den Eindruck eines stupiden Menschen, betrachtet man die Physiognomie aber näher, so wird der aufmerksame Beschauer einen Zug um den Mund finden, der zeigt, daß dieser scheinbar geistig zurückgebliebene Mensch eine ganz bedeutende Portion Schlauheit besitzt; ebenfalls macht der Mund den Eindruck des Sinnlichen und Grausamen. Die gemeine Gesichtsbildung, nur wenig von der eines Negers abweichend, zeigt, daß Tippu-Tib kein reines arabisches Blut in seinen Adern hat; vermutlich ist er der Bastard eines Arabers und einer innerafrikanischen Negersklavin. Die matten verschwommenen Augen deuten auf ein träges, gleichgültiges Gemüt, aber das alles verschwindet, wenn der Sklavenjäger seine Leute zu einem neuen Raubzuge ausführt. Der schleppende Gang, der matte Blick, die Ausdruckslosigkeit der Züge sind verschwunden, sein Auge glüht auf und mit elastischem Gange eilt er an die Spitze seiner Räuberschar, um mit bewundernswerter Umsicht und Kaltblütigkeit seine Pläne auszuführen, selbst die wildesten Stämme am oberen Kongo zittern, wenn ihre Kundschafter die Nachricht überbringen, daß der gefürchtete Tippu-Tib ihren Dörfern naht, sie glauben an seine Unwiderstehlichkeit und fürchten ihn wie einen bösen Geist.

Auf seinen Zügen begleitet ihn der Harem, die unerläßliche Gefolgschaft der großen arabischen Händler in Inner-Afrika und man muß gestehen, daß Tippu-Tib in der Wahl seiner Weiber einen vorzüglichen Geschmack bekundet, da uns Stanley, Cameron und andere Reisende berichten, daß unter seinen Frauen sich bildschöne Georgierinnen, Tscherkessinnen u. s. w. befinden.

Seine Frauen reiten während des Marsches dicht verschleiert auf Reiteseln, die Lieblings-Favoritinnen werden in einer Art Sänfte, der sogen. Tipoja oder Kitanda, getragen. Am Rastplatze werden die Zelte Tippu-Tibs und seiner Frauen von einer großen Leinwand-Umrandung gegen das Lager der Begleiter abgegrenzt, damit kein profaner Blick die Frauen trifft. Der Reichtum dieses Arabers grenzt ans Unglaubliche, durch Raub und Tausch hat er ungeheuere Elfenbeinlager am Kongo zusammengebracht und ist er unbestritten der vermögendste

Händler Inner-Afrikas. (Nach P. Leroy ist er bis an den Hals verschuldet. S. die Broschüre: „Mehr Licht in die Zustände des dunklen Weltteils." Von P. Leroy. Münster, Heinr. Schöningh. Preis 50 Pfg.)

Zum Schlusse bemerke ich, daß man der Energie dieses Händlers eine gewisse Bewunderung nicht versagen kann. Von der Ostküste aus drang er raubend und handelnd ins Innere, seine Scharen traten auch dem mächtigsten Feinde siegreich entgegen, er durchzog auf seinen meisten Reisen Gebiete, die noch keines weißen Forschers Fuß betreten und um deren Kenntnis ihn die Geographen mit Recht beneiden. Er hat die Höhe seiner Laufbahn erreicht; der Sturz dürfte ihn ebenso schnell als unvermutet und ich darf hinzufügen, nicht unverdient treffen, die neue Antisklaverei-Aktion, deren Thätigkeit von seiten der gebildeten Welt schon begonnen hat, wird auch Tippu-Tib vernichten, seine Elfenbeinvorräte mit Beschlag belegen, seinen Raubzügen energisch in den Weg treten und nichts von seinen Erfolgen der Nachwelt überlassen, als einen Sagenkreis, der die tollkühnen Züge dieses Mannes den phantastischen, märchenhaften und reizvollen Abend-Unterhaltungen der Mohamedaner späterer Generationen als einen Abglanz der Tage des freien Räuberlebens überliefert. Paul Walter.

Afrikanische Post.

(Eigener Bericht des „Gott will es!")

Loanda (Westafrika), den 13. August 1890.

Da die Provinz von Angola in letzter Zeit mehrere für die Ausbreitung unserer hl. Religion erfreuliche Thatsachen aufzuweisen hat infolge Gründung einiger neuen Missionsstationen, so freut es mich, auch einige Nachrichten aus West-Afrika ihren reichlichen Nachrichten aus Ost-Afrika zur Seite stellen zu können.

Angola ist portugiesisch schon seit Jahrhunderten. Das Bistum von St. Thomé Kongo, 1534 gegründet, später gegen 1630 nach Loanda übertragen, und jetzt Diözese von Angola und Kongo genannt, hat in den letzten Jahrhunderten, besonders durch Beihülfe religiöser Orden, zur Ausbreitung des Glaubens wesentliche Dienste geleistet. Es arbeiteten an der Glaubens-Verbreitung verschiedene Orden: Dominikaner, Franziskaner, Jesuiten, Karmeliter und besonders italienische Kapuziner, unter der Leitung eines apostolischen Präfekten aus ihrem Orden. Hier in Loanda bestehen noch als Denkmale besserer Zeiten eine große und ehemals sehr schöne Jesuitenkirche, jetzt gänzlichem Verfalle anheimgegeben, eine Karmeliterkirche, und bis vor einigen Jahren fand man auch noch Überreste einer Kapuziner- und einer Franziskanerkirche. Die Diözese zählt nicht weniger als 50 Missionspfarreien, von welchen die meisten verlassen sind wegen Mangel an Priestern. Von den ehemaligen Missionen der Kapuziner, welche zahlreich waren, bestehen nur hie und da an der Küste oder im Innern der Provinz noch

einige Überreste. Einer der Orte, wo diese Erinnerungen noch am besten bewahrt sind, ist die alte Mission von St. Antonio am linken Ufer der Kongo-Mündung. Viele Neger wissen noch das „Vater unser", das „Gegrüßet seist du Königin" und eine Art Litanei auswendig zu singen und zu beten, und sie legen so großen Wert darauf, daß sie sich mit diesen Gebeten schon halb des Himmels sicher glauben. Von der alten Kirche ist keine Spur mehr zu sehen, aber es besteht eine mehrmals neugebaute Hütte, welche auf Kosten der ganzen Umgegend gebaut und repariert worden ist. Sie dient dazu, die Überreste der alten Kirche aufzubewahren. Diese altehrwürdigen Gegenstände bestehen aus 5 oder 6 morschen Statuen, Weihrauchfaß, Kelch, Altarstein, Altartüchern u. s. w. Die Bewahrung dieser hl. Gegenstände ist einer Gemeinde, welche aus ehemaligen, von den Kapuzinerpatres losgekauften Sklaven besteht, anvertraut, und wehe dem, welcher die hl. Gegenstände zu rauben sich unterstände. Auf einem der Kirche nahe stehenden Affenbrodbaum sieht man 2 Schädel der Verspottung der Vorübergehenden ausgesetzt. Die Sage erzählt, daß diese Schädel 2 Räubern aus dem Kongo angehören, welche es versucht hatten, die hl. Gefäße zu rauben. Nicht nur die hl. Gegenstände, sondern auch die ganze Gemeinde der ehemaligen Kapuziner-Gemeinde wagt man nicht anzugreifen, um nicht durch diese Unehrerbietigkeit den Himmel zu erzürnen und den Regen zu verhindern. In regenarmen Jahren, welche am Kongo häufig sind, halten die weisen Leute Tage und Monate lang Verhandlungen, um festzustellen, welche Schuld sie sich in der Aufbewahrung der hl. Gefäße zugezogen haben, damit sie sich sogleich bessern und reichlichen Regen erflehen könnten. Vor fünf Jahren war ein solch großer Regenmangel; Verhandlungen wurden gepflogen über Verhandlungen, um den Grund der bevorstehenden Hungersnot zu erraten. Zuerst erklärte der Sakristan, der Behüter der hl. Gefäße, daß die Kirche schlecht bedeckt sei und es hineinregnen könne, wenn Regen falle; daß die Heiligen, um diese Unehrerbietigkeit gegen ihre Statuen zu verhüten, Trockenheit gesendet hätten. Man hätte den Worten eines Propheten kaum mehr Glauben schenken können. Auf sein Wort zog die ganze Nachbarschaft aus, um Bambuszweige zu holen, von welchen sie die einzelnen Blätter geschickt durch die Mitte biegen und einanderreihen, um als regensichere Decke zu dienen. Die Kirche war so in einigen Tagen, auf allgemeine Kosten neu bedeckt; aber leider kam noch kein Regen. Der Sakristan mußte inzwischen sehen, einen anderen Grund der Trockenheit zu entdecken, um sich aus der Klemme zu ziehen. Die Kirche, sagte er, sei nicht fest genug, es sei dringend nötig, daß sie neu mit Lehm vertüncht werde. Der neue Rat wird schnell befolgt, aber immer kam noch kein Regen und man war schon im Januar, also die Hälfte der Regenzeit vorüber; die Hungersnot wurde immer gewisser und die Lage des Sakristans immer peinlicher. Da alle Reparaturen der Kirche den ersehnten Regen nicht herbeiführten, erfand

er ein anderes Mittel; er sagte also, es sei Gottes Wunsch, daß die Statuen an einem, eine halbe Stunde von der ehemaligen Kirche entfernt gelegenen Orte aufbewahrt werden sollten, und daselbst eine Kapelle errichtet werden müsse. Wahrscheinlich gab der schlaue Mann diesen Rat, weil er voraussah, daß vor Vollendung der neuen Kapelle die Regenzeit vorüber sein würde, und ihm auf diese Weise für ein Jahr aus der schlimmen Lage geholfen sei.

Neben diesem religiösen Aberglauben besteht auch überall der uralte Fetischismus in seinen gröbsten Formen. Es giebt kein Dörfchen ohne seinen mehr oder weniger berühmten Gangu (Fetischpriester ngangu nkissi). Die gefürchtesten unter allen sind diejenigen, welche erraten, wer die Seele eines Verstorbenen geraubt oder verkauft habe. Viele Neger sind ernstlich der Meinung, daß die europäischen Händler hunderte von Seelen kaufen, um sie während der Nacht mit Arbeiten zu beschäftigen; trotz des Vertrauens, das sie gewöhnlich auf die Missionare setzen, bat uns einmal ganz aufrichtig ein befreundeter Häuptling, daß wir, falls wir Seelen nach Banana (auf dem anderen Kongo-Ufer) verkauften, wir dies doch unterlassen möchten, um uns von seiten seiner Leute nicht viele Schwierigkeiten zuzuziehen. Die Profession der Fetischisten ist von diesen Halbwilden nicht nur als tadellos, sondern gar als nützlich angesehen, weil sie die Seelenräuber zu entdecken imstande sein sollen; nur solche Leute, welche durch Krankheiten und Teufelskünste andern schaden oder gar die Seele rauben, werden als schlechte und der Hölle würdige Leute angesehen. Ein Seelenräuberprozeß dauert oft ziemlich lang. Wenn der Verstorbene eine reiche Person ist, wenden sich die Verwandten an einen der berühmtesten und bestbezahlten Fetischpriester. Von seinen Gehilfen umgeben, mit seinen Fetischen umringt und bekleidet, den Fetischhut, aus allerhand Arten von großen Federn gebildet, auf dem Haupte, beginnt er die teuflische Sitzung. Das weittönende Trommelgewirbel seiner Gesellen meldet der ganzen Umgegend den Anfang eines Seelenprozesses. Die im Kreis stehende Menge singt oder brüllt in zwei Chören irgend welches Lied den Götzen zu Ehren. Der Fetischist, zuerst schweigend und ernst, den Fetischstab in der Hand, geht bald über zu seinen teuflischen Gesten, Verdrehungen und Sprüngen, und lauert auf irgend welche Gelegenheit, einen oder mehrere Seelenräuber, vielleicht aus den Umstehenden, mit mysteriösen Ausdrücken zu kennzeichnen. Aber gewöhnlich hat es damit keine Eile. Seine verdrehten Worte haben oft keinen Sinn, und man schließt daraus, daß der Götze, welchem er dient, noch nicht genügend bezahlt ist, um den Übelthäter zu entdecken. Es werden dann mehr Zeug und Branntwein herbeigeschafft, aber noch keine Antwort, endlich, wenn eine fette Zahlung geleistet ist, zeigt nach mehreren nächtlichen Sitzungen der geschickte Fetischist mit dunklen Worten eine oder mehrere Personen an, welche ihm sein Fetisch als des Seelenraubes schuldig angebe; nur sind diese

Anzeigen vorläufig nichts mehr als eine Wahrscheinlichkeit, als Entlastungsprobe dient die Kassa.

Die Verdächtigen werden nun genötigt, eine Art Gift (Kassa) zu nehmen, welches aus einer zerstoßenen Baumrinde, Kassa genannt, verfertigt ist. Die Menschenmenge, welche diesen öfters vorkommenden Schauspielen beiwohnt, umzingelt die Angeklagten in dichtem Kreise. Wenn diese den Gifttrank nicht freiwillig nehmen wollen, werden sie dazu gezwungen; Viele, überzeugt von ihrer Unschuld, oder keinen anderen Ausweg sehend, nehmen die Kassa ohne Widerstand. Das Gift eingenommen, müssen sie vor der ganzen Menge tanzen, gewöhnlich mit Palmzweigen in den Händen, und die ganze umstehende Menge führt eine wilde Musik aus unter Trommelschlag und kurz kadenzirtem Gesange oder Geschrei. Aller Augen sind auf den vermeinten Seelenfresser gerichtet. Oft gelingt es unter großen Anstrengungen, die Kassa auszuspeien und sich so des schrecklichen Verdachtes zu erledigen. Wird die erste Dose des Giftes als ungenügend angesehen, so wird der arme Mann oder die arme Frau genötigt, drei bis viermal dieselbe einzunehmen. Wenn er von Natur aus schwach oder alt ist, unterliegt er oft der Prüfung nach einigen Stunden. Wenn er infolge der Wirkung des Giftes seinen Tanz nicht weiter fortsetzen kann und zu taumeln beginnt, wird das Geschrei der umstehenden Menge um so wilder, das dem Tode nahe Opfer, ganz aufgeschwollen und verstellt durch die Wirkung des Giftes und Anstrengungen dieser barbarischen Szene wird mißhandelt, ohne Mitleid verhöhnt, und oft durch Stock- oder Säbelhiebe sein trostloses Ende beschleunigt. Nach dem Tode wird des Unglücklichen mißhandelte und verstümmelte Leiche als die einer Hexe verbrannt, oder seine unbeerdigten Gebeine bleiben dem Spotte der Vorübergehenden ausgesetzt und als Beute den wilden Tieren überlassen.

Vor einigen Jahren ereignete sich ein entsetzlicher Fall dieser Art. Der Sohn eines einflußreichen Mannes starb beinahe plötzlichen Todes, wahrscheinlich war er durch einen seiner Kameraden, welcher eifersüchtig auf ihn war, vergiftet worden. Man zog die Fetischpriester zu Rate, um zu wissen, wer an diesem Tode Schuld trage. Diese Halunken bezeichneten den eigenen Vater des verschiedenen Jünglings als den Seelenräuber. Er mußte die Kassa nehmen und unterlag dieser Teufelsprobe, während der eigentliche Mörder, welcher wahrscheinlich Sohn und Vater ins andere Leben befördert hatte, sich seinen Anteil an den hinterlassenen Sklaven und Gütern zu erwerben wußte.

Man darf aber nicht glauben, solchen gräulichen Szenen begegne man nur in fernen Wildnissen oder überhaupt nur gar selten. Vor einigen Jahren waren sie ganz an der Tagesordnung auch an der Meeresküste, und beinahe vor den Augen der europäischen Händler und selbst der Missionare. Je mehr sich jedoch der Einfluß der Regierungen und der Missionen geltend macht, desto mehr werden diese

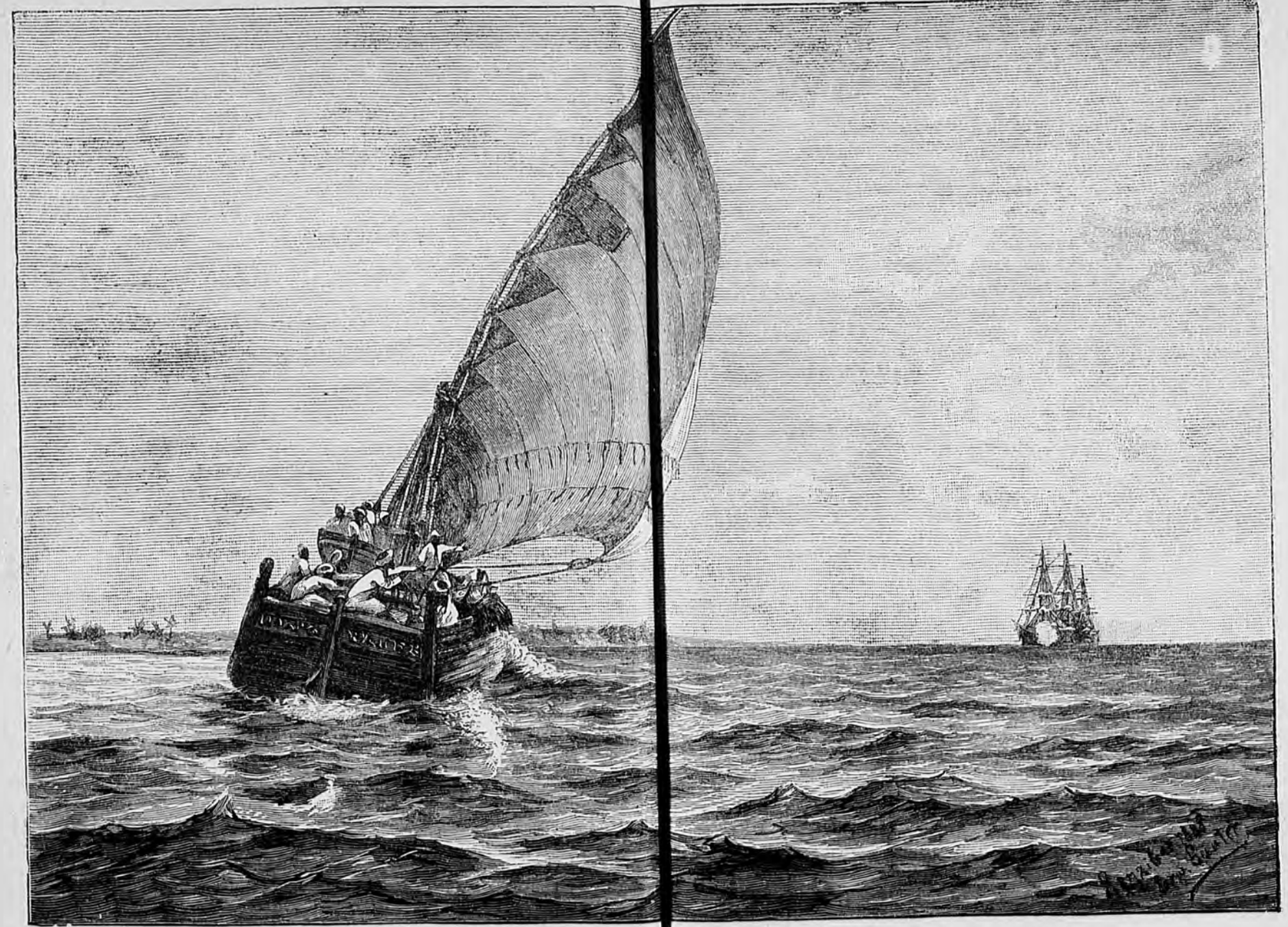
abergläubischen und unmenschlichen Gebräuche zurückgedrängt. Zuweilen sterben die Angeklagten erst 14 Tage nachher an den Folgen der Vergiftung, andere werfen das Gift aus und bestehen siegreich die peinliche Probe; dann wird ihnen zu Ehren gesungen und geschrieen. Sie durchziehen im Triumphe das Land von einem Dorfe zum anderen, um sich als siegreiche Helden preisen zu lassen, auch besuchen sie oft die europäischen Händler, um von ihnen als unschuldig erprobte Leute ein Geschenk zu erhalten. Es kann ziemlich sonderbar erscheinen, daß man den Fetischpriester nicht unter Anklage stellt, selbst dann nicht, wenn Alle von ihm als verdächtig bezeichneten die Kassa-Probe glücklich bestehen, während bei anderen falschen Anklagen, auf Diebstahl z. B., der falsche Ankläger streng bestraft wird.

Der Fetischismus ist selbst am Küstengebiete des Kongo, wo seit langen Jahren europäische Händler wohnen, allgemein verbreitet. Die Hauptfetische bestehen aus Holzfiguren von verschiedener Größe. Die größten, welche ich gesehen habe, sind 3—4 Fuß hoch. Das Gesicht des Götzenbildes ist gewöhnlich mit Kreide weiß bemalt, als Augen dienen einfache Stücke von Fensterglas. Die Fetischgeräte sind sehr verschieden, als solche dienen: Spiegel, Eulen-Krallen, Gazellenhörnchen, eiserne Ringe, allerhand Federbüsche, verschiedene Zusammensetzungen von schwarzer Erde oder Staub, kleine Kürbisschalen, einige Muschel-Arten Arm- und Halsbänder, auf besondere Art geflechtete Palmzweige ꝛc. Einige Fetische bewohnen besondere Hütten, und die Neger sehen sehr ungern, wenn ein Weißer seine neugierigen Blicke hineinwagt, besonders die Frauen fangen in diesem Falle ein großes Geschrei an, um den Europäer von seiner Neugierde abzuschrecken, denn sie meinen, der Götze erzürne sich, wenn ein ungläubiger Weißer den Blick auf ihn werfe. Andere Fetische und besonders viele Fetischgeräte sind in den Wohnhäusern untergebracht. Andere Fetische sollen der Sage nach ungesehen im Wasser oder im Walde wohnen. Die Neger sind davon so überzeugt, daß sie an einem Orte, wo der Götze hausen soll, breite Wege angelegt haben, welche kein Mensch, besonders kein Weißer, betreten darf, weil der Götze dort während der Nacht spazieren gehe und sich an dem frechen Übertreter rächen würde. Der Negerhäuptling eines Dorfes nahe bei unserer ehemaligen Mission von St. Antonio, wollte uns überzeugen, daß er vor allen europäischen Kriegsschiffen keine Furcht habe. Er zeigte uns also im nahe gelegenen Walde ein kleines Häuschen nach dem Modell eines Hühnerstalles. Der Ort war seinem Wassergotte geweiht, welcher seine Herrschaft über die vom Kongo ausströmenden Lagunen ausüben soll, und er ließ uns versichern, daß jedes Kriegsschiff, welches mit feindlichen Absichten die Lagunen heraufahren würde, von seinem Wassergotte zertrümmert werde. Um dem vermeinten mächtigen Gotte seine Verehrung zu bezeugen, warf sich der Häuptling mit allen seinen Begleitern ausgestreckt der ganzen Länge nach zur Erde und küßte den Boden mit dem linken und dem rechten

Ohre. Es ist streng verboten, sich mit einem Stocke oder einer Flinte dem heiligen Ort zu nähern.

Der Fetischismus umschlingt die Hauptepochen des Negerlebens, von der Geburt bis zumTode, und der Teufel gewinnt so einen großen Teil der Ehre, welche dem lieben Gott gebührt. Sie wissen wohl, daß es einen Gott giebt, und ich habe in meinem Verkehre mit ihnen Niemanden angetroffen, welches an dessen Dasein zu zweifeln schien. Wenn man ihnen ihren Fetischismus vorwirft, erhält man oft die Antwort, daß Gott selbst den Fetischismus angeordnet habe und sie mögen in dieser Meinung durch manches teuflische falsche Wunder befestigt sein. Gleich nach seiner Geburt wird das Kind einem Fetisch anvertraut. Der Fetischist bezeichnet den Namen des Neugeborenen und legt jedem irgend welche Buße auf; so darf der Eine während seines Lebens kein Schweinefleisch, der Andere kein Ziegenfleisch essen u. s. w. In allen Krankheiten und Gefahren wird zum Fetische Zuflucht genommen, je nach der Qualität der Krankheit zu einem besonderen Fetisch. Geht ein Neger auf eine weite Reise, so läßt er sich durch einen Fetischist ein Heilmittel geben, oft in einem Umschlage um den oberen Arm bestehend, um ihn auf der Reise gegen Gefahr zu beschützen, und um ihn glücklich nach der Heimat zurückzuführen, zu Beginn eines Krieges werden ebenfalls die Fetische zu Rate gezogen, ebenso um die Diebstähle zu entdecken; zu demselben Zwecke wenden sie auch oft die Probe des glühenden Eisens an. Alle Verdächtigen, der Reihe nach, müssen sich ein glühendes Eisen an die Waden legen lassen. Den Unschuldigen darf das Eisen nicht brennen, und derjenige, welcher aufschreiet und sich verbrennt, wird als Dieb verurteilt. Ihre Ex-voto sind gar sonderbarer Art; sie bestehen aus einem Nagel, welchen man dem Götzenbilde in die Brust schlägt; je zahlreicher diese Nägel sind, desto berühmter ist der Fetisch. — Es besteht im Kongogebiete eine besondere Sekte von jungen Leuten, welche von ihren Eltern oder Verwandten während 2 oder 3 Jahren (die Zeit, welche nötig ist, damit ein frisch gepflanzter Bananen- oder Palmbaum die ersten Früchte trägt), einem Götzen geweiht werden, um sich vor gewissen Krankheiten zu bewahren. Während dieser Zeit können die Geweihten keine andere Kleidung tragen, als einen weiten Gürtel um die Hüfte, von langen Palmblättern umgeben, welche ungefähr bis zur Erde reichen. Sie müssen sich das Gesicht mit Kreide weiß bemalen, und eine besondere der Kaste eigene Sprache reden, welche im Gegensatze zu der gewöhnlichen Sprache viele R enthält. Sie wohnen in besonderen Häusern, welche ringsum von Palmzweigen umgeben sind und zu welchen kein Profaner, besonders kein Europäer, Zutritt hat.

Kommen wir jetzt zu einer anderen Frage, welche Sie von Ihrem Standpunkte aus vielleicht mehr interessiert. Wie steht es mit dem Sklaventume am Kongo und in Angola. Die gemäßigte Form des Sklaventums ist am Kongo ziemlich allgemein verbreitet. Man zählt



Beschlagnahme einer Dhau durch die deutsche Kreuzerfregatte Leipzig. (S. S. 671.)

vielleicht nicht viel weniger Sklaven als freie Leute. Die reichen Neger besitzen zuweilen hundert und mehr Sklaven, und auch in den gewöhnlichen Familien wird der nicht seltene Mangel von Kindern durch gekaufte Sklaven ersetzt, welche zur großen Bequemlichkeit ihres Herrn dienen. Viele sind Sklaven von Geburt und können sich nur loskaufen, wenn wenigstens ihr Vater freier Mann war. Solche Halb-Sklaven werden zuweilen von niederträchtigen Brüdern nach dem Tode des Vaters als Sklaven verkauft, und können nur durch schweres Lösegeld wieder frei werden. Die Händler der Küste gehen alle Jahre ins Innere, um Elfenbein und Sklaven zu holen, und kommen zuweilen mit 20 oder 30 Unglücklichen zurück, um sie an den Meistbietenden zu verkaufen. Die Sklavenhändler der Küste üben eine Art Monopol aus und kein Inländer kann an die Küste gelangen, ohne sich an sie zu wenden. Sie dienen als unentbehrliche Dolmetscher bei den Europäern, lassen sich für ihre Dienste von den Inländern schwer bezahlen und erhalten oft noch im Geheimen eine gute Summe von den europäischen Kaufleuten; also ein lohnendes Handwerk. Der Preis eines Sklaven ist je nach Alter und Geschlecht verschieden. Erwachsene, besonders weiblichen Geschlechtes, werden bis 280 Mark bezahlt, während kleine Kinder nur 100 Mark kosten. In den Küstenländern haben die Herrn Interesse daran, ihre Sklaven nicht zu grausam zu behandeln; denn es ist diesen oft ein leichtes, davonzulaufen und sich einen freundlicheren Herrn zu suchen. Obgleich die freien Leute oft nicht viel mehr besitzen als ihre Diener, so haben sie doch eine große Meinung von ihrem freien Stande, und verachten die Sklaven, welche manche Demütigung annehmen müssen.

In der portugiesischen Provinz von Angola ist der Sklavenhandel gesetzlich verboten; die Regierung erkennt nur eine Art Dienstbotschaft an, nach welcher sich der Diener verpflichtet, 5 oder 10 Jahre zu arbeiten und der Herr sich verpflichtet, ihm monatlich eine kleine Summe zu bezahlen. Da aber solche freiwillige Arbeiter nicht immer sich finden, so müssen diese sogenannten Dienstboten doch zuweilen von den Negern, welche sie besitzen, losgekauft werden, und können, einmal an Europäer verkauft, dem Gesetze nach nicht wieder verkauft werden. Aus dem Süden von Angola werden viele Arbeiter oder Kolonisten besonders nach St. Thomé eingeführt. Wer dieselben in großer Zahl anwerben will, muß der Regierung die Summe von 888 Mark bezahlen als Bürgschaft gegen irgend welchen Mißbrauch den Kolonisten gegenüber.

Die letzten Ereignisse in Angola, welche Sie interessiren können, sind die Gründung mehrerer neuen Missionen: einer in Cazonda, einer anderen in Malange. Beide Missionen sind von der portugiesischen Regierung den Vätern vom hl. Geiste anvertraut worden; auf ähnliche Weise unterstützt sie die Missionen der Jesuiten in Mozambik. Die Väter vom hl. Geiste besitzen schon seit 9 Jahren eine große Missionsstation mit mehreren Filialen in Huilla (im Inneren des Distriktes von Mossamedes) und auch eine Niederlassung in Loanda. Die Regierung ist davon überzeugt, daß die religiösen Orden gute Missionare besitzen, welche sehr geeignet sind, die Zivilisation und das Christentum in den Kolonial-Gebieten zu verbreiten und aufrecht zu erhalten, sonst würde sicher die portugiesische Regierung nicht daran denken, selbst Ausländer als Missionare zu berufen und mit Geld zu unterstützen. Ich übersetze Ihnen hier einen Teil des Wortlautes des königlichen Dekretes bei Errichtung der Mission von Malange. „Das Recht der Oberherrschaft, welches Portugal faktisch ausübt in avassalierten (Schutz)-Gebieten im Osten der Hauptstadt der Provinz von Angola, und welches natürlicher Weise sich ausdehnen wird auf andere Orte Zentral-Afrikas, in welchen der portugiesische Einfluß vorherrschend ist, legt der Regierung die strenge Pflicht auf, so viel als möglich für die Evangelisierung der bezüglichen Völkerschaften zu sorgen. Wir sind überzeugt von den besten Wirkungen, welche dem edlen Werke der afrikanischen Zivilisation erwachsen können durch die Errichtung einer katholischen Mission in Malange, gut organisiert und ausgestattet mit den genügenden Geldmitteln."

Die Missionare von Malange sind schon seit 3 Monaten eifrig an der Arbeit; die Mission von Cazonda ist schon seit beinahe einem Jahre gegründet. — Der Frieden der Provinz ist etwas getrübt durch einen Aufstand der Völkerschaft von Bihé. Die Leute von Bihé, sagt man, wollten die Expedition des Kapitäns Conceiro angreifen, weil sie ihn in Verdacht hatten, er wolle eine Festung in ihrem Lande bauen. Der alte Kapitän Silva Porto riet der Expedition, einen anderen Weg nach dem Inneren einzuschlagen, konnte aber den Kapitän Conceiro nicht überzeugen. Da er die Militärstärke der Leute von Bihé kannte, verzweifelte er an einem möglichen Widerstande der kleinen Expedition und schon seit einiger Zeit durch Alter geistig geschwächt, endete er durch freiwilligen Tod sein Leben. Man sagt, daß Conceiro und seine kleine Truppe von den Negern gefangen und ermordet worden sei, aber dieses Gerücht scheint der Bestätigung zu bedürfen. Eine große portugiesische Expeditions-Truppe, zusammengesetzt aus Soldaten aus Portugal, aus Angola, aus Mozambik und aus Boërs, welche kommandirt ist durch den Kapitän Arthur de Paiva, befindet sich auf dem Marsche nach Bihé, um die Aufständischen zu züchtigen. Man sagt, daß die Leute aus Bailundo wegen einer Fehde mit ihren Nachbarn von Bihé auf portugiesischer Seite stehen oder wenigstens neutral bleiben werden. Wir haben noch keine Nachricht über den Ausgang der Expedition. Der liebe Gott wird alle diese Ereignisse zur Ausbreitung unserer hl. Religion und zu seiner größten Ehre und zum Heile vieler verlassenen Heiden gedeihen lassen.

Und nun bitte ich Sie und Ihre Leser, diese verlassenen Völker vor dem lieben Gott nicht zu vergessen, denn je größer die Not, desto größer muß auch unser Mitleid sein.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

P. Joseph Fazel, Missionar vom hl. Geiste.

In die Missions-Anstalt Marienthal

können aufgenommen werden:

1. Junge Leute, welche mehr als gewöhnliches Talent und Lust zum Studium, sowie Beruf zum Missionspriester haben. Je nach Vermögen müssen ihre Familien die Kosten des Studiums oder einen Teil derselben tragen.

2. Junge Leute, welche sich dem Missionsberufe als Brüder widmen wollen. Bedingung ist, daß sie einer gut katholischen Familie angehören und sich durch Zeugnisse ihres Seelsorgers über bisherigen tadellosen christlichen Lebenswandel ausweisen können. Sie müssen den ernsten Willen haben, ihr Leben ganz Gott und der Bekehrung der Neger zu weihen. Diese Bewerber haben nur die Kosten für die Reise und für die Kleidung während des Prüfungsjahres zu tragen. Vom Beginn des Noviziats ab, welches sie in einer Anstalt in Algier durchmachen, sorgt die Anstalt für ihre Bedürfnisse.

Bedingung für alle sich Meldenden ist eine gute Gesundheit und ein kräftiger Körperbau, damit sie den Anstrengungen gewachsen sind.

Alle weiteren Anfragen richte man den hochw. Herrn Rektor von Marienthal, Post Mersch, Großherzogtum Luxemburg. (Briefe kosten 20 Pfg. Porto.)

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

10. Liste der eingegangenen Gaben:

vom 21. September bis 21. Oktober 1890.

	Mark
Übertrag	115 393.15
Ungenannt Wwe. Cl. B., Süchteln	5.—
Zw.-V. Flittard bei Mülheim a. Rh.	42.—
Frau Hardenbäcker, Wallerfangen, R.-B. Trier	12.20
Gräfin v. Stemlein-Saalenstein, Comblain-au-Pont	1009.05
Zw.-V. Santoppen, Ostpreußen	38.—
Zw.-V. Mülheim a. d. Ruhr	300.—
„ Birk, Dekanat Siegburg	67.—
A. Rissarth, M.Gladbach, Exped. des „Gott will es!“	1026.25
Diözesan-Verein Trier	313.44
Ungenannt C. in C., Poststempel Speicher Eifel, 2 heil. Messen, Loskauf von Sklavenkindern	10.—
Summa	118 216.09

	Mark
Übertrag	118 216.09
Zw.-V. Richrath, Post Langenfeld	33.—
Diözesan-Verein des apostol. Vikariates in Sachsen	450.—
Pfr. Dr. Schlegel in Oetting, Bayern, Gschwind'sches Legat	107.50
Frl. Hel. Volmer, Köln, Beiträge der Schülerinnen des Pensionates von Frl. M. C. Brors in Köln, für den Ankauf eines Sklavenkindes, namens Josef Müller	50.—
P. Watermann, Marienthal b. Hamm a. d. Sieg	6.—
Zw.-V. Pfarre St. Pantaleon in Köln	176.—
Schülerinnen der erst. Klasse bei Fräulein Kuttenkeuler, Gilles in Köln	12.—
Summa	119 050.59

	Mark
Übertrag	119 050.59
Ungenannt aus Blankenrath für die Patres vom heil. Geist, Loskauf v. Sklaven	1.50
Diözesan-Verein Rottenburg	20 000.—
Selma Zugehör in Brüssow, Prov. Brandenb., für ein besonderes Anliegen, dem frommen Gebete der Missionsbrüder u. Schwestern bestens empfohlen	3.—
Zw.-V. Landstuhl-Pfalz	4.75
Diözesan-Verein Paderborn	3 500.—
Zw.-V. Hastenrath bei Eschweiler	21.—
Zw.-V. Merken bei Düren	10.—
Jakob Classen, Süchteln	6.50
A. Rissarth, M.Gladbach, Exped. des „Gott will es!“	453.35
Zw.-V. Hoengen	53.80
„ Mündelheim, Dekanat Wittlaer	6.—
Zw.-V. Rahm, Dekanat Wittlaer	21.—
Zw.-V. Wittlaer, Dekanat Wittlaer	6.—
Rekt. Jos. Heilgers, Roisdorf	10.—
Zw.-V. Pfarre zur hl. Maria in Lyskirchen in Köln	86.—
Zw.-V. Liblar	32.—
Diözesan-Verein Freiburg i. Breisgau: 1. Sammelgelder des Freiburger kath. Kirchenblattes M. 383.80 — 2. Zw.-V. Freiburg i. Br. M. 78.20 — 3. Zw.-V. Kirchhofen-Ehrenstetten M. 134.—. — 4. Zw.-V. Schönau-Wiesenthal M. 67.—. — 5. Zw.-V. Lahr M. 70.—. — 6. Zw.-V. Iffezheim bei Rastatt M. 17.—. Summa	750.—
Zw.-V. Altenkirchen, Westerwald	71.—
Diözesan-Verein Osnabrück	1000.—
Pfarrer Hackert, Heinrichswalde, zum Unterhalte der Schwestern in St. Ottilien	2.—
Zum Loskauf von Sklavenkindern	2.—
Ungenannt unter G. B.	1.50
Zw.-V. Oberlahr, Kr. Altenkirchen	50.—
Zw.-V. Dülken	377.70
„ Enkhausen, R.-Bez. Arnsberg	61.40
Zw.-V. Dürboslar b. Altenhoven, Kreis Jülich	88.—
Zw.-V. Kübinghoven bei Bonn	105.20
Lehr. P. Wilhelms, Hochdahl	3.—
Ungenannt aus Sanditten, Ostpreußen, für den Bau des Mutterhauses für die Missionsschwestern in St. Ottilien	1.—
Zw.-V. Aachen	163.70
Summa	145 941.99

Köln, den 22. Oktober 1890.

Heinrich Horten,
Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Mannigfaltiges.

Die Verfolgung eines Sklavenschiffes durch ein deutsches Kriegsschiff an der ostafrikanischen Küste stellt das Bild auf Seite 670—71 dar. Emsig sind die Sklavenräuber bemüht mit der wertvollen schwarzen Beute nach der Küste zu entkommen, wohin der geringen Wassertiefe wegen das deutsche Schiff nicht folgen kann. Aber ihre Mühe wird vergeblich sein, schon sind die Verfolger zu nahe und dieses Mal wird die strafende Gerechtigkeit den Sieg über die Bosheit davon tragen.

Der hl. Vater empfing am 10. Oktober den Kardinal Lavigerie in Privataudienz. Hierauf begab er sich in den Thronsaal, wo Msr. Livinhac, der frühere apostolische Vikar von Nyanza, mit mehreren Weißen Vätern und

vierzehn Negerknaben sich versammelt hatten. Leo XIII. richtete väterliche Worte des Lobes und der Aufmunterung an die Missionare und die Neger, die Erstlingsfrüchte ihres apostolischen Eifers. Besondere liebevolle Aufmerksamkeit schenkte er einem Negerknaben, der wegen seines christlichen Glaubens zu Tode gemartert werden sollte (ein Ohr wurde ihm schon abgehauen), der sich aber flüchten und retten konnte. Der hl. Vater gab jedem eine silberne Medaille und erteilte allen den Segen. Die Knaben werden sich in einem Institute auf der Insel Malta für die Missionen in Afrika ausbilden.

Im französischen Kongo-Gebiete hat der hl. Stuhl ein zweites apostolisches Vikariat errichtet, welches den innern Teil dieses Territoriums bis zum ersten Grade nördlicher Breite, sowie das Gebiet des Mangi-Flusses umfaßt. Zum Titular dieses Vikariats wurde Msr. Ouguard, aus der Gesellschaft der Patres vom hl. Geiste, ernannt.

Major von Wißmann wird, wie wir gehofft haben, auch fernerhin Afrika erhalten bleiben. Er soll nach Berliner Nachrichten am 27. Oktober von Deutschland abreisen, einen kurzen Aufenthalt in der ägyptischen Hauptstadt Kairo nehmen und dann nach Ostafrika zurückkehren. Auch Frhr. **von Soden,** welcher nach der ostafrikanischen Kolonie entsandt ist, um eine regelrechte Verwaltung anzubahnen, ist abgereist. Wahrscheinlich wird im April nächsten Jahres, zu welchem Zeitpunkte v. Wißmanns jetzige Verwendung abläuft, der Frhr. von Soden die Verwaltung des Küstenlandes übernehmen, während von Wißmann mit dem bis dahin fertigen Dampfer nach dem Njansa-See marschirt und dann als Gouverneur des Seen-Gebietes sein Hauptquartier in Tabora aufschlägt.

Das Küstenland von Zanzibar ist nun auch rechtlich in deutschen Besitz übergegangen. Der Sultan von Zanzibar wurde mit 4 Millionen Mark abgefunden.

P. Schynse, der Begleiter Emin Paschas, hat von Itura (auf dem Wege von Ugogo nach Tabora) 20. Juli 1890 das folgende Schreiben geschickt: „Unsere Reise geht langsam, aber wir kommen nun doch rascher vorwärts. Ich denke, Dir in 8—10 Tagen von Kipalapala wieder zu schreiben. Von dort gehts nach dem Nyanza, wo Msgr. Hirth uns erwartet, um mit einem von uns beiden nach Uganda zu gehen. Das Land hat sich hier gründlich verändert seit einem Jahre. Von Hongo (Zoll) u. s. w. redet man nicht mehr; die sonst so frechen Wagogo sind sehr zurückgezogen und suchen durch Geschenke Wohlwollen zu erwirken. Die Araber von Tabora und Häuptling Sike zittern; sie wissen nicht, wie das Wetter sein wird. Der Europäer kann jetzt hier im Schutze der deutschen Flagge unbehelligt reisen, ohne erst Erlaubnis bei den Häuptlingen zu erbitten. Wasser giebt es jetzt noch genügend; so hat man nicht die Unannehmlichkeiten, unter denen ich zweimal diese Strecken durchwanderte. Also stets vorwärts mit Gott!" — Dem Briefe eines Mitgliedes der algerischen Missions-Gesellschaft entnimmt die „Kölnische Volksztg." noch folgende Sätze: „In diesem Augenblicke (28. September) muß P. Schynse bereits am Südufer des Viktoria-Sees angekommen sein, wo der deutsche Einfluß ohne Zweifel wieder die besten Folgen haben wird. Gegenwärtig gründen

fünf Missionare eine Station in Unjanjembe bei Tabora, wo bereits die deutsche Flagge weht. Möge von dort aus in einigen Jahren die schreckliche Plage der Sklaverei beseitigt oder doch ihre Verwüstung beschränkt sein! Msgr. Hirth, der sich südlich vom Viktoria-See aufhält, stets im deutschen Gebiete, wird eine Verstärkung von zwölf Missionaren erhalten, als Ersatz für die Glaubensboten, welche als Opfer ihrer Hingebung gefallen sind."

Eisenbahn zum Kilimandscharo. Dr. Oskar Baumann hat von Tanga ein Schreiben an Major Liebert gerichtet, nach welchem er in Bezug auf die Eisenbahnfrage schon jetzt mit Bestimmtheit sagen zu können glaubt, daß ernstliche Terrainschwierigkeiten nicht vorliegen und daß nach seiner Überzeugung diese Eisenbahn einem wenn auch nicht sofortigen, so doch sicheren Erfolge entgegen sehen kann.

Dr. Peters gedenkt vorläufig in Berlin zu bleiben, um sein Werk über die Emin-Pascha-Expedition zu vollenden.

Kaiserlich deutsche Post-Agenturen sind in Zanzibar, Bagamoyo und Dar-es-Salaam in Ostafrika eingerichtet worden. Dieselben vermitteln den Austausch von Briefsendungen jeder Art unter den Bedingungen des Weltpostvereins.

Der stellvertretende Reichskommissar für Ostafrika hat folgende Proklamation erlassen, welche in Suaheli, arabischer und indischer Sprache erschienen ist: „Auf Grund eines Übereinkommens, welches ich, der Stellvertreter Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland, mit der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft geschlossen habe, befehle ich hiermit wie folgt: Sämtliche Gewehre, die sich hier im ganzen Lande in euren Händen befinden, sind sofort dem Kommandanten der Station vorzuzeigen und werden von diesem kostenfrei mit einem Stempel versehen, welcher den betreffenden Eigentümern die Erlaubnis giebt, das Gewehr zu führen. Wer innerhalb dreier Monate, vom Tage dieser Bekanntmachung an gerechnet, sein Gewehr nicht vorgezeigt hat, hat bei einer späteren Abstempelung eine Gebühr von 2½ Rupien zu zahlen. Wer nach 12 Monaten, vom Tage dieser Bekanntmachung an gerechnet, noch im Besitze eines ungestempelten Gewehres vorgefunden wird, dem wird zur Strafe sein Gewehr ohne Geldabfindung konfisziert. Alle, die ihr Gewehre habt, kommt daher und holt euch durch die Stempelung euren Erlaubnisschein, denn sonst werdet ihr eure Gewehre verlieren. Jedermann, der sich ein neues Gewehr zu kaufen oder einzuführen wünscht, hat dasselbe ebenfalls vorzuzeigen und stempeln zu lassen. Die Stempelung dieses neuen Gewehres ist jedoch nicht kostenfrei, sondern es hat der Eigentümer eine Gebühr von 2½ Rupien für das Gewehr zu zahlen. Hinterlader-Gewehre sind nur mit ganz besonderer Erlaubnis gestattet, im allgemeinen aber streng verboten. Dieselben werden gegen Vorderlader ausgetauscht werden, sobald der Eigentümer das Gewehr auf der Station vorzeigt. Wenn später jemand im Besitze eines Hinterladers gefunden wird, so wird er schwer bestraft werden. So gegeben am 1. August 1890 zu Zanzibar. (L. S.) gez. Schmidt, stellvertretender Reichskommissar für Ostafrika."

Missionar Greiner, der als erster der von der Evangelischen Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika entsandte Missionar im Frühjahr 1887 die

Missionsstation Dar-es-Salaam begründet hat, wird, sobald ein Vertreter für ihn an Ort und Stelle ist, mit seiner Frau nach Deutschland zurückkehren, da er dringend eines Urlaubs zu seiner Erholung bedarf. (In einem Briefe unseres A-Korrespondenten war er neulich erwähnt.)

Zwei ostafrikanische Medaillen sind uns vorgelegt. Die eine mit dem im Hochrelief wohlgetroffenen Bildnisse des Majors von Wißmann in Uniform mit Korkhelm, die andere mit dem vom Bildhauer Turpe nach dem Leben modellierten Bildnisse des Dr. Peters in der Tracht des Afrikareisenden. Beide tragen auf der Rückseite eine Allegorie: die Germania, welche die Reichsflagge dem fernen Süden über das Meer zuträgt, mit der Umschrift: „Ostafrika 1889—90". Die Medaillen sind in der Größe eines Fünfmarkstücks in Silber und Bronze in der Berliner Medaillen-Münze von Otto Oertel, Gollnowstr. 11a, geprägt worden.

Die belgische Expedition nach dem Tanganjika-See läßt wieder etwas von sich hören. Die Herren Paul Van de Kerchove und Hinck, welche, wie wir meldeten, nach dem Lomami abgereist sind, um dort die ersten Vorbereitungen zu treffen, melden, daß sie am 5. August in Boma (Kongo) angekommen sind. Jetzt werden sie wohl ihr vorläufiges Ziel bereits erreicht haben. Das Brüsseler Komitee hat beschlossen, ihnen nächstens 2 Mann Verstärkung nachzusenden. Der bestellte Dampfer wird Ende November fertig sein und dann alsbald abgesandt werden.

Bücherschau.

Ein empfehlenswertes Werk für den gebildeten Katholiken ist **Gueranger's Kirchenjahr** (Verlag von Franz Kirchheim in Mainz). Das „Kirchenjahr" will dem Katholiken die ganze Schönheit seines kirchlichen Gottesdienstes erschließen; es ist nicht blos sachlich erklärend, sondern giebt unter Darlegung des geschichtlichen, wie des mystischen Sinnes eine praktische Anleitung zum Mitleben und Mitbeten alles dessen, was die Kirche dem Priester in den Mund legt. Es sind darum die Gebetsformen der Kirche in der lateinischen Sprache und in deutscher Übersetzung neben einander gestellt und durch geeignete Erklärungen vermittelt. Neben dem sonn- und werktägigen Gottesdienste sind die großen Festzeiten des Jahres, namentlich die Liturgie der Charwoche, eingehend behandelt und die Heiligen-Feste mit den einzelnen Zeiten in entsprechender Weise verbunden. In dieser Anordnung ist das „Kirchenjahr" geeignet, ein katholisches Familienbuch zu werden; Prediger und Seelsorger aber werden durch die Tiefe der theologischen Auffassung und die Fülle des Wissens in den Erklärungen reichen Nutzen und fruchtbare Anregung daraus schöpfen. Bisher sind 12 Bände erschienen, em 13. wird folgen. Die Einteilung ist folgende: Adventszeit (1 Bd.) — Weihnachtszeit (2 Bde.) — Vorfastenzeit (1 Bd.) — Fastenzeit (1 Bd.) — Passions- und Charwoche (1 Bd.) — Österliche Zeit (3 Bde.) — Pfingst-Cyklus in drei Abteilungen (je 1 Bd.). Jeder Band resp. jede Abteilung wird auch einzeln abgegeben. Das Werk trägt die bischöfliche Approbation und ist vom Herrn Domkapitular Dr. J. B. Heinrich mit einem Vorworte versehen.

Vor uns liegt die erste Lieferung eines neuen illustrierten Hausbuches: **Katholischer Hauskatechismus** von Dr. Hermann Rolfus (Verlag von Benziger & Co., Einsiedeln und Waldshut). Ein Blick in dieses erste Heft genügt, um uns von der Gediegenheit und dem populären Charakter des Werkes zu überzeugen. Den Anforderungen unserer Zeit entsprechend, soll der „Katholische Hauskatechismus" ebensowohl ein Handbuch für den Seelsorger als auch eine wertvolle praktische Anleitung zum häuslichen Unterrichte für christliche Eltern sein. Der Name des Verfassers allein bürgt schon dafür, daß hier etwas wirklich Gediegenes geboten wird, und die Verlagshandlung ist bestrebt, das Werk würdig auszustatten. Es sollen 4 Farbendruckbilder, 32 Einschaltbilder u. s. w. zur Verwendung kommen. Obwohl die 20 Lieferungen (à 40 Pfg.) bis Weihnachten wohl kaum zur Hälfte vorliegen werden, so nehmen wir doch keinen Anstand, das neue Werk als eine wertvolle Festgabe zu bezeichnen.

Das vor einiger Zeit angekündigte Werk: **„Die berühmtesten Wallfahrtsorte der Erde"** von Heinz von Rudniki (Verlag von Ferd. Schöningh, Paderborn, Münster und Osnabrück), ist jetzt vollständig erschienen. Es führt uns in Bild und Beschreibung fast neunzig Wallfahrtsorte der ganzen Welt vor. Der Verfasser, ein frommer Verehrer der Gottesmutter, hat auf seinen weiten Wanderungen durch Europa, Asien und Afrika viele Wallfahrtsorte besucht, und diese Schilderungen sind das Resultat seiner Wahrnehmungen wie seiner Forschungen. Wir haben es mit Interesse gelesen und können es jedem Katholiken empfehlen.

Ein sehr wertvolles Werk für gebildete Leser ist die in zweiter verbesserter Auflage komplet in 7 Bänden vorliegende **Weltgeschichte** von Dr. F. J. Holzwarth (Mainz, Fr. Kirchheim. In schönem Halbleder-Einband 40 M.). 1. Band: Geschichte der vorchristlichen Welt. — 2. Band: Römisches Weltreich, der Islam und die Schicksale der germanischen Völker bis zur Wiedererneuerung der abendländischen Kaiserwürde im Jahre 800. — 3. Band: Erste Hälfte des Mittelalters bis in die Anfänge des 12. Jahrhunderts. — 4. Band: Die Geschichte der zweiten Hälfte des Mittelalters. — 5. Band: Die Reformation mit ihren Folgen, bis zum westfälischen Frieden, 1648. — 6. Band: Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts bis zum Ausbruche der französischen Revolution im Jahre 1789. — 7. Band: Entscheidungskampf der Revolution gegen den christlichen Geist bis auf unsere Tage. — Die Einteilung des Stoffes ist in der Weise getroffen, daß die einzelnen Ereignisse die ihrer Wichtigkeit gebührende Berücksichtigung finden. Die Darstellung ist durchaus objektiv, wahrheitsgetreu und übersichtlich. — Bei der Abfassung des Werkes wurde einzig der Standpunkt des Christentums festgehalten, weil nur im Lichte des christlichen Glaubens die Ereignisse im Leben der Völker richtig beurteilt werden können, und wurde aus diesem Grunde die Weltgeschichte aufgefaßt als die Darstellung des unter der Leitung der göttlichen Vorsehung von der Menschheit im Laufe der Jahrhunderte geführten Kampfes um das Reich Jesu Christi gegen das des Antichrist. Vorzüglich war man bei der Herausgabe bemüht, durch diese in anziehender Form geschriebene Weltgeschichte allen Ständen eine belehrende und zugleich angenehme Lektüre zu bieten. Wer die tendenziöse Entstellung und Ausbeutung der geschichtlichen Thatsachen auf den Universitäten, in den höheren und niederen Schulen und besonders in der liberalen Tagespresse näher kennt, wird sicher diesem Werke den Vorzug vor vielen anderen geben.

Wer sich mit eingehendem Geschichtsstudium nicht befassen kann, dem empfehlen wir die in gleichem Verlage erschienene **Weltgeschichte in Lebensbildern und Darstellungen.** Von Dr. Ernst Hoffmann. Für Schule und Haus. Vier Bände. 1. Band: Das Altertum. — 2. Band: Das Mittelalter. — 3. Band: Die Neuzeit. — 4. Band: Die neueste Zeit. Komplet gebunden in zwei Kaliko-Einbänden M. 12. Jeder Band ist auch einzeln zu haben. — Ein kleineres Werk vom selben Verfasser ist die in gleichem Verlage erschienene

Deutsche Geschichte in Lebensbildern und Darstellungen. Für Schule und Haus. Gebunden in Kalliko-Einband M. 5.

Da wir einmal an den Geschichtswerken sind, so wollen wir die eben in 3. Auflage erscheinende **Weltgeschichte** von Dr. J. B. Weiß (Verlag der „Styria" in Graz) in Erinnerung bringen. Die bis jetzt erschienenen 24 Lieferungen (à 85 Pfg.) haben die allgemeinste Anerkennung gefunden und der Preis ist gegen die ersten beiden Ausgaben um etwa ein Drittel ermäßigt worden. Die zu jedem Bande gelieferten Einbanddecken in Leder (à M. 1,20) verleihen dem bedeutenden Werke ein seinem innern Werte angemessenes geschmackvolles Äußere, und die ersten drei Bände dieses wirklich großartigen Geschichtswerkes werden manchem eine willkommene Weihnachtsgabe sein.

Ausgezeichnet durch ebenso faßliche wie interessante Darstellungsweise, daher für Schule wie zur Privatlektüre und namentlich als geeignetes Geschenk für größere, wißbegierige Knaben zu empfehlen ist die im Verlage von Herder in Freiburg erschienene **Weltgeschichte** im Anschlusse an das Lesebuch von Dr. J. Bumüller und Dr. J. Schuster. Illustrierte Ausgabe. Elfte, verbesserte Auflage. 8°. (IV und 200 Seiten.) M. 1; geb. in Halbleinwandband mit Goldtitel M. 1,25. — Dieses Lehrbuch wird auch dort gute Dienste thun, wo dem Geschichtsunterrichte in der Schule neuere Werke als Grundlage gegeben sind. Die anziehende Schreibweise macht es zu einer angenehmen Lektüre.

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Die Rückkehr der verbannten Orden nach Deutschland. — M. R. Befreiung vom Militärdienst Zwecks Eintritts in einen Orden. — Ein Lehrer: „Unsere Schule" und „der eigene Fortschritt auf dem Wege zum Heile." — Mehrere besondere Anliegen. — Um eine glückliche Wahl. — Um Versetzung in eine bessere Stelle.

Als Paten wurden ausgelost.

1. Joseph Thielen in Losheim, Kr. Merzig und Jungfrau Mathilde Schirmeister, Berlin. Name des Kindes: Joseph oder Mathilde.
2. Lehrerin Emilie Fuß, Crefeld und Notariats-Gehülfe P. Werner, Kusel, Rheinpfalz. Name des Kindes: Petrus oder Emilie.
3. Schreiner Joh. Honigmann, Allendorf in W., und Private Emilie Niedermann, Heenals bei Wien. Name des Kindes: Johannes Ev. oder Emilie.
4. Kaufmann Franz Föcking, Südlohn in Westf., und Therese Strohmeyer in Schönau i. Wiesenthal, Baden.

Die in den letzten drei Monaten für Sklavenloskauf eingekommenen Summen sind vom Herrn Schatzmeister monatlich an den hochw. Herrn P. Amrhein in St. Ottilien eingeliefert, so daß also oben genannte Personen ihre Schützlinge sämtlich in Dar-es-Salaam haben oder noch erhalten.

Wir weisen nochmals darauf hin, daß ein Jeder, der uns eine Gabe für die beiden zu stiftenden **Harmoniums** (s. Heft 20 Seite 630 und 631) sendet, und den Wunsch ausspricht, eine Humanns-Broschüre **gratis** zugesandt erhält. Wir bitten aber, für das Rückporto 5 Pfg. beizufügen, da wir sonst die eingesandte Gabe um 5 Pfg. kürzen müssen. Man kann sich nach Belieben an die **Expedition** in M.Gladbach, oder an den Herausgeber, Redakteur W. Helmes in Münster i. W., wenden.

Briefkasten der Redaktion.

An **alle Leser** richten wir die dringende Bitte, daß Niemand zurückbleibe, wenn es gilt, eine Petition um Aufhebung des Jesuitengesetzes zu unterschreiben. So lange jenes Gesetz besteht, haben wir auch keine Aussicht, die Patres vom heiligen Geiste in Deutschland zu sehen. — Bestellungen auf diese Zeitschrift richte man doch immer an die Expedition in M.Gladbach, welche ganz allein die Versendung besorgt. — **Dek. S.:** Um so besser! — **Kapl. T.:** Eilt noch nicht. — Herrn **Merensky:** Ihr Wunsch, die Regierung solle die katholischen Missionare hindern, Sklavenkinder anzukaufen und zu erziehen, erscheint uns wenig evangelisch. Wie sagt doch Christus: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, — Sie aber wollen sie lieber den Türken als Material für Harems oder den Heiden zum Fraß überlassen. — **Major von Wißmann:** Wünschen von Herzen glückliche Ueberfahrt! — P. **Karst:** Nichts zu berichten? Besten Gruß! Nach Friesoythe: Postanweisung ist an den Kassirer des Diözesan-Vereins abgegeben.

(Schluß der Redaktion am 23. Oktober.)

« Zur Unterhaltung. »

Der Schwur.

Eine Sklavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Nach **Raoul de Navery.** (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Schlaflos verbrachte er die Nacht. Er sah den Tag erwachen, es wurde lebendig in dem großen Hause, und er hielt sich bereit für die Befehle seines Gebieters. Dieser ließ ihn denn auch bald rufen. Osmanli ruhte rauchend neben einem Fenster, hinter dessen Vorhängen Fatma neugierig den Fremden musterte. Sie hatte nie einen Giaur gesehen und sich sicher eingebildet, ein solcher müsse wie ein Ungeheuer aussehen.

Christ, redete Osmanli Compian an, deine ganze Beschäftigung wird sein, diesen Garten zu pflegen. Meine Tochter liebt die Blumen über alles, du wirst besonders über die Rosen wachen, als wenn jeder Strauch ein kostbarer Schatz wäre. Die Blumen pfropfen, begießen und für meine Tochter pflücken, das ist deine ganze Aufgabe. Erfülle sie gern und sie wird dir weniger schwer fallen.

Rechne auf meine Ergebenheit, antwortete Compian, wie du auf jene eines Freundes zählen würdest.

Ich kann dir diesen Titel nicht zuerkennen, denn der Sklave steht nicht im selben Range wie sein Herr; indessen werde ich dir dein Loos zu erleichtern suchen, bemerkte der Türke gütig.

Compian hatte stets eine Vorliebe für Blumen gehabt. Wenn er zwischen seinen langen Reisen einige Wochen oder Monate frei hatte, so war es stets eine wohlthuende Abwechslung für ihn gewesen, seinen Garten zu

pflegen und frische Bouquets für Magdalenens Zimmer zu pflücken. Und jetzt, wo er die Beete der Tochter Osmanlis pflegen sollte, erschien ihm diese Arbeit wie eine beständige Erinnerung an sein fernes Weib.

Innerhalb weniger Wochen gewann der Garten ein anderes Aussehen. Bisher hatten die Sklaven möglichst wenig Mühe aufgewandt, es fehlte ihnen sowohl an Eifer wie an Geschmack und Verständnis, beides Fähigkeiten, die man ja unmöglich von den Schwarzen verlangen konnte. Compian, obwohl eigentlich selbst kein Gärtner, erinnerte sich doch an manches Schöne, was er auf seinen Reisen gesehen, und so erhoben sich denn bald große prächtige Vogelhäuser zwischen den Bäumen, Grotten wurden angelegt, künstliche Springbrunnen, deren Wasser in Bächen den Garten durchschnitt, ein kleiner See, mit Goldfischen bevölkert, kurz Compian ersann täglich neue Reize für das Eldorado seiner Gebieterin.

Die entzückte Fatma wußte die Geschicklichkeit ihres Sklaven nicht genug zu loben. Die wenigen Besucher, welche zu Osmanlis Hause Zutritt hatten, beglückwünschten ihn zu diesem glücklichen Wechsel. Einer bot ihm das Doppelte des für Compian gezahlten Preises, aber das konnte den Türken nicht in Versuchung führen. Er hielt große Stücke auf Nikolaus, nicht blos seiner Tochter wegen; er erinnerte sich der Worte desselben und dachte: Er hat Wort gehalten, als er sagte, ich könne mich auf ihn verlassen, wie auf einen Freund. Osmanli hatte niemals einen Freund gehabt. Freilich war zu Zeiten seine Tafel reich besetzt, man erschöpfte sich in den Kreisen seiner Bekannten in Ausdrücken der Ergebenheit, und wenn er eine bedeutende Summe Geldes bedurft hätte, so würde man es ihm ohne Zögern gegeben haben, aber das lag einfach daran, daß er für einen enorm reichen Mann galt, die wahre Freundschaft hatte nichts damit zu thun. Gegenüber seinen Sklaven bewies er stets eine außergewöhnliche Güte, aber liebten diese Menschen ihn deshalb? Nein. Er sollte das bald erfahren. Einer von ihnen, ein Abessynier von herkulischer Körperkraft, ein schwarzes Ungeheuer ohne menschliches Gefühl, der öffentlich eine große Dienstbeflissenheit gegen seinen Herrn zur Schau trug, verbarg in seiner Seele einen unbändigen Haß. Zwar war es nicht Osmanli, der ihm die Freiheit geraubt, und er hatte sich auch in keiner Weise über ihn zu beklagen, trotzdem brütete er schon lange über einem Plane, wie er sich mit Hülfe eines Verbrechens frei machen könne. Das Komplott wurde im Stillen geschmiedet. Octoi besaß über seine Kameraden den Einfluß des Stärkeren. Dieser schwarze Stier erschreckte alle, wenn er seine mächtigen Fäuste drohend erhob, und es fiel ihm deshalb nicht schwer, fast alle Sklaven des Hauses auf seine Seite zu ziehen. Um die Frauen, die Dienerinnen Fatmas, kümmerte man sich nicht. Es wurde ausgemacht, daß Octoi als seinen Beuteanteil die Tochter des Hauses und 500 Goldstücke nehmen sollte, die übrigen würden sich in den Rest der Reichtümer teilen.

Während diese finsteren Projekte ihrer Ausführung entgegen reiften, näherte sich Osmanli seinem Gärtner mehr und mehr. Das ruhige, ernste Wesen Compians, seine vernünftigen Ansichten, seine Geduld, vor allem aber die große Selbstachtung, die er in seiner unwürdigen Lage bewahrte, erregten

des Türken Bewunderung. Er vertiefte sich gerne in Gespräche mit ihm, und ohne daß er es selbst ahnte, übten die von Compian entwickelten Anschauungen einen großen Einfluß auf ihn. Niemals kam bei solchen Unterhaltungen das Wort „Religion" über die Lippen, aber sie diskutierten die großen Gesetze der Moral und Tugend, die der Schöpfer in jedes Menschenherz gelegt. Bald wurde der Sklave häufig zu den Mahlzeiten des Herrn zugezogen und während der Nacht schlief er in einem Kabinette vor dem Zimmer seines Herrn. Wer zu Osmanli wollte, mußte sich zuvor mit Compian verständigen.

Eines Abends, der Gärtner hatte gerade sein Tagewerk vollbracht und stellte die Geräte bei Seite, als plötzlich die Gestalt Octois vor ihm auftauchte.

Was willst du? fragte er. Ohne zu wissen, weshalb, hatte er stets eine unüberwindliche Abneigung gegen diesen Schwarzen empfunden und wechselte mit ihm nur die unumgänglich notwendigen Worte.

Das war ein heißer Tag, begann Octoi. — Aber die Nacht wird um so schöner sein. — In dieser Sonnenhitze hast du müssen die Erde umwühlen! — Die Erde ist nicht undankbar, sie giebt mir Rosen als Belohnung für den vergossenen Schweiß. — Du bist doch nicht immer Sklave gewesen? — Ich lerne dienen. — Empört dich denn dieser Zwang nicht? — Empörung kann unser Unglück nicht lindern. — Sie rächt uns aber an jenen, die daran schuld sind. — Du bist kein Christ und weißt nicht, was es heißt, sich dem Willen Gottes unterwerfen. — Ich glaube an das, was geschrieben steht, aber der Sklave kann sein Los ändern. — Wie denn? — Dadurch, daß er sich selbst zum Herrn macht. — Kannst du dich loskaufen? fragte Compian. — Ja. — Um welchen Preis? — Um den Preis des Blutes. — Wessen Blutes? — Des Blutes eines Unterdrückers, der mich bezahlt hat, mich arbeiten läßt Tag und Nacht und sich an meinen Qualen weidet. — Warum sagst du mir das? fragte Compian ernst. — Damit dir dein Anteil werde an der Befreiung und den Reichtümern. — Nenne das meinen Anteil am Verbrechen. — Bist du nicht frei geboren? — Ohne Zweifel. — Wer hat dir denn Ketten angelegt? — Ben Sadoc, der Pirat. — Und Osmanli, der dich gekauft hat.

Ich danke Gott, ihm anzugehören, ich hätte in die Hände eines schlimmeren Herren fallen können. — Das heißt, du weigerst dich, uns zu helfen, fragte Octoi. — Ich weigere mich, erklärte Compian ruhig.

Weißt du, welcher Gefahr du dich dadurch aussetzest? fragte der Schwarze drohenden Tones. — Ich kenne keine Furcht. — Wir dulden keine Hindernisse. — Ihr betrachtet mich also als Feind, wenn ich nicht euer Mitschuldiger werden will? — Wie du sagst. — Gut, ich werde meinen Herrn verteidigen, wie es einem treuen Diener zukommt. — Dazu wirst du keine Zeit haben! schrie Octoi wütend, mit einem großen Messer auf Compian zuspringend.

Der Kapitän wich aus, parierte mit dem Arme den auf seine Brust gerichteten Stoß, und das Messer drang in seinen Arm. Mit der einen Hand das Messer entreißend und fortschleudernd, packte er mit der andern den Koloß an der Gurgel, daß diesem Hören und Sehen verging, warf ihn zu Boden, kniete ihm auf die Brust und schwang drohend einen Spaten über dem Haupte des Mordgesellen.

Gnade! stöhnte der Bursche.

Wenn ich dich laufen lasse, wirst du dein beabsichtigtes Verbrechen ausführen. — Nein, ich werde Osmanli kein Leid anthun. — Schwörst du es? — Ich schwöre es. — Auf was? — Auf mein Leben. — Ich gebe nicht viel auf den Eid eines Schurken; aber hüte dich, bei der geringsten verdächtigen Unternehmung bist du verloren.

Octoi stand auf, anscheinend gedemütigt, in Wirklichkeit aber Haß und Wut im Herzen. Mehrere Wochen hindurch fiel nichts im Hause vor. Fatmas Vater gewöhnte sich immer mehr an seinen Sklaven, und der Garten war nie zuvor so schön gewesen, wie unter der Aufsicht Compians. Eines fiel diesem indes auf. Die übrigen Sklaven gingen ihm aus dem Wege und betrachteten ihn mit argwöhnischen Blicken. Ganz richtig vermutete der Kapitän, daß dies Betragen eine Folge von seinem Streite mit Octoi sein müsse.

Eines Tages, als Compian durch einen der Salons schritt, er bemerkte auf dem Tische, wohin er gewöhnlich selbst die Erfrischungen für Osmanli stellte, eine Platte mit Konserven und Getränk. Dies erregte anfangs seine Verwunderung, bald aber stieg ein Verdacht in ihm auf. Ohne Aufsehen zu machen, vertauschte er die Konserven und die Karaffe mit dem Getränke und brachte beides in Sicherheit. Am selben Abende wußte er, woran er war, ein prächtiger Hund, auf den Osmanli viel hielt, verendete unter heftigen Krämpfen, nachdem er von den Konserven gefressen. Alle Untersuchungen, um ausfindig zu machen, welcher Sklave dies Verbrechen versucht, führten zu nichts, aber Compian war überzeugt, daß er mehr als jemals Grund habe, auf seiner Hut zu sein.

10.

Es war ein heißer Tag. Aus dem wolkenlosen Himmel sandte die südliche Sonne fast senkrecht ihre versengenden Strahlen herab; die Blumen, obwohl fortwährend erfrischt durch das Wasser der Springbrunnen, ließen den Kopf hängen, und die lebenden Wesen verkrochen sich in den Schatten. Im Innern der Rosenvilla schlummerte Fatma, auf eine Ottomane hingestreckt, bei den leisen verschwommenen Klängen einer Guzla, während Negerinnen ihr mit großen Fächern aus Straußenfedern Kühlung zufächelten. Die Sklaven, herumlungernd in Gängen und unter den Bäumen, ruhten ihre faulen Glieder. Nur Compian, gegen die Sonne durch einen mächtigen weißen Hut einigermaßen geschützt, gab sich seiner gewöhnlichen Beschäftigung hin. Er that seine Pflicht, dieser Gedanke erhielt seine Körperkräfte, aber wer in seiner Seele hätte lesen können, würde erschreckt gewesen sein bei dem Anblicke der Verzweiflung, welche sie erfüllte. Verzehrte die Zeit denn auch diese heldenmütige Geduld? Erstickte der Glaube unter der Umarmung des Leidens? Compian arbeitete, aber nur mechanisch, seine Gedanken schweiften weit von Tripolis, seine Stirne war gegen den Boden gesenkt, Thränen füllten seine Augen, er stieß einen tiefen Seufzer aus und schien unfähig, weiter zu arbeiten.

In einem solchen Augenblicke überraschte ihn Osmanli. Wie er den Herrn bemerkte, nahm Nikolaus das seinen Händen entfallene Werkzeug rasch wieder auf. Osmanli lächelte und sagte gütig:

Du hast deine Arbeit nicht aus Trägheit liegen lassen; deine Gedanken waren fern, weit von hier.

Sie waren in Frankreich, Herr!

Man sagt, Frankreich sei ein schönes Land.

Ja, ganz Frankreich ist schön, aber Marseille, die Stadt der Sonne und der Wogen, ist die Perle meines Vaterlandes.

Seitdem du in meinem Hause bist, fuhr der Türke fort, war ich bestrebt, dir deinen Dienst leicht zu machen.

Ich weiß es und bin dir dankbar dafür.

Trotzdem bist du traurig.

Ich habe mich bemüht, meinen Schmerz vor deinen Augen zu verbergen.

Und in der Einsamkeit lässest du deinen Thränen freien Lauf?

Bleibt mir denn etwas anderes übrig?

Findest du denn die Gartenarbeit zu beschwerlich?

Nein, Herr.

Möchtest du lieber im Innern des Hauses beschäftigt sein?

Nein, ich bin jetzt an diese Arbeit gewöhnt und ziehe sie jeder anderen vor. Wenn irgend etwas mein Leid mildern kann, so ist es der Anblick des Himmels, der Blumen und Wunderwerke Gottes. Ich habe nicht, wie die meisten Menschen, eingeschlossen zwischen Mauern gelebt, meine Straße war das blaue Meer, meine Decke das Firmament. Deshalb ist die freie Bewegung, die ich in deinem Hause genieße, mir kostbar.

So bewahre sie, antwortete Osmanli, aber ist die Arbeit nicht zu viel für dich allein?

Das Handwerk eines Seemannes ist ein rauhes. Wer ein geschickter Kapitän werden will, muß zuvor gelernt haben, zu dienen. Im Vergleiche mit den früheren Anstrengungen ist dies hier eine Spielerei. Sagtest du mir nicht, daß deine Tochter zufrieden sei mit der Art und Weise, wie ich ihre Blumen pflege?

Sehr zufrieden, und du weißt, wie ich Fatma liebe!

O, ich begreife das! rief Compian mit einer Bewegung inneren Schmerzes; ich selbst liebe Martha und ihre Brüder so sehr!

Wie? fragte Osmanli erstaunt, du hast eine Familie?

Ich habe mich wider Willen verraten; ich wollte dir das Übermaß meines Schmerzes verbergen, das du doch nicht beseitigen wirst ... Ja, ich habe ein Weib, eine Tochter und zwei Söhne. Danach urteile, ob es für meine Seele ein Trost giebt, sagte der Sklave in schmerzlichem Tone.

Ist dein Weib gut?

Gut, wie kein zweites.

Und deine Tochter?

Dein eigenes Kind kann der Liebe eines Vaters nicht würdiger sein.

Du warst reich?

Sehr reich. Aber da wir nicht nach Vergrößerung unseres Vermögens strebten, so war es zwischen meiner Frau und mir beschlossen, daß ich nicht mehr das Meer befahren solle, um mich ganz meiner Familie zu widmen.

Wir freuten uns leider zu früh auf dies so lange ersehnte Glück, denn plötzlich wurden alle unsere Projekte zerstört.

Willst du mir sagen, wie?

Ein Freund kam zu mir. Er war verloren, seine Ehre in Gefahr, wenn ihm nicht geholfen wurde.

Und du hast ihn gerettet?

Es war meine Pflicht.

Und da bist du von neuem fort von Haus, um die geopferte Summe wieder zu erwerben?

Ja, erwiderte Compian.

Der Türke blickte seinen Sklaven eine Weile schweigend an. Plötzlich ergriff er dessen Hand und sagte: Das war edel von dir, wirklich, das war gut!

Konnte ich anders handeln, da ich doch dem Manne, der meiner Hülfe bedurfte, selbst zu Dank verpflichtet war? Nein, antwortete der Türke.

Also habe ich nur meine Pflicht gethan, weshalb lobst du mich denn?

Es giebt so viele Leute, die ihre Pflicht nicht so ernst nehmen.

Sie sind sehr strafbar.

Und doch geht es ihnen oft recht wohl.

Wenn du das Glück im Reichtume suchst, ohne Zweifel, erwiderte Compian, aber das ist nur scheinbar. Das wahre Glück liegt in einem ruhigen Gewissen. Das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, tröstet mich in meiner Gefangenschaft. Wenn ich aber zugelassen hätte, daß mein Freund sich aus Scham und Verzweiflung ums Leben brachte, so würde ich nicht eine Stunde mehr ruhig schlafen, sein Bild würde mir wie ein ewiger Vorwurf vor der Seele stehen.

Denken alle Leute deiner Nation wie du? fragte Osmanli.

Ja! Alle; wenigstens die, welche die Gesetze des Christentums befolgen.

Was sagen denn diese Gesetze?

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Das ist gerecht, ich denke auch so.

Ja, aber der Christ kennt auch noch ein anderes Gesetz, das deine Religion nicht giebt. Es heißt: Thue Gutes denen, die dich hassen.

Ich hasse dich nicht, sagte Osmanli, und doch hast du ein gewisses Recht, mich als deinen Feind zu betrachten. Ist es so? Allerdings, sagte Compian.

Gut, nun sage mir, Christ, welche Pflichten hast du denn gegen mich, nicht als Sklave, sondern als Mensch?

Ich bin dein Eigentum, weil du mich gekauft hast. Die Freiheit ist aber das höchste Gut des Menschen, worauf er ein Recht hat, so lange er dieses Gut nicht selbst verwirkte. Da du mir nun meine Freiheit vorenthältst und mich nach deiner Laune quälen kannst, so bist du mein natürlicher Feind. So kalkuliert der Mensch. Als Christ weiß ich aber, daß ich selbst dem Feinde helfen muß, wenn er meiner bedarf; wenn ich dich also angegriffen sähe, so würde ich dich verteidigen, und wäre es auch mit Gefahr meines Lebens, selbst dann, wenn dein Tod mir die Freiheit geben könnte. So befiehlt es unsere Religion. (Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Riffarth, M.Gladbach.

Gott will es!

(Nachdruck untersagt.) ## Die katholischen Missionen Afrikas. (14. Fortsetzung.)

Von Baron Leo de Bethune.

2. Diözese Mozambik.

Die Insel Mozambik (südlich von Deutsch-Ostafrika) war schon ein bedeutender arabisch-indischer Handelsplatz, als die von Vasko de Gama geführte portugiesische Flotte zum ersten Male (1498) dort landete. In den Jahren 1505 bis 1508 befestigten sich die Portugiesen an verschiedenen Punkten des Küstenlandes, besonders in Mozambik und Sofala, drangen dann auf dem Zambesi-Flusse ins Innere und errichteten Handelsplätze in Senna und Tete. Aus dem Zambesigebiete wurden die Araber gegen 1570 verdrängt, aber die gleichzeitig gemachten und dreißig Jahre später wiederholten Anstrengungen, um Monomotapa zu besetzen, brachten weniger Erfolg, so daß die Portugiesen lange Jahre auf das Flußufer beschränkt blieben.

Schon Mitte des 16. Jahrhunderts begannen die katholischen Missionare die moralische Eroberung Mozambiks. Der hl. Franziskus Xaverius wirkte dort sechs Monate lang (1542). Siebenzehn Jahre später war es ein anderer Jesuit aus einer berühmten portugiesischen Familie, P. Gonzalve de Silveira, der furchtlos in das Innere vordrang und bis an den Hof des Kaffernkönigs von Monomotapa gelangte, wo er die Martyrerkrone errang. 1610 kamen wieder Jesuiten von Goa, gründeten eine feste Mission im Lande der Kaffern und schufen die Niederlassungen von Mozambik, Quilimane, Tete und Senna. Jede dieser Stationen ward ein Mittelpunkt von Ackerbau-Kolonien nach dem Muster der amerikanischen Niederlassungen des Ordens. Diese christlichen Dörfer reihten sich zum größten Teile dem Laufe des mittleren Zambese entlang, wo Livingstone und andere Reisende ihre Ruinen, von den Eingeborenen mit abergläubischem Respekte umgeben, noch wiederfanden.

Vom Jahre 1584 ab wirkten dort auch Dominikaner, besonders im Pfarrdienste und als Militärgeistliche, sie hatten lange Zeit hindurch das Vorrecht, die Titulare für die Prälatur von Mozambik zu stellen, welche Paul II. errichtet und Paul V. am 12. Januar 1612 wieder hergestellt hatte.

Dank den vereinten Anstrengungen der Söhne des hl. Dominikus und des hl. Ignatius war die Zahl der eingeborenen Christen bereits erheblich angewachsen, als gegen 1693 ein kaffrischer Eroberer schreckliche Verwüstungen am Zambesi anrichtete. Doch die Kirchen erhoben sich wieder aus ihren Trümmern und die Missionare setzten ihr zivilisatorisches Werk mit Erfolg fort. Es bedurfte des ganzen Hasses Pombals, jenes berüchtigten portugiesischen Ministers, um die furchtlosen Pioniere des Katholizismus von ihrem Ehrenposten zu vertreiben. P. Thomann, ein Tiroler von Geburt, letzter Missionar von Tete und Marange, büßte mit 18 Jahren Kerkers in den Kasematten des Forts St. Julian (1759—1777) das Verbrechen, die Religion, Sprache und den Einfluß Portugals in Südafrika verbreitet zu haben. Der wahnsinnige Jesuitenhaß des genannten Staatsmannes war von schrecklichen Folgen für die Zambesi-Missionen, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts dem unvermeidlichen Ruin verfallen schienen. Die Todesstille, welche über diesen verfallenen Kolonien lag, ward nur noch durch die ohnmächtigen Klagen und Wutausbrüche der Galeerensklaven unterbrochen, die zwischen den Ruinen der ehemals so blühenden Missionen wanderten, wie Livingstone berichtet. Die christliche Sittenlehre war nicht allein den Abkömmlingen der früheren eingeborenen Katholiken, sondern auch den Goanesern des Innern verloren gegangen, aber der christliche Geist, den ehemals die Missionare jenen ungeschlachten Naturen einzupflanzen gewußt hatten, zeigte sich doch so stark, daß die Mehrzahl der Bevölkerung noch den Namen Christen für sich in Anspruch nahm und mit Verehrung jene Orte umgab, welche ehemals durch den katholischen Kultus geheiligt waren.

Vor einem Vierteljahrhundert begann endlich wieder die Regierung von Lissabon, zu besserer Einsicht gelangt, die Arbeiten des Klerus in den Kolonien wieder zu ermutigen. Unglücklicherweise war dieser Klerus an Zahl viel zu schwach, um die Seelsorge auch nur in einigen Küstenpfarreien übernehmen zu können. Der Sprengel des Prälaten von Mozambik, welcher sich früher vom Kap Gardafui bis zum Kap der Guten Hoffnung erstreckte, war zwar durch die allmähliche Errichtung der apostolischen Vikariate von Zanzibar, Natal und dem Kaplande bedeutend eingeschränkt, blieb aber immer noch ungeheuer groß und ganz außer Verhältnis zu den beschränkten Hülfsmitteln, über welche er verfügte. 1864 entsandte Msgr. Allard, Bischof von Natal, einen seiner Missionare, den P. Bompart, zur Übernahme der Pfarrei im Hafen von Lorenzo Marquez (Delagoa). Diese Gründung, unternommen ohne Vorwissen der portugiesischen Regierung, hatte keinen Bestand. Die Schwierigkeiten, welche die portugiesischen Beamten dem unbekannten, aus einer englischen Kolonie kommenden Priester machten, erklären sich dadurch, daß England damals Anspruch auf die Delagoa-Bucht erhob, bis ein Schiedsspruch des Marschalls Mac Mahon jenes Gebiet endgültig Portugal zusprach.

Aus diesem Zwischenfalle darf man aber nicht schließen, wie Serpa Pinto richtig bemerkt, daß die portugiesischen Behörden den Missionen grundsätzlich feindlich gegenüber stehen. Im Gegenteile, als der König von Portugal vor einigen Jahren einer Handelsgesellschaft Privilegien erteilte zur Ausbeutung der portugiesischen Besitzungen am Zambesi, schrieb er in die Charte dieser Gesellschaft die Verpflichtung ein, die Verbreitung der christlichen Religion zu fördern. Infolgedessen wandte sich ein hervorragender Portugiese, Herr Païva d'Andrada, 1881 an den Jesuitengeneral P. Beckx mit der Bitte, ihm zur Evangelisierung zunächst der Kantone von Sumbo und Bonga (Bezirk Tete) Missionare zu senden. Die zu diesem Ziele eingeleiteten Verhandlungen zwischen der Kongregation der Propaganda, der Regierung von Lissabon und dem Bischofe von Mozambik waren vom besten Erfolge gekrönt. Der Kolonialminister bot freiwillig den Jesuitenpatres Überfahrt auf Staatskosten an und empfahl sie bestens dem Gouverneur von Mozambik. Als sie in Quilimane landeten, wurden sie von allen Klassen der Bevölkerung mit Jubel empfangen. P. Dejoux ließ sich in Mopea nieder, am Zusammenfluß des Zambesi und Schire, während P. Franz Antunez die Pfarrei von Tete übernahm mit der Vollmacht und dem Titel eines General-Vikars. Welche Wohlthat das Erscheinen der Patres in jenen so lange verlassenen Gegenden war, zeigte sich sofort; zu Ostern 1883 erfüllten 107 Soldaten der Garnison von Tete ihre österlichen Pflichten.

Seitdem hat die Mission der Jesuiten einen tröstlichen Aufschwung genommen. In Quilimane besitzen sie ein Kollegium, welches in hohem Ansehen steht; die Stadt Mopea, durch einen Aufruhr zerstört, ist augenblicklich verlassen, dafür aber erfreut sich Senna des Eifers der Missionare, und das Regierungsblatt der Provinz bestätigt, wie froh der Generalgouverneur ist, daß das christliche Leben wieder aufblüht. Leider ward der Bezirk von Tete seit 1884 fast fortwährend von Hungersnot heimgesucht. Die Kolonialtruppen haben nunmehr einer Reihe von unbotmäßigen großen Herren goanesischen Abkommens Respekt beigebracht, welche oft durch Aufruhr und Räubereien unbequem wurden, sich aber trotzdem den Missionaren nicht feindlich zeigten, P. Courtois hat verschiedene Male diese gefürchteten Magnaten besucht und in ihren Dörfern mit Erfolg seines Amtes gewaltet. Bonga Chontare, Oberhaupt von Massangeno, bot dem Pater den in hohen Ehren gehaltenen Platz an, wo früher ein katholisches Heiligtum gestanden; dasselbe that Donna Maria, Chontares Schwester, auf deren herrschaftlicher Besitzung Marange sich die ehemals berühmte Residenz der Jesuiten befand. Cyprian Pereira, Herr von Makanga, zeigte sich nicht weniger wohlgesinnt; dieser kleine König besaß noch eine Kapelle aus früheren Jahrhunderten, welche den Angehörigen seiner Familie als Begräbnisplatz diente. Nachdem diese allzu unabhängigen Vasallen zur Ruhe gebracht waren, konnten die beabsichtigten Missionsstationen

in aller Sicherheit begründet werden. In Tete selbst haben die Jesuiten mit dem Pfarrdienste, der Schule und der Bearbeitung von Werken in der Sprache der Kaffern reichlich zu thun.

Die Stadt Sumbo, letzte Station der Weißen im Innern von Zambesien, wartet noch auf Missionare, der P. Gabriel, welcher 1885 mit ausgedehnten Vollmachten dorthin entsandt war, starb angesichts seiner zukünftigen Station. Seitdem war es mit Rücksicht auf die wachsenden Bedürfnisse der Mission bis 1890 noch nicht möglich, Ersatz zu senden, aber Boroma, 25 Kilometer flußaufwärts von Tete, ganz von Eingeborenen bevölkert, besitzt eine hoffnungsvolle Mission. Der Generalgouverneur hat den Patres von Boroma ein großes unbebautes Grundstück gegeben, auf welchem eine Ackerbau-Kolonie angelegt werden wird. Herr Païva d'Andrada, der gegenwärtige Gouverneur von Tete und eifriger Förderer der Mission, besuchte vor zwei Jahren Boroma und zeigte sich sehr befriedigt von dem Betragen der von den Patres erzogenen Kinder. Ein Dekret vom 8. August 1889, welches man der Fürsprache des Generalgouverneurs de Castilho verdankt, erkennt amtlich die Verdienste der Mission an und gewährt ihr eine jährliche Geldunterstützung. Bereits werden mehrere Katechisten ausgebildet, welche bald die Missionare unterstützen können.

An der Spitze dieser Mission von Boroma stand drei Jahre hindurch P. Stephan Zimmermann, ein Österreicher von Geburt. Derselbe war kürzlich nach Österreich zurückgekehrt, um die Drucklegung dreier von ihm in der Kaffernsprache geschriebener Bücher zu bewirken und um Mitarbeiter im apostolischen Amte zu werben. Seine Predigten in verschiedenen Städten Österreichs fanden warme Aufnahme und brachten der Mission auch Hülfe an Geld.

Ihm gelang es auch, den Afrika-Verein deutscher Katholiken zur Beihülfe zu bewegen. Obwohl die Zambesi-Mission nicht zum deutschen Gebiete gehört, so ist sie doch benachbart, und so bewilligte denn der Verwaltungsausschuß des Afrika-Vereins dem P. Zimmermann, als er im Begriffe stand, mit einer großen Missions-Karawane nach dem oberen Zambesi zu gehen, die Summe von 15 000 M. Am 21. Mai 1890 hat sich die Missions-Expedition, bestehend aus neun Missionaren und acht Schwestern (vom hl. Josef) in Lissabon eingeschifft, um über Quilimane das Innere zu erreichen. „Durch die großmütige Unterstützung des Afrika-Vereins sind wir," so schreibt P. Zimmermann unmittelbar vor seiner Abreise, „in den Stand gesetzt, die am Zambesi bereits vorhandenen drei Stationen mit dem Nötigen zu versehen und durch Errichtung einer oder zweier neuer Stationen die Mission weiter auszudehnen. Das Territorium von Boroma wird der Mittelpunkt unserer Thätigkeit werden. Ich selbst gehe mit einem Laienbruder nach Sumbo, um dort eine Station zu beginnen. Der Weg dahin ist zwei Monate weit von der Küste entfernt und mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden. P. Gabriel, der vor sechs Jahren diese Reise unternahm, ist am Wege erlegen und nahe vor Sumbo, am Zambesi-Flusse, gestorben. Die Neger begruben ihn am Ufer im Sande und niemand kennt sein Grab, dessen Spur der Regen längst verwischt hat." *)

So nimmt denn der Katholizismus am Zambesi wieder jene Plätze in Besitz, welche ihm ehemals gehörten. Die Anstrengungen seiner Apostel gelten naturgemäß zunächst der Jugend, aber auch bei den Erwachsenen haben sie erfreuliche Erfolge zu verzeichnen. Zwei Hindernisse hemmen noch ihre Fortschritte: einmal fehlt es an Ordensfrauen, ohne welche die gute Erziehung der weiblichen Jugend nicht möglich ist, und dann reißt das ungesunde Klima allzu häufig Lücken in die Reihen der heldenmütigen Pioniere. Deshalb wäre es sehr zu wünschen, daß die portugiesische Regierung die Rekrutierung der Glaubensboten in Portugal, auf den Azoren, auf dem Grünen Kap erleichtere, weil die dort geborenen Missionare sich leichter an das Klima gewöhnen, als Deutsche oder Franzosen. In letzter Zeit hat die Mission einen kleinen Flußdampfer erworben, mit Hülfe dessen die Reise von einer Station zur anderen weniger beschwerlich und kostspielig ist. Die Niederlassungen von Sumbo, Boroma, Tete, Senna und Quilimane können jetzt leichter mit einander verkehren. Von Boroma aus sind Verbindungen mit Empandeni angeknüpft, dem Mittelpunkte der Jesuitenmissionen im Matabele-Lande.

Unabhängig von den Jesuitenmissionen wirken noch Weltpriester als Pfarrer in Mozambik, Mossuril, Ibo, Quilimane, Chiloane (Sofala), Inhambana, Lorenzo-Marquez und Inhamissengo. Von Mozambik bis zur nördlichen (deutschen) Grenze, ebenso mehr westlich am Njassa-See, haben der Islam und das Sklavenwesen ihre Verwüstungen angerichtet. Auf diese doppelte Thatsache richteten die geistlichen wie weltlichen Behörden ihr Augenmerk, und um weitere Verheerungen zu verhindern, ersuchte die portugiesische Verwaltung neulich die Weißen Väter von Algier, eine neue Mission dort zu gründen, wo der Schirefluß den Njassa-See verläßt, also etwa bei Mponda. Aber die politischen Grenzen dieser Bezirke waren Gegenstand eines Streites zwischen Portugal und England, und der jüngste Vertrag verleiht England die endgültige Oberhoheit über den mittleren Zambesi und giebt ihm den Weg frei zu den Seen Njassa und Tanganjika. Infolgedessen wird auch die kirchliche Einteilung der Sprengel wohl eine Abänderung erfahren.

Die drei letzten Bischöfe der portugiesischen Kolonie, Msr. Leita de Castro (später Bischof von Angola), Reid da Silva (auf den Stuhl des hl. Thomas von Meliapur befördert) und Diaz Ferreira legten einen lobenswerten Eifer für die Ausbreitung und Befestigung des katholischen Glaubens an den Tag. Man könnte es bedauerlich finden, daß sie nicht längere Zeit ihrem so wichtigen Amte an der Spitze der Diözese von Mozambik erhalten blieben.

*) S. „Gott will es!" 1890, S. 422 und 423.

Wir wollen aber auch unsere Anerkennung nicht jenen gutgesinnten Beamten versagen, welche nicht allein bemüht waren, mit allen Kräften den Sklavenhandel zu unterdrücken und Ordnung und Sicherheit zu schützen, sondern auch gerne und freiwillig die Arbeiten der Missionare und besonders der Jesuiten unterstützten. Vor allen sind es die Gouverneure de Castilho, Vieira Braga, de Oliveira Gome, de Guerreiro d'Amorim und Païva d'Andrada, welche ein Anrecht auf die Dankbarkeit der Katholiken haben. Die portugiesischen Staatsmänner, nachdem sie endlich die religionsfeindliche Politik des Marquis Pombal über Bord geworfen haben, knüpfen wieder an die ruhmreiche Tradition, welche ihr Vaterland im 15. und 16. Jahrhundert zur Größe führte. Mögen sie auf diesem Wege fortfahren!

Die Menschenfresserei in der Niederung von Ubanghi

(Ober-Kongo).

Vom Apostolischen Vikar P. Augouard aus der Kongregation vom hl. Geiste.

In gewissen Gegenden Afrikas besteht die Menschenfresserei nur als Kriegsrecht und um den Besiegten die Ehre des Begräbnisses zu rauben. In Ubanghi jedoch gehört sie zur Ernährungsweise, und es vergeht kein Tag, daß nicht in dem einen oder andern Dorfe zur Verherrlichung eines Festes ein Opfer geschlachtet wird. Bald ist es der Tod eines Häuptlings, der als Vorwand dient, bald eine Siegesfeier oder eingetroffene günstige Nachrichten. Eifersucht und Stolz spielen dabei eine Hauptrolle; man will sehen, wer von den Häuptlingen die meisten Sklaven zu opfern imstande ist.

Menschenfleisch ist für diese Stämme ein Festgericht, und sie ziehen es jedem andern vor. Es ist, wie sie sagen, die „edelste" Nahrung, während die Tiere nur „gemeine" liefern.

„Aber was ihr da thut, ist fürchterlich," sagt man ihnen. — „Im Gegenteile, mit Pfeffer und Salz schmeckt es delikat!" — „Begreift ihr denn nicht den Unterschied zwischen Tier und Mensch? Hat der Mensch nicht Verstand? Er spricht zu euch, bevor ihr ihn tötet, und hat euch nichts Böses gethan. Jetzt verzehrt ihr eure Feinde; wenn ihr aber andern in die Hände fallt, wird man euch dasselbe thun!" — „Das ist Kriegsrecht. Und was du da sagst, beweist nur, wie fein es ist, Fleisch zu essen, das Verstand und Sprache hatte. Und außerdem hat es einen so ganz eigenen Geschmack!"

Solche Gespräche zwischen Wilden und Missionaren sind nicht selten.

Ein Weißer, der den Ubanghi hinauffuhr, begegnete eines Tages einem gefesselten, zum Schlachten bestimmten Sklaven. Der arme Teufel schien über den Anblick eines Weißen erstaunter zu sein, als er entsetzt war über die Aussicht auf den gräßlichen Tod, der seiner

wartete. — Die Grausamkeit in der Behandlung der Opfer ist manchmal unglaublich, geradezu teuflisch. Der belgische Kapitän Coquilhat, der mehrere Monate am Ober-Kongo, in der Nähe von Ubanghi, gelebt hat, erzählt darüber folgenden Zug:

„Mongonga, Häuptling von Monguela, hat in Bolombo einen Eingeborenen aus Srebu gekauft. Gestern Morgen hat er ihm Arme und Beine mit einer Keule zerschlagen, um ihn heute zu schlachten. Die ganze Nacht hindurch hat das elende Opfer, noch lebend, bis an den Hals im Wasser gelegen, damit — die Haut sich leichter abziehen läßt. Diese Prozedur hat man bei Tagesanbruch ausgeführt, nachdem zuvor der Kopf abgeschnitten worden war, der in einem besonderen Topfe gekocht wird. Der Körper ist zerlegt und mit Ziegenfleisch, mit Palmöl und Salz in den Kessel gethan worden. Große Mengen Maniok waren schon vorher gekocht, und zwanzig Kannen Zuckerrohr-Bier standen für die Freunde und Eingeladenen bereit.

Das Festessen scheint prächtig gewesen zu sein. Um fünf Uhr abends haben sich die Teilnehmer in einer Pirogue eingeschifft, in deren Mitte sich in einer mächtigen Schüssel die Überbleibsel des Mahles befanden. Die Feier sollte bei einem benachbarten Häuptlinge fortgesetzt werden, der für diese Gelegenheit reichlichen Biervorrat besorgt hatte.

Die ganze singende und johlende Gesellschaft fährt eben an der Station vorüber, als es Mongonga einfällt, daß er einen von uns sprechen muß, und sein Pirogue ans Ufer fahren läßt. Das überschreitet alle Grenzen. Ich verbiete ihm streng, auszusteigen, und drücke ihm meinen höchsten Abscheu aus. Er ist thatsächlich überrascht davon. — ‚Du willst Spaß machen, nicht wahr?' fragt er erstaunt, und kommt näher heran. — Ich rufe die Wache und lasse auf ihn anlegen. Er merkt jetzt wohl, daß es mir Ernst ist, aber mehr begreift er nicht davon. — ‚Warum ist der weiße Mann böse auf mich?' fragt er seine Freunde. ‚Wenn er eine Ziege schlachtet, so bekümmere ich mich nicht darum. Der Mensch, den ich geschlachtet habe, war mein Eigentum; ich habe ihn nicht gestohlen und nicht gefangen, sondern für teuere Stoffe gekauft!' — Und gekränkt ruderten sie davon."

* * *

Der Direktor der holländischen Faktoreien am oberen Kongo, Herr Grashoff, machte im September 1888 eine Reise durch Ubanghi, um Elfenbein zu kaufen. Er fand diesen wertvollen Artikel im Überflusse; aber die Eingeborenen verlangten dafür nicht die Stoffe, die er zum Tausche mit sich führte, sondern Sklaven im Alter von 4 bis 16 Jahren, zum Schlachten für die umwohnenden Häuptlinge.

Auf der Reise von Ubanghi nach dem Flusse Maringa sah Herr Greshoff einen armen kleinen Sklaven, am Boden einer Barke hal-

im Wasser sitzend, auf grausame Weise gefesselt und mit Wunden bedeckt. Von Mitleid bewegt, kaufte er den Unglücklichen für ein Paar Messingringe, und bedeutete den Wilden ausdrücklich, er kaufe ihn nur, um ihn dem Tode zu entreißen und zu pflegen. Alsbald schleppte man von allen Seiten Sklaven herbei, die in demselben erbärmlichen Zustande und deshalb zum Schlachten nicht geeignet waren, und bot sie billig an.

Die europäischen Beamten oder Handelsleute sind manchmal gezwungene Zuschauer dieser schrecklichen Szenen, und haben den Schmerz, sie nicht verhindern zu können. Manchmal aber sind sie oder ihre Leute selbst die Opfer.

Im August 1887 fuhr Herr Dolisie, einer der Offiziere des französischen Forschers de Brazza, mit drei großen Booten den Ubanghi hinauf, besuchte die Dörfer, schloß Bündnisse mit den Häuptlingen und stellte sie unter die französische Schutzherrschaft. Einen Monat lang ging die Reise ohne Hindernisse von statten, als er sich aber eines Abends bei dem Dorfe Modzaka ans Land begeben wollte, empfingen ihn die Eingeborenen sehr feindselig. Er sprach ihnen von Frieden und Geschenken, aber die Antwort war ein Hagel von Pfeilen und Wurfspießen, der die Boote durchlöcherte und zum Sinken brachte, bevor man ein paar Schüsse auf die Angreifer lösen konnte.

Nicht imstande, das von Wilden besetzte Ufer zu betreten, mußten die Schiffbrüchigen schwimmend die Mitte des Stromes zu erreichen suchen, auf die Gefahr hin, von den Krokodilen gefressen zu werden. Schwimmend und mit der einen Hand sein Gewehr haltend, wurde Dolisie plötzlich von einem Pfeile in die Seite getroffen, der ihn zwang, die Waffe fahren zu lassen, um das Eisen aus der Wunde zu ziehen. Endlich gelang es ihm, drei kleinere Boote zu erreichen, die sich bald mit seinen schwimmenden Gefährten füllten, von denen einer schwer verwundet war. — Es fehlten sechs Mann. Fünf davon wurden von den Eingeborenen aufgefressen, und dem sechsten gelang es, unter tausend Gefahren zu entfliehen.

Dieser sechste, Odombo, hatte sich, als die Boote kenterten, in das Uferschilf geflüchtet und sich hier versteckt, indem er bei jedem verdächtigen Geräusche seinen Kopf unter das Wasser tauchte. Die Nacht brach an und mit ihr Ruhe und Stille. Er wagte sich aufs Land, schleppte dürre Äste zusammen, band sie durch Lianen zusammen, und mit einem Stocke als Ruder ließ er sich auf diesem gebrechlichen Flosse vom Wasser treiben, bis er eine Strecke flußabwärts die Feuer eines Dorfes bemerkte; aber auch hier erwartete ihn kein besseres Los: er war im Augenblicke gefangen und gefesselt und außerstande, zu fliehen.

Ein Baloï-Häuptling aus der Umgegend der französischen Niederlassung von Nkunja, der sich hier vorübergehend aufhielt, unterhandelte mit den Eingeborenen und kaufte ihnen den Gefangenen für 40 Mitakos

ab,*) um ihn nach der Station zurückzubringen und dafür von den Weißen belohnt zu werden. Odombo jedoch, der seinen freundlichen Worten wenig traute, entschlüpfte während der Nacht mit dem Boote seines neuen Eigentümers und ruderte gastlicheren Ufern zu.

Unglücklicherweise fällt er von neuem in Gefangenschaft. Man ergreift, untersucht ihn und macht ihm Einschnitte in die Schenkel, um zu sehen, ob er fett genug ist, um gleich verzehrt zu werden. Da dies nicht der Fall ist, wird er vorläufig in die Mast gebracht. Unterdessen gelang es dem Baloï-Häuptlinge, dem mehr an seinem Boote als an dem Gefangenen lag, sein Boot zurückzufinden, das ihm auch ohne weiteres ausgeliefert wurde. Mehr Schwierigkeiten machte die Rückgabe des Gefangenen, den er als sein Eigentum reklamierte und erst nach vielen Drohungen von den eingeschüchterten Wilden zurück erhielt.

Gewitzigt durch die erste Flucht seines Gefangenen, fesselte er ihm jetzt Arme und Beine und ließ ihn so mehrere Tage auf dem Boden des Bootes liegen. Diese Wachsamkeit ließ etwas nach, als er sich weniger kannibalischen Stämmen näherte, und schließlich nahm er ihm die Fesseln ganz ab und ließ ihn an seiner Statt rudern. Sehr zufrieden mit seinem neuen Gehülfen stieg er eines Abends aus, um in einem befreundeten Dorfe Bananen und geräucherte Fische zu erhandeln; Odombo ergriff die Gelegenheit, riß wieder aus und nahm diesmal Schiff und Ladung mit sich.

Um die Mitte des folgenden Tages begegnete er Herrn Dolisie, der mit neuen Streitkräften den Fluß hinauf fuhr, um die Angreifer zu züchtigen. Dolisie freute sich sehr, den tot geglaubten Diener wiederzusehen, und Odombo war außer sich vor Entzücken.

„Da bist du, Kommandant!"

„Woher kommst du, Odombo? Ich habe dich schon für tot gehalten!"

„Nein, Kommandant, ich nicht tot; ich nach Station fahren."

„Nein, Odombo, du fährst nicht nach der Station, sondern fährst mit mir zurück, um die Mörder deiner Brüder zu bestrafen."

„Ja, Kommandant, Krieg führen gut für dich; Odombo nach Station fahren, wo ihn Wilden nicht fressen!"

Dolisie, der ihm vorstellte, daß er wahrscheinlich wieder gefangen werden würde, wenn er allein zurückkehre, hatte alle Mühe, ihn zu überreden, sich dem Zuge anzuschließen. Nicht ohne Angst stimmte Odombo endlich zu. Unterwegs gab Dolisie dem Häuptlinge sein Boot zurück und außerdem noch ein entsprechendes Geschenk.

Beim Anblicke der starken und wohlbewaffneten Truppe beeilten sich die Uferbewohner natürlich, Freundschaft zu schließen; sie erklärten

*) Der Mitako ist die einheitliche Münze am oberen Kongo. Es ist ein Messing-Ring von 40 cm Weite und 3—4 mm Dicke, und hat einen Wert von ca. 10 Pfg.

die Bewohner von Modzaka für Schurken und baten um die Erlaubnis, an dem Rachezuge gegen die Bondjos teilnehmen zu dürfen. Dolisie hätte ihre Mitwirkung lieber entbehrt, da er ihre kannibalischen Neigungen zu gut kannte und sie für nicht besser hielt, als die Bondjos; aber die Aussicht auf Plünderung zog alle herbei und er konnte sie unter keinem Vorwande los werden. Männer, Frauen, Kinder ruderten um die Wette, um nur in der Nähe seiner Truppe zu bleiben.

Endlich kamen die feindlichen Dörfer in Sicht, wobei man Sorge trug, um die vorliegenden Inseln herumzurudern, um keinen Verdacht zu wecken. Die größte Vorsicht war geboten, da man die Anzugreifenden als grausam und erbarmungslos gegen Besiegte kannte — wie die neuen Verbündeten übrigens auch. Ein heftiges Feuer wurde eröffnet und die erschreckten Einwohner, entsetzt über die furchtbaren Wirkungen der Geschosse, flohen Hals über Kopf in den Wald, der ihnen eine gesicherte Zuflucht bot.

Nach Landung der Truppe war es die Hauptschwierigkeit, die Verbündeten in Zaum zu halten. Es war ihnen ausdrücklich verboten worden, sich an Frauen oder Bejahrten zu vergreifen, aber dieses Verbot war ihnen einfach unverständlich. Zwei alte Leute, die man verschont hatte, waren selbst höchlichst erstaunt darüber. Sie hätten es ganz natürlich gefunden, wenn man sie erschlagen und gegessen hätte, wie sie selbst es so vielen andern gethan.

Während des Kampfes sah Dolisie eine Frau hinter eine Hütte laufen, wo eben ein Eingeborener, von einer Kugel getroffen, gefallen war. Als er, aufgehalten durch einen kleinen Tümpel, hinzukam, fehlte dem Gefallenen schon der Kopf und ein Bein, die die Frau mit großer Behendigkeit abgeschnitten und eiligst in ihr Boot geschleppt hatte.

Die Verbündeten wurden allerdings durch Furcht zurückgehalten, sich auf die Toten und die beiden Greise zu werfen, aber sie plünderten die Hütten und schleppten alles fort, was unter ihre Hände kam. Das ganze erbeutete Elfenbein ließ Dolisie in den Fluß werfen; es durfte bei den Eingeborenen nicht der Glaube erweckt werden, als hätten die Weißen nur einen Raubzug unternommen, um sich ihres Haupt-Handelsartikels zu bemächtigen. Die Wilden trauten dabei ihren Augen nicht; diese Handlungsweise, ebenso wie das Verbot, sich der Kadaver zu bemächtigen, befestigte in ihnen die Überzeugung, die Weißen seien böswillige Geschöpfe, die sie verhinderten, von einer so kostbaren Gelegenheit Nutzen zu ziehen und ohne Opfer ein gutes Geschäft zu machen. Heute ist an demselben Orte ein französischer Posten errichtet, die Eingeborenen haben sich von ihrem Schrecken erholt und fangen allmählich an, ihr damaliges Unrecht einzusehen.

* * *

Am schrecklichsten ist es, daß die Frauen eine vielleicht größere Geschicklichkeit besitzen, ein Opfer zu köpfen oder abzuziehen, als die Männer. Mit einer einzigen Handbewegung und ohne Fehlgriff trennen sie ein Bein oder einen Arm genau am Gelenke ab, mit einer Schnelligkeit, die ihre Geübtheit verrät. Die geschicktesten Anatomen reichen nicht an diese Scheusale in Menschengestalt. Sache der Weiber ist es hauptsächlich, Kopf und Eingeweide zu kochen, während die blutenden Fleischstücke oberflächlich auf Kohlen geröstet und verschlungen werden; der Rest ist für die Hunde. — Was diese betrifft, so ist durch viele Reisende und in verschiedenen Gegenden dieselbe Bemerkung gemacht worden: Alle Wilden, die Hunde verzehren, fressen auch Menschen. — Das ist auch am Ubanghi der Fall. Die Hunde werden sorgfältig gemästet und dienen, wenn keine Sklaven vorhanden sind, den Eingeborenen zur Nahrung.

Ebenso bemerkenswert ist es, daß die Kannibalen-Stämme beständig mit einander im Kriege liegen und Bündnisse sehr selten sind. Die nächstgelegenen Dörfer selbst sind beständig in Alarm, und namentlich die in den Anpflanzungen arbeitenden Frauen, obgleich sie scharf durch die Krieger bewacht werden, sind ein fortwährender Gegenstand von Räubereien. Keine Gelegenheit dazu wird versäumt und daraus entsteht natürlich ein tötlicher Haß. Man kann nicht Freundschaft halten mit einem Dorfe, das „Fleisch von uns" gegessen hat.

In Ubanghi giebt es keine Sklaven, weil sie gleich nach dem Ankaufe geschlachtet werden. Hiervon sind nur die Schwachen und Mageren ausgenommen, die man eine Zeit lang aufspart, um sie erst „wieder herzustellen."

Die Kriegsgefangenen werden unverweilt verzehrt; Austausch von Gefangenen ist unbekannt, weil jede der kriegführenden Parteien es vorzieht, ihre Gefangenen zu fressen. In der Mitte jedes Dorfes steht ein Opferstein, auf dem die Unglücklichen geschlachtet werden; zwei hierin ausgehöhlte Rinnen dienen dazu, das Blut aufzufangen, und zwei in den Boden eingerammte Pfähle, um sie unbeweglich daran festzubinden. Vier oder fünf Meter dahinter steht ein biegsamer Baumstamm, um das Köpfen zu erleichtern und den abgeschnittenen Kopf in die Höhe zu schnellen.

Daß diese Kannibalen nur durch Blutdurst und Gier nach Menschenfleisch getrieben werden, erhellt daraus, daß ein Sklave, der lebend teuer bezahlt wurde, geschlachtet und zerteilt sehr billig verkauft wird. Man bezahlt z. B. erst 200 Mitakos für ihn; nachher kostet ein Arm 2 Mitakos, ein Bein 4 und der Rest nach Verhältnis; nur der Bauch und die Eingeweide kosten bis zu zehn Mitakos, da sie für die zartesten und feinsten Stücke gelten! Dieser Kleinverkauf wiederholt sich ziemlich häufig. (Schluß folgt.)

Afrikanische Post.

(Eigener Bericht des „Gott will es!")

St. Maria zu Dar-es-Salaam,
am Feste Mariä Geburt 1890.*)

Allen Freunden und Gönnern der Mission, namentlich der Redaktion und den verehrten Lesern der Zeitschrift „Gott will es!" können wir die freudige Mitteilung machen, daß das für unsere Mission gestiftete prachtvolle Harmonium am 2. September hierselbst glücklich und unversehrt angelangt ist. Welch' lebhafte Freude die Ankunft dieses würdigen Geschenkes katholischer Opferfreudigkeit in uns hervorgerufen, können sich die verehrten Wohlthäter leichter vorstellen, als wir es mit Worten zu schildern imstande sind.

Das Geschenk kam uns vor, als wenn es lauter Grüße von tausend seeleneifrigen Herzen aus dem lieben fernen Deutschland seien, und als ob die zahlreichen Wohlthäter und Wohlthäterinnen ermunternd uns damit zurufen wollten: „Bringet freudig eure Gesundheit, eure Kräfte, ja euer Leben für das Heil der armen Schwarzen Gott zum Opfer dar; wir wollen gerne nachhelfen und unserseits euch die Arbeit nach Möglichkeit erleichtern.

Wie viel Gutes die verehrten Wohlthäter durch das Harmonium gestiftet haben, werden sie wohl erst erfahren, wenn ihnen einst am Throne Gottes viele gerettete Neger mit dankerfülltem Herzen entgegenkommen und erzählen, wie sie, anfangs aus Neugierde angelockt, zur Mission kamen, allmählich aber ihr Herz der Wahrheit öffneten, zur Erkenntnis Jesu Christi und seiner Lehre kamen und so zu den ewigen Freuden gelangten.

Nun auch etwas über das Harmonium selbst. Das aus der Fabrik des Herrn A. Walhorn in Münster in Westfalen hervorgegangene prächtige Instrument läßt an Gediegenheit nichts zu wünschen übrig, hat vielmehr durch seine Konstruktion, die Dauerhaftigkeit und Eleganz in sich vereinigt, sowie durch seinen außerordentlichen Wohlklang, der dem einer wirklichen Orgel kaum nachsteht, unsere Erwartung bei weitem übertroffen. Auch die Verpackung war für die weite und gefährliche Seereise eine vorzügliche.

Als die umfangreiche Kiste mit vieler Mühe geöffnet wurde und eben die Vorderseite des Instrumentes bloßgelegt war, konnte ich es mir nicht versagen, sofort den Wohlklang desselben zu prüfen und einige Akkorde anzuschlagen. Wie ein Blitz wirkten die Töne auf unsere Schwarzen. Ihre Arbeiten und Werkzeuge im Stiche lassend, kamen sie von allen Seiten und durch alle Thüren herbeigestürmt, um

*) Dieses Schreiben ist am 1. Oktober in Zanzibar abgegangen, traf am 26. Oktober bei uns ein und konnte, da der Druck bereits begonnen hatte, in letztem Hefte leider keinen Platz mehr finden. D. Red.

das Wunderding anzustaunen und ihrer hellen Freude darüber in Worten und Geberden Ausdruck zu geben.

Als das Harmonium bereits in der Kapelle stand, kamen sie Mittags in der Ruhezeit und baten, indem sie mit den Fingern die entsprechenden Bewegungen machten, sie doch noch einmal die schöne Musik hören zu lassen, und am letzten Sonntage war die Kapelle so voll Schwarzer, daß fast nicht alle Platz gefunden hätten.

Verehrteste Wohlthäter und Wohlthäterinnen! Habet tausendmal Dank für die Freude, die ihr uns bereitet, für den Dienst, den ihr uns dadurch erwiesen habet. Gott wird es euch vergelten und euch dafür reichlich segnen. Täglich beten wir für diejenigen, die uns durch Gebet und Almosen in unserm schweren Werke unterstützen, täglich werden auch unsere kleinen schwarzen Pfleglinge, von denen wir später den werten Lesern manches erzählen können, ihre kleinen schwarzen Händchen zum Himmel erheben und für ihre weißen Brüder und Schwestern in Deutschland beten, damit wir alle dort oben vereint mit den himmlischen Chören den lieben Gott loben und preisen mögen in alle Ewigkeit.

Die frommen Wohlthäter und Wohlthäterinnen werden uns stets in dankbarer Erinnerung bleiben und bitten wir, uns auch ferner Ihr geschätztes Wohlwollen zu bewahren, wie bisher.

In wechselseitiger Gebetsvereinigung verharrend, danken wir nochmals aus ganzem Herzen und zeichnen mit ganz besonderer Hochachtung die Missionsschwestern vom hl. Benediktus in Dar-es-Salaam.

Schwester M. Agnes, O. S. B., Oberin.

* * *

Vorstehende Zeilen werden vielen aus unseren Lesern gewiß eine hohe und reine Freude bereiten, jene Freude, welche der erste, aber nicht der höchste Lohn der Mildthätigkeit ist. Wir knüpfen daran die Bitte, uns nun kräftig zu unterstützen, damit auch die beiden in Arbeit befindlichen Instrumente bald eben solche Freude erwecken mögen. Wir haben uns vorgenommen, daß beide zum **1. Mai 1891** an Ort und Stelle sein sollen, so daß also die betreffenden Missionen imstande sein werden, die nächstjährige Maiandacht — in Kamerun wird es die erste sein — recht feierlich zu begehen. Gott und Unsere Liebe Frau von Afrika werden uns dafür Dank wissen. Die Redaktion.

Mannigfaltiges.

Das Bild im vorigen Hefte zeigte die Verfolgung eines Sklavenschiffes durch eine deutsche Panzerfregatte. Die auf Seite 688 u. 689 befindliche Abbildung veranschaulicht, wie die ausgesetzten Boote derselben die Sklavenräuber erreicht haben. Schrecklich ist der Kampf, der sich entspinnt, und leider müssen auch einige unserer Landsleute ihr Leben lassen, um die Armen zu befreien, die im

Innern des Sklavenschiffes schmachten. Aber der endliche Sieg ist den deutschen Matrosen sicher und können die schwarzen Räuber der verdienten Strafe nicht entgehen.

Kardinal Lavigerie und sein Stellvertreter, Msgr. Livinhac, sind von Rom wieder nach Afrika abgereist, nachdem sie bei dem hl. Vater mehrere Audienzen hatten. Um den Kardinal zu entlasten, sollen in Zukunft alle für Antisklavereizwecke eingehende Gelder, soweit sie dem Kardinal selbst zugingen (also nicht unsere Vereinsgelder) durch die Kongregation der Propaganda verwendet werden, mithin zu Missionszwecken in Afrika. Auch hat der hl. Vater auf Wunsch des Pariser Kongresses zugesagt, daß alljährlich in der ganzen Welt eine Kirchenkollekte für diesen Zweck abgehalten werden soll. Leo XIII. bringt unseren Bestrebungen fortdauernd das größte Interesse entgegen.

Major v. Wißmann befindet sich auf dem Wege nach Ostafrika, während **Baron von Grafenreuth** eine Verwendung in der Kolonialabteilung der Reichsregierung gefunden hat. Über die Verwendung des Dr. **Peters** ist noch nichts bestimmt.

Die Ermordung Küntzels ist bereits gerächt. Der englische Admiral Freemantle hat am 27. Oktober des Sultans Hauptstadt Witu erstürmt und zerstört. Auf die Gefangennehmung des flüchtigen Sultans ward ein hoher Preis, 10000 Rupien, gesetzt. Leider scheint es unbezweifelbar, daß Küntzel selbst sein trauriges Loos und das seiner Genossen verschuldet hat. Er soll sich sehr respektwidrig gegen den Sultan benommen, ihn auf offener Straße beschimpft und ihn geradezu herausgefordert haben. Ob der Sultan selbst um seine Ermordung wußte, oder ob er die erbosten Araber einfach nach Belieben handeln ließ, ist noch nicht klar, jedenfalls hat der Sultan die später von den Engländern verlangte Genugthuung verweigert. Solche Ausschreitungen unserer Landsleute sind sehr zu verurteilen, sie erschweren das Werk der Zivilisierung Afrikas und erregen immer neue Unruhen. Wie ganz anders verfahren doch unsere Missionare!

Wie groß sind die deutschen Besitzungen in Afrika? Das Geographische Institut in Weimar hat Folgendes ausgerechnet: Deutsch-Ostafrika etwa 939108 qkm, Lüderitzland (der deutsche Besitz in Südwestafrika) etwa 832600 qkm, Kamerun-Land etwa 319000 qkm, Togo-Land etwa 61000 qkm, zusammen in runder Summe etwas über 2152000 Quadrat-Kilometer. Deutsch-Ostafrika ist fast doppelt so groß, wie das deutsche Reich; Kamerun (ohne die Hinterländer) etwas kleiner als das Königreich Preußen; Lüderitzland nur um ein Geringeres kleiner als Italien und das deutsche Reich zusammengenommen; Togo-Land erreicht noch immer fast den Flächeninhalt Bayerns.

In **Brüssel** haben neue Verhandlungen zwischen den Mächten begonnen; weil Holland bisher seine Unterschrift zu dem Afrikanischen Vertrage verweigerte. Holland sträubt sich gegen die Einführung von Zöllen im Kongostaate, die dieser braucht, um existieren zu können. Kaffeesack- und Schnapspolitik sind bisher leider die schlimmsten Hindernisse eines kräftigen Vorgehens in Afrika.

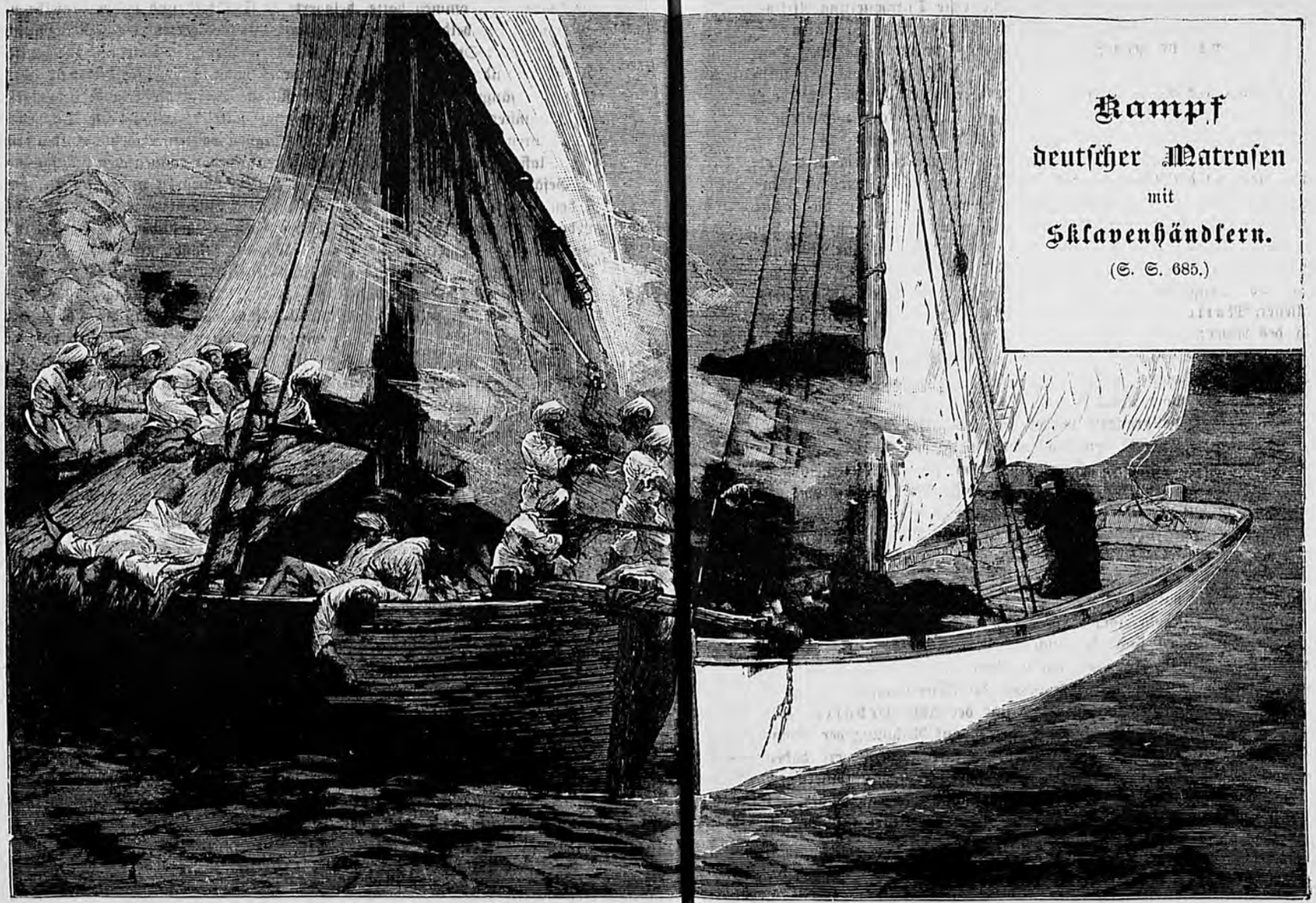
Eine Gefangene des Mahdi, die barmherzige Schwester Maria Caprini, ist vor einigen Wochen in Verona angekommen. Schwester Maria war im

Jahre 1880 mit mehreren andern Schwestern in Begleitung einiger Missionare nach El-Obeid in Egypten geschickt worden. Nachdem der Mhadi am 15. Jan. 1883 das aus 8000 Mann bestehende Heer Reuf Paschas fast gänzlich aufgerieben und Bara eingenommen hatte, belagerte er El-Obeid und nahm dasselbe nach $8^1/_2$ monatlichem heldenmütigen Widerstande der Belagerten. Die 3500 ägyptischen Verteidiger der Stadt mußten über die Klinge springen, die Einwohner wurden vertrieben und Schwester Maria Caprini nebst ihren Gefährtinnen in ein elendes Gefängnis geworfen, wo man sie auf Befehl des Mahdi unausgesetzt in grausamster Weise mißhandelte. Einmal hatte der Mahdi die Schwestern, weil sie ihren christlichen Glauben nicht verläugnen wollten, schon zur Enthauptung führen lassen, begnügte sich aber damit, sie furchtbar auspeitschen und fast nackt ins Gefängnis zurückführen zu lassen. Zwei Schwestern und ein Laienbruder starben infolge der Entbehrungen und schlechten Behandlung. Acht Jahre lang blieben die armen Martyrer in der Gewalt der sudanesischen Horden, bis ihnen eines Tages, zwei Jahre nach dem Tode des Mahdi, mit Hülfe einiger ergebener Sudanesen und nachdem sie sich vorher schwarz bemalt hatten, um den Eingeborenen zu gleichen, die Flucht gelang. Nach mühseliger Wanderung, welche teils zu Wasser auf dem Barh-el-Abiad, teils zu Fuß durch die Wälder am Ufer dieses Flusses ausgeführt wurde, erreichten sie Berber und von dort die ägyptischen und englischen Vorposten, welche sie nach Kairo beförderten. Während ihre Fluchtgefährtinnen wegen Krankheit in Alexandria zurückbleiben mußten, schiffte sich Schwester Maria sofort nach Italien ein und meldete sich in Verona bei ihrem Ordensvorgesetzten. Unbeschreiblich war die Freude ihrer alten, in Verona noch lebenden Mutter, welche die Tochter schon seit Jahren tot geglaubt hatte. Trotz aller erlittenen Qualen und Strapazen erfreut sich Schwester Maria Caprini besten Wohlseins und hofft, daß sie von ihren Oberen baldmöglichst wieder in die afrikanischen Missionen geschickt werde.

Wir machen wiederholt auf den hübschen und sehr reichhaltigen **St. Ottilien-Missions-Kalender** aufmerksam. Er ist unstreitig einer der besten diesjährigen Kalender, und ein Überschuß aus dem Ertrage ist dem eifrigen Oberen von St. Ottilien wohl zu wünschen. Jede Buchhandlung und jeder Buchbinder liefert denselben. Preis 50 Pfg., mit Porto 60 Pfg.

Für die Kongo-Eisenbahn nehmen die Arbeiten einen raschen Fortgang, die Erdarbeiten bei Matadi gehen ihrer Vollendung entgegen, weiter ist man bis zum Mpozofluſſe vorgerückt. Die Vorarbeiten für den Übergang über diesen Fluß und für eine Brücke sind abgeschlossen; die Brücke wird nur 60 m lang, während man sie auf 80 m anfangs veranschlagt hatte. Der Pier bei Matadi ist fertig. Der leitende Ingenieur hat zur näheren Untersuchung einen Vorstoß gemacht bis zum Kuilu, er war 11 Tage unterwegs. — Die erste Lokomotive für die Kongo-Eisenbahn, zunächst für die Fortschaffung von Baumaterialien bestimmt, ist am 18. September nach Westafrika abgegangen. Zwei weitere Lokomotiven sollen am 18. Oktober von Antwerpen abgehen.

Die sechzehn Durchquerungen Afrikas. Die französische Zeitschrift „Exploration“ hat die Forscher zusammengestellt, welche Afrika von einer Küste zur anderen durchquert haben. Man nimmt allgemein an, daß der erste



Kampf
deutscher Matrosen
mit
Sklavenhändlern.
(S. S. 685.)

Europäer, der diese Durchquerung ausgeführt hat, der Engländer Livingstone sei. Das ist aber ein Irrtum. Livingstone kam erst fünfzig Jahre nach dem Portugiesen Honorato da Costa, der von 1802—1811 von Angola nach Tete am unteren Zambesi ging. Das war die erste Durchquerung Afrikas. Vor Livingstone kommen noch zwei andere Portugiesen: Francesco J. Coimbra, der von Mozambique aus zehn Jahre (1838—1848) brauchte, um nach Benguela zu kommen, und Silva Porto, der von 1853—1856 von Benguela nach der Mündung des Rovuma reiste. Livingstone vollbrachte die vierte Durchquerung; er ging 1854 von San Paulo de Loanda aus und erreichte 1856 Quilimane. Die fünfte Durchquerung führte im Norden Gerhard Rohlfs aus; er ging von Tripolis am mittelländischen Meere nach dem Golf von Guinea nahe an der Mündung des Niger (1865—1866). Zwanzig Jahre nach Livingstone vollführte der Engländer Lieutenant Cameron die sechste Durchquerung (1873—1875); sie ging von Bagamoyo nach Benguela. Die siebente vollführte Stanley (1874—1877), von Bagamoyo bis zur Mündung des Kongo. Die achte vollführte wieder ein Portugiese, Serpa Pinto, der 1877—1879 von Benguela nach Port Natal ging. Von 1880—1882 gingen zwei Italiener, Matteuci und Massari, von Suakim über Bornu an die Mündung des Niger; das war der weiteste Weg, er betrug rund 5000 Kilometer. Von 1882—1884 ging Wißmann von San Paul de Loanda nach Saadani an der Küste von Zanzibar. Von 1882—1884 ging der schottische Missionar Arnat von Port Natal nach Benguela. Das war die elfte Durchquerung. Die zwölfte vollbrachten wieder zwei Portugiesen, Capello und Ivans; sie gingen 1884—1885 von Mossamedes nach Quelimane. Die dreizehnte von 1885 auf 1886, ausgeführt von dem schwedischen Lieutenant Gleerup, war die kürzeste; er brauchte nur sechs Monate, um von den Stanley-Fällen (am unteren Kongo) nach Bagamoyo zu gelangen. Von 1885 bis 1887 reiste der Österreicher Oskar Lenz von der Mündung des Kongo nach Quelimane. Die fünfzehnte Durchquerung war die letzte von Stanley; sie ging von der Mündung des Kongo aus und endete in Bagamoyo. Endlich die sechzehnte und letzte hat der französische Kapitän Trivier ausgeführt, der vor zwei Jahren von Angola nach Mozambique ging. Neben diesen sechzehn gelungenen Durchquerungen sind aber auch zahlreiche Versuche zu verzeichnen, die mißlungen sind, weil die Forscher vor unüberwindlichen Hindernissen umkehren mußten, oder weil sie den Strapazen der Reise erlagen; unter den letzteren z. B. die Franzosen Viktor Giraud und der Abbé Debaize. Von den sechzehn gelungenen Durchquerungen sind fünf auf Rechnung der Portugiesen zu setzen, wie sie auch die ersten waren, die Afrika durchquert haben. Bemerkenswert ist auch, daß in den letzten zehn Jahren mehr Durchquerungen stattgefunden haben, als vorher in achtzig Jahren und während früher zehn Jahre zu einer Durchquerung gebraucht wurden, wird das Unternehmen heute in einem Jahre oder gar in sechs Monaten ausgeführt.

Aus dem Swasiland. Die Eingeborenen des Swasilandes mußten sich vor einigen Monaten vorbereiten zur Krönung ihres jungen Königs. Ein Impi wurde erlassen, einen Löwen, einen Tiger, einen Büffel und eine große Schlange zu erlegen. Zu dem Krönungszeremoniell gehört es nämlich, daß der König einen Teil des Herzens der drei erstgenannten Tiere ißt, damit er Mut bekommt. Dann wird er mit Schlangenfett gesalbt, damit ihn niemand verzaubern kann. Der Kopf des Büffels aber wird auf die Erde gelegt. Der König hat sich zwischen die Hörner zu setzen, angethan am ersten Tage mit dem Fell des Löwen, am zweiten mit dem Fell des Tigers, am dritten jedoch muß er ganz nackt aus seinem Kraal treten und sich dem Volke der Swasis zeigen, die von allen Teilen des Landes herbeikommen, um ihn als „Byate", d. h. König, zu begrüßen und ihn mit großer Löwe, Tiger u. s. w. anzureden. Die Häuptlinge oder Indunas schenken dem König jeder ein Stück Vieh, damit er für den Anfang genug hat.

Von St. Ottilien erhalten wir die Trauernachricht, daß Schwester B. Johanna Lämmermühle, geboren am 5. Februar 1862 zu Berwe, (oldenburgischer Anteil der Diözese Münster), am 17. September ds. Js. in Dar-es-Salaam nach sechstägigem Krankenlager verschieden ist. Sie war eine der besten Schwestern, schreibt die ehrw. Frau Oberin. Drei Jahre verbrachte sie im Mutterhause von St. Ottilien, um sich für ihren hohen Beruf in Afrika vorzubereiten. Leider wurde sie bereits neun Wochen nach Eintreffen an ihrem eigentlichen Wirkungskreise vom Tropenfieber hinweggerafft. Ihre Seele wird dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen.

Bücherschau.

Zur Afrika-Litteratur werden demnächst im Verlage von F. A. Brockhaus (Leipzig) mehrere wichtige Beiträge erscheinen. In erster Reihe steht eine Schrift: „Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria" von A. J. Mounteney, Jephson und Henry M. Stanley. Jephson, einer der Offiziere der Stanley'schen Expedition, erstattet darin einen Bericht über die Erlebnisse, die er und Emin Pascha in der letztern Provinz hatten. In Stanley's Werk „Im dunkelsten Afrika" sind nur kurze Briefe Jephson's angeführt. In gleichem Verlage erscheint auch die zweite Auflage von Major v. Wißmann's Werk „Im Innern Afrika's", einer Schilderung seiner Expedition zur Erforschung des Kassai-Stromes; ferner „Kriegsbilder aus dem Araber-Aufstande in Deutsch-Ostafrika" von Lieutenant v. Behr, einem Offiziere der deutschen Schutztruppe.

Der kleine Marienkalender für christliche Frauen und Jungfrauen (Verlag von Fr Pustet in Regensburg, Preis 60 Pfg., geb. 1,20 Mark und 1,80 Mark), welchen der selige Gemminger 18 Jahre lang bis zu seinem Tode herausgab, ist für das Jahr 1891 von der in katholischen Leserkreisen wohl bekannten Schriftstellerin Maria Herbert redigiert worden, und ihr ist diese Aufgabe trefflich gelungen. Die katholische Frauenwelt wird Freude daran haben und von seinem Inhalte angenehmst überrascht sein.

Für den Weihnachtstisch.

Wenn je der menschenfreundliche Verband „Arbeiterwohl" ein gutes und in seinen Folgen unberechenbar segensreiches Werk gethan hat, so ist es die Herausgabe folgender volkstümlicher Volksschriften: 1. **Das häusliche Glück,** 2. **Wegweiser zum häuslichen Glück** und endlich 3. **Krone des häus-**

lichen Glücks. Das erstgenannte ist für Frauen bestimmt, das zweite für junge Mädchen und das dritte gilt denen, welchen Gott Mutterpflichten gegeben hat. Wenn es auch in der katholischen Litteratur nicht an Werken fehlte, welche dem Frauengeschlechte zur Ausbildung in die Hand gegeben werden konnten, so waren sie doch zumeist nicht für jene Stände berechnet, denen diese Ausbildung am meisten notthut, die Frauen und Töchter des Mittelstandes und der arbeitenden Klassen. Und gerade für die Familien dieser Klassen ist es eine Notwendigkeit, daß die Hausfrau, die Mutter in all ihren Pflichten so ausgebildet ist, und daß sie jene Vorzüge des Herzens und Gemüts besitzt, welche allein geeignet sind, das Leben am häuslichen Herd zu einem angenehmen zu gestalten, kurz, das häusliche Glück zu begründen. Wer Gelegenheit hat, einen Blick in das Hauswesen so manchen Handwerkers, so manchen Arbeiters zu thun, der weiß, daß da vielfach kein Glück, keine Zufriedenheit zu finden ist, sondern vielfach geradezu die Hölle auf Erden, und in sehr vielen Fällen trägt die Frau die Schuld, daß es so ist. Der fleißigste Arbeiter kann auf keinen grünen Zweig kommen, wenn er eine unverständige, verschwenderische Frau hat, und der nüchternste Gatte wird bald Zerstreuung und Vergessen hinter dem Schnapsglase suchen, wenn sein Weib den Hausdrachen spielt. Anderseits kann aber ein gutes und verständiges Weib ihrem Manne und ihren Kindern oftmals in Wahrheit zum rettenden Engel werden und sie vom Abgrunde zeitlichen und ewigen Verderbens zurückreißen. Oben genannte Schriften, welche ungemein verständlich geschrieben sind, sollen nun dazu beitragen, solche Musterfrauen heranzubilden, und wir sind überzeugt, eine Frau und Mutter, welche ernsthaft bemüht ist, die darin enthaltenen guten Lehren und praktischen Anweisungen sich zu eigen zu machen und im Leben zu verwerten, wird es nie bereuen. Das älteste dieser Büchlein, „Das häusliche Glück," ist in wenigen Jahren in fast einer Viertelmillion von Exemplaren abgesetzt, gewiß ein Beweis von der außerordentlichen Brauchbarkeit. Geistliche und weltliche Behörden haben es wiederholt eindringlich empfohlen. Man darf aber nicht glauben, daß diese Bücher blos für unwissende Mädchen und Frauen geschrieben sind, im Gegenteil, wir sind überzeugt, auch jede gebildete Frau wird dieselben mit Interesse lesen und noch daraus lernen können. Zu Weihnachten möchten wir wünschen, daß diese Büchlein, welche sich auch in hübschem Einbande präsentieren und dann nur 1 Mk. 50 Pfg. kosten, jeder jungen Frau und jeder heranwachsenden Tochter zu ihren Geschenken gelegt wird, besonders werden sich die Herrschaften ein großes Verdienst erwerben, wenn sie den „Wegweiser zum häuslichen Glück" ihren Dienstboten und Arbeiterinnen schenken. Es wäre das wirklich ein Werk christlicher Nächstenliebe. Erschienen sind alle drei Bändchen bei A. Riffarth in M.Gladbach.

Im selben Verlage erscheint auch zum ersten Male ein **Kalender für den christlichen Arbeiter.** Handliches Format, hübscher Druck, einige ansprechende Erzählungen aus dem Arbeiterleben, Belehrungen über die soziale Frage, Lebensbilder, Schilderungen aus Land und Leben, Nützliches und Unterhaltendes, alles mit hübschen Illustrationen versehen, wechselt miteinander ab. Wir haben selten einen so reichhaltigen und interessanten Kalender gesehen und möchten nur wünschen, daß er eine recht weite Verbreitung finde, denn er ist geeignet, dem Arbeiter zu nützen, nicht, wie viele andere Bücher, ihm den Kopf zu verdrehen. Dabei ist der Preis von 25 Pfennigen erstaunlich niedrig.

Zwei Werke, ganz geschaffen für eine Gabe zärtlicher Liebe und Freundschaft präsentiert uns die Laumann'sche Verlagshandlung in Dülmen. Das erste: **Rosenblüten und Edelweiß,** den katholischen Jungfrauen gewidmet von A. von Liebenau, enthält 3 Abteilungen: 1. Die Rosenzeit der Jugendblüte, 2. die Rosenzeit der Jugend und 3. das Edelweiß. In den ersten beiden Teilen folgt die Verfasserin mit kundiger Hand dem jungen Mädchen durch alle

Entwickelungsstufen ihres Lebens bis zum Altare, sie ist Beraterin im Familienleben, im Verkehre mit der Welt, in der so hochwichtigen Frage der Standeswahl, und arbeitet mit seltenem Geschick der sorgsamen, um das leibliche und geistige Wohl ihrer Tochter besorgten Mutter wie dem Gewissensführer in die Hand. Kein Mädchen, dessen Herz für edle Regungen nicht schon unempfindlich ist, kann diese Blätter lesen, ohne ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die Verfasserin. Den dritten Teil empfehlen wir besonders jenen gottbegnadeten Seelen, welche ihr Leben ganz Gott weihen wollen.

Ans Frauenherz, Worte der Liebe und Freundschaft für die katholische Frau. So nennt sich das zweite Werk derselben Verfasserin. Ja, es sind zarte, wohlgemeinte Worte, Ermahnungen und Ratschläge an die katholische Frau, als Gattin, als Mutter und als Witwe, welche hier niedergelegt sind und in der feinfühlenden Art, wie sie sich geben, sicher Anklang finden. Ein innig frommer religiöser Hauch, frei von jeder Frömmelei, durchweht diese Bücher, jedes Kapitel ist Goldes wert, wirkt ermutigend, belehrend, tröstend und zielt darauf ab, das Weib zur höchsten Stufe christlicher Vollkommenheit zu erheben. In unserer glaubensarmen, moralisch dem Bankerott nahe geführten Zeit beruht das zeitliche Glück der Familie und das ewige Heil ihrer Angehörigen vorzugsweise auf der richtigen Herzensbildung der Frau und Mutter, und gerade diese zu verbilden, zu einem Zerrbild zu machen, läßt sich der Zeitgeist angelegen sein. Wollen wir ihm entgegenwirken, so geben wir der heranwachsenden Jungfrau ein Werk in die Hand wie „Rosenblüten und Edelweiß;" und der vernünftige Gatte möge es nicht versäumen, zum Herzen seiner Lebensgefährtin durch das Werk „Ans Frauenherz" zu reden. Daß beide Werke auch in Druck und Einband sich äußerst vorteilhaft auszeichnen, erwähnen wir nur nebenbei.

Aus demselben Verlage wollen wir noch erwähnen: **Aus stiller Welt.** Ein Trostbüchlein von Margarethe Mirbach. Es sind eine Anzahl formvollendeter, tiefempfundener Gedichte teils religiösen Inhalts, teils poetische Ergüsse einer gottergebenen Leidenden, welche sie ihren Leidensgenossen widmet. Wer seinen Trost in Gott suchet, wird dies Büchlein mit Erbauung und Nutzen lesen. Als Festgeschenk für Kranke ist das hübsch ausgestattete Büchlein vortrefflich.

Hieran schließen wir nachstehend einige weitere besonders für unsere freundlichen Leserinnen geeigneten Werke aus dem Herder'schen Verlage in Freiburg i. B.

Das Leben der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Zu Lehr und Erbauung für Frauen und Jungfrauen. Von Dr. Johann Baptist Hirscher. Mit erzbischöflicher Approbation. Sechste Auflage. — Mit einem Titelbild. 12°. (VIII u. 350 S.) Elegant gebunden in Halbleinewand mit bronziertem Umschlag und Rotschnitt 1 Mk. 50 Pf.; in Ganzleinewand mit Marmorschnitt 1 Mk. 80 Pf.

Der berühmte Verfasser wollte, wie er selbst in der Vorrede zu seinem Buche sagt, nicht nur Gott verherrlichen und die Ehre der allerseligsten Gottesmutter befördern, sondern es lag ihm auch das geistige Wohl der Frauenwelt am Herzen. Daß er das Richtige getroffen hat, zeigt die günstige Aufnahme des in sechster Auflage erschienenen Buches. Dies ist zugleich die beste Empfehlung.

Heiligenbilder. Ausgewählte Legenden von W. H. Anderdon, S. J. Frei aus dem Englischen übersetzt von M. Hoffmann. Mit einem Stahlstiche. Neue Ausgabe. 12°. (IV u. 611 S.) Elegant gebunden in Halbleinwand mit bronziertem Umschlag und Rotschnitt 2 Mk.

Eine Heiligenlegende in Novellenform, das ist, kurz gesagt, der Charakter des herrlichen Büchleins. Ein ganz neuer, origineller, aber nichtsdestoweniger durchaus berechtigter und gewiß fruchtbringender Gedanke. In 24 Lebensbildern bringt uns Pater Anderdon, die lebensvolle Schilderung

christlicher Helden und Heldinnen in einer Sprache, die an die besten Muster klassischer Novellen erinnert. Wir empfehlen die ‚Heiligenbilder' insbesondere gebildeten Familien zur Lektüre.

Das Leben wie es ist. Von Mathilde Bourdon. Aus dem Französischen übersetzt von H. v. G. Zweite, durchgesehene Auflage. 8°. (VI u. 229 S.) Elegant gebunden in Halbleinwand mit Rotschnitt 1 Mk. 50 Pf.

Wahrhaftig ja, das ist das Leben wie es ist, nicht ein Romanleben, nicht ein Theaterleben, sondern das Leben einer Frau, einer Gattin, einer Mutter und ihrer ganzen Familie, wie es sich in den mittleren Kreisen unserer gebildeten Gesellschaft hunderttausendmal wiederholt. In seiner Pflichterfüllung und Arbeit, in Ertragung und Schweigen, in Dulden und Opfern, in Selbstbeherrschung und zarter Rücksichtnahme, in Liebe, die nützen will, und in Gottesfurcht, in fröhlichem Genusse der Freuden der Familie und der Freundschaft wird hier das Leben ertragen gelehrt. Die Erziehung beginnt in der Wiege schon. Leben für Gott und für andere und dabei auch ein wenig an sich selber denken, also beten, opfern, nützen, lieben, arbeiten, in diesen Anschauungen verläuft hier das Leben. Wie gut für die Welt, wenn jedes Leben so verliefe! Man sollte dieses Buch einer jeden Braut oben auf ihre Brautgeschenke legen. Sie sollte aber dafür versprechen, alle Wochen wenigstens einmal in demselben zu blättern.

Martha oder Die Fabrikarbeiterin. Von Mathilde Bourdon. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. 8°. (VIII u. 163 S.) Elegant gebunden in Halbleinwand mit Rotschnitt 1 Mark 20 Pf.

Nicht allein Mädchen der niederen Stände werden das tief ergreifende Buch mit dem großten Nutzen lesen; es wird vielmehr für Mädchen aller Stände eine heilsame Lektüre bilden.

Die arme Verwandte. Von Mathilde Bourdon. Aus dem Französischen übersetzt von H. v. G. 8°. (IV u. 172 S.) Elegant gebunden in Halbleinwand mit Rotschnitt 1 Mk. 20 Pfg.

Ein herrliches Familienbild mit dem Segen der christlichen Tugenden wird uns vorgeführt. Insbesonders ist das Bild eines Waisenmädchens anziehend und durch ihren vortrefflichen Charakter bedeutungsvoll und lehrreich. Wir empfehlen das herrliche Buch für die reifere Jugend, insbesondere für solche vornehmerer Familien.

Sehr erfreulich ist es, daß der katholische Verlagsbuchhandel beginnt, auch der so wichtigen Jugend-Litteratur die verdiente Aufmerksamkeit zu schenken. Vor uns liegt eine Kollektion von Jugendschriften aus dem Verlage von Heinrich Schöningh in Münster, die in Bezug auf Inhalt wie Ausstattung uneingeschränkes Lob verdient. Für die reifere Jugend, namentlich unsere kleinen Studenten, bringt der Verlag in diesem Jahre ein Kapital-Werk auf den Weihnachtsmarkt, die **„Illustrierten geschichtlichen Charakterbilder"**, welche die Gymnasiallehrer Dr. Werra in Münster und Dr. Wacker in Aachen mit großem Geschick aus den klassischen Geschichtswerken der neuen Zeit zusammengestellt haben. Die Aufsätze „Schauspiele zur röm. Kaiserzeit" nach Friedländer, Krönung Konrads nach Giesebrecht und die Schlacht bei Belle-Alliance nach Treitschke sind Perlen historischer Darstellung. Besonders angenehm berührt es aber, auch viele katholische Namen, wie Janssen, Gfrörer, Weiß 2c. in dem schönen Werke vertreten zu sehen. Zahlreiche, namentlich kulturhistorische Abbildungen und Porträts beleben den Text; in der Ausstattung schließt es sich den vor einigen Jahren in gleichem Verlage erschienenen **Geographischen Charakterbildern** („Aus allen Erdteilen") von Dr. Hellinghans und Treuge an, welches Werk sogar die amtliche Empfehlung zahlreicher Schulbehörden fand. Man darf hoffen, daß angesichts solcher Leistungen des katholischen Verlagsbuchhandels die Konkurrenz-Werke eines Grube und anderer protestantisierender Litteraten aus katholischen Familien verschwinden werden. **„Aus allen Jahrhunderten"** ist nicht nur in einem stattlichen Bande (zu

Mk. 12.80) sondern auch in 3 (einzeln käuflichen) Teilen, Altertum, Mittelalter und Neuzeit, zu haben und ist der Preis mit Rücksicht auf die hochelegante Ausstattung ein mäßiger. (à 4.50). — Für jüngere Knaben bringt der Verlag in diesem Jahre eine Novität von der Hand des Herrn Treuge. — Jagdabenteuer verschlingt unsere Jugend bekanntlich mit Eifer. Treuges **„Jagdabenteuer"** unterscheiden sich indessen wesentlich von der Dutzendware, die in diesem Genre alljährlich auf den Weihnachtsmarkt kommt. Er bietet keine Phantasiegebilde, sondern thatsächliche Erlebnisse, die er aus den Werken unserer ersten Forscher (Wallace, Wisemann, Tschudi, Chavanne, Werner 2c.) sammelte, worüber ein beigegebenes Quellenverzeichnis Nachweis liefert. In Bezug auf äußere Ausstattung steht das Werkchen hinter ähnlichen katholischen Werken keineswegs zurück. Es ähnelt äußerlich den bekannten Stuttgarter 3 Markbänden, an die es sich auch bezl. des Preises anschließt. 3 flott gezeichnete Abbildungen, von Mayers Kunstanstalt in Nürnberg hergestellt, illustrieren einige besonders packende Momente. — In einem bescheidenen und daher billigen, obwohl auch trefflich ausgestatteten Büchlein **„Gesundheit und Jugend"** sucht Herr H. Herold, als pädagog. Schriftsteller bereits bekannt, durch kurze Erzählungen und Abhandlungen zur Förderung der Gesundheitspflege unserer Schulkinder, Knaben wie Mädchen, von 8—14 Jahren beizutragen. Das Büchlein enthält die verschiedensten Artikel, von denen die aus ärztlicher Feder herrührenden mehr für ältere Kinder geeignet sind, während kleine Sachen auch für das jüngere Alter sorgen. Die Erzählung „Der Engel des Todes" ist eine ganz allerliebste Leistung, in der man sofort den tüchtigen Pädagogen erkennt. — Für unsere heranwachsenden Mädchen (10—14 Jahre) endlich brachte der Verlag von der Hand der gefeierten Schriftstellerin Johanna Baltz ein Jugendalbum, an dem sich unsere ersten Schriftstellerinnen, u. a. Ferdinande von Brackel, M. Herbertz, Antonie Jüngst und die beiden Baronessen von Dincklage beteiligt haben. Die aufgenommenen Artikel haben selbstverständlich nicht alle gleichen Wert; im allgemeinen aber darf man sagen, daß sich **„Im Jugendsonnenschein,"** so betitelt sich das Buch, dem Besten an die Seite stellen darf, was auf diesem Gebiete überhaupt existiert. — In katholischen Familien, die heranwachsenden Töchter besitzen, sollte es daher nicht fehlen. Der Preis (Mk. 4.50) ist ein mäßiger, die Ausstattung (mit 4 Farbendruckbildern und vielen Holzschnitten) eine prächtige. Die reizenden Gedichtchen „Im Jugendsonnenschein" und „Prosit Neujahr", womit die Verfasserin das Buch einleitet resp. schließt, sind neue Proben ihres bekannten poetischen Talentes.

Die J. P. Bachem'sche Verlagshandlung in Köln erscheint wie immer mit einer reichen Auswahl von **Romanen** und **Novellen** auf dem Weihnachtsmarkte. Was wir an den Werken dieses Verlages besonders schätzen, ist nicht der das Auge bestechende schöne Einband und saubere Druck, der allerdings zu einer Festgabe unerläßlich ist, sondern vielmehr die große Sorgfalt, mit welcher der Verleger aus seiner Sammlung Alles fern hält, was man nicht sorglos in jede katholische Familie bringen kann. Eben aus diesem Grunde hat sich die Bachem'sche **Novellen-Sammlung,** sowie die **Romansammlung** desselben Verlegers einen ganz bedeutenden Leserkreis erworben. Die Novellensammlung umfaßt bis jetzt 41 Bände (Gesamtpreis 38 Mk., einzeln 1 Mk.); sie bietet für einen einzig dastehenden niedrigen Preis wirklich gute und interessante Erzeugnisse der katholischen Belletristik. Der Einband (Leinen mit Goldtitel) ist nett, wenn auch einfach, jedes Bändchen von ca. 200 Seiten Stärke enthält 1, 2 oder 3 verschiedene Novellen. Ähnlich angelegt ist die leider erst 10 Bände zählende Romansammlung, in welcher größere Erzeugnisse der kath. Belletristik niedergelegt sind. Der Preis ist entsprechend dem doppelten Umfange 2 Mk. — Wer Bücher mit hochfeiner Ausstattung schenken will, den machen wir auf nachstehende Werke desselben Verlages aufmerksam:

Die Frau aus dem Veilchenhause. Roman von Mariam Tenger. 284 Seiten 8°. In feinem Salonband mit Goldschnitt **Mk.** 4.25. Der 3*

Zeit der Kossuth'schen Erhebung in Ungarn spielende Roman wird einen eben so dankbaren Leserkreis finden, wie M. Tenger's Arbeiten: Der letzte Capy — Hann Kuljevich — Der Glöckner von St. Dièze — die in Bachem's Roman- bezw. Novellen-Sammlung erschienen sind. Der vorliegende Roman übertrifft jene Arbeiten an psychologischer Tiefe und geschichtlicher Bedeutung, bei gleich spannender Darstellung.

Im Bann der Schlange. Novelle von A. Veldenz. 208 Seiten 8°. In feinem Salonband mit Goldschnitt Mk. 3.75. In meisterhafter Weise sind die ergreifenden Seelenkämpfe eines elternlosen jungen Mädchens geschildert, das, im Kloster erzogen, zufolge letztwilliger Verfügung des Vaters zwei Jahre in der Familie eines Verwandten zubringen soll, und hier im Verkehr mit sogenannten „aufgeklärten Leuten" Schritt für Schritt den Glauben verliert. Wie sie immer mehr auf Abwege gerät, wie sie den Entschluß faßt, sich einem ungeliebten „aufgeklärten" Professor zu vermählen, wie sie am Tage der Hochzeit Selbstmordgedanken hegt und schon nach kurzer Zeit wirklich den Versuch macht, ihr Leben zu enden — das alles ist höchst anziehend geschildert. Niemand wird das Buch ohne innere Bewegung aus der Hand legen.

Die Tochter des Kunstreiters. Roman von Ferdinande Freiin von Brackel. 6. Auflage, 404 Seiten 8°. Mit neuem Lichtdruck-Porträt der Verfasserin. In elegant. Salonband Mk. 5.75. Abermals erscheint dieses Werk in neuer, nunmehr sechster Auflage, in unserer Zeit gewiß ein seltener Erfolg. Der Roman verdient aber auch das ihm gespendete lebhafte Interesse, denn er ist fließend und packend erzählt, ohne dabei auf einer sensationellen Mache zu beruhen.

Am Heidstock. Roman von Ferdinande Freiin von Brackel. Dritte Auflage. 388 Seiten 8°. In elegantem Salonband Mk. 5.75. Die Dichtung gehört zu dem Originellsten und Naturfrischesten der ganzen Litteratur. Ein echtes Bild deutschen Volkslebens in seinem Wirken und Irren, in Kraft und Schwäche, das schließlich in Treue und Versöhnung den Friedensbogen wölbt, wie es in „Am Heidstock" so frisch gezeichnet ist, wird jeden Leser interessiren.

Der Spinnlehrer von Carrara. Eine Künstler-Novelle. Der Wirklichkeit nacherzählt von Ferdinande Freiin von Brackel. 320 Seiten 8°. In feinem Salonband Mk. 4.25. Mit feinem Verständnis hat die Verfasserin die eigenen Mitteilungen des Künstlers zu einem Idyll gestaltet, das eine eigenartige duftige Poesie atmet, uns den liebgewonnenen Meister in seinem Denken, Dichten und Streben besser schildert und ihn unserm Verständnis und unserm Herzen näher bringt.

Gedichte. Von Ferdinande Freiin von Brackel. Dritte Auflage. 268 Seiten 12°. In Salonband mit Goldschnitt Mk. 4.50. Wer in unserer Zeit, in welcher wohl viel gesagt und gesungen, aber wenig gedichtet wird, wahrhaft herzerquickende Poesien lesen will, der nehme die Gedichte der westfälischen Sängerin zur Hand. Man mag ihr „Lyrisches", ihre „Balladen und Zeitgedichte" oder ihr „Vaterländisches", wie sie es in dem Bändchen gesammelt uns bietet, aufschlagen, überall findet man erhebende edele Gedanken in meist vollendeter Form. Am meisten offenbart sich ihre Eigenart in den Balladen, unter welchen einzelne von hoher dichterischer Schönheit sind.

Prinzeß Ada. Novelle von Ferdinande Freiin von Brackel. Zweite Auflage. 288 Seiten 8°. In feinem Salonband mit Buntdrucktitel Mk. 4.50. Es ist uns beim Lesen dieser Novelle ergangen, wie beim Anhören eines klassischen Tonstückes. Gewisse Sätze, wie in einer musikalischen, so hier in dieser litterarischen Schöpfung ergreifen, packen geradezu schon beim erstmaligen Vernehmen; aber die eigentlichen Feinheiten im Einzelnen wie in ihrer Fülle faßt der Geist erst auf bei mehrmaligem Genießen.

Daniella. Roman von Ferdinande Freiin von Brackel. Zweite Auflage. Mit dem Porträt der Verfasserin in Lichtdruck. 564 Seiten 8°. In elegantem Halbfranzband Mk. 7.—. In feinem Salonband Mk. 7.50. Ferdinande von Brackel hat mit diesem ihrem Werke die Höhe des sozialen Romanes erreicht, jenes Romanes, der die Höhen und Tiefen des Lebens gleichmäßig umfaßt und die wichtigsten Fragen in dichterischer Weise zu lösen sucht.

Die Abenteuer des Johannes Rensch. Kulturgeschichtlicher Roman aus der Wende des Mittelalters. Von H. Kerner. 284 Seiten 8°. In elegantem Salonband Mk. 4.75. Das fesselnd geschriebene Buch ist ohne Zweifel eine beachtenswerte Erscheinung auf dem Gebiete der kulturhistorischen Romandichtung.

Der Parteigänger der Königin. Historischer Roman aus der Hugenotten-Zeit. Von Ch. Buet. Frei bearbeitet von A. Zingeler. — 275 Seiten 8°. In elegantem Salonband Mk. 4.—. Autor wie Uebersetzer haben hier ein Werk geschaffen, das jeder Gebildete lesen sollte; denn es wirft ein äußerst helles Licht auf die Vorgänge vor der berüchtigten Bartholomäusnacht. Die spannende Art und Weise, wie Buet uns jene Zeiten und Personen vorführt, hinterlassen bei dem Leser einen tiefen Eindruck.

Das Kind seines Herzens. Roman von M. Herbert. Zweite Auflage. 336 Seiten 8°. In feinem Salonband Mk. 4.25. Ohne alles Bedenken können wir dieses Buch selbst unter der Auslese der besten Romane noch an eine der ersten Stellen setzen.

Jagd nach dem Glück. Roman von M. Herbert. Zweite Auflage. 304 Seiten 8°. In feinem Salonband Mk. 4.25. Die Verfasserin zeichnet meisterhaft das große Drama des Menschenlebens, die Jagd nach dem Glück. Die einzelnen Persönlichkeiten sind mit frappanter Naturwahrheit dargestellt und die Charakterschilderungen geistvoll durchgeführt.

Gemischte Gesellschaft. Zehn Novellen. Von M. Herbert. 308 Seiten 8°. In elegantem Salonband Mk. 5.25. Von rührender Einfachheit und Herzenswärme sind die einzelnen Novellen des vorliegenden Bandes, in denen uns streng sittliche Charaktere voll Gemüt und ernster Wahrheit vorgeführt werden. Die christliche Weltanschauung und tiefe Menschenkenntnis Herberts offenbaren sich in zahlreichen geistvollen Aphorismen, die als Ergebnis einer eben so feinen Beobachtungsgabe als eines scharfen Verstandes den Leser mächtig anregen und fesseln. Das Buch kann Allen unbedenklich empfohlen werden.

Kinder der Zeit und andere Novellen. Von M. Herbert. Zweite Auflage. 328 Seiten 8°. Inhalt: Kinder der Zeit. — Die taube Blüte. — Fräulein Käthe. — Das böhmische Lied. — Nur ein kleines Leben. Diese Novellen dürfen als eine wirklich gute Lektüre empfohlen werden. Die Charaktere sind weder verschroben noch unnatürlich; die anmutige Mädchengestalt der letzten Novelle, die erst nach einem Irrtume ihrer rechten Liebe inne wird, ist fein entworfen und sicher durchgeführt: eine sympathische Erscheinung. Jungen Damen wird das aufs schönste ausgestattete Buch Freude machen.

Die ratende Freundin. Mitgabe für junge Mädchen beim Eintritt ins Leben. Von Marie von Lindeman. In originellem Salonband Mk. 4.—. Ein reich ausgestattetes Geschenkbuch besonderer Art, fein und anregend geschrieben, knapp in der Fassung, außerordentlich reichhaltig. Mit seinen trefflichen Unterweisungen, Ratschlägen und Winken bildet es einen Schatz für junge Mädchen.

Theodulf. Ein Sang aus alter Zeit. Von F. Riotte. 64 Seiten 12°. In Salonband mit Goldschnitt Mk. 2.50. Ein echtes dichterisches Talent begegnet uns in F. Riotte, der in der kleinen episch-lyrischen Dichtung „Theodulf" ein bemerkenswertes Können verrät. Die Handlung ist von größter Einfachheit und erinnert ein wenig an Webers „Dreizehnlinden", die Darstellung ist formenschön und tief empfunden.

Fabiola oder Die Kirche der Katakomben. Von Nikolaus Kardinal Wiseman. Autorisierte Übersetzung. 16. Auflage. Mit den englischen Original-Holzschnitten. 448 Seiten 8°. In elegantem Salonband Mk. 4.—. „Fabiola" gehört zu den Perlen der christlichen Litteratur. Die Sprache des Buches ist

edel, oft hinreißend und begeisternd. Es ist für gebildete Leser geschrieben. Wir empfehlen das Werk allen Freunden ernster christlicher Lektüre.

Kallista. Ein Roman aus dem 3. Jahrhundert. Von Kardinal Dr. J. H. Newman. Fünfte, neu bearbeitete Auflage. Mit Titelbild vom Historienmaler C. Clasen. 312 Seiten 8°. In ff. Salonband Mk. 4.—. „Kallista" ist das würdige Seitenstück zu Wiseman's „Fabiola". Ein schönes Bild, „Kallista vor dem Prokurator Martianus", zeugt von fleißigen Kostümstudien des Künstlers.

Vergieb und Vergiß. Preisgekrönte Novelle. Von Ernst Lingen. Zweite, durchgesehene Auflage. 336 Seiten 8°. In elegantem Salonband Mk. 5.50. Der Verfasser versteht es, durch naturgemäße Entwickelung der Handlung und gute Charakterzeichnung den Leser zu fesseln und oft durch überaus wirksamen Wechsel der Szenerie zu überraschen.

Weiter können wir auf die Erzeugnisse dieser Firma nicht eingehen, obwohl die angeführten nur einen kleinen Teil derselben ausmachen.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

Diözesan-Verein Münster.

Für den Afrika-Verein sind in den Monaten September und Oktober 1890 eingegangen aus:

Emsbeck 174,95 M. — Dinklage 162 M. — Oythe 75 M. — Steinfeld 11,25 M. — Bakum 132 M. — Oldenburg 124,95 M. — Strücklingen 59,95 M. — Südlohn 100 M. — Xanten 340 M. — Nienborg 43 M. — Dülmen 8 M. — Asbeck 4 M. — Oer 17 M. — Billerbeck 138 M. — Wildeshausen 84,80 M. — Wesel 173 M. — Warendorf 152,75 M. — Münster (durch Herrn Weihbischof Dr. Cramer) 10 M. — Westerholt 70 M. — Suderwick 9,25 M. — Roxel 151,45 M. — Münster-Ueberwasser 379,70 M. — Nütterden 6 M. — Eyll 19,72 M. — Polsum 45 M. — Breyell 105 M. — Bottrop 158,25 M. — Horneburg 50 M. — Amelsbüren 170 M. — Eppinghoven 30 M. — Ruhrort 200 M. — Till 60 M. — Kessel 76 M. — Hamm-Bossendorf 18 M. — Friesoythe (durch die Red. des „Gott will es!") 57 M.

Münster, 3. November 1890. Kropp, Gen.-Vik.-Sekret., Cassirer.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrikaverein: Rektor Nießing aus Hamicolt, 13 M. — Kaplan Middendorf, Remscheid, 4 M. — Rektor Klehr, Goch, 8 M. — P. Schade, Köln, 1 M. Zusammen 26 M.

2. Für 2 weitere Harmoniums (eines für Kamerun und eines für die Patres vom hl. Geist in Ostafrika): Dr. Luschberger, Frankfurt a. M., 3 M. — Notar Stett, Wolfsheim, 5 M. 20 Pfg. — P. R. in Ahl, 1 M. — W. Meller in Düren, 3 M. — R.-A., Thurau, Pr. Stargard, 2 M. 95 Pfg. — L. Appelrath, Aachen, Erlös aus Afrikas Klage, 11 M. 10 Pfg. — Pfr. Blesius, Monzel, 3 M. 60 Pfg. — N. N., Mayen, 2 M. — Vikar Fiehe, Velen, 9 M. 17 Pfg. — Lehrer A. Gehrmeyer, Emden, 5 M. 5 Pfg. — Pfr. P., Waldstetten, 60 Pfg. — Rentm. B., Tawern, 2 M. 95 Pfg. — Joh. Kläffke, Sonnenwalde, 5 M. 10 Pfg. — J. Tob. Bommersheim in Dornassenheim, 3 M. 30 Pfg. — Sup. Watermann, Marienthal b. Hamm (Sieg), 8 M. — Kapl. Stroband, Havixbeck, 11 M. — J. Brors, Düsseldorf, 2 M. — Pfr. Meier, Nusplingen, 9 M. 35 Pfg. — Dech. Grebe, Johannesberg, 4 M. — Pfr. Mellage, Marienfeld, 8 M. — O. G. in C., 50 Pfg., — Frfrl. v. H., Fulda, 6 M. — Erbgraf Königsegg, Aulendorf, 50 M. — Friedr. Ebel, Detroit, Amerika, 50 M. — Kranzspende für die Verstorbenen, 3 M.

— Pfr. Wiedemeyer, Stockkämpen, 5 M. — Wwe. Althoven, Krefeld, 5 M. — Kapl. Bruns, Kneheim, 2 M. — Cl. Iburg, Himmelsthür, 2 M. — J. L. P., 1 M. 50 Pfg. — Caj. Hoppe, Elbing, 2 M. — J. L., Arnsberg, 80 Pfg. — Dr. G., Münster, 2 M. — „Ein Ungenannt sein wollender," 10 M. — A. Baumann, Kolmar, 6 M. — Amalia Bleibel, Salzstetten, 3 M. — Durch Benefikat Huber in Eichstätt, 3 M. 95 Pfg. — Aus B.-Baden 50 Pfg. — Ungenannt, Hoichheim, 1 M. 40 Pfg. — Ungenannt, Bitburg, 1 M. — N. N., Eifel, 1 M. — J. O., Marl, 3 M. — Heinrich Jäger, 1 M. 5 Pfg. — Eine Leserin der Germania 1 M. — P. Schade, Köln, 2 M. 5 Pfg. — Ungenannt, Bitburg, 1 M. — J. R., Recklinghausen, 1 M. — Math. Welling, Altendorf, 70 Pfg. — Cl. G., Leuth, 1 M. 25 Pfg. — Jos. Schäfers, Frohnhausen, 2 M. — Ungenannt, Arnsdorf, 2 M. — Rentm. B. in Tawern, 55 Pfg. — H. N., Berlin, 1 M. — Aus Freienohl, 4 M. 95 Pfg. — Adam Obertripter, Antfeld, 1 M. — J. E., Siegburg, 1 M. — Aus Obergünzburg, Bayern, 5 M. — P. in Hannover 1 M. — H. Hoheisel, Witkowo, 1 M. 50 Pfg. — Aus Pforzheim, eine kleine Armenseelengabe, 2 M. — Ch. R. und J. B. aus Krefeld, 1 M. — A. A. in Salzkotten, 3 M. — Frau Wiethoff, Arnsberg, 3 M. — Pfr. G. K. in F., „mit dem Wunsche besten Fortganges" 2 M. — Lokomotivheizer Heinrich Joest, Niederschelde, 2 M. — Max Richter, Berlin, 1 M. — Pfr. Wening, Hamm-Bossendorf, 2 M. 50 Pfg. — H. A., evangelischer Pastor in N. bei Dresden, 3 M. — Pfr. Roderich, Großlittgen, 2 M. — H., Coblenz, 50 Pfg. — F. Grove, Hoheneggelsen, 5 M. — J. Buhlers, Calbe a. S., 3 M. — Lehrer H. Moormann, Scharrel, 4 M. 85 Pfg. — W. Th. Brandes, Büderich, 90 Pfg. — H. H. in W., 2 M. — A. Weinrich, Braunsberg, 4 M. — Regina sanctissimi Rosarii, ora pro nobis, 3 M. 50 Pfg. Zusammen 323 M. 32 Pfg.

3. Für die Mission Dar-es-Salaam: Für ein Patenkind mit Namen Anna von Dr. Luschberger in Frankfurt a. M., Boeng, 21 M. — Für Missionszwecke ein Ungenannter, 5 M. Zusammen 26 M.

4. Zum Unterhalte der Schwestern in St. Ottilien: Ungenannt, 3 M. — Pfr. Bell, Großenlüder, 6 M. 30 Pfg. Zusammen 9 M. 30 Pfg.

5. Für die Patres vom hl. Geiste: Für Ankauf von Sklavenkindern: Vikar Bernt, Weidenau, (Sieg), 11 M. 30 Pfg. — Friedrich Ebel, Detroit, Amerika, für ein Kind, „Friedrich," 53 M. — M. Kath. Ramacher, Altenessen, 20 M. Zusammen 84 M. 30 Pfg.

6. Für die Weißen Väter Lavigeries: Zum Loskauf von Sklavenkindern: Mathilde Wellnig, Altendorf, 1 M. 30 Pfg. — P. W. J. D., Körtlinghausen, 1 M. 70 Pfg. — Pfr. Bell in Großenlüder, 32 M. — Kaplan Thiemann, Münster, 42 M. Zusammen 77 M.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrikaverein: G. Mrokl, Dachau, 2 M. 70 Pfg. — F. K. M. in Meseritz, 3 M. — J. Maluche, Grögersdorf, 55 Pfg. Zusammen 6 M. 25 Pfg.

2. Zur Anschaffung von Harmoniums: A. Knipschild, Kirchhundem,* 4 M. 50 Pfg. — Lehrer Rieps, Hovestadt, 1 M. — B. in Rybnik, 1 M. — Hortmann, Veen, 2 M. 96 Pfg. — Ein Musikfreund aus Neuwerk, 1 M. 10 Pfg. — Prinz, Soest, 2 M. 50 Pfg. — Thielen, Wolsfeld, 40 Pfg. — Lehrerin N. N., Aachen, 5 M. — Cl. in Leuth, 3 M. — Ein Abonnent aus Hadamar 50 Pfg. — Durch Jos. Herberhold, Cörbecke: Von Aschoft 1 M. — Bigge, 1 M. — Spork, 15 Pfg. — Holzgräfe, 20 Pfg. — Hesse, 20 Pfg.

*) Alle mit * bezeichneten Gaben stammen aus dem Verkaufe von **„Afrikas Klage."** Die Zettel sind noch fortwährend von der Expedition des „Gott will es!" zu beziehen.

— Düller, 20 Pfg. — Nachrichter, 20 Pfg. — Kramer, 1 M. — Rademacher, 50 Pfg. — Ungenannt, 25 Pfg. — Herberhold, 1 M. Zusammen 27 M. 66 Pfg.

3. Zum Unterhalte der Schwestern in St. Ottilien: A. Knipschild, Kirchhundem,* 1 M. — K. S. in Th., 10 M. — E. B., Leyden 1 M. — P. in G. für eine Andacht zur hl. Jungfrau und zum hl. Joseph, 2 M. — Ein Abonnent aus Hadamar, 50 Pfg. Zusammen 14 M. 50 Pfg.

4. Für die Patres vom hl. Geiste: Ungenannt, Nordkirchen, 100 M. — N. N., Neuenburg, für 1 hl. Messe als Sühnopfer für begangene Sünden am 6. Dezember zu lesen, 1 M. — H. B. in Es., für 1 hl. Messe zu Ehren des hl. Joseph, 1 M. 50 Pfg. — B., Rybnik, für drei hl. Messen, für die armen Seelen im Fegfeuer 3 M. — Für eine hl. Messe für ein besonderes Anliegen, 1 M. — Geschwister R., Aachen 15 M. — Ein Abonnent aus Hadamar 50 Pfg. — J. Sch. in Schweidnitz, für 5 hl. Messen mit nachstehenden Intentionen: Für meine verstorbenen Eltern und Bruder, für J. Sch., für K. Sch., für A. Sch., für eine glückliche Sterbestunde, 5 M. Zusammen 127 M.

5. Für die Weißen Väter Lavigeries: N. N., Neuenburg, für zwei hl. Messen, um Gottes Segen und Beistand für Gründung eines Hausstandes, zu Ehren des hochhl. Herzen Jesu als Dankopfer für empfangene Gnaden, 2 M. — Durch unseren Agenten Jos. Kogel in Stolberg: Von Frl. B., Stolberg, für 3 hl. Messen zu Ehren der Mutter Gottes 3 M. — Für 1 hl. Messe zu Ehren des hl. Joseph 1 M. — Für 16 hl. Messen für die Verstorbenen 16 M. — Von Frl. L., Stolberg-Mühle, für 3 hl. Messen zu Ehren der hl. Mutter Gottes 3 M. — Von Frau B., Stolberg-Mühle, für 5 hl. Messen für die Verstorbenen 5 M. — Von Frl. B., Stolberg, für 3 hl. Messen zu Ehren der hl. Mutter Gottes 3 M. Zusammen 33 M.

6. Für die Mission in Dar-es-Salaam. Pfarrer Mertz, Damme: Zum Loskaufe 3 Sklavenkinder, zu taufen auf die Namen „Joseph," „Bernhard Joseph," „Karoline" 63 M. — Derselbe zum Besten von Heidenkindern 8 M. 50 Pfg. — Werner, Kusel, als Patengeschenk 3 M. — Von einer Patin als Patengeschenk 4 M. — Ein Abonnent aus Hadamar, zum Loskaufe von Sklavenkindern 90 Pfg. — J. Maluche, Grögersdorf, zum Loskaufe eines Heidenkindes auf den Namen Maria Georg zu taufen, 21 M. — Mertens in Solingen, zum Loskaufe eines Skavenkindes auf den Namen Maria Elisabeth zu taufen, 21 M. — Gertraud W. aus S., zum Danke, weil ich durch die Fürbitte des hl. Joseph eine große Gnade erlangte, zum Loskaufe von Sklavenkindern (5 G.) 9 M. — R. Tollinger, Wilten, für 1 Sklavenkind, 1 M. 81 Pfg. Zusammen 132 M. 21 Pfg.

7. Für die Mission am Zambesi: Institut Dietramsfell,* 9 M. — B. B. aus O. P., für Loskauf von Sklavenkindern, 1 M. Zusammen 10 M.

Für die so reichen Spenden des letzten Monats herzlichen Dank und vergelt's Gott!

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

A. M. W.: Ein besonderes Anliegen. — M. W.: Um Beruf zum Ordensstande. — Zwei Eheleute: Ein besonderes Anliegen. — Ein Ehemann: Um die Wiedererlangung des Gehörs für seine Frau. — Um Genesung einer kranken Mutter. — A. und B. je ein besonderes Anliegen. — Um eine glückliche Wahl. — Zwei Brüder empfehlen sich und ihre Familien. — H. H. in W.: Genesung eines Kranken und ein besonderes Anliegen. — A. W. empfiehlt seine Familie. — K. S. in Th.: Heilung von einem Augenleiden. — Die Genesung einer kranken Tochter und die Befreiung eines Ehemannes von einer bösen Gewohnheit. — Für eine Mutter zur Befreiung von einem langjährigen Leiden.

— Um Glück in der Lotterie. — Eine ganze Familie, vor allem die Gesundheit der Mutter und die Seele des verstorbenen Vaters. — Ein Abonnent aus Hadamar: Für die Wiederherstellung meiner sehr schwachen Augen. — Die Befreiung einer Ehefrau von heftigem Kopf- und Zahnschmerz. — Eine schwere Geldangelegenheit, daß sie doch in Frieden ohne Gericht möge zu Wege kommen. — Für zwei vom Glauben abgefallene schon erwachsene Patenkinder. — Für zwei Trunkenbolde. — Um Schutz und Hülfe für eine Verlassene. — Für eine kranke Frau, daß sie recht mit Sehnsucht die hl. Sakramente empfangen möge. — Daß ein im Besitz eines Katholiken befindliches Gut nicht an einen Andersgläubigen verkauft werden möge. — Mehrere nach Schluß der Redaktion eingelaufene Anliegen.

Briefkasten der Redaktion.

P. in Hann.: Um Freimarken gegen Briefmarder zu schützen, thut man gut, dieselben zwischen bedrucktes Papier in den Brief zu legen. Übrigens glauben wir, daß unsere Gaben bisher immer richtig ankamen. — **P. Lorber in Sierra Leone:** Hoch erfreut über Ihren Artikel, den sicher unsere Leser mit großem Vergnügen lesen werden. Kommt in eine der nächsten Nummern. — **An unsere afrikanischen Leser:** Wir bitten dringend um häufige Mitteilungen. Es müssen nicht stets große Arbeiten sein, sondern die alltäglichsten Dinge bieten für uns viel des Interessanten. — **Baron L. de Bethune:** Der Druck hat bereits begonnen. Leider geht die Publikation nicht so rasch, als wir beabsichtigten. — **Familie H., Coblenz:** Alle noch nicht erledigten, in früheren Heften bezeichneten Anliegen.

(Schluß der Redaktion am 7. November.)

« Zur Unterhaltung. »

Der Schwur.

Eine Sklavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Nach **Raoul de Navery.** (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Aber das übersteigt die menschliche Kraft, warf Osmanli ein.

Ich habe auch nicht gesagt, daß ich diese Kraft aus mir selbst habe?

Aus welcher Quelle schöpfest du sie denn?

Aus Gott! erwiderte Compian feierlich; der Gott der Christen verleiht seinen Kindern die nötige Kraft, um Übermenschliches zu vollbringen.

Der Türke blickte sinnend zu Boden. Der Sklave, das fühlte er, war ihm geistig weit überlegen. Ohne ein Wort mehr zu sagen, verließ er Compian. Zurückgezogen in sein Zimmer ließ er noch einmal das ganze Gespräch an seinem Geiste vorüberziehen. Dieser Blick in die Seele eines Christen verwirrte ihn, stürzte alle seine Begriffe von Rechtschaffenheit und Tugend um. Osmanli war ein zu verständiger Mensch, als daß er nicht den großen Abstand zwischen ihm und seinem Sklaven gefühlt hätte. Dieser Sklave, früher ein

freier, reicher Mann in seinem Vaterlande, trug die Ketten der Leibeigenschaft mit einer Würde und Hoheit, vor der er, sein Herr, sich unwillkürlich beugen mußte. Eines indes schien Osmanli unglaublich. Er hatte Vertrauen zu diesem Sklaven, mehr wie zu jedem anderen, aber überschätzte jener nicht seine Kräfte, als er behauptete, er sei nötigenfalls bereit, sein Leben für ihn zu wagen? Lange dachte Osmanli hierüber nach, hielt sich aber schließlich für überzeugt, daß jene Worte nur Übertreibung gewesen seien, daß der Sklave, so ehrlich und tugendhaft er auch sein möge, sicher anders handeln werde, wenn er wirklich einmal in die angedeutete Lage käme.

Osmanli öffnete den Koran, um zu lesen, aber nicht lange, und er legte ihn beiseite. Der Inhalt schien ihm fade. Er stand auf und ging zu den Gemächern seiner Tochter. Sobald das junge Mädchen seiner ansichtig wurde, sprang sie von der Ottomane auf und hing sich an seinen Hals.

11.

Ach, wie gut von dir, Vater, daß du gekommen bist! rief Fatma; die Stunden schienen mir so lang.

Die Stunden lang? . . . Seit wann denn, Fatma?

Ich weiß nicht, aber ich langweile mich.

Willst du neue Schmucksachen? Ich will den jüdischen Kaufmann holen lassen, von dem du die letzten Perlen kaufteſt.

Ich habe schon zu viel Schmuck.

Man hat neue seltene Vögel von Indien herübergebracht, und ich habe Befehl gegeben, daß man dir die schönsten zur Auswahl bringe.

Der Anblick der Vögel stimmt mich traurig, Vater.

Warum, mein Kind?

Wenn ich ihrem Gesange zuhöre, so scheint es mir, als ob sie in ihren vergoldeten Käfigen nach jenen Ländern jammern, wo sie ihre Nester bauten, und wenn ich einen Vogel in der Freiheit fliegen sehe, wie die Störche und Tauben, so beneide ich sie, weil ich ihnen nicht folgen darf. Ich selbst wohne in einem prächtigen Käfig, aber er ist doch ein Gefängnis!

Steht es dir nicht frei, ins Bad zu gehen, so oft du es wünschest!

Allerdings.

Oder möchtest du eine Wallfahrt nach Mekka machen?

Wozu?

Du könntest dann dies Haus, in dem du dich langweilst, auf eine Zeit verlassen, du würdest dich freier fühlen in dem großen Weltraume.

Fatma schüttelte den Kopf. Ob wir im Hause oder auf der Reise sind, wir orientalischen Frauen sind nichts als Sklavinnen, deren Schritte ängstlich überwacht werden. Man rede uns doch nicht von Freiheit und Glück!

Du hast früher nie solche Gedanken geäußert, Kind.

Das ist wahr, ich habe auch nie so wie jetzt gefühlt, welch elendes und langweiliges Leben wir führen, erwiderte Fatma niedergeschlagen.

Was soll ich denn nun erfinden, das dich zerstreuen könnte?

Nichts.

Kennt Misiba keine Lieder mehr?

Ich weiß sie alle aus dem Kopfe.

Bist du mit deiner Stickerei zu Ende?

Ich habe sie bereits zweimal aus Verdruß zerrissen.

Und was hast du seit heute früh gethan?

Ich habe geweint und zu schlafen versucht.

Osmanli zog das Mädchen in seine Arme. Fatma, sagte er zärtlich, du weißt, wie ich dich liebe. Rede, was wünschest du? Um dich froh zu sehen, bin ich zu jedem Opfer bereit. Wünschest du zu heiraten? Ich suche dir einen Gatten, jung und schön, der dich glücklich macht?

Was könnte er mir bieten, das ich nicht auch bei dir finde? Ich mag keinen Herrn, der mich vielleicht als seine Sklavin behandelt!

So rede, was soll ich thun?

Ich fürchte, daß du meinen Wunsch tadeln wirst.

Du wirst nichts böses verlangen.

O, es ist nichts böses, aber etwas außergewöhnliches.

So sprich!

Wirst du auch einwilligen?

Ich verspreche es dir im voraus.

So höre. Wenn ich mich langweile, so kommt das daher, daß ich stets dieselbe Unterhaltung hören muß, ohne irgend welche Abwechslung. Ich habe lange geglaubt, wie mir, so ergehe es allen Frauen in der ganzen Welt, jetzt habe ich aber erfahren, daß ihr Leben im Abendlande ein ganz anderes ist. Du redest so oft von Frankreich, daß ich den Wunsch gefaßt habe, einmal etwas über die Sitten jenes Landes zu hören. Dein Sklave Compian ist, wie du sagst, ein gebildeter Mann, er war selbst Kapitän, hat sicher viel gesehen und erlebt und wird auch interessant zu erzählen wissen. Ich glaube, wenn ich seinen Erzählungen lauschen dürfte, würde meine tötliche Langweile sich verlieren.

Osmanli hatte seiner Tochter verwundert zugehört. Nach einigen Augenblicken des Überlegens antwortete er:

Ich will dir deinen Wunsch nicht abschlagen. Compian besitzt mein ganzes Vertrauen, und wenn unsere Gebräuche es auch verbieten, einem Sklaven den Zutritt zum Familienkreise zu gestatten, so will ich doch für ihn eine Ausnahme machen.

Jetzt meldete eine Sklavin, daß der indische Vogelhändler eingetroffen sei. Eine Stunde früher würde Fatma dieses neue Geschenk ihres Vaters mit Gleichgültigkeit aufgenommen haben, jetzt klatschte sie mit Vergnügen in beide Hände.

Nun wähle, sagte Osmanli, sich weidend an der kindlichen Freude Fatmas.

Ich habe schon gewählt.

Welche willst du denn behalten?

Ich nehme alle! rief das Kind, seinem Vater um den Hals fallend.

Der Vater zahlte ohne zu feilschen, froh, seiner Tochter einen neuen Beweis zärtlicher Vaterliebe geben zu können. Seit langem hatte er sie nicht mehr so heiter gesehen und gewährte ihr gern die Bitte, den Rest des Tages

ihr Gesellschaft zu leisten. Man verabredete, am folgenden Tage Compian zur gemeinschaftlichen Tafel zu ziehen, um Fatma Gelegenheit zu geben, sich nach seinen Erlebnissen und dem Leben der christlichen Frauen zu erkundigen.

Mit dem frohen Gedanken, sein Kind glücklich zu wissen und in der Hoffnung, daß die Nachgiebigkeit, die er in Bezug auf ihren Compian betreffenden Wunsch gezeigt, dauernden Erfolg haben würde, ging der Vater endlich zur Ruhe. Lange noch sann er über Mittel und Wege nach, wie er für das verwöhnte Kind, das einzige Gut, was er in der Welt besaß, immer neue Zerstreuung und Unterhaltung herbeischaffen könne, bis endlich seine Gedanken sich verwirrten und der Schlaf ihn überwältigte.

Ein gellender Schrei schreckte ihn plötzlich auf. Er weiß nicht, ist es Wirklichkeit, oder hat er geträumt, aber instinktmäßig springt er nach dem Schlafzimmer seiner Tochter. Die Thüre ist verschlossen. Er sucht sie zu sprengen, vergebens, er ruft, niemand antwortet, da, halb wahnsinnig vor Angst, hört er einen neuen Schrei, noch schrecklicher als der erste.

Fatma! ruft Osmanli, Fatma, antworte! Aber niemand giebt Antwort. Er zerfleischt sich die Hände an dem Holzwerke der Thüre, bis plötzlich durch eine gegenüberliegende Thüre Octoi hereintritt. In seinem Gürtel steckt ein großes Messer, in der Hand hält er eine Schlinge.

Vorwärts, Osmanli, ruft er, deine Stunde ist gekommen. Du wirst mir hoffentlich dankbar sein, wenn ich es kurz mache!

Und damit hatte er auch schon die Schlinge um den Hals des vor Schreck erstarrten Herrn geworfen.

Elender! rief dieser jetzt, die Gefahr erkennend, nicht genug, daß du dich gegen deinen Herrn empörst, jetzt willst du auch zum Mörder werden!

Der Sklave stieß ein höhnisches Gelächter aus. Es giebt keine Sklaven mehr in deinem Hause . . . doch, eine noch, Fatma, deine Tochter!

Wie, du hast gewagt? . . .

Deine Tochter gehört mir, sie ist mein Anteil an der Beute!

O, meine Tochter! Meine Tochter! schrie Osmanli, verzweifelte Anstrengungen machend, um sich den Händen des Schwarzen zu entwinden.

Aber der Äthiopier besaß enorme Muskelkräfte, gegen die sein Herr nichts vermochte. Dieser versuchte deshalb den Weg der Güte.

Octoi, sagte er, kehre zur Pflicht zurück und ich vergesse dein Verbrechen.

Mein Verbrechen! Sage meine Rache. Du hast mich wie ein Stück Vieh gekauft und arbeiten lassen, ich behandle dich jetzt als Feind und schaffe mir Gerechtigkeit. Octoi ist kein Sklave mehr, er wird frei sein. Und weißt du, welches Weib er mitnimmt in die Wildnis von Äthiopien? Deine Tochter, die weiße Fatma, die du eines Königsthrones für würdig hältst. Dort in den wilden Gegenden, wo Löwen und Hyänen hausen, soll sie die Sklavin deines Sklaven sein, und die Schläge, die du mir hast geben lassen, will ich hundertfach auf ihre Schultern zurückzahlen. Hund von einem Türken! Unsere Fetische sind stärker als dein Prophet, und niemals wirst du im Paradiese der Gläubigen eine gleiche Freude verkosten, als ich, wenn ich die Tochter meines Feindes quälen darf. (Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Riffarth, M.Gladbach.

Gott will es!

Das Wesen des Islam.

III.

Mohammed verstand es meisterhaft, sein Religionssystem der Natur des Orientalen anzupassen, die Bedürfnisse des Geistes und Fleisches in gleichem Maße zu befriedigen. Durch seine Rechtslehre schmeichelt er dem vornehmen, stolzen Sinne des Arabers, durch seine Sittenlehre gewinnt er die Herrschaft über die niedere sinnliche Natur desselben, der irdischer Genuß und Befriedigung sinnlicher Lust als das höchste Gut und vollkommenste Glück hier auf Erden erscheint.

Dieser Endzweck des Propheten, den Menschen in allen seinen Kräften zu fesseln, ihn anzuziehen und anzulocken, tritt auch deutlich hervor in seiner Lehre vom Jenseits. In den lebendigsten, anziehendsten Farben schildert Mohammed in seinem „heiligen Buche", dem Korane, die Freuden des Paradieses, wo üppiger Sinnengenuß ohne Maß und Ende dem gläubigen Moslemen winkt, wo er somit das frühere Leben mit seinen Lieblingsfreuden und Genüssen in vollkommenster Weise fortsetzt. „Im Paradiese giebt es Gold und Silber, Edelsteine, Perlenkronen, Lustgärten mit saftigen Früchten, liebliche Bäche und herrliche Laubgesänge, reizende Jungfrauen mit großen schwarzen Augen, wunderschöne Knaben und Engel, entzückende Musik und Gesänge, Speisen und Getränke in Überfluß, Reittiere und Sänften . . ."*) Auch über die Hölle giebt der Koran eine eingehende Beschreibung und zeigt in einem schaurig phantastischen Gemälde die Schrecknisse und Strafen, welche die Gottlosen dort zu erwarten haben. „Die Seelen der Gottlosen", heißt es, „sind in einem Kerker unter einem grünen Felsen eingeschlossen, oder sie befinden sich im Rachen des Teufels, von welchem sie gequält werden. Andere müssen feurige Schuhe anlegen und auf glühenden Kohlen gehen u. s. w." Dieser Ort des Leidens und der Qualen ist natürlich nur für die „Ungläubigen" bestimmt, welche sich nicht zum Islam bekehren wollen, sowie für diejenigen, welche von demselben abgefallen sind. In das Paradies aber mit seinen ewigen Freuden und Genüssen geht nur der gläubige Moslem ein; wenn dieser an Allah und seinen Propheten glaubt und dessen Satzungen im Koran nachkommt: die vorgeschriebenen Gebete verrichtet, das Zeremoniell dabei

*) Dr. Zschokke, „Konstantinopel".

beachtet und die Fasten hält, so ist ihm jener Wonnegarten im Jenseits unfehlbar gewiß.

Strenge und als notwendige Bedingung zur Erlangung jener „Seligkeit" fordert Allah die Anerkennung und Befolgung der Koran-Vorschriften; er verlangt ferner von dem Gläubigen völlige Unterwerfung und Ergebung in seinem göttlichen Willen, einen blinden Gehorsam; aber dafür giebt er ihm eine zügellose moralische Freiheit, freilich eine Freiheit, die ihn in Wirklichkeit zum Sklaven seiner Leidenschaft und Sünde erniedrigt, die ihn statt ins Paradies ins ewige Verderben führt. — Wie ganz anders gestaltet sich dagegen nach dem Koran das Verhältnis zwischen Allah und den „Ungläubigen"! Für diese ist Gott nur ein Gott des Schreckens und des Zornes, ein Gott der Strafe und der Rache; wie der Gläubige für das Paradies, so sind jene von Ewigkeit für die Hölle bestimmt. Das ist die Lehre des Koran von der göttlichen Prädestination (Vorherbestimmung). Ohne Gnade und Barmherzigkeit fallen die Ungläubigen diesem schrecklichen Lose anheim und nichts kann sie vor diesem ewigen Verderben bewahren, als der Übertritt zum Islam. Der Koran nennt die Andersgläubigen geradezu Genossen des Teufels. „Vor der Vermählung hat der Muselmann, während er die Hand über die Stirne des Weibes legt, das Gebet zu sprechen: ‚O Gott, nach dem Befehle deines Buches (Koran) habe ich mit dieser Frau die Ehe geschlossen; ist es dir gefällig, so wirst du ihr ein Kind, einen gläubigen Muselmann geben, nicht aber einen Genossen des Teufels.'"*)

Welch' unheilvolle Wirkung diese teuflische Lehre, die in dem Andersgläubigen nur einen Genossen des Teufels erblickt, auf den stolzen Muselmann haben muß, ist leicht begreiflich. Dieser wird notwendig mit Haß und Verachtung gegen die „Ungläubigen" erfüllt, die er am liebsten Hunde (Giaurs) oder „Holz fürs Höllenfeuer" nennt. Hiermit begnügt sich aber der Koran nicht, er fordert den Moslem ausdrücklich auf, mit dem Schwerte gegen die Ungläubigen zu kämpfen und sie zu vernichten. Alle Mittel wendet der Prophet an, um diesen Haß gegen die Ungläubigen im Herzen des Moslem noch mehr zu entfachen und ihn mit Begeisterung für den „heiligen Krieg" zu erfüllen. Nichts, versichert Mohammed, ist Allah wohlgefälliger als der Glaubenskrieg, und durch nichts kann der Muselmann sich mehr Verdienste erwerben. „Ein Tag des Krieges", heißt es im Koran, „gilt mehr bei Gott, als ein ganzer Monat Fasten". Und darum stehen die moslemitischen Krieger unter dem Schutze Allahs; nichts vermag ihrem Schwerte zu widerstehen, unaufhaltsam und siegreich dringen ihre Waffen vor und auch der mächtigste Feind wird zuletzt ihrem Ansturme erliegen. „In Wahrheit", verkündet Allah in der 44. Sure, „geben wir dir, Mohammed, den entscheidenden Sieg".

*) Münzenberger, „Afrika und der Mohammedanismus", S. 26.

Dem Islam, so ist es von Ewigkeit der Wille Allahs, gehört die Herrschaft der Welt und der Besitz ihrer Güter, und alle Fürsten und Herrscher werden zuletzt der Macht des Islam unterworfen. Dem siegreichen Muselmanne selbst aber fällt die Beute des Feindes zu, über dessen Person, Hab und Gut er nach Gutdünken schalten und walten kann; und sollte er im Kampfe fallen, so geht er sofort ein in die Freuden des Paradieses.

Solche Lehren sind nur zu sehr geeignet, den ohnehin feuerigen, kriegerischen Araber mit Begeisterung für den „heiligen Kampf" zu erfüllen und zum wilden Fanatismus fortzureißen. Und in der That lagen die Muselmänner fast ununterbrochen im Kampfe mit Andersgläubigen; blutige Glaubenskriege füllen die Geschichte des Islam aus. Durch religiösen Fanatismus zeichneten sich hierbei stets die Derwische aus — Derwische, d. h. Arme, sind Mitglieder religiöser Orden, deren Vorsteher Scheich (Älteste) heißen. Im Auftrage ihres Scheichs begleiten gewöhnlich mehrere Derwische die Krieger in die Schlacht und suchen sie — wie bekanntlich noch jüngst bei den Mahdisten im Sudan — durch Zitate aus dem Korane, durch feuerigen Zuruf ꝛc. zur Tapferkeit anzuspornen und mit Kampfesmut zu erfüllen. Um die Kriegsscharen zu fanatisieren, bediente man sich selbst künstlicher Mittel. Es ist bekannt, wie in Syrien zur Zeit der Kreuzzüge ein Scheich, gewöhnlich der „Alte vom Berge" genannt, die ihm untergebenen Derwische wie die Krieger selbst durch Haschisch — eine Art Kuchen, aus indischem Hanf bereitet, welcher geraucht, eine stark berauschende Wirkung hat — in wilden Fanatismus versetzte, um die Kreuzritter zu vernichten. — Dieser religiöse Fanatismus, die Frucht jener Koranssätze, giebt den eigentlichen Erklärungsgrund für die rapide Ausbreitung des Islam. Gleich in der ersten Zeit seines Erstehens fiel dem Islam ganz Arabien zu und bald ergossen sich wilde arabische Kriegsscharen wie eine verheerende Flut über Nordafrika, im Fluge diese weiten Ländergebiete erobernd; von Afrika aus setzten sie nach Spanien über, das sie bald ganz ihrer Herrschaft unterwarfen. Zu einer besonders furchtbaren Macht aber gelangte der Islam im osmanischen (türkischen) Reiche. 1453 fiel Konstantinopel, die Hauptstadt des griechischen christlichen Kaiserreiches, den fanatischen Türken in die Hände. Jahrhunderte lang waren diese jetzt der Schrecken und die Geißel des christlichen Abendlandes, das sie fast fortwährend (besonders Ungarn) mit ihren furchtbaren Armeen heimsuchten und verheerten. **Und als sie im Jahre 1683 mit unzähligen Scharen vor Wien, der Hauptstadt des deutschen Reiches, erschienen und diese ringsum einschlossen, da zitterte ganz Europa vor der furchtbar drohenden Gefahr, einem ähnlichen Geschicke, wie Konstantinopel zu verfallen. Gott bewahrte Europa vor diesem unsäglichen Unglücke: die türkischen Heere wurden von den christlichen geschlagen, das Kreuz siegte über den Halbmond.** H. T.

Die Menschenfresserei in der Niederung von Abanghi

(Ober-Kongo).

Vom Apostolischen Vikar P. Augouard aus der Kongregation vom hl. Geiste.

(Schluß.)

Manchmal sind diese Wilden von einem sonderbaren Ehrgeize besessen. Sie schlachten Sklaven einzig zu dem Zwecke, um den Ruf von dem Reichtume und der Freigebigkeit dieses oder jenes Häuptlings des Stammes recht weit zu verbreiten.

Am 15. September 1889 war lebhafte Bewegung in dem Dorfe Insondo. Heute sollte Baudzinga geschlachtet werden, ein Sklave aus Irebu, den Molleki kürzlich gekauft hatte.

Molleki ist ein großer Häuptling und hat viele Leute! Er hat dreißig Frauen und viele Boote, und wenn er auf dem Flusse fährt, so kommen die anderen Häuptlinge ihn begrüßen: „Da bist du, Molleki! — Er hat viel Elfenbein und ißt viel Menschen; niemand ist so freigebig, wie er, denn er verteilt das Fleisch unter alle seine Leute!"

Molleki hatte für Baudzinga zwei Elephantenzähne bezahlt. Er hatte ihn so billig erstanden, weil er so mager war, aber seitdem wurde er mit Bananen und Manioc gefüttert, mit Mais und frischen Fischen. Er durfte frei im Dorfe herumlaufen, ging ab und zu und plauderte mit allen; stundenlang lag er ausgestreckt auf einer Matte, rauchte Hanf und Tabak, trank Palmwein und unterhielt sich mit den Vorübergehenden.

Baudzinga war glücklich!!

Eines Tages legte ein französisches Kanonenboot bei diesem Dorfe an. Baudzinga wurde von einem Schwarzen der Mannschaft erkannt, der den Kapitän benachrichtigte, worauf dieser sich erbot, ihn zu befreien. Baudzinga kannte das Los, das seiner wartete, aber er hatte keine Lust, sich auf den Dampfer zu retten und blieb ruhig im Dorfe.

Gestern Abend hat Molleki im Gespräche mit seinen Frauen geäußert, er habe Appetit auf Fleisch und alsbald hat man Baudzinga ergriffen und gebunden. Er hat anfangs Widerstand geleistet und mehrere Messerstiche empfangen. Ein Sohn von Molleki hat ihm tiefe Einschnitte auf dem Rücken gemacht und seinem Vater berichtet, jetzt sei er gut zum Essen. „Er ist tüchtig fett geworden!"

Nun liegt er gefesselt auf dem Schlachtsteine mitten im Dorf; Arme und Beine sind bewegungslos gefesselt, eine biegsame Rute und sorgfältig geknüpfte Lianen halten den Kopf in die Höhe.

Die Sonne geht auf und das ganze Dorf ist in Bewegung. Baudzinga wartet. Er kann nicht mehr schreien, aber seine Augen verraten Furcht, während seine Peiniger ihre Späße mit ihm treiben: „Wie glänzend ist seine Haut! Wie fest seine Muskeln! Welch ein feines Essen wird er geben!" So hört man ausrufen.

Die Frauen, jene Mollekis an der Spitze, stehen umher und waschen ihre Schüsseln, in denen sie das Blut auffangen wollen. Die Kinder (auch dieses Alter ist ohne Gefühl) drängen sich, um ihn gut zu sehen; sie schärfen ihre Messer auf den Steinen und streiten ernsthaft über den Geschmackswert der verschiedenen Stücke. Die alten Krieger sind bedächtiger; ebenso die alten Frauen, sie zanken mit den jungen, deren fröhliche Aufregung allzu sichtbar ist. Vielleicht wollen sie nur ihre eigene verbergen!

„Da kommt Molleki! Der große Häuptling Molleki!"

Er hat das Opfermesser mitgebracht, das Fetisch-Messer, welches er von seinem Vater geerbt hat. Wie viel Köpfe hat dieses Messer schon abgeschnitten! Langsam wird es vor Baudzingas Augen geschärft. Wozu soll man sich beeilen? Die Zeit kostet nichts und die Sonne ist noch nicht über den Horizont. Und dann, — Molleki, der die Abschlachtung selbst vollziehen wird, hat für seinen Ruf zu sorgen! Zahlreiche Freunde sind da, und die Neugierigen aus den benachbarten Dörfern kommen uneingeladen, um als Sachverständige seine Geschicklichkeit zu beurteilen. Ein Schnitt muß genügen! Schneidet er zweimal, so würde es heißen, er sei ungeschickt, oder sein Arm sei zu schwach und man würde ihn auslachen.

„Das Messer ist scharf, sehet!" — Und auf dem Nagel prüft man die funkelnde Klinge.

Der Häuptling nähert sich Baudzinga, zieht einen weißen Strich um seinen Hals und . . . wendet sich ärgerlich zu zwei Kindern, deren allzugroße Nähe ihm lästig ist: zehn Minuten lang schilt er sie aus.

Baudzinga wartet noch immer auf den Tod. Der Kreis um den Henker und sein Opfer zieht sich unmerklich zusammen. — „Jetzt!" — Nein, noch nicht! Am Kopfe hat Molleki eine Schlinge sich lockern sehen und er legt sein Messer nieder, um sie fester zu knüpfen. Jetzt hebt er den Arm und faßt sein Ziel ins Auge. Alles schweigt. Das Messer senkt sich blitzschnell und trifft auf die weiße Linie, während in demselben Augenblicke der abgetrennte Kopf, einen blutigen Bogen in der Luft beschreibend, an der biegsamen Rute in die Höhe fliegt!

Ja, Molleki ist ein geschickter Mann! Die Kriegsgesänge widerhallen und man preist den Ruhm Mollekis.

Unterdessen überstürzt sich alles, um das Blut aufzufangen. Hier ein Bein zur Rechten, dort ein Arm zur Linken; die Frauen Mollekis tragen den Rumpf fort und die weniger Begünstigten betteln von denen, die bei der Verteilung mehr Glück gehabt haben! — Grauenhaft!

* * *

Eifersucht und Rachsucht spielen bei diesen Menschenopfern auch eine Rolle. In demselben Dorfe gelang es Dolisie, einem Sohne von Molleki das Leben zu retten. Eines Tages, während er die Flußufer erforschte, kam ein junger Mann zu ihm, der um seinen Schutz flehte.

Er führte ein Ruder bei sich und da der Strom an dieser Stelle sehr stark war, ruderte er kräftig mit, während er sein Schicksal erzählte. Das lautete so:

Bis dahin war er der Lieblingssohn seines Vaters gewesen, als eine von dessen Frauen, durch unerklärliche Eifersucht getrieben, schwur, sie müsse von seinem Fleische essen. Wirklich gelang es ihr, Molleki zu überreden, ihr seinen Sohn zu opfern, den er bis dahin am meisten geliebt hatte. Dieser entfloh und benutzte die Anwesenheit des weißen Mannes, um sich unter seinen Schutz zu begeben.

Es war eine heikle Angelegenheit, aber man durfte nicht zögern. Die Verfolger forderten die Herausgabe des Flüchtlings und boten Dolisie Ziegen für ihn an. Er weigerte sich natürlich. Man bot ihm nacheinander einen mageren, einen fetten Menschen und schließlich die Ziegen und den Fetten. Der Häuptlingssohn hatte eben einen höheren Wert und sein Fleisch mußte ganz besonders fein schmecken. Dolisie, weit entfernt, ihnen den Willen zu thun, verwies ihnen auf das heftigste ihre unmenschlichen Gebräuche und führte den jungen Mann mit sich fort, der ihm später bei seinen Forschungen große Dienste leistete.

Auf einer andern Reise landete derselbe Forscher bei einem Dorfe, um Holz für seinen Dampfer einzunehmen. Mitten unter den Eingeborenen bemerkte er einen, der ein eigentümliches Gefäß mit einem hölzernen Löffel leerte. Das Gefäß war ein Schädel, dessen noch rauchendes Gehirn der Wilde verschlang. Einer von Dolisies Leuten hatte noch andere Spuren des Festmahles bemerkt und kehrte ganz außer sich nach dem Schiffe zurück: „Es ist abscheulich, Kommandant, die Leute im Dorfe haben einen Menschen in Stücke geschnitten und sie kochen das Fleisch, ohne es auch nur zu waschen!“

* * *

Bei einer Exkursion auf demselben Flusse sah ich eines Abends einen sich lebhaft bewegenden Gegenstand in der Mitte des Flusses. Ich frug, was es wäre. Man antwortete mir mit der größten Unverfrorenheit, es sei ein Sklave, der nicht fett werden wolle. Um ihn nicht länger zu füttern, und da er immer krank sei, habe ihn sein Besitzer ins Wasser geworfen. Ich ließ ihn auffischen, gab ihm zu essen und wickelte ihn in eine Decke. Die aufs Höchste erstaunten Eingeborenen frugen mich, was ich mit einem solchen Gerippe anfangen wolle. — Die Barmherzigkeit ging über ihren Verstand, und sie sahen nur meinen materiellen Verlust. In der That starb das arme Kind nach 14 Tagen, nachdem es die hl. Taufe erhalten hatte.

Auf derselben Reise hatte ich Gelegenheit, ein Kind von zwölf Jahren zu kaufen, das ebenfalls zum Schlachten bestimmt war. Während des Kaufes saß der Knabe am Ufer und blieb unbeweglich. Aber sobald der Handel abgeschlossen war, sprang er leichtfüßig in unser Boot, ergriff begierig die dargereichten Bananen und ein hübsches rotgeblümtes Tuch und übernahm bald freiwillig das Amt eines Küchenjungen. Heute ist er in Brazzaville und hat noch keineswegs vergessen, daß er mit knapper Not dem Kessel entronnen ist.

Ein anderes Kind, das wir demselben Schicksale unter ähnlichen Umständen entzogen und jetzt bei uns haben, erzählte uns mit großer Kaltblütigkeit alle Einzelheiten dieser gräulichen Feste. Er ahmte die Angst der Opfer nach und die Ausgelassenheit, welche die Teilnehmer beim Anblick des Blutes ergriff, und versicherte uns, daß das Fleisch wirklich einen besonders feinen Geschmack habe und die kleinen Eingeweide nicht zu verachten seien.

Alle diese Fälle sind leider nicht vereinzelt und wenn man einen Tag auf dem Ubanghi fährt, so begegnet man zahlreichen mit Sklaven beladenen Booten, die für das Gebiet der Bondjos bestimmt sind und gegen Elfenbein eingetauscht werden. Die vielen Schädel, welche man am Eingange der Dörfer, vor den Hütten und auf den öffentlichen Plätzen sieht, sind ein unwiderleglicher Beweis des schamlosesten Kannibalismus.

Und mit welcher Ungezwungenheit sich alles vollzieht! Der Kapitän des Kanonenbootes Djoné schloß eines Tages ein Bündnis mit einem Häuptling des Ober-Ubanghi. Während ein Sklave eine Matte zum Sitzen holte, nahm der Häuptling ganz unbefangen den Schädel eines gestern geschlachteten Gefangenen und setzte sich darauf.

* * *

Was muß geschehen, wird man fragen, um diese schrecklichen Sitten zu verändern? Gewiß, leicht und schnell geht es nicht, aber mit Gottes Gnade ist es nicht unmöglich. Die Gegenwart der Weißen in einem Bezirke genügt schon, um den Eingeborenen das Scheußliche ihres Treibens fühlbar zu machen. — So geschah es auch in Linzolo, unserer ersten Mission am oberen Flusse. Bei unserer Ankunft bot man uns für einen unserer Leute ein fettes Schwein. Einige Tage später vernahmen wir, daß die Bewohner eines der nächstliegenden Dörfer einen Menschen gefressen hatten. Da er krank war, hatte man ihm den Kopf abgeschnitten. Wir machten ihnen Vorwürfe über ihre Menschenfresserei, aber sie antworteten uns, wir wüßten nicht, was gut sei und zählten auf, wie viel Schweine, Ziegen und Bananen sie uns für vier von unseren Leuten, die kürzlich gestorben waren, gegeben haben würden.

Heute rühmen sie sich nicht mehr, Menschenfleisch zu essen, ja, sie versichern hoch und teuer, es niemals gethan zu haben. Wo sie der barbarischen Sitte noch fröhnen, geschieht es ganz im Geheimen und abseits von den Wohnungen der Weißen.

Zeit, Geduld und schwere Opfer sind nötig, um den schwarzen Erdteil zu zivilisieren. Es wird mit den Menschen sein wie mit den

zahlreichen Flüssen, die sich in den Kongo ergießen: die Wasser prallen auf einander und bringen bei der Vereinigung mit dem großen Strome gefährliche Strudel hervor, aber bald beruhigen sie sich und fließen vereint zum Ozean. Das orientalische Sprichwort ist durchaus wahr — und übrigens nur eine Auslegung des Evangeliums: „Die großen Ströme, die großen Bäume, die heilsamen Pflanzen und die wohlhabenden Leute sind nicht ihretwegen erschaffen, sondern um der Menschheit Dienste zu erweisen.“ Wenn es immer so wäre, welche erstaunlichen Umwandlungen würden sich bald im dunkelen Erdteile vollziehen!

Und was muß geschehen, um die furchtbaren Gebräuche nachhaltig zu unterdrücken?

Zuerst — wie kann die Sklaverei unterdrückt werden?

Leider muß man zugestehen — und eine dreizehnjährige Erfahrung bestätigt es mir —, daß selbst die mächtigsten europäischen Staaten gegenwärtig nicht ausreichende Mittel besitzen, um den schändlichen Handel mit Menschenfleisch rasch zu unterdrücken. Man darf es sich nicht verhehlen: Hunderttausende von Menschen und Millionen von Mark würden nicht genügen, denn es handelt sich um die fortgesetzte Überwachung eines ungeheueren Gebietes.

Aufrichtige und erfahrene Menschenfreunde haben die Sklavenfrage studiert und keine vollständige Lösung derselben finden können. Die Unterdrückung durch Waffengewalt würde auf einzelnen Punkten von Afrikas Ostküste *vielleicht* Erfolg haben, aber in dem Gebiete, das wir hier behandeln, ist sie vorläufig unmöglich. Dr. Schweinfurth, der Entdecker des Ober-Ubanghi, hat die Frage studiert und nicht lösen können.

Im Jahre 1870 nahm die egyptische Regierung gewisse Maßregeln dagegen; erfolglos, denn die Offiziere trieben selbst den abscheulichen Handel, zu dessen Unterdrückung sie ausgesandt waren.

Einige Monate später unterstützte Sir Samuel Baker mit einem über jedes Lob erhabenen Eifer die etwas gezwungenen Versuche Egyptens, die mehr unter dem Drucke der europäischen Regierungen, als freiwillig unternommen waren. Später begab sich General Gordon nach Chartum, um Bakers Werk fortzusetzen. Alle wissen, mit welchem Heldenmute er hier für seine Aufgabe stritt, und welch' grausamer Tod ihn ereilte. Das Ergebnis achtzehnjähriger Anstrengung war, daß Chartum in die Hände der Mahdisten fiel, und daß dadurch die Dampfboote in ihren Besitz gerieten, die man eben zur Bekämpfung des Sklavenhandels den Nil hinaufgeschafft hatte.

Woher alle diese Mißerfolge? Nach meiner bescheidenen Meinung haben sie einen doppelten Grund. Zuerst hat man sich über die anzuwendenden Mittel getäuscht und dann hat der *Egoismus der europäischen Handelswelt* alle zur Erreichung des edlen Zieles gemachten Anstrengungen durchkreuzt.

Was den ersten Grund betrifft, so wird die Anwendung gewaltsamer Mittel stets unwirksam bleiben in jenen Gegenden, wo sich der Einfluß des Europäers nicht unmittelbar und fortwährend fühlbar macht. Bleibt er auf einem Platze ansässig, so ist in kurzer Zeit die Gegend um ihn her verlassen, und man hungert ihn aus. Unternimmt er dagegen Expeditionen, so hat er gegen sich das Klima, Krankheiten und Entbehrungen aller Art, Unkenntnis der Sprache und des Landes u. dgl., und muß gegen Feinde streiten, die an das Klima gewöhnt, über seine Annäherung lange vorher unterrichtet, äußerst zahlreich und vielfach mit Schnellfeuergewehren bewaffnet sind. Der Weiße befindet sich daher in einem für ihn und seine Ansiedlungen verhängnisvollen Nachteile.

Mir scheint es, daß man, wenigstens was das mittlere und obere Kongogebiet betrifft, auf andere Weise verfahren muß.

Man hat daran gedacht, durch hin- und herkreuzende Fahrzeuge alle Boote abzufangen, die Sklaven führen. Aber abgesehen davon, daß die Sache zu schnell ruchbar wird, kann sie bei den Eingeborenen nur Mißtrauen in den Absichten der Weißen hervorrufen, weil sich die Araber gerade auf diese Weise ihrer Sklaven bemächtigen. Die Sklaverei ist den dortigen Völkern so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie die Wegnahme von Sklaven behufs ihrer Befreiung mißverstehen und für Diebstahl halten würden. Die befreiten Sklaven selbst würden zu ihren früheren Herren zurückkehren oder von dem nächsten Häuptlinge festgehalten werden.

Anders wäre es, wenn man überall und zugleich alle Sklaven befreien und alle Schwarzen ausnahmslos zur Arbeit zwingen könnte. Aber vom praktischen Standpunkte aus, der uns hier allein beschäftigt: was würde die Folge dieser plötzlichen und unvorbereiteten Umwandlung sein? Das Heilmittel wäre schlimmer als das Übel, und man würde es vielleicht erleben, daß die Sklaven sich mit den Freien verbinden, um die Europäer zu vertreiben, die sie überall als Eindringlinge und Eroberer betrachten. Die Freiheit ist eine kostbare Saat, die wohl vorbereiteten Boden verlangt, um heilsame Früchte zu bringen: unter Dornen und Gestrüpp wird sie immer unfruchtbar bleiben.

Die Methode, welche die Missionare anwenden, scheint mir die einzig richtige, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Schulen und namentlich Ackerbauschulen gründen und vervielfältigen, ist das einzige Mittel, um jene wilden Gegenden zu zivilisieren. Der erwachsene Eingeborene ist an sein Vagabundenleben gewöhnt und mit ihm ist nichts mehr anzufangen. Die *Kinder* sind empfänglicher und man kann sie ziemlich leicht zu allen möglichen Arbeiten anleiten. Deshalb beschäftigen sich auch alle unsere Niederlassungen am Kongo damit, vor allem die Kinder heranzuziehen, indem sie entweder freie Kinder oder Waisen in ihre Schulen aufnehmen, oder die armen kleinen Sklaven

kaufen. Alle diese Kinder werden gemeinsam erzogen, leben zusammen und füllen ihre Stunden mit Lernen oder Handarbeit aus.

* * *

Man hat viel über den Reichtum des Kongo-Gebietes gesprochen, aber man muß das richtig verstehen. Das Elfenbein, welches durch die Handelshäuser gegenwärtig mit so fieberhaftem Eifer vertrieben wird, wird bald verschwunden sein, oder sich wenigstens ganz bedeutend vermindert haben. Nehmen wir an, daß der in den inländischen „Magazinen" vorhandene Stock nach zehn Jahren erschöpft ist, was dann? Und was wird aus den Handelshäusern, wenn das gewinnbringende Produkt verschwunden ist?

Für mich besteht der wirkliche Reichtum des Kongo-Gebietes nicht im Elfenbeine, sondern in den Erzeugnissen des Bodens, der, ohne ausgezeichnet zu sein, doch zufriedenstellenden Ertrag liefern kann. Aber hier liegt gerade die Schwierigkeit. Wenn der Europäer es unternimmt, den Boden kultivieren zu lassen, und diese Arbeit sich bezahlen soll, so wird er selbst bei dem niedrigsten Arbeitslohne, den er giebt, Geld zusetzen. Die Herstellungskosten werden den Gewinn übersteigen. Die Versuche, die man seit zehn Jahren mit Kaffee, Reis, Gemüse und Mais gemacht hat, haben nicht einmal mittelmäßigen Erfolg gehabt.

Soll man daraus entnehmen, daß das Kongogebiet unproduktiv und der Kolonisation unzugänglich bleiben muß? Einer Kolonisation, wie Frankreich sie in Algerien ausübt, gewiß! — Wenn aber die Europäer — ich spreche hier namentlich von armen Ansiedlern ohne Erfahrung und ohne Hülfsmittel — keinen Vorteil von diesen Reichtümern ziehen können, so existieren diese darum doch, lassen sich aber nur mit Hülfe der Eingeborenen gewinnen.

Unser beständiges Streben muß es deshalb sein, daß die Eingeborenen den Ackerbau regelmäßig betreiben, und zwar auf ihr eigenes Risiko. In Jahren des Mißwachses oder der Trockenheit würden sich die Neger von Wurzeln nähren, von Heuschrecken, Fledermäusen, Ratten, Schlangen u. s. w., alles Dinge, die schon jetzt einen Bestandteil ihrer täglichen Nahrung bilden; was soll in solchem Falle aber der weiße Ansiedler thun?

Bis jetzt bauen die Eingeborenen gerade genug, um nicht zu verhungern. Bedürfnislos in einem stets warmen Lande, leben sie von der Hand in den Mund und denken am allerwenigsten daran, den Boden für andere zu bebauen. Sie schlafen lieber! Sie haben deshalb auch keinen Rückhalt und führen ein elendes Leben von dem, was sie ohne Arbeit erwerben können. Gegen diese beklagenswerte Gewohnheit heißt es anzukämpfen! Deshalb sind auch unsere Missionen wahre Ackerbauschulen, in welchen die Schwarzen vom frühesten Alter zum Landbau erzogen werden. Verheiratet und seßhaft geworden, macht es ihnen keine Mühe, mehr zu arbeiten, als die Bewohner der heidnischen Dörfer und sie gelangen dadurch zu größerem Wohlstande. Ihr Beispiel leitet die Eingeborenen zur Nachahmung, sei es in der Erbauung größerer und bequemerer Hütten, sei es in der Anlage ihrer Felder.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus sind auch die Sitten derjenigen Stämme, die sich vorzugsweise mit Landbau beschäftigen, viel milder als die der handeltreibenden.

Um aber wirklich Erfolge zu erzielen, ist es nötig, unsere hier und da unternommenen Versuche kräftig zu unterstützen. Die einzelnen Missionen, diese wirklichen Mittelpunkte der Zivilisation, müssen vervielfältigt werden. Ihrem heilsamen Einflusse ist es zu danken, wenn sanftere Sitten einkehren, ihrer stillen Thätigkeit wird die schließliche Unterdrückung des Sklavenhandels und der Menschenfresserei zuzuschreiben sein.

Afrikanische Post.

(Eigener Bericht des „Gott will es!")

Zanzibar, den 9. Oktober 1890.

Das war ein festlicher Tag, geschmückt waren alle Häuser von Dar-es-Salaam, angefangen von der geringen Hütte des einfachen Negers aus Lehm und Gras bis zu den Prachtbauten der kaiserlichen Schutztruppe, als der erste deutsche Postdampfer in unserm schönen Hafen einfuhr und vor der kath. Mission und obengenannten Festungswerken vor Anker ging.

Von Herrn Chef Leue, Herrn Lieutenant Wolfram, dem Herrn Vertreter der Ostafrikanischen Gesellschaft daselbst und meiner Wenigkeit begrüßt, lud uns der liebenswürdige Kapitän zum Frühstücke an Bord ein. Wir erhielten dabei die Post, die immer mit großer Aufregung ergriffen und gelesen wird, da innerhalb eines Monats wieder manches Erfreuliche und Traurige in der lieben Heimat sich zugetragen haben kann. Mir wurde die angenehme Mitteilung gemacht, daß „Unser Harmonium", so wollen wir es von nun an nennen, sicher und wohlbehalten auf dem „Reichstag" sich befinde.

Nachdem das Frühstück zu Ende, besahen wir uns das Schiff auf einige Augenblicke, und jeder von uns hatte die Überzeugung, daß es in jeder Beziehung den Anforderungen der Passagiere entspreche, d. h. in seiner Einrichtung ein flottes Postschiff sei. Das bemerkte aber der Herr Kapitän schon bei Tisch, daß es sich nicht gut steuern lasse, was bei dessen Wegfahrt sich deutlich herausstellte, da trotz aller Vorsicht und trotz genauer Bezeichnung des Weges der „Reichstag" eine lange, höchst unliebsame „Sitzung" halten mußte, bis ihn der Vollmond wieder flott machte. Es war für uns alle höchst unangenehm, daß das gleich beim ersten Eintreffen passieren mußte, da doch schon viele und tiefergehende

Kriegsschiffe, noch ehe all die Vorsichtsmaßregeln für eine sichere Fahrt getroffen waren, ohne anzustoßen ruhig aus- und einfuhren.

Nun, obgleich auch uns, in unserem Kloster, das höchst unangenehm berührte, so war doch zu der alltäglichen Freude, die der brave Ordensmann in Gebet und Arbeit findet, eine neue Freude gekommen. Denn neue Klänge, nicht mehr blos der Hammer des Schmieds oder das kleine Klosterglöcklein oder der Gesang der Brüder oder Schwestern ertönten daselbst und erinnerten den Vorübergehenden daran, daß hier ein Haus des Gebets und der Arbeit ist, wozu der liebe Gott den Menschen bei seiner Schöpfung bestimmte, sondern die lieblichen Klänge unseres Harmoniums zeigten dem an das Getöse der Blechbüchsen, der hölzernen Trommeln und welcher Art die Instrumente der Eingeborenen alle sein mögen, gewöhnten Ohre des Schwarzen, daß die Töne, die zur Verehrung des einzig und allein wahren Gottes rufen, ganz anders und feierlicher klingen, als der betäubende Lärm, der zu Tanz und Götzendienst einläutet, daß anders der Christ und anders der Araber seinen Gottesdienst feiert. Aber, o mein Gott, die einen, welche die Klänge hören, verstehen sie noch nicht, die andern wollen sie nicht verstehen! Doch wir wollen hoffen, daß zu der geringen Schar, die sie verstehen, und zu den wenigen, die anfangen, sie zu verstehen, recht bald viele kommen, die mit uns arbeiten, singen und beten und so den Allmächtigen loben.

All den lieben Lesern von „Gott will es!", ganz besonders aber denen, die zur Anschaffung des wunderschönen Instrumentes beitrugen, sei hiermit der wärmste Dank der Missionare und Schwestern ausgesprochen. Seien Sie überzeugt, wir vergessen Sie nicht, da ja jeder Ton des Harmoniums bei Gottesdienst und Privatandacht uns an die lieben Geber in Europa erinnert!

Sie werden sagen: Ganz recht! aber diese Zeilen des Dankes lassen lange auf sich warten und ein dankbares Herz denkt doch nach empfangener Wohlthat sofort an die hl. Pflicht der Dankbarkeit und äußert sich sofort! Sie haben Recht, und hätte ich keine Gründe zu meiner Entschuldigung anzuführen, ich würde aus Scham schweigen und mir selbst eine Strafe auferlegen; aber so hören Sie gütigst meine Rechtfertigung.

Der „Reichstag" lag noch vor Dar-es-Salaam, als ich mit Bruder Michael und ungefähr 12 Mann meiner lieben schwarzen Puguleute mich zu einer größeren Reise ins Innere anschickte. Der erste Tag galt Pugu, wo wir unsere Lieben, die unter der Erde ruhen, zu besuchen und mit den Bewohnern wieder einen Abend zu verleben gedachten. Es war dies der 9. September. Am 10. September früh verließen wir den teuren Ort, um unsere Reise fortzusetzen. Die beiden Missionshäuser in Dar-es-Salaam waren nun angefüllt mit Arbeitskräften, die Werkstätten errichtet und eingerichtet, auch die Schwestern hatten schon für manches gesorgt, was als Vorbereitung für unsere

eigentliche Arbeit angesehen werden muß; Platz war genügend da, so daß also nichts mehr im Wege stand, an die Bevölkerung der Anstalt zu denken. Wir machten uns also auf, Zöglinge zu suchen, um sie dann zu Hause zur Würde der Kinder Gottes heranzuziehen.

Ein weiterer Zweck war, das Land näher kennen zu lernen, um so einen bestimmten Plan fassen zu können, in welcher Richtung wir nach und nach unsere Missionsstationen ins Innere vorschieben. Die beiden großen Klosterfamilien der Brüder und Schwestern in Dar-es-Salaam verlangen ziemlich viel zu ihrem Unterhalte und so sollte auch für Ziegen, Schafe und wenn möglich auch für Kühe gesorgt werden.

Auf dieser Reise packte mich wieder ein Fieberanfall, der mich auf einer Station der Patres vom hl. Geiste längere Zeit festhielt, so daß ich erst vorgestern, und zwar gänzlich erschöpft, in Bagamoyo wieder anlangte.

Über meine eigenen Erlebnisse kann ich heute nicht eingehend berichten, aber der guten Patres von Tununguo, welche mich dort pflegten, will ich nicht vergessen. Tununguo ist eine herrlich aufblühende Mission. Es wirken dort zwei Patres mit einem Bruder. Die Mission ist, so viel ich weiß, erst seit 5 Jahren gegründet, hat aber bereits recht schöne Wohnhäuser und eine für das Innere Afrikas herrliche Kirche auf einem schönen Berge am Rufu. Am Abhange des Berges liegt das große christliche Dorf. Jenseits des Rufu im Walde stecken eine Menge Schwarzer verborgen wegen der höchstens einige Stunden entfernten Masitis. Ich mußte am Sonntage, den ich daselbst zubrachte, staunen, wie groß die Zahl der Kirchenbesucher war. Sogar mehrere Häuptlinge der Umgegend mit zahlreichem Gefolge fanden sich zum Gottesdienste ein. Die eifrigen Missionare brauchen jetzt ihre Kinder nicht mehr zu kaufen, sondern dieselben finden sich schon selbst ein. Hier ist voraussichtlich recht bald große Ernte zu erwarten. Der Himmel möge es geben und die Arbeiten der Männer Gottes segnen!

Zur Erholung blieb ich mehrere Tage in Bagamoyo und erfuhr daselbst, daß in einigen Tagen die englische Post abgehe, weshalb ich es, wenn auch in Eile und Hast, wie Sie an allem sehen, nicht versäumen möchte, Ihnen endlich einmal einige Zeilen zukommen zu lassen.

Sie können sich selbst vorstellen, was es Arbeit, Kummer und Sorge kostet, eine Neugründung in der Mission vorzunehmen, so daß man kaum Zeit findet, zu schreiben, und manchmal auch nicht dazu aufgelegt ist.

Nehmen Sie das, was ich jetzt in aller Eile zusammengekritzelt habe, als einen Beweis der Dankbarkeit der katholischen Mission von Dar-es-Salaam und ganz besonders meiner Wenigkeit.

P. Bonifacius, O. S. B., Propraef. apost.

* * *

Nach einem am 20. November eingetroffenen Briefe sind die Palottiner, Patres der Palottinischen Missions-Genossenschaft, nun glücklich in **Kamerun** — Eden — angelangt; selbe hatten nach ihren Schilderungen anfangs eine recht beschwerliche und stürmische Fahrt. Die Gefahr schien dem Kapitän eine recht ernste gewesen zu sein; er ließ nämlich allen Holzvorrat der Missionare, welcher auf dem Decke untergebracht war, ins Meer werfen, um das Fahrzeug zu erleichtern. Das Holz war zum Baue vorläufiger Wohnhütten der Patres bestimmt; da in Kamerun selbst nicht viel Holz vorhanden ist, nahmen sie solches von Hamburg mit. — Die Patres sind nun daran, die passendsten Punkte zur Niederlassung auszuwählen. Sobald die nötigen Vorbereitungen getroffen sein werden, reisen auch Missionsschwestern nach Kamerun ab zur Erziehung der Negerkinder.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

11. Liste der eingegangenen Gaben:

vom 21. Oktober bis 21. November 1890.

	Mark
Übertrag	145 941.99
Pfr. A. Pfeifer, Holstein bei Mechernich	3.—
D. Zöglinge des kath. Schullehrer-Seminars, Gmünd, Württemberg	6.40
Diözesan-Verein Trier	460.—
Zw.-V. Otzenrath	26.—
Ungenannt J. N., Blankenrath	1.—
Zw.-V. Edern bei Linnich	114.—
Frau Witwe Hoemanns, Caldenhausen bei Erdingen	5.—
Pfr. Contzen, Hergenrath bei Aachen, Loskauf von 3 Negerkindern: Joseph, Matthias, Johannes	63.—
Zw.-V. Kettwig a. d. Ruhr	35.—
Joseph Rößler, Bergheim a. d. Erft	3.—
Summa	146 658.39

	Mark
Übertrag	146 658.39
Exped. des „Gott will es!", M. Gladbach	350.62
Abonnent in Zittau, Sachsen, f. d. Harmonium	2.—
Pfr. Adams in Esch, Beiträge aus Gohr	20.—
Zw.-V. Mettmann	172.—
Zw.-V. Havert b. Heinsberg	41.80
Zw.-V. Refrath bei Bensberg	2.—
Zw.-V. Neviges	100.—
„ „ Kohlscheid	61.—
„ „ Barmen	300.—
Pfr. Bayer, Dormettingen, Württemberg, für zwei Heidenkinder: Wilhelm, Wilhelm Andreas	50.—
Zw.-V. Dormettingen Württ.	110.—
Redakt. des „Gott will es!", Münster	208.29
Zw.-V. Erkelenz	200.—
Summa	148 276.10

Köln, den 22. November 1890.

Heinrich Horten,
Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Mannigfaltiges.

Unser Bild auf Seite 721 führt dem Leser einer jener traurigen Szenen vor Augen, an welchen der greuelvolle afrikanische Sklavenhandel so reich ist.

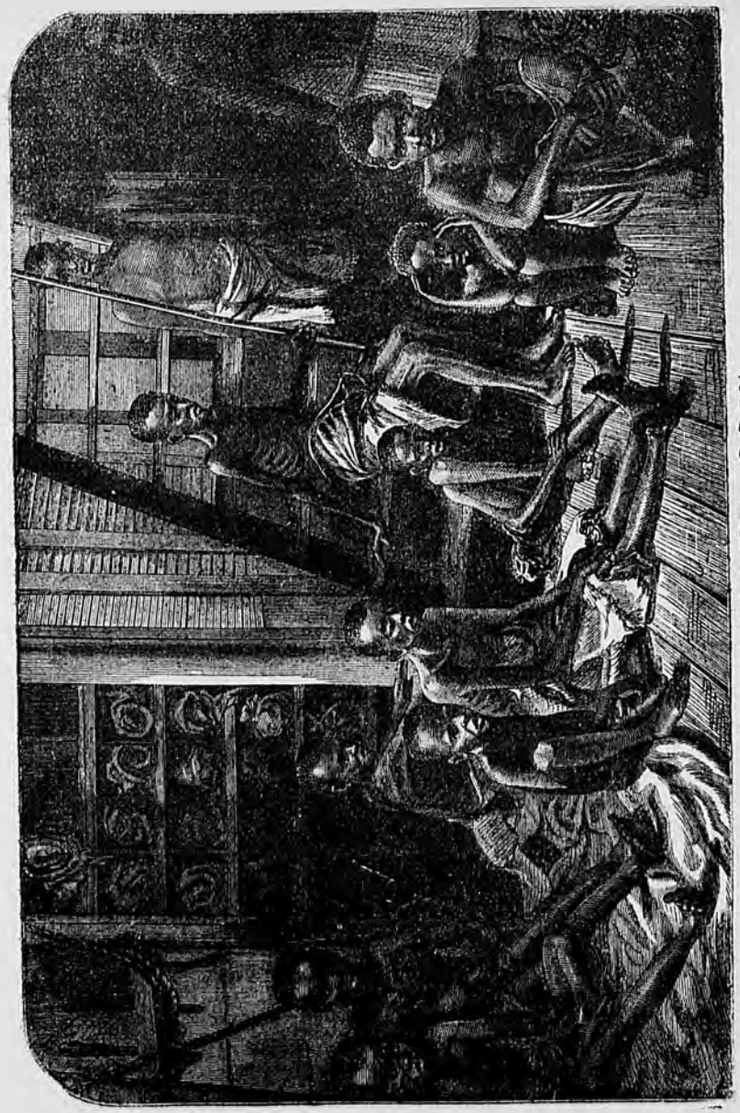
In der Bodenluke eines Sklavenschiffes, auf dem engsten Raume zusammengepfercht, werden eine Anzahl Sklaven ihrem Bestimmungsorte zugeführt. Von allen Schrecknissen des Sklavenhandels ist der Transport dieser Unglücklichen einer der entsetzlichsten. Sie sind keine Menschen mehr, sie sind eine verkäufliche Ware und werden als solche behandelt. Ihr heimatliches Dorf ist von den Sklavenjägern niedergebrannt worden, ihre Väter und Brüder sind im Kampfe gefallen, ihre Mütter und Schwestern wurden von den Menschenräubern erschlagen, ihre kleinen Kinder haben die Teufel in Menschengestalt aus den Armen ihrer Pflegerinnen gerissen, haben ihnen die Schädel an einem Steine zerschellt und die Leichen den Weg entlang den Raubtieren der Wüste zum Fraße hingeworfen. Nur die jungen kräftigen Neger wurden aus schnöder Habsucht verschont, um sie als menschliche Ware auf den Markt zu bringen und sie an den Meistbietenden zu verkaufen, wie man ein Stück Vieh verkauft.

Über die Lage in den ostafrikanischen Stationen bringt das „Deutsche Kolonialblatt" folgende Mitteilungen: Die Station Tanga, die bis auf einige kleinere Arbeiten vollständig fertiggestellt ist, beschäftigt sich mit der Planierung und der Befestigung des Terrains. Eine größere Kaserne und ein Pulverhaus sind daselbst in Bau begriffen. Das von der deutschen Marinebehörde übersandte Denkmal zur Erinnerung an die während des Aufstandes gefallenen Marine-Angehörigen soll demnächst enthüllt werden. Der Verkehr mit dem Hinterlande ist ungestört. Nach den übereinstimmenden Aussagen der Eingeborenen wird die Ernte in Mtama und Sesam in diesem Jahre eine sehr reichliche sein. Die Pflanzer-Gesellschaft in Amboni hofft zum nächsten Jahre einige Zentner Tabak als Probe auf den Markt liefern zu können, und die Plantagen-Gesellschaft in Lewa hat ebenfalls sehr erfreuliche Resultate aufzuweisen. In Pangani wird sehr rührig an dem Aufbau der Häuser und der Herstellung der Umfassungsmauern gearbeitet. Sadani wird bald völlig wieder in seiner früheren Gestalt hergestellt sein. In Bagamoyo war der Karawanenverkehr nur unbedeutend. Dort wird an dem Bau und an der Errichtung von Magazinen und Werkstätten fleißig weiter gearbeitet, auch der Ausbau der Stationen im Süden schreitet rüstig voran. In Kilwa ist ein großes als Lazaret bestimmtes Gebäude fertiggestellt worden, auch wird an einer Landungsbrücke gearbeitet. Die alten Hauptchefs des Sultans nehmen wieder in Kilwa ihren Wohnsitz, und bald dürften dort die Folgen des Krieges völlig verwischt sein. Vom Westen des Nyassa sind bereits mehrere große Karawanen eingetroffen, so daß also auch der Handelsverkehr bald seinen früheren Umfang wieder erreichen dürfte. Auch in Lindi hat sich der Karawanenverkehr gehoben. Eine der dort eingetroffenen Karawanen von 1200 Köpfen Stärke brachte 340 Elfenbeinzähne. Im ganzen sind dort in sechs Wochen ca. 700 Zähne neben einem nicht unbeträchtlichen Quantum Kautschuk angelangt. Der Kautschuk wird in Ostafrika leider sehr häufig durch Beimengung von Sand, Steinchen, Rindenstücken u. dergl. verfälscht, und hat sich der stellvertretende Reichskommissar Schmidt daher veranlaßt gesehen, im Interesse des Handels die Konfiskation und Vernichtung derartig gefälschter Ware zu verfügen und über Verkäufer und Käufer im Wiederholungsfalle eine noch strengere Strafe zu verhängen. In Mikandani wird auch in

beschleunigtem Tempo an dem Aufbau gearbeitet, doch lassen die Verhältnisse im Hinterlande noch viel zu wünschen übrig, da räuberische Häuptlinge der Wahehes die Karawanen öfters brandschatzen.

Die Sklavenhändler machen auf unserem Gebiete immer noch einzelne Versuche, Leute einzufangen und abseits von den Hauptorten nach Zanzibar und Pemba zu verschiffen. Vor einigen Wochen wurde ein gewisser Ibrahim, der schon einmal im vorigen Jahre wegen Sklavenraubes gefangen genommen worden war, der aber dann aus dem Gefängnis entkommen war, von den Eingeborenen festgenommen und nach Bagamoyo an die Behörde ausgeliefert. Derselbe hatte nämlich mit einer Anzahl Genossen Eingeborene überfallen und in dem entstehenden Kampfe mehrere getötet, die anderen gefangen genommen und als Sklaven verkauft. Er wurde dieses Verbrechens in dem angestellten Verhöre überführt und am 23. September durch den Strang hingerichtet. Im Innern hatten einzelne Landstreicher, die von der Küste kamen und wahrscheinlich bei den Aufständischen gewesen waren, an vielen Orten Unruhe erregt. Solche Menschen waren wiederholt in die Dörfer gekommen, hatten sich für Soldaten und Boten der Deutschen ausgegeben und dann Verpflegung verlangt, sowie andere Forderungen gestellt. Als die Karawane des Irländers Stokes mit dem Leutnant Sigl und einem Zuge der Schutztruppe davon erfuhr, wurde den Jumbos mitgeteilt, daß jeder von den Deutschen Beauftragte mit den nötigen Mitteln versehen sei und seine Verpflegung in allen Fällen bezahlen müsse. Alle Leute, welche dies nicht thun, sollen sofort festgenommen und an die nächste Station abgeliefert werden, sie würden dort ihre Strafe erhalten. Von Mpwapwa aus hat der Stationschef de la Frémoire einen Zug gegen die Wahehe gemacht, weil sie die Stokessche Karawane bestohlen hatten. Er hatte außer seinen eigenen Leuten 800 Wagogo um sich versammelt. Mit dieser Macht überfiel er sie, brannte einige ihrer Dörfer nieder und nahm ihnen 1600 Stück Vieh sowie eine Anzahl Elfenbeinzähne ab. Da das ganze Gebiet sonst ruhig ist und die Wahehe nirgends Unterstützung finden, haben sie nachträglich noch Gesandte mit Geschenken gesandt und um Frieden gebeten. Der Stokesschen Karawane und der ihr vorangetragenen deutschen Flagge ist überall unterwegs als Tribut eine Menge von Nahrungsmitteln freiwillig von der Bevölkerung entgegengebracht worden, so daß man bis Tabora für die Verpflegung der Soldaten fast gar keine Ausgabe zu machen hatte.

Die beiden Mörder der während des Aufstandes in Kilwa getöteten Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft, Krieger und Hessel, wurden in Kilwa ermittelt und hingerichtet. Für eine große Expedition Wißmanns nach den Seen werden 7000 Träger angeworben. Ob es sich um eine besondere Expedition, oder um die spätere Überführung des Dampfers nach dem Njansa-See handelt, ist nicht ersichtlich. Letzteres erscheint aber wahrscheinlich. — Chef Schmidt I unternahm Anfangs Oktober einen Streifzug in das Land hinter Lindi und Mikindani. Bei dieser Gelegenheit wurden ihm 20 Träger abgefangen. Chef Schmidt II verfolgte die Räuber und erhielt dabei einen nach der „Nationalzeitung" ungefährlichen Schuß. — Emin Pascha soll wohlbehalten am 7. September in Usongo eingetroffen sein.



Transport gefangener Sklaven. (S. S. 718.)

Der Vorstand der protestantischen Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika hat, da das Krankenhaus in Zanzibar baufällig geworden ist und der Besitzer sich weigert, es reparieren zu lassen, beschlossen, einen mächtigen Neubau zu mieten, der sich sehr für die Zwecke des Krankenhauses eignet. — Der stellvertretende Reichskommissar, Dr. Schmidt, hat die letzte Zeit ausgenutzt, um die deutsche Verwaltung zu organisieren. Die Erbauung einer englischen Eisenbahn von Mombas und die Grundsteinlegung hierzu durch die Gemahlin des bisherigen englischen Generalkonsuls Evan Smith erwies sich bis jetzt als eitle Reklame. Man wollte die englischen Kreise zu Hause damit anregen, die nötigen Summen für diese Unternehmung zu zeichnen.

Aus Witu ist neuerdings von zwei Maßnahmen der britischen Behörden berichtet worden, welche beide besondere Beziehungen zu den Deutschen haben. Einmal hat der englische Admiral allen Europäern verboten, das Witugebiet zu betreten, an zweiter Stelle haben die Engländer den oft genannten K. Toeppen festnehmen lassen, da der von verschiedenen Seiten ausgesprochene Verdacht Bestätigung gefunden zu haben scheint, daß der unruhige Mann an der Ermordung der Küntzelschen Expedition nicht ohne Schuld war. Er hat nicht allein zur Schürung der Unruhe beigetragen, sondern auch die nötigen Schritte zur Rettung der Leute verabsäumt, obwohl mehrere Aufforderungen an ihn um Vermittelung rechtzeitig ergangen waren. Er hat in einem Briefe nach Berlin die Absicht ausgesprochen, Lamu und das ganze Witugebiet zu verlassen, die Briten sind dem mit seiner Verhaftung zuvorgekommen. Diese Verhaftung steht offenbar auch im Zusammenhange mit der Entschädigungsfrage an die Hinterbliebenen der Ermordeten und an die sonst Geschädigten. Zunächst sind die Briten als Inhaber der Landeshoheit haftbar, sie suchen sich in zweiter Linie die Schuldigen im Lande, und es ist ein häßliches Schauspiel, daß gerade ein Deutscher in erster Linie belastet erscheint. Es ist das ein recht übler Abschluß der ostafrikanischen Thätigkeit Kurt Toeppens, des ehemaligen Vertreters der Witu-Gesellschaft, der sich schon vor Jahren in Zanzibar als Anhänger umstürzlerischer Bestrebungen erwies.

Die Küstenbahn von Bagamoyo nach Dar-es-Salaam wird Dank dem Einflusse des Frhrn. v. Gravenreuth bald in Angriff genommen werden, und zwar wird eine Anzahl von Münchener Herren die Sache in die Hand nehmen. Ein Verwandter des bayerischen Königshauses hat 100 000 M. in Aussicht gestellt, außer dessen erste Gabe von 100 000 M. zum Plantagenbau. Das Eisenwerk Maffei wird die Lokomotiven und Maschinen liefern; für den Bahnbau sind eiserne Schwellen beabsichtigt. Die Baukosten eines Kilometers der Bahn werden auf 40 000 bis 70 000 M. geschätzt; man hofft indes wesentlich billiger bauen zu können. Die Bauzeit wird auf ein Jahr angenommen. Es ist beabsichtigt, die Bahn zunächst nur als Feldbahn zu bauen, dann aber nach Bedarf zur Vollbahn auszugestalten.

Major von Wißmann soll sich in Marseille sehr günstig über die französischen Kolonieen in Afrika geäußert und die Wichtigkeit der Saharabahn anerkannt haben. Ferner habe er den katholischen Missionaren das höchste Lob gespendet. Zahlreiche Marseiller Kaufleute besuchten Wißmann.

Dampfer „Karl Peters". In der am 14. November stattgehabten Sitzung des Komités für die Karl-Peters-Stiftung wurde beschlossen, daß der aus dieser Stiftung für den Viktoria-Nyansa zu erbauende Dampfer den Namen „Karl Peters" führen soll. Es wurde ferner mitgeteilt, daß zur Zeit im ganzen über 95 000 M. zusammen sind. Dieser Betrag reicht indessen zu dem in Aussicht genommenen Dampfer nicht aus. Es werden daher die Sammlungen fortgesetzt.

Ostafrikanische Silbermünze. Die Rupie der ostafrikanischen Gesellschaft, von der 150,000 Stück geprägt werden sollen, ist erschienen. Sie zeigt auf der Vorderseite das Bild des Kaisers mit der Umschrift „Guilelmus II., Imperator", auf der Rückseite mit dem Wappen der Gesellschaft einen Löwen, welcher an einer Palme vorbeischreitet.

Die Dampferflotte auf dem Kongo wächst ununterbrochen in raschem Maße. Die Eisenbahngesellschaft, welche auf dem unteren Kongo bereits den Dampfer „Reine des Belges" besitzt, hat jetzt, einen neuen Dampfer „Le Souverain" von 600 Tonnen Tragkraft, das größte aller ständigen Schiffe auf dem Kongo, erworben. Ferner hat die Société du haut Congo (Sandford-Expedition) vor kurzem den Dampfer „Prinzeß Clementine" nach Westafrika abgesandt, auf der Fahrt dahin sind die zerlegbaren Dampfer „Baron Lambermont" und „Auguste Beernaert". Endlich hat die Gesellschaft noch den Dampfer „Erzherzogin Stephanie" im Baue. Weiter hat die afrikanische Handelsvennotschap in Rotterdam, welche auf dem oberen Kongo die Dampfer „Holland" und „Frederick" besitzt, die Absendung eines dritten Dampfers beschlossen.

Bittere Fehde ist in letzter Zeit zwischen Stanley und den Angehörigen seiner früheren Expeditionsoffiziere, Barttelot und Jameson, ausgebrochen. Barttelot wurde bekanntlich von einem Schwarzen ermordet, während Jameson dem Klima erlegen ist. Wenn man nun Stanley und seinen Gewährsmännern Glauben schenken darf, und es scheint fast so, so haben sich sowohl Barttelot wie Jameson schlimmer betragen, wie die Kannibalen. Major Barttelot wollte den Neffen Tippu Tibs, Selim Mohamed, mit Gift beseitigen; seine Schwarzen versuchte er oft dadurch zu verscheuchen, daß er sie zähnefletschend angrinste und mit einem Stocke im Lager herumlief und nach allen Seiten schlug. Sanga, der Mörder Barttelots, war einen oder zwei Tage vor der That an einem einzigen Tage 17 Mal geschlagen worden. Der kluge 10jährige Knabe Sadi wurde durch einen Fußtritt Barttelots getötet und ein Missionsknabe, John Henry, wurde mit 300 Peitschenhieben getötet. Ein Sudanese, welcher auf Wache stand und vor Hunger ein Stück Ziegenfleisch gestohlen hatte, erhielt 150 Hiebe. Er war zu 300 Hieben verurteilt, aber da er nicht mehr als 150 ertragen konnte, wurde er abgeführt mit der Drohung, daß er die übrigen 150 Hiebe später erhalten werde. Derselbe entfloh mit seinem Gewehre in den Busch, wurde aber wieder eingefangen und auf ein kriegsgerichtliches Urteil hin erschossen. Zwei Soldaten, von denen jeder 200 Hiebe erhalten hatte, befanden sich in einem schrecklichen Zustande, als Stanley im Lager eintraf: auf dem Rücken

hatten sie 4 bis 6 Zoll lange und 1 Zoll tiefe Wunden, gefüllt mit Maden. Die beiden Soldaten starben. Unter den sechs Sansibariten war kaum einer, welcher nicht der Peitschenstrafe unterworfen worden war, und da alle Medizin (zwei Kisten) von Barttelot den Strom herunter geschickt worden war, konnten die üblichen Heilmittel nicht angewandt werden, weshalb viele Leute starben. Barttelot hatte seinen Bruder Walter in England beauftragt, den Leutnant Troup nach dessen Ankunft in England zu bewegen, daß er nichts von dem erzähle, was im Lager von Yambuya vorgegangen sei. Als die Deserteure von Stanleys Kolonne im Lager von Yambuya eintrafen und meldeten, daß Stanley getötet sei, hatte Barttelot ausgesprochen: „Gott sei Dank! Ich werde jetzt zum Obersten gemacht werden." Bald darauf erklärte er, daß er mit Jameson eine Expedition unternehmen werde. Ein ganzes Jahr hatte Barttelot das Lager in Aufregung gehalten. Ruhe herrschte nur unter Bonny, so lange Barttelot in Stanley Falls war. Sofort nach seiner Rückkehr geriet er in Streit mit einem Araber, welcher eine Station bei Banalya besaß, und von welchem Barttelot 60 Sklaven verlangte. (Stanley hatte das Wort „Sklaven" im Protokoll in „Träger" verwandelt.) Der Araber erklärte solches für unmöglich. Barttelot aber bestand auf der Lieferung der Sklaven für den Morgen des 17. Juli. An demselben Morgen bei Tagesanbruch wurde Barttelot durch Singen und Trommelschlag geweckt. Er sandte einige Soldaten, damit sie dem Spektakel ein Ende machten, dann schickte er einen Knaben und schließlich ging er selbst, mit einem Stock und einem Revolver bewaffnet, hinaus. Eine Frau sang und einige Männer schlugen die Trommel, da es der Brauch der Manema ist, den Tagesanbruch durch Musik zu begrüßen. Der Major befahl dreimal der Frau, zu schweigen, wobei er sie schlug und zu Boden warf. Dies sah Sanga, der Mann der Frau, aus einer gegenüberliegenden Hütte, und erschoß Barttelot. Jameson begab sich nach Stanley Falls und, nachdem er den Beweis geführt, daß Barttelot von Sanga erschossen worden sei, wurde dieser hingerichtet. Stanley sagte, daß er ihn freigesprochen haben würde.

Das Scheußlichste aber hat Jameson begangen. Nach seiner Rückkehr von Kason unterhielt er sich mit Tippu Tib und einem anderen Araber über Kannibalismus, wobei er erklärte, daß er bezweifle, daß es so etwas gebe, weil weder er noch ein weißer Mann dergleichen gesehen habe. Tippu Tib antwortete, daß es leicht sein würde, dies zu beweisen, wenn er es wollte. Auf die Frage, wie dies möglich sei, erfolgte die Antwort: „Wenn Sie für einen Sklaven bezahlen und den Preis jenen Männern geben, so werden sie es Ihnen zeigen." Darauf wurden 12 baumwollene Taschentücher für ein 10—12 Jahre altes Mädchen bezahlt. Dasselbe wurde den Kannibalen gegeben und Jameson soll ausgerufen haben: „Nun laßt uns sehen, was ihr thun könnt." Der Syrier Assad Farran schildert als Augenzeuge der Vorgänge im Lager der Nachhut der Expedition Stanleys in Yambuya in der Zeit vom 22. Juni 1887 bis 8. Juni 1888 Jamesons Verbrechen sehr ausführlich. Der Mann, der das Mädchen brachte, übergab es den Kannibalen mit dem Bemerken: „Das ist ein Geschenk des weißen Mannes, der sehen will, wie ihr es macht, wenn ihr das Mädchen verzehrt." Das Mädchen wurde angebunden und Jameson nahm sein Skizzenbuch zur Hand. Einige Fuß von ihm stand der Mann, welcher die Geschichte erzählt hat. Als alles fertig war, wurde dem Mädchen ein Messer ins Herz gestoßen, und Jameson zeichnete noch immer, als das Blut über den Körper des Mädchens spritzte. Er machte verschiedene Zeichnungen, während der verschiedenen Stadien der Affaire, von der Ermordung bis zum Verspeisen des Körpers. Stanley bezweifelte die Richtigkeit dieser Geschichte, allein ein Europäer erzählte ihm, daß er die Skizzen von Jameson gesehen habe; dasselbe sagte eine andere Person aus. Die Sache wurde den Behörden des Kongo-Staates mitgeteilt und es wurde eine Untersuchung angestellt, deren Einzelheiten Stanley kennen gelernt hat. Er selbst schrieb an Jameson: „Ehe Sie sich wieder unserer Expedition anschließen, werden Sie, wie ich hoffe, imstande sein, dies als unrichtig zu erweisen." — Erwähnte Zeichnungen befinden sich im Besitze der Witwe Jamesons, letzterer hat seiner Frau aber geschrieben, er sei unfreiwilliger Augenzeuge gewesen, was nicht glaubhaft erscheint gegenüber den Aussagen mehrerer Zeugen. Abgeschlossen kann das Urteil noch nicht werden, aber mit Recht kann man sagen: Gott schütze Afrika vor solchen „Pionieren der Zivilisation!"

Afrikanische Leckerbissen. Über einige Gerichte der afrikanischen Küche berichtet Gerhard Rohlfs: Ein bekanntes Essen in den Städten Marokkos und Nord-Afrikas ist die Sfintsch. Sie ist nur den Wohlhabenderen zugänglich, obgleich zu ihrer Bereitung nur eine Kasserole siedenden Öls und eine Schüssel dünnflüssigen Mehlbreies gehört. Man nimmt einen Löffel voll Mehlbrei und gießt ihn schnell ins Öl. Es formen sich daraus recht große Klümpchen, welche heiß mit Honig gegessen werden. Es ist eine vorzügliche Speise, die man sich aber nur in den Städten verschaffen kann. — Chlea ist ein äußerst beliebtes Essen, kein Wüstenreisender kann es entbehren. Hammelfleisch oder Ziegenfleisch, wird in kleine, fingergroße Streifen geschnitten und dann so lange in Butter gebacken, bis alle Feuchtigkeit aus ihm herausgetrieben ist. Auf diese Weise erhält man ein köstliches Fleisch, welches sich monatelang sehr gut hält. Eine andere Art, Fleisch zu konservieren, besteht darin, daß man recht dünne Stücke an der Sonne trocknet. Bei der außerordentlichen Trockenheit, die in der Sahara herrscht, werden die Fleischstreifen innerhalb 24 Stunden vollkommen gedörrt. Ganz roh habe ich nur in Abyssinien Fleisch genießen sehen, und zwar Ochsenfleisch. Man nennt dieses rohe Fleisch in Abyssinien Brondo. Während meiner letzten 1881 unternommenen Expedition konnte ich täglich beobachten, wie meine abyssinischen Diener, wenn Abends der gelieferte Ochse geschlachtet war, sich große Strähnen Fleisch aus demselben herausschnitten und sie roh mit einem wahren Vergnügen verzehrten. Merkwürdigerweise wird die Vorliebe der Abyssinier für rohes Fleisch von allen dort lebenden Europäern geteilt. Ich rede nicht von den Engländern, die ja auch in Europa das Privileg des Genusses von rohem Fleisch in Anspruch nehmen, sondern auch von den Deutschen, die ich in Abyssinien kennen lernte. Sie waren alle Brondoesser. In der Wüste ist man häufig gezwungen, Kameelfleisch zu

genießen. Ein sonst gesundes Tier wird infolge des Tragens schwerer und schlecht gepackter Frachten unfähig, weiter zu marschieren. Man muß es töten und es wird gegessen. Auch in den Oasen wird täglich Kameelfleisch auf den Markt gebracht, z. B. in Murfuk in Fesan. Ich gestehe offen, daß ich dem Kameelfleisch nie Geschmack abgewinnen konnte, weder dem gekochten, noch dem gebratenen. Das Fleisch der Giraffe ist dagegen ganz köstlich. Besonders gut war die Zubereitung eines Giraffenbratens, den ich in Mai Gommeri im Sultanat erhielt. Ausgezeichnet munden auch die Kifta der Marokkaner. Es sind dies kleine Stückchen Hammelfleisch und Hammelfett, die, abwechselnd auf dünne Holzstäbchen gesteckt, mit Pfeffer und Salz bestreut und über einem Kohlenfeuer gebraten werden. In der Sahara und in Nordzentralafrika wird der Strauß, den man wegen seiner Federn jagt, auch verspeist. Man kann nur die Schenkel genießen, die dem Geschmack nach von Rindfleisch nicht zu unterscheiden sind. Die Straußeneier werden ebenfalls gegessen. Ein solches entspricht ungefähr dem Inhalt von dreißig Hühnereiern. Als Rührei oder Omelette zubereitet, ist es kaum von Hühnereiern zu unterscheiden. Eine für uns abscheuliche Eigentümlichkeit sei hier erwähnt: Die Kanuri, d. h. die Bewohner von Bornu, essen die Hühnereier am liebsten, wenn sie ganz faul sind. Eier, die ein kleines deutlich zu erkennendes Kücken in sich bergen, gehören dort zu den größten Leckerbissen. Krokodileiern habe ich keinen Geschmack abgewinnen können. Ebenso aß ich nur mit Widerstreben das Fleisch der Krokodile, während ich das der Dub und Warane für recht gut befand. Ich habe auch häufig am Essen von Schlangen teilgenommen. Sie schmeckten ganz wie Aale. Natürlich wird das Fleisch alles Geflügels gegessen. Frankoline und Rebhühner, sowie Tauben und Papageie geben ein vorzügliches Gericht ab. Als ich Yoruba durchreiste, sah ich auf den Märkten von Ibadan und anderen Städten Negerweiber sitzen, die vor sich ein sauberes Brettchen hatten, auf dem hübsch ausgebreitet Raupen lagen. Dieselben wurden von den Städtern eifrig gekauft. Es war die sogenannte langhaarige Bärenraupe. Ich sah auch die Zubereitung. Die Raupen wurden auf ein Kohlenfeuer gelegt, die Haare abgesengt und dann ohne weiteres gegessen. Einige, und das waren wohl die Reicheren, pflegten die Raupen in Sheabutter (eine Art Baumfett) zu tauchen und erst dann zu verspeisen.

Für den Weihnachtstisch.

Wenn man je ein Buch als eine That bezeichnen konnte, so gilt dies Urteil in vollstem Maße von der **„Geschichte des deutschen Volkes** seit dem Ausgange des Mittelalters" von Joh. Janssen. (Herder, Freiburg i. B.) Es war wirklich hohe Zeit, daß dem deutschen Volke einmal ein helles Licht aufgesteckt wurde über jenen wichtigen Teil seiner Geschichte, welcher von so vielen sog. Historikern geradezu gefälscht und entstellt ist. Welche Lügen und Verläumdungen in Bezug auf die kath. Kirche, ihre Einrichtungen und Diener laufen nicht heute noch im protestantischen Volke um, lediglich darauf berechnet, die sogenannte „Reformation" und ihre Helden zu verherrlichen! Janssen hat das unbestrittene Verdienst, jene dunklen Zeiten aufgehellt zu haben; quellenmäßig, dokumentarisch alles belegend, was er sagt, nichts behauptend, was er nicht beweisen kann, mit schärfster Logik alle Ereignisse aneinanderreihend, zeigt er uns die Zustände in Deutschland, die Ursachen, die Urheber, die Förderer und die Folgen der „großen" Reformation, wie sie waren und nicht wie man sie bisher von gegnerischer Seite ausgemalt hatte. Daß dieses Werk Widerspruch gefunden, begreift sich, aber die Widerleger Janssens müssen noch erstehen. Die Thatsache allein, daß sein Werk bereits in 12—15 Auflagen erschien und in andere Sprachen übersetzt wurde, redet zu deutlich, als daß wir noch etwas zu seinem Lobe zu sagen hätten. Soviel steht fest, kein gebildeter Deutscher, vor allem kein Katholik kann diese Geschichte des deutschen Volkes entbehren. Bisher sind folgende 6 Bände erschienen: 1. Bd.: Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgange des Mittelalters. 14. Aufl. 7 M. 20 Pfg. — 2. Bd.: Vom Beginne der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgange der sozialen Revolution von 1525. 15. verb. Aufl. 7 M. 20 Pfg. — 3. Bd.. Die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und Städte und ihre Folgen für Volk und Reich bis zum sogenannten Augsburger Religionsfrieden von 1555. 13. u. 14. Aufl. 8 M. 40 Pfg. — 4. Bd.: Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit dem sogenannten Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Konkordienformel im Jahre 1580. 12. Aufl. 6 M. 20 Pfg. — 5. Bd.: Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit der Verkündigung der Konkordienformel im Jahre 1580 bis zum Beginne des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618. 12. Aufl. 8 M. 40 Pfg. — 6. Bd.: Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters bis zum Beginne des dreißigjährigen Krieges. Erstes und zweites Buch: Kunst und Volkslitteratur bis zum Beginne des dreißigjährigen Krieges. 12. Aufl. 6 M. 20 Pfg. — Der 7. Band wird die Darstellung der Kulturzustände zum Abschlusse bringen; der 8. Band wird den dreißigjährigen Krieg und seine Folgen bis zur Gründung der preußischen Militärmonarchie behandeln. Jeder Band umfaßt eine bestimmte Periode und ist einzeln käuflich. — Beigaben des Verfassers: An meine Kritiker und Ein zweites Wort an meine Kritiker. Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volkes. 5 M. — Sämtliche Bände sind in kräftigem und elegantem Einbande, so daß sie sich ausgezeichnet als Festgabe eignen.

Aus demselben Herder'schen Verlage wollen wir noch folgende zur Auswahl stellen:

Katholischer Kindergarten oder Legende für Kinder. Von F. S. Hattler, S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und mehreren oberhirtlichen Empfehlungen. Mit einem Titelbilde in Farbendruck und vielen Holzschnitten. Vierte, umgearbeitete Auflage. gr. 8°. (XII u. 606 S.) 5 M. 40 Pfg.; elegant geb. in Leinwand mit reicher Deckenpressung 7 M.

Wir empfehlen dieses Buch allen katholischen Eltern, denen eine gute religiöse Erziehung ihrer Kinder am Herzen liegt, aufs wärmste. Der Preis ist bei der brillanten Ausstattung des Buches nicht zu hoch zu nennen.

Das Haus des Herzens Jesu. Illustriertes katholisches Volksbuch. Von Fr. Hattler, S. J. 2. Aufl. 4°. (VIII u. 258 S.) Geb. in Halbleinwand mit Goldtitel 2 M. 80 Pfg.

Unter 27 verschiedenen, sinnig gewählten Titeln behandelt der Verfasser die Beziehungen der christlichen Familie zum göttlichen Herzen mit inniger Sprache, treffenden Bildern und Erzählungen. Das ganze christliche Glaubens- und Tugendleben wird dem Leser nach und nach vorgeführt; man fühlt sich angezogen, getröstet und belehrt. Bei guter Ausstattung ist der Preis des Buches niedrig.

Illustrierte Jugendbibliothek im Anschlusse an das Lesebuch von Dr. J. Bumüller und Dr. J. Schuster. Erster Band: Naturgeschichte — Naturlehre. Mit 308 Abbildungen. 8°. (XXVIII u. 532 S.) Geb. in

Original-Einband: Rückleinwand mit farbigem Umschlage. 4 M. — Zweiter Band: Erdkunde — Weltkunde. Mit 107 Abbildungen. 8°. (XVIII u. 526 S.) Geb. in Original-Einband: Rückleinwand mit farbigem Umschlage 4 M.

Ein sehr sinnreiches und zugleich nützliches und praktisches Geschenk für die Jugend ist diese „Illustrierte Jugendbibliothek". Zahlreiche gute und anschauliche Illustrationen beleben die leichtverständliche Darstellung; für Schüler mittlerer Klassen dürfte es kaum ein passenderes und geeigneteres Geschenk geben.

Ludwig Aurbacher's **gesammelte größere Erzählungen.** Herausgegeben von Josef Sarreiter. Zweite, neu durchgesehene Ausgabe. Mit dem Bildnisse Aurbach's. 8°. (VIII u. 223 S.) 1 M.; elegant geb. in Leinwand mit Deckenpressung 1 M. 50 Pfg.

Dies Werk bringt in ergötzlicher Abwechslung eine Legende, mehrere fesselnde kulturhistorische Novellen: „Aebte", „Adepten", eine Abhandlung: „Der Zweikampf", eine humorvolle ästhetische Erzählung: „Ein Dichterkreis", zwei anmutige Rittergeschichten, zwei liebliche Märchen und eine reizende größere Tierfabel: „Mutter Reh". Der Autor zeigt sich als echter Stilkünstler, der mit gleicher Vortrefflichkeit die ernstesten Gegenstände wie die heitersten zu behandeln versteht, indem er in den ersteren echt philosophischen Tiefsinn, in den letzteren einen wahrhaft unübertrefflichen, kerngesunden Humor an den Tag legt; dabei weiß er die Sprache mit ebenso viel Originalität im Volkstone, wie mit Eleganz bei höheren Vorwürfen zu handhaben.

Perlen aus dem Schatze deutscher Dichtung, von Dr. W. Reuter. Proben zur Litteraturkunde, ausgewählt und der Zeitfolge nach geordnet. 8°. (XII u. 156 S.) 1 Mk. 20 Pfg., eleg. geb. in Halbleinwand mit Rotschnitt 1 Mk. 75 Pfg.

Dieses Werk ist eine neue, umgearbeitete Auflage desjenigen Teiles der „Litteraturkunde" desselben Verfassers, welcher die Probensammlung von Opitz bis zur Gegenwart enthielt. Auf nur 156 Seiten eine Auswahl zu geben, die den einzelnen Dichter charakterisiert, war nicht leicht, aber es ist dem Herausgeber gelungen, die Aufgabe zu lösen. Er giebt Proben von fast 50 hervorragenden Dichtern und Dichtungen, und jede Probe hat ihren besonderen Wert. Der Schüler nimmt aus diesem Büchlein nur das Beste der deutschen Poesie in sich auf, während ihm sonst nicht selten zugemutet wird, sein Gedächtnis mit unnützem Ballast zu beschweren.

Die Vögel unserer Heimat. Von L. Scheidt. Für Schule und Haus dargestellt. Mit Titelbild in Farbendruck und vielen Abbildungen im Text. 2 Mk. 20 Pfg.; geb. 3 Mk. 20 Pfg.

Interesse für das Weben und Leben in der Natur zu wecken, das ist die Aufgabe des naturgeschichtlichen Unterrichts. Darum ist so ein Buch, wie das vorliegende, mit Freuden zu begrüßen. Der Verfasser brauchte nicht erst zu sagen, daß er sich mit großer Lust und Liebe der Arbeit unterzogen habe. Man merkt das aus der ganzen Darstellung, die ungemein lebendig, frisch und fesselnd ist. Wir sind überzeugt, daß der widerspänstigste Naturgeschichtsfeind, sei er jung oder alt, das Scheidt'sche Vogelbuch nicht ohne Vergnügen und Gewinn zum mindesten lesen, wenn nicht studieren wird. In dieser Art und Form sollte die ganze Naturgeschichte den Schülern zugänglich gemacht werden; dann würde das Studium derselben mit weit mehr Vorteil betrieben werden.

Durch Asien. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Nebst einer großen kolorierten Karte von Asien. Von Jos. Spillmann S. J. Erste Hälfte: Die mohammedanischen und russischen Länder (West- und Nordasien). 4°. (X u. 388 S.) 7 Mk; eleg. geb. in Halbleinwand mit Goldtitel und farbigem Umschlag 8 Mk.

Die erste Hälfte giebt ein ebenso treues als relativ vollständiges Bild der Länder und Völker des westlichen und nördlichen Asiens; die zweite wird Ost- und Südasien zur Anschauung bringen. Der Text ist durch zahlreiche,

(über 300) sorgfältig ausgeführte Illustrationen erläutert; eine recht übersichtliche Karte von Asien ist beigefügt. Zunächst für die Jugend bestimmt, ist das Buch doch auch für den Erwachsenen eine nicht minder unterhaltende und vielfach erbauende, als auch reichste Belehrung bietende Lektüre.

* * *

Aus dem reichhaltigen katholischen Verlage von Fr. Kirchheim in Mainz liegen uns noch eine Menge von geeigneten Festgeschenken vor, welche wir, da uns der Raum zu einer eingehenden Besprechung mangelt, nur kurz anführen wollen. Der alte Ruf des Hauses bürgt allein schon für die Gediegenheit seiner Erzeugnisse. Da sind zwei vortreffliche Büchlein für die liebe Jugend: **Die Perle der Tugenden.** Gedenkblätter für die christliche Jugend. 4. 1 M. 20 Pfg.; und **Die Standeswahl,** im Lichte des Glaubens und der Vernunft betrachtet. Aphorismen, Erwägungen, Ratschläge. der gebildeten Jugend zur Beherzigung. 80 Pfg.; beide von P. Doß, S. J.; ferner ein **Taschenbüchlein des guten Tones.** Praktische Anleitung über die Formen des Anstandes für die weibliche Jugend. Von S. Christ. gr. 8. 2 M. Ferner von C. Marly: **Buntes Allerlei** zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend. Unter Mitwirkung mehrerer Jugendfreunde herausgegeben. Mit 3 Farbendruckbildern und 3 Holzschnitten. 2 M. 70 Pfg.; und **Aus dem Pensional-Leben.** Zur Erheiterung und Unterhaltung für junge Mädchen. Mit einem Farbendruck-Bilde und einem Stahlstiche. 2 M. 25 Pfg. Recht anregend wirken die **Erlebnisse eines Marienthalers.** Eine Erzählung für die liebe Jugend. Von P. Frankenberg. Mit 4 Farbendruck-Bildern. 3 M. Ein nützliches Buch für kath. Frauen ist: **Was eine Mutter ihr Kind am Sonntage lehren soll.** Unterweisung der Kleinen in der christlichen Religion von einer Mutter. 1 Mark 20 Pfg.; und **Kurze Unterweisungen in den christlichen Tugenden** für Frauen, die in der Welt leben. Von Gräfin Adele v. Hoffelize. 4 Mark.

Von der **Unterhaltungslitteratur** erwähnen wir: Maria Regina. Eine Erzählung aus der Gegenwart von Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. 5. Aufl. 1890. Geb. 12 M. Bolanden, „Die Kreuzfahrer", 3 Bde., 3 M. 80 Pfg.; desselben Verfassers „Wambold", 3 Bde., 10 M. — v. Boehn, „Ave Maria", der Roman eines Protestanten, 3 M., und „**Stella Matutina**", Roman, 3 M. — Montgomery, „Die Kinder des Lord Duncombe". Eine Geschichte aus dem Leben zweier Knaben. Mit 41 Holzschnitten. 4 M. 80 Pfg. — Die **Poesie** ist vertreten mit v. Redwitz' unvergleichlicher „Amaranth", 36. Aufl., ein elegantes Geschenk für junge Mädchen. 5 Mark 60 Pfg.; dessen histor. Schauspiel „Philippine Welser". 4 Mark. Dr. W. Molitors „Die Blume von Sicilien", 4 Mark 80 Pfg.; dessen Gedichte, 5 Mark. Cüppers „Edeltrude", und schließlich ein Bändchen für Freunde einer christlichen Erziehung: „Gedichte aus dem Schulleben", von H. J. Mönch, 2 Mark 20 Pfg. Vom selben Verfasser nennen wir hier gleich ein religiöses Werk: Das himmlische Jerusalem. Heiligen-Legende für die kath. Jugend. Mit acht Farbendruck-Bildern. 5 M. Ein bedeutendes Werk ist in 20. Auflage erschienen von G. Rippel: Die Schönheit der katholischen Kirche, dargestellt in ihren äußeren Gebräuchen in und außer dem Gottesdienste für das Christenvolk. Neu bearbeitet und herausgegeben von H. Himioben. 4 M.

Diesen schließen sich würdig an: Leben und Leiden unseres Herrn Jesu Christi und seiner glorwürdigsten Mutter Mariä. Von P. Martin v. Cochem. 5 M. Katholisches Unterrichts- und Erbauungsbuch. Von L. Goffine. 3 Mark; und Übung der christlichen Vollkommenheit. Von Alphons Rodriguez (Priester der Gesellschaft Jesu). 3 Bände. 15 Mark. Diese drei Werke sind neu bearbeitet von Chr. Kleybold, Priester der Diözese Münster, und können als wertvolle

katholische Hausbücher bezeichnet werden. — Sämtliche vorstehend genannte Werke sind in guten und vielfach eleganten Einbänden zu haben.

* * *

Eine sehr bemerkenswerte und verdienstvolle Arbeit hat der Jesuitenpater Christian Stecher übernommen, nämlich mit berufener Hand unter dem Titel **„Deutsche Dichtung für die christliche Schule und Familie“**, eine Sammlung aus dem reichen Schatze unserer National-Litteratur für die christliche Familie und die christliche Schule zu veranstalten, die durch Gehalt und Form angenehm, zugleich belehrend, Geist und Herz im Sinne des Christentums veredelnd sein soll. Über die Zweckmäßigkeit und pädagogische Notwendigkeit einer solchen Klassiker-Ausgabe dürfte bei allen mit der deutschen Litteratur Vertrauten kein Zweifel obwalten. Wir haben einige der auch im Äußeren hübsch ausgestatteten Bändchen, wie „Wallenstein“, „Maria Stuart“, „Parzival“ u. s. w. mit großem Interesse gelesen, wollen aber als ganz besonders geeignet für die heranwachsende Jugend folgende 6 Bändchen (eleg. geb. 6 Mk. 80 Pfg.) empfehlen: 1. Das Rolandslied oder Karls des Großen Zug nach Spanien. 2. Iwain oder Der Ritter mit dem Löwen. Ein romantisches Epos von Hartmann von Aue. 3. Das Nibelungenlied. Ein Helden-Epos. 4. Erek und Enite. Ein romantisches Epos von Hartmann von Aue. 5 Das Gudrunlied. Ein Helden-Epos. 6. Parzival. Ein romantisch-symbolisches Epos. Erschienen ist diese empfehlenswerte Sammlung im Verlage der „Styria“ in Graz.

* * *

Ein Prachtwerk, aber nur Gebildeten zu empfehlen, legt uns das Litter. Institut von Dr. Max Huttler (Mich. Seitz) in Augsburg vor. Es betitelt sich: **Täglicher Ehrenpreis der Mutter Gottes.** Aus den Ehrentiteln der heiligen Väter, Lehrer und frommer Dichter gewoben von P. Josef von Lebaneras aus dem Kapuzinerorden. In freier Bearbeitung für Deutschlands Klerus und Volk von einem Mitgliede der bayerischen Provinz desselben Ordens. (Preis geb. 20 M.) Dies Buch ist eine Festgabe zum Priesterjubiläum Leos XIII., des großen Minnesängers der allerseligsten Jungfrau. Für jeden Tag des Jahres ist irgend eine geistliche Station oder Wallfahrt festgestellt, oder es geschieht irgend eines Festes oder Geheimnisses Erwähnung, daran knüpfen sich in Form eines Akrostichon verschiedene Lobsprüche auf die Gottesmutter, ein entsprechender Lobgesang und schließlich eine kurze Übung als Ehrengabe an die Gebenedeite. Das ganze Werk durchweht ein frommer Sinn, wenn auch vielfach Sprache und Versmaß infolge der Übersetzung aus dem Lateinischen uns etwas befremden.

Aus demselben Verlage erwähnen wir ferner: **Altdeutsches Neues Testament.** Nach dem Codex Teplensis und der ersten gedruckten deutschen Bibel zum praktischen Gebrauche überarbeitet nach der vom hl. Stuhle approbierten deutschen Uebersetzung von Allioli. Ein handliches Bändchen von fast 1000 Seiten in gutem Lederbande, rot und schwarz in altdeutschen Lettern gedruckt. Preis 8 M. Wer sich für altdeutsche Litteratur interessiert, wird diese einzige Ausgabe des Neuen Testamentes, welche ein Werk des Prämonstratenser Ordenspriesters und Bibliothekars Dr. Philipp Klimesch ist, nicht entbehren wollen. — Ein frommes Erzeugnis altdeutscher Dichtung ist auch **Das hl. Namenbuch** von Conrad Dangkrotzheim. Monatweise werden die Hauptheiligen des Kirchenjahres in Versen vorgeführt. Hieran schließt sich eine kurze Legende der aufgeführten Heiligen. Das Büchlein ist 1435 zuerst geschrieben, später erschien es in Straßburg und jetzt zum drittenmale! Die Ausstattung ist altertümlich, mit vielen Bildern verziert. Der Ertrag (1 M. 50 Pfg.) ist zum Besten der Armen bestimmt. — Von religiöser Poesie der Neuzeit gefällt uns ausnehmend gut: **Das Opferlamm,** Sonette von A. Park

(geb. 2 M.), sowie **Eucharistische Gesänge** von Franz Frühwein; beide Bändchen feiern die hl. Geheimnisse unseres Glaubens in wirklich vollendeten Versen und inniger Sprache. Besonders empfehlen wollen wir aber frommen wie trostbedürftigen Seelen 2 Bändchen Gesammelte Lieder von Julie von Massow: **Leben und Lieben im Liede.** (Eleg. geb. 7 M. 50 Pfg.) Alles in diesen Liedern, welche man fast durchweg Gebete nennen kann, atmet Liebe und Vertrauen zu Gott und lenkt mächtig den Seelenblick des Lesers zum Himmel. Vieles von diesen Liedern ist in Gebetssammlungen aufgenommen worden oder in Noten gesetzt.

Zwei hübsche und lehrreiche Geschichten für christliche Frauen und Jungfrauen hat Domprediger Max Steigenberger geschrieben: **Frau Charitas,** ein Büchlein von der Barmherzigkeit, und **Mutter Kümmernis,** ein Büchlein von der Standeswahl. Beide Büchlein können viel Gutes wirken und verdienen bei dem billigen Preise von 60 Pfg. weite Verbreitung. Dasselbe gilt von einem anderen, in welchem derselbe Verfasser dem sozialen Elende der arbeitenden Klassen näher tritt: **Die Geschichte vom harten Nade und vom guten Herzen.** Es ist eine Erzählung, so recht aus dem Fabrikleben herausgenommen, welche beweist, daß der Verfasser in seiner Eigenschaft als Seelsorger praktische Studien gemacht hat. — Hübsche Festgaben für gebildete Leser sind ferner: **Moses,** ein biblisches Epos, von Wilh. Mayer, das niemand ohne lebhaftes Interesse lesen wird (6 Mk. 50 Pfg.), **Pergamentblätter,** Erzählende Gedichte aus Geschichte, Legende und Sage, von A. v. Schleinitz; **Hell und Dunkel,** Poesien aus allen Stimmungen, von Franz Trautmann (6 Mk.) und ein **Spruch- und Rätselbüchlein** von Friedrich Beck (2 Mk. 20 Pfg.) Alle diese Bücher haben ihren inneren Wert, wir haben deshalb nicht notwendig, auf jedes einzelne einzugehen. Die Ausstattung ist, was den Druck anbetrifft, durchweg elegant, die Einbände aber entsprechen nicht immer den Ansprüchen, welche man heutzutage an Festgeschenke stellt.

* * *

Für die liebe Jugend empfehlen wir noch: **Der Osterhas,** von Fr. Pocci und G. Scherer. Eine Festgabe für Kinder in Bildern. Dritte Auflage. Donauwörth. L. Auer. M. 1.50.

Graf Franz von Pocci, der Gründer der kindlich-humoristischen Zeichen- und Malerschule hat durch zahlreiche künstlerische Produkte — wir erinnern nur an „Rosengärtlein“, „Allerneuestes Sprachbüchlein“, Lustiges Bilderbuch“. „Was du willst“ — sich in der Kinderwelt einen unverwelklichen Erinnerungskranz geschaffen, und besehen wir uns das vorliegende Opus Osterhas, so übertrifft dasselbe wohl die Mehrzahl der Bilderbücher an kindlich-idealer Auffassung und vollendet-künstlerischer Ausführung. Die von Georg Scherer, der sich durch Herausgabe anmutiger Kinderbücher einen gefeierten Namen erworben, gelieferten Reime beweisen widerholt, wie sehr es dem Verfasser eigen ist, den innigen Ton, der im Herzen der Kinder freudigen Widerhall hervorruft, zu treffen.

* * *

Wer zu Weihnachten ein Gebetbuch schenken will, dem bietet die A. Riffarth'sche Verlagshandlung eine reiche Auswahl und ihre Erzeugnisse sind bei jedem Buchhändler und Buchbinder zu finden. Für heute wollen wir nur aufmerksam machen auf: **„Das eine Notwendige“,** von dem Jesuitenpater Diel, welches nicht allein die notwendigen Gebete, sondern eine ganze Reihe sehr ansprechender und ernster Betrachtungen enthält, deren häufiges Lesen das innere Leben des Menschen mächtig zu fördern geeignet ist. Ferner haben wir: **„Perlen der Andacht“,** gesammelt aus dem Gebetsschatze der Kirche und der Heiligen. Vollständiges Gebets- und Erbauungsbuch, von Joh. Meyer, Priester der Gesellschaft Jesu. Die Leistungen der Jesuiten auf dem Gebiete

der Ascese sind so allgemein anerkannt, daß wir über den innern Wert dieses Buches keine Worte zu verlieren brauchen. Erwähnen wollen wir aber den schönen zweifarbigen Druck, welcher es besonders zum Verschenken geeignet macht. Verehrern der Gottesmutter empfehlen wir nachstehende beliebte Gebetbücher:

Muttergottesrosen. Andachtsbuch für fromme Christen und eifrige Verehrer der göttlichen Mutter, von J. Kremer. Ein durchaus reichhaltiges und gediegenes Gebet- und Erbauungsbuch. — **Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn.** Andachts-Buch für heilsbeflissene Seelen, von J. Kremer, eine Auslese aus „Muttergottesrosen". — **Unsere liebe Frau von der immerwährenden Hilfe.** Vollständiges Gebetbuch für alle Christgläubigen, zugleich Handbuch für die Erzbruderschaft von der immerwährenden Hilfe und vom hl. Alphons von Liguori. Herausgegeben von Pater Leick. — **Maria mein Gnadenstern.** Vollständiges Gebetbuch, speziell für christliche Wallfahrer, von Peter Müller, Pfarrer. Inhalt: Morgen-, Meß-, Beicht- und Kommunion-Andachten, sowie Naturpredigten auf der christlichen Wallfahrt. Schätze des christlichen Pilgers, Wallfahrtslieder und Vespergesänge. — **Ave Maria.** Vollständiges Gebetbuch für fromme Christen, von einem Pfarrer der Erzdiözese Köln. — **Maria, unsere Herrin, Königin und Mutter.** Vollständiges Gebetbuch für den allgemeinen Gebrauch, als auch insbesondere zur besonderen Verehrung und Anrufung der göttlichen Mutter Maria, von J. Kremer. Ein sehr reichhaltiges und vorzügliches Gebetbuch. Neue Pracht-Ausgabe. — Die Preise sind je nach den Einbänden natürlich verschieden, man hat da große Auswahl. Bei der Ähnlichkeit aber, welche die Titel vieler Gebetbücher mit einander haben, sehe man darauf, daß der Name der Verlagshandlung: A. Rissarth, M.Gladbach, auf dem Titelblatte stehe.

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

C. M. L.: Das Wohl der Seele und des Leibes für mich und meine nächsten Anverwandten, sowie baldige Erlangung eines Berufes. — X. B.: Gründung eines eigenen Heims. — A. H.: Um Eintritt in einen Orden. — E. E.: Beruf zum Priesterstande für einen 12jährigen Knaben. — Ein Familienvater bittet um die Gnade der Gesundheit, damit er seinen Berufsgeschäften wieder nachkommen kann. — Ein Pfarrer in einem besonderen Anliegen. — Ein Bergmann um Wiedererlangung seiner Gesundheit. — Fr R.: Um die Gnade der Beharrlichkeit, um wahren Beruf zum Geistlichen, drei Studenten, ein Kirchenbau-Anliegen, fünf Kranke und drei besondere wichtige Anliegen. — L. A.: Daß der liebe Gott uns alle dereinst wieder gesund in die Heimat führen wolle. — Der Herausgeber: Um den göttlichen Beistand bei der bevorstehenden Niederkunft dessen Gattin. — H. M.: Um völlige Gesundheit meiner Frau und Gottes Segen im Geschäfte. — A. B.: Um guten Fortgang des Geschäftes. — G. O.: Um Gelingen meines Vorhabens. — Pfr. B.: Um eine glückselige Sterbestunde. — H. P.: Alle Anliegen einer Familie und ein besonderes Anliegen. — Alle sonstigen Anliegen unserer Abonnenten.

Briefkasten der Redaktion.

P. Wieder, Tymaia, Angola, Afrika: Brief mit Freuden erhalten. Daß Sie seit Juni kein Heft mehr erhielten, bedauere sehr, ist aber nicht meine Schuld. Habe sofort recherchiert und Nachsendung veranlaßt. Bitte um häufige kleine Notizen, für welche Sie sich ruhig der französischen Sprache bedienen können; wichtig ist aber, die Eigennamen recht deutlich zu schreiben. — **Nach Stade:** Kleidungsstücke oder Stoffe wolle man direkt an die ehrw. Frau Oberin von St. Ottilien, Post Türkenfeld, Oberbayern, senden. — **Lehrer a. D. Otto,** Liebenburg: Besten Dank. Daß Sie sich nach 70 Jahren noch so gern an Münster erinnern, hat uns recht gefreut. — **Nach Trotzendorf:** Besten Dank für Ihre fleißigen Bemühungen um die Verbreitung des „Gott will es!". Hoffentlich werden viele Leser uns zu Neujahr neue Abonnenten zuführen. Das Abonnement kann schon jetzt erneuert werden und empfiehlt sich die frühzeitige Neubestellung bei der Post. — **J. H.:** Ihr Brief ist besorgt. — **Nach Koltes:** Ihre Idee ist gut, paßt aber nicht in unseren Rahmen, der kaum ausreicht für Afrika. Abbildungen des neuen ostafrikanischen Geldes existieren noch nicht. Vielleicht später. — **B. A.:** Sammlungen für unsere Harmoniums sind recht angebracht, denn es fehlt noch sehr viel an der nötigen Summe.

(Schluß der Redaktion am 20. November.)

Behufs Eintritts in das Kloster Marienthal (der Weißen Väter) wende man sich an den hochw. Pater Rektor von Marienthal, Post Mersch, Luxemburg. (Briefe kosten 20 Pfg. Porto.) Bedingungen sind in Heft 21 nachzulesen.

Mitgliedskarten, pro 100 Stück 1 Mark 20 Pfg. portofrei, sind noch durch die Expedition wie durch die Redaktion zu beziehen.

« Zur Unterhaltung. »

Der Schwur.

Eine Sklavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Nach **Raoul de Navery.** (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Osmanli machte von neuem verzweifelte Anstrengungen, sich von Octoi loszureißen, aber dieser zog die Schnur um dessen Hals so fest an, daß Osmanli die Besinnung schwand. Krampfhaft ergriff er mit beiden Händen nach Octois Armen und vergrub seine Fingernägel in dessen Fleisch, dann stürzte er zu Boden, seinen Henker mit sich reißend. Dieser versuchte vergebens, sich von den Händen Osmanlis loszumachen.

Jetzt ließ sich im Saale nebenan ein furchtbarer Lärm hören, Flüche und Verwünschungen schallten wirr durcheinander. Nikolaus Compian, das Gesicht blutüberströmt, die Kleider zerfetzt, sprang in den Saal, warf sich über den wutschäumenden Octoi, setzte ihm ein Knie auf die Brust und schnitt mit seinem Dolche den Strick von Osmanlis Halse los, während der Äthiopier Compian einen Biß beibrachte, der diesem einen lauten Schrei entlockte.

Feiger Hund! rief er, ich hatte dir vorausgesagt, daß du mich auf deinem Wege finden würdest. Einmal habe ich dir das Leben geschenkt, weil ich an deinen Schwur glaubte; ein zweites Mal wolltest du deinen Herrn vergiften, aber ich fand keine Beweise, diesmal, Elender, bist du verloren! Ich könnte

dir meinen Dolch ins Herz stoßen, aber ich respektiere den Willen desjenigen, dem du gehörst, er mag dein Urteil sprechen.

Osmanli kam langsam wieder zu sich, während Compian mit der Geschicklichkeit eines Seemanns dem Meuchelmörder die Hände auf den Rücken band, ohne darauf zu achten, daß dieser ihm den Arm mit seinen Zähnen zerfleischte. Nachdem er ihn gefesselt und wie ein unreines Tier beiseite geschleudert, eilte er, Osmanli zu helfen. Dieser öffnete wieder die Augen.

Meine Tochter! Wo ist meine Tochter? war sein erster Ruf.

Sie ist im Kiosk sicher untergebracht.

Wer hat sie gerettet?

Ich, erwiderte Compian. Ich überwachte den Schurken schon lange, aber wenn er deine Tochter hätte töten wollen, so würde ich doch zu spät gekommen sein. Fatmas Schreien weckte mich. Octoi schleppte sie in den Garten, ich sprang ihm nach, wir rangen miteinander, während dieser Zeit wurde Fatma frei, sie floh in den Kiosk und schloß sich ein. Ihr Räuber ließ von mir ab, verschwand im Dunkel und kam hierher. Im Hause herrschte der Aufruhr, die Sklaven wollten Feuer anlegen, ich trat unter sie und versprach ihnen Straffreiheit, wenn sie sich von Octoi trennen wollten. Ein Teil hörte auf mich, sie kämpfen jetzt mit den Rebellen. Komm, dein Erscheinen wird den Schuldigen Schreck einjagen.

Osmanli, auf Compian gestützt, erhob sich schwankend und folgte ihm nach der Vorhalle. Ein schrecklicher Anblick bot sich ihm dar. Das Blut floß in Strömen, Verwundete und Sterbende bedeckten den Boden. Das plötzliche Erscheinen des Herrn beendete den Kampf. Die treuen Sklaven stellten sich auf die Seite Osmanlis, während die anderen haßerfüllt und wütenden Blickes vor sich hinstarrten.

Warum habt ihr euch empört? fragte Osmanli.

Octoi hat uns verführt.

Ihr wolltet eure Freiheit und mein Geld?

Ja.

Was ihr damit gewonnen habt, ist der Tod.

Wir werden ihn ohne Klage dulden, wir wußten, was wir wagten, antwortete der Dreisteste.

Wollet ihr euer Leben retten?

Alle blickten einander an, niemand wagte zu antworten, aus Furcht, für feige angesehen zu werden. Endlich fragte der vorige:

Um welchen Preis?

Ihr werdet den Schuldigsten unter euch richten.

Octoi?

Ihr sollet ihn richten und euer eigenes Urteil an ihm vollstrecken.

Wieder blickte einer schweigend auf den andern.

Erklärt euch rasch!

Es sei, erwiderte der Sklave, weil du es so willst.

Ja, er hat uns verleitet, riefen andere.

Osmanli flüsterte Compian ins Ohr: Gestern noch hielten sie Octoi

für ihren Retter, heute betrachten sie ihn als die Ursache ihres Verderbens. Ich verabscheue das Blutvergießen, aber ein abschreckendes Beispiel ist notwendig. Bliebe Octoi am Leben, würde er mich morgen ermorden.

Compian nickte schweigend; er wußte, was er von dem Äthiopier zu halten hatte.

Dieser, unbeweglich auf der Erde liegend, Schaum vor dem Munde, die Augen schrecklich verdreht, zitterte an allen Gliedern, als er Tritte sich nähern hörte. Bisher hatte er gehofft, seine Freunde würden Sieger geblieben sein, als er aber Compian eintreten sah, wußte er, daß er verloren war. Gleichzeitig erschienen mehrere seiner Mitverschworenen.

Der Herr befiehlt uns, dich zu bestrafen! redete ihn Asran an.

Du, mein Genosse?

Du hast uns ins Unglück gestürzt, und du sollst es büßen!

Ah, um diesen Preis erwerbet ihr euch Gnade! Vorwärts denn, feige Sklaven, lecket die Hände des Henkers, die noch rot von eurem Blute sind. Und bei diesen Worten spie er Asran ins Gesicht.

Dieser knüpfte die durchschnittenen Stücke der Schnur aneinander und erdrosselte damit kaltblütig Octoi, während Compian schaudernd das Gesicht abwandte.

12.

Am Tage nach diesen schrecklichen Ereignissen saß Fatma, noch bleich von der erlebten Aufregung, auf ihrer Ottomane, eingehüllt in einen leichten Schleier, durch den man deutlich ihre Züge unterscheiden konnte.

Die Vögel sangen, die Blumen erfüllten die Luft mit ihren Düften und Sklavinnen sprengten von Zeit zu Zeit wohlriechende Wasser im Zimmer umher, welche die Luft mit ihrem Aroma sättigten.

Osmanlis Blick ruhte liebevoll auf seiner Tochter; mit innerem Beben dachte er daran, daß dieses kindliche Wesen, die eben mit ihrem grünen Papagei spielte, ohne die Dazwischenkunft seines Sklaven eine Beute des schwarzen Ungeheuers geworden wäre.

Nikolaus Compian trat ein. Ein breites Pflaster bedeckte seine Stirnwunde, um die Lippen spielte ein frohes Lächeln. Er war glücklich, daß er durch sein tapferes Verhalten wahr gemacht, was er kaum vierundzwanzig Stunden vorher versichert: daß er sein Leben wagen würde für seinen Herrn.

Osmanli, sagte er, ich stehe zu deinen Befehlen, was verlangst du von mir?

Frage dieses Kind, was es verlangt. Die Tochter des Orients wünscht zu wissen, was bei dir zu Hause die jungen Frauen und Mädchen thun. Unsere Erzählungen können sie nicht mehr befriedigen, sie will etwas aus deinem Lande hören. Du kennst ohne Zweifel wundervolle Geschichten, neben denen unsere Erzählungen erbleichen ... Also mache Fatma dieses Vergnügen.

Erzählungen, Fabeln, Legenden? fragte Compian. Aber du vergissest, Herr, daß ich ein alter Seebär bin, der niemals Zeit gehabt, ein Buch aufzuschlagen. Was ich früher davon wußte, hatte mir meine Mutter erzählt.

Wiederhole es mir, bat Fatma.

Könnte ich es! Es ist schon so lange her!

Suche in deinem Gedächtnisse, wiederholte das Mädchen eifrig.

Compian sann eine Weile nach. Da fiel sein Blick auf die Blumen und eine Erinnerung fuhr durch seinen Sinn.

Was ich selbst gesehen und gehört habe, sagte er, eignet sich wenig für die Tochter meines Herrn, aber da fällt mir ein, daß ich meiner Tochter von der ersten Reise nach dem Oriente ein Buch mitbrachte, dessen Inhalt sie mir später oft wiederholt hat. Es war die Legende von dem Blumen-Sultan.

Dem Blumen-Sultan? murmelte Fatma, hoch aufhorchend. Erzähle mir das! Hierauf begann der Kapitän:

Eine Tochter des Orients, rein wie Tautropfen, schön wie die Hoffnung der Jugend, besaß eine einzige Leidenschaft: sie liebte die Blumen über alles. Perlen und Diamanten schenkte sie nur geringe Aufmerksamkeit; ihre Sklavinnen konnten sie nur mit großer Mühe vermögen, ihre Toilette nicht zu vernachlässigen, sobald man ihr aber von einer schönen Blume, einer seltenen Pflanze, einem fremdartigen Gewächs redete, so träumte sie Tag und Nacht davon. Sie sandte Boten im ganzen Lande umher, mit dem einzigen Auftrage, ihr neue Zierden für ihren Garten aufzusuchen, und wäre imstande gewesen, ein Schiff extra zu dem Zwecke auszusenden, ihr aus dem fernen Indien eine neue, noch unbekannte Blume herbeizuholen. Glücklicherweise war ihr Vater reich genug, um diese Phantasie seines Kindes befriedigen zu können, die weit kostspieliger war, als manchen Weibes Leidenschaft für Diamanten und Perlen; denn Perlen und Edelsteine besitzen den Vorteil ewiger Dauer, während die Blume rasch stirbt, und Hayda konnte keinen Tag ohne Blumen leben.

Hayda hatte nie ein Buch geöffnet; sie blieb unwissend wie die meisten jungen Mädchen im Lande der Sonne und des süßen Nichtsthuns. Indes fehlte es ihr nicht an Geist, sie beobachtete nicht so oberflächlich, wie ihre Altersgenossinnen, sie suchte in den Wirkungen die Ursache zu erkennen und gab sich oft Träumereien hin, die ein ernstes Gemüt verrieten. Wenn sie beobachtend nach den Sternen aufschaute, den himmlischen Blumen eines unermeßlichen Paradieses, wenn sie ganze Stunden in Betrachtung einer Rose verloren dasaß, so legte sie sich oftmals die Frage vor: Welches mächtige Wesen säet die Gestirne in den Himmelsraum, welches gute, freundliche Wesen beglückt uns mit dieser Mannigfaltigkeit schöner und duftender Blumen?

Immer lebhafter wurde in ihr der Wunsch, denjenigen zu kennen, dem ihre Lieblinge ihr Dasein verdankten. Eines Abends, versunken in die gewohnten Träumereien, über einen Springbrunnen gebeugt, auf dem Lotuskelche sich schaukelten, betete sie . . . .

Verstand sie zu beten? Ja, denn das Gebet ist die innere Bewegung, welche unsere Seele zum Gegenstande unserer Bewunderung erhebt. Sie betete also: O du, der du alle diese Wunder schufest, Sultan der Blumen, mächtiger als alle Fürsten der Erde, du weißt, wie sehr ich dich in deinen Werken bewundere. Niemand redet mir von dir, niemand scheint dich zu kennen. Gieb dich einer Seele zu erkennen, die begierig ist, auf ewig deine Sklavin zu sein! (Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Riffarth in M.Gladbach.

Gott will es!

Die Mutter des Martyrers.

Drinnen sitzt ein Mütterlein,
Faltet still die Hände,
Hebt den Blick vom Kämmerlein
Auf zum Firmamente.

Wolken ziehen fern und nah
Hoch im Reich der Sterne.
Grüßt den Sohn in Afrika!
Hab' ihn gar so gerne.

Meines Herzens Trost warst du
Gott hat's so gelenket.
Gieb ihn mir! rief er mir zu,
Ihm seist du geschenket!

Da umfängt ein süßer Traum
's Mütterlein so milde,
Zeigt, durcheilend weiten Raum,
Afrikas Gefilde.

Zeigt ihr, wie ihr lieber Sohn
Fern im Wüstensande
Wandert, lehret und zum Lohn
Knüpft des Heilands Bande.

O! wie da das Antlitz strahlt,
Mild von Freud' verkläret,
Wie des Seraph's Lichtgestalt
Sich in Lieb' verzehret.

Mütterlein sieht, ach! zum Schmerz
Tot den Sohn hinsinken,
Blutend aus durchbohrtem Herz
Ihr den Gruß zuwinken.

Und die Mienen künden laut
Weh' im Herz, verlassen. —
So sah einst die Gottesbraut
Ihren Sohn erblassen.

Horch! ein Klopfen an der Thür;
Und der Traum, er weichet. —
Kommt ein Brief? — O! schreibt er mir!? —
's Mütterlein erbleichet.

Eine heiße Thräne rinnt
Schwer im Herzenswehe. —
Also doch! — Mein liebes Kind! —
Gott, dein Will' geschehe! —

Stille ist's im Kämmerlein,
Doch in Himmelshöhen,
Dort in heiligem Verein
Sie sich wiedersehen.

Joh. Hornig.

(Nachdruck untersagt.)

Die katholischen Missionen Afrikas. (15. Fortsetzung.)

Von Baron Leo de Bethune.

V. Zentral-Afrika.

1. Missionen am oberen Nil.

Bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts blieb das ganze innere Afrika in Dunkel gehüllt; von da ab aber machte die Erforschung des Landes außerordentlich rasche Fortschritte. Um diese einigermaßen zu verstehen, vergleiche man nur einmal unsere heutigen Karten von Afrika, z. B. die Handtke'sche General-Karte, mit jenen, welche vor einem Vierteljahrhundert dem Studium der Geographie als Grundlage dienten. Aber während unerschrockene Forscher unter tausend Gefahren und Beschwerden sich Bahn brachen in jene unbekannten Gegenden, sprach man im allgemeinen sehr wenig in Europa von jener Riesenarbeit, und außerhalb der wenigen geographischen Gesellschaften wußte man nichts von afrikanischen Fragen. Die Presse schrieb wenig über die Forscher, die Regierungen nahmen nur beiläufig Notiz von ihnen. Dieses änderte sich aber, als 1876 der König Leopold II. von Belgien vorging und gewissermaßen die afrikanische Frage auf die politische Tagesordnung setzte.

Bevor aber die politischen Mächte an Afrika dachten, war jene geistige Macht, die katholische Kirche, längst in Thätigkeit getreten. Sie hatte nicht die Brüsseler Konferenz von 1876 abgewartet, um sich der Völkerschaften Zentralafrikas anzunehmen. Freilich waren ihre ersten Anstrengungen nicht von Erfolg gekrönt, denn von der Mission am oberen Nil ist nicht viel mehr vorhanden, als die schmerzliche Erinnerung an so viele vom glühenden Klima hingerafften Opfer, aber wir Christen wissen ja, daß der von jenen Martyrern vergossene Schweiß und ihr Blut eine Bürgschaft für die spätere Eroberung Nigritiens sind.

Ein Pole, Mitglied der Gesellschaft Jesu und Rektor des Kollegs der Propaganda in Rom, P. Maximilian Ryllo, faßte zuerst den Gedanken, eine Mission in den zu Egypten gehörigen Gegenden des oberen Nil zu errichten. Am 3. April 1846 errichtete Gregor XVI. auf Vorschlag der Propaganda das Apostolische Vikariat des Sudan und übertrug es mit dem Titel eines Provikars demselben Jesuiten, welcher die Anregung dazu gegeben hatte.

Im Frühjahre 1847 schiffte sich P. Ryllo nach den Staaten des Khedive ein. Ihn begleiteten Msgr. Casolani, Bischof von Mauricastra i. p., die Priester Knoblecher aus der Diözese Laibach und Vinco aus Verona, ferner der Pater Pedemonte aus Genua. Ihr erstes Reiseziel war Chartum, am Zusammenflusse des Weißen und des Blauen Nils gelegen, Hauptstadt der von Egypten neu eroberten Gebiete.

Fast 12 Monate dauerte die Reise, und als die unerschrockenen Missionare endlich anlangten, fanden sie sich einer Reihe von Prüfungen

gegenüber, denen weniger apostolische Seelen schwerlich Stand gehalten hätten. Seit mehreren Jahren schon mit einem schmerzhaften Leiden behaftet, starb P. Ryllo bald nach der Ankunft, am 17. Juni 1848. Sein Amt als Provikar hinterließ er Msgr. Knoblecher. Dazu kam, daß die revolutionären Bewegungen von 1848 die Propaganda hinderten, der jungen Mission zu Hülfe zu kommen, so daß deren Mitglieder in die äußerste Not gerieten. Msgr. Knoblecher ließ sich aber durch diesen traurigen Anfang nicht entmutigen; er begann ein von seinem Vorgänger erworbenes Grundstück urbar zu machen und etablierte darauf die Mission. Einige auf dem Markte der Stadt losgekaufte Sklaven bildeten den ersten Kern einer katholischen Kolonie.

Dank der Freigebigkeit des Kaisers Franz Josef und der deutschen und österreichischen Katholiken und mit Hülfe neu angekommener Missionare konnte man endlich das Kreuz in Gondokoro am weißen Nil aufpflanzen, mitten im Stamme der Bari, für deren Evangelisierung ein Arbeiter der ersten Stunde, der Missionar Vinco, bereits sein Leben gelassen hatte. Etwa um dieselbe Zeit wurden zwei andere Stationen unter den nigrizischen Stämmen des Sudans begründet.

Der Engländer James Hamilton gab 1857 diesen Unternehmungen ein sehr anerkennendes und hoffnungsvolles Zeugnis, unglücklicherweise war aber das Verhalten der schismatischen Kopten und selbst gewisser Europäer, welche gemeinsam mit den Muselmännern Sklavenhandel trieben, nicht geeignet, die Thätigkeit der Missionare zu erleichtern. Diese traten mit aller Kraft gegen den infamen Menschenhandel, welchen die egyptischen Eroberer in diese reichen Gegenden eingeschleppt hatten, auf, und das zog den Nachfolgern des P. Ryllo den dauernden Haß der Menschenfleischhändler zu, welche nicht selten die goldgestickte Uniform egyptischer Paschas und Beys trugen. Wenn es uns, schreibt P. Morlang, mit vieler Mühe gelungen war, einen Schwarzen zu zivilisieren, so fanden die Sklavenhändler für gut, ihn uns weg zu nehmen. Die wenigen, welche wir bei den Bari getauft haben, sind teils erschossen, teils als Sklaven in Chartum. Wie hätte sich das Christentum in einem Lande entwickeln können, wo dem Kreuze das Banner der Menschenhändler auf dem Fuße folgte? Kaum hatte der Schwarze Worte der Tugend und des Friedens gehört, so sah er auch schon Sittenverderbnis und Räuberwesen sich nähern, trat er aus der Kirche, so mußte er die Flucht ergreifen, um nicht in die Hände der Menschenjäger zu fallen.

Aus diesen reichen Gegenden, welche leicht 50 Millionen Menschen ernähren könnten, haben Mord und Plünderung eine Einöde gemacht. Nirgends hat der Menschenraub größere Verwüstungen angerichtet, als in diesen dicht bevölkerten Ebenen. Unter dem Titel egyptischer Offiziere Herren des Landes geworden, trieben die Sklavenjäger ihr Geschäft lange Jahre hindurch offen und ohne Scheu. Was sie in ihren Berichten mit dem pomphaften Namen einer „zivilisatorischen

Aufgabe" bezeichneten, bestand einfach darin, Soldaten für die egyptische Armee, junge Mädchen und Verschnittene für die Sklavenmärkte von Chartum und Kairo zu liefern. Die Gegenden entvölkerten sich, denn in mächtigen Karawanen trieben die Menschenjäger ihre Ware aus dem Innern nach dem Nil. Heute noch erkennt man jene Karawanenstraßen leicht an den menschlichen Gebeinen, welche rechts und links des Weges bleichen. Die Missionare, welche Zeugen der frechen Räubereien sein mußten, waren machtlos; sie konnten sich über jene Scheußlichkeiten entrüsten, aber es half nichts, die Räuber anzuklagen, denn diese galten als die Träger europäischer Zivilisation, während sie in Wirklichkeit die Vertreter des blutgierigsten Menschenräuber-Unwesens und der bodenlosesten sittlichen Verderbtheit waren.

Leider fielen die Mitarbeiter Msgr. Knoblechers, welche aus Tirol, Kärnthen und Bayern stammten, in großer Anzahl den Mühsalen, Entbehrungen und der Ungesundheit des Klimas zum Opfer. Von 40 Priestern, welche aus deutschen und österreichischen Diözesen nach dem oberen Nil zogen, entrann kaum ein sechstel dem vorzeitigen Tode. Msgr. Kirchner, Nachfolger Msgr. Knoblechers, über so große Verluste und wegen der Zukunft seiner Mission beunruhigt, erwog den Gedanken, dieses schwierige apostolische Unternehmen einem religiösen Orden zu übergeben, welcher leichter imstande sein würde, die Lücken in den Reihen der Missionare auszufüllen. Die Kongregation der Propaganda fand dies für gerechtfertigt und beauftragte im August 1861 die Franziskaner mit der Christianisierung Zentralafrikas. Aber von den nach dem Sudan entsandten Mönchen starb die Hälfte in den nächsten zwei Jahren; man mußte sich entschließen, die Stationen Gondokoro und Heiligkreuz aufzugeben, da die stets straflose Frechheit der Sklavenjäger die Existenz der Mission dort unmöglich machte.

Inmitten dieser endlosen Schwierigkeiten hatten die Missionare es nicht unterlassen, für die Zukunft und die Wissenschaft zu arbeiten. Sie überlieferten uns bedeutende und sehr wertvolle Aufschlüsse über die Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie und die Sprachen jener fast unbekannten Gegenden. Die Missionare Morlang, Knoblecher, Doviak, Kauffmann und Beltram, so lesen wir in der wissenschaftlichen Revue „l'Afrique explorée", Jahrgang 1880, haben einen großen Anteil an dem Fortschritte in der Kenntnis dieser Nilgegend, ihrer Meteorologie und Ethnographie. Beltram besonders hat zweimal den egyptischen Sudan durchreist, von Chartum ist er hinaufmarschiert am Blauen Nil bis Fasokl und am Tumat bis Beni Schongul; ferner hat er mit Msgr. Knoblecher teilgenommen an der Mission am Weißen Nil und jener von Gondokoro; er hat Gebiete bereist, welche vor ihm gänzlich unbekannt waren, und Aufschlüsse geliefert, welche Petermann für eine seiner Karten von Zentralafrika verwertete. Auch eine Grammatik und ein Wörterbuch in der Dinka-Sprache stammt von ihm und in seinem jüngsten Werke: „Il Sennaar e lo Sciangallah", giebt

er eingehende Beschreibung seiner Reise am Blauen Nil. Wichtige Manuskripte aus dem Nachlasse Dr. Knoblechers werden in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien verwahrt. Die von Missionaren hergestellten Wörterbücher und Übersetzungen in der Dinka- und der Bari-Sprache bilden die ganze Litteratur jener Völkerschaften. (Forts. folgt.)

Das erste Jahrhundert einer afrikanischen Kolonie.

(Eigener Bericht des „Gott will es!")

Freetown, Sierra Leone, 9. Oktober 1890.

Seitdem das deutsche Reich einige Küstenstrecken teils seinem Gebiete einverleibt, teils seiner Schutzherrschaft unterstellt hat, ist vielfach darüber verhandelt worden, in wiefern sich dieses Land überhaupt zur Kolonisation eigne. Ohne der wilden Einbildung derjenigen zu gedenken, welche von einer Bevölkerung und Bebauung dieser glühenden Steppen durch Weiße träumten, fragen sich auch heute noch vielfach der Staatsmann, der Menschenfreund und der Christ, ob für Handel und Staat ein genügender Gewinn die Kosten der Kolonisation decken werde, ob die rohen Stämme, die nunmehr der Regierung, und folglich auch der Erziehung Deutschlands unterstehen, der Annahme europäischer Bildung fähig sind, ob zumal die Erhabenheit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in das Fleisch und Blut dieser tiefstehenden Masse übergehen könne.

Als langjähriger Missionar unter verschiedenen Negerstämmen der Westküste dürfte Schreiber dieser Zeilen es wagen, ein persönliches Urteil in dieser Sache abzugeben. Es däucht ihm aber besser, ein naheſtehendes, offenkundiges Beispiel durch die Thatsachen selbst antworten zu lassen. Und da könnte kein mehr zutreffender Vergleichungspunkt gefunden werden, als die bedeutendste Kolonie Westafrikas, die im Jahre 1887 den Abschluß ihres ersten Jahrhunderts feierte, und demnach eine hinlängliche Probezeit aufzuweisen hat, nämlich die englische Kolonie von Sierra Leone.

Gegründet unter den günstigsten Umständen, mit Eifer betrieben, ohne Scheu vor den schwersten Opfern an Geld und Menschenleben, herangebildet von denselben Faktoren, die nun auch in den neuen deutschen Gebieten von Kamerun und Lüderitzland bisher ausschließlich zur Anwendung kamen: der Staatsmacht und dem Einfluß des Protestantismus — verdient Sierra Leone seitens der Regierung und des deutschen Volkes sorgfältigste Beachtung, um sich darüber klar zu werden, was geleistet und gehofft werden kann, welche Opfer zu bringen, welche Übel zu meiden und welche Mittel anzuwenden sind. Selbstverständlich ist der Vergleich nicht in allen Punkten zutreffend. Während die deutsche Regierung es mit einheimischen, ansässigen Negerstämmen zu thun hat, führte England den Hauptbestand der jetzigen Bevölkerung von Sierra Leone selbst ins Land, die befreiten Negersklaven nämlich

seiner andern Kolonien, und solche, die seine Kriegsschiffe den Menschenhändlern auf offenem Meere abjagten. Aber im ganzen genommen machte dieses von allen Enden der Erde zusammengewürfelte, den anliegenden Stämmen verächtliche und verhaßte, unter sich selbst entzweite und eifersüchtige Volk die Aufgabe der englischen Regierung eher schwieriger als leichter, und führte dieser stete Zwist die angehende Kolonie mehrere male an den Rand des Verderbens. — Ein großer Unterschied liegt ferner in den beiderseitigen Beweggründen: während das Wohl der afrikanischen Bevölkerung im Plane der deutschen Regierung sich wohl mehr nebensächlich (?) geltend machte, unternahm England die Gründung von Sierra Leone aus Edelsinn, (?) aus Mitleid für die armen Negersklaven. Doch verbleibt immerhin die Gleichheit der Mittel und Hebel, gebraucht zur Erziehung der schwarzen Rasse. Was hat also die vereinte Kraft des Staates und des Protestantismus zu Wege gebracht?

Es wäre zu weitläufig, wollten wir die ganze Geschichte des allmählichen Wachsens der Kolonie in Betracht ziehen. Es genügt, Land und Leute so in Augenschein zu nehmen, wie sie jetzt da sind. Denke sich der Leser also als Reisender auf einem der englischen Dampfer, oder lieber auf einem der deutschen Kriegsschiffe, deren grüßende Kanonen dem Echo dieser Halbinsel sehr wohl bekannt sind. Aus weiter Ferne schon erblickt er dann die Höhen des Leicester-Berges und des wolkenumgürteten „Zuckerhutes"; bald auch die Halbinsel, die ein viereckiges Hügelland bildet, und an der Nord-Ostseite, wo zwei an der Mündung vereinigte Flüsse in die Bucht sich ergießen, einen sicheren Hafen bietet. 1787 war die Küste noch herrenlos, und England hatte für seine Pflanzstätte weite Wahl, die es erst nach langem Suchen traf. Und seine Wahl fiel auf diese Gegend, welche die Zukunft mit dem Schaudernamen „Grab des Weißen" bezeichnen sollte. Der Schein hatte getäuscht; das Flußbett ist die offene Straße nicht nur des Handels, sondern auch der giftigen Ausdünstungen einer absaulenden Pflanzenwelt. Wer sollte es glauben, daß die herrlichen Fluren, an denen wir langsam vorüberfahren, so viele Menschenleben verschlungen haben? Da gucken allerliebste, schöngebaute Dörfer aus dem wechselnden Grün einer reichen tropischen Vegetation, halb versteckt unter den Palmen und Kokosnußbäumen, den Brot- und Mangobäumen und wie sie alle heißen. Niedliche Bäche rieseln von den Bergen herab, ganze Waldungen von Bananen bewässernd. Wie wir nun in den Hafen einfahren und seinen Dämmen und Werften uns nähern, treffen wir, nebst einem englischen Kreuzer, mehrere kleine Dampfer für den Dienst der Küste, eine Menge Kutter und etliche fremde Segelschiffe, die hier Ölsamen, Kautschuk, Häute, Gold, Elfenbein u. s. w. laden, deren Hauptgeschäft aber die Einfuhr aller möglichen europäischen Waren ist, da Sierra Leone weithin für Nord und Süd und tief ins Innere als Stapelplatz dient. Vor uns also, am Fuße der Berge, liegt die Stadt Freetown, wie ein breiter Gürtel um einen ziemlich hohen Hügel ausgestreckt, der ringsum blosgelegt, auf seinem Gipfel die Kasernen (wahre Prachtbauten) des jeweilig hier stationierten Regiments (Westindier) trägt. Unter den Häusern fallen zunächst die großen Regierungsgebäude ins Auge, das Zollamt und die Kommissariate, die englische Kathedrale und die schöne Markthalle, der Gerichtshof, die Gefängnisse und die luftigen Hospitäler; dann weiter oben der Wohnsitz des Gouverneurs inmitten eines niedlichen Parkes. Die Stadt selbst zählt 25,000 Einwohner und hat ein ganz europäisches Aussehen, breite, mit Laternen und Wasserleitung wohl versehene Straßen, regelmäßig gebaute, meist zweistöckige Häuser, entweder ganz aus dem eisenhaltigen Steine des Bodens errichtet, oder auf dem gemauerten Unterbau ein oberes Stockwerk aus Holz tragend. Und diese Wohnungen sind meist so artig und sauber, daß der Besucher gewiß daraus auf eine zahlreiche weiße Bevölkerung schließen wird.

Ganz im Gegenteil: die wenigen Europäer halten nur einige der schönsten Gebäude inne, und selbst diese meist nur auf Miete; alle andern sind das Eigentum einheimischer Schwarzen, von denen eine gute Anzahl, auf geradem oder krummem Wege, zu bedeutendem Wohlstande gelangt sind. Wundere dich darüber nicht, siehe nur wie jedes Haus ein Kaufladen ist, wie die Seiten aller Straßen mit Waren bedeckt sind, wie an allen Ecken und Enden Jung und Alt, Mann und Frau und Kind etwas feil bietet, und seien es auch nur ein paar Süßkartoffeln, einige Maniok-Wurzeln oder Bananen, oder eine Hand voll Brennholz. Da denkt man unwillkürlich an Göthes Beschreibung von Neapel: alles kauft und verkauft, und sucht ein paar Pfennige zu gewinnen. Und welch buntes Gemisch von Kleidung; die Stadtleute in der nachgeäfften europäischen Tracht, und die einheimischen Mohammedaner und die Fremden aus der Umgegend in ihren malerischen Anzügen. Wie stolz diese Neger und Negerinnen von Freetown sich spreitzen, die Herren in Frack und Stülphut, das Ende des ungebrauchten Schnupftuches zierlich aus der Westentasche hervorguckend, die Damen einherwackelnd in Pariser Moden, den Federhut auf den üppigen Wollenkopf geschnürt, und die breiten Plattfüße in hohe Stiefelchen gepreßt! Wer sollte in diesem aristokratischen Völkchen die Söhne und Töchter gewesener Sklaven erkennen? Daran dürfte also wohl nicht gezweifelt werden, daß England hier einen starken Beweis seiner Kolonisationskunst geliefert hat. Ja, außerordentlich viel hat es geleistet zur Sicherung des materiellen Wohles seiner Schutzbefohlenen.

Die Kosten der ersten zwanzig Jahre waren natürlich sehr bedeutend. Späterhin aber hat Englands Beutel wenig oder nichts beigesteuert für die Zivil-Verwaltung der Kolonie. Die Regierung ist nämlich streng geschieden in Zivil- und Militär- oder Kaiserliches Amt. Der Gouverneur und seine Beamten haben nur die innere Verwaltung zu besorgen; die militärische Verwaltung beschränkt sich auf die Garnison und die Sicherung des Besitzes der Kolonie gegen äußeren Angriff.

Die sämtlichen Kosten der Zivil-Verwaltung muß die Kolonie selbst bestreiten, wie den Sold der Beamten (ein für deutsche Begriffe fabelhaft hoher), die Unterhaltung oder Herstellung öffentlicher Gebäude und Werke, die Pflege der Armen und Kranken, die Besoldung der aus 200 Schwarzen bestehenden Schutzmannschaft u. s. f. Die Militär-Verwaltung allein ruht auf England und ist in der That eine höchst kostspielige für die etwa 500 westindischen Soldaten und ihre europäischen Offiziere, deren Wohnung, Versorgung und Gehalt Neid erregen dürfte, würfe nicht die lange Liste der Weißen, die, in früheren Jahren zumal, dem Klima erlagen, ihren Schatten. Auch ist ihre Ruhe häufig unterbrochen von den nie enden wollenden Streifzügen auf räuberische Horden an der Grenze, eine gefährliche Kriegsführung, nicht der so sehr wilden, meist unsichtbar bleibenden Feinde wegen, sondern vielmehr der Märsche in Morasten und dichten Waldungen und der sengenden Hitze halber, die notwendig Krankheiten erzeugen; Kriegszüge, die schweres Geld erfordern, aber oft sehr wenig nutzen, da nach Abmarsch der Soldaten die Plünderer wieder erscheinen, noch frecher als zuvor. Das Gesagte zeigt hinreichend, wie wenig England es bisher vermocht, sich Achtung zu verschaffen bei den umliegenden Stämmen. Nur durch Errichtung von militärischen Posten an den bedrohten Punkten könnte es Ruhe gebieten. Solche Posten findet es aber zu kostspielig; und so muß es fast jährlich jene Scharmützel erneuern und tausende von Pfund Sterling ausgeben zum Schutze seines Handels. Doch scheint es diese letzteren Kosten nicht zu bereuen; und es versteht sich ja auf Geldgeschäfte mehr, als irgend ein anderes Volk: seine Auslagen müssen also reichlich gedeckt sein durch den Ertrag seines Handels. Zugleich hat es nun schon seit zwei Jahren daran gearbeitet, die Höhen von Freetown zu befestigen, in der Absicht, die Kolonie zu einer bedeutenden Kohlenstation zu erheben, und somit zu einem wichtigen Stützpunkte seiner Seeherrschaft.

Wenn nun die englische Regierung zur Begründung der materiellen Wohlfahrt ihrer Negerkolonie gewaltige Opfer gebracht hat, so soll auch anerkannt werden, daß zum Zweck der geistigen und christlichen Bildung dieses Volkes die verschiedenen protestantischen Religionsgenossenschaften Englands, zunächst die anglikanische Missionsgesellschaft, eine bewundernswürdige Opferfreudigkeit entfaltet haben. Merkmale ihres Eifers sind die vielen Kirchen und Schulen der Stadt, darunter zwei höhere Schulen für Knaben und zwei Töchterinstitute, sowie das großartige University-Kollege außerhalb der Stadt, das aber nur wenige Schüler zählt. Alles das hat viel Geld gekostet, viel Ausdauer; und was menschliche Mittel leisten konnten, ist geleistet worden. Die Geschichte der anglikanischen Mission in Sierra Leone, von ihr selbst veröffentlicht, enthält aber den traurigen Beweis, daß in England leichter Geld als persönliche Aufopferung zu finden ist. Nachdem nämlich, so erzählt man da, Sierra Leone gegründet und zur Errichtung einer Mission daselbst reichliche Gelder eingeflossen waren, erließ das Komitee, an

seiner Spitze der Erzbischof von Canterbury, einen Aufruf an alle Prediger der anglikanischen Kirche, um Missionare für Afrika aufzutreiben. Aber niemand meldete sich. Ein zweiter und dritter Aufruf an die Diakonen und selbst die Schulmeister erhielten als Antwort dasselbe allgemeine Schweigen. In ihrer Not wandten sich die Anglikaner an ein lutherisches Institut in Berlin, das mehrere Handwerker bereit hielt für auswärtige Missionen. Die deutschen Lutheraner ergriffen freudig ein so unerwartetes Anerbieten, schworen ohne Umstände den Lutheranismus ab und dem Anglikanismus zu, ließen sich „weihen“ und reisten nach Sierra Leone. Später kamen dann auch solche, die mehr Bildung besaßen, darunter der afrikanische Sprachenforscher Dr. Reichardt. Diese letzteren arbeiteten hauptsächlich im Kolleg, worin ihre Gesellschaft auf eigene Kosten begabtere Negerknaben zu Predigern heranbildete. Seitdem schickt die anglikanische Missionsgesellschaft keine andere Weißen ins Land als nur einen Bischof, der mit seiner Frau jährlich das Sümmchen von 21,000 Mark verzehrt, und zwei oder drei Ganz- oder „Halbminister“ (Priester oder Diakone) zur Leitung der Studien im Kolleg. In der Stadt und auf dem Lande halten Schwarze die Predigerstelle inne. Ähnlich verhalten sich die anderen Sekten, die ebenfalls nur zwei oder drei Europäer aussenden zur obersten Leitung, mit der Verpflichtung, womöglich 3 Jahre dort auszuharren, worauf sie anderswo auf gesundere, bessere Stellungen Aussicht haben. Die böse Natur des Klimas rechfertigt solche Schonung bei Leuten, die Familienväter sind, oder es bald werden wollen. Die Schulen, welche sie gegründet und unterhalten, sind materiell wirklich gut. Generationen sind daraus hervorgegangen, und heute sind die Sierra Leoner „Buchleute“, die sich gewaltig erzürnen, wenn man sie Neger heißt oder mit den übrigen Schwarzen verwechselt; mè sabi book, heißt es dann gleich in ihrem Kauderenglisch, „mich Buch wissen“. In der That giebt es darunter manche wohlerzogene Schwarze, ja Leute, welche die Missionsgesellschaft in England studieren ließ, und die nun als Ärzte oder Advokaten eine starke Praxis haben.

Auf dem Gebiete der Schule sind die Leistungen der protestantischen Missionare in Sierra Leone also bedeutend; auf dem Gebiete religiöser Erziehung und Gesittung aber ist alle ihre Arbeit ein trauriges Mißlingen.

Wer nur die oberflächliche Erscheinung des religiösen Lebens in Freetown betrachtet, der möchte beim Anblick der vielen Kirchen und Bethäuser, die sich jeden Sonntag zwei- bis viermal füllen, versucht sein, zu glauben, die Leute hätten eher zu viel, als zu wenig Religion. Predigt folgt da auf Predigt, Gesang auf Gesang, auf gedruckte Gebete Extempore-Ergießungen; hier redet ein Pastor, dort donnert ein wuchtiger Laie, weiterhin kreischt eine alte Negerin mit vollem Spiel ihrer überspannten Nerven ein ohrenzerreißendes und wieder schluchzendes Gerede von Gott und Mann. Und draußen stößt man noch auf

öffentlichem Platze oder an einem Kreuzwege auf gellende Straßenprediger, z. B. den Propheten Braun, „Prediger des Rechts und der Gerechtigkeit", wie er sich auf seiner Visitenkarte bescheiden nennt, der seine Stentorstimme gegen die Häuserreihen wirft, mit beiden Händen die Luft durchsaust, Feuer und Pest und alle egyptischen Plagen insgesamt androht, während auf einem Stuhle vor ihm ein Teller die kupfernen Früchte seines prophetischen Amtes zu empfangen bereit steht. Damit nicht genug, giebt es ferner die „Klassenversammlungen" in Privathäusern, in denen sich die „Schwestern" zunächst im „Ringen mit God" üben, indem sie erst pianissimo, dann immer schneller und lauter bis zum ff furioso dieselben Kraftsätze wiederholen, wie: „Höre uns, du großer Arzt von Nazareth", bis schließlich doch der Atem ausgeht und die erste keuchend der zweiten Betschwester das Wort läßt, die noch zu überbieten sucht; und hat diese Beterei die Runde gemacht, so gehen sie auseinander, in dem süßen Bewußtsein, daß sie makellose geheiligte Seelen sind, denen der Himmel gewiß ist, komme was wolle. Aber all dieser Schein ist Luftgebilde, hat keinen festen Boden. Zunächst hat die Vielköpfigkeit des Protestantismus den Leuten alle festen religiösen Begriffe unmöglich gemacht. Seit einem Jahrhundert streiten sich in einem so engen Kreise die verschiedensten Sekten: Anglikaner, Wesleyaner, freie Methodisten, Maronen, Wiedertäufer, Anhänger des Systems der Frau Hunsinger, Bekenner der freien Gnade. Den armen Schwarzen verging dabei der Kopf, so daß sie schließlich zur Meinung kamen, es sei ganz einerlei, welchem Bekenntnisse man angehöre, wenn man nur zur Kirche gehe (mit einziger Ausnahme der antichristlichen, abgöttischen Papstkirche). In die Kirche geht man also, wie man anderswo ins Theater geht, um, wie sie oft selbst gestehen, ihre Kleider zu zeigen (sie sind sehr prunksüchtig) und um zu hören, wie der und der oder auch die predigen kann. Ferner ist ihnen der Dünkel und die Anmaßung in den Kopf gestiegen, weil man ihnen immer vorgehalten hat, sie könnten selbst aus der Bibel alles prüfen und sich die rechte Religion herausfinden; man hört also nicht auf den Prediger, sondern hört ihm nur zu und kritisiert hernach. Ja, einige haben auch selbst am Kirchenmachen Spaß bekommen und unabhängige Gemeinden gebildet. Und bei all dem Predigen wissen viele nicht einmal die Grundbegriffe der christlichen Heilslehre.

Aus dem Gesagten läßt sich leicht schließen auf den bösen Zustand der Kirchendisziplin. In der anglikanischen Kirche ist letzthin eine völlige Empörung eines Teiles der Pastoren gegen ihren Bischof ausgebrochen. Das pro und contra der Parteien wird mit Heftigkeit in den Zeitungsblättchen ausgefochten, die Laien nehmen Teil an dem Zwiste und halten den Geldbeutel zu. In den übrigen Sekten herrscht auch eine gewisse Eifersucht und Kitzlichkeit den europäischen Vorstehern gegenüber, die Religionsfrage wird zur Rassenfrage herabgewürdigt. Noch mehr — in den oberen Schichten der Negerbevölkerung äußert

sich unverhohlen die Meinung, das Christentum habe eine gummiartige Natur, und ändere sich nach den jeweiligen Verhältnissen; es könne unmöglich dasselbe sein für Weiße und Schwarze, und man müsse ihm also eine Form geben, welche sich dem afrikanischen Gemüte anpasse. Welches diese Form sei, haben sie neulich ganz deutlich erklärt in einem Kirchenkongresse, der unter dem Vorsitze des Bischofs, im Beisein eines eigens aus England von der Missionsgesellschaft abgesandten Delegierten, und unter Teilnahme der hervorragenden Laien abgehalten wurde. Darin verlangten die Redner, Pastoren und Laien, unter der Klage, daß alle Bekehrungsversuche unter den umliegenden Stämmen bis jetzt fehlgeschlagen, man solle den Eingeborenen bei Annahme des Christentums die Vielweiberei erlauben; das sei ja in der Bibel nicht verboten, im Gegenteil, die Patriarchen haben ja alle mehrere Weiber gehabt; thue man das nicht, so werde Afrika nie christlich werden; und übrigens, fügte ein Laie offen hinzu, ohne Widerrede zu finden, wir verhehlen uns ja nicht, daß wir zwar die Ehe bekennen, in der That aber nur zu häufig etwas anderes treiben. Desselben Geistes Kind ist auch die zarte Neigung zum Islam. Hat doch kürzlich einer ihrer Führer, ein gewesener presbyterischer Pastor, ein Buch veröffentlicht, das von Lob des Islams in Afrika strotzt; und sein Buch fand großen Anklang und wurde pomphaft ausposaunt.

Das hat mich schon auf den heiklen Punkt der Sittenlosigkeit in Sierra Leone geführt, ein Punkt, bei dem ich mit meinem persönlichen Wissen zurückhalten, und nur öffentliche Thatsachen und Zugeständnisse der protestantischen Obrigkeit selbst sprechen lassen will. Die Jugend ist frühzeitig verdorben. Uneheliche Verbindungen sind an der Tagesordnung, die ehelichen zur Mehrzahl der Treue bar. Unnennbare Krankheiten sind so häufig, daß sie fast keine Scham mehr zu erwecken scheinen. Freilich, hier wie anderswo, haben die Europäer das schlimmste Beispiel gegeben. Aber auch unter den Schwarzen kommt das Beispiel mitunter von einer Seite, von der es am wenigsten erwartet werden sollte; „ist doch" — so klagt ein bischöflicher Erlaß — „die Unkeuschheit bis auf den Predigtstuhl gedrungen!" — Das ist jedoch nur eine Seite der moralischen Fäulnis: frecher Dünkel, widerliche Anmaßung, schamlose Falschheit und Verlogenheit, durchtriebene Dieberei, heimtückische Rachsucht, die leicht zu Vergiftung und teuflischen Mitteln greift und die Leute sich gegenüber in zitternder Furcht hält — das alles sind Laster, die dem Namen der Bewohner der Sierra Leone weit und breit anhaften. Es ist gewiß höchst ungerecht, diesen Ruf allen Sierra Leonen ohne Unterschied anzuhängen; aus eigener Erfahrung beteuere ich es, daß es darunter noch viele aufrichtige, herzensgute Menschen giebt, und daß mir die Dorfleute besonders unverdorben erschienen. Aber diese Zugeständnisse meinerseits können nichts ändern an den Thatsachen: solches ist der allgemeine Ruf dieser protestantisch-christlichen Bevölkerung, solches auch die Sprache der stets überfüllten Gefängnisse.

Das also ist auf religiösem und sittlichem Gebiete die Frucht eines 100jährigen, gewiß eifrigen Bemühens der verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften: ein schreckliches Fiasko! Wer sich so manche Berichte unparteiischer Reisenden aus anderen Ländern vergegenwärtigt, den wird Obiges nicht Wunder nehmen. Gleiche Klagen kommen ja aus Asien, Australien, Amerika, aus Liberia und Südafrika, und noch ganz kürzlich aus dem neuen Kongogebiete, Klagen, die sich zusammenfassen lassen in dem Satze des Sir James Marschall (in seiner Broschüre über die Goldküste, wo er als Richter thätig war): „Viel besser ein heidnischer, als ein protestantischer Neger."

Daß dieser Mangel aber nicht an der schwarzen Rasse selbst liegt, daß im Gegenteil auch die Neger zu wahren Christen und tugendhaften Menschen erzogen werden können, das beweisen die mannigfaltigen katholischen Missionen an der Ost- und West-Küste und im Innern Afrikas, das beweist auch in Sierra Leone selbst, trotz der dort herrschenden Sittenlosigkeit, die daselbst in neuerer Zeit von den Vätern vom hl. Geist gegründete, blühende katholische Mission, deren Verdienst in dieser Hinsicht die englischen Behörden mehrfach ausgesprochen und öffentlich bekundet haben.

Es ist nicht meine Aufgabe, auf die Gründe dieses Mißlingens protestantischerseits einzugehen, und hätte ich dies gern übergangen, um nur die großen Verdienste jener Gesellschaften auf anderem Gebiete hervorzugehen, wäre es nicht von nöten, gegenüber den vielfachen Angriffen protestantischer Pastoren auf die „Papstkirche" hier durch Thatsachen die alte Erfahrung zu erhärten, daß der Protestantismus zwar „Buchleute" und Frackträger, aber keine Christen bilden kann.*)

P. L. Aug. Lorber,
aus der Kongregation vom hl. Geiste.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 8. November 1890.

Verehrter Herr Redakteur!

Mit Gottes Hülfe bin ich von der Insel Bourbon wieder heimgekehrt**) und habe auch das liebe „Gott will es!" wieder einmal lesen können. So sehr mich die Lektüre dieses Blattes auch immer erfreut, diesmal stand es zurück hinter einer Broschüre: D. Warnecks Offener Brief an Herrn Wißmann. Aufrichtig gesagt, das Lesen dieser für uns nicht gerade wohlwollenden Schrift hat auf mich

*) Man vergleiche hiermit die Äußerung Emin Paschas S. 756. (D. Red.)

**) Der verehrte Herr Korrespondent hatte, wie er in seinem letzten Briefe vom 29. Juli, Heft 18, mitteilte, einen zeitweiligen Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit erhalten. Die Red.

recht erheiternd gewirkt. Herr Dechant Schneider in Stuttgart hatte die Güte, auf die Angriffe zu erwidern, und ich danke ihm dafür von ganzem Herzen; er hat viele jener albernen Beschuldigungen Warnecks, dem Herr von Wißmann mit vollem Rechte große Unkenntnis der Verhältnisse vorwirft, glänzend zurückgewiesen. Ich selbst, wenn ich Zeit hätte, mit Herrn D. Warneck mich eingehender zu beschäftigen, würde eine Menge von Unrichtigkeiten und falschen Darstellungen richtig zu stellen haben. Für ihn sind wir Dunkelmänner, haßerfüllte Menschen, Lügner, Zeremonien-Affen, Sklavenhalter; unsere Missionen sind keine wahren Missionen, sie tragen nur den äußeren Anstrich. Nun, meinethalben! Wenn in diesem Augenblicke Herr D. Warneck in meine Zelle träte, so würde ich ihn sicherlich umarmen; er würde einsehen, daß alle seine bitteren Worte mich in keiner Weise verletzt haben. Wir haben in unserem Werke niemals das Lob der Menschen gesucht, und wenn es uns trotzdem zu Teil ward, so geschah es ohne unser Zuthun. Gott selbst wird ja richten, ob die wahre christliche Liebe auf unserer Seite oder auf Seiten der Herren Warneck, Merensky und Genossen ist. Und der wird uns auch nach dem Werte unserer Arbeit belohnen, und gute Arbeit in seinen Augen zu leisten, darin besteht unser einziger Ehrgeiz.

Indessen einige Punkte aus der Broschüre des Herrn Warneck möchte ich hervorheben, im Interesse des Herrn von Wißmann, der, denke ich, wohl ein Recht hat, seine Ansicht über die Missionare sagen zu dürfen. Herr Warneck fragt Seite 10, ob die katholischen Missionare sich über das „sehr zweifelhafte" Lob Wißmanns freuen, wenn er behaupte, die katholischen Missionare hielten es mit dem labora et ora (arbeite und bete), statt mit dem ora et labora (bete und arbeite). Und warum denn nicht? Ich kenne den Herrn Major als einen intelligenten Mann, der sicher uns nicht im Verdacht hat, als ob wir die Sorge für den Körper über jene für die Seele stellen. Selbstverständlich geht das Seelenheil bei uns allem anderen vor, das hindert aber keineswegs, daß wir der Arbeit eine sehr große Bedeutung beilegen. Wenn wir das labora auch nicht über das ora stellen, so lassen wir doch sicherlich unsere Kinder mehr arbeiten als beten. Übrigens ist bei uns die Arbeit nach christlicher Auffassung ein fortwährendes Gebet, oportet semper orare (betet ohne Unterlaß), das ist es, was wir unseren Kindern beibringen. Der Herr Major von Wißmann hatte aber keine Veranlassung, in diese Einzelheiten unserer Erziehungsmethode einzudringen, resp. sich darüber zu äußern; er hat wahrscheinlich auch nicht vermutet, daß Herr Warneck ihm daraus einen Vorwurf machen würde. Wir denken mit Herrn von Wißmann, daß die Arbeit eines der mächtigsten Mittel zur Zivilisierung der Schwarzen ist.

Auf die Anschuldigung Herrn Warnecks, daß wir die von uns losgekauften Kinder in einer Art „Sklaverei" halten, antworte ich natürlich nicht. Daß die väterliche Gewalt für das Kind eine Notwendig-

keit ist, diese Grundwahrheit bedarf keines Beweises. Wenn Herr Warneck sie nicht kennt oder nicht begreift, um so schlimmer für ihn.

Zum Schluß will ich nur noch eine Thatsache anführen, um zu zeigen, wie sehr Herr Major von Wißmann Recht hat, wenn er Herrn D. Warneck großer Unkenntnis der Verhältnisse zeiht.

Seite 16 sagt Warneck: „Die algerischen Missionare wie die deutschen Benediktiner haben in dem betreffenden Gebiete noch so gut wie keine Erfolge."

Um mit den Benediktinern anzufangen, so sind dieselben erst seit acht Monaten in Dar-es-Salaam, und doch haben sie dort bereits mindestens ebenso große Erfolge zu verzeichnen, wie die protestantischen Missionare.

Was aber die Weißen Väter von Algier angeht, so haben die Zeitungen gemeldet, daß Muanga, König von Uganda, eine Gesandtschaft nach Zanzibar entsandte. Diese war zusammengesetzt aus fünf Katholiken und fünf Anglikanern, sie sollte bei den Konsuln Deutschlands und Frankreichs Klage erheben gegen England, welches Uganda seine Schutzherrschaft aufzwingen will. Muanga hat 10 christliche Gesandte gewählt, weil die Mehrzahl seines Volkes allmählich zum Christentum übergeht. Und unter den Bekehrten — und es sind Bekehrte, welche nötigenfalls den Mut haben, mit ihrem Blute Zeugnis zu geben für ihren Glauben — zählt man zehn bis zwölf Tausend Katholiken bei nur fünf Tausend Protestanten, obwohl die englische Mission viel älter im Lande ist, als die katholische. Das Interessanteste aber ist, daß die englischen Reverends, welche als Englands Agenten auf ein englisches Protektorat hinarbeiten, bei ihren eigenen Neubekehrten keine Unterstützung finden. Die protestantischen wie die katholischen Bewohner sind darin einig, daß sie für ihr Land Unabhängigkeit verlangen.

Und Uganda ist nur eine der Missionen der Weißen Väter; sie haben noch die Vikariats des Unjanjembe, des Tanganjika und des oberen Kongo inne. Diese Mission von Uganda ist ohne Zweifel die hervorragendste, mit welcher keine andere katholische, noch weniger aber eine protestantische in Bezug auf ihre Erfolge den Vergleich aushält. Und da sagt Herr Warneck, der sich auskennen will: „Sie haben noch so gut wie keine Erfolge!"

Was das neulich von den Engländern mit großem Lärm ausgestreute Gerücht anbetrifft, als hätten die deutschen Behörden an der Küste den Sklavenhandel erlaubt, so brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, daß das alles übertrieben war. Die Deutschen haben eine gute Anzahl Sklavenhändler gehängt, was die Engländer niemals gethan haben, und die Sklaverei wird in den englischen Landesteilen geradeso geduldet, wie es in den deutschen geschieht, das will sagen, die Sklaverei ist eine häusliche Einrichtung bei den Arabern, welche sich nicht im Handumdrehen beseitigen läßt.

Am 7. November haben endlich die Engländer ihre Schutzherrschaft über die Insel proklamirt. Gegen 9 Uhr morgens begaben sich der Oberst Evan Smith und der englische Admiral, begleitet von etwa dreißig Marineoffizieren ins Palais, um dem Sultan einen feierlichen Besuch zu machen. Während ihrer Anwesenheit ließ der Sultan auf seinem Turm die eigene und die englische Flagge hissen, das englische Konsulat und sämtliche im Hafen liegende englische Schiffe thaten dasselbe, und 21 Schüsse aus allen verfügbaren Feuerschlünden zu Wasser und zu Lande machten die Musik dazu. Inzwischen las der englische Oberst dem Sultan eine kleine Ansprache vor, deren Inhalt ich nicht kenne, den Sie aber leicht erraten können.

Admiral Fremantle ist am Samstag abgedampft und es liegen hier nur noch fünf oder sechs englische Schiffe vor Anker.

Jetzt habe ich noch eine Bitte, und zwar eine recht dringende an Ihre verehrten Leser und Leserinnen. Ich habe den Neubau des Hospitals wieder aufgenommen, und zwar beginne ich jetzt, wo das Erdgeschoß im Rohbau fertig, mit dem Stockwerke. Noch in diesem Jahre wird das protestantische Hospital von hier nach Dar-es-Salaam verlegt werden, die göttliche Vorsehung selbst hat mir also offenbar den Gedanken des Neubaues eingegeben. Freilich steht Zanzibar unter englischem Protektorate, aber viele Deutsche werden hier bleiben, viele wird der Handel herführen und viele auch werden von der Küste herüber nach der Insel kommen, welche ein viel gesunderer Aufenthaltsort ist, als die besten Orte an der Küste, kurz, das deutsche Element wird hier stets sehr stark vertreten sein. Herr Dr. König, leitender Arzt des deutschen (protestantischen) Krankenhauses, hat bereits angefragt, bis wann unser Spital fertig sein werde, da er beim Eingehen seiner Anstalt uns seine Kranken übergeben will.

Das Hospital wird Raum gewähren für etwa 80 Kranke. Um es fertig zu stellen und einzurichten, bedarf es noch ca. 60—80 000 Mk. Es wird eine katholische, von Barmherzigen Schwestern bediente Anstalt sein, welche — natürlich ohne Ansehen der Konfession — allen Europäern im Krankheitsfalle Zuflucht und Hülfe gewähren soll. Wenn ich das schwere Werk unternommen habe, fast ohne alle Mittel, so geschah es im Vertrauen auf den Beistand Gottes und die unerschöpfliche Nächstenliebe der Katholiken. Das erste, zu klein gewordene Krankenhaus hier in Zanzibar wurde von einer edeldenkenden französischen Dame gestiftet, aber ich bin überzeugt, ich wende mich auch an meine deutschen Landsleute nicht vergebens mit der Bitte: Traget nach Kräften ein Scherflein bei, daß das Werk vollendet werde, zur Ehre Gottes und zum Wohle Eurer kranken deutschen Brüder!

Mit der Bitte um Ihr Gebet, damit der liebe Gott mir meine Gesundheit erhalte, Ihr ergebenster

P. Acker,

Superior der Mission von Zanzibar.

Wir können umstehende Bitte nur aus ganzem Herzen unterstützen. Der hochw. P. Acker ist trotz seiner vielen Mühen und Sorgen unser fleißiger Berichterstatter; schon um deswegen werden ihm unsere Leser gerne beispringen. Jede Gabe quittieren wir mit herzlichem „Vergelt's Gott!" Der Herausgeber.

* * *

Tymaia (Angola), den 25. September 1890.

In Nr. 10 des „Gott will es!" las ich mit Freude: P. Wieder, Angola — ihren Brief haben wir erhalten. Bekommen Sie regelmäßig die Zeitschrift „Gott will es!"? — Heute möchte ich mich gern mit Ihren Lesern wieder einmal unterhalten, um ihnen unsere Not, unsere Fortschritte zu zeigen, damit sie auch an der Verbreitung des Glaubens bei uns Teil nehmen können. Nichts wäre mir lieber als eine Glocke, Gabe von unsern lieben Deutschen. Täglich sollte sie unsere Schwarzen zum Gebete und zur Arbeit rufen, jeder Klang wäre für sie wie die Stimme eines Freundes, wie ein Ruf zu Gott. Möchte Gott die Herzen Ihrer lieben, so wohlthätigen Leser doch erweichen, daß sie uns ein so heißersehntes Geschenk machen. Alle Schwarzen, die durch die Stimme der Glocken zum Gottesdienst gerufen werden, würden sicher aus ganzem Herzen auch ein Gebet des Dankes für die Wohlthäter hören lassen.*)

Nun will ich den lieben Lesern von einer Bekehrung erzählen.

Selten glauben die Schwarzen an einen natürlichen Tod, am wenigsten nach einer langen Krankheit des Verstorbenen. Es heißt gleich: die Person war vergiftet, verzaubert, der Missethäter muß gefunden sein und seine böse That büßen. Gewöhnlich ist es der Besitzer vieler Ochsen, der als Missethäter bezeichnet wird, manchmal werden auch arme, aber zahlreiche Familien als Missethäter angegeben, denn, wenn diese keine Ochsen zum bezahlen besitzen, so haben sie doch Hände, um dieselben zu stehlen.

Eines Tages, als ich eben an der Arbeit war, kamen zwei Männer, der eine stark mit Mais beladen. Sie blieben stehen, beide waren Bekannte.

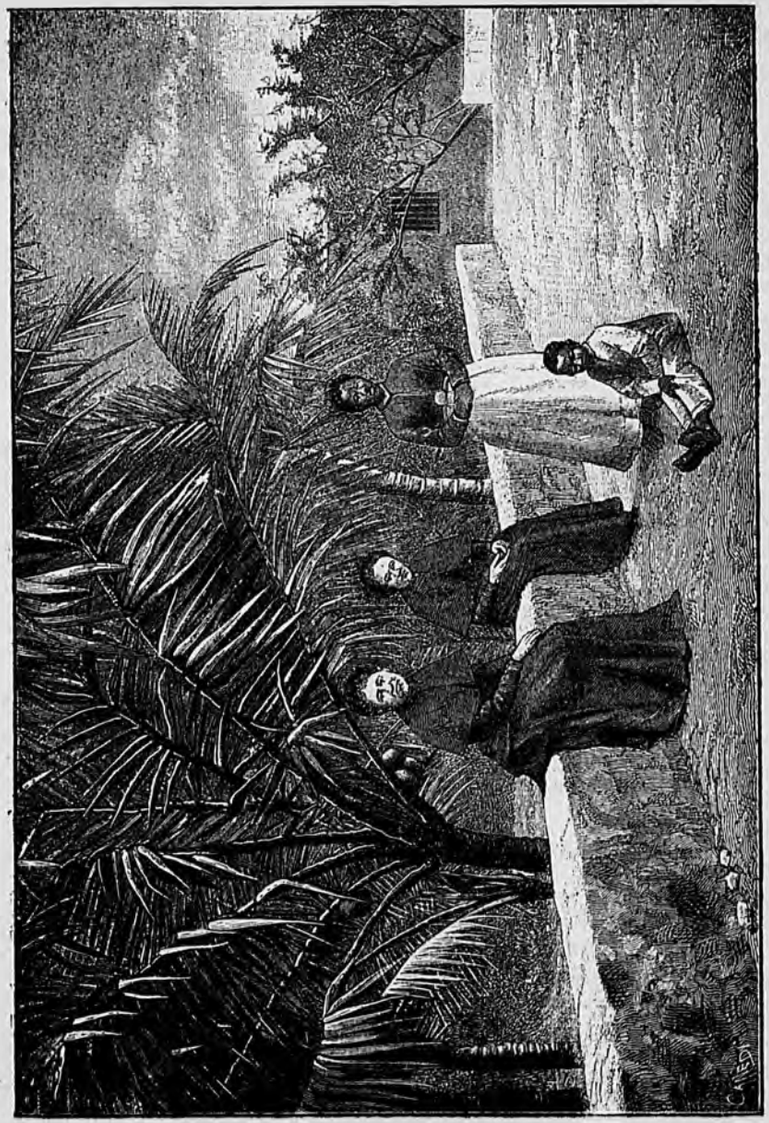
Nun, wo geht Ihr hin, meine Freunde? fragte ich.

Zum Wahrsager.

Was, Ihr gehet zum Wahrsager?

Ja, meine Schwester ist am Sterben, ich will wissen, wer sie sterben macht.

*) Wir haben wegen einer Glocke bei der Glockengießerei von Petit & Gebr. Edelbrock in Gescher angefragt. Ein Glöckchen von 260 Pfund Schwere kostet nach der Preisliste etwa 400 M. Der Fabrikant will aber den größeren Teil selbst übernehmen, so daß wir nur 135 M. zu zahlen haben. Wir bitten also um eine kleine Beisteuer, damit auch in Westafrika eine deutsche Glocke mit eherner Zunge das Lob Gottes verkünde. Die Red.



Die beiden Vorsteherinnen des Hospitals P. f. Frau von den Engeln auf Zanzibar, nößt einer schwarzen Krankenpflegerin. (S. S. 755)

Und diese Frucht da, zu was soll sie dienen?

Zur Bezahlung.

Nun, Freunde, das alles ist zum lachen, niemand hat eure Schwester krank gemacht, Gott allein läßt dies zu. Er allein kann sie wieder gesund machen.

Also liebt uns Gott nicht, wie Ihr, Pater, uns früher gelernt. Obendrein ist er schlecht dazu, wenn er meine Schwester sterben läßt.

Glaubst du denn, deine Schwester könnte immer am Leben bleiben? Ist sie nicht, wie wir alle, sterblich? Sie hat ihr Leben von Gott, sie soll es gut benutzen und dann, wenn es Gott für gut findet, läßt er sie zu sich kommen, um sie für immer zu belohnen. Vielleicht ist ihre Krankheit gar nicht zum Tode, sondern zum Leben. Dumm seid Ihr, daß Ihr dem schwarzen Wahrsager euer Getreide ins Haus traget, nichts, gar nichts kann er durch seine Lüge helfen. Wenn Ihr ihn nicht bezahlen könntet, so gäbe er euch nicht einmal Gehör. Nehmet dieses Stück Fleisch, das ist für die kranke Schwester, gebet ihr diese Arznei zu trinken, ich selbst komme mit euch, gar keine Bezahlung will ich, blos will ich euch zeigen, daß ich euch mehr liebe, als alle eure Wahrsager, die euch blos Lügen sagen.

Heute hat der Pater gesprochen, er sagt keine Lügen, wir gehen zurück, er selbst kommt mit uns, sagte der Bruder der Kranken.

Ist es weit von hier? fragte ich.

Nein, ganz in der Nähe.

Gut, so gehe ich mit, Ihr seid verständige Menschen.

Es war gegen 4 Uhr nachmittags, die Hitze ziemlich stark, mein Strohhut, der schon mehr als einmal durch die Dornen mußte, war schon nicht mehr dicht genug, um mich vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Doch wir gingen vorwärts, bald durch einen Bach, bald über Felsen, dann wieder durch Dornen und hohes Gras, und endlich kamen wir an, nach schier 2 Stunden Marsches. Die alten Schwarzen zeigten sich wohl ein wenig zornig gegen meine Begleiter, die zu früh und ohne den Wahrsager zurückgekommen. Doch ließen sie sich von mir freundlich grüßen, besonders, als sie das Fleisch und die Arznei vor ihren Augen liegen sahen. Ich kniete nieder, um in die kleine Strohhütte hinein zu kommen. Dort befanden sich ungefähr 10 Personen und in der Mitte mehr Rauch als Feuer. Die kranke Person, ungefähr 25 Jahre alt, hatte eine Lungenentzündung und sonst noch was, das ich nicht genau bestimmen konnte. Leicht war es mir, zu erkennen, daß Gott diese Seele für sich auserwählt hatte. Da ich alles verloren sah, und noch ein wenig Zeit gewinnen wollte, um die Kranke unterrichten zu können, goß ich ein wenig Wein mit Zucker in eine Kürbisflasche. Dies muß eine Zeit lang stehen, und dann der Kranken als Trank gegeben werden, sagte ich, vielleicht wird sie besser, doch ist sie sehr krank. Warum seid Ihr nicht früher gekommen?

Nachdem ich die Kranke unterrichtet hatte, taufte ich sie und gab ihr den Namen Melanie. Zuletzt gab ich ihr auch den Wein zu trinken, indem ich sagte: Es ist schade, daß ich nicht eher gerufen worden bin, die Person ist sehr krank, doch wird sie nach diesem Trank einschlafen und ein wenig Ruhe finden. Was denn auch geschah.

Einer der zwei Schwarzen begleitete mich wieder auf meiner Rückkehr und am nämlichen Tage noch nahm die neu gewonnene Seele ihren Flug nach dem wahren Heimatland.

Weniger froh als ich, war man in dem Hause der Verstorbenen. Nach dem Totentanze ging man Stunden weit zum Wahrsager; dieser schien nach einer guten Bezahlung den Verwandten sehr günstig, und am Ende hieß es: 20 Ochsen müssen bezahlt werden! Das Los fiel diesmal nicht auf eine reiche, aber auf eine zahlreiche Familie. Diese war nicht imstande, die 20 Ochsen zu bezahlen. Einige Tage später wurde die Famile durch die Freunde der Verstorbenen überfallen; die Mutter und der älteste Sohn wurden tüchtig durchgeprügelt, gefesselt und fortgeschleppt. Ein, zwei Monate verflossen, die Ochsen waren immer noch nicht bezahlt, und so wurden die zwei Gefangenen täglich geschlagen. 15 Ochsen oder Kühe sind endlich bezahlt, der Sohn wird losgelassen, seine Mutter bleibt gefesselt. Endlich wurde auch sie befreit nach vollständiger Bezahlung. Wo nahmen die Unglücklichen die Ochsen her? Tag und Nacht schweiften sie in der Ferne umher, um anderen Besitzern die Tiere zu entreißen. So geschah es hier und so geschieht es täglich. Die Bestohlenen werden nun wohl zusammenhalten und vielleicht die ganze Familie vernichten.

Möchte Gott doch auf das Gebet unserer guten Leser und Wohlthäter den armen Schwarzen die Augen öffnen und ihnen das Licht der Wahrheit zukommen lassen!

Ein anderes Mal mehr.

Ihr ergebenster P. Wieder.

Mannigfaltiges.

In Heft 14 von „Gott will es!“ brachten wir unseren Lesern die Abbildung des „Hospitals U. L. Frau von den Engeln auf Zanzibar, gegründet von einer wohlthätigen französischen Dame, Madame Chevalier. Unser heutiges Bild auf Seite 753 zeigt die beiden Vorsteherinnen des Hospitals nebst einer schwarzen Krankenpflegerin, gleichzeitig auch ein Stück der herrlichen Palmenanlagen, die dasselbe umgeben. Seit der Gründung des Hauses, 2. Aug. 1884, wurden über 7000 Kranke, meistens Neger und Negersklaven, darin verpflegt.

Der hl. Vater hat den Vorsitzenden des Afrika-Vereins, Herrn Justizrat Sieger in Köln, zum Kommandeur des Pius-Ordens ernannt. Zu dieser Auszeichnung, der zweiten in Kürze, gratulieren wir dem verehrten Herrn von Herzen. Sie ist uns ein neuer Beweis, wie sehr der hl. Vater die Verdienste des Afrika-Vereins deutscher Katholiken um die Zivilisierung Afrikas zu schätzen weiß.

Eine päpstliche Verordnung führt eine allgemeine Kirchenkollekte zu Gunsten der Antisklaverei-Bewegung ein. Dieselbe soll alljährlich am Feste der heil. Dreikönige abgehalten werden.

Emin Pascha hat eine längere Zuschrift aus Tabora, 18. August, hieher gerichtet. Wir entnehmen dem interessanten, von der Kolonial-Ztg. veröffentlichten Bericht das Folgende: „Unsere nächste Aufgabe, nachdem jetzt die Küste zu Ruhe und Frieden zurückgekehrt, ist die Schaffung eines festen Stützpunktes für die deutsche Macht im Innern geworden. Hierzu empfiehlt sich aus vielen Gründen Tabora. In der Mitte nahezu aller bis jetzt begonnenen Verkehrsstraßen gelegen, von der Küste aus verhältnismäßig leicht und schnell zu erreichen, von Leuten bewohnt, die durch lange Berührung mit der Zivilisation für ihre Vorteile, ich sage nicht Segnungen, empfänglich geworden sind, reich versehen mit allem, was zum Leben erforderlich, stark bevölkert und imstande, jede Anzahl von Trägern zu stellen, bietet der Ort alles, was man für eine Hauptstation nur wünschen kann. Daß mit den Arabern auszukommen sei, haben die Erfolge dieser Expedition bewiesen, es wäre thöricht, an ein Vertreiben der Araber aus Mittelafrika zu denken. Für jetzt von Unterdrückung der Sklaverei im Innern von Afrika zu sprechen, ist eine Redensart, deren Realisierung leider für einige Zeit noch unmöglich ist. Unsere Aufgabe für den Moment ist die rücksichtslose Unterdrückung des Sklavenhandels im Großen, die Verhinderung von Raubzügen zur Erlangung von Sklaven und die Aufhebung von Sklavenkarawanen. Zur Erreichung dieser Aufgabe stellen sich zwei Faktoren uns zur Hand, militärische Macht einerseits und die geschickte Benutzung und möglichste Förderung gewisser Missions-Anstalten. Die militärische Macht ist durch die Gründung von Stationen über das Land genügend vertreten. Was die Missionen betrifft, so habe ich nur solche im Sinne, die, statt ihren Zöglingen mechanisches Bibellesen beizubringen und sie auf Kosten frommer Seelen in Europa mit karrierten Hosen zu versehen, ihnen nützliche Kenntnisse beibringen, sie im Ackerbau unterrichten, sie Gewerbe lehren und so jede Missionsanstalt zu einem Kristallisationspunkte für humanitäres Wirken zu machen. Es gereicht mir zur Freude, hierbei an die katholische Mission in Bagamoyo und deren Tochteranstalten zu erinnern. Neben Tabora als Centrum, welches mit ungefähr 150 Mann Soldaten zu besetzen wäre, ist es geboten, drei bis vier größere Stationen, z. B. in Qua Merere, am Tanganjikasee und an passenden Plätzen weiter im Norden anzulegen. Jede solche Station sollte mit 100 Mann besetzt sein unter Führung je eines deutschen Offiziers und mehrerer Unteroffiziere. Die Soldaten sind im Beginn von der Küste zu senden, müssen jedoch nach und nach durch im Lande eingestellte und ausgebildete Soldaten ergänzt und ersetzt werden, weil diese bezüglich Verpflegung weniger Ansprüche machen und mit geringerem Solde zufrieden sind. Das Material für diese Soldaten sind in Freiheit gesetzte Sklaven. Nach gründlicher Bereisung sind eine Anzahl passender Punkte zur Anlegung von Stationen zweiten Ranges ausgesucht, Punkte, welche mit je 50—60 Mann Soldaten zu besetzen, unter Aufsicht eines deutschen Unteroffiziers zu stellen sind und, in passenden Entfernungen von der Hauptstation gelegen, von dieser abhängig gemacht werden. Erste Bedingung für eine gedeihliche Entwicklung ist und bleibt, wie nicht genug betont werden kann, die definitive Besetzung und Aufschließung der Seengebiete. Nur so wäre es möglich, die Verwaltungskosten zu decken. Die Entsendung von Dampfern nach den Seen wäre natürlich von größter Wichtigkeit, nicht allein als Verkehrserleichterung, sondern als offenes Zeichen der besitzenden Macht. Es versteht sich von selbst, daß das Reich für den Beginn Mittel zu bewilligen hätte, um Stationen zu gründen, Soldaten zu bewaffnen, Geschütze und Dampfer zu beschaffen und Mannschaften und Offiziere zu besolden. Schon in kurzer Zeit wäre es möglich, das Land so weit zu heben, daß die Stationen mit geringer Unterstützung auskämen und schließlich sich selbst erhielten.

Auf das, was zu thun ist, hinzuweisen, war des Schreibers Absicht, er würde sich glücklich schätzen, wollte man ihm gestatten zu zeigen, daß, was er gezeigt hat, auch ausführbar ist. Natürlich wäre erste Bedingung für sein Wirken diskretionäre Gewalt, Abtrennung dieser Landesteile vom Küstengebiete und Gestattung einer eigenen Verwaltung mit zweckentsprechender Vertretung an der Küste. Eine Million Mark für den Beginn und später eine halbe Million Mark wären mehr als genügend, die Verwaltungskosten so lange zu decken, bis diese Gebiete aus eigenen Hilfsquellen sich zu erhalten imstande sind." So Emin Pascha.

Deutsches Geld in Ostafrika. Der Kaiser hat der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft das Münzregal verliehen, d. h. das Recht, Münzen für den dortigen Handelsverkehr prägen zu lassen. Bisher waren die Expeditionen nach dem Innern nur auf Waren-Austausch angewiesen. Eine Menge Träger mußten gemietet werden, die die Säcke voll Perlen, Messingdraht und baumwollene Tücher ꝛc. auf ihrem Rücken weiterbeförderten. Das wird sich nun ändern und durch kursierendes Geld eine große Verkehrserleichterung geschaffen werden. Die ersten Münzen sind in Berlin in der königl. Münze geprägt worden. Das erste Hunderttausend derselben ist aber gar nicht nach Afrika gelangt, sondern in Berlin aufgekauft worden. Unsere Abbildung zeigt eine solche Münze in natürlicher Größe.

Die neue deutsche Kolonialmünze.

Es ist eine hübsche Scheidemünze aus legiertem Kupfer, deren Wert ungefähr dem von 3 Pfennigen gleich sein soll. Sie hat reichlich die Größe eines Markstückes, zeigt auf der einen Seite den schön ausgeprägten deutschen Reichsadler, zu dessen Häupten die deutsche Kaiserkrone, umwunden von einem flatternden Fahnenbande, die Schwingen sind weit ausgebreitet, auf der Brust sieht man

in einem Kranze das kaiserliche Wappen, die Füße zeigen scharfe Klauen und aus dem mächtig gebogenen Schnabel züngelt es hervor. Der Rand trägt in lateinischen Buchstaben die Inschrift: Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft. Der Revers besagt dasselbe in arabischen Schriftzeichen. Inzwischen ist auch noch eine Silbermünze geprägt worden, von der wir unseren Lesern demnächst ebenfalls ein Bild bringen werden.

Frhr. v. Soden und der bisherige stellvertretende Reichskommissar Schmidt sind auf dem Wege nach Europa. Freiherr v. Soden hat Dar-es-Salaam als Sitz der Regierung auserwählt.

Major v. Wißmann ist in Zanzibar wieder eingetroffen. Er gedenkt seine Thätigkeit nach dem Innern zu verlegen, um alles für seine nächstjährigen Arbeiten vorzubereiten. Einer Meldung aus Zanzibar zufolge hat der oft genannte Indier Seewa Hadji, welcher 1889 in Berlin war, den Auftrag erhalten, für den Reichskommissar, der einen Zug bis an die Seen machen wolle, mehrere tausend Träger anzuwerben. Major v. Wißmann betrachtet es als seine Hauptaufgabe, die Karawanen-Straßen zu sichern und die im Innern wohnenden Stämme mit allen zulässigen Mitteln zu gewinnen. Er wird daher wahrscheinlich zunächst Emin Pascha auf seinem bisherigen Wege nach dem Viktoria Nyansa folgen, da dessen Befugnisse sehr eng gezogen sind, und sein Augenmerk auf die Errichtung weiterer Stationen richten. Insbesondere soll den Eingeborenen die deutsche Macht mehr vor Augen geführt und sie zur Ruhe und Ordnung gebracht werden. Auf diese Weise würde der Weg geebnet werden für die im nächsten Sommer geplante Fortschaffung des Dampfers von der Küste nach dem Viktoria Nyansa.

Zur Ermordung Künhels. Die nach der Niedermetzelung der Küntzel'schen Expedition als Bevollmächtigte der Küntzel'schen Gesellschaft nach Lamu abgereisten Herren von Carnap-Quernheimb und Gustav Denhardt haben dem Geh. Regierungsrate Bormann in Oldenburg, dem Vorsitzenden der Küntzel'schen Gesellschaft, einen ausführlichen Bericht über die traurigen Vorgänge im Witulande übersandt, aus welchem folgendes zu entnehmen ist: Die beiden Bevollmächtigten sollen beim deutschen und beim englischen Konsulate in Zanzibar für die Küntzel'sche Expedition als solche einen Entschädigungsanspruch von 62000 Mark angemeldet haben. Die Entschädigungsansprüche für die einzelnen ermordeten Beamten der Expedition bezw. deren Hinterbliebene werden vom Geh. Reg. Rate Bormann direkt beim Reichskanzler von Caprivi geltend gemacht werden. Allerdings giebt es nach Ansicht des Herrn v. Carnap-Querheimb nur geringe Aussicht auf Erlangung einer pekuniären Entschädigung. Geld sei allerdings genug vorhanden; aber einen Teil desselben haben die Eingeborenen vergraben, der andere größere Teil steckt in den Geschäften der Indier und Araber. Daß letztere auf Befragen der englischen Behörden die des Mordes verdächtigen Eingeborenen zu entlasten suchen, ist selbstverständlich. Die Meldung der „Kreuz-Zeitung" von der Verhaftung Kurt Toeppens durch die Engländer in Lamu bewahrheitet sich nicht. In Hamburg ist dem „B. T." zufolge ein Brief Toeppens aus Zanzibar eingetroffen, aus welchem sich ergiebt, daß die Engländer der Abreise Toeppens von Lamu nichts in den Weg stellten. Toeppen ist nach den letzten Nachrichten bei der deutschen Verwaltung als Dolmetscher angestellt worden.

Stokes' Expedition. Über die Expedition des im deutschen Auftrage nach Tabora entsandten Irländers Stokes hat der demselben beigegebene Sekonde-Lieutenant der Schutztruppe, Sigl, folgendes mitgeteilt: Der von der Küste bis nach Mpwapwa zurückgelegte Weg ist in vorzüglichem Zustande, ebenso die Proviant-Verhältnisse. Die Bevölkerung zeigt sich überall ruhig, willig und entgegenkommend. An einigen kleineren Orten ist noch ein gewisses Mißtrauen und Angstgefühl vorhanden; die Leute werden sich aber leicht und bald daran gewöhnen, die deutschen Karawanen mit Freuden zu begrüßen und ihre Ortschaften nicht zu verlassen. Die Haltung der Stokes'schen Karawanenleute ist eine sehr gute. Man muß die Ordnung, Treue, Ehrlichkeit, sowie den Humor der bis aufs äußerste angestrengten Träger bewundern. Trotz im Anfange der Reise eingerissener epidemischer Dysenterie unter den Trägern ist bis heute keine von den 2500 von Stokes geführten Lasten zurückgeblieben. Sicherheit und Ordnung herrscht auf der Karawanenstraße, auf welcher noch vor kurzer Zeit Diebstahl, Raub und Mord zur Tagesordnung gehörten. Überall sind Kulturen angepflanzt, die Eingeborenen geben sich ihrer friedlichen Beschäftigung hin und freuen sich der reichen Ernte. Bis heute war die Verpflegung der Europäer, der Mannschaften und Karawanenleute, eine außerordentlich günstige und billige, da die Bevölkerung von allen Seiten freiwillig herbeigeströmt war, um der deutschen Flagge ihren Tribut in Gestalt von Nahrungsmitteln darzubringen. In Mambodja hat sich der englische Missionar Wood außerordentliche Mühe gegeben, den Eingeborenen Achtung vor den Gesetzen beizubringen; dieser Bezirk ist wirklich musterhaft in seiner Haltung. Die Jumbes einzelner, mehr entlegener Ortschaften führten Klage über den Unfug, den Landstreicher (besonders Küstenleute) treiben, indem sie sich als Soldaten und Boten der Deutschen ausgeben und die Bevölkerung in Kontribution ziehen. Diese Jumbes wurden selbstverständlich genau instruiert, daß alle von der Schutztruppe entsandten Boten u. s. w. ihr Poscho bekämen und daher ihre Verpflegung zu bezahlen hätten; sollte ein oder der andere Landstreicher festgenommen und auf eine Station gebracht werden, dann würde sicher die strengste Strafe über denselben verhängt. Der Gesundheitszustand der Europäer und Mannschaften war ein guter. Es war niemand krank.

Bücherschau.

Von der überaus rührigen Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, welche neulich die deutsche Ausgabe von Stanley's „Im dunkelsten Afrika" in den Handel brachte, liegen drei Seitenstücke dazu vor: 1. Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria, von Monteney Jephson; 2. Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai in den Jahren 1883, 1884 und 1885. Von H. von Wißmann, L. Wolf, C. v. François und Hans Müller; 3. Kriegsbilder aus dem Araberaufstande in Deutsch-Ostafrika, von H. F. v. Behr, Offizier in der Schutztruppe. — Alle diese Werke sind hochinteressant und prächtig illustriert; wir werden darauf zurückkommen; einstweilen wollen wir sie bestens empfohlen haben.

Für den Weihnachtstisch.

In 4. Auflage vollständig erschienen ist vor kurzem die **Allgemeine Realencyklopädie,** oder Konversationslexikon für alle Stände 13 Bände. Regensburg, Verlagsanstalt, vorm. Manz. Ein Konversationslexikon ist heutzutage ein wirkliches Bedürfnis für jeden Gebildeten, besonders für jeden Zeitungsleser, denn es giebt raschen Aufschluß über alle nur möglichen Dinge und Begriffe. Da aber in einem solchen Werke auch Artikel vom religiösen Gebiete, aus der Geschichte, Theologie, Liturgie u. s. w. behandelt werden müssen, so müssen wir Katholiken auch fordern, daß diese Punkte von wirklich fachkundigen Personen behandelt sind und den katholischen Grundsätzen, sowie der Wahrheit nicht widersprechen. Deshalb begrüßen wir mit Freude das Fertigwerden des oben genannten Werkes, denn vor allen ähnlichen Unternehmungen, von Brockhaus, Pierer, Meyer und andern, zeichnet sich das Manz'sche Lexikon vor allem dadurch aus, daß aus ihm allein richtige Anschauungen über kirchliche Lehren und Einrichtungen, Zustände und Ereignisse geschöpft werden können. — Der Hauptwert des neuen Manz besteht darin, daß er die katholischen Glaubenslehren katholisch hinstellt, und daß er den Verdiensten der Katholiken um Wissenschaft und Kunst, wie auf politischem Gebiete gerecht wird. — Daneben schenkt das Werk den neuesten Forschungen der Naturwissenschaft in ihren verschiedenen Zweigen die nötige Aufmerksamkeit. Ein sehr kompetenter Beurteiler, der „Litter. Handweiser", sagt darüber: „Wir können uns nicht genug freuen, daß wir endlich einmal ein Werk dieser Art besitzen, welches bei größerer innerer Gediegenheit, guter Einrichtung und knapper Sprache — erstens und vor allem nirgendwo den Gefühlen des Christen und Katholiken ins Gesicht schlägt, zweitens die streitigen Fragen vom christkatholischen Standpunkte aus behandelt, und drittens eine Menge von Dingen berichtet und erläutert, die dem Katholiken wissenswürdig sind, gleichwohl aber von den andern Encyklopädien ganz vernachlässigt wurden. Ein deutscher Katholik, der ein großes Konversationslexikon für sich nötig oder nützlich findet, darf künftighin nur das Regensburger gebrauchen." Hinzufügen wollen wir nur noch, daß das Werk billiger ist, wie die übrigen Konversationslexikons; es umfaßt 13 Bände (eleg. geb. in Halbfrz. à 7,30 M.) und erleichtert die Verlagshandlung den Bezug nach Möglichkeit. Als ein ebenso reiches als nützliches Weihnachtsgeschenk kann das Werk unbedingt empfohlen werden.

Noch ein außerordentlich interessantes und für den Weihnachtstisch wie geschaffenes Werk müssen wir erwähnen: **Ben Hur.** Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Von Levis Wallace. Autor. Übersetzung von B. Hammer. — Der amerikanische General Wallace hat sich in dieser überaus ansprechenden und von tiefen Studien zeugenden Erzählung in Wahrheit ein litterarisches Denkmal geschaffen. Die Aufgabe, einen Roman zu schreiben, in welchem das Leben, die Sitten und Auffassungen der Völker zur Zeit des Welterlösers mit Wahrscheinlichkeit wiedergegeben werden, in welchem der Gottessohn selbst eine Rolle spielt, war eine überaus schwierige. Wallace hat sie glänzend gelöst; jeder Katholik wird das Buch mit Freude und oft mit innerer Bewegung lesen. Der Verlagshandlung (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) rechnen wir es als ein Verdienst an, daß sie das bisher noch teure zweibändige Werk jetzt in einem Bande, hübsch ausgestattet und elegant gebunden, für einen sehr mäßigen Preis in den Handel bringt, so daß auch der minder Bemittelte die Ausgabe nicht mehr zu scheuen braucht. Preis 3 M. und 2 M.

Wir wollen unsere Weihnachts-Bücherschau nicht schließen, ohne noch mit warmer Empfehlung unseres Verbündeten im Kampfe gegen Sklaverei und Heidentum zu gedenken. Die **Katholischen Missionen** von Herder in Freiburg werden jedem Leser unseres Blattes, welcher mehr für seine Unterhaltung anwenden kann, stets eine angenehme Lektüre bieten. Wie sehr sie

es verstehen, das Interesse für die Missionen anzuregen, beweist wohl die Thatsache, daß sie in den langen Jahren ihres Bestehens bereits mehr als eine Million Mark für Missionszwecke gesammelt haben. Möge das Blatt wie auch unser „Gott will es!" immer mehr blühen und gedeihen zum Besten der unglücklichen Brüder in fernen Weltteilen.

Auch **„Die katholische Welt"** (A. Riffarth in M.Gladbach) ist ein Blatt, welches man jedem Katholiken bestens empfehlen kann. Während die Nicht-Katholiken längst über eine große Anzahl illustrierter Blätter verfügen, welche alle sehr gute, vielfach glänzende Geschäfte machen, zum großen Teile auch — leider! — in katholischen Kreisen ihre Abonnenten finden, waren wir Katholiken bis vor wenigen Jahren auf die **Alte und neue Welt** und den **Deutschen Hausschatz** angewiesen. Zu diesen jedenfalls recht vorzüglichen Blättern ist nun **Die katholische Welt** getreten, ein illustriertes Blatt, welches durch gediegene Artikel, interessante Erzählungen, Nützliches und Belehrendes, verbunden mit schönen Illustrationen, bereits großen Anklang gefunden hat. Der Preis ist billiger, wie der jener oben genannten Blätter, er ist so niedrig, daß man das Unternehmen geradezu ein kostspieliges Wagnis des Herausgebers nennen kann. Um so mehr muß man erwarten, daß die Katholiken das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und durch zahlreiches Abonnement nicht blos die Existenz, sondern auch die Fortentwicklung eines solchen Blattes sichern.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

Diözesan-Verein Münster.

Im Monat November gingen ein aus:

Lobberich 110 M. — Holthausen 42 M. — Horst 127 M. — Hoetmar 26 M. — Havixbeck 56 M. — Münster (Ägidie) 200 M. — Hommersum 87 M. 70 Pfg. — Cleve 119 M., dsgl. Heidenkind 21 M. — Herongen 60 M. — Hau 55 M. — Seppenrade 440 M. — Dilkrath 22 M. — Keeken 73 M. — Horneburg (2. Sendung) 50 M. — Schöppingen 310 M. — Flaesheim 4 M. Hohenholt 69 M. 95 Pfg. — Eppinghoven (nachträgl.) 12 M.

Münster, den 1. Dez. 1890. Kropp Gen.-Vic.-Sekretär, Schatzmeister.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

(Bis einschließlich 3. Dezember.)

Für zwei weitere Harmoniums: H. Brands, Büderich, 5 M. — C. M. Lordick, Bottrop, 6 M. — R. R. R., Berlin, 2,80 M. — v. Kehler, Berlin, 3 M. — C. Ferber, Werden, 2 M. — Laudate Dominum in tympano etc. 5 M. — Kaplan Schmellebrink, Cappenberg, 22 M. — J. K. G. S. E. 1,20 M. — Pfr. Bieger, Herrnsheim, 4,32 M. — Vikar Blaesen, Inden, 10 M. — M. Fürstenau, Schöppingen, 5 M. — Pfr. Schmitz, Dhorn, 1,50 M. — Frhr. v. Ayx, Bedburg, 4 M. — Erzpriester Stiller, Wangern, 46,30 M. — Pfr. Theilen, Schönenberg, 1,80 M. — Frhr. v. Marquardt, Potzitten, 6 M. — Frau P. Wasmer, Freiburg (B.), 3 M. — N. E., N., 1 M. — L. S., Münster, 1 M. — Theod. Droste, Oberkirchen, 1 M. — Maria Sauerwald, Nordenau, 1 M. — Ung., Münster, 1 M. — A. W., Münster, 2 M. — Pfr. Tödle, Dillishausen, 2 M. — Gymnasiasten in Rottweil 18,55 M. — Bernard Bactubbe, Sagerrz, 45 Pfg. — F. Boedef., Freiburg (B.), 50 Pfg. — Lav. Blessing, Rosenberg, 1,60 M. — Josefine Blömke, Aachen, 1,50 M. — Matthias Wellnig, Altendorf, 70 Pfg. — Al. Hoenig, Sohn, Siegfriedswalde, 3 M. — Kaplan Maas, Dieblich, 5 M. — Emilie Ehreusp., Müllheim, Baden, 2 M. — Pfr. J. Nothhelfer, St. Ulrich, 1 M. — Frau v. Biegeleben, Darmstadt, 2 M. — A. Schütz, Eckfeldt, 3 M. — Al. Meyer, Schönefeiffen, 2 M.

— Anna und B. M., Burgsteinfurt, 1 M. — Graf Heinrich Adelmann, Sigmaringen, 5 M. — Ung., Achtum, 1 M. — O. B., Schluchsen, 2 M. — Pfr. Killmann (durch Heinr. Schöningh) 50 Pfg. — Ung., Weilbach, 2 M. — Ung., Osterwick, 1 M. — Ein armer Dienstbote, St. Thomas, 50 Pfg. — Rektor Glombick, Schweidnitz, 1 M. — Bergmann H. H., Münsterbusch, 1 M. — Koop. Stift, Bruck a. d. Leitha, 10,59 M. — Karl Hiltenkamp, Stuttgart, 3 M. — Pfr. Hormes, Birten, 1,40 M. — Heinrich Winstermann, Leverkusen, 80 Pfg. — Bergmann Klever 1 M. — Pfr. Dolmann, Resrath, 2 15 M. — Jak. Statzner, Elville, 1 M. — Mich. Unser, Muggensturm, 3 M. — Franziska Robbert, Lünen, 4 M. — H. Rohl, zum Troste der armen Seelen, 2 M. — K. W. Klarmann, Tretzendorf, 4,30 M. — P. Dons, Idung, 5 M. — J. B. Wemmer jun., Mülheim, 1 M. — Ung., Hofheim, Taunus, 2 M. — Ein Katholik aus Kassel 1 M. — J. Forstmann, Neuenkirchen, 1 M. — A. S., Münster, 1 M. — Gerichtsvollzieher a. D. B., Burgsteinfurt, 1 M. — B. Ebel, Soest, 1 M. — J. Lied sen., Warmbrunn, 50 Pfg. — Maria Wolff, Koblenz, 1,95 M. — Jos. Schall, Benef., Bruck, 6 M. — Fr. Mann, Breslau, 1,65 M. — L. Abthoff, Einbeck, 1,50 M. — Anna Steinky, Heilsberg, 1 M. — H. Müller, Greifswald, 1,50 M. — J. Gahrmann, Greifswald, 1,50 M. — J. B. Mayer, Freiburg (B.), 5 M. — Aug. Busse, Hannover, 2 M. — G. Rindermann, Rethen a. d. Leine, 1 M. — G. O., Erfurt, 1 M. — Paul Helf, Urmitz, 85 Pfg. — Pfr. Koos, Niederemmel, 1 M. — J. St., Koblenz, 3 M. — Dechant Dietz, Piesport, 3 M. — Joh. Grote 2 M. — K. J. Lill, Rüdesheim, 5 M. — Pfr. Strehl, Reimerswalde, 2 M. — „Ein armer Teufel" 1 M. — „Axuilium Christianorum, ora pro nobis!" 3 M. — Amtsger.-Sekr. Graben, Striegau, 2 M. — Haus Dankau 6 M. — Kaplan Dr. W. F., Jena, 95 Pfg. — stud. theol. Sch., Paderborn, 1 M. — Pfr. Pütz, Listig, 2 M. — Pfr. Breuer, Pfaffenwiesbach, 3 M. — Zu Ehren der hl. Cäcilia 1 M. Aug. D. in D. 50 Pfg. — Aus Altäre (Übersch.) 50 Pfg. — Aus Salzig 1 M. — Lehrer Godduhn, Schlesien, 1 M. — N. N., Fulda, 1,50 M. — H. Löken, Neuenkirchen, 5,10 M. — Eine Witwe „zum Troste der verstorbenen Mitglieder meiner Familie und zum Segen für die Lebenden" 50 M. — C. Pf., Montjoie, 4 M. — Postdir. a. D. Sch. in Schw. 1 M. — A. Mühlebach, Luzern, 4 M. — G. T., Bautzen, 1 M. — Ung. in E. 22 M. — Benef. Pröll, Freystadt, 2 M. — Quartaner H. Aßmann, Namslau, 1,10 M. — Rektor Degener, Breden, 2 M. — Dr. Spannenkrebs, Rössel, 4,50 M. — Lehrer Schwab, Ochtendung 2 M. — Vikar Kampel, Ostbevern 1 M. — Aus Brilon „zum Troste der armen Seelen" 2,95 M. — Aus Merkstein 9 M. — Pfr. Sch., Heimbach, 1 M. — G. Müller, Kirchen, 2 M. — Koop. Everke, Ottmansbocholt, 12,27 M. — Rektor Ohters, Xopel, 4 M. — Vikar Beltmann, Drensteinfurt, 4,70 M. — Franz Stams, Liebenthal, 3 M. — Rektor Streppelhoff, Ochtrup, 6 M. — Pfr. Ludwig, Kämmerzell bei Fulda, 6 M. — Pfr. Dorn, Rheidt, 4,50 M. — Rektor Quant, Cornelymünster, 4 M. — Aus Worringen (Übersch.) 20 Pfg. — Pfr. Hinckers, Griethausen, 2 M. — Rektor Hofmann, Greven, 6 M. — Pfr. Kellerwessel, Rinkerode, 1 M. — Frau Notar Stett, Wolfstein, 5 M. — P. Schw., Leisnitz, 3 M. — Viktor Franck, Aachen, 3,05 M. — Moorkamp, Dinklage, 17 M. — Kaplan Vogelsang, Letmathe, 1,10 M. — Rektor Hauschop, Bruch, 6,60 M. — Von drei Lesern in Elberfeld 6 M. — Pfr. Huckestein, Rhode, 3 M. Zusammen 519,43 M.

Für St. Ottilien: Eine junge Frau aus Stade ein weißseidenes Brautkleid zur Anfertigung von Paramenten. (Direkt übersandt.)

Für die Patres vom hl. Geiste: Von Küster H. in R.: Für 9 hl. Messen 9 M. und zwar: 1 hl. Messe für diejenige Seele, welche dadurch in den Himmel kommt und für die Wiedererlangung der Gesundheit meiner Frau bittet, 8 hl. Messen mit vorbehaltener Intention für B. in R. — N. E. N.: 2 M. für 2 hl. Messen für die Seelenruhe meiner Eltern. — H. Müller in Greifswald: 50 Pfg. — Dech. Dietz: Für ein Sklavenkind 8 M. — N. N.: 70 Pfg. — 4 Z 8: Ein Sklavenkind mit Namen Josef Karl Franz Xaver 72 M. 38 Pfg. — Ungenannt in E.: 3 M. für 3 hl. Messen und zwar eine für einen bestimmten Verstorbenen, eine für alle Verstorbenen einer Familie und eine dritte zu Ehren des hl. Josef in einem besonderen Anliegen. Zusammen 95 M. 58 Pfg.

Für die Mission in Par-es-Salaam: Für 2 Patenkinder: Johanna und Katharina 50 M. — Für Negerkinder von N. E. 2 M. — Desgleichen von Anna und B. Meinken, Burgsteinfurt, 4 M. — Pfr. G. Krug desgleichen 1 M. 5 Pfg. — Wilhelmine M. desgleichen 20 Pfg. — Pfr. Winkler in Gemen 21 M. Zusammen 78 M. 25 Pfg.

Sehr viele dieser Gaben sind als Überschuß aus den von uns versandten Agitationszetteln **„Afrikas Klage"** eingegangen. Wir halten dieselben für eifrige Sammler noch vorrätig in der Redaktion wie in der Expedition.

Jeder, der uns eine Gabe einsendet und seine Adresse nebst 5 Pfg. Rückporto beifügt, erhält eine **Antisklaverei-Broschüre gratis** zugesandt.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrikaverein: Aus Viersen: Wwe. Schaub 5 M. — Chr. Rox 50 Pfg. — Frau P. S. 1 M. 80 Pfg. — Verkauf von Afrikas Klagen 6 M. 20 Pfg. — Für ein besonderes Anliegen 1 M. Zusammen 14 M. 50 Pfg.

2. Für zwei neue Harmoniums: A. W., Everswinkel, 5 M. — R. Petsch, Liegnitz, 10 M. — Fr. Fiedler, Drogelwitz, 3 M. — L. Hoffmann, Woischau, 1 M. — A. Maluche, Woischau, 1 M. — Ungenannt, Dortmund, 1 M. — Alex. Hesse (Aus der Sparkasse) 2 M. — N. H., Oberlahnstein, 3 M. — Pfarrer Schimmelpfennig, Igel, 2 M. — Dr. Liedtke, Frauenburg, 2 M. 20 Pfg. — Clemens Leuth 5 M. 10 Pfg. — Ungenannt, M.Gladbach, 1 M. 20 Pfg. — H. Köchter, Courl, 1 M. 50 Pfg. — Ungenannt, Rheindahlen, 1 M. 50 Pfg. — F. Momber, Danzig, 2 M. — Zu Ehren der unbefleckten Empfängnis der allers. Gottesmutter 1 M. — Jos. Katterbach, Einruhr, 1 M. — L. Kreuzeder, Eham, 2 M. 50 Pfg. — J. Lallinger, Simling, 75 Pfg. — H. Löcken, Neuenkirchen, Sutrum-Harum 27, 5 M. — Ungenannt, Borst, 2 M. — L., Bockenrade, 45 Pfg. Zusammen 54 M. 20 Pfg.

3. Zum Unterhalte der Schwestern in St. Ottilien: R. Petsch, Liegnitz, 5 M. — Ungenannt, Dortmund, 1 M. — J. Katterbach, Einruhr, 1 M. Zusammen 7 M.

4. Für die Väters vom hl. Geiste: Jos. Adams, Mersdorf, für 3 hl. Messen 3 M. — A. E. Klein, Nüfflingen, für eine hl. Messe zu Ehren U. L. Frau vom göttl. Herzen Jesu 1 M. 10 Pfg. — J. Lallinger, Simling, für 2 hl Messen für die armen Seelen 2. M. — Zum Loskaufe von Sklavenkindern: R. Petsch, Liegnitz, 10 M. — Pfarrer Sauer, Helden, 21 M. — Ungenannt, Rheindahlen, 1 M. 50 Pfg. — P. J. Schütt, Einruhr, 2 M. — Ungenannt, Borst, für 3 Patenkinder mit Namen Theodor, Katharina, Maria, 63 M. Zusammen 103 M. 60 Pfg.

5. Für die Weißen Väter Lavigeries: Jakob J., B., zum Danke für die Befreiung von einem schweren Halsleiden durch die Fürbitte der hl. Mutter Gottes und des hl. Josef 1 M. 50 Pfg. — R. Petsch, Liegnitz, für 2 hl. Messen 3 M. — Ungenannt, Dortmund, 1 M. — H. Richter, für 3 hl. Messen für unsern verstorbenen Vater 3 M. — Ungenannt, N., für 1 hl. Messe um Gnade der Beharrlichkeit in standesgemäßer Keuschheit und Erhörung zweier hierauf bez. Bitten 1 M. 50 Pfg. — L. Kreuzeder, Eham, für 2 hl. Messen für den verstorbenen Abonnenten Rupert Brandner 5 M. — Durch unsern Agenten Jos. Kogel in Stolberg bei Aachen: Von Familie Weidmann, Stolberg-Mühle, für 31 hl. Messen für den verstorbenen Heinrich Weidmann 31 M. — Von Frau T., Stolberg, für 1 hl. Messe um den göttlichen Beistand in einer schweren Stunde zu erflehen 1 M. — Von Frau Königs, Stolberg-Mühle, für 1 hl. Messe zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M. — Von Frau Contraell,

Münsterbusch, für 3 hl. Messen zu Ehren der hl. Mutter Gottes 3 M. — Von Frau Kl., Stolberg, für 2 hl. Messen für die Verstorbenen 2 M. — Von Jakob Moritz, Stolberg, für 3 hl. Messen für bestimmte Abgestorbene 3 M. — Für 1 hl. Messe zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes, um eine glückselige Sterbestunde zu erlangen 1 M. — Für eine hl. Messe zu Ehren der hl. Apollonia 1 M. — Für eine hl. Messe zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M. — Für 2 hl. Messen für die Abgestorbenen 2 M. — Für 2 hl. Messen für die armen Seelen 2 M. — Von P. G. für 3 hl. Messen für die Abgestorbenen 3 M. Zusammen 51 M.

6. Für die Mission in Dar-es-Salaam: Vikar Schnettler in Ölinghausen, gesammelt von Lesern der „Sonntagsblumen" für 7 Heidenkinder mit Namen: Johannes Baptist, Agnes, Richard, Joh. Evang., Maria Magdalena, Maria, Elfrieda 147 M. — E. Niedermann, Herrals, als Patengeschenk 10 M. — L., Bockenrade, einem Heidenkinde, namens Theresia, zuzuwenden 1 M. Zusammen 158 M.

7. Für die Mission am Zambesi: Gesammelt von Pfarrer Bihlmeyer in Zimmern 5 M. — Kayser, Mülhausen, für Heidenkinder 70 Pfg. — Poellath, Mülhausen, für Heidenkinder 55 Pfg. Zusammen 6 M. 25 Pfg.

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Alle im letzten Jahre aus unserem Leserkreise Verstorbenen. — Das leibliche und geistige Wohl unserer Freunde. — Eine arme Familie. — Eine Witwe in Sorgen. — Ein ganz dringendes Anliegen. — Um den Beruf zum Missionar. — J. St.: Erlangung der Gesundheit meines Bruders. — Pfr. B.: Um eine glückselige Sterbestunde. — Wwe. Sp.: Zum Troste der verstorbenen Mitglieder meiner Familie und um Glück und Segen für die Lebenden. — M. S. in E.: Alle Anliegen einer Familie. — Alle Verstorbenen einer Familie. — Einen Wohltäter. — Das leibliche und geistige Wohl mehrerer Familienmitglieder. — Fr. F. in D.: Um eine selige Sterbestunde. — L. H. in W.: Ein Ehepaar um ein christliches Leben. — A. M. in W.: Um glücklichen Fortgang in der Wirtschaft. — Für die Bekehrung eines Bruders. — Ein eigenes Anliegen. — Einen langjährigen Gelegenheitssünder um Befreiung von seinen Lastern. — Zum Jesukindlein in der Krippe um Gewährung einer langersehnten Freude zu Weihnachten. — Zur hl. Familie für 2 Seelen um Reinheit. — Um Glück in der Lotterie. — Eine kranke Frau, welche schon über ein Jahr leidet, kleinmütig und melancholisch ist, um Wiedererlangung der Gesundheit. — Alle zu spät eingelaufenen Anliegen.

Briefkasten der Redaktion.

Ans Christkindchen: Als Weihnachtsbescherung wünschen wir für uns so viel 50-Pfg.-Stücke als Leser dies Heft in die Hand nehmen, damit würden wir unsere Harmoniums und das Glöckchen für Angola bezahlen können; für unsere Leser aber jenes Glück und jenen Himmelsfrieden, der denen verheißen ist, „die guten Willens sind". — **Allen Freunden in Afrika:** Unsere herzlichsten Neujahrsgrüße! Gott segne Euer heldenmütiges Ringen auch im Neuen Jahre. Gedenket auch unser in Euren Gebeten! — **Frl. J. L.:** Bestellen Sie doch per Post, aber vor dem 1. Januar, später zahlen Sie 10 Pfg. Strafgeld, wegen verspäteter Bestellung. — **Nach Amerika:** Gruß aus der alten Welt! Prosit Neujahr! — **L. T. in Ostercappeln:** Betrag für Zettel dankend erhalten. — **H. B. in D.:** Mitteilung hat uns recht gefreut. Hoffentlich wird dem armen Kerl nun geholfen sein. — **Nach Trebendorf:** Das Bonifaciusblatt erscheint in Paderborn.

(Schluß der Redaktion am 4. Dezember.)

An unsere Leser.

Mit dieser Nummer schließen wir den zweiten Jahrgang. Wir haben uns bestrebt, unseren Lesern zu bieten, was eben möglich war, und die vielen anerkennenden Zuschriften, noch mehr aber die so reichlichen frommen Gaben für unsere Missionszwecke, beweisen uns, daß unser Blatt in zahlreichen katholischen Familien bis weit über Deutschlands Grenzen hinaus ein lieber Freund geworden ist. Möge dieses schöne Verhältnis so bleiben, möge es „Gott will es!" vergönnt sein, alle Jahre mehr für die gute Sache leisten zu können. Ohne Zweifel wird es von Jahr zu Jahr interessanter werden, die fortschreitende Entwicklung der Dinge in Afrika zu verfolgen, und unser Blatt wird dadurch an Wert immer mehr gewinnen. Wir bitten also dringend, uns in unserem Streben unterstützen zu wollen, sowohl was die Verbreitung des „Gott will es!" anbetrifft, als auch die Förderung der guten Werke, welche den heldenmütigen Missionaren und den armen schwarzen Brüdern zu Gute kommen. Ohne Zweifel wird Gott das Gebet der Missionare und bekehrten Neger erhören und unseren verehrten Lesern und freundlichen Leserinnen ihre Opferwilligkeit tausendfach vergelten! In diesem Sinne wünschen wir von Herzen allen

frohe Weihnachten und ein glückliches Neujahr!

« Zur Unterhaltung. »

Der Schwur.

Eine Sklavengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Nach **Raoul de Navery.** (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Gestärkt und getröstet durch dieses Gebet, kehrte Hayda in ihre Gemächer zurück. Die Nacht bricht herein, sie ist allein, der Schlaf schließt ihr die Augen. Da bietet sich ihrem geistigen Auge eine ganz neue Erscheinung. Das Zimmer erfüllt ein himmlisches Licht, sie glaubt sich in einen paradiesischen Garten versetzt, in dem jedes Blatt berauschende Wohlgerüche ausatmet. Eine sanfte Stimme schlägt an ihr Ohr.

Du hast mich gerufen, Tochter des Orients, hier bin ich, erkenne den Sultan der Blumen.

Hayda erstaunte. Der Blumen-Sultan, den sie sich mit königlichem Purpur bedeckt vorgestellt hatte, trug ein schlichtes Gewand von brauner Wolle, über welches ein Mantel von himmelblauem durchschimmernden Gewebe geworfen war. Dichtes blondes Lockenhaar fiel auf die Schultern herab; eine himmlische Majestät bestrahlte die Gestalt, Sanftmut erfüllte den Blick, die Lippen lächelten freundlich.

Herr, sagte Hayda ganz verwirrt, Herr, du weißt, daß ich dich liebe!

Willst du mir folgen, Hayda?

Wirst du mich in die Gärten deines Vaters führen?

Du sollst die Hälfte meines Königreichs besitzen.

Es genügt mir, wenn ich deine Sklavin sein darf.

Ich habe keine Sklavinnen, aber treue Gattinnen.

Herr, begann Hayda wieder, Herr, sage mir, warum trägst du rote Rosen in der Hand?

Es sind Rosen, erblüht auf dem Kalvarienberge, ewige Blumen, im Blute des Lammes gerötet.

Herr, diese Rosen ziehen mich an durch ihren geheimnisvollen Wohlgeruch.

Diese Blumen darfst du selbst pflücken.

Was muß ich dazu thun? fragte Hayda eifrig.

Verlaß diesen Palast und das Haus deines Vaters, reise nach Europa; dort wirst du erfahren, was ich von dir fordere.

Die Vision verschwand in einer lichten Wolke und Hayda erwachte. Es schien ihr, als ob das Zimmer von nie geatmeten Wohlgerüchen erfüllt sei. Sie erinnert sich der Erscheinung, denkt darüber nach, die letzten Worte des Blumen-Sultans tönen ihr beständig in den Ohren. Ausgenommen einer Sklavin, ihre Amme, deren Ergebenheit sie sicher, sagt sie niemandem ein Wort, heimlich verläßt sie das Haus und eilt, in ihren Schleier gehüllt, nach dem Hafen.

Dort trifft sie auf einen Greis, mit einer Kutte bekleidet. Dieses ärmliche Kostüm erinnert sie lebhaft an jenes des Blumen-Sultans, sie geht auf den Mönch zu, der eben mit einem eisenbewehrten Ritter in der Unterhaltung begriffen ist. Der Kriegsmann, bemerkend, daß das junge Mädchen den Mönch zu sprechen sucht, entfernt sich etwas, um nicht zu stören.

Du kommst von Europa? fragt Hayda.

Ja, mein Kind.

Wirst du dahin zurückkehren?

Das Schiff, welches du dort im Hafen siehst, wird mit uns in zehn Tagen abgehen.

Wenn du aus Europa kommst, so kennst du auch den Sultan der Blumen?

Der Mönch lächelte.

Ich bin einer seiner bescheidensten Diener, meine Tochter.

O, sagte Hayda, die Hände über der Brust faltend, erlaube, daß ich mitfahre, führe mich zu ihm, verwirkliche meinen Traum!

Welchen Traum? fragte der Greis.

Hayda erzählte naiv ihre Liebe zu den Blumen, ihr Gebet, die Vision

während des Traumes, dann plötzlich auf eine Medaille zeigend, die der Mönch auf der Brust trug, rief sie:

Ja, ja, du bist sicherlich ein Diener desjenigen, der mich ruft. Ich erkenne ihn an diesem Bilde, so ist er mir erschienen.

Selig, die eines reinen Herzens sind, murmelte Pater Jerome. Dann trat er auf den Ritter zu und sprach leise mit ihm. Gleich darauf kehrte er zu Hayda zurück.

Wir wollen dich mitnehmen nach Europa, meine Tochter, und die Gattin dieses edlen Herrn wird dich bis zur Landung unter ihrem Schutz behalten.

Hayda folgte dem Ritter und dem Mönche nach einem großen schönen Hause. Dort wurde sie von einer noch fast eben so jungen Frau, wie sie selbst, gütig empfangen, nachdem diese von ihrem Gatten erfahren, um was es sich handle. Zehn Tage später ging das Schiff unter Segel und Hayda konnte sich des Gedankens erfreuen, daß sie sich nun dem Lande nähere, in welchem der Blumen-Sultan herrsche.

Die Edeldame führte das junge türkische Mädchen zu der verschlossenen Thüre eines Klosters und sagte zu ihm:

Klopfe hier an, liebes Kind, man wird dir öffnen und deine Wünsche werden erfüllt werden. Hayda küßte ihrer Beschützerin die Hand, klopfte und bald erschien eine Frau, Frieden und Seelenglück in den Zügen, öffnete und fragte nach dem Begehre der jungen Fremden.

Kennt ihr den Blumen-Sultan? fragte Hayda.

Die Nonne lächelte. Wir sind seinem Dienste geweiht, war die Antwort.

So habe ich mich also nicht geirrt ... und wollt ihr mir seinen Harem öffnen? In einem Traume hat er mir befohlen, ich solle mich an euch wenden.

Hayda wurde in einen großen Saal geführt. Frauen, gekleidet wie jene, welche sie eingelassen, begrüßten sie mit aufrichtiger Freude und engelgleicher Güte. Hayda erhielt die Zusage, daß sie in diesem Asyle, welches ihr himmlischer Bräutigam ihr angewiesen, bleiben dürfe. Langsam führte man sie in die Kenntnisse des christlichen Glaubens ein, aber in ihrer kindlichen Einfalt beharrte sie lange noch bei ihrer naiven Erwartung, daß derjenige, welchen sie den Sultan der Blumen genannt, sich ihr jetzt kundgeben werde, und betrübte sich, daß er so lange auf sich warten lasse. Sie hatte aber noch kein Verständnis für die wahre Bedeutung jener mystischen Worte.

Um sie zu trösten und zu zerstreuen, vertraute ihr die Oberin die Sorge über den Blumengarten an. Dort war sie in ihrem Elemente. Sie durfte die Rosen pflücken zur Zierde des Altares und ihre Bouquets, in denen jede Blüte nach orientalischer Blumensprache ihre Bedeutung hatte, bildeten gewissermaßen die Übersetzung der Gefühle des jungen Mädchens, welche sie so dem göttlichen Meister darbrachte. So schwanden die Monate dahin. Hayda drang allmählich in den Sinn jener geheimnisvollen Vision ein, sie legte die Gelübde ab, wodurch sie ihrem himmlischen Bräutigam ewige Liebe und Treue schwor, und hieß nun Schwester Maria vom Kalvarienberge. Sie nannte ihren Herrn nicht mehr den Blumen-Sultan, aber sie fuhr fort, ihn wie bisher besonders in den Wundern der Pflanzenwelt zu betrachten. Sie glaubte, ihm nicht

besser ihre Anbetung und Liebe bezeugen zu können, als dadurch, daß sie seinem Blumenkultus treu bleibe; war dies doch der Weg gewesen, auf dem sie zur Erkenntnis der Wahrheit geführt worden.

Die Klosterfrauen widmeten Schwester Maria eine zarte Freundschaft, die nahe an Verehrung grenzte. Die orientalische Jungfrau war ihnen durch so offenkundige Einwirkung einer höheren Macht zugeführt, über ihrem ganzen Wesen lag etwas so übernatürliches, daß sie nur mit Respekt zu ihr aufzublicken wagten. Der Priester selbst betrachtete sie wie eine ganz besonders von Gott Begnadete. In den Wissenschaften machte sie wenig Fortschritte; nicht, daß es ihr an Verständnis gefehlt hätte, nein, sie lebte einzig der Betrachtung und keine ihrer Mitschwestern würde den Mut gehabt haben, sie von den Stufen des Altares zu holen, damit sie sich mit irdischen Dingen beschäftige. In ihren beständigen Unterhaltungen mit dem Geliebten ihrer Seele fand sie eine Quelle seiner Weisheit, die den gewöhnlichen Menschenkindern verschlossen bleibt.

Gott wollte nicht, daß sie allzu lange auf die Erfüllung ihres heißesten Wunsches warten solle. Ohne äußerliche Veranlassung, ohne Erkrankung bemerkte man bald, daß die Gesundheit der jungen Nonne bedenklich erschüttert war. Auf die Frage, ob sie leide, antwortete sie lächelnd: Nein. Je mehr sie hinwelkte, um so größer wurde ihre Leidenschaft für die Blumen, kaum, daß sie den Garten noch verließ. Vergebens wiederholte der Arzt, daß die zu starken Wohlgerüche ihrer nervösen Natur zum Nachteile gereichten; Maria verstand ihn nicht und antwortete heiter: Bald wird mich Christus in den Garten seines Vaters führen.

Ihre Kräfte verfielen rasch; es wurde ihr unmöglich, die Lieblinge fernerhin zu pflegen, zu begießen und in Bouquets zu sammeln. Wankenden Schrittes schleppte sie sich durch den Garten, verglich sich selbst mit den Blumen, denen nur eine so kurze Lebensfrist vergönnt ist, und freute sich des Tages, wo ihr Herr sie selbst als unvergängliche Blume in sein Paradies verpflanzen werde. Eine Novize begleitete sie und lieh ihr den Arm als Stütze, bis eines Abends Schwester Maria ohnmächtig in ihre Arme sank.

Sie sollte ihre Zelle nicht mehr verlassen. Aber die Gefährtinnen begriffen zu gut ihre geheimnisvolle Anhänglichkeit an die Blumen, als daß sie dieselbe des Glückes, solche um sich zu haben, beraubt hätten, sie gestalteten das Zimmer der Leidenden zu einem wahren Blumengarten um. Die Kranke dankte ihnen mit sichtlicher Rührung; in ihren Augen las man eine Freude, zu sterben, die alle erbaute. Sterben! War das nicht die Erfüllung ihrer höchsten Wünsche?

Das Klosterglöckchen ertönt, langsam, leise; aber es liegt nichts trauriges in dieser ehernen Sprache, denn die Tochter des Orients, die ihrer Auflösung entgegensieht, ist eine christliche Jungfrau, eine jener weisen Jungfrauen, die mit brennender Lampe in der Hand und strahlenden Antlitzes dem Reiche der Ewigkeit entgegengehen. (Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Riffarth in M.Gladbach.